Im neuen Reich

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. **Alfred Dove.**

Erster Jahrgang, 1871.

Erster Band.

(Januar bis Juni.)

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1871.

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Unter diesem Titel erscheint vom 1. Januar 1871 an eine Zeitschrift, welcher

Herr Dr. **Gustav Freytag**

seine journalistische Thätigkeit ausschließlich widmen und welcher

Herr Dr. **Alfred Dove**

als Herausgeber und verantwortlicher Redacteur vorstehen wird.

Die neue Wochenschrift will durch ihren Namen bezeichnen, daß sie in Tagen froher Hoffnung, während einer Zeit großartiger Neubildungen in Staat und Gesellschaft entsteht. Die Anspannung deutscher Staatskraft im Kriege von 1870 verheißt für die kommenden Friedensjahre die Erfüllung großer nationaler Forderungen, aber auch neue Kampfziele und neue Arbeit. Nicht das Behagen ruhigen Genusses, sondern gesteigerte, angestrengte Thätigkeit steht uns bevor.

Für das neue Reich der Deutschen, welches durch Preußen i. J. 1866 begründet und durch die Erfolge dieses Jahres über den Main ausgedehnt ward, fordert unser Blatt den Einschluß sämmtlicher deutscher Staaten, engere gesetzliche und verfassungsmäßige Verbindung der Theile auf jedem Gebiete gemeinsamer Interessen. Ebenso die Beseitigung der letzten Reste altfränkischer Be-

vormundung und polizeilicher Willkür in den einzelnen Staaten; die Ausbildung der Zucht und Hingabe an den Staat in den Bürgern; die Kräftigung des Selbstregiments in jedem Kreise des Gemeinlebens.

Die Wochenschrift wird außer politischen Artikeln auch Berichte und Correspondenzen aus den einzelnen Landschaften, und in regelmäßiger Folge beurtheilende Uebersichten über die Tagesereignisse in der politischen Welt bringen; sie wird aufmerksam die Politik der Außenmächte und die Stimmungen der Völker verfolgen, und verspricht namentlich der Sache des Deutschthums in Oesterreich und Rußland, in allen Ländern, wo deutsche Colonisten sich angesiedelt haben, die wärmste Theilnahme.

Sie beabsichtigt die socialen und Kulturfragen der Zeit mit Aufmerksamkeit zu behandeln, in dem Kampfe zwischen Staat und Kirche und gegenüber den Anmaßungen der katholischen und lutherischen Orthodoxie ihre Pflicht zu thun, und den Ehrennamen eines freisinnigen Blattes wohl zu verdienen.

Eine nahe Zukunft wird nicht nur an den Staat und unsere Politiker, sondern auch an den Charakter des Volkes neue Anforderungen stellen, ja der Staatskunst wie dem Volksgemüthe manche neue Versuchung und Gefahr bereiten. Gern möchte dies Blatt der Nation ein treuer Mahner werden, daß die junge Größe uns ein sicheres Selbstgefühl steigere, die frische Macht uns nicht zu Ueberhebung verleite, daß moderner Genuß die heimische Sitte, gute Bürgerlichkeit und inniges Familienleben nicht verderbe. Wir haben jüngst Vieles an einem fremden Volke mißachten gelernt; es wird gut sein, wenn wir, die stolzen Sieger, auch der eigenen Mängel ehrlich gedenken.

Die Zeitschrift wird ein festes und unabhängiges Urtheil über Personen und Zustände geben, schonungslos gegen das Verkehrte und Schlechte, billig den ehrlichen Gegnern, nicht blind gegen die Fehler der Freunde; sie verheißt herzliche Wärme und Hingabe Allem, was dem theuren Vaterlande zur Ehre und Größe gereicht.

In der angestrengten Arbeit der letzten Jahrzehnte sind die realen Interessen der Nation sehr mächtig geworden, die Ausbildung für das praktische Leben nimmt ungleich größeren Raum in Anspruch, als zur Zeit unserer Väter. Gegen die Bildungsformen der letztvergangenen Generation, welche allzu ausschließlich der humanistischen Literatur zugewandt war, steht schroff eine jüngere Methode der Bildung, die als materialistisch gescholten wird und allerdings in entsprechender Einseitigkeit von der Wissenschaft vorzugsweise das Nützliche, von

der Kunst bequemen Sinnengenuß begehrt. Den großartigen Erfolgen dieses Strebens in fortschreitender Bewältigung von Raum und Zeit, in Hebung äußerer Wohlfahrt und Minderung menschlichen Elends, soll durch diese Wochenschrift durchaus ihr Recht widerfahren; um so mehr aber gilt es jetzt, die ideale Habe unserer Nation, die höchsten Resultate deutscher Wissenschaft, die Gesetze edler Schönheit in Sinn und Gedächtniß der Gegenwart zu erhalten. In solcher Tendenz wird das Blatt sich zur Aufgabe machen, wichtige neue Werke aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst eingehend zu besprechen, die Ergebnisse neuer Forschungen und den Gewinn neuer Entdeckungen darzulegen, über Richtungen und Fortschritte durch periodische Uebersichten zu belehren. Gern wird dabei hervorgehoben werden, daß die letzten Grundlagen der Freiheit und Größe in Wissenschaft und Staat dieselben sind, daß der sicherste Bürge deutscher Tüchtigkeit der ehrliche, unbestechliche, wahrheitsuchende Sinn unseres Volkes ist, ein Geist, welcher — überall selbständig zu prüfen bemüht — gegen jede einengende Autorität protestirt, und rücksichtslos verurtheilt, was ihm in Staat, Kirche, Wissenschaft als Schwäche, Heuchelei, Lüge erscheint.

Für diese Aufgaben erbittet die neue Wochenschrift das Wohlwollen der Deutschen. Sie wird durch einen Kreis bewährter Schriftsteller getragen, darunter nicht wenige wohlbekannte Gelehrte und Politiker, die seit Jahren in der Arbeit für die höchsten Interessen unserer Nation treu verbunden zusammenstehen. Sie sind gewohnt an das Vaterland zu denken da, wo sie kritisch urtheilen, wie da, wo sie zu unterhalten und zu gefallen suchen. Sie begrüßen in diesem zu guter Stunde begonnenen Unternehmen alle Gesinnungs- und Geistesgenossen und laden hoffnungsvoll zu gemeinsamer Wirksamkeit ein.

Der Unterzeichnete hat den Verlag der vorstehend angekündigten Zeitschrift übernommen.

Der Preis des Jahrgangs, welcher aus 52 Heften von 4—5 Halbbogen großen Octavformats bestehen wird, ist auf 8 Thaler festgesetzt, 4 Thlr. halbjährlich.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Leipzig, December 1870.

S. Hirzel.

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Politik und Kirchenthum.

Uebersichten. Krieg und Friede.

Politische Uebersicht: Januar, Februar, bis zur Jahresmitte. Alfred Dove. 219, 372, 1000.
Der Feldzug. ♀ 25, 70, 77, 148.
Der Feldzug und die Friedensstimmungen. ♀ 181.
Der Feldzug. ♀ 258, 300.
Der Feldzug. Schmähreden der Franzosen. G. F. 369.
Kriegstimmungen im deutschen Volk und Heer. G. F. 73.
Das „Retten" und „Rollen". Bitte an unser Heer. Gustav Freytag. 202, vgl. 370.
Schlachtenmuth der Deutschen sonst und jetzt. G. Freytag. 863.
Die Festungen in der modernen Kriegführung. E. v. H. 49.
Die militärischen Leistungen der Republik von 1870. E. v. H. 265, 324, 353.
Die Stimmung in der Provence. Ed. Böhmer. 131.
Das Sanitätswesen beim deutschen Heere. 169.
Liebeswerk der Quäker während des Krieges. 729.
Der Seekrieg von 1870/71 und die deutsche Flotte. 978.
Der Friede. G. Freytag. 305.
Unsere Aufgabe in Frankreich. ♀ 489.
Unser Heer in Frankreich. ♀ 570, 611.
Unsere Politik in Frankreich. ♀ 648.
Der Friede zu Frankfurt. Alfred Dove. 760.
Die Lage in Frankreich und unser Gewinn. ♀ 803.
Der Kampf in Paris und seine Folgen. ♀ 844.
Die Rückkehr der Bourbonen und der Friede. ♀ 920.
Französische Kriegsgefangene. Aus Wiesbaden. J. G. 297.
Die übergetretene Armee. Aus Lausanne. 260.
Die Heimfahrt im Kaiserzuge. 449.
Der Einzug der Sieger in Berlin. Alfred Dove. 960.
Das literarische Geschäft während des Krieges. Karl Buchner. 881.

Reich und Bundesstaaten.

„Im neuen Reich". Alfred Dove. 1.
Die Kaiserkrone. (Kriegsbild in Versen.) Gustav Freytag. 6.
Neues und altes Kaiserceremoniell. G. Freytag. 457.
Der Charakter der jüngsten Kaiserstadt. A. Dove. 450.
Das Reichstagshaus. Aus Baden. 486.
Die Reichstagsbibliothek. Aus Baden. 641.
Die Anfänge des Reichstags. a/D. 492.
Die Adreßdebatte im Reichstage. Aus Berlin. g. 520.
Die Reichstagsverhandlung über die Grundrechte. a/D. 574.
Reichstagsbericht. Aus Berlin. g. 613, 644, 722, 797, 841, 922, 957.
Neue Reichsministerien und veraltete preußische Departements. 738.

Der deutsch-französische Handelsvertrag. 245.
Die Zukunft der aus Frankreich verwiesenen Deutschen. 272.
Das deutsche Reich und der Kirchenstaat. Emil Friedberg. 33.
Das neueste Dogma und das Auftreten Döllinger's. Wilhelm Lang. 577.
Unsere Friedensziele. Anton Springer. 689.
Das deutsche Reich als Großmacht. G. Freytag. 994.
Das Zerreißen des Elsaß. G. F. 456.
Die Stimmung der Bevölkerung im Elsaß. M. 556.
Die lutherische Kirche des Elsasses. M. 969.
Die Neuschöpfung der Straßburger Universität. Lg. 345, 382.
Ersatz für Belfort und Deckung der neuen Grenze. Von einem deutschen Generalstabsofficier. 825.
Eine deutsche Pontusfrage. D. 937.
Die Hansestädte im neuen Deutschland. Aus Bremen, Hamburg, Lübeck. 81, 409, 443, 446.
Von der Nordsee. 30.
Der malchiner Landtag. Aus Mecklenburg. 137.
Vom Ostseestrand. D. 212.
Die Reichstagswahlen. Aus Mecklenburg. 563.
Ein Confliktchen. Aus dem Fürstenthum Ratzeburg. 679.
Berliner Briefe:
1. Der Truppeneinzug, die Theater. L. 682.
2. Geldmarkt und Actienschwindel, Zurüstungen zum Einzuge. L. 912.
Die Frage der Kirchenverfassung. Aus Kurhessen. *†* 287.
Staufen und Zollern. Aus Schwaben. 20.
Die Landtage der süddeutschen Königreiche. Aus Stuttgart. 145.
Vor den Reichstagswahlen. Aus Stuttgart. 251.
Feste und Reichstagswahlen in Schwaben. Aus Stuttgart. 405.
Aus den süddeutschen Königreichen. 525.
Der Brauch bei militärischen Ordensverleihungen. Aus Stuttgart. x. 657.
Die kirchliche Bewegung. Aus Württemberg. 718.
Die bairische Reichsdebatte. Aus München. 173.
Der Umschwung der Volksstimmung. Aus Altbaiern. G. W. 401.
Kirchliche und politische Neubildungen. Aus Baiern. 716.
Die kirchliche Haltung der Regierung. Aus München. 795.
Kirchliche, politische und dynastische Irrungen. Aus München. 908.
Der Eintritt Hessens. Aus Südhessen. 96.
Der Sturz des Herrn von Dalwigk. Aus Darmstadt. 607.
Die Veränderung im Ministerium. Aus dem Großherzogthum Hessen. 790.

Nachbarn und Fremdlande.

Luxemburger Brief. 255.
Luxemburgische Parteien und Tendenzen. Aus Luxemburg. 530.
Die Schleifung der Festungswerke. Aus Luxemburg. 990.
Die Stellung der Deutschen in Oestreich. Anton Springer. 27.
Die Kaiserreise. Aus Tirol. 103.
Die Stimmung der Deutschen. Aus Wien. 293.
Das neue Ministerium in Oestreich. Anton Springer. 341.
Ministerkrisen in Ungarn. Aus Pest. 361.
Die Doppelregierung in Oestreich. Aus Wien. 480.
Sinnlose Wirthschaft. Aus Deutschöstreich. 750.
Weiß man's denn? Aus Oestreich. w. 918.
Die Lage der Deutschen in Zürich. 434.
Der Deutschenhaß in Zürich. 483.
Sympathien und Antipathien in der französischen Schweiz. Aus Lausanne. 708.
Deutschland und die Niederlande. Aus Holland. 672.
Die Lage in England. G. 192.
Englische Correspondenz. Aus London. 533.
Botschafter. Aus London. 639.

Unsere Freunde und Feinde in England. Notizen eines Reisenden. J. G. 754.
Die schwedische Heeresreorganisation. Aus Skandinavien. C. v. S. 873.
Die neue Epoche der ewigen Stadt. Aus Rom. —v— 105.
Römische Gesinnung gegen Deutschland. Aus Rom. . . d . . r. 604.
Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik. 161.
Fürst Gortschakow und die russische Politik. Aus Petersburg. 567.
Russische Diplomatie. Aus Petersburg. 634.
Sociale Zustände in Rußland. Aus Petersburg. 787.
Russische Gesinnung gegen uns. Aus Petersburg. 870.
Rußland in Innerasien. Friedrich Marthe.
1. Land und Leute Innerasiens. 512.
2. Die Eroberung. 698.
3. Der Muhamedaneraufstand in China, Jünnan und die Dungenen. 817.
Präsident Grant und der San Domingo-Handel. Aus Newyork. J. S. E. 598.
Die Ku-Klux-Klans. Aus Newyork. 833.
Deutsche Friedensfeier. Aus Chicago. 993.
Aus Mejico (Guadalajara). 215.

Geschichte und Biographie.

Die biblischen Erzväter. Th. Nöldeke. 497.
Die germanische Politik des Augustus. Theod. Mommsen. 537.
Tacitus Geschichte der Regierung des Tiberius, übersetzt von Ad. Stahr. Michael Bernays. 963, vgl. 1010.
Die Säcularperioden in der deutschen Geschichte. Alfred Dove. 40.
Homeyer's Haus- und Hofmarken. A. Emminghaus. 742.
Martin Luther, Charakterbild von H. Lang. a/D. 111.
König Franz I. von Frankreich. Bernhard Kugler. 417, 468.
Lorenz und Scherer: Geschichte des Elsasses. W. O. 765.
Th. Hartwig: Uebertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel. 585.
Die deutsche Presse des 17. Jahrhunderts über Ludwig XIV. und die Franzosen. J. O. Opel. 849.
Ein vermeintliches Urbild des norddeutschen Bundes. W. Boehm. 668.
Ranke's jüngstes Werk. Alfred Dove. 769.
Stockholmer Erinnerungen. Wolf Graf Baudissin. 10.
Zur Beurtheilung des Wiener Congresses. Entscheidende Kräfte. Max Büdinger. 942.
Die sächsischen Landesfarben. K. G. Helbig. 90.
Reuchlin, Geschichte Italiens, III. W. Lang. 1005.
Die deutsche Militärliteratur seit 1866. Th. Toeche. 881, vgl. 1010.
Die erste Versammlung des hansischen Geschichtsvereins. Bp. 954.

Tizian und Pordenone. J. A. Crowe. 774.
Jansen, Leben Bazzi's. C. 413.
Ein vergessener nationaler Dichter. hm. 150.
Goethe's Verhältniß zu Philipp Seidel. C. A. H. Burkhardt. 277.
Goethe's Briefe an Ph. Seidel, mitgetheilt von Burkhardt. 331, 428, 628.
Erinnerung an Henrik Steffens. M. T. 626.
Humboldt als Judengenoß. Alfred Dove. 377.
Instruction Al. v. Humboldt's für Helene, Herzogin von Orleans. 356.
Arthur Schopenhauer und seine Mutter. H. Düntzer. 587.
Varnhagen, biographische Porträts. Michael Bernays. 655.
Dahlmann und Gervinus. Anton Springer. 183.
Nachwort über Gervinus. Alfred Dove. 494.
Jakob Grimm. Georg Curtius. 308.
Zur Erinnerung an Moritz von Schwind. M. J. 263.
Auber. Z. 846.

Poesie, Musik, Kunst und Alterthum.

Neue historische Dramen. G. Freytag. 17, 65.
Klaus Groth. D. 809.
Gosche's Archiv für Literaturgeschichte. 687.
Das 48. niederrheinische Musikfest. F. Gehring. 901.
Berliner Kunstcensur. 128.

Infallible Aesthetik. 806.
Der deutsche Künstlerverein in Rom. 758.
Die alte Kunst auf dem Kriegsschauplatze. A. Springer. 153.
Das neue Wien. 929.
Voegelin, die Madonna von Loretto. C. 415.
Die Katakomben Roms. Theodor Mommsen. 113.
Die antike Marmorata in Rom. —v— 56.
Historische Schichtenbildung in Rom. Ausgrabungen unter S. Clemente. A. Klügmann. 983.

Naturwissenschaft, Statistik, Landschaftsbilder.

Zahlwörter und Zahlzeichen. R. Baltzer. 617.
Notiz dazu von A. Schöne. 928.
Die Witterung im Kriegsjahr 1870. H. W. Dove. 185.
Die geographische Lage der großen Städte. Wilh. Roscher. 225.
Gesundes und Ungesundes in der Frauenfrage. H. Schwabe. 657.
Die zweite deutsche Nordpolfahrt. a/D. 653.
Der Winter in Holland. 176.
Aus der Stadt an's Meer. Ein Bild aus England. J. Gilden. 779.

Kleine Besprechungen.

Stroehlin, conditions de la paix; Hazelius, Stimme aus Schweden. a/D. 303.
Oestreichs letzter Rettungsanker. 304.
Reichsbücher: Hirth's Annalen, Auerbach, Hauser, Keller. a/D. 727.
Kiepert, Deutschland in seiner Neugestaltung. a/D. 688.
Berghaus, Chart of the World. a/D. 968.
Sachse, Büchercensur. a/D. 576.
Häusser, gesammelte Schriften, II. a/D. 616.
Varnhagen, ausgewählte Schriften. a/D. 654.
Acht Briefe Mendelssohn's. a/D. 688.
Buchner, Wieland und die Weidmann'sche Buchhandlung. 535.
Büchmann, geflügelte Worte. a/D. 224.
Fiori lirici tedeschi. 927.
Riegel, italienische Blätter. n. 32.
Volhard, Begründung der Chemie; Kolbe, Chemie in Frankreich. a/D. 151.

Im neuen Reich.

Das Jahr, dem wir Deutsche diesmal, ernster als je, den Scheidegruß nachrufen, nimmt die Gewißheit eines unvergänglichen Andenkens unter den Menschen mit sich hinab; ja unser eigenes Volk wird in Zukunft der hehren Erinnerung, die es hinterläßt, vielleicht keine unter allen früheren an die Seite setzen. Den größten europäischen Krieg unseres Zeitalters haben wir im stärkenden Bewußtsein der Gerechtigkeit unserer Sache mit Kraft, Umsicht und Ausdauer siegreich einem nahen Ende entgegengeführt, gegen eine Macht, deren unheilbringendes Uebergewicht der Erdtheil lange fast in schweigendem Gehorsam ertragen. Wir haben durch deren Zertrümmerung nicht uns allein, sondern allen Nationen die Freiheit der Selbstbestimmung ihrer Schicksale zurückgewonnen; ja das große Volk selber, das der blinde Träger jener verderblichen Obmacht gewesen, wird uns dereinst, wenn ihm je lichte Augenblicke reuiger Selbsterkenntniß wiederkehren, für die erlösende Strafe danken, die wir voller Zorn, aber ohne Hohn, beinahe widerwillig an ihm vollzogen haben. Uns aber haben wir damit die hervorragende Geltung wieder erstritten, die uns nach Menschenzahl, Gesittung und geistiger Reife im Kreise der ersten Nationen gebührt, und sind ernst entschlossen, die führende Stellung unter ihnen, zu der uns nun zum anderen Male der Ruf der Geschichte emporgehoben, durch das vorleuchtende Beispiel enthaltsamer Friedensarbeit, durch eine des Jahrhunderts würdige Politik furchtloser Redlichkeit täglich neu zu verdienen. Nur um das ungestört zu vermögen, verlangen wir den Siegespreis, den uns der überwundene Feind noch in hochmüthiger Verblendung verweigert, indem er, freilich auch uns und der Welt zum Unsegen, doch zumeist zu eigenem Verderben einen ausartenden Kampf erbarmungslos gegen sein Land verlängert. Wir bedürfen dieses sichernden Siegespreises, weil uns, wie wir mit der Offenheit edler Trauer bekennen, der Wiedereinsatz so unvergleichlich kostbaren Blutes immerdar unaussprechlich hart ankommen würde. Zugleich aber soll die Heimführung unserer durch alte Fahrlässigkeit verlorenen Volksgenossen uns selbst und unsern Widersachern ein Denkmal werden, daß wir spät zwar, aber noch zu rechter Stunde weise geworden: das Elsaß, wie ja vor der Hand im Werke ist, im Namen der gesammten Nation nach deutscher Weise beherrscht und behütet, ist zu unserem

Eintrachtsplatze bestimmt, dessen freundlicher Anblick, wenn erst wieder blühendes Gedeihen darin erwacht ist, das unheimliche Gedächtniß unserer schmählichen Spaltung endlich für immer austilgen möge.

Denn höher noch, als allen Kriegsruhm, wird doch die Nachwelt an dem verflossenen Jahre das zu feiern wissen, was zum guten Theil Ursache so unerhörter Erfolge gewesen, die einmüthige Gesinnung, die — leider auch zuvor unerhört — beim Ausbruche des Kampfes unser ganzes Volk ergriff; sie wird auch den Fürsten Süddeutschlands nicht vergessen, daß sie in hochherziger Klugheit — halb belehrt, halb bekehrt — den Fehler vom Jahre 1866 energisch wieder gut zu machen eilten. Wenn aber eine gerechte Geschichte dereinst die mühselige, weitzerstreute, unscheinbare Kriegführung dieser letzten, rauhen Wochen nicht geringer anschlagen darf, als die raschen, freudigen, glänzenden Schlachten vom August und September: wird das Urtheil über unser Handeln und Dulden im Innern ein gleiches sein? Hat da der Winter gebracht, was der Sommer verheißen, hat die Verfassung erfüllt, was die Verbrüderung hoffen ließ?

Das deutsche Landesfürstenthum, das einst im Bunde mit der römischen Hierarchie die Herrschermacht unserer gewaltigen Kaisergeschlechter untergrub, das dann nach ihrem Sturze die bequemen Formen einer unendlich dehnbaren Reichsverfassung mit wohlberechneter Schonung benutzte, um selber zu gebieterischer Unabhängigkeit emporzusteigen, dasselbe deutsche Landesfürstenthum hat nun unterm Vortritt des stolzesten seiner Häuser jene alten, vieldeutig schillernden Namen „Kaiser und Reich" der Nation und ihrem führenden Königsstamme entgegengetragen. Gern oder ungern — beide durften sich nicht weigern, die prächtige Gabe anzunehmen. Denn nicht sowohl die Krone, als ihre Ueberbringer glaubte Friedrich Wilhelm IV. einst zurückweisen zu müssen, während seinem Nachfolger jedes ängstliche Bedenken durch den Entschluß des jungen Baiernkönigs und die Zustimmung, die ihm allenthalben zu Theil ward, erspart worden ist. Das deutsche Volk aber hat einmal dies kaiserliche Siegel auf die vertagten Einheitshoffnungen aus seiner innerlich am heftigsten aufgeregten Zeit gedrückt, es hat sich gewöhnt, was ihm unter solchem Zeichen dargebracht wird, als seinen Wünschen gemäß zu betrachten. Und dennoch ist es kein Geheimniß, daß wir, im Norden wenigstens, zum großen Theil uns bitter enttäuscht fühlen durch den Abschluß, den die hochstrebende Bewegung der jüngsten Zeit in den Verfassungsbündnissen und Verträgen mit den Südstaaten, vornehmlich aber mit Baiern zu finden scheint. Nicht allein, daß dieser Staat eine mit Vorrechten jeglicher Art ausgestattete Ausnahmsstellung — gleichsam ein Seitenverwandter neben der wahren Familie — sich ausbedungen hat; das möchte noch immerhin mit einem vertrauensvollen Blick in die Zukunft zu ertragen sein; ward doch, als

einst zum ersten Male König Heinrich I. den ganzen deutschen Namen zum Reiche verband, demselben Baiernstamme und seinem Herzoge gleichfalls eine fast unabhängige Sonderstellung eingeräumt, und dennoch fügte sie nach kaum einem Menschenalter der unwiderstehliche Zug der begonnenen Entwicklung der Reihe der anderen unterschiedslos ein. Nein, weit bedenklicher muß uns machen, daß die festen Grundlagen der Staatseinheit, deren wir uns im Norden seit drei Jahren mit stets wachsender Zuversicht erfreuten, selber erschüttert sind. Das straffe Band unserer norddeutschen Verfassung ist gelockert worden; es kann uns wenig trösten, daß die erhebliche Verstärkung der föderativen Elemente dem Auslande Beruhigung gewähren wird, die es doch, wenn es sich nicht absichtlich verblendet, reichlich aus unserer Gesinnung schöpfen könnte. Das einfache Bild unseres wahrhaftig schon aller echten Individualität schonenden Gesammtzustandes, ist durch ein weitläuftiges, schwer zu überschauendes System von Klauseln und Schnörkeln verwirrt; selbst in den großen, ausdrücklich zu gemeinsamen Angelegenheiten erklärten Fragen des Rechtes und der Wohlfahrt soll es hinfort an Theilinteressen, Theilabstimmungen und Theilbeschlüssen nicht fehlen; Abstufungen in Pflichten und Rechten sind gebildet worden, welche nicht eben erfreuliche Erinnerungen an die wunderlich schattirte Hierarchie der Stände des weiland alten Reiches in uns wachrufen.

Wir nun, die wir das neue Reich auf unseren Schild geschrieben haben, wollen es dadurch begrüßen nicht als ein bloß erneuertes altes, sondern als ein modernes, eine echte Geburt der Neuzeit, welche den Anforderungen der heutigen Geister an ein wirkliches Staatswesen Genüge leistet. Wir sind nicht gesonnen, über dem, was geschehen, und dem, was leider unterblieben ist, den Muth sinken zu lassen. Wie oft hat man nicht in diesem herrlichen Jahre dem rührigen Hutten nachgerufen, daß es eine Lust sei zu leben! Wohlan! auch uns soll es Freude sein, im neuen Reiche zu leben, nur daß wir dies Leben nicht anders denken können, denn als eine Arbeit am Reiche, auf daß dies Jahr dereinst als ein fröhlicher Anfang erscheine, nicht als ein feierliches Ende. Wohl ist die Fortbildung unsrer Verfassung in betrübender Weise erschwert; die Summe der Reibung, die zu überwinden sein wird, hat man so sehr erhöht, daß fast ein dauernder Stillstand zu befürchten steht. Da ist es erst recht an der Zeit, im Volke selber die innere Triebkraft des nationalen Geistes anzufachen, dem, wenn er sich erst in einmüthigem Verlangen äußert, die Regierungen schwerlich widerstreben werden. Es bedarf keines Nachweises, wie sehr es an dieser Einmüthigkeit zumal im Süden noch fehlt. Man möchte bedauern, daß der schwer erforschliche Staatsmann, dem wir die schnelle Verwirklichung unserer nationalen Wünsche verdanken, wie er denn immer verwickelte provisorische Zustände zu schaffen liebt, weil sein eigener erfind-

samer Geist sich in ihnen mit Geschick und fast mit Behagen bewegt, man möchte bedauern, daß er uns ein neues Provisorium bereitet hat, das unserem erregten Leben noch immer keine wahre Ruhe verspricht; allein man muß es anerkennen: die Gemüthsverfassung der Nation ist selber noch eine provisorische. Wir brauchten heut nicht wieder „dem Erreichbaren das Wünschenswerthe“ zu opfern, wenn wir nur erst alle die gleichen Ziele für wünschenswerth hielten. Dahin zu wirken, dafür, wenn es sein muß, zu kämpfen, ist eine Aufgabe, die sich diese Wochenschrift gestellt; und darin vornehmlich erblickt sie die Berechtigung ihres Daseins.

Doch ist eine solche Wirksamkeit mit nichten auf das eigentlich politische Gebiet, auf das der Rechts- oder gar der Verfassungsfragen allein beschränkt. Nur der kühne Idealismus des deutschen Dichters konnte den Ausruf wagen, es sei der Geist, der sich den Körper baue. Der Gang, den unsere nationale Wiedergeburt genommen, von dem Geistesfrühling des achtzehnten Jahrhunderts durch die sittliche Läuterung der großen Arbeitszeit nach 1807 bis zur endlichen politischen Reife, rechtfertigt jenen Spruch als Gesetz deutscher Entwicklung, wenn auch, was so häufig undankbar verkannt worden, die preußischen Herrscher schon längst auch für den allmählichen Aufbau eines gesunden Staatskörpers thätig gewesen waren. Nun aber, wo der Bau dieses Körpers wenigstens zu äußerer Abrundung gediehen ist, wozu anders sollte er so stattlich dastehen, als zur wohnlichen Stätte, da der deutsche Geist sein ungehemmtes Leben führe? Wenn aber Freiheit die Lebensluft vor anderen dieses deutschen Geistes ist, wie kümmerlich ist ihm doch noch immer zu athmen und sich zu regen vergönnt! Die finstere Macht Roms, die eben die Grenzen der Menschheit verachtend den irdischen Boden unter den unsicheren Sohlen verlor, hat sich nur um so entschlossener in ihr ewig sich selbst bejahendes Inneres zurückgezogen und hält ihre schwere Hand bedrohend und beängstigend über manchem deutschen Gewissen, gleich feindlich dem Staatsbewußtsein wie der Entwicklung des Volksthums. Ja ihre Herrschaft ist im Wachsen begriffen gerade unter den Bürgern unseres preußischen Staates, der sich doch einst den Ruhm verdiente, für den Hort der Unabhängigkeit des Geistes zu gelten. Kein Wunder, so lange die höchste staatliche Autorität über Kirche und Schule — in verderblicher Vermischung — in einem Sinne ausgeübt wird, der die rechte Bethätigung evangelischer Denkart darin zu erblicken scheint, die römischen Formen überwachender Strenge nur in nüchterne Prosa zu übersetzen. Es wäre fürwahr keine frohe Aussicht fürs neue Deuschland, wenn dies System sich darin ausbreiten dürfte, ja, wenn man es auch nur da, wo es bisher so unbesorgt geschaltet, als ob alle Zukunft ihm gehöre, fortan unbestritten weiter wirken ließe. Die Schule mindestens, durch die es allerdings die Zukunft zu beherrschen droht, muß

man seinen Einflüssen zu entziehen trachten; die Kirche, wenn sie diesen Namen verdienen will, hat befreiendes Heil nur aus ihrem eigenen Leben zu erwarten.

Um die wahrhaft schöpferische Geistesthätigkeit freilich in den hohen, reinen Sphären der Wissenschaft und Kunst ist uns nicht bange; das kleine Treiben persönlicher Willkür reicht zu ihnen nicht auf. Ihnen vor allem wird aus den großen nationalen Errungenschaften neue frische Lebenskraft erwachsen! Nur daß sie nicht — und diese Warnung gilt besonders der Kunst — statt den Antrieb zu selbstgewählten, freien Schöpfungen daraus zu entnehmen, sie voreilig zum eigentlichen Inhalt ihres Wirkens zu erheben trachten! Allein die Universalität des deutschen Geistes ist so groß, daß wir nicht ernstlich fürchten dürfen, er werde jemals in starren Teutonismus, in eitle Selbstverherrlichung verfallen; für Wahrheitsforschung und Schönheitssinn hat er sich das allgemein Menschliche seit geraumer Zeit so entschieden zum Ziel erkoren, daß er sich seiner nationalen Eigenthümlichkeit gar nicht anders bewußt wird, als in diesem unbefangenen, über den Tag und seine Stimmungen erhabenen Streben nach schrankenloser Humanität. Auf solchem, keiner Lust noch irgend welchem Bedürfniß des Augenblicks gehorsamen Gange deutsche Wissenschaft und Kunst zu geleiten, wird die lohnende Aufgabe dieser Wochenschrift sein; sie zu leiten unterfängt sie sich nicht. Wohl aber darf sie versprechen, daß sie redlich bemüht sein wird, die Blicke der Nation auf die Punkte zu lenken, wo es Noth thut, auch die materielle Unterstützung von Seiten des Ganzen, die Reichshülfe, um es kurz und bedeutsam zu sagen, gelehrten oder künstlerischen Unternehmungen von hohem nationalem Werthe zuzuwenden, über denen sich bisher leider so oft in lähmender Sorge, mittellos vereinzelt, mancher unserer ersten Geister hat aufzehren müssen.

Der Kreis des Menschlichen aber wäre überhaupt mit nichten erfüllt, wofern man nicht auch der Noth und des Elends gedächte. In so reichlichem Lichte dies ruhmwürdige Jahr stand, so tiefe Schatten wird es in die Zukunft hinein werfen. Nicht die Tapferen allein, die der arge Krieg selber ihrer Arbeitskraft, nicht die Familien nur, die er ihres Ernährers beraubt hat, werden werkthätiger Hülfe bedürfen. Auch die Wunden, die er mittelbar allem Wohlstande geschlagen, werden unsere nachdenkliche Pflege verlangen. Die sociale Frage wird wieder auftauchen mit ihren vielgestaltigen Schrecken. Nehmen wir ihr die gefährliche politische Richtung, indem wir sie alle behandeln als eine Sache deutschen Ernstes und moderner Menschlichkeit, und trachten wir insgesammt unablässig nach der Ehre, Arbeiter zu heißen, mit Kopf oder Hand, Arbeiter am und im neuen Reich! —

Alfred Dove.

Kleine Kriegsbilder.

Die Kaiserkrone.

„Woher Geselle?“

Heimwärts aus blutgetränktem Feld.
Im Sturm zerflogen sah ich der Feinde Heergezelt;
Das Größte lebt' ich: Siegruf und todverachtend Sterben,
Ein Reich, das neidisch arge, geschlagen in hundert Scherben.

„Auch uns daheim bescheerte die Zeit ersehntes Glück;
„Verlorne Landgenossen warb unser Schwert zurück,
„Die Herzen der Deutschen schlagen einträchtig jetzt zusammen,
„Verbrannt sind kleine Fehden in hellen Kriegesflammen,
„Geschirrt an *einen* Wagen Germanias edle Rosse.“

Sie schnauben hart gebändigt im großen Heerestrosse.
Ungleich sind die Geschirre, 's ist schnelle Lagermache,
Der Sattler war in Eile.

„Zu bessern sei die Sache
„Des Volkes und des Lenkers auf hocherhöhter Bank.“

Hui, ich versteh'. Ihr Knaben, erhebt den Festgesang:
Kiffhäuser heißt ein Hügel in Schwarzburg-Rudolstadt,
Dort haust in Spinneweben die Kaisermajestat.

„Sei ernsthaft. Alt Verblichnes lebt auf in schönrem Glanz,
„Die Krone liegt in Arbeit.“

So eifrig hatte man's?—
Wir stehn in alter Reichsstadt, gewandelt hat die Zeil
Den Bilderschmuck, der lockend dem Käufer hänget feil.
Vor Kurzem waren wir Preußen ein gern entbehrter Schatz,
Heut hängt das Bild des Königs an jedem Ehrenplatz.
Schau hier die beiden Helden, den Vater und den Sohn,
Die Kraftgestalten fügen sich gut zum höchsten Thron! —
Euch haben die Fürsten Deutschlands den Kaiserreif gebracht,
Sie haben widerwillig das eigne Heil bedacht,
Durch sie nur und mit ihnen hat Kaiserwürde Sinn.
Jetzt seid ihr gesellt den andern, als erste, wohl, weithin
Vom Niemen bis zur Mosel. — Bisher doch wart ihr mehr:
Heerkönige des Volkes, den Fremden starke Beschwer,
Unheimlich, stets verdächtig, wie dunkle Wetterwolke.
Blutbrüderschaft verbindet euch jeden aus eurem Volke

Zum Leben wie zum Tode. Das Amt die höchste Ehr',
Sehr streng die Zucht, die Arbeit die zugemeßne, schwer,
Gering oft das Behagen im engen Haus! Und doch
Hingab' und Treu' im Dienen. Es sieht der Kleinste noch
Ehrfürchtig und vertraulich nach eurem Haupte hin,
Das schwere Amt des Königs liegt immer in seinem Sinn;
Ihr dient, wie er, für Alle, Werkmeister in eurem Staat.
Und schlagt ihr an den Heerschild, dann weicht zu blut'ger That
Von Weib und Kind der Vater; er zieht in euren Streit
Nicht opferfroh, nicht eitel; 's ist seine Schuldigkeit
Wie eure. Ob hinten im Rücken sein kleiner Acker versande,
Die Liebsten darben und sterben, er gehört zuerst dem Lande,
Wie ihr. Und liegt am Abend zu Tode getroffen der Mann,
Dann reitet ihr über die Walstatt im Donner der Schlacht heran,
Walküren des Todes und Sieges. Der Wunde rafft sich empor
Und ruft sein schwaches Hurrah euch grüßend an das Ohr.
Ihr schwingt vom Roß zum Boden und beugt euch über ihn her,
Zwei Preußen sehn sich ins Antlitz; — ihr seid bereit, wie er.
Der starke Zwang des Staates, das ist der Preußen Ruhm,
Die Brüderschaft im Heere der Zollern Königthum!
Viel Großes sah ich bei Fremden, so stolze Krone nicht,
Viel Schönes gedeiht dort besser, doch nirgend so hohe Pflicht.

„Und meinst du, daß neuer Name so feste Treue bricht?"

Wir sind als Königsleute zu rühmlichem Volk geworden,
Wir haben alle Deutsche geladen in unsern Orden
Durch Brudergruß und Waffen; wir halten im Eisenring
Die deutschen Völker zusammen, der goldne gilt gering.
Soll unser König von Fürsten geliehene Krone tragen?
Beim Geist des großen Friedrich, das will uns nicht behagen.

„Die Fürsten bringen die Krone, sie küren auch sich den Herrn,
„Dem Volk den höchsten Walter; nicht jeder fügt sich gern.
„Die alten Herrengeschlechter bewahren stolzen Muth,
„Gleich schätzt sich jeder dem andern in deutschem Fürstenhut,
„Sie wissen, daß sie ein Opfer gemeinem Wohl gebracht."

Nicht goldnen Schein, das Wesen begehren wir der Macht.

„Doch wenn der Herrschaft Wesen zugleich am Scheine hängt,
„Wenn Kaiserwille fester die Seelen im Volke lenkt?

„Gewaltig schallt der Name des Kaisers über den Main,
„Er läutet wie Kirchenglocken euch den Gehorsam ein;
„Der Goldring macht zum Erben uralter Herrlichkeit,
„Daß Herrschaft herrlich werde, war Wunsch zu jeder Zeit.
„Euch Preußen vermochten lange die Fürsten zu widerstehn,
„Doch nimmer dem deutschen Kaiser."
Sie haben sich vorgesehn,
Verbrieft sind ihre Rechte.
„Doch auch die Kaisermacht:
„Daß ihr euch der Macht enthaltet, das hat wol Niemand gedacht."

Verständig mahnst du, dennoch bleibt stille Sorge zurück,
Wir kleinen Leute bedenken der Herren eignes Glück.
Um Thron und Krone schweben neidmuthig finstre Gewalten,
Wir möchten die Zucht der Zollern auch spätem Geschlecht erhalten,
Ob sie gesund uns dauern, das ist's, was am tiefsten härmt.
Ich sah ein Volk der Bienen, das ohne Weisel schwärmt,
Das Haus der alten Gebieter ist drüben im Celtenland
Verfürstet und verderben, vom Grund der Väter gebannt;
Jetzt wählen sie und verscheuchen durch tönendes Wort im Saal,
Durch Bürgerkrieg auf den Gassen; wohl lange währt die Qual.
Was wahrte den Hohenzollern die starke Jugendkraft?
Sie stehn mit den deutschen Völkern in Bundgenossenschaft,
Mit uns — nicht gegen die Fürsten, wenn diese unser gedacht,
Doch gegen eitles Begehren und hohe Niedertracht:
Das hat die Fürstenwillkür stets unsern Herrn gebändigt,
Das hat in gutem Frieden stets innern Zwist beendigt,
Thatlustig hob es den Greisen, dem Tapfern mehrt es die Tugend,
Daß sie um Deutschland warben, schuf ihnen die holde Jugend.

„Gewandelt ist das Kampffeld, es bleibt der alte Streit,
„Jetzt hält das deutsche Banner der Kaiser im Waffenkleid."

Du sagst es. Nur besorg' ich, der alte Cäsarenname
Erregt ein graulich Gewölke vom staubigen Trödelkrame.
Der Herold schon enthebt sich dem Grab und sinnt zur Stelle
Wie er dem Preußensilber das Kaisergelb geselle,
Und kratzt auf jeden Eckstein sein kaiser-königlich.
Die Stufenleiter der Edeln steilt hoch und höher sich,
Erz-alte Würden erstehen gehüllt in Puppenkleider
Von neuer Prachterfindung der Tapezier' und Schneider.
Wir werden für junge Prinzen die hohe Fürstenschule,

Ein jeder rückt sein Stühlchen zum sammtnen Kaiserstuhle,
'S wird modisch, daß höchster Adel in Waffen zu Hofe geh',
Breit lagert in Heer und Hallen der Cötus A und B.
Manch tapfrer Knabe darunter, mancheiner vom besten Schlag,
Die mehrsten Nippesarbeit, zu fein für den Werkeltag.
Wir haben an Prinz-Generälen und hohen Orden genug,
Den Zuwachs heranzulächeln vermeidet der Preuße mit Fug.
Volkshüter nennst du den Kaiser, er wird auch Fürstenwirth,
Der trotzige Bankgenossen durch edle Spenden kirrt. —
Das Alles ist einzeln wenig, im Schwarme wird es Fluch,
Es drängt sich in jede Stunde, es füllt das Pflichtenbuch
Des Tages, es legt sich als Nebel inzwischen Volk und Herrn.
Den alten Cäsarenfrevel hält deutsche Ordnung fern,
Nicht mehr das Ungeheure verstört den Herren die Tage,
Das thut das Kleine, Gemeine: die ewige Hatz, die Plage
Des prächtigen Scheins, die Sorge nie Einem zu schaffen Leid,
Die wirkungsfrohe Verschwendung der Liebenswürdigkeit.
Sieh, darum ist mir leidig das rostige Kaiserschwert,
Weil es geliebten Herren Gefahr des Amtes mehrt.
Die als geprüfte Männer jetzt unter Krone gehn,
Sie mögen allem Bedrängniß der Würde widerstehn,
Doch Andre kommen.
„Es fordert sich jede Zeit den Mann.
„Das Volk selbst zieht sich die Fürsten, ob gut ob arg, heran;
„Was Bildung der Freisten gewesen im letztvergangnen Geschlecht,
„Zum Throne steigt es im nächsten und fordert sich Herrenrecht,
„Lieb oder leid dem Volke; was Fehler des Volkes war,
„Das wird wie im Gegenlichte durch That der Fürsten klar,
„Denn Sclavensinn der Diener macht Fürstennacken steif,
„Geschmeidig Fügen des Volkes begehrlich den Kronenreif.
„Drum sinnen wir nicht um Jene, nur daß wir selbst bestehn,
„Wenn unsere Söhn' einst prüfend auf Arbeit der Väter sehn.
„Ehrbare Zucht im Hause, Muth freier Männer im Staat,
„Und sonst schafft jede Zukunft sich selber den besten Rath."

Zu guter Stunde mahnst du. Indem wir Zeichen deuten
Verkündet den Deutschen ihr Neujahr vom Thurm das Glockenläuten,
Und so den lieben Häuptern der Fürsten zugewandt,
Erfleh' ich Heil und Segen dem großen Vaterland;
Nach harter Schlachtenarbeit sei heißersehnter Frieden,
Die alte Königstreue sei neuem Reich beschieden.

G. Freytag.

Stockholmer Erinnerungen.

Sie haben mich aufgefordert, Ihnen von meinen Erlebnissen in Schweden während der Jahre 1810—1813 einige Facta schriftlich zu wiederholen, die Ihnen in der mündlichen Erzählung interessant vorkamen. Seit jene Dinge sich zutrugen, sind sechzig Jahre vergangen, und ich darf kaum annehmen, daß die jetzige Generation, die in den nächsten Wochen einen so gewaltigen Umschwung vollendet zu sehen hofft, dieselbe Theilnahme für vergangene Ereignisse empfinden könne, die mich damals erfüllte. Immerhin aber werden ihr einige derselben insofern denkwürdig erscheinen, als ich voraussetzen darf, daß sie bisher wenig bekannt geworden sind, und als alle Intriguen und Conflicte jener Zeit mit der Entscheidung des Kampfs gegen Napoleon I., und also auch mit den jetzigen Welthändeln, in genauer Verbindung stehn.

Ich war im December des Jahres 1809 zum Legations-Secretair der dänischen Gesandtschaft in Schweden ernannt und trat die Reise nach Stockholm mit dem Gesandten, Grafen D., meinem Onkel, im Januar an. Der Hof des alten damals schon sehr schwach gewordenen Königs Karl XIII. bot zu jener Zeit den wunderlichsten, fast theatralischen Eindruck: Reichsräthe, Würdenträger und das sehr zahlreiche Hofpersonal trugen das von Gustav III. eingeführte sogenannte Schwedische Nationalcostüm, dessen spanisches, geschlitztes Wams und seidener Mantel nebst gepudertem Kopf der jetzigen an Militair-Uniformen gewöhnten Jugend höchst abenteuerlich vorkommen würde. Im Mai 1810 starb plötzlich während einer Revue in Schonen der zum Nachfolger des kinderlosen alten Königs erwählte Kronprinz, Bruder des Herzogs von Augustenburg. Er war dem schwedischen an Repräsentation und Glanz gewöhnten Adel nicht sympathisch gewesen, desto mehr aber von der Armee und den Bauern geachtet und geliebt worden. Es ist meine Ueberzeugung, daß sein Tod ein natürlicher war; im Stockholmer Publicum aber hatte sich die Ansicht verbreitet, ihm sei Gift beigebracht worden; die traurige Folge dieses Gerüchtes war der an dem Reichsmarschall Grafen Axel Fersen verübte Mord. Als der feierliche Leichenzug die engen Gassen der innern Stadt erreicht hatte, ward der Unglückliche, der sich in ein Haus hatte flüchten wollen, aus seinem Versteck herausgeholt und auf der Straße erschlagen. Bald nachher berief der König einen Reichstag nach Oerebro, um abermals einen Thronfolger zu wählen.

Ungefähr um dieselbe Zeit hatte der bisherige Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Kopenhagen — später preußischer Minister des Aeußern — Graf Christian Bernstorff, seine Stellung aufgegeben, um sie mit dem Posten eines dänischen Gesandten in Wien zu vertauschen. Sein Nachfolger war der frühere dänische Gesandte in Petersburg, Baron Rosenkranz, seit

undenklicher Zeit der erste geborene Däne, der dies Amt bekleidete. Diese Ernennung hat den wesentlichsten Einfluß auf die Ereignisse des Sommers gehabt, die, wenn Graf Bernstorff am Ruder geblieben wäre, ganz gewiß sehr anders verlaufen sein würden.

Graf D. nämlich, der dänische Gesandte, ein außerordentlich begabter und durch gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, scharfen Verstand und Witz glänzender, aber eben so ehrgeiziger und in der Wahl der Mittel für seine Zwecke wenig scrupulöser Mann, war seit dem Tode des Augustenburgischen Prinzen von der einen Idee erfüllt gewesen, dem Könige von Dänemark die schwedische Krone zu verschaffen und die scandinavische Union wieder herzustellen; wobei ihm für sich selbst die Würde eines künftigen Reichskanzlers vorschwebte. In diesem Sinne schrieb er alle Berichte an Herrn v. Rosenkranz, den er denn auch für seine hochfliegenden Pläne zu gewinnen wußte. Der stumpfe, alte König von Schweden sah der Wahl seines Nachfolgers mit Besorgniß entgegen, und äußerte sich kurz vor der Berufung des Reichstags naiv genug gegen meinen Onkel: Ces diètes, Monsieur le Comte, c'est une chose très respectable; mais ça ne vaut rien du tout. — Die vier Stände kamen zusammen und es ward ein aus zwölf Mitgliedern bestehendes Wahlcomité ernannt, dessen Vorschlag, wie man allgemein versicherte, maßgebend sein werde. Wie man bald erfuhr, vertheilten sich die Stimmen in der Weise, daß zehn sich für den Herzog von Augustenburg, Bruder des verstorbenen Prinzen und Schwager des Königs von Dänemark, eine für den Prinzen Lucian Bonaparte und eine für den König von Dänemark erklären werde. Diesem entmuthigenden Ergebniß gegenüber faßte man in Kopenhagen den gewagten Entschluß, dem Herzoge von Augustenburg die Annahme der ihm zugedachten Krone nicht nur zu verbieten, sondern sogar die von ihm bewohnte Insel Alsen mit Kriegsschiffen zu cerniren, um ihm, falls er auf ein heimliches Entkommen bedacht sein sollte, dasselbe unmöglich zu machen. Man ging noch weiter: ein eigens ernannter und bevollmächtigter Gesandter, Baron Selby, ward beauftragt, nach Oerebro zu reisen und dem König von Schweden ein eigenhändiges Schreiben Friedrich's VI. zu überbringen, in welchem dieser sich als Candidat zur Wahl in Vorschlag brachte.

Daß dieser Versuch keinen Erfolg haben werde, sagte sich alle Welt. Er sollte jedoch bald durch ein von Niemand erwartetes Ereigniß so völlig überboten werden, daß sein Mißlingen gar nicht mehr in Frage gestellt zu werden brauchte. Dieser Zwischenfall war eine eben so kühn ersonnene als geschickt durchgeführte Intrigue, die es dahin brachte, den französischen Marschall Bernadotte, Prinzen von Ponte Corvo, auf den schwedischen Thron zu erheben. Es ist wohl selten ein großer Erfolg erreicht worden, der auf einer so absoluten Täuschung beruht hat. Der Hergang war folgender: Ein ehe-

maliger französischer Consul in Gothenburg, Namens Fournier, der in Folge seines Bankerotts Schweden verlassen und sich nach Frankreich zurück begeben hatte, war in Paris mit einigen schwedischen kriegsgefangenen Officieren, namentlich mit den Grafen Mörner und Cederström bekannt geworden, die sich lebhaft für den Gedanken begeistert hatten, Schweden durch einen erprobten französischen Feldherrn wieder in den Besitz von Finnland zu setzen. Der Prinz von Ponte Corvo war ihnen als eine ganz geeignete Persönlichkeit erschienen, und sie fanden in Fournier einen bereitwilligen Vermittler, der sich dadurch empfahl, daß er Land und Leute in Schweden genau kannte. Napoleon I., der mit seinem Marschall zerfallen war, hatte so wenig Antheil an dieser Intrigue, daß Fournier nur mit Mühe einen Paß vom Herzog v. Bassano erlangen konnte, und daß der Kaiser sogar daran gedacht haben soll, nachdem die Wahl erfolgt war, dem Prinzen die Annahme der schwedischen Krone zu verbieten. Der Abenteurer erreichte nun Oerebro, und es gelang ihm in kürzester Zeit die Hoffnung zu wecken, mit einem französischen Helden an der Spitze des Heeres und unter dem Beistand des großen Kaisers werde sich Finnland zurückerobern lassen, dessen Verlust von der ganzen Nation schmerzlich empfunden ward. Der Gedanke zündete; eine Stimme nach der andern ward gewonnen; in Zeit von vierzehn Tagen war das ganze Wahlcomité einig geworden, den Prinzen von Ponte Corvo zur Wahl zu empfehlen, und zwar in der durchaus falschen Voraussetzung, sich dadurch der Gunst Napoleons zu versichern. Fournier hatte kein Mittel verschmäht; die Offiziere wurden entflammt durch die Aussicht auf einen bald zu erwartenden Feldzug gegen Rußland; den Kaufleuten gab er zu verstehen, Bernadotte werde große Summen in der schwedischen Bank deponiren und ihm zu Liebe werde man in Paris von der strengen Durchführung des Continentalsystems absehen; an die Bauern wurden Kupferstiche vertheilt, die den Marschall hoch zu Roß mit gezogenem Degen darstellten: der Enthusiasmus ward allgemein und bald unwiderstehlich. Dagegen hatten der alte König und eben so der Minister des Auswärtigen, Baron Engeström, völlig den Kopf verloren. Beiden war der Gedanke, die Thronfolge auf einen Parvenu übergehen zu sehen, höchst peinlich, aber sie wagten keinen Widerstand. Fournier hatte überall als Haupt-Argument betheuert, Napoleon wünsche die Wahl auf das lebhafteste: zwar habe er ihm nichts Schriftliches mitgegeben, um nicht im Fall des Mißlingens compromittirt zu sein, aber man könne sich auf seine Versicherung verlassen. Statt also den Schwindler festzunehmen und sich in Paris selbst nach der Wahrheit dieser Behauptung zu erkundigen, ließ man ihn frei gewähren und seinen Plan durchführen. So groß war die Verblendung meines Onkels, daß diese Wendung der Dinge ihn keineswegs erschreckte; ja Ponte Corvo erschien ihm weit weniger gefährlich für seinen großen Plan,

als es der Herzog von Augustenburg gewesen sein würde. Er war als Kriegs-Commissar vor zwei Jahren während der Anwesenheit der französischen Armee in Dänemark in vielfachem Verkehr mit dem Marschall gewesen und wußte genau, wie dieser mit dem Kaiser stand; ihm blieb also immer noch die Hoffnung, den Thronbewerber mit der Zeit stürzen zu helfen. Wie falsch war diese Rechnung und wie schwer hat Dänemark seine Politik gebüßt! denn der Herzog von Augustenburg würde nie und nimmermehr daran gedacht haben, Norwegen der dänischen Herrschaft zu entreißen.

Als nun gegen das Ende des Jahres 1810 der neugewählte und von Karl XIII. adoptirte „Kronprinz" seinen Einzug in Stockholm gehalten hatte, folgte sehr bald eine große Enttäuschung. Es stellte sich sehr entschieden heraus, daß der Thronfolger in keineswegs gutem Vernehmen mit Napoleon stand, sich sehr frei gegen ihn äußerte und sich auf alle Weise dem harten Druck der Continentalsperre zu entziehen suchte. Seine erste bei Eröffnung des Reichstags gehaltene Rede sprach diese Richtung unverhohlen aus und schloß mit den Worten: Nous avons du sol pour nous nourrir, et du fer pour nous défendre. Wie dann im folgenden Jahr die Aussicht auf einen bevorstehenden Krieg zwischen Rußland und Frankreich immer wahrscheinlicher ward, trug der Kronprinz der französischen Regierung allerdings ein Bündniß an, verlangte aber selbstverständlich für seine Mitwirkung bedeutend hohe Subsidien, ohne die Schweden als ein armes Land sich auf keinen Feldzug einlassen könne. Der Imperator lehnte das Anerbieten mit betonter Gleichgültigkeit ab, um seinen ehemaligen Unter-Feldherrn fühlen zu lassen, daß er seines Beistands nicht bedürfe. Ich halte diese Zurückweisung für einen der größten und von seinen Geschichtschreibern nie genug hervorgehobenen politischen Fehler, den der Kaiser begangen hat. Die Nothwendigkeit für die Russen, Finnland zu vertheidigen, wäre für den französischen Angriff ein unschätzbarer Vortheil gewesen und hätte dem Feldzug höchst wahrscheinlich eine ganz andere Wendung gegeben. Da war denn Bernadotte's Entschließung rasch gefaßt. Er fühlte, daß er, um seine Dynastie in Schweden zu befestigen, diesem, wenn nicht Finnland, dann wenigstens Norwegen verschaffen müsse, und wandte sich nun an Rußland, mit dem er in Åbo den geheimen Vertrag abschloß, der ihm Norwegen sicherte.

Graf D. hatte auf seine ehrgeizigen Pläne weniger als je verzichtet. Napoleon, das war seine feste Ueberzeugung, stehe so fest wie die Sterne am Himmel, und er arbeitete demnach mit allem Eifer darauf hin, den Kronprinzen mit dem Kaiser mehr und mehr zu entzweien. Auf einem Balle, den im Januar 1811 die Kaufmannschaft von Stockholm dem Thronfolger gab, hatte dieser meinen Onkel in ein Fenster gezogen und eine sehr lange Unterredung mit ihm gehabt, in welcher er ihm auseinander gesetzt, wie

Schweden die Absperrung von England auf die Länge gar nicht ertragen könne und wie es im Interesse beider Staaten liege, sich diesem Druck zu entziehen und nicht wie bisher sich gegenseitig in Paris zu verklagen, wenn einmal heimlich ein Schiff nach London gesegelt war. Unmittelbar nach diesem Gespräch fuhr mein Onkel, wie er mir sagte, wegen eines Kopfschmerzes zu Hause: er hatte aber sofort den französischen Gesandten aufgesucht, um diesem jene vertraulichen Mittheilungen Wort für Wort zu hinterbringen. Davon erhielt später im Sommer der schwedische Gesandte in Paris die sichere Kunde, die er natürlich sofort nach Stockholm einberichtete; und die Folge davon war, daß das schwedische Cabinett in Kopenhagen auf die Abberufung des bisherigen Gesandten drang. Diese fand denn auch statt und im Herbst 1811 reiste Graf D. nach Dänemark zurück. Man mochte in Kopenhagen, in der Voraussicht, daß es bald zum entschiednen Bruch kommen müsse, nicht mehr angemessen finden, einen neuen Gesandten nach Schweden zu ernennen, und ich blieb als Geschäftsträger dort.

Es begann nun für mich eine höchst interessante Zeit, die mir überreiches Material für meine Berichte nach Kopenhagen brachte. Die letzten Worte meines Onkels, als ich Abschied von ihm nahm, waren gewesen: „Mache Dir keine Sorgen; der Stein ist in's Rollen gekommen und wird seinen Weg in den Abgrund finden“. Gewiß hatte die Bewegung begonnen, aber ich sollte mich bald überzeugen, daß sie für Dänemark unheilvoll war.

Der Kronprinz — Bernadotte — mißtraute seinem Gesandten in Kopenhagen, dem Grafen Oxenstjerna, der zwanzig Jahre dort gelebt hatte, und den er für allzu französisch gesinnt hielt. Deshalb zog er es vor, seine Anträge an das Kopenhagener Kabinet durch mich befördern zu lassen. Schon am 1. Januar 1812 hatte mir der russische Gesandte, Baron Suchtelen, Eröffnungen gemacht, die darauf gerichtet waren, Dänemark von der französischen Allianz zurück zu bringen. Gegen Ende des Jahres wetteiferten er und der Kronprinz in Vorschlägen, die ich zu berichten hatte, und die mir, wie ich nie verhehlte, höchst annehmbar erschienen.

Noch am 4. December machte General Suchtelen mir eine eingehende und, wie ich in der Stille empfand, durchaus richtige Darstellung aller Gefahren, denen sich Dänemark durch eine Allianz mit dem Kaiser Napoleon aussetzen würde. „Ich kann Ihnen auf's bestimmteste versichern“, sagte er unter anderem, „daß nur England selbst bisher einen Angriff auf Seeland zurückgehalten hat, indem es der schwedischen Regierung Truppen und Subsidien zu diesem Zweck verweigerte: denn es liegt allerdings nicht in seiner Politik, beide Ufer des Sunds in den Händen einer Macht zu wissen. Wird es aber, wenn eine entscheidende Krisis da ist, diese Mäßigung bewahren? Ich verbürge Ihnen und gebe Ihnen die officielle Versicherung,

daß, sowie Ihr Hof sich mit uns zu vereinigen verspräche, England Ihnen Ihre Flotte zurückgeben oder ein Aequivalent dafür in baarem Gelde zahlen würde. Es würde außerdem bestrebt sein, Schweden von der Eroberung Norwegens zurück zu halten, indem es ihm einige seiner Westindischen Inseln anbieten würde: die Unterhandlungen darüber haben schon jetzt begonnen. Wäre aber der Kronprinz von seiner Lieblingsidee nicht abzubringen, so würde es der Krone Dänemark beide Mecklenburg, schwedisch Pommern mit Rügen, vielleicht sogar auch preußisch Pommern versprechen: es würde mit einem Wort Sr. Dänischen Majestät zwei Dörfer in Deutschland für eins in Norwegen garantiren. Wenn Ihre Regierung nicht länger die vierzigtausend Mann Schweden paralysirt, die sie zum Kampf gegen sich zwingen will, und eine gleiche Truppenzahl mit ihnen vereinigt, so kann sie ohne erhebliche Anstrengung über das Schicksal Europas entscheiden und zugleich sehr große Erfolge für sich selbst erringen. Ein Krieg steht Ihnen in jedem Fall bevor; aber Sie haben die Wahl: ob Sie die Befreier der Welt werden und, indem sie die Verheerungen einer Invasion von sich abwenden, Ihre Macht vergrößern, — oder ob Sie einen Bürgerkrieg im Norden hervorrufen und sich in einen wahrscheinlich für Sie verderblichen Kampf ohne die mindeste Aussicht auf Entschädigung stürzen wollen: einen Kampf, der Ihnen im allergünstigsten Falle nur die Fortdauer Ihrer jetzigen wenig beneidenswerthen Lage in Aussicht stellt."

Auf meine Frage, ob es Baron Suchtelen nicht angemessen scheine, diese schwerwiegenden Eröffnungen durch den russischen Gesandten an das Kopenhagener Kabinet gelangen zu lassen, erwiderte der General, er habe allerdings schon in diesem Sinne an seinen Collegen geschrieben, ziehe es aber vor, dies Alles durch mich zur Kenntniß meines Hofs zu bringen, weil solche Mittheilungen sich mündlich eingehender und ausführlicher machen ließen.

Auch der „Kronprinz" war unerschöpflich in neuen Combinationen. Rußland hatte ihm Norwegen garantirt: er ging aber zuletzt so weit, sich mit Abtretung des Stifts Drontheim begnügen zu wollen, und auch das sollte erst an Schweden fallen, wenn zugleich der König von Dänemark sich entschließen wolle, seine zweite Tochter, damals noch ein Kind, mit dem Prinzen Oskar zu verloben. Noch weit freigebiger waren seine Anerbietungen auf Kosten Deutschlands. „Zwei Dörfer in Deutschland für Eins in Norwegen" hatte schon Baron Suchtelen als englisches Anerbieten zugesagt. Der Kronprinz versprach beide Mecklenburg und Oldenburg, ja sogar Hamburg und Lübeck. Sein heißer Wunsch war das Commando einer combinirten schwedischen und dänischen Armee. Ich sehe und höre ihn noch mit sehr gascognischem Accent in der heimathlichen Begrüßungsform zu mir sagen: Adieu, Monsieur de Vaudissin. — Dann pflegte er, meist spät am Abend, in der

Diagonale des niedrigen Mansardenzimmers stundenlang mit mir auf und ab zu schreiten, um mir irgend ein neues Project vorzutragen, das ich dann möglichst wortgetreu nach Kopenhagen zu referiren hatte. Dabei hörte er sich offenbar selbst gern reden, aber nicht mit Unrecht, denn er sprach mit sonorer Stimme und setzte seine Worte vortrefflich.

Alle diese Verlockungen aber wurden in Kopenhagen hartnäckig zurückgewiesen. Weder der Brand von Moskau noch das neunundzwanzigste Bülletin hatte dort Eindruck gemacht: man hielt nach wie vor an dem Glauben fest, Napoleon sei nicht zu besiegen und werde besser für seine Freunde sorgen als die alliirten Mächte. Hätte noch im Frühjahr 1813 König Friedrich VI. den kühnen Entschluß gefaßt, ohne sich um Schweden und Rußland zu kümmern, auf eigene Hand gegen Frankreich marschiren zu lassen, so würde sehr wahrscheinlich seine Mitwirkung eine viel wirksamere gewesen sein als die der Schweden. Aber so fern war man in Kopenhagen von solchen Gedanken, daß Dänemark noch nach der ersten Erhebung Preußens auf ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich antrug. Wir können jetzt das Schicksal nicht genug preisen, daß man dänischerseits nicht darauf eingegangen war, sich in Deutschland zu erweitern und festen Fuß in der Ost- und Nordsee zu fassen. Erst im April 1813 kam man zu dem verspäteten Entschluß, in England anzufragen, ob eine Allianz ohne Abtretung von Norwegen noch möglich sei. Das Kabinet von St. James hatte während des ganzen Winters seinen Beitritt zum Tractat von Åbo verweigert: nun, da es nach langem Zögern ihn endlich so eben unterzeichnet hatte, konnte es für Dänemark nichts mehr thun.

Meines Bleibens war natürlich jetzt in Stockholm nicht lange mehr. Im März 1813 ward ich zurückgerufen, verbrannte in aller Eile den Inhalt des Gesandtschaftsarchivs und reiste nach Kopenhagen, wo mich der König weniger ungnädig empfing als ich erwartet hatte, denn ich war mir bewußt, meine Berichte in sehr viel anderem Sinne abgefaßt zu haben, als man sie sonst daselbst zu hören gewohnt war. Der König begnügte sich, mir zu sagen: „Jeder hat seine Ansicht und Sie haben die Ihrige, die ich nicht theile; ich bin aber übrigens mit Ihren Depeschen zufrieden gewesen.“ Kurze Zeit nachher erfolgte die fruchtlose Unterhandlung mit England.

Noch habe ich zu erwähnen, daß Thiers in seiner Geschichte des Kaiserreichs behauptet, Bernadotte habe für seine Allianz nicht so wohl Subsidien von Frankreich verlangt, als dessen Garantie für die Eroberung von Norwegen, und dieser Vorschlag sei von Napoleon mit Entrüstung zurückgewiesen worden. Es ist möglich, daß auch von einer Garantie die Rede war; ich erinnere mich aber, seiner Zeit nur von Subsidien gehört zu haben.

Wolf Baudissin.

Neue historische Dramen.

Die Schwierigkeiten, mit denen der moderne Dichter beim Dramatisiren historischer Stoffe zu kämpfen hat, sind so groß, daß sie eine liebevolle Theilnahme des Publikums beanspruchen dürfen. Unsere Geschichtschreibung ist ihm übermächtige Concurrentin geworden, sie versteht jede Lebensäußerung vergangener Zeit aufzuspüren und in der Erzählung wirkungsvoll darzustellen, sie begreift die Charaktere der Helden, die Motive ihrer Thaten, das ganze Geschick im Gegenspiel zu ihrem Volk sehr genau und giebt von den Menschen und ihrer Zeit in vielen Fällen ein so seelenvolles und so lebhaftes Bild, daß die Wirklichkeit, welche sie schildert, dem lebenden Geschlecht werthvoller ist, als die poetische Wahrheit, welche der Dichter zu finden vermag. Ja, die Historie setzt sogar das Gewissen des Dichters in einige Bedrängniß. Er fühlt sich verpflichtet, was ihm selbst und seinen Zuhörern durch die Geschichtschreiber mächtig geworden, auch möglichst treu und völlig für seinen Kreis von Wirkungen zu verwenden. Und doch zwingen die Kunstmittel, durch welche der Dichter gefallen muß, überall zu den größten Abweichungen von historischer Treue. In engem Raum, in kurzer Zeit muß er die größten Momente eines Menschenlebens zusammenfassen, er muß seinen Helden eine Sprache und Denkweise geben, welche der wirklichen in vielem nicht gleicht. Seine Helden sollen auf der Bühne durchaus als Kinder ihrer Zeit erscheinen, und sie müssen doch in der That von modernem Leben erfüllt sein.

Es ist eine Freude, daß diese und ähnliche Bedenken die deutschen Dichter nicht abschrecken, auf einem Gebiet des Schaffens um den Kranz zu werben, in welchem doch immer die stärksten Wirkungen und die höchsten Kunstleistungen möglich sind. Nur selten lohnt zur Zeit dem Ringen ein günstiger Erfolg. Unter den Dichtern von kräftigerer Begabung ist hier vor andern Paul Heyse zu nennen, dessen Schauspiel „Colberg“ vor uns liegt. Der Dichter von ungewöhnlich reicher Bildung, in freier Stellung, ein feines, geistvolles Talent, originell und ehrlich gegen seine Kunst, auf dem Gebiet der poetischen Erzählung ein Liebling der Deutschen. Und doch ist es ihm mit den circa 10 Dramen, die er in rastlosem Streben geschrieben, nicht so völlig gelungen, wie wir Deutschen gerade ihm von Herzen wünschen. Sein Talent, sagt man wohl, ist nicht für das Dramatische. Das ist aber nicht wahr. Er ist ein ächter Dichter von durchaus nicht unkräftiger Erfindung. Er ist aus Lyrik und Novelle heraufgekommen und an die entsprechende Methode des Schaffens gewöhnt, er empfindet vorzugsweise gern die lyrische Stimmung, die Farbe einer Situation, und setzt in seine Dramen als Scenenschmuck hübsche Stimmungsbilder auch an die unrechte Stelle — im

Akt 5 von „Colberg“ z. B. die alte Frau, welche sich beim Auszug nicht von ihrer Wohnung trennen kann. Aber derselbe Dichter vermag sehr gut Charactere zu erfinden und wirksam für die Bühne auszustatten. Was ihm nicht sicher zu Gebot steht, ist die Durchführung der dramatischen Handlung, die Festigkeit der Composition. Und ehrlich gesagt, er hat dafür in den späteren Stücken keinen Fortschritt gemacht. Aber daß diese Schwäche ein angeborener und unabänderlicher Mangel seiner Gestaltungskraft sei, darf Niemand behaupten. Denn gerade für diesen Theil des Schaffens thut ernster Wille und Technik wohl ebensoviel, als die Naturgabe. Unter den französischen Schriftstellern, welche in der Zeit Scribe's auf der Bühne sicher gewirkt haben, waren solche, deren Fähigkeit poetisch zu gestalten, offenbar weit weniger selbstständig war, als die des Deutschen. Aber sie lebten im Bannkreise des Theatre français und hatten sich gewöhnt genau zu beobachten, was auf der Bühne fesselte und gefiel. Und es ist überhaupt mißlich, einem Künstlertalent von stärkerer Triebkraft die Grenzen der Begabung zu bestimmen, d. h. dessen, was er unter Umständen machen könnte und was nicht, denn das Schaffen wird nicht weniger durch eine Anzahl anderer Gewalten gerichtet: durch allgemeine Lebenskraft, Bildungsform, Umgebung, vor anderem durch Gewöhnung. Wir dürfen vielmehr bei jedem frischen Talent die Fähigkeit voraussetzen, sich auf den verschiedenen Gebieten seiner Kunst zu bethätigen, und es ist kein Beweis für das Gegentheil, daß Uhland, Rückert u. A. der Bühne wenig geleistet haben. Das Theater lag ihnen eben wenig am Herzen.

Wenn hier behauptet wird, daß unser Theater von Paul Heyse noch Bedeutendes hoffen kann, so möchte sich diese Annahme gerade durch das Stück begründen, welches die wichtigsten Erfordernisse des Dramas in liebenswürdigster Weise vernachlässigt. Das Schauspiel Colberg, vor mehreren Jahren geschrieben, gedruckt (Wilh. Hertz, 1868) und auch den Lesern wohl bekannt, hat keine dramatische Handlung und keine einzige Hauptperson, es ist in sehr warmer patriotischer Gesinnung geschrieben, schildert einige Reflexe, welche der Gang der Belagerung Colbergs in den Seelen Gneisenau's, Nettelbeck's, einer patriotischen Jungfrau, ihres Bruders, der von der unwiderstehlichen Uebermacht Frankreichs überzeugt ist, und einiger Bürger hervorbringt. Keine von allen größeren Rollen hat eine andere als lyrische Bewegung, der Franzosenfreund ausgenommen. Aber auch dieser, der die gebotene Hauptfigur war, tritt nur episodisch ein, sein Auflehnen gegen Gneisenau und die Umkehr zu der patriotischen Gesinnung seiner Landsleute sind so unvollständig und im Ganzen so wenig wirksam dargestellt, daß kein volles Interesse an der Gestalt aufkommt. Das ist sehr auffallend, denn der Dichter hat zugleich ganz richtig und ganz dramatisch empfunden, daß die epische Schilderung der Belagerung für die Bühne nur möglich wurde durch

einen solchen Character, welcher sich selbstkräftig gegen seine Umgebung auflehnt, und daß die Steigerung und Verhärtung Heinrichs (Act 2) bis zur offenen Widersetzlichkeit gegen Gneisenau (dem Höhenpunkt Act 3) die darauf eintretende innere Reaction und mächtige Einwirkung anderer Gewalten (Act 4) und die — hier versöhnende — Ausgleichung der Gegensätze den Kern des Stückes machen mußten. Alles ist ganz richtig geahnt und angedeutet, aber es bleibt Skizze. Ihm sollte in dem Character des Lieutenant Brünnow ein Gegenspieler gestellt werden, der sich ebenfalls characteristisch zu bewegen und in einem Conflict der Pflichten dramatisch werthvoll zu machen hatte. Auch das ist richtig gefühlt und in der Einleitungsscene wirksam angebahnt, aber es wird wieder nichts daraus und der Lieutenant bleibt im Uebrigen ein völlig unbewegter und bedeutungsloser Statist.

Dieselbe eigenthümliche Verbindung von ächtem dramatischem Instinct und Mangel an Energie in der Ausführung erweist die breit angelegte Ensemblescene Act 2 — Bürger im Rathskeller, Einführung Gneisenau's, Bericht vom Königshofe, Verbrüderung Gneisenau's mit den Bürgern — sie verläuft in kleinen Episoden, einem Botenbericht und einer lyrischen Erhebung am Schluß. Aber wieder hat hier der Dichter ganz richtig gemerkt, wodurch solche Scene dramatisch gemacht werden müßte. Durch das verdeckte Gegenspiel: hier die Bürger, dort der unbekannte Offizier. Nur daß wieder fast Alles fehlt, was der Rolle des Gneisenau in der Scene Leben und Bewegung giebt, er will nichts, als beobachten und sich präsentiren, und dieser Mangel an Thätigkeit der einen Gestalt macht auch das lustige Treiben der Gegenfiguren fast zwecklos.

Trotz dieser großen dramatischen Uebelstände des Stückes gelingt dem Dichter doch den Zuschauer, und mehr noch den Leser zu fesseln. Die Verse des Dialogs laufen in sehr anmuthiger dramatischer Bewegung, sie wissen vortrefflich jede Stimmung auszudrücken, die Nebenfiguren sind mit wenigen Strichen sicher und anziehend characterisirt, z. B. die Rollen des „Würges" und „Rector Zipfel", in nicht wenigen Situationen ist eine unwiderstehliche Anmuth, die Seele des Stücks ist zwar mehr patriotische Tendenz als künstlerische Idee, aber das Ganze wird durch wohlthuende Wärme behaglich. Das Stück erweist ein ehrliches Dichterherz, ein sehr achtungswerthes Capital von Erfindungskraft, in vielen Einzelheiten eine ausgebildete Fähigkeit, Charactere und Leidenschaften bühnengemäß zu schildern. Auch für das Meiste von dem, was nicht verfehlt, nur — versäumt ist, eine durchaus richtige Empfindung. Und deshalb berechtigt gerade dieses kunstarme Schauspiel zu der Behauptung, daß der Dichter alles Zeug hat, die Stoffe viel kräftiger anzufassen, als er gethan; was ihn neben der Gewöhnung, durch andere Kunstmittel zu wirken, zur Zeit noch stört, ist jedenfalls nicht Mangel an

Gestaltungskraft, eher all zu schnelles Begnügen da, wo der dramatische Dichter sich die Linien für Charactere und Situationen nach dem aufgebauten Gerüst der Handlung berechnet. Pegasus ist im Ganzen ein lenksames Roß, aber er scheut dem besten Reiter an gewissen Stellen, dann hilft scharfer Sporn. — Wir Andern aber schelten, weil wir hoffen. G. F.

Berichte aus den Landschaften.

Staufen und Zollern. Aus Schwaben. Noch fragt sich Jeder: ist es Traum, daß die Neujahrssonne über einem deutschen Kaiserthum aufgehen soll? Wer freilich auf Götterwinke achtete, der mochte lange ahnen, daß die Erde mit Ungeheurem sich trug. An demselben Tag, da der Franzosen jungfräuliche Feste Truz-Deutschland unsrem siegreichen Heer in die Hände fiel, tobte in den Abendstunden mit unerhörter Gewalt ein Sturm über Thäler und Höhen. Der andere Morgen beschien aller Orten ein furchtbares Werk der Zerstörung, in Schwaben aber schien er es besonders auf die ehrwürdigen Reste der alten Kaiserzeit abgesehen zu haben, gleichsam zur vernehmlichen Mahnung, daß das Alte vergangen und ein Neues herangebrochen sei. Nicht von den Erinnerungen der Vergangenheit, redete er mit dämonischem Grimme, solle unser Geschlecht zehren, sondern fröhlich dem Morgen vertrauen. Zu Rottweil am oberen Neckar standen bis zu diesem Tag im Haingarten fünf alte Linden, unter welchen in vergangenen Zeiten das kaiserliche Hofgericht seine Urtheile sprach: es war zum letztenmal im Jahr 1781, daß der römische Kaiser deutscher Nation auf dem steinernen Stuhl inmitten dieser Linden saß. Heute steht der Stuhl allein: die fünf Linden hat der Sturm vom 26. September niedergerissen. Und derselbe unwirsche Geselle hat zu Lorch im Remsthal, dem hochgelegenen, trotzig ummauerten Kloster, wo der Hohenstaufen Begräbnißstätte war, übel gehaust. Herzog Friedrich der Alte, der zuerst von dem im Wald verborgenen Wäscherschlößchen auf den Berg zog und hier das Stauferschloß erbaute, hatte am Abend seines Lebens, a. 1002, auch dieses Kloster nach der Regel Benedicts gestiftet, und er nebst zwanzig andern Gliedern des Hauses, darunter Kaiser Konrad III. und die vielbesungene Griechin Irene, Philipps Gattin, liegen in der Familiengruft begraben. Eine uralte ehrwürdige Linde stand auf dem freien Platz nordöstlich vor dem Eingang in die Klostergebäude: die Nacht vom 26. September hat auch diesen Zeugen vergangener Jahrhunderte zu Fall gebracht.

Schade um die Lorcher Klosterlinde! Wenn die Tübinger Studenten

an Pfingsten auszogen und nach den geweihten Kaiserstätten pilgerten, dünkte ihnen dies einer der schönsten Flecke im schönen Schwaben; feierliche Stille ringsum; die Aussicht auf das Thal und die nächsten waldigen Höhen beschränkt, und mehr zu nachdenklicher Einkehr ladend als in die Ferne verlockend: recht ein Ort des ewigen Friedens für ein weltbezwingendes Heldengeschlecht. Köstlich ruhte sich's im Schatten der Linde am heißen Mittag, indeß ein leiser Hauch an ihre Blätter rührte und halblaut die alten Lieder vom Rothbart, von Friedrich II. rauschten, fremdländische Weisen dazwischen von Griechenland und Damascus, von Sicilien und vom unseligen Neapel.

Heute ist der Gipfel des Staufen kahl, auch die letzten Mauerreste der Kaiserburg sind verschwunden. Im Bauernkrieg 1525 zerstört, wurden die Steine vollends im Jahr 1562 abgetragen zum Bau eines Schlosses, das Herzog Christof von Württemberg in der Stadt Göppingen errichtete. Schon im Jahr 1319 war der Berg an den Grafen Eberhard den Erlauchten von Württemberg als „Reichspfandschaft" gefallen, die nicht wieder eingelöst wurde. Die drei staufischen Löwen zieren heute ein Feld des württembergischen Wappens. Aus den Trümmern der Kaisermacht leimten sie sich ihre Herrlichkeit zusammen!

Eine stille Trauer schwebt um den öden Berg mit seinen weichen, sanften Formen, die fast auf Italien deuten, und das alte Hohenstaufenkirchlein am Fuß des Berges mit der kleinen Rundpforte, welche die Umschrift trug: hic transibat Caesar, darüber ein verblaßtes, kunstloses Bild des Barbarossen, wollte besser zum Ganzen passen, als seine anspruchsvollere, restaurirte Gestalt, die es vor ein paar Jahren erhielt, ringsum unter dem Dache die stolzen Wappen der Reiche, die einst dem Scepter des Herrengeschlechtes gehorchten, die Wappen von Lyon und Turin, von Genua und Mailand, von Neapel und Jerusalem.

Wie anders steht heute sein Nachbar und glücklicher Rivale da, jener zweite Vorberg der schwäbischen Alb, der die unvergleichliche Burg der Zollern trägt: kühner, schlanker, trotziger ragt er auf, kaum zehn Meilen von jenem entfernt, und wer von der Ferne schon die Thürme und Zinnen in der Sonne erglänzen sieht, dem steigt ein Bild ungebrochener, gebieterischer Vollkraft auf. Das Geschlecht, dem der Berg den Namen gab, war damals noch kaum genannt, als die Herren von Staufen die Welt mit ihrem Ruhm erfüllten und die Städte der Lombardei bändigten oder zu Palermo Hof hielten. Langsam stieg ihr Stern herauf, indeß der Glanz der Kaiserkrone verblich. Auch ihre Burg sank in Trümmer, aber inzwischen war ihre Herrschaft an unsren Nordostmarken aufgegangen. Festgegründet wuchs sie von dort in das alte deutsche Reich hinein, wie frischer grüner Trieb unter altes Gemäuer. In den Kämpfen auf den hesperischen Gefilden war des Reiches Kraft er-

schöpft worden, vom Norden her kam neuer Lebensodem in die erstorbenen Glieder, kluge Hände schufen den zerstückten Resten festen Halt, und als die Stammburg der Zollern wieder erneuert wurde, heute vor zwanzig Jahren, da war der Staat dieses Geschlechtes bereits das Haupt eines neuen Deutschlands, ja schon hatte das deutsche Volk die neue Kaiserwahl vollzogen und durch seine Vertreter diesem Hause die Krone auf das Haupt gedrückt. Was sind zwanzig Jahre im Leben eines Volkes! Die Krone, die heute die Fürsten bringen, ist doch dieselbe, die schon im Jahr 1848 dargebracht worden ist durch denselben Reichstagspräsidenten, der heute die neue Kaiserdeputation nach Versailles geführt hat. Staufen und Zollern — Vergangenheit und Gegenwart, unsre ganze Geschichte liegt in diesen beiden Namen!

Darf man es den Schwaben verargen, wenn sie stolz darauf sind die beiden großen Kaisergeschlechter geboren zu haben, noch ungerechnet die Welfen, deren Stammburg droben bei Ravensburg am Bodensee liegt? Und dient es nicht vielleicht zur Entschuldigung für die hartnäckige Verwirrung der politischen Meinungen in diesem erinnerungsreichen Land, daß es für Staufen und Zollern und Welfen die Wiege gewesen ist? Hie Welf, hie Waibling — der alte Streitruf ist in den Geländen noch nicht verklungen, wo er zuerst erscholl. Und ist nicht selbst jener Ahnenstolz verzeihlich oder doch wenigstens erklärlich, der am Neckar gerne sein Wesen getrieben hat? Schrieb doch vor nicht langer Zeit der berufenste Anwalt des württembergischen Sondergeistes: „Der schwäbische Stamm fordert besondere Beachtung, nicht als beliebige Einräumung, sondern als ein ererbtes und erobertes und wohlerworbenes Recht.“ Und warum? „Weil er von mehr als tausendjährigen geschichtlichen Erinnerungen getränkt mit dem Bewußtsein auftritt, daß mehr als einmal die Axe des Reichs durch ihn hindurch lief und er an der Spitze der Nation ging.“ Ist es nicht, als hörte man einen etwas heruntergekommenen Edelmann, der es mit Aerger ansieht, wie auf dem Besitz, der ehemals seinem Hause zugehörte, von einer jungen unternehmenden Kraft lustig Schloß an Schloß gebaut wird und der sich dann in seine von mehr als tausendjährigen geschichtlichen Erinnerungen gefüllte Burg zurückzieht, mit dem Bewußtsein, daß doch einer seiner Ahnen vor so und so viel Jahren mit im heiligen Land war und einen Türken entzweihieb? Desgleichen, wenn der landesübliche Dünkel über das gemischte Blut der Preußen die Nase rümpfte, war man versucht, an denselben Edelmann zu denken, der nur mit seinem blauen Blut sich dafür trösten kann, daß seine gegenwärtigen Verhältnisse mit der Vergangenheit seines Hauses in bedauerlichen Widerspruch gerathen sind.

Doch mit Nichten vermuthe man in Schwaben noch altererbte Anhänglichkeit an Kaiser und Reich. An das Reich wol, doch nicht an den Kaiser; nicht an die Gehorsam fordernde Herrschergewalt, aber an jene holde Un-

ordnung, die mehr und mehr erblühte und den lokalen Kräften der einzelnen Stämme erlaubte, sich in ungebundner Lust zu entfalten. Seit dem Ende der Hohenstaufenherrlichkeit wurden die Bande zwischen Schwaben und dem Reichsoberhaupt immer schwächer. Hielten die Städte zum Kaiser, so thaten sie's, weil sie Schutz suchten gegen die Bedrängniß der benachbarten Territorialherren. Ein Herzogthum Schwaben ward seit jener Zeit nicht mehr aufgerichtet, Conradin war der letzte Herzog in Schwaben; dem Namen nach blieb die Herzogswürde bei dem Königthum, in der Wirklichkeit theilten sich die Grafen, Herren, Bischöfe, Städte, die der Wiederaufrichtung des Herzogthums widerstrebten, in den Besitz dieser Landschaft. Je weiter fort der Mittelpunkt des Reiches rückte, um so wohler war es den kleinen Herren; hörten sie nicht auf sich zu befehden, so waren sie doch wenigstens „unter sich"; die Geschichte Schwabens wurde eine Familiengeschichte. Seit der Kaiser nicht mehr ein Schwabe war, wendete sich die Pietät den einheimischen localen Gewalten zu, und nirgends waren diese Gewalten so zahlreich und mannigfaltig, nirgends die bunte Landkarte des heiligen Reichs bunter als in dieser südwestdeutschen Ecke.

Aber das Staufergeschlecht blieb doch der gemeinsame Familienstolz; denn im Herzen Schwabens stand seine Wiege. Aus den Worten, welche Ludwig Uhland dem Truchseß von Waldburg in den Mund legt, der den Conradin vom unglücklichen Zug nach Italien abmahnen will, spricht ein inniges Heimathgefühl, schöner ist der Hohenstaufen nie besungen worden. Doch für die Kaiserherrlichkeit zeigt sich Uhland nirgends begeistert; an der Kaiserwürde ist ihm nur sympathisch, daß sie auf freier Wahl des Volks beruht, also abhängig ist von den einzelnen Stämmen. Allen Respect vor Uhlands Muse — aber am wärmsten und behaglichsten ist sie doch da, wo sie die alten Geschichten vom württembergischen Grafenhaus, von den fehdelustigen Ritterbünden, den tapfern, ehrenfesten Städten erzählt; in diesen Existenzen, die sich in den Tagen des absterbenden Kaiserthums selbständig entfalten und ausbreiten, ist sie recht eigentlich zu Hause. Als der Dichter selbst unter diejenigen berufen wurde, die dem Volk ein neues Reich schaffen sollten, war ihm der Kaiser unverständlich, sein höchstes Zugeständniß war, daß er für einen Wahlkaiser stimmte, die monarchische Zusammenfassung des Reichs widerstrebte ihm; in ihm selbst lebte etwas von dem Trotz seines Herzogs Ernst, der zeitlebens wider den Kaiser sich auflehnte. — Als nach langen Kämpfen die württembergische Verfassung zu Stande gekommen war, die im vorigen Jahr sang- und klanglos ihr 50jähriges Dienstjubiläum beging, wurde zur Feier des mühevollen Werks am 29. October 1819 im Stuttgarter Hoftheater dieses Trauerspiel des jungen einheimischen Dichters erstmals aufgeführt.

Der liebenswürdige Freischärler, Ernst von Schwaben, ist typisch für die

schwäbische Auffassung von dem Verhältniß des Einzelnen, des Stamms, des Fürsten zu Kaiser und Reich. Wenige Jahre nach den Befreiungskriegen gedichtet enthält dieses Stück den Schlüssel zu der schwäbischen Fürsten- und Volkspolitik in dem Zeitraum, der nun glücklich hinter uns liegt. Es ist eine Verherrlichung der Treue. Aber der Treue von Mann zu Mann. Daß es auch eine Pflicht der Treue gegen das Reich gebe, kommt den beiden Freunden gar nicht in den Sinn. Auch die Loyalität gegen das angestammte Herzogshaus wird verherrlicht. Begeistert gehen die schwäbischen Mannen unter dem Ruf: „Für Herzog Ernst" in den ungleichen Kampf. Daß dieser Kampf die Auflehnung gegen die von der gesammten Nation eingesetzte oberste Reichsgewalt ist, ficht sie nicht im Geringsten an.

Endlich ist es eine Verherrlichung der Freiheit. Aber worin besteht diese Freiheit? In dem selbstgewählten Entschluß, sich dem Kaiser nicht zu unterwerfen und statt dessen bewaffnet auf eigene Faust in den Wäldern herumzuziehen. Dabei sind die beiden Freunde der Rechtmäßigkeit ihrer Sache, der Reinheit ihrer Absichten sich vollkommen bewußt. Es sind die edelsten patriotischen Charaktere, Märtyrer der Treue und der Freiheit. Ja es tritt sogar ein Ritter auf, der sich ordentlich Gewissensbisse macht und sich „die Stirn entehrt" fühlt, weil er, als Herzog Ernst sich empörte, den Abgefallenen verließ und dem Kaiser treu blieb. Das Ganze bewegt sich in einem Ideenkreise, der nur auf diesem Boden entstehen konnte. Niemals ist in so argloser und gemüthvoller Weise eine der schlimmsten Eigenschaften von uns Deutschen poetisch behandelt und idealisirt worden.

In einem andern Schwaben aber, den seit fünf Jahren die Erde deckt, lebte früher als in irgend Einem, oder doch deutlicher, der feste Glaube, daß das Geschlecht der Zollern zur Erbschaft der Staufen berufen sei.

> Und so weiß ich einen Klausner in des Waldes Einsamkeit,
> Fern dem Volke, das mit Unwerth prahlt und sich der Schande freut.
> Könnten die Verstockten hören, tönt' auch seine Stimme wohl,
> Gleich dem Prediger der Wüste, von dem Reich das kommen soll,
> Von des Heilands Feuertaufe, vom Erlöser der erscheint,
> Wenn der Stern aus Morgen wieder blinkt, das irre Volk vereint.

Der einsame Klausner in der Wildniß war Paul Pfizer, und den „lichten Stern der Verheißung" hatte er in dem preußischen Staat entdeckt. Sein „Briefwechsel zweier Deutschen", der im Jahre 1832 erschien, ist nichts anderes als der begeisterte, zuversichtliche, gegen alle Einwürfe und Scheingründe siegreich durchgeführte Nachweis, daß kein anderer Weg unserer politischen Wiedergeburt sei, als die Führung des preußischen Staats.

Vergangenheit und Gegenwart, Staufen und Zollern, das ist der Inhalt des Pfizer'schen Gedichtes „Einst und Jetzt". Eine wundervolle Stimmung ist in diesen Versen. Dämmerung senkt sich auf die Hügel der

schwäbischen Heimath, der Mond steht über dem Hohenstaufen, die Schatten der alten Kaiser gehen vorüber, einer nach dem andern, Trauer ergreift die Seele des Sängers, doch mit einemmal wendet er sich zum Tage, zur Wirklichkeit —

Doch die Helden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist todt!
Seele! von des Grabes Frieden
Wende dich zum Morgenroth,
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entlegnen Weltmeers trug.

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlassnen, Heimathlosen
Mit der goldnen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

Der Feldzug. Der Volkskrieg, welcher durch Trochu und Gambetta mit großer Energie organisirt worden, schafft militärische und politische Verhältnisse, wie sie in den Staaten Europas noch nie und nirgend gewesen sind; auch die Campagnen der Revolutionszeit bieten nur kleine Vorbilder des Ungeheuerlichen unserer Kämpfe. Die Franzosen haben so gewaltige Massen nothdürftig organisirt, daß wir vor Paris, an der Loire, um Amiens, in Burgund die Minderzahl geworden sind. Jetzt kämpft feste Kriegszucht und stärkere Volksart im vielgetheilten deutschen Heere in der Defensive. Ueberall die gleichen Aufgaben und die gleiche Kriegsweise. Ein hitziger, an Truppenzahl um das doppelte, ja dreifache überlegener Feind stößt heftig vor, wir haben den ersten Stoß zu pariren, ziehen Truppen heran, gehen etwa um 2 Uhr Nachmittags zur Offensive über und sehen ernsthaft nach dem Lauf der kurzen Wintersonne, die jetzt unser bester Verbündeter geworden ist, denn wir haben nicht immer Reserven bei der Hand, wenn die Kraft unserer Bataillone vom ersten starken Angriff verbraucht ist. Kommt der Abend, so haben wir als Tageserfolg etwa 500—1000 Gefangene, vielleicht einige Geschütze aufzuzählen, einen geringen Terraingewinn und Vereitlung des feindlichen Vorstoßes. Aber in dem erfolglosen Kampf ist die lockere Heeresmasse des Gegners demoralisirt, er muß in der Nacht trotz Kälte und Entbehrungen bivuakiren, der Menge wegen und um seine Haufen zusammenzuhalten, während unsere Soldaten, welche obenein die mildere Winterkälte Frankreichs weit besser vertragen, unter Dach rasten. Nach wiederholten Versuchen vorzudringen, zieht sich der Feind ganz zurück, immer in Unordnung, unsere Cavallerie hält Nachlese, — wir sind fast müde, Gefangene zu machen — aber einen entscheidenden, den Feind vernichtenden Sieg vermögen wir zur Zeit nicht durchzusetzen. Das wird jetzt allerdings besser, ein neuer Nachschub von circa 150,000 Mann, alte preußische Landwehren, welche dazu bestimmt sind, andere Bataillone für das Feld frei zu machen, und die junge Einstellung dieses Herbstes werden uns sowohl im Süden als Norden die Möglichkeit größerer Operationen geben. Immer aber wird im Ganzen unsere Aufgabe sein, die Gegner durch Ausdauer und Zähig-

keit zu besiegen. Nie sind unsere Truppen stärker geprüft und völliger erprobt worden, als in diesen letzten Gefechten. Unsere Feldherren wissen, daß ihre Divisionen jeder Uebermacht zu widerstehen vermögen. Als in den schweren Kämpfen vor Orleans bei der Heeresabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg ein Divisionscommandeur melden ließ, er könne sich ohne Unterstützung nicht halten, erhielt er zur Antwort, Unterstützung sei nicht vorhanden, vermöge er sich nicht zu vertheidigen, so solle er angreifen. Gesagt, gethan, und der Feind wich scheu zurück. In solcher Weise haben die Armeen Manteuffel, Prinz Friedrich Karl und Mecklenburg den Entsatz von Paris fern zu halten, bis die Stadt fällt. Noch einige Wochen währt diese Kampfweise, möge den Deutschen daheim der Muth so dauerhaft bleiben als unseren Kriegern.

Trochu hat die ganz verständige Annahme vom September, daß Paris sich nicht lange halten werde, als irrig erwiesen. Und er schafft uns unerwartete Prüfungen. Aber er hat dies durchgesetzt nicht durch ein Feldherrntalent, wie etwa Totleben vor Sebastopol entfaltete, davon ist in Paris wenig zu spüren, sondern durch schonungslose Anwendung eines verzweifelten Mittels, das in seinen späteren Folgen weit furchtbarer für Frankreich sein wird, als gegenwärtig für uns. Er hat 250,000 Arbeiter in Paris bewaffnet, ausexercirt, besoldet, genährt, zu Herren der Stadt gemacht. Gerade die Elemente, von deren Desorganisation wir die schnelle Uebergabe von Paris erwarteten, hat er mit Leib und Seele für die jetzige Wirthschaft gewonnen. So lange sie mit dem Gewehr spielen und einen Bissen Brot haben, sind sie für Verlängerung des Widerstands. Sehr unbequem für uns, schrecklich für die Zukunft von Frankreich. Oder meint man, daß jene die Gewehre und Patronen einst treulich abliefern, ihrer wilden Herrschaft vergessen und wieder ruhig in ihren Fabriken arbeiten werden? Der französische General selbst hat für Frankreich eine Zukunft geschaffen, an die man ohne Staunen nicht denken kann. Wie dort noch ein anderes Regiment, als das eines tyrannischen Generals möglich sein, wie ein blutiger Kampf der Stände, der Landschaften gegen Paris vermieden werden soll, vermögen wir nicht zu sehen. Und Frankreich wird nach Menschenberechnung auf mehrere Geschlechter die Schuld alten Frevelmuths büßen.

Der Krieg aber steht jetzt so, daß sich ein Zusammenbrechen des Feindes gerade durch diese Gefechte, die so arm an Tagesresultaten sind, sicher vorbereitet. Die Muthlosigkeit mag plötzlich oder allmälig die Herrschaft gewinnen, sie breitet sich täglich weiter, im französischen Volke, wie im Heere. Unterdeß hat die Beschießung der Forts von Paris, zunächst des vorgeschobenen Werkes von Sevran begonnen. Man erwartet die Capitulation der Stadt in drei bis vier Wochen. Möglich, daß auch diese Rechnung täuscht, aber wir harren aus.

Die Stellung der Deutschen in Oestreich. Gilt das Sprichwort: Viel Feind, viel Ehr, so haben wir in diesem Jahre gewaltig viel Ehre gewonnen. Unsere Gegner im Felde, selbst dem fanatischen Haß täglich zugänglicher, dürfen sich rühmen zahlreiche Genossen ihrer Stimmung zu besitzen. Romanische, Skandinavische, Slavische Stämme, auch stammverwandte Germanen sprechen gute Wünsche für das französische Heer und Volk aus, haben für uns vielfach nur den Ausdruck des Neides, der Eifersucht, der blinden Feindschaft übrig. Sogar das Gelichter, das da hinten in der Türkei sein politisches Unwesen treibt und eine aus Patchouli und Schweinefett geknetete Sitte höhere christliche Cultur nennt, drapirt seine Nationalitätsfetzen wie einen Theatermantel und deklamirt gegen die deutschen Barbaren. Jedenfalls leiden unsere Beziehungen zu den meisten Nachbaren nicht an Unklarheit. Wir wissen, daß wir uns nur auf unsere eigene Kraft verlassen dürfen und daher alle Ursache haben, diese Kraft zusammenzuhalten und zu steigern; wir erfahren, wenn wir es nicht schon längst wußten, daß das französische Wesen auf die Halbkultur, wie sie im Osten Europa's zu Hause ist, eine fascinirende Wirkung übt, daß jener der Tanzmeister stets mehr gelten wird, als der Schulmeister. Nicht so klar und deutlich sind unsere Beziehungen zu den Deutschösterreichern. Eingedenk der hundertjährigen bald verdeckten bald offenen Fehde, die zwischen Preußen und Oesterreich besteht, in Erinnerung des jüngsten Waffenganges versehen wir uns von denselben nur des Bösen und Schadenfrohen, und doch können wir auch die alte Stammgenossenschaft und Culturgemeinschaft nicht vergessen; wir bekümmern uns fortwährend um sie, ihre Schicksale und glauben ein freundschaftliches Band knüpfen zu müssen. Den Deutschösterreichern ergeht es nicht anders. Zwar behauptete Graf Beust neulich in der Delegation, Oesterreich stehe zu dem neuen deutschen Reiche genau in demselben Verhältnisse wie alle anderen Großmächte. Formell wohl korrect, sprach er eben durchaus nicht im Sinne der Deutschösterreicher. Wie ihr Name ist auch ihre Empfindung zweispältig. Davon konnten wir uns am besten in den letzten Kriegsmonaten überzeugen. Das deutsche Herz zog im Beginn des Kampfes die Bewohner des westlichen Oesterreich unwiderstehlich auf unsere Seite. Wir grübeln nicht nach, welchen Einfluß die deutschen Sympathien in Wien, Graz, Linz auf die Entschließungen des Hofes übten, ob sie es waren, welche die Neutralität Oesterreichs bestimmten oder ob diese letztere durch die Rücksicht auf Rußland und die eigenen höchst mangelhaften Rüstungen erzwungen wurde. Es genügt zu wissen, daß die guten Wünsche der Deutschösterreicher uns und nicht den Feind begleiteten. Als vollends nun der Erfolg für unsere Sache entschied, unsere Fahnen von Sieg zu Sieg getragen wurden, da herrschte in den gebildeten Kreisen Deutschösterreichs kaum ein geringerer Jubel als in den Städten Preußens und Süddeutschlands. Aber schon nach

dem Tage von Sedan legten sich einzelne Schatten auf die Freude. Der Name Republik hat an der Donau einen helleren Klang als bei uns, dort glaubt man noch immer, die höchste Freiheit sei mit dieser Regierungsform zugleich gegeben, die Republik bilde ganz unbedingt einen Fortschritt im politischen Leben der Völker. Auch die Erwägung, daß der Sieg der deutschen Waffen die größere Macht Preußens bedeute, stellte sich jetzt deutlich ein, das Mißtrauen gegen Preußen trieb allmälich wieder neue Wurzeln. Den deutschen Bundespräsidenten aus dem Preußischen Königshause hätte sich das politische Volksbewußtsein in Oesterreich wohl gefallen lassen, denn das österreichische Bundespräsidium war dort niemals populär, ja kaum in weiteren Kreisen bekannt, aber ein deutscher Kaiser, der nicht zugleich österreichischer Herrscher ist, widerstreitet sogar, nach Wiener Ansicht, dem Sprachgebrauche. Kein Wunder daher, daß die freundschaftlichen und versöhnlichen Eröffnungen, welche, wie die Zeitungen berichten, jüngst von der Preußischen Regierung an die Wiener Adresse gerichtet wurden, hier keine besonders enthusiastische Aufnahme fanden. „Halten wir uns reservirt und sehen wir zu, welche Anerbietungen uns das neue deutsche Reich macht", lautet das Losungswort, das uns aus allen einflußreichen Zeitungen entgegentönt. Wir können die Absicht einer reservirten Haltung nur billigen. Das Andere aber, das Warten auf den Preis der Allianz, deutet auf unklare, ja falsche Anschauungen hin. Sagen wir also rund heraus: War schon seit 1866 die Ausdehnung unseres deutschen Staatswesens auf die deutschösterreichischen Provinzen unwahrscheinlich, so ist sie jetzt vollends, seitdem Kaiser und Reich hergestellt worden, unmöglich geworden. Ganz abgesehen davon, daß kein österreichischer Kaiser sich jemals dazu verstehen wird, vom deutsch-preußischen Kaiser Befehle zu empfangen, so gebietet schon die im Gegensatze zu dem bisher von uns angestrebten Einheitsstaat stärkere föderative Form der neuen Reichsverfassung, daß wir keine rivalisirenden Mächte im Reiche dulden, nicht den Gegensatz und die Feindschaft der Führer zum Grundsatze unseres politischen Lebens wieder wie in den Zeiten des Bundestages erheben. Also keine Wiedervereinigung mit Deutschland, kein Eintritt in den deutschen Bundesstaat, nicht einmal eine völlige Zolleinheit. Es war daher, nebenbei gesagt, die neuliche Prügelei unter den Wiener Studenten, ob Schwarz-Roth-Gold oder Schwarz-weiß-roth in Wien als deutsche Farben gelten sollen, ziemlich überflüssig. Wir rathen, sich noch fernerhin mit dem einfachen Schwarz-gelb zu begnügen. Was bleibt aber dann für ein preiswürdiges Angebot übrig?

Wenn sich in Deutschösterreich kein Verständniß dafür regt, welchen großen Vortheil es gewährt, daß ein stammverwandtes Volk zu einem selbstbewußten, unabhängigen, mächtigen Staatskörper vereinigt, ihm den

Rücken deckt und die sichere Anlehnung gestattet, wenn dort nicht die verstärkte Bedeutung deutscher Cultur, das erhöhte Gewicht des deutschen Namens, das gesteigerte politische Ansehen des Deutschthums als die Früchte unserer Siege, die auch den Deutschösterreichern zu Gute kommen, unmittelbar empfunden werden, so ist es mit ihrem politischen Sinne überhaupt schlecht bestellt. Wir bieten aber nicht allein eine moralische Stütze. Unter den mannigfachen Erkenntnissen dieses Jahres ist nicht die schlechteste die Ueberzeugung von der tiefen Kluft, die uns von allen Völkern des Ostens, von Slaven, Tartaren, Wallachen u. s. w. trennt. Selbst die Magyaren haben sich vor lauter Franzosenliebe und Russenfurcht in tollen Deutschenhaß hineingearbeitet. Wir wünschen und wollen daher das deutsche Element, wo es sich hier noch erhalten hat, befestigt und gestärkt, sein Sieg soll uns freuen, seine Bedrängniß uns zur Hülfe bereit finden. Gar bald kann die Zeit kommen, wo der Werth unserer guten Dienste die Probe besteht. Preußen und Deutschland besitzt kein unmittelbares Interesse an der sogenannten Lösung der orientalischen Frage, für Oesterreich dagegen ist eine Lebensfrage, daß jene überhaupt nicht gelöst, an den Zuständen im Pfortenreich nicht gewaltsam gerüttelt werde. Stellt sich Preußen auf Oesterreichs Seite, so gibt es keine orientalische Frage, denn an der Uebereinstimmung dieser beiden Mächte wird jeder Versuch einer dritten, die Schwäche der Pforte, die Abfallgelüste der slawisch-türkischen Stämme zum eigenen Vortheil auszubeuten, scheitern. Dieses Angebot könnte den Deutschösterreichern genügen; wir fürchten aber, daß, wenn wir dasselbe auch verzehnfachen würden, trotzdem keine rechte Verständigung erzielt werden dürfte. Denn es bleibt die Schwierigkeit bestehen, daß wir nicht wissen, wem wir eigentlich unsere Freundschaft anbieten sollen. Seit einem Jahrzehnt sind die Verfassungskrisen in Oesterreich chronisch geworden, jetzt drohen es auch die Ministerkrisen zu werden. Gibt es noch eine Regierung in Oesterreich, die ein klares Auge und eine feste Hand besitzt, auf deren Kraft und Stetigkeit man bauen kann; gibt es noch eine österreichische Politik, welche unerschütterlich bestimmte Ziele verfolgt, deren Consequenz feststeht, welche nicht täglich von entgegengesetzt strömenden Wellen geschaukelt wird? Man möchte es bezweifeln, wenn man Minister im Dienst und Minister a. D., die Freunde der Regierung und die unabhängigen Wiener so gleichmäßig über den Mangel an Staatssinn, über das Schwinden des österreichischen Bewußtseins klagen hört. Mit Schrecken nehmen wir das Ueberhandnehmen der crassesten Selbstsucht bei den kleinen österreichischen Volksstämmen, die Steigerung des Geisterwahnsinns bei den Czechen, Slowenen, Polen wahr. Namentlich in Böhmen sind die öffentlichen Zustände geradezu unerträglich geworden. Unreife Buben werden als nationale Märtyrer gefeiert, in der Sperrung von Volksschulen wird das rechte Mittel

der Volkserziehung erblickt, von einer bodenlos gemeinen Journalistik ausschließlich das literarische Bedürfniß der czechischen Nation besorgt, von jedem Gemeinderath auf eigene Faust große Politik getrieben. Die Schuld solcher anarchischer Vorgänge trifft vorzugsweise die Männer, welche jetzt am meisten unter denselben leiden — die Deutschösterreicher. Sie sehen vielleicht jetzt ein, wie schlecht der Beust'sche Rath gewesen: Oesterreich müsse Preußen durch liberale Gesetze besiegen. Wie Beust gerathen, so haben Giskra und die Bürgerminister gehandelt. Freiheiten besitzt der österreichische Staatsbürger in Hülle und Fülle, wer in Erinnerungen an das Jahr 48 schwelgt, ist entzückt über das reiche Maß der Grundrechte, über welche jeder einzelne Oesterreicher gebietet. Aber mit diesen Grundrechten der österreichischen Verfassung wird diese letztere selbst gestürzt, an dem Bestande eines einheitlichen Oesterreichs täglich stärker gerüttelt. Was eine Kriegslist gegen Preußen war, verwandelte sich in eine selbstmörderische Waffe. Verschließen sich die Deutsch-Oesterreicher dieser Einsicht nicht, so mögen sie noch zu einer anderen sich aufschwingen. Es handelt sich nicht um ein größeres Maß von Verfassungsrechten. Nicht durch einzelne Paragraphenänderungen in Ministerprogrammen wird die Rettung erfolgen; die Deutschen in Oesterreich kämpfen jetzt um ihr Dasein und müssen der wirksamen Vertheidigung ihrer politischen Existenz alles Andere nachsetzen. Wenn sie einen Führer auserkoren haben, von dessen Umsicht und Arbeitskraft in rückhaltsloser Energie sie überzeugt sind, so verlangen wir von ihnen, daß sie ihm ein unbedingtes Vertrauen bewahren, auf jede Mitbewerbung in Macht verzichten, daß sie sich nicht als Concurrenten, sondern als einfach willige Gesellen ihm zur Seite stellen, daß sie treu zu ihm halten, auch wenn er den Schein der Popularität von sich wirft und ihnen Opfer zumuthet, welche dem landläufigen Liberalismus widerstehen. Um den Preis, daß er den Staatssinn wieder belebt, die kranken Reichsglieder heilt, die widerspenstigen Theile bändigt, muß ihnen selbst ein Dictator willkommen sein. Ist ihnen diese Zumuthung zu schwer, so mögen sie auf politische Bedeutung überhaupt verzichten und auch eine dauernd feste, treue Verbindung mit Deutschland sich aus dem Sinne schlagen. Napoleon III. hat von Oesterreich 1866 ein häßliches Wort gebraucht. Wir verdammen dasselbe, weil wir noch immer an die Lebensfähigkeit Oesterreichs glauben, diese wünschen, aber wir erlauben uns die Frage: Kann man sich mit einem Chaos verbinden?

Anton Springer.

Von der Nordsee. Hamburg, den 28. Dec. Weihnachten wird vielleicht in wenigen Städten Norddeutschlands so gefeiert wie in Hamburg, Wochen lang ist alles geschäftig für den heiligen Abend, wo der helle Christbaum glänzt und Kleinen wie Großen bescheert wird. Aber diesmal kann

die fröhliche Feststimmung nicht recht aufkommen, Trauer um die gefallenen, Bangen um die noch kämpfenden Söhne sind allgemein; täglich treffen Trauerbotschaften von solchen ein, die im Lazareth versterben, und vor 14 Tagen ist unser jugendliches Ersatzbataillon ausgerückt, um die Lücken zu füllen, welche die Kämpfe der Loirearmee in das hanseatische Regiment rissen. Diese Opfer erheben das Herz nicht, wie die reichlichen Spenden für die Verwundeten, zu denen die Bevölkerung dieser Stadt allezeit offene Hand hat und von denen soeben der 24. Zug von 16 Wagen nach dem Kriegsschauplatz abgegangen.

Niedergeschlagenheit ist verzeihlich, sie ist doch nicht recht. Gewiß wir hätten nach Sedan Frieden mit reicher Entschädigung machen können und alle Welt hätte der hochherzigen deutschen Nation Beifall gezollt, welche angegriffen, sich wie ein Mann erhob, den Widersacher niederschlug und dann wieder heimkehrte. Aber ein solcher Frieden hätte den Keim eines baldigen neuen Krieges in sich getragen, Frankreichs eigentliche Kraft wäre unangetastet geblieben, das reiche Land hätte die zwei Milliarden, die es etwa gezahlt, rasch verschmerzt, hätte unter einer besseren Regierung seine militärische Organisation reformirt und dann nur auf Gelegenheit gewartet, die Scharte auszuwetzen. Wer unsere Nachbarn aus eigener Anschauung kennt, der weiß, wie reich begabt dies Volk ist, aber auch welch unerträglicher nationaler Hochmuth es beseelt. Alle Parteien Frankreichs sind darin einig, daß dasselbe die tonangebende Macht Europas sein muß; das Land, welches die Reformation und die Selbstverwaltung im Blut erstickt hat, kann des Ruhmes nach Außen nicht entbehren. Der Herzog von Orleans hatte den richtigen französischen Instinkt, als er seinem Vater sagte, die Dynastie werde in den Straßenrinnen fallen, wenn sie nicht die nationalen Leidenschaften befriedige. Alexis de Toqueville, der edelste und bedeutendste Charakter der neuern französischen Geschichte, der den Staatsstreich vom 2. Dec. mit blutiger Feder in der „Times" geschildert, gestand, daß er Napoleon alles vergeben würde, wenn es demselben gelänge, dauernd die Rheingrenze zu gewinnen.

In dem jetzigen Riesenkampfe handelt es sich um nichts geringeres als darum, die seit Richelieu gefälschte Auffassung der Aufgabe Frankreichs zu corrigiren, das ist keine Kleinigkeit und wohl des Schweißes, des Blutes der Edeln werth, die fallen; denn damit wird eines der wesentlichsten Hindernisse des Gedeihens unseres Vaterlandes beseitigt. Hätten wir in übelangebrachter Großmuth nach Sedan Frieden gemacht, so wäre für jede Regierung, welche der kaiserlichen folgte, das revanche pour Sédan die Loosung geworden, Frankreich hätte seine Stellung im Orient preisgegeben, um sich gegen uns die russische Allianz zu sichern, und wenige Jahre später wären wir gezwungen worden, nach Ost und West zugleich Front zu machen.

Dieser Gefahr, der größten, die Deutschland bedrohen konnte, durfte

unsere Zukunft nicht Preis gegeben sein. Deshalb muß der Kampf so lange fortgeführt werden, bis Frankreichs Kraft, uns Böses zu thun, auf lange Zeit hinaus gebrochen sein wird und in jedem Falle an einer strategisch starken Grenze sich brechen muß. Wir wollen den Franzosen keineswegs die Fähigkeit verargen, mit der sie den Kampf um die Integrität ihres Gebietes aufs äußerste fortsetzen und eben so wenig die vulkanische Energie Gambetta's verkennen, die uns den Sieg so theuer macht, aber wir dürfen nicht müde werden, bis das Ziel erreicht ist, welches erreicht werden muß, wenn die jetzt werdende deutsche Einheit für unsere Kinder volle, reine Wirklichkeit werden soll.

Neuigkeiten der Literatur.

Italienische Blätter von H. Riegel. Hannover, Carl Rümpler. 1871. — Die meisten italienischen Gedenkbücher sind Selbstbekenntnisse, welche die Gewalt des empfangenen Eindruckes hervorlockt und deren Werth durchaus von der Persönlichkeit des Schreibers abhängt. Unser Geschmack an dieser Art Memoiren-Literatur hat freilich sehr nachgelassen, doch auch die Tausende, welche Italien jährlich bereisen, haben den Kreis um all die Wunderdinge noch nicht beschrieben; noch jeder Tag bringt Unbekanntes oder Neues am Längstbekannten vor's Auge und es ist noch viel zu thun, um auch nur das Wichtigste und Größte allgemein verständlich und dadurch förderlich zu machen. Dieß nun haben die „italienischen Blätter“ von H. Riegel vornehmlich zur Absicht. Trotz der leichten, Tagebuch-artigen Abfassung schildern sie die bedeutendsten Erscheinungen in der Weise zusammenhängenden Vortrags, so daß ein Wechsel des Tones entsteht, der den Leser bei Laune erhält. Mit besonderem Geschick ist das Baugeschichtliche behandelt; die Kapitel über Ravenna und Pisa z. B. geben dem Laien treffliche Anweisung. Aus der Reihe der Gemäldeschilderungen, die das Buch enthält, verdient die eingehende Würdigung von Rafaels Bild der heil. Cäcilie in Bologna hervorgehoben zu werden. Der Versuch, dieses Wunderwerk der Kunst dadurch noch wunderthätiger zu machen, daß uns dargethan wird, sein eigentlicher Inhalt sei etwas Leibhaftiges, das gar nicht selbst vorgestellt und doch gegenwärtig ist, nämlich Christus im Abglanz Derer, die ihn gepredigt, gelehrt, geliebt und tönend angebetet, ist sehr anziehend, und diese Auffassung des Bildes verdient Beherzigung. Die Beobachtungen, welche der Verf. über das lebende Italien einstreut, sind gerade heute von Interesse. Er reiste im Jahre 1867, als die letzte gründliche Erschütterung des päpstlichen Staates stattfand, der in unseren Tagen die Katastrophe gefolgt ist. Der Verfasser ist ein entschiedener Bekenner seiner deutschen Heimath und ihrer geistigen und sittlichen Habe. Im alten deutschen Reiche war die Klage laut, daß so viel mehr Spuren über die Alpen gingen, als von dort zurück; jetzt dürfen wir Deutsche mit Stolz sagen, daß Italien nur genesen wird, wenn mehr Spuren aus ihm zu uns führen; möchte wenigstens jeder deutsche Wanderer mit dem gleichen freudigen Bewußtsein heimkehren, wie der Verfasser. —n.

Ausgegeben: 2. Januar 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Das deutsche Reich und der Kirchenstaat.

Ueber den gewaltigen Thatsachen, welche sich im letzten Jahre jenseits des Rheins vollzogen und uns Deutschen wieder ein Vaterland geschenkt haben, ist fast spurlos ein anderes weltgeschichtliches Ereigniß an uns vorübergegangen. Der Strudel, welcher das französische Kaiserreich umfaßte, hat seine Kreise auch um den Staat des unfehlbaren Papstes gezogen: der Kirchenstaat hat zu existiren aufgehört. Es liegt eine grausame Ironie in der Thatsache selbst, in der Art, wie sie sich vollzog. Der Mann, welcher die Leiter an die schwindelnde Höhe der Gottheit legte und sie frevelen Muthes zu erklimmen begann, fühlt den Boden plötzlich unter seinen Füßen wanken, wenige Monate nachdem gefügige Werkzeuge die Sprossen des Gerüstes so sorgsam eingefügt hatten. Und wie die Stimme des seine Apotheose definirenden Papstes am 18. Juli des denkwürdigen Jahres kaum zu vernehmen war über dem Donner eines die ewige Stadt bedrohenden Gewitters, so erfolgte die Besetzung Roms durch italische Truppen unter dem donnernden Wiederhall der Kanonen, welche Frankreich zu Boden warfen, und welche den Angstschrei der römischen Kirche kaum an unser Ohr dringen ließen.

Allein das Unglück, welches das Papstthum betroffen hat, muß andererseits als ein ungeahntes Glück für dasselbe angesehen werden. Die päpstliche Curie hatte die Gunst der Regierungen gründlich verscherzt. Es gab keinen Staat in Europa, dem sie nicht den Fehdehandschuh hingeworfen hätte. In Oesterreich hatte der Papst sich unterfangen — wie früher in Italien — die Gesetze des Staates für nichtig und ungültig zu erklären und die Empörung des Episcopates zu legalisiren. In Preußen hatte er bei Gelegenheit der Bischofswahlen mit vollständiger Nichtachtung des geschriebenen und vereinbarten Rechtes die Regierung in der hochfahrendsten Weise gekränkt. In Spanien hatte er als Hort der Legitimität, als Patron der verjagten Königin sich der Revolution entgegengestemmt, in England war er als Begünstiger der Fenier aufgetreten, wie in Rußland als Freund der Polen. Die kleineren deutschen Staaten hatte er sich zu Kampfplätzen für die streitende Kirche auserfehen, um die Kräfte derselben im Widerstand gegen die Staatsgewalt zu stählen. — Vielleicht Frankreich allein, dessen Truppen allerdings Rom besetzt hielten, hatte keine offene Feindseligkeit Seitens der

Curie zu erfahren gehabt, wenngleich die Abhängigkeit von der Kirche der kaiserlichen Regierung doch wohl drückend geworden sein mochte. Und auch dieser Staat, wie alle übrigen, war bei dem Concile fast mit Hohn überschüttet worden. Die Warnungen der Gesandten wurden in Rom mit verbindlichem Lächeln aufgenommen, die dringendsten Wünsche mit Achselzucken beantwortet, die diplomatischen Noten ohne Beachtung in die Archive gelegt.

Wenn aber die römische Curie bei allen früheren Konflicten mit den Staatsregierungen den Episcopat, den Clerus und einen guten Theil der Laien auf ihrer Seite gehabt hatte, so war beim Concil auch in dieser Beziehung ein bemerkenswerther Umschwung eingetreten. Die deutschen und französischen Bischöfe fühlten sich tief verletzt über die Art, wie sie die Reste ihrer episcopalen Gewalt dem unersättlichen Ehrgeize des Papstthums opfern sollten; der niedere Clerus in seinen allerdings wenig zahlreichen wissenschaftlichen Bestandtheilen sah mit Widerwillen der tragischen, von den Jesuiten in Scene gesetzten Komödie des Concils zu; die Laien lernten mit trübem Erstaunen, wie Dogmen gemacht werden; und die Zweifel die ihnen bei dem neuesten aufstiegen, mußten auch frühere Kirchenlehren berühren.

Wir haben freilich nie geglaubt, daß aus all' diesen Elementen etwa ein Schisma erwachsen könnte. Dazu fehlt das Material vollständig. Die Regierungen verkennen fast alle die ihnen der Kirche gegenüber obliegende Aufgabe und sind in dem Banne von doctrinairen Schlagworten befangen. — Die Bischöfe sind characterlos und schwächlich. Sie waren zur Opposition gegen den päpstlichen Willen in keiner Weise berechtigt. Wer Zeit seines Lebens sich als blindes Werkzeug gebrauchen läßt, der darf nicht plötzlich mit eigenen Augen zu sehen und selbstständig zu handeln begehren. Er darf nur wie Herr von Ketteler sich dem römischen Pontifex zu Füßen werfen, und flehen, daß der Herr die Sklaverei wenn auch factisch handhabe, so doch nicht gesetzlich sanctionire. Er hat zu gehorchen, wenn seine Bitte abgeschlagen wird. Und die deutschen Bischöfe gehorchen ja mit wetteifernder Freudigkeit. — Die katholische Wissenschaft ist ohne Muth und inconsequent. Sie glaubt schon Erkleckliches geleistet zu haben, wenn sie die Thatsachen der Geschichte nicht in der zu Rom beliebten Manier fälscht; aber wenn sie schon richtige Prämissen hinstellt, so wagt sie nicht die Schlüsse zu ziehen. Sie hält zögernden Fußes inmitten ihrer Untersuchungen inne. Wo es den Kampf gegen den Protestantismus gilt, wo der Riß zwischen den Confessionen erweitert werden soll, da liefert der katholische Gelehrte willig Material. Sein Name steht an der Spitze der Werke, welche in Rom Freude erregen. Wo es gilt die Kirche zu retten, die seiner Meinung nach bedroht ist, da ficht er unter dem Visir der Anonymität. Rom hat selten den Schmerz, dem Manne, der an den Protestanten die goldenen Sporen verdient, dieselben

öffentlich abreißen zu müssen. Und warum sollen auch die Professoren der Universitäten mehr Charakter haben, als die Hirten der Diöcesen? — Die Laien endlich sind apathisch. Sie haben schon lange nichts mehr vom Dogma gewußt, und wird ihnen gesagt, daß die Infallibilität der alte Glaube der Kirche sei, so werden sie auch dies Dogma mit derselben Geduld hinnehmen, mit der sie die immaculata conceptio aus den Händen Pius IX. empfangen haben. Vielleicht haben nur die Zeitumstände bewirkt, daß wir das Schauspiel von Dankadressen der Laien an den römischen infalliblen Papst entbehren mußten, wie es für die vorletzte Dogmenthat desselben in geschmacklosester Weise selbst von Frauen und Mädchen aufgeführt wurde.

Aber trotz alledem meinten wir, daß durch das Concil der Keim gelegt sei zu einer Neuentwickelung der Kirche, die nicht ausbleiben werde. Denn auf die Dauer können nicht die Pferde hinter den Wagen der Weltgeschichte gespannt werden. Die Stricke reißen und die Ereignisse nehmen ihren Lauf. Die Staaten müssen schließlich dahin geführt werden, ihre Beziehungen zur Kirche zu regeln, Männer auf die bischöflichen Stühle zu setzen, welche charactervoll und wissenschaftlich unabhängig, auch einen wissenschaftlichen und unabhängigen Clerus groß ziehen. Die Kluft zwischen dem in die Kirche eingeschleppten und sie beherrschenden Romanismus und dem Germanismus muß immer klaffender werden.

Da kommt jetzt die Niederwerfung des Kirchenstaates, und es beschleicht uns fast die Furcht, als ob das Mitleid mit dem greisen Papste die schwachen Zornesflammen über sein Gebahren vollständig auslöschen könnte. Man muß nur bedenken, wie eifrig die deutschen Katholiken gerade in dieser Frage Partei genommen haben. Jede deutsche Katholikenversammlung hat die Aufrechterhaltung des Kirchenstaates votirt, jeder bischöfliche Hirtenbrief erging sich in Variationen über dies Thema, die deutschen Katholiken rekrutirten das päpstliche Heer und unternahmen die Danaidenarbeit, den päpstlichen Staatsschatz zu füllen. Als im Jahre 1866 der Kampf zwischen Preußen und Oesterreich entbrannte, da wurde Preußen von der katholischen Partei nichts ärger verdacht, als das Bündniß mit Italien, dem Räuber des Kirchenstaates.

Und so ist denn jetzt das Wehklagen in Deutschland ein allgemeines. Die Bischöfe zeigen den lautesten Eifer. Vielleicht wollen sie so die schon längst bereute Opposition auf dem Concile vergessen machen, auf dieser Brücke zum Frieden mit dem Papste gelangen. An die Regierungen werden Adressen gerichtet, sich des bedrängten Papstthumes anzunehmen. Der Erzbischof v. Ledochowski hat sich deswegen in das deutsche Hauptquartier nach Versailles begeben und der Erzbischof von München hat vom Könige von Baiern eine nicht gerade abschlägige Antwort erhalten. Schon wird die Idee

des römischen Kaiserthums wieder auf die Tagesordnung gestellt, und der deutsche Fürst, welcher sich die Krone Otto's I. auf das Haupt setzt, erinnert, wie dieser seine Pflichten der Kirche gegenüber wahrgenommen habe. Nicht lange wird es dauern, daß dem Staate von katholischen Canonisten die Rechtspflicht vordeducirt wird, den Kirchenstaat dem Papste zurückzugeben. Warum soll man das nicht mit dem beliebten Argumente des Westphälischen Friedens versuchen? Damals ist den Katholiken freie Religionsübung verheißen worden. Zu dieser gehört, das sagen sie selbst, die souveräne Stellung des Papstes. Es folgt mit Nothwendigkeit die Pflicht der Regierungen, solche aufrecht zu erhalten.

Es sind schon schlechtere Sachen mit eben so schlechten Gründen verfochten worden. Und darum möchten wir unsere Stimme erheben und warnen. Wir haben, das wollen wir vorgängig bemerken, keine Sympathien für die italienische Regierung. Wir können uns nicht erwärmen für eine Politik, welche im Jahre 1866 die Resultate des deutschen Kampfes mühelos eingeerndtet hat und nur vier Jahre später mit lauer, zweifelhafter Haltung lohnte, welche auch jetzt erst wartete, bis ihr der Sturm des deutschen Krieges die reife Frucht in den Schooß warf, und da noch kaum den Muth besaß, sie zu fassen. Wir ziehen nur die deutschen Interessen in Erwägung. Vor allen Dingen: von einer Pflicht des neuen Kaiserthums kann keine Rede sein. Es ist nicht das heilige römische Reich, welches wieder aufgerichtet wird, sondern das deutsche. Es besteht keine Continuität weder der Rechte noch der Pflichten zwischen früher und heute. Das alte Reich haben wir 1806 begraben, nachdem es schon lange eine Leiche gewesen war. Die Verbindung mit Italien hat dem alten Kaiserreiche keinen Segen gebracht. Das beste Mark unseres Landes hat sich in Italien verzehrt, unsere tüchtigsten Herrschergeschlechter haben dort ihre Kraft aufgebraucht. Wir können unmöglich glauben und wünschen, daß das neue deutsche Reich seine Thatkraft zuerst nach außen hin wenden werde, um den Papst wieder einzusetzen. Wir bedürfen so harter angestrengter Arbeit in der Gestaltung unserer inneren mehr als nöthig unfertigen Verhältnisse, daß die Kräfte des deutschen Volkes auf lange Jahre voll in Anspruch genommen sind.

Und wie soll sich denn die gewünschte deutsche Intervention gestalten? Soll ein Kreuzzug nach Italien unternommen werden? Nicht zum ersten Male würde das Blut der Deutschen durch und für Rom vergossen werden, aber das Wort gilt auch hier: Man kann sich mit einem Leichnam nicht verbünden. Und es ist eine Leichenathmosphäre, welche uns aus dem Kirchenstaate und der römischen Kurie entgegenweht. Ueberall Verwesung, nirgends frisches sprossendes Leben, nirgends Versöhnung mit der modernen Zeit und ihren Interessen, sondern Kampf und Vernichtung gegen Alles, was wir als

die höchsten Errungenschaften der menschlichen Entwickelung preisen. Das jugendliche deutsche Reich würde ein Bündniß schließen mit dem greisenhaften Geist, der stets verneint, was wir als die Zielpunkte des politischen Lebens erstreben. Das deutsche Reich in seinen doch auch hervorragenden protestantischen Bestandtheilen, würde das Todesurtheil dieser Confession, sein eigenes unterschreiben und vollziehen.

Aber vielleicht sind die Ansprüche, welche die deutschen Katholiken an die Regierungen jetzt stellen, so tief rechtlich begründet, daß trotz aller politischen Gefahren der paritätische Staat, welcher Katholiken und Protestanten in gleicher Weise hegt, sich ihnen nicht entziehen darf? Hören wir darum ihre Argumente.

Zuvörderst wird gesagt, die katholische Kirche bedürfe eines völlig freien Papstes, der von keiner Territorialregierung abhängig sei, da sonst seine Maßregeln immer den übelen Beigeschmack haben würden, als seien sie durch politische, der Kirche ursprünglich fremde Erwägungen beeinflußt worden. — Es kann die Richtigkeit dieser Idee nicht angezweifelt werden, und doch muß man sagen, daß diese Freiheit für den Papst bisher nicht vorhanden gewesen ist und auch durch die Restitution des Kirchenstaates nicht wiederhergestellt würde. Die Verwaltung des bisherigen Kirchenstaates bedarf keiner Schilderung. Vielleicht gab es außer der Türkei kein schlechter regiertes Gemeinwesen. Darum war die römische Kurie nicht nur gegen auswärtige Annexionsgelüste, sondern mehr noch gegen ihre eigenen Unterthanen des fremdländischen Schutzes benöthigt. Und ob österreichische oder französische Truppen in Rom stehen und den Papst seiner Freiheit berauben, ob das Königreich Italien den Schutz übernimmt, ist im Ganzen dasselbe. Ja das letztere ist in jedem Falle vorzuziehen. Denn der italische Staat hat seine Beziehungen zum Oberhaupte der Kirche gesetzlich zu regeln; er muß ihm die Freiheit der kirchlichen Action um so ungeschmälerter lassen, je mehr die Blicke der ganzen katholischen Christenheit sich kontrolirend nach Rom wenden.*) Die Schutz-

*) Wir müssen uns durchaus dagegen erklären, daß die Unabhängigkeit des Papstes der italienischen Regierung gegenüber durch die europäischen Staaten garantirt werde. Was solche Collectivgarantien für einen Werth haben, beweisen die Ereignisse unserer Tage hinreichend. Es würde aber auch dadurch der römischen Kurie die erwünschte Gelegenheit gegeben sein, jeden Augenblick auf Kosten des Königreichs Italien eine europäische Verwickelung hervorzurufen. Der Papst hat nur nöthig, ein heftiges Schriftstück gegen die italienische Regierung zu erlassen — und welche Regierung wäre im Stande, dem immer aus dem Wege zu gehen? — einige Freunde der Kurie setzen einen kleinen Volksaufstand in Scene, der gegen den Papst gerichtet ist: dann ist die Freiheit desselben — natürlich von der italienischen Regierung — verletzt: der Papst proclamirt ein jammerndes Breve, die Katholikenversammlungen gewähren ein volltönendes Echo, die mit ultramontanen Elementen überreich versetzten Ständeversammlungen drängen die in kirchlichen

staaten bewegten sich in ihrem Verhältniß zum Papste auf rein factischem Boden. Schon die Drohung, die Truppen aus Rom zurückzuziehen, war ein hinreichendes Schreckmittel, das die ganze Existenz des Kirchenstaates in Frage stellte. — Außerdem ist die Souveränetät des Papstes keine Forderung des kirchlichen Glaubens oder des kirchlichen Rechtes, sondern lediglich der kirchlichen Politik. Und selbst wenn das nicht der Fall wäre: woher in aller Welt soll für den Staat die Verpflichtung resultiren, die Dogmen und das Recht der Kirche ins praktische Leben zu führen und vor Verletzung zu sichern? Oder soll der Staat gegen die Protestanten mit den Ketzergesetzen einschreiten, die Excommunication durch bürgerliche Execution vollziehen, die kirchliche Immunität wiederherstellen, seine Volkswirthschaft nach den Grundsätzen der kanonischen Wucherlehre regeln? Alles das sind Forderungen des kirchlichen Rechtes, und Dogmen kann der Papst nach freiem Belieben jeden Tag neue schaffen.

Die That der italienischen Regierung dem Kirchenstaate gegenüber, der ein Stück Kirchenvermögen ausmacht, stellt sich, juristisch betrachtet, lediglich als Säcularisation dar. Wie dagegen die deutschen Staaten einschreiten sollen, ist um so schwerer zu verstehen, als diese sich im Jahre 1803 und sonst der deutschen Kirche gegenüber ganz des nämlichen Verfahrens schuldig gemacht haben. Der Unterschied liegt nur darin, daß es sich damals um Bischöfe und Aebte, jetzt um den Papst handelt, daß damals das Motiv meist durch Egoismus und Habsucht gegeben wurde, während heute doch auch der nationale Gedanke thätig ist, den Rom selbst in Irland und Polen zu pflegen nicht verschmäht hat.

Aber wird weiter gesagt, die Occupation des Kirchenstaates ist ein Bruch völkerrechtlicher Verträge. Die europäischen Staaten haben dem Papste den Kirchenstaat garantirt: sie sind verpflichtet, dafür einzutreten. Sonst ist der Bruch mit der Legitimität vollendet und die Revolution im Principe anerkannt. Sehr wahr! Aber sollen alle Zeiten die Verblendung büßen, welche im Jahre 1814 zur Retablirung der päpstlichen Herrschaft führte, und von dieser sofort mit der Wiederherstellung des Jesuitenordens belohnt wurde? Damals glaubte man in dem Papste, der bis auf einen schwachen Augenblick dem korsischen Parvenu Widerstand geleistet hatte, den

Fragen ohnehin sehr unsicheren Regierungen auf den von ihnen gewünschten Weg: und der europäische Conflict kann über Nacht fertig sein. — Glaubt der Papst von der italienischen Regierung in der Freiheit seines Handelns den Gesetzen zum Trotz beschränkt zu sein, so möge er Rom verlassen: es ist das der stärkste moralische Schlag, den er der italienischen Regierung versetzen kann, der mehr wirkt als alle thränenreichen Protestationen, an welche die Welt doch so ziemlich gewöhnt ist. Denn wie der Janus schon sagt: Wenn der Papst lateinisch schreibt, so weint er.

Hort der Legitimität zu erblicken. Man übersah dabei das Wesen der römischen Herrschaft. Man vergaß, daß sie die Merovinger entsetzt hatte, als sie ihrer nicht mehr bedurfte, daß sie über die römische Kaiserkrone zu schalten versuchte, die ihr nicht zustand, daß sie die Auflehnung der lombardischen Städte, der deutschen Fürsten gegen das Kaiserthum gestützt und niemals die Revolution gescheut hatte, sobald das ihren Zwecken entsprach. — Es war nicht Zufall, daß der Papst im Jahre 1816 der heiligen Allianz beizutreten verweigerte. Der päpstliche Stuhl ist nicht das Prototyp der Legitimitätspolitik, sondern das des realen Nutzens. Er sucht den legitimen König von Neapel mit der einen Hand zu halten und klammert sich mit der anderen an Napoleon III. — Und diese unglückseligen Verträge von 1815, wo bestehen sie noch zu Recht? Oder soll Oesterreich dafür eintreten, welches Krakau occupirte, Lauenburg verkaufte und Schleswig-Holstein für Schlesien vertauschen wollte? Oder Preußen, welches jetzt der Nation auf Grund der Zerreißung dieser Verträge eine neue und hoffnungsreiche Gestaltung gegeben hat: oder gar Frankreich, dessen Politik bisher nur auf eine Negation des gesammten Völkerrechts hinauslief!

Endlich aber wird die Gefahr betont, welche den deutschen Staaten von einem Papste drohen würde, der einem anderen Staate unterthan, zu einem Werkzeuge desselben herabsinken könnte. Es ist ja bekannt, welche hochfliegenden Pläne Napoleon I. an die Französirung des Papstes knüpfte, welch' eine Gewalt er sich über die Gemüther aller Katholiken versprach. Auch wir wollen uns nicht verhehlen, daß in dem nationalen Gefühl der deutschen Ultramontanen kein Schutz und kein Halt gegen derartige Bestrebungen liegen würde. Denn die Ultramontanen haben kein anderes Vaterland als die Kirche. Man werfe nur einen Blick auf das Gebahren der baierischen zweiten Kammer und man erspart uns die Führung jedes Beweises. Dennoch sind unsere Befürchtungen nach dieser Richtung hin keine allzugroßen. Mit Italien, dem Staate, auf den es hier ankommt, wird der Papst für's Erste nicht Frieden machen, und sich nicht willig zum Werkzeuge desselben hergeben. Weit eher ist umgekehrt die Gefahr vorhanden, — namentlich wenn der jetzt dem Parlamente vorliegende Gesetzentwurf durchgehen sollte — daß die italienische Regierung in die Fesseln der Curie geschlagen werde.

Aber jedenfalls soll der Staat auf die andere, wenn gleich unwahrscheinliche Eventualität gefaßt und dagegen gerüstet sein. Das thut er aber nicht durch Wiederherstellung des Kirchenstaates, sondern indem er jetzt die Saat bestellt, die ihm dereinst reichliche Frucht bringen soll, indem er die Schule d. h. die Zukunft für sich in Anspruch nimmt und den Antheil an der Erziehung der jungen Kleriker begehrt, wie er ihn in Deutschland immer besessen und erst in neuerer Zeit thöricht genug aufgegeben hat. Zieht

Euch ein Geschlecht groß von Klerikern und Laien, welches genährt an den geistigen Erzeugnissen der Nation, national fühlt und denkt, und laßt dann einen italienischen, französischen oder spanischen Papst kirchliche Politik oder politische Kirchlichkeit treiben: die oft schon gelockerten Ketten, welche die deutsche Kirche mit Rom verbinden, werden zerreißen wie Spinngewebe, und der nationale Geist wird eine nationale Kirche schaffen!

Darum, Ihr deutschen Staatsmänner, laßt Euch nicht durch die, wenn auch erklärlichen Gefühlsergüsse der Katholiken bestimmen. Lernt von der römischen Curie selbst, die Politik des realen Nutzens der sentimentalen Gefühlspolitik voranzustellen. Seid mitleidslos mit den Geschicken eines Staates, die wie selten in der Geschichte selbst verschuldet, durch uns nicht abzuändern sind. Laßt der Gerechtigkeit Gottes ihren Lauf!

Emil Friedberg.

Die Säcularperioden in der deutschen Geschichte.

Mitunter möchte man fast bedauern, daß wir nach der christlichen Aera unsere Jahre zählen. Wer könnte des abgekürzten Ausdrucks der Perioden durch die Ziffern der Jahrhunderte entbehren, wer hätte nicht schon einmal vom Geiste des 11., des 13., des 18. Jahrhunderts gesprochen und nicht doch dabei zuweilen schmerzlich empfunden, wie selten solch eine willkürliche Zusammenfassung mit der natürlichen Gruppirung der geschichtlichen Wirklichkeit übereinstimmt! Freilich würde uns auch mit einem anderen Anfangspunkte unserer Zeitrechnung nicht durchaus geholfen sein; das „Rollen der Begebenheit" kehrt sich doch nun und nimmer an unser Zehnfingersystem, noch überhaupt an die Maßeinheiten, deren unser kurzsichtiger Geist bedarf. Das aber leuchtet ohne Schwierigkeit ein, daß unsere deutsche Geschichte wenigstens sich viel reiner und deutlicher zergliedern ließe, wenn die Jahrhunderte in der Mitte der jetzt üblichen anfingen und abliefen. Daß die mehr als tausendjährige Geschichte unserer Nation sich zwanglos in solche Säcularperioden zerlegen lasse, ja von selber in sie zerfalle, wollen die folgenden Zeilen in Kürze darlegen; es wird ihnen nur zu willkommener Bestätigung ihrer Wahrheit dienen, wenn man ihren Inhalt trivial finden sollte. Zuvor aber bedarf es einer raschen Verständigung über den Werth historischer Periodeneintheilung überhaupt.

Daß die scharfen Einschnitte, die wir zum Zwecke leichterer Aufnahme ins Gedächtniß in den geschichtlichen Stoff zu machen pflegen, der Wirklichkeit nicht entsprechen, gewahrt man bald. Vor allem in den zeitgenössischen

Quellen vermißt man oft mit Staunen jede Andeutung, daß dies oder jenes Ereigniß — wie sich hernach herausgestellt — eine wichtige Wendung bezeichne. Nur die äußerlich, fast sinnlich wirkenden Momente fallen den Zeitgenossen auf die Seele, eine große Feldschlacht etwa, ein langerharrter Friedensschluß, oder der Tod eines führenden Mannes, und diese werden dann wiederum in ihrer vermeintlichen Bedeutung gewöhnlich überschätzt. Wie sehr würde man aber irren, wollte man nun einer treuen Geschichtschreibung die Aufgabe stellen, was im wirklichen Verlauf als unaufhaltsamer Strom des Geschehenden dahinging, auch in der historischen Darstellung in seiner ruhelosen Continuität wiederzugeben! Unsere neuere Forschung ist freilich dieser Gefahr nicht allemal entgangen; je reichlicher man die Quellen aufgedeckt hat, besonders die übervollen, fast unversiegbaren diplomatischer Natur, welche die moderne Geschichte speisen, um so eifriger waren einige unserer Historiker beflissen, sie einfach zu dem alten Strome der politischen Wirklichkeit wieder zusammenrinnen zu lassen. Solchem Bestreben sind dann Bücher entwachsen, unerquicklich wie die Werke der Zukunftsmusik, mit lauter Halb- und Trugschlüssen fast Seite für Seite, aber keinem einzigen wahren Schlusse, mehr diplomatische Aktenstöße als historische Werke zu nennen; man liest sie und vermag nirgend betrachtend auszuruhen, man hat sie gelesen und hat nichts behalten, man liest sie wieder und abermals flattert der Geist über der Fluth, ohne ein trockenes Fleckchen wahrzunehmen, wo er sich ein Blättlein breche, — mancher freilich liest sie auch nicht wieder. Der wahre Geschichtschreiber dagegen, der die plastische Kraft des Künstlers in sich fühlt, gliedert seinen Stoff: er weiß, daß alte und neue Zeit allemal in einander übergreifen, doch hindert ihn das nicht, die sich schneidenden Grenzlinien mit entschiedener Hand zu ziehen; ja er darf sie dreist tiefer eingraben, als die Realität sie vorgezeichnet, diese bloß zu copiren ist nirgend seine Aufgabe: indem er überall auch unter dem Gleichzeitigen das Wesentliche hervorhebt, das Unwesentliche zurückschiebt und so vieles gar verschweigt, entsagt er überhaupt der Treue mechanischer Nachbildung der Vergangenheit. Wie erhaben über den Zeichner seines Schulatlas dünkt sich der Knabe, wenn ihm zum ersten Mal ins Bewußtsein tritt, daß alle Terrainabschnitte, Flüsse, Gebirge und Straßen auf der Landkarte in höchst unnatürlicher Breite wiedergegeben sind! Eine reifere Einsicht belehrt ihn später, daß ohne solche Uebertreibung jede graphische Darstellung größerer Erdflächen unmöglich wäre. So trage denn auch der Historiker immerhin die Scheidelinien der Perioden ein wenig zu stark auf, aus dem verschärften Gegensatze wird man das Wesen der gesonderten Zeiten um so besser begreifen. Was hat — um nur zwei hervorragende Beispiele anzuführen — was hat nicht Mommsen für die sichere Unterscheidung zwischen richtiger und verkehrter Großmachtspolitik des römischen

Senats gewonnen, dadurch daß er die Schlacht bei Pydna, über die man bisher achtlos bis zu den äußerlich drastischeren Zerstörungen von Korinth und Karthago oder Numantia hinwegging, als Wendepunkt erkannte und mit der schneidenden Bestimmtheit, die ihm eigen ist, für immer als solchen den Annalen einprägte! Oder wer gedächte nicht der großen historischen Stationen in den Werken Ranke's! Niemand, denk' ich, vermag wie er die zahllosen mitunter in der einen Seele des Helden sich kreuzenden Richtungen des Moments zu überschauen und darzustellen, und doch hat auch niemand einen so klaren Blick für die großen Epochen. Er erzählt mit athemloser Lebendigkeit die einzelne Begebenheit, doch, sobald sie abgelaufen, hält er still, um die Summe ihres Inhalts als Ereigniß auszusprechen. Präciser kann man einen weltgeschichtlichen Umschwung nicht bezeichnen, als mit seinen Schlußworten nach dem Tode Richelieu's, feierlicher nicht, als im Eingange des zweiten Buchs der Päpste.

Können wir also getrost die Nothwendigkeit einer scharfen Periodisirung der Geschichte als zugestanden betrachten, so muß andererseits jeglicher Versuch, sie in Perioden von gleicher Länge — Perioden im eigentlichen, mathematischen Sinne — abzugliedern, wie wir es im folgenden für die deutsche Geschichte vorhaben, das äußerste Mißtrauen hervorrufen. Was Zahlenspielerei, zu der unser Geist vermöge seines natürlichen Bedürfnisses nach Symmetrie bedenklich hinneigt, in allen Wissenschaften für Unheil angerichtet hat, ist sattsam bekannt. Auch die Geschichte hat man so öfters verunstaltet. Am meisten hat da die Mystik gesündigt, die immer so gern an einem festen Zahlengerüste für die wallende Nebelmasse ihrer gestaltlosen Ideen Halt gesucht hat. Die vermeintlich historischen Zahlen der Urgeschichten mit ihrer schönen Regelmäßigkeit, Produkte aus Allegorie und Willkür, dienten dabei zum Vorbilde für die Eintheilung der echt historischen Zeiten. Zu dieser kindlichen Spielerei ist in modernen Tagen eine andere, kindische getreten, ich meine die Bestrebungen des von Analogieen lebenden Dilettantismus, die Herrschaft durch Zahlenformeln auszudrückender Naturgesetze aus den exakten Wissenschaften in die historischen hinüberzutragen. Wir wünschten uns in den Augen der Leser aus dem Haufen der gewöhnlichen Erfinder von Geheimmitteln für die Wissenschaft auszusondern. Mystik und Methodenmengerei sind uns gleich fremd, wir hegen die ehrfürchtigste Scheu vor der Wirklichkeit historischer Thatsachen und haben weder Athem noch Keckheit genug, um dem mächtigen Schritte der Ereignisse, während sie vor unserem Gedächtnisse vorüberziehen, den Takt vorzupfeifen. Was wir bringen, ist das Ergebniß einer einfachen Beobachtung.

Unsere alten wackeren Reichshistoriker freilich würden sich schier entsetzen, wenn sie bemerkten, daß wir dabei auf die Regierungsanfänge der

einzelnen Kaiser gar wenig Rücksicht nehmen, die ihnen das bequeme, aber unregelmäßige Eintheilungsschema darboten, in das sie alle „Merkwürdigkeiten und Veränderungen, so sich unter dieser oder jener Regierung zugetragen" nach Nummern einzureihen pflegten. Die modernen Geschichtschreiber unserer Kaiserzeit werden wenigstens die großen Abschnitte der einander ablösenden Dynastien vermissen; aber auch dieser Gesichtspunkt der gebietenden Rasse, so zu sagen, ist der Volksgeschichte nicht würdig; wo es zu einer wirklichen Familienpolitik kommt, wird man diese, als ein geistig wirkendes Moment, selbstverständlich nicht außer Acht lassen. Sonst handelt es sich uns nicht um eine Zerlegung der Herrschergeschichte, vielmehr um die der nationalen, aber natürlich werden wir diese meist von dem Centrum aus betrachten, wo die Macht und damit die Geschicke der Nation zusammengefaßt erscheinen.

Seit in der Mitte des 9. Jahrhunders unser Volk sich aus der Masse der abendländischen romanischgermanischen Christenheit zuerst in seiner Besonderheit ausgeschieden, ist bis zur Mitte unseres Jahrhunderts ein Jahrtausend deutscher Geschichte verflossen, wir stehen heut noch eben im bewegten ersten Viertel des 11. deutschen Säculums. Was jenem Anfangspunkte vorausliegt, ist fast wieder ein Jahrtausend germanischer Geschichten. Ich denke nicht daran, ihnen einen stetigen Zusammenhang oder gar eine feste Ordnung anzudichten, die sie nicht haben. Die ersten fünfhundert Jahre über empfangen ja die Bewegungen, die wir unter den Stämmen unserer Volksart kennen, von Rom aus Anstoß, Richtung und Maß, hernach gar oft noch aus weiterer Ferne, von Nordasien, Arabien, Afrika oder Byzanz her. Selbst die frühere Entwicklung des Frankenreichs lass' ich beiseite, um nur das letzte germanische Säculum in die Betrachtung hineinzuziehen, das einmal für den ganzen mittelalterlichen Verlauf der eigentlich deutschen Geschichte verhängnißvoll geworden ist, das große karolingische Jahrhundert von der Verbindung König Pippins mit dem römischen Stuhle bis zur Auflösung des Weltreiches in den Zwistigkeiten und Erbtheilungen seiner Urenkel. Hier nun wie später allemal sind die Scheidejahre 750 und 850 nicht in buchstäblicher Strenge zu verstehen, sondern als Durchschnittsmarken, über welche die Ereignisse einmal ein wenig hinausgreifen, während sie ein andermal um ein geringes davor zurückbleiben. Wie oft hat man das Jahr 800, die Kaiserkrönung Karls d. Gr. für einen entscheidenden Wendepunkt ausgegeben! Das heißt den Schein für die Sache nehmen; Karl ist überhaupt nur ein Vollender größter Art, neue Richtungen hat er nirgend eingeschlagen; so lange die nachfolgenden Geschlechter auch an seinen Namen anknüpfen, so sehr dessen Glanz den der früheren verdunkelt hat, die Bahn machenden Schritte gehören Pippin an: die Aufrichtung des neuen Königthums wie dessen Verbindung mit dem kirchlichen Schirmherrnamte, der Eingriff in die Unab-

hängigkeit des langobardischen Italiens wie die unselige Gründung des Kirchenstaats. Ich breche Karls Ruhme nichts ab, wenn ich seine Gestalt aus dem Anfange in die Mitte rücke; nicht jeder große Mann findet die Welt „aus den Fugen", der Vater kommt oft um zu beginnen, der Sohn um zu erfüllen, der Enkel um aufzulösen, und mit den Herrschern arbeiten die Geschlechter der Völker Hand in Hand. Ich berühre damit eine wiederkehrende Erscheinung, die wohl geeignet ist, das Vorhandensein gerade hundertjähriger Perioden einigermaßen zu erläutern; denn in drei Generationen vollzieht sich häufig, wiewohl nicht immer, dieser Proceß des Bereitens, Vollführens und Verderbens. Wohl jenen Männern der ragenden Mitte, denn alles Andenken, alle Liebe der Völker versammelt sich um sie! Für die historische Forschung aber hat es größeren Reiz, die Thaten der Gründer aufzudecken; die Vertreter des Verfalls endlich trifft im Leben die Wucht des Schicksals, im Tode der Haß parteiischer Schreiber, erst eine späte Wissenschaft widmet ihnen ein pathologisches Interesse.

Das karolingische Weltreich ging sammt der Herrscherstellung seiner Kaiser um die Mitte des 9. Jahrhunderts zu Grunde. Unbewußt fast sonderte man in den vielgenannten Theilungen die Nationen oder doch die Stammcomplexe von einander, aus denen nun Nationen erwachsen konnten. Für die Bildung der deutschen und zugleich die eines deutschnationalen Königthums haben die folgenden hundert Jahre bis zum italienischen Zuge Otto's I. den Zeitraum abgegeben. Das ist ein Jahrhundert von anderem Charakter, dies erste Jahrhundert der deutschen Geschichte, ein aufsteigendes, das mit seinem Gipfel abschließt. Ueber seine Hälfte hinaus steht es noch gar kümmerlich um die Herausbildung deutschen Volksthums; nur negativ wird dies zunächst festgestellt, nur begrenzt durch die furchtbare Nachbarschaft erbitterter Feinde. Spät erst erscheint in Heinrich der rechte Einiger der Stämme, festere Einheit und größere Macht schafft Otto, bis er selbst plötzlich aus eigenem, klarem Entschlusse sein nationales Reich hineinreißt in die Bahn zur Weltherrschaft, zu neuer, vorerst vortheilhafter Verbindung mit der römischen Hierarchie.

Nun liegt es diesen Zeilen fern, den alten Streit des Urtheils über den Segen oder Unsegen der That Otto's zu erneuern; daß sie jedoch von umwälzender Bedeutung war, werden Freund und Feind einräumen. Der Epoche eines den Nachbarvölkern weit überlegenen, Mitteleuropa und vornehmlich auch die Kirche beherrschenden Kaiserthums deutscher Nation war dann wiederum der Raum eben eines Jahrhunderts zugemessen. Was Otto's d. Gr. erste Heerfahrt nach Italien begründet, brach mit Heinrich's III. Tode zusammen, doch hätte die Minderjährigkeit seines Sohnes allein einen so gewaltigen Umschwung nicht hervorgerufen. Die Nation, die sich so tief

in äußere, ihr oft fremde Welt- und Kirchenhändel eingelassen, mußte erleben, daß der Anstoß zur Wendung ihres ganzen Geschicks nun von außen kam. Es wird mir fast schwer, so allgemein anerkannte Thatsachen zu wiederholen: wer wüßte nicht, daß der Geist Hildebrands zwei Jahrhunderte des Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum heraufbeschwor, zwei Jahrhunderte ähnlichen und doch auch verschiedenen Inhalts? Das erste, bis zur Mitte des 12. christlichen reichend, emancipirte die geistliche Gewalt von der weltlichen und erhob in Deutschland das selbstsüchtige, aufsässige Fürstenthum zu einer den Ausschlag gebenden Mittelstellung, die ihm nicht wieder entrissen werden konnte. Im zweiten Zeitraume, den wir gar wohl den staufischen nennen dürfen, da sein Beginn durch das kräftige Auftreten Friedrich's I., sein Ausgang durch den jähen Fall Friedrich's II. so scharf bezeichnet wird, in diesem Zeitraume nimmt der Weltkampf gewaltigere Dimensionen an: aus dem Streit über die Vormacht wird ein wilder Krieg über das Daseinsrecht der Macht überhaupt. Wenn das Papstthum seinen Sieg der Bundesgenossenschaft der oberitalienischen Städte verdankte, so vermochte das Kaiserthum nicht durch die reichsten Spenden an Rechten und Vollmachten die nachhaltige Hülfe des deutschen Fürstenthums zu erkaufen: nicht die äußere bloß, auch die innere Ohnmacht der deutschen Centralgewalt ist die Hinterlassenschaft der Staufer für unser Volk gewesen. Hier war einmal der Riß so tief, daß man niemals verkannt hat, daß um 1250 zwei Perioden unserer Geschichte einander abstoßend berühren.

Die zwei folgenden Jahrhunderte des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit, die Jahre 1250—1450, scheinen einen fortlaufenden Strom zu bilden, dessen Theilung in der Mitte Vielen auf den ersten Blick wie ein Akt der Willkür vorkommen mag. Und in der That geht manche charakteristische Entwicklung unseres nationalen Lebens: das Emporkommen der Städte und in ihnen wieder das Aufsteigen des demokratischen Elements der Zünfte, die Bildung der gewaltigen Städtebündnisse und die Ausbreitung ihrer Macht, die Entwicklung des Ritterstandes, der dem fürstlichen zur Seite treten möchte, allenthalben der Zusammenschluß der Gleichgestellten, der Drang nach Einungen beim weiteren Zerfalle der Gesammteinheit, die imposante Kolonisation des Ostens, alles das und so vieles andere geht durch beide Jahrhunderte hindurch und macht jeden Versuch der Abgrenzung um 1350 zu Schanden. Und doch möchten wir einen solchen aufrecht erhalten, indem wir den Blick auf die Spitze der nationalen Verfassung, auf das Kaiserthum selber richten. Wer kann leugnen, daß mit Karl IV. ein neuer Geist in die deutschen Geschicke eintritt, der Geist moderner Politik? Was vor ihm liegt seit dem Interregnum, diese Zeit der „Kaiser aus verschiedenen Häusern“, wie sie unsere Hülfsbüchlein nennen, ist noch nicht frei von Rückfällen in die

mittelalterlichen Kaiserideen; alle centralen Neubildungen dieser Epoche sind provisorischer Natur, selbst das Vorspiel habsburgischer Hausmachtspolitik hätte für die Zukunft nichts bedeutet ohne den späteren, entscheidenden Hinzutritt der böhmisch-ungrischen Tendenzen und Rechte des Luxemburger Hauses. Erst Karl IV. ist der Schöpfer des Kaiserthums der neueren Zeiten; alsbald nach seinem Regierungsantritt begründet er verfassungsmäßig die kurfürstliche Oligarchie, die autonome Bildung des vorangegangenen Jahrhunderts, die sich schon das Verdienst der Emancipation des Reiches vom Papstthum erworben hatte. Die goldne Bulle ist doch immerdar das vornehmste Reichsgesetz geblieben, für den aristokratisch bundesmäßigen Charakter der Reichsverfassung zeichnete sie die wichtigsten Grundlinien nieder. Und zugleich welch gewaltige Bestrebungen verwandter Art, Bestrebungen nach Reform in Reich und Kirche erfüllen dies Luxemburger Jahrhundert! Selbst unter Wenzel hat man einen Neubau des Reichsfriedens mit Ernst versucht: auf dem Constanzer Concil ward neben der kirchlichen auch die Reichsaufbesserung in Angriff genommen, erst mit dem kläglichen Ende der Basler Versammlung gehen alle diese Bemühungen und mit ihnen die Periode wie hoffnungslos zu Ende. Nicht aber ging sie zu Ende, ohne dynastische Gründungen von damals ungeahnter Tragweite zu hinterlassen: wollte man auch die Erhebung der Wettiner übergehen, so darf doch die verhängnißvolle Verbindung Sigmunds mit den Hohenzollern und Habsburgern nicht vergessen werden. Die letzteren fand das neue Jahrhundert auf dem Throne, ein Geschlecht, bereit, nicht nur die ererbten östlichen Aufgaben der Luxemburger, sondern ihre ganze dynastische Politik mit zäher Energie im großen Stile durchzuführen.

In dem neuen Jahrhundert nun, dem siebenten der deutschen Geschichte, stehen wir nicht an, das der Reformation zu erkennen. Es ist zwar üblich, als Reformationsepoche das Jahr 1517 zu bezeichnen, doch ist das wiederum nur eine Verwechselung zwischen Anfang und Durchbruch der Bewegung. Muß doch, wer die Geschichte der Reformation schreibt, allemal von der Mitte des 15. Säculums ernstlich anheben. Und auch Luther, denk' ich, geschieht kein Unglimpf, wenn man ihn auf den Gipfel seines Jahrhunderts stellt; oder hieß' es nicht andrerseits seine That mit Unehre beladen, wollte man noch die öde Zeit der Orthodoxie bis 1600 mit dem Namen der Reformationsperiode zieren? Mit dem Scheitern des Basler Concils war eben entschieden, daß die Reform, wenn sie noch geschehen sollte, von unten her, aus der Freiheit des individuellen Geistes unternommen werden mußte. Kein Wunder, daß gleich nach 1450 jene treibende Unruhe der Geister, die berühmte „allgemeine Gährung“ beginnt — selbst der epochemachenden Erfindung des Buchdrucks dürfen wir wohl im Vorbeigehen gedenken. Neben der

kirchlichen Reformbewegung erfüllt dies Jahrhundert aber noch die weltliche. Auch sie geschah diesmal gegen die Obrigkeit aus freiem Entschlusse der ständischen Gewalten; man weiß, wie Kurfürsten, Fürsten und Städte ihre Reichsverfassung, die Kaiser Friedrich III. nicht abzudringen gewesen, Maximilian abdrangen, wie Karl V. sie dann in der Hauptsache wieder zerstörte; der Revolutionen der Ritter und Bauern zu geschweigen, welche die reichsständische Aristokratie selber niederschlug. So waren am Ausgange der Reformationszeit die Hoffnungen auf Reichsreform fast vernichtet, die Stellung der religiösen trotz ihres endlichen Sieges eine im Herzen der Gegner doch nur geduldete. Sah doch dies Jahrhundert zugleich den ersten Anlauf der Habsburger zur Gründung der Weltmonarchie auf Kosten unseres nationalen Geistes. Auch in dieser Hinsicht kann man den Zeitraum nirgend zerschneiden: von den unscheinbaren Anfängen der listigen Staatskunst Friedrichs durch das phantastische Glücksspiel Maximilians hindurch bis zur weltumspannenden Politik Karls V. immer das gleiche uns innerlich abgewandte unersättliche Trachten in die Ferne. Die spanische Tyrannei Karls wehrte uns das Landesfürstenthum ab, das sich nun für immer im Sattel fühlte; aber ein durchschlagender Sieg war nicht erfochten, weder über das Haus Habsburg, noch über die alte Kirche; ein unehrlicher Friede beschließt die große Periode, eine neue, kleine unheimlich verkündend.

Von nun an muß ich kurz sein, wenn so oft Vernommenes den Leser nicht ermüden soll. Denn daß die Zeit des sogenannten Religionsfriedens und der dreißigjährige Krieg zusammengehören wie Ausholen und Einhauen, kann auch dem blödesten Sinne nicht entgehen. Es ist das Säculum der kirchlichen Reaktion, das dem der Reformation folgt, zugleich der zweite Sturmlauf des Hauses Habsburg nach dem Ziel einer absoluten Herrschaft über das auf militärischem Wege geeinte Deutschland. Er mißlang wie der erste, was Karl nicht vermocht, brachte Ferdinand nicht zu Stande: nur daß dies Jahrhundert weit trauriger abschloß, als das jüngst vergangene: den ehrlicheren Frieden verdankten wir nur der allgemeinen gleichen Zerrüttung und der schlimmen Hülfe der Fremden, das Gebiet der freieren Kirche war zusammengeschmolzen, die Territorialherren von der letzten Reichskette losgelassen, Oesterreich draußen, Schweden drinnen, Frankreich überall! Auch das Jahr 1648 hat man nie in seiner trennenden Bedeutung unterschätzt.

Auf die beiden Habsburger Perioden sind zwei preußische oder, wenn man will, zollerische gefolgt, die gerade in unseren Tagen oft genug beschrieben sind. Ich will nur rechtfertigen, daß ich den Aachener Frieden von 1748 als Scheide zwischen ihnen aufrichte. Das erste Jahrhundert ist das der Erhebung des brandenburgisch-preußischen Staats in Deutschland fast aus dem Nichts bis zu gleicher Höhe mit Oesterreich: das, denk' ich, ist mit dem

Abschlusse des Erbfolgekrieges vollendete Thatsache, während der Aachener Friede zugleich den Fortbestand Oesterreichs, der so hart bestritten worden war, auf langehin besiegelt. Wie ruhmreich der siebenjährige Krieg für Preußen auch sei, daß er nichts in der Lage der deutschen Dinge verändert hat, ist bekannt genug, und so möcht' ich auch den ganzen Zeitraum von 1748—1848 als den des im Gleichgewichte ruhenden Dualismus bezeichnen, wie der vorige den werdenden Dualismus darstellt. So epochemachend die französische Revolution für die Universalgeschichte ist, so wenig war sie's leider für die deutsche, darum möge mir die Generation unserer Väter verzeihen, daß ich die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts nur für die Rückseite der zweiten des 18. ansehen kann. Nach Ablauf unserer geistig reichsten Periode waren wir 1848 in der Hauptfrage nationaler Politik keinen Schritt weiter als 1748. Von da an ward's anders, die Erkenntniß drang durch von dem Einen, was Noth sei, auf die Erkenntniß ist die That gefolgt, das zweite Jahrtausend deutscher Geschichte hat bisher seine Schuldigkeit gethan. Möchte, wenn unser elftes Jahrhundert zu Ende geht, mit ihm die Periode erfolgreichen Einheitsstrebens im tiefsten und umfassendsten Sinne ihren Abschluß finden!

Man sieht, daß die Säcularperioden, die wir in der deutschen Geschichte wahrgenommen, nur selten in ihren Grenzen mit Abschnitten der allgemeinen Historie sich berühren: auch bin ich entfernt, ihnen eine weitere Bedeutung beizumessen. Was die Erklärung der immerhin auffälligen Erscheinung betrifft, so bemerk' ich nur, daß, wenn einmal eine Säcularperiode stattgefunden, ihr sehr leicht eine andere und dritte folgen kann, eben wegen des oben berührten natürlichen Ablaufs einer bestimmten Entwicklung innerhalb dreier Generationen. Hierauf verlohnt sich vielleicht einmal besonders zurückzukommen. Ueberhaupt wie vieles mußte unberührt bleiben! Der ganzen Geistesgeschichte hab' ich nicht gedenken können, in der sich die politischen Perioden verspätet wiederzuspiegeln pflegen, gleichwie die Extreme der Temperatur des Tages oder Jahres erst eine Weile nach dem höchsten oder niedrigsten Sonnenstand eintreten. Ob sich nun diese Art unsere Geschichte zu betrachten irgend fruchtbar zeigen könne, wag' ich nicht zu behaupten. Praktisch werden wir Deutsche nie den alterthümelnden Versuch machen, eine nationale Aera einzuführen, zu fest sind wir mit der Kulturwelt verwachsen; allein der abkürzenden Gesammtbezeichnungen für unsere Jahrhunderte, wie „erstes, siebentes, zehntes deutsches Jahrhundert", könnte man sich, wo nur von nationaler Geschichte die Rede ist, wohl ohne Albernheit bedienen. —

Alfred Dove.

Die Festungen in der modernen Kriegführung.

Es war in den letzten Jahrzehnten gang und gäbe geworden, die Festungen mit Geringschätzung zu behandeln; man stützte sich darauf, daß die strategischen Entscheidungen ausschließlich im Feldkriege zum Austrag kämen, und nahm fast als ausgemacht an, daß die Kriegführung der Zukunft sich wenig mehr um die Festungen bekümmern, sondern sich mit Beobachtung derselben durch mäßige Detachements begnügen werde. Diese Ansicht, welche durch den Krieg von 1866 neue Bestätigung zu finden schien, wurde freilich von dem Ingenieurcorps und einem kleinen Theil der Artillerieofficiere nicht getheilt, aber die Folge davon war nur die, daß die exclusiven Feldsoldaten ihre Geringschätzung der Festungen auch auf die speciell dem Festungs- und Belagerungsdienst gewidmeten Heerestheile selbst übertrugen. Nichts erscheint daher den in diese Verhältnisse Eingeweihten in dem jetzigen an Ueberraschungen so reichen Kriege überraschender, als die hohe Bedeutung der Festungen. Von den meisten Laien aber scheint dieselbe noch keineswegs nach Verdienst gewürdigt zu werden, da dieselben das, was Folge der Existenz der Festungen ist, großentheils anderen Ursachen zuzuschreiben geneigt sind. Wenn dieses Verkennen der entscheidendsten Einflüsse so weit geht, daß angesehene Tagesblätter die Behauptung vertreten, alle großen Städte müßten entfestigt und Metz nicht annectirt, sondern nur geschleift werden, so erscheint es angezeigt, auch das größere Publikum auf den Unverstand hinzuweisen, der in solchem Gebahren liegt.

Die Festungen sind bekanntlich aus den befestigten Städten des Mittelalters hervorgegangen. Damals genügte die Mauer mit Zinnen und flankirenden Thürmen vollkommen den Ansprüchen der Vertheidigung; durch ihre festen Mauern wurden die Städte zu den wichtigsten Stützpunkten der mittelalterlichen Strategie, während die Ritterburgen mehr Familienschutzwehren für das Zeitalter des Faustrechts darstellten, als daß sie bei ihrer Kleinheit auf die Kriegführung der Staaten untereinander von besonderem Einfluß gewesen wären. Die Erfindung des Schießpulvers, welche die Ritterburgen beseitigte, zwang die Städte, ihre Mauer durch Wall und Graben zu ersetzen, deren Grundriß zum Zweck der bestmöglichsten Flankirung bald in künstliche Systeme gebracht wurde. So zu Festungen umgewandelt, bewahrten die festen Städte bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts ihre volle Bedeutung für den großen Krieg, indem sie als Prellpfeiler gegen feindliche Invasionen, als Stützpunkte für die Vertheidigungsheere dienten und dem Feinde die Besetzung, Brandschatzung und Ausnutzung der Hülfsquellen verwehrten, denen dieselben Städte als unbefestigte schutzlos preisgegeben gewesen wären.

Freilich wurde die Opferwilligkeit und Geduld der Einwohner schon auf bedeutend härtere Proben gestellt, als vor Erfindung der Feuerwaffen; denn der Angreifer konnte glühende Kanonenkugeln und aus Mörsern bereits Sprenggeschosse in die Stadt schleudern, welche Brände hervorriefen. Aber noch waren Schußweite und Treffsicherheit so mangelhaft, und die Communicationen zur Heranschaffung des Belagerungsmaterials so elend, daß die Chancen für die Vertheidigung keineswegs ungünstig standen. Ein völliger Umschwung trat ein, als die napoleonische Kriegführung den großen Krieg mit Armeen führen lehrte, deren Handhabung man bisher für unmöglich gehalten hatte. Die strategischen Operationen gewannen hiermit einen ganz andern Charakter. Die Kosten wuchsen so in's Ungeheure, daß eine Verzettelung der Kriegführung nicht mehr möglich war, wie früher, wo „der Krieg den Krieg ernähren" mußte. Es handelte sich jetzt nicht mehr um Eroberung und Behauptung von Grenzstrichen oder Grenzprovinzen, sondern um schnelles Niederwerfen des feindlichen Hauptheeres und Vordringen in's Herz seines Landes, d. h. seine Hauptstadt, um so einen möglichst günstigen Friedensschluß in kürzester Frist zu erzwingen. Hiermit schrumpfte natürlich das Interesse an Eroberung und Besetzung kleinerer Provinzialstädte erheblich zusammen; denn das eigentliche Ziel der Action war nun die Landeshauptstadt, die Etappen derselben die Provinzialhauptstädte. Dazu kam, daß die mittleren und kleineren Provinzialstädte den modernen Heeren weder Unterkunft noch nennenswerthe Hülfsquellen zur Ausrüstung u. s. w. bieten konnten, wozu sie für die Armeen früherer Jahrhunderte, die wir jetzt eher als Armeecorps bezeichnen würden, wohl ausgereicht hatten. Dasselbe wie für den Angreifer galt nun aber auch für den Vertheidiger. Wenn bisher eine mittlere Provinzialstadt als befestigter Stützpunkt genügt hatte, um einer geschlagenen Armee die Sammlung, Erholung und Vervollständigung der Ausrüstung aus den Hülfsquellen der Einwohnerschaft zu ermöglichen, so bedurfte es jetzt bei den fünf- bis achtmal so großen Heeren auch einer fünf- bis achtmal so großen Stadt, um denselben Zweck zu erfüllen, d. h. die Vertheidigung bedurfte nunmehr größerer Provinzialhauptstädte als Festungen. Dazu kommt noch, daß die Wohlhabenheit der Provinzialhauptstädte sich mehr und mehr über die der kleineren mittleren Provinzialstädte erhebt, daß der Handel der Provinzen sich allmählich in jenen concentrirt und daß der Uebergang der Industrie vom Handwerk zur Fabrikation in kleineren Städten entweder gar keine nennenswerthe industrielle Produktion mehr finden läßt, oder doch eine so einseitige, daß sie dem militärischen Bedarf nicht genügt. Die Eintreibung von Geldcontributionen, so wie die Erhebung von Naturalrequisitionen an Handelswaaren und Industrieprodukten weisen mithin den Strategen immer mehr auf die größeren Provinzialhauptstädte hin und be-

nehmen den kleineren Städten ihre frühere Wichtigkeit für die Kriegführung. Alle diese Gründe sprechen für die Befestigung solcher Provinzialhauptstädte, welche den Etappenstraßen eventueller feindlicher Invasionen in der Richtung auf die Hauptstadt hin nahe liegen. Die Preußische Regierung hat diesen Gründen durch die Befestigung von Königsberg, Posen und Cöln, so wie durch die Verstärkung von Stettin, Danzig, Magdeburg und Mainz Rechnung getragen. Ebenso ließ sie im Jahre 1866 sofort provisorische Befestigungen bei Dresden anlegen, während die Oestreicher dasselbe bei Wien thaten und jetzt die Befestigung von Prag beabsichtigen. Frankreich endlich, das so schon reicher an Festungen war als irgend ein anderes Land, hat auf die Befestigungen von Lyon bedeutende Kosten verwendet und ist soweit gegangen, selbst seine Hauptstadt Paris zu befestigen.

Was in neuester Zeit den Werth befestigter Provinzialhauptstädte noch erhöhte, ist bei der großen Wichtigkeit der Eisenbahnen in der modernen Kriegführung der Umstand, daß die Provinzialhauptstädte meistens wichtige Bahnknotenpunkte bilden, so daß ihr Besitzer zugleich im Besitz aller hier mündenden Eisenbahnlinien ist.

Haben wir so schon verschiedene Umstände vereinigt darauf hinwirken sehen, die großen Festungen den kleinen gegenüber hervorzuheben, so haben wir den letzten entscheidenden Grund noch vor uns: die gezogenen Geschütze. Die gezogenen Geschütze nämlich vermögen aus einer gegen Ausfälle hinlänglich geschützten Entfernung ($^1/_3$—$^2/_3$ Meilen) eine kleinere Stadt vollständig zu vernichten, indem sie das Feuer ihrer unmittelbar beim Aufschlag platzenden Granaten auf bestimmte Punkte der Stadt mit der erforderlichen Präcision zu concentriren und durch fortgesetztes Feuer den Löschmannschaften ihr Werk zu einem höchst gefährlichen und erfolglosen zu machen im Stande sind.*) Nun kann man allerdings eine Festung durch einen hinreichend weit abgelegten Gürtel detachirter Forts vor dem Bombardement schützen, aber die Herstellungskosten eines solchen und die dafür nöthige Besatzung wären bei einer kleinen Festung nicht viel geringer als bei einer großen anzuschlagen; ein solcher Apparat würde also mit der strategischen Bedeutung einer kleinen Festung in völligem Mißverhältniß stehen. Ein Gürtel detachirter Forts lohnt nur bei einer großen Festung von erheblicher strategischer Wichtigkeit und für eine solche wird er gegenwärtig fast zur Existenzbedingung. Es ist aber eine Grausamkeit, die kleineren befestigten Städte, an welche jetzt ver-

*) Die glühenden Kugeln der alten glatten Kanonen griffen die broncenen Röhre außerordentlich an und zündeten weit weniger sicher als Granaten mit oder ohne Brandsatz; die alten concentrischen Bomben aus glatten Mörsern trafen höchst unsicher; beide Geschoßarten waren nicht wohl über $^1/_4$ Meile weit verwendbar, wo die Batterien ohne den Schutz vollständiger Parallelen energischen Ausfällen ziemlich bloßgestellt waren.

mittelst Eisenbahnen und Chausseen das Belagerungsmaterial weit leichter als früher herangeschafft werden kann, der unfehlbaren Vernichtung durch ein Bombardement hülflos preiszugeben. Die Militärbesatzung hat von der Einwohnerschaft einer solchen Festung nicht den geringsten Nutzen, wohl aber Noth und Gefahr zu gewärtigen und würde im Fall einer Belagerung froh sein, wenn sie die Stadt sammt Einwohnerschaft aus dem von den Festungswerken umschlossenen Raum hinwegzaubern könnte. Der Volkswohlstand einer solchen Stadt leidet ebenfalls durch ein Bombardement weit mehr, als er durch alle Contributionen und Requisitionen leiden könnte, wenn die Stadt unbefestigt wäre. Da scheint es doch am einfachsten, wenn man Stadt und Festung schon im Frieden trennt, d. h. die Stadt unbefestigt läßt und eine Festung ein Stück weit von der Stadt entfernt anlegt, so groß, als der strategische Zweck derselben erfordert. Dieser Zweck kann aber bei kleinen Städten, von denen hier die Rede ist, fast ganz allein der einer Communicationssperrung (Fluß-, Eisenbahn-, Paßsperre) sein. Also: man lasse alle kleinen Festungen, bei welchen die Anlage eines gegen das Bombardement schützenden Fortgürtels nicht lohnt, eingehen und lege statt ihrer selbständige Forts als Communicationssperren an. Solcher sperrenden Forts kann man gar nicht genug haben; ihre Kosten sind verhältnißmäßig gering, ihre Verproviantirung auf lange Dauer leicht und ihre Widerstandsfähigkeit bei günstiger Lage überraschend groß. Schon der Königstein machte uns die Wichtigkeit solcher sperrender Forts anschaulich genug, und da bei der enormen Bedeutung der Eisenbahnen in der modernen Kriegführung der Werth möglichst zahlreicher fortificatorischer Eisenbahnsperren gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann, so ist nur zu verwundern, daß in den letzten vier Jahren bei uns zur Herstellung solcher so gut wie nichts geschehen ist. Der Invasionsarmee bleibt solchen sperrenden Forts gegenüber (denen durch Bombardement gar nicht beizukommen ist) nichts übrig, als Verlegung der Eisenbahnen, eine nicht in jedem Terrain zu bewältigende Aufgabe. Es ist zu hoffen, daß in den nächsten Jahren das Nöthige auf diesem Gebiete nicht verabsäumt werden möge, — namentlich nach Osten hin, wo unser ebenes Land so wenig Schutz gegen feindliche Einfälle bietet.

Wenn wir hiernach als thunlich und wünschenswerth eingeräumt haben, daß die kleinen Städte in Zukunft aufhören, Festungen zu sein, so müssen wir um so dringender darauf bestehen, daß jede Nation, der es Ernst damit ist, einem unglücklich begonnenen Kriege gegenüber sich die Möglichkeit eines energischen Ausharrens und die Chancen der allmählichen Herbeiführung einer günstigeren Wendung offen zu halten, daß jede solche Nation, sage ich, ihr Augenmerk darauf zu richten habe, möglichst viele ihrer größeren Städte durch tüchtige Befestigung gegen feindliche Occupation und Ausbeutung zu

schützen, um so die Kräfte der feindlichen Invasionsarmeen durch die Nöthigung starker Detachirungen vor diese zahlreichen großen Festungen zu schwächen und ihren eigenen geschlagenen Heeren möglichst nahe an jeglichem Kriegsschauplatz eine größere Festung als geeigneten Stützpunkt zur Sammlung und Stärkung darzubieten. Die Festungen schützen Raum und gewinnen Zeit, d. h. sie erfüllen die beiden Aufgaben der strategischen Vertheidigung. „Zeit gewonnen, alles gewonnen“ heißt es im Kriege mehr als irgend wo anders. Der in Nachtheil gekommene Vertheidiger, der Zeit gewinnen kann, wird nicht nur den Angreifer ermüden, er wird auch derartige Verstärkungen heranziehen und militärisch ausbilden können, um mit Erfolg die Offensive ergreifen und den verlorenen Raum zurückerobern zu können. Die ganze Entwickelung der modernen Strategie weist nicht auf Umkehr, sondern auf Fortschritt auf dem betretenen Wege hin.

Alle Staaten beginnen jetzt, die allgemeine Dienstpflicht mit kurzer Dienstzeit einzuführen, so daß uns gar nichts übrig bleibt in diesem Wettkampf, als ebenfalls zur Abkürzung der Dienstzeit zu schreiten, so bedauerlich diese Nothwendigkeit auch vom Gesichtspunkt der militärischen Ausbildung ist. Da nun sowohl die Bevölkerung der Staaten als die von gleicher Volksmenge im Kriege gestellte Soldatenzahl beständig wächst, so werden in 50 Jahren die Heere noch weit colossaler sein als jetzt. Dann wird sich aber hinsichtlich der Festungen dasselbe Verhältniß zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert herausstellen, wie es sich zwischen dem 18. und 19. herausgestellt hat: die Festungen, die uns heute ausreichend groß erscheinen, werden dann zu klein sein, und nur die größten unter den großen Städten des Landes werden dem strategischen Zwecke der Festungen genügen. Deshalb glaube ich, daß die Franzosen mit der Befestigung von Lyon und Paris den einzig richtigen Weg eingeschlagen haben.

Die Wahrheit der vorhergehenden Behauptungen möge ein Rückblick auf den gegenwärtigen Krieg bestätigen. Hätten die Franzosen nicht versäumt, Straßburg mit einem Gürtel von Forts zu umgeben, so würde das starke Belagerungscorps gewiß noch einen Monat länger mit seinem Belagerungsgeschütz haben liegen müssen, und wir würden alsdann alle die kleineren Festungen, welche durch die Bruchstücke dieses Corps belagert und eingenommen wurden, um ebensoviel später bekommen haben, was auf die Ausbreitung des Franctireurwesens im Elsaß und unsere Communicationen verhängnißvollen Einfluß hätte üben müssen. Wäre Metz eine offene Stadt gewesen, so hätte die Armee Bazaine's geradesogut unmittelbar (spätestens Einen Tag) nach der Schlacht von Gravelotte capituliren müssen, wie die Armee Mac Mahon's unmittelbar nach der Schlacht von Sedan. Hätte Metz nicht seinen gewaltigen Gürtel von Forts besessen, so daß wir uns dem

Hauptwall auf Schußweite hätten nähern können, so wäre ein Verweilen der Bazaine'schen Armee außerhalb des Hauptwalles wegen unseres Granatfeuers gerade so unmöglich gewesen, wie ein Verweilen der Mac Mahon'schen Armee außerhalb der Wälle von Sedan. Hätte sich aber in letzterem Falle die Bazaine'sche Armee in die Stadt selbst zurückgezogen, so wäre Metz nach kurzem Bombardement durch unsere Feldgeschütze bei seiner Menschenüberfüllung doch zur Capitulation genöthigt gewesen. Unter allen diesen Voraussetzungen wären 200,000 Mann um mehr als neun Wochen früher disponibel geworden, um sich über die französischen Provinzen zu ergießen und jede neue Truppenorganisation im Keime zu ersticken.

Nehmen wir hingegen an, die Franzosen hätten sich auf eine solche Eventualität, wie die zeitweilige Einschließung einer Armee in Metz, im Voraus gefaßt gemacht, was bei der Lage von Metz wohl nicht außer vernünftiger Berechnung lag, und hätten demgemäß die Verproviantirung dieser so überaus wichtigen Grenzfestung eingerichtet, dann hätte Armee und Einwohnerschaft bei dem vorhandenen Pferdebestande sich vielleicht ein bis zwei Monate länger ernähren können. In diesem Falle würden die Loirearmee und Nordarmee am Ende des Monats November, anstatt bei Beaune und Amiens geschlagen zu werden, unbehindert bis zur Cernirung von Paris haben vordringen können und würden Anfang December, in Verbindung mit größeren Ausfällen, Paris entsetzt und die Lage unserer Cernirungsarmee zu einer mindestens sehr bedenklichen gemacht haben. Es ist kaum abzusehen, wie es uns unter solchen Umständen jemals hätte gelingen sollen, die selbst jetzt noch so hartnäckige französische Regierung zu einem Frieden mit Gebietsabtretung zu bewegen. Hiernach ist die Bedeutung einer Festung wie Metz bei richtiger Ausnutzung ihres vollen Werthes zu ermessen.

Setzen wir ferner den Fall, die Armee Mac Mahons hätte bei ihrem Versuche, Metz zu entsetzen, an Stelle von Sedan eine größere mit Forts umgebene Festung zum Stützpunkt nehmen können, so würde sie sich nach der verlorenen Schlacht in derselben Lage befunden haben, wie die Armee Bazaine's in Metz, d. h. sie würde den bei weitem größeren Theil der ihr gegenüberstehenden deutschen Armeecorps auf Wochen hinaus gefesselt und der Regierung der nationalen Vertheidigung ebensoviel Zeit gewährt haben, um ohne die ihre Actionen lähmende Spaltung in zwei halbe Regierungen in einem nur ganz dicht an seiner Grenze occupirten Lande ihre neuen Organisationen energisch zu betreiben. Wir würden dann solche Ausfälle, wie sie am 30. November und 2. December stattfanden, unmittelbar nach der Ankunft unserer Armee vor Paris, also ohne vorbereitete Gefechtsstellung, zu bestehen gehabt haben und die Pariser Werke würden soviel weiter vorgeschoben worden sein, daß unsere Cernirungslinie eine noch weit größere Ausdehnung hätte

einnehmen müssen, also noch dünner ausgefallen wäre als jetzt. Ja selbst wenn Sedan sich in Folge eines Fortgürtels nur wenige Tage hätte halten können, so würden wir die französischen Schanzen bei St. Cloud, Sèvres, Meudon und Moulin la Tour in fertigem Zustande vorgefunden haben, deren Besetzung, halbfertig wie sie waren, uns erst die Möglichkeit eines Bombardements von Theilen der Stadt Paris eröffnet hat.

Wenden wir nun unsern Blick auf Paris selbst. Nach dem Gefecht bei Villejuif am 19. September wären unsere siegreichen Truppen in ein offenes Paris widerstandslos eingerückt. Damals hätte ein solcher Erfolg genügt, um jeden Versuch, gleichviel welcher Regierung, das Land zu weiterem Widerstande aufzureizen, aussichtslos zu machen. Damals war Paris wirklich noch Frankreich; wir hätten vor Ende des September Frieden gehabt. Alle Möglichkeit einer Fortsetzung des Krieges verdankt Frankreich der Befestigung von Paris. Ob es bei den beispiellosen Verlusten an Truppen in diesem Kriege vernünftig von der provisorischen Regierung war, den Kampf fortzusetzen, da sie doch den Fall von Metz für den Monat Oktober vorausberechnen konnte, ist eine Frage für sich; für so ungeheuren Fall giebt es überhaupt keine Rettung als zeitweilige Demüthigung. Aber das Unglaubliche hat die Festung Paris (in Verbindung mit der Festung Metz) geleistet, den Kampf nun schon über ein Vierteljahr hinzuziehen und Deutschland zu den äußersten Anstrengungen zu nöthigen, — und wäre Metz so verproviantirt gewesen wie Paris es ist, so würden, wie wir oben gesehen haben, beide Festungen noch mehr für Frankreich geleistet haben. Wenn zwei Festungen einem so zahlreichen und so über jedes Lob tüchtigen Feinde gegenüber bei völlig vernichteter eigener Feldarmee das vermögen, so mag man danach den ganzen Werth solcher Festungen vor einem minder ausgezeichneten Feinde und bei mehr gleichmäßigen Stärkeverhältnissen ermessen. Soviel kann man schon heute vorhersagen, daß wir in einem späteren Kriege mit Frankreich auch nicht die allergeringste Aussicht mehr haben, noch einmal deutsche Soldaten als Sieger und Eroberer in Paris einziehen zu sehen; denn einestheils werden die Festungswerke von Paris gründlich verstärkt werden, — anderntheils dürfen wir nicht zum zweiten Male auf eine Combination so glücklicher Umstände rechnen, daß uns wieder die ganze französische Feldarmee in die Hände fällt. So großen Leistungen der Festungen gegenüber beweist es einen selbstsüchtig unstaatsmännischen Sinn, wenn man die von den Bevölkerungen bei einer Belagerung für das Vaterland gebrachten Opfer für zu groß ansieht und particuläre Kirchthumsinteressen der Vaterstadt in spießbürgerlicher Beschränktheit bis zu der Forderung der Entfestigung von Städten wie Cöln und Mainz aufbläht.

Die Festung Metz endlich wird in unsern Händen ein mindestens ebenso

werthvoller Besitz sein, als sie es in den Händen der Franzosen war. Die 50,000 deutschen Krieger, welche bei Metz von feindlichen Geschossen erreicht wurden, die 50,000, welche ebendort eine Beute der Krankheiten wurden, sie sollen ein für allemal gelitten haben. So viel an uns liegt, haben wir wenigstens keine Lust, dieses Opfer um Metz im nächsten Kriege noch einmal zu bringen, — mögen die Franzosen ihrerseits versuchen, ob sie es billiger haben werden, uns unsere Eroberung wieder zu entreißen. Metz, d. h. wohlverstanden die Festung Metz, ist an und für sich selbst 100,000 Mann werth. Wir wären sehr thöricht, Metz aus der Hand zu geben, auch wenn wir dabei die Sicherheit hätten, daß es die Franzosen niemals wieder als Festung benutzen könnten. Aber wie sollte dieß möglich sein? „Schleifung der Werke" hört man vielfach rufen. Ja wenn das nur so leicht wäre! Man kann Tausende von Centnern Pulver in Minen verknallt haben und doch wird ein geschleiftes Metz bei einer thatkräftigen Besatzung noch stärker sein als manche intakte kleinere Festung. Die Wiederherstellung ist überdieß nur eine Geldfrage, und immer noch ungleich billiger als ein entsprechender Neubau. Wenn wir Metz nach Möglichkeit demolirten und die Franzosen im Friedensvertrage die Verpflichtung übernähmen, es nie wieder herzustellen, so wird kein Politiker einen Augenblick bezweifeln, daß sie es in demselben Augenblick restauriren würden, wo sie unserem Widerspruch und thatsächlichen Einschreiten gewachsen zu sein glaubten. Solche Servituten auf fremdem Grund und Boden sind auf die Dauer immer unhaltbar; es ist Pflicht jedes Patrioten, solche aufgezwungene Verträge nach wiedererlangter Kräftigung zu zerreißen, es ist Thorheit eines Staatsmannes, solche Zugeständnisse aufzunöthigen, die in ihrem inneren Selbstwiderspruch sich über kurz oder lang selbst vernichten müssen. Will man Frankreich die Festung Metz entziehen, so giebt es nur ein einziges Mittel, man muß ihm die Stadt Metz nehmen. Und wenn sämmtliche Staaten der bewohnten Erde jeder für sich und alle zusammen die Schleifung von Metz für ewige Zeiten feierlichst garantirten, so wäre eine solche Garantie so wenig werth, daß es besser wäre, statt ihrer Einen Thaler mehr Kriegsentschädigung zu acceptiren, wenn man zwischen beidem die Wahl hätte. E. v. H.

Die antike Marmorata in Rom.

Schon seit dem sechszehnten Jahrhundert war es bekannt, daß das Tiberufer am Fuße des Aventin flußabwärts von der heutigen Marmorata eine reiche Fundgrube der geschätztesten antiken Steinarten bildet. Bei allen

römischen Topographen, auch unter Winckelmann's Notizen, liest man von Säulen, Platten, Blöcken von Marmor, welche, meist nur roh behauen, zu allen Zeiten bei niedrigem Stande des Tiber unterhalb des Uferrandes oder bei der Bestellung der Vigna Cesarini, die den größten Theil des betreffenden Terrains umfaßt, zum Vorschein kamen. Aber weder die Familie Cesarini noch auch Torlonia, in dessen Hände diese Vigna übergegangen war, hatten sich veranlaßt gefunden, durch Ausgrabungen den Schatz zu untersuchen und zu heben. Die römischen Grundeigenthümer, überhaupt nur ausnahmsweise unternehmungslustig, scheinen den Fund unbearbeiteten Marmors kaum für ein Glück zu halten, sie sind in dieser Hinsicht gewissermaßen verwöhnt und so ließ sich selbst der industrielle Scharfblick Torlonias die hier gebotene Gelegenheit, seine Reichthümer zu mehren, entgehen. Wäre nicht ein Zufall dazwischengetreten, so wäre es wahrscheinlich der gegenwärtigen neuen Ordnung der Dinge vorbehalten geblieben, den alten Schutt auch von diesem Punkte Roms fortzuräumen. Man sagt, der Papst habe vor einigen Jahren zur Ausbesserung und Verschönerung von Kirchen antiken Marmorschmuckes bedurft und bei eingetretenem Mangel an solchem dem bekannten Commissär der hiesigen Alterthümer, Herrn Visconti, seinen Wunsch nach neuem Material ausgesprochen. Derselbe richtete seine Aufmerksamkeit auf jene Stelle am Tiber und schon der erste Versuch einer systematischen Ausgrabung ward in außerordentlicher Weise belohnt. Es zeigte sich ein wahres Bergwerk schöner Steine. Man fand nun Mittel, Torlonia zu bewegen, daß er einen Theil seiner Vigna abtrat, der dann zur Anlage eines bequemen Weges sowie zur Erweiterung des Arbeitsfeldes verwendet wurde. Seitdem ist die antike Marmorata eine Lieblingspromenade der Römer und ein Gegenstand des Interesses für alle Alterthumsfreunde geworden.

Die unmittelbare Nähe des Flusses hat den jetzt schon drei Jahre dauernden Arbeiten oft geschadet. Denn sobald der Tiber durch heftigen Regen oder Schneeschmelze anwächst, übersteigen seine gelben Fluthen die wenig geschickt angelegten Schutzdämme mit Leichtigkeit und bedecken das eben Gewonnene mit neuem Schlamme. Dabei ist der alteingesessene Schlamm und Schutt, dessen Entfernung die Hauptaufgabe bildet, von bedeutender Höhe und Festigkeit, außerdem auch durchzogen von Mauern und Ruinen verschiedener Zeiten. Von letzteren müssen wenigstens die ältesten geschont und gestützt werden, und wie dies materiell nicht leicht ist, so erschwert ihr Zustand auch wesentlich den Versuch, von der Geschichte des Ortes ein völlig klares Bild zu gewinnen. Als Marmorniederlage wurde er nachweislich in der Zeit von Nero bis Marc Aurel benutzt, aber wohl auch noch etwas länger, bis in das dritte Jahrhundert hinein; und was hier an Marmor gefunden ist, kann man als den Ueberschuß ansehen, der von den ungeheuren

Lieferungen aus den Steinbrüchen bei den Bauten der Flavier und Antonine nicht zur Verwendung gekommen ist. Während der kurzen und äußerst bedrängten Regierungen der Kaiser des dritten Jahrhunderts wird er allmählich vom Tiber bedeckt worden sein, so daß er, nachdem die Stadtmauer längs des Flusses in eiliger Unordnung aufgeführt war, ganz in Vergessenheit gerathen ist.

Vom Flusse war das Marmormagazin durch Uferbauten geschieden. Dieselben haben sich gut erhalten und verdienen eine kurze Beschreibung, insofern sie überhaupt die einzigen sind, welche noch eine Anschauung geben von der Art, wie die Landungsstellen am Tiber, dem Hauptverkehrsmittel der großen Weltstadt eingerichtet waren. Ein schmaler Quai aus Travertin, dessen niedrige Lage beweist, daß das Niveau des Flusses sich seit den Kaiserzeiten etwas erhöht hat, wird eingefaßt von einer einige Meter hohen Mauer, welche an mehreren Stellen Raum läßt theils für Eingänge in das hinter ihr liegende Magazin, theils für Rampen, deren auf- und absteigende Flächen die Verbindung mit dem Quai herstellen. Die Frontseiten der Mauer sowie der Rampen werden von netzförmig gelegten kleinen Würfeln aus Tuf gebildet, welche zwei oder drei horizontale Schichten von je fünf Reihen niedriger, langer Ziegelsteine durchziehen; eine Constructionsweise, welche nicht nur die Gleichförmigkeit des Netzwerkes in hübscher Weise abwechselt, sondern auch zur Sicherheit desselben wesentlich beiträgt. Und doch wird es Jedem auffallen, daß der Charakter des Soliden und Großartigen, welchen die römische Bauweise gewöhnlich besitzt, hier sich wenig ausgesprochen findet, selbst die große Sauberkeit der Arbeit, welche manchen Stellen den Anschein giebt, als wären sie erst gestern vollendet, vermehrt noch den Eindruck des Zierlichen. Lagen von Ziegeln bilden ebenfalls die Oberfläche für die Mauer und die Rampen, nur sind zwischen ihnen in verschiedenen Abständen auch einzelne mächtige auf die Kante gestellte Travertinblöcke angebracht. Sie sind mit großen Oeffnungen versehen, durch welche das Tau des am Quai liegenden Schiffes gezogen und befestigt werden konnte, und da sie weit über die Front der Mauer hervorragen, gaben sie gute Stützpunkte ab für Bretter oder Maschinen, vermittelst welcher die Ladung aus dem Schiffe in das Magazin geschafft ward. Die bisher gefundenen fünf derartigen Landungsstellen liegen nicht alle in gleicher Höhe, eine Einrichtung, die wohl niedriger und höher gebauten Schiffen bei jedem Wasserstande die Möglichkeit zu löschen erleichterte. Jene Rampen aber scheinen mit Ausnahme einer einzigen, die nicht mit Ziegeln, sondern mit festem Travertin gepflastert ist, nur zum Transport von Waaren geringen Gewichts gedient zu haben. Marmorblöcke von einiger Größe konnte man jedenfalls nicht auf ihnen hinaufwälzen. Uebrigens weisen auch sowohl mehrere im Schutte gefundene Gefäße von der

Art, welche man zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten und Getreide benutzte, als auch besonders eine in die Ufermauer eingelassene Reliefdarstellung eines eben solchen Gefäßes darauf hin, daß hier ein Landungsplatz und Magazin für derartige Waaren gewesen sein muß. Die Art und Weise, in welcher diese verschiedenen Magazine räumlich und zeitlich auf einander gefolgt sind, ergiebt sich vielleicht noch aus dem Fortgange der Ausgrabungen, wobei es freilich zu wünschen wäre, daß die Erwerbung des Luxusmaterials etwas weniger als bisher das leitende Motiv der Arbeiten bildete.*)

Die Zahl der aufgefundenen Steinmassen beläuft sich bereits auf ungefähr tausend, wird aber voraussichtlich noch höher steigen. Ihre Größe und Form wechselt sehr. Es giebt Blöcke von fast drei Meter Länge und zwei Meter Breite und Säulen von über vier Meter Höhe und einem Meter Durchmesser, selbst noch größere, aber auch manche weit kleinere. Die meisten sind noch völlig in dem rohen Zustande, in welchem sie die Steinbrüche verließen, nur wenige lassen die Verwendung, für welche sie bestimmt waren, erkennen. Aber kleinere Tafeln, sowie aufgefundene Arbeitswerkzeuge lehren, daß das Magazin zugleich auch als Werkstätte gedient hat. Einige Stücke zeigen selbst, daß man angefangen sie zu bearbeiten, die Arbeit jedoch wieder aufgegeben hat und Kenner behaupten, letzteres sei geschehen, weil man schadhafte Stellen in der Masse bemerkte oder das Material sich als zu hart und schwierig für Säge und Meißel herausstellte. Daß solche Stücke unbenutzt liegen geblieben sind, hatte seinen guten Grund, aber es sind ihrer nicht viele und sie finden sich nicht gerade an den untersten Stellen, die vielmehr in fast chronologischer Reihenfolge von den am frühesten unter Nero und Domitian hierher transportirten Massen eingenommen werden. Eine Notiz eines älteren Topographen deutet an, daß einige Blöcke für statuarische Darstellungen skizzirt waren. Die neuen Ausgrabungen lassen dies wenig glaublich erscheinen, denn sie ergeben nicht nur nichts Aehnliches, sondern auch nur äußerst wenige Stücke von denjenigen Marmorarten, welche die antiken Bildhauer für Statuen und Reliefs vorzugsweise benutzt haben. Die Hauptniederlage für den weißen, statuarischen Marmor muß jedenfalls an einer

*) Erwähnung auch an dieser Stelle verdient es, daß unter dem Schutte sich ein Ziegelstein mit dem christlichen Monogramme und christlichen Siglen gefunden hat, welche Herr de Rossi scharfsinnig als die Initialen der Namen Christus, Michael und Gabriel erklärt. Wie die Gruppe, welche Christus umgeben von den Erzengeln darstellt, sich in den Bildern der orientalischen Kirche lange erhalten, so beweisen auch einige Stellen der christlichen Apologetiker und entsprechende Inschriften Syriens, daß die Lehre von den Erzengeln bei den dortigen Häretikern und Katholiken frühe eine besondere Entwicklung erhalten. Der Ziegelstein könnte als Ballast in einem syrischen Schiffe nach Rom gekommen sein.

anderen Stelle des alten Roms gewesen sein, hier herrscht ganz überwiegend der bunte, architektonischen Zwecken dienende Marmor vor.

Die Liebhaberei für die mehrfarbigen, aus fernen Ländern hergeholten Steine beginnt bei den Römern erst, als sie durch den Besitz Griechenlands und des Orients wohlhabender und dem Luxus zugänglicher geworden waren. Den reichen, vornehmen Herren konnte die alterthümliche Einfachheit ihrer Wohnungen im Vergleiche mit der bei den unterworfenen Völkern gesehenen Pracht und Eleganz nicht lange genügen. Und es ist bemerkenswerth, daß gerade diejenigen Männer, an deren Namen sich die Erinnerung hervorragender Prachtliebe unter den älteren Römern geknüpft hat, wie L. Crassus, M. Lepidus, L. Lucullus auch die ersten sind, welche die fremden Marmorarten zum Schmucke ihrer Häuser verwandten. Was sie begannen, wurde bald von Anderen überboten, doch blieb der Luxus, so lange die Republik dauerte, größtentheils auf die Privatbauten beschränkt. Die öffentlichen Monumente erhielten ihren reichsten Schmuck erst von den Kaisern, und das bekannte Wort von Augustus, er habe die Stadt, die er von Ziegeln vorgefunden, als eine marmorene hinterlassen, ist in dieser Beziehung keine eitle Phrase. Nun wurde es Sitte, nicht nur die äußeren Theile der Gebäude, sondern auch Fußböden und Wände im Inneren aus Marmor herzustellen. Der weiße Marmor fiel bald im Preise, immer kostbareres Material wurde von den griechischen Küsten und Inseln, aus Afrika und Asien herbeigeschafft und neben dem schönsten bunten Marmor kamen endlich auch die härteren Steine, Granit, Porphyr, Serpentin in möglichst colossalen Dimensionen zur Verwendung. Die Ueberreste dieser kaiserlichen Verschwendung haben bekanntlich die römischen Kirchen und Sammlungen in einem Grade geschmückt und bereichert, wie ihn kein anderer Ort kennt. Sie erregen die Bewunderung selbst der flüchtigsten Besucher Roms, und wer hätte nicht im Vatican, im Gesù, in den Villen Albani und Borghese mit Entzücken seine Augen an den schönen Farben der dort angehäuften Marmorschätze geweidet und die Finger über die Flächen gleiten lassen, deren Glätte und Kühle kein Stucco erreicht.

Das neu gefundene Magazin besitzt außer seinem kaum zu schätzenden materiellen Werth auch eine nicht geringe wissenschaftliche Bedeutung dadurch, daß die hier lagernden Blöcke Inschriften haben, welche manchen Aufschluß über den Betrieb der verschiedenen Steinbrüche gewähren. Oft in der nachlässigsten Weise in die rauhen Flächen eingehauen, in fast stenographische Abkürzungen unregelmäßig zusammengedrängt, bieten diese jüngsten Erwerbungen der römischen Epigraphik freilich Schwierigkeiten, die nur eine exemplarische Geduld zu überwinden im Stande ist, allein in dem gelehrten Barnabiten Pater Bruzza hat sich ein Mann gefunden, welcher der Alterthumswissen-

schaft auch dies desperate Material dienstbar macht. Im Anschlusse an seine Forschungen möchten wir einige Hauptpunkte hervorheben.

Schon die Republik hatte manche Steinbrüche besessen, die sie besiegten Völkern oder Privatpersonen weggenommen. Die Kaiser setzten die Confiscationen in der Weise fort, daß sie fast alle erheblicheren Brüche in ihre Hände bekamen. Jedenfalls gehörten diejenigen, welche das meiste Material nach Rom geliefert haben, also mehr als locale Bedeutung hatten, dem kaiserlichen Fiscus. In Privathänden blieben nur wenige, so besonders die Brüche am Pentelikon, aus deren Material die Athener seit alter Zeit ihre Monumente herstellten und es scheint, daß die zahlreichen Denkmäler aus attischen Marmorarten, welche sich in der Kaiserstadt finden, von den Römern nicht sowohl unmittelbar von den Brüchen als vielmehr von geplünderten Tempeln und anderen Gebäuden Athens entnommen sind. Da die Kaiser zur Ausbesserung älterer verfallener Bauten sowie zur Ausrüstung ihrer eigenen neuen Schöpfungen eines sehr beträchtlichen Materials bedurften, gaben sie die Brüche nicht, wie die Republik gethan hatte, in Pacht, sondern ließen sie für ihre eigene Rechnung bewirthschaften, was freilich nicht ausschloß, daß ein Theil der Ausbeute auch an das Publikum verkauft ward. Privatleute konnten bei dem Betrieb dieser Industrie um so weniger mit dem Fiscus concurriren, als letzterem in den Sträflingen ein zahlreiches Arbeiterpersonal zu Gebote stand. Die Verurtheilung ad metalla, ein Ausdruck, der die Zwangsarbeit sowohl in Bergwerken wie in Steinbrüchen bezeichnet, galt als die härteste neben der Todesstrafe. Sie konnte Freie und Sklaven, Männer und Frauen treffen und da in den Zeiten der Christenverfolgungen das Bekenntniß des Evangeliums als ein Kapitalverbrechen behandelt wurde, so bestand oft eine große Zahl der Sträflinge aus Christen. Die Kirchengeschichte berichtet von den Leiden dieser Märtyrer, die in grausamer Weise selbst durch Verstümmelungen verschlimmert wurden, sowie sie auch der unabläßigen Bemühungen nicht vergißt, mit denen die Gemeinden, besonders die römische, den duldenden Genossen selbst in den entlegensten Gebirgen Afrika's und Asien's Trost und Erleichterung zu schaffen gesucht. An diese Schilderungen aus der Märtyrergeschichte fühlt man sich beim Studium der neuen Marmorfunde um so mehr erinnert, als die Zeiten eines besonders großartigen Betriebes der Brüche, deren Spuren eben hier vorliegen, oftmals mit denen der Verfolgungen zusammenfallen und nur wenige unter den Kaisern, die Rom durch ihre Prachtbauten schmückten, dem Christenthume freie Duldung gewährt haben. Es ist eine Thatsache, daß bald nach Constantins Anerkennung unserer Religion den Brüchen Arbeiter gefehlt haben und nur durch verschiedene Begünstigungen herbeigezogen werden konnten. Hätte man am Ende des vierten Jahrhunderts gewußt, daß ein solcher Schatz unter der Stadtmauer lag, die kostbare Erbschaft wäre gewiß nicht unbenutzt geblieben.

Die Hauptstadt war natürlich das Centrum für die Administration der Steinbrüche und so wird es, wie de Rossi bemerkt hat, auch gerade der römischen Gemeinde am leichtesten gelungen sein, durch die Vermittlung heimlicher Anhänger unter den Beamten, ihre Liebesgaben überallhin zu vertheilen. Andererseits hatte jeder einzelne Steinbruch sein eigenes Aufsichtspersonal. Die ersten Kaiser befolgten, wie bei anderen wichtigen Zweigen der Ver-Verwaltung ihres Vermögens, so auch bei diesem die Gewohnheit, befähigte Sklaven an die Spitze zu stellen, weil ihr Stand sie in der engsten Abhängigkeit von ihnen hielt. Später nach Befestigung der Monarchie treten Freigelassene, selbst Freigeborene an die Stelle jener. Es entwickelte sich zugleich immer mehr eine vollständige Beamtenhierarchie von Procuratoren, Schreibern, Sachverständigen, Architekten, Unteraufsehern.

Jede ausgehobene Masse wurde im Steinbruche mit einer Ordnungsnummer, welche die Zahl der im Laufe des Jahres schon derselben Stelle entnommenen Stücke angab, sowie gewöhnlich auch mit dem Namen des unmittelbaren Aufsehers über den Bruch versehen. Dazu kamen andere Zahlen, welche eine neue Nummerirung für den Transport oder das Aufstapeln bezeichneten, und in einzelnen Fällen auch Namen und Titel verschiedener Beamten. Es zeigt sich dabei kaum eine Spur eines bestimmten Schemas in diesen Inschriften, sie sind höchst ungleich und unregelmäßig abgefaßt und dies nimmt um so mehr Wunder, als sie sich offenbar auf schriftliche Register bezogen haben, in denen eine ähnliche Confusion unmöglich vorauszusetzen ist. Eine der vollständigsten Inschriften liest man auf einem großen Blocke euboeischen Marmors. Sie beginnt mit einer längeren Formel, die besagt, daß der Stein aus neueröffneten kaiserlichen Brüchen stamme und dem kaiserlichen Haushalte in Rom eigen sei, dann kommen Namen und Titel dreier Beamten; der erste von ihnen, ein Procurator, ist der Chef des ganzen Betriebes in Euboea, die Befugniß des zweiten, eines Hauptmanns, ist nicht ganz klar, aber da seine Legion fern von der Insel stationirte, so scheint er bei den Steinbrüchen wohl weniger eine militairische Thätigkeit, als eine Art von Civildienstversorgung gefunden zu haben, wie dies auch von anderen auf ähnlichen Inschriften erwähnten Militairs anzunehmen ist. Der dritte Beamte ist als Sachverständiger bezeichnet und wird den Block oder den Felsen, aus dem man ihn genommen, einer genauen Prüfung unterzogen haben. Außerdem finden sich mehrere Zahlen eingehauen und zwar von verschiedenen Steinmetzen, so daß mehrfache Registrirungen vorgenommen sind. Dem sonst so wohl legitimirten Blocke, einem Paradestücke für die Besucher der Marmorata, fehlt aber doch eine wichtige Notiz, nämlich die Angabe seines Geburtsjahres. Denn genaue Datirungen, wie sie andere Stücke bieten, sind von bedeutendem Werthe nicht nur für die Geschichte des

Betriebes der einzelnen Brüche. Auf die Monumente, welche aus den Massen herzustellen waren, wird in keiner Inschrift Bezug genommen und in der Regel sind darum Buchstaben und Zahlen weggeschlagen worden, sobald die feinere Ausarbeitung der Werkstücke begann. Bisweilen blieben sie aber auch stehen und selbst in der Nähe anderer für das Publikum bestimmter Inschriften, deren Verständniß dadurch erschwert wurde, eine Naivetät, die unsere Zeit nicht dulden würde.

Wie die Menge, so ist auch die Mannichfaltigkeit der nach Rom gebrachten Luxussteine außerordentlich groß. Es giebt hier mehrere in dieser Hinsicht interessante Sammlungen von Perlen der verschiedenen Arten und Unterarten, die in den Ruinen Roms und der Campagna aufgefunden sind, und mustert man zum Beispiel die von Herrn Rosa angelegte, welche er auf die Ergebnisse der Ausgrabungen innerhalb des unter seiner Aufsicht stehenden Theiles der Kaiserpaläste beschränkt hat, so findet man allerdings unter den ungefähr zweihundert Nummern derselben viele, welche nur Spielarten vertreten, doch würde selbst eine niedrig gehaltene Schätzung immer noch zur Annahme von einigen vierzig verschiedenen Steinbrüchen führen. In der Sprache der hiesigen Marmorarbeiter hat jede Steinart ihren besonderen oft recht curiosen Namen, aber nur für wenige ist es gelungen, die antike Bezeichnung sicherzustellen und dadurch den Nachrichten der classischen Schriftsteller die richtige Beziehung zu geben. An vielen Stellen des weiten römischen Reiches sind Spuren des ehemaligen Betriebes der Steinbrüche noch erhalten, theils Gedächtnißtafeln von Arbeitern, theils Säulen und Blöcke, die denjenigen der Marmorata in Allem entsprechen. So in den carrarischen oder lunensischen Bergen, welche im Alterthume nicht weniger Material lieferten, als in der Neuzeit. Zu Strabo's Zeit erhielten die meisten Monumente in Rom sowohl wie in den übrigen Städten ihren Schmuck hauptsächlich von dem dortigen weißen und bläulichen Marmor. Gleich bequem wie die ligurischen Berge war die Insel Elba für den Transport großer Massen nach der Hauptstadt. Mächtige antike Säulen von grauem Granit liegen dort noch unbenutzt, während drei ihrer Genossen, die größte zehn, die kleinste fast neun Meter lang, erst kürzlich hier in der Nähe der Kirche S. Maria dell' Anima aufgefunden worden sind. In Griechenland war besonders Attika reich an Marmor, es besaß den von grauen Adern gefurchten grünlichen Stein des Hymettos und den pentelischen von reiner milchweißer Farbe und sehr feinem Korne, beide für Architektur und Sculptur geeignet. Die Berge Laconiens gaben grünen Serpentin, von dem viele zum Theil ungewöhnlich umfangreiche Stücke an der Marmorata liegen und dasselbe Land scheint auch die Heimath des schönen rosso antico gewesen zu sein, da unser Landsmann Sigel am taenarischen Vorgebirge Steinbrüche eines ganz gleichartigen Materials entdeckt

hat. Grünlich geaderten Marmor gewann man an der Südspitze Euboeas bei der Stadt Karystos, wo Kaiser Hadrian außer älteren auch neue Brüche bearbeiten ließ. In welchem Umfange sie ausgebeutet wurden, zeigt die Höhe der Ordnungsnummern auf den Blöcken der Marmorata. Ein Sklave des genannten Kaisers, Hymenaeus, hat deren sogar so viele nach Rom transportiren lassen, daß das Magazin überfüllt wurde und auch das gegenüberliegende Ufer des Tiber als Lagerplatz dienen mußte. Auf der Euboea benachbarten Insel Skyros fand sich eine beliebte Art Breccia, deren violetter Grund fast ganz von länglichen hellen Fragmenten bedeckt ist. Die Marmorarbeiter geben ihr den Namen Sette Bassi, weil sie sie zuerst unter den Ruinen der Villa des Septimius Bassus bemerkten. In ähnlicher Weise ist die heutige Bezeichnung Porta santa für einen wahrscheinlich aus der kleinasiatischen Landschaft Carien stammenden bunten Marmor entstanden, es bieten nämlich die Pfosten der Porta santa an der Peterskirche die bekanntesten Proben dieses besonders unter Domitian und Trajan im Ueberflusse nach Rom gebrachten Steines. Fast alle Farben finden sich in ihm vereinigt, aber nicht gerade in lebhaften noch auch gut unter sich harmonirenden Tinten. Schöner ist ein anderer bunter Marmor von dunklen und sehr kräftigen Farben, man nennt ihn den afrikanischen, obgleich er von der griechischen Insel Melos kommt. Die Kaiser des ersten Jahrhunderts machten einen verschwenderischen Gebrauch von demselben und haben an der Marmorata unter anderen die bereits berühmt gewordene Säule hinterlassen, welche der Papst ihrer Größe und Schönheit wegen zum Denkmale des Concils bestimmt und bei S. Pietro in Montorio aufgestellt hat. Tief im Inneren Kleinasiens lieferten die phrygischen Berge den pavonazzetto, einen Marmor, dessen weißer Grund mit violetten Flecken von großer Regelmäßigkeit gezeichnet ist. Trotz der Schwierigkeit des weiten Landtransportes fand er große Verbreitung, nachdem Augustus die früher nur kleinen Brüche mit vielen Kosten erweitert hatte, und aus den Gedichten der Zeitgenossen ersieht man, mit welchem Beifall das neue Material in Rom aufgenommen ward. Später ward es besonders viel von Hadrian verwandt, sowohl in der Hauptstadt, wie in den zahlreichen Bauten, die er in den Provinzen herstellen oder ausschmücken ließ. Derselbe unermüdliche, leidenschaftliche Freund des Bauens sorgte ebenfalls für eifrigen Betrieb der numidischen Brüche. Da letztere dann von seinen Nachfolgern noch wiederum vergrößert wurden, so erklärt es sich leicht, daß der von dort stammende giallo antico, gelber Marmor von sehr verschiedenen, aber meist lebhaften Tinten einer der häufigsten auf der Marmorata ist und unter allen die höchsten Ordnungsnummern trägt. Auch das alte Pharaonenland mußte seinen grauen und rothen Granit, wie seinen Porphyr nach Rom schicken, seitdem unter dem Kaiser Claudius die

ausgedehntesten Werke an der Südgrenze der Thebais angelegt waren. In den Porphyrbrüchen allein konnten zweitausend Verurtheilte beschäftigt werden, so daß in der Folge Säulen, große Schalen und Fußböden aus Purpurstein in Rom ganz gewöhnlich wurden.

Wir unterlassen es, die übrigen zum Theil kostbaren Steine, Muschelmarmor, Alabaster, Breccia, Serpentin, Schiefer, Granit, von denen man an der Marmorata größere oder kleinere Stücke sieht, einzeln aufzuzählen. Aber hervorzuheben bleibt, daß die großartigen Verhältnisse des Marmorverbrauchs im bunten, glänzenden Rom nicht aus der Schilderung des neuen Magazins beurtheilt werden dürfen. Abgesehen von mehreren kleineren Werkstätten, die an verschiedenen anderen Punkten der Stadt aufgedeckt sind, hat auch ein großer Theil des Marsfeldes, der sich am Tiber entlang vom Mausoleum des Augustus bis zu dem des Hadrian erstreckt und in östlicher Richtung bis in die Gegend der heutigen Piazza Navona hineinzieht, als Niederlage und Arbeitsplatz für Luxussteine gedient. Die hier gemachten Funde von Material für Architekten und Bildhauer sind zwar, weil das betreffende Terrain jetzt von Straßen und Gebäuden eingenommen ist, nur vereinzelte und gelegentliche gewesen, doch lieferten sie den Beweis, daß, wie die südlichen Stadttheile Roms am Aventin, so die nördlichen hier am Ufer des Marsfeldes ihre Marmorata hatten. Insofern nun das Marsfeld und seine Umgebung eine der Hauptstätten für die Staatsbauten war und der Baulust der Kaiser manche glänzende Monumente verdankte, liegt die Vermuthung nahe, daß auch sein Ufer noch Schätze birgt, welche den am Aventin gefundenen nicht nachstehen.

Rom. —v—

Neue historische Dramen.

Es ist kein Zweifel, der würdige Beamte des Himmels, welcher im dortigen Bundeskanzleramt die deutschen Angelegenheiten besorgt, hat seit der Urzeit einen stillen Zorn gegen die dramatischen Dichter. Er läßt keine Gelegenheit vorüber, ihnen ihre Arbeit so mühsam als möglich zu machen. Er setzt Character und Gedanken der deutschen Helden aus sehr verschiedenartigen und schwer verständlichen Motiven zusammen und fügt ihnen gern ein sonderbares Etwas ein, das den gradlinigen frischen Zug ihres Wesens stört, er macht Kaiser Heinrich IV. vor Canossa winseln und er trägt in den letzten Willensact des großen Kurfürsten eine haarsträubende fürstliche Gemüthlichkeit. Er schafft den historischen Größen besonders complicirte und künstliche Lebensbedingungen, unter deren Zwang sie ihre Kraft zu bethätigen haben,

Verhältnisse, welche der poetischen Darstellung sehr spröde widerstehen, und dazu hängt er ihnen gern einen verlockenden Schein von tragischer Größe an, der die Dichter immer wieder anzieht und der doch in Tragödien nur selten dauert. Von den vielen bedenklichen Gestalten deutscher Sage und Geschichte ist aber eine der allerverdrießlichsten Jürgen Wullenweber, der Bürgermeister von Lübeck, der letzte Politiker der Hansa, welcher 1537 durch seine Gegner von der Fürsten-Bischofs-Geschlechterpartei enthauptet wurde. Karl Gutzkow versuchte fruchtlos, dies wechselvolle Leben in den engen Rahmen eines Bühnenstückes zu zwingen, jetzt hat Heinrich Kruse mit festerer Hand und in einer anderen Methode des Schaffens dasselbe gethan: — Wullenwewer, Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1870. Auch dies neue Stück des Dichters der „Gräfin" erweist nicht wenige von den Eigenschaften, welche einem Drama auf der Bühne Erfolg vermitteln, es verdient sich den Antheil der Leser durch eine merkwürdig kräftige und energisch kurze Art zu characterisiren, durch dramatisch belebte Sprache und durch die entschlossene Weise, in der ein breiter, lockerer Stoff zu fünf Acten verständlich zusammengefaßt ist. Und es hat vor vielen anderen Dramen ein Recht auf ernsthafte Würdigung. Nur ein Lob wird man dem Dichter nicht so reichlich ertheilen, wie wir dem werthen Manne von Herzen wünschen, gerade das Lob nicht, woran ihm am meisten gelegen sein muß. Es ist auch ihm nur unvollständig gelungen, die widerhaarige geschichtliche Persönlichkeit des alten Hanseaten in einen tragischen Character umzubilden.

Wie lockend liegt der geschichtliche Stoff vor einem modernen Dichter! In der religiösen, politischen, socialen Bewegung des 16. Jahrhunderts kommt Wullenweber herauf, ein Verkünder des neuen Lebens in Gemeinde und Kirche, für die innere Buße gegen die guten Werke, für die Freiheit des kleinen Mannes gegen die Tyrannei der Geschlechter, ein stolzer Bürger gegen Fürstenmacht, ein meerbeherrschender Kaufmann gegen die abschließenden Zollinteressen der Dynasten. Er reißt die Bürgerschaft Lübecks aus mürrischem Stillleben kräftig empor, noch einmal fahren die Orlogschiffe der Hansa gebieterisch durch Nord- und Ostsee, er wirft und bedrängt die Königsstühle in Schweden und Dänemark, schlägt und demüthigt den räuberischen Adel und die fürstlichen Helfershelfer, die bewaffnete Städtekraft zwingt noch einmal die Seekönige, der Ruhm der Hansa lebt wieder auf. Durch ihn allein. Schnell, wie das Aufflammen ist der Sturz, sein Ende ist auch Untergang seiner Pläne und Erfolge. Alles muß sich vereinigen, den einen Mann zu fällen, die Patricier der eigenen Stadt, hochfahrende Landesherren, ja Kaiser und Reich. Und doch hat ihn mehr als dies Alles ins Leben getroffen, daß die Bürger Lübecks ihren Bürgermeister im Stich ließen. Sehr glänzend sein Aufgehen, nicht ohne Größe sein tiefer Fall.

Freilich sind die Hauptmomente seines Lebens schon aus äußeren Gründen schwer in Scene zu setzen. Nicht vorzugsweise in Lübeck selbst, in Kopenhagen, Schweden, Holstein, in Niederland und am Kaiserhofe werden die Fäden sichtbar, an denen dieser Weber webte. Ueberall, vor Allem in Lübeck eigenthümliche Verhältnisse, deren Explication auf der Bühne Zeit, Raum und Interesse zu sehr zersplittert. Sogar die Fürsten, welche auf sein persönliches Geschick den größten Einfluß üben, sind auf der Bühne schwer aus einander zu halten, selbst die Namen dreier von ihnen verwirren: Christian, Christoph, Christiern, dazu kommen noch der Braunschweiger, Mecklenburger, der Bischof von Lübeck. Sieht man vollends den Stoff näher an, so mindert sich schnell die Wärme, welche Idee und Tendenz dieses geschichtlichen Lebens zu fordern berechtigt schienen. Wullenweber ist gar nicht in der Weise Vertreter einer neuen Zeit, daß er nach seinem Heraufkommen das bessere Recht auf seiner Seite hat. Die alte Macht der Hansa beruhte auf unhaltbaren Privilegien des Mittelalters, auf Rechtlosigkeit der Fremden und Staatslosigkeit der Gemeinwesen, ihre Herrschaft war drückende Ausbeutung eines Monopols zum Schaden der Nichthansen; die neue Macht der Territorialherren, welche sich Ritter und Städte zu unterwerfen strebt, ist zwar engherzig und eigensüchtig, aber dennoch eine höhere Bildung, ein Fortschritt zum Staat. Der Kampf, welchen der Bürgermeister Lübecks gegen die Gewalt der Landesherren unternimmt, ist im Grunde der letzte unglückliche Versuch einer heruntergekommenen alten Herrschaft gegen übermächtige jüngere Gewalten, ein dauernder Erfolg ist bei der Ungleichheit der Kampfmittel nicht mehr möglich, der deutsche Bürger muß zuletzt mit dem Gelde Heinrich's von England und für dessen Zwecke seine Flotte rüsten. Diese Betrachtung mindert unläugbar unsere Theilnahme am Sieg und Fall des talentvollen Mannes, welcher wagte, was unausführbar und nicht mehr zeitgemäß war.

Für den dramatischen Dichter ist freilich dies Alles nicht die Hauptsache, ihn kümmert zumeist, ob ein solches Leben für eine tragische Handlung verwendbar ist, das heißt, ob es möglich ist, die Thaten des Mannes und die Hemmnisse seiner Erfolge in der Art aus dem Gemüth und Wesen desselben zu erklären, daß ein Verhältniß zwischen innerer Schuld und Vergeltung deutlich wird, welches dem Helden unsere bewundernde Theilnahme erhält und zugleich das Unbefriedigende und Beengende seines wirklichen Schicksals nach den ethischen Bedürfnissen unseres Gemüthes umdeutet. Der Wullenweber, welcher als Vertreter einer protestantisch-demokratischen Bewegung der Reaction seiner Feinde erliegt, ist an sich keine dramatische Gestalt, ebensowenig der kecke Planmacher für hänsische Interessen, welcher der Gewalt seiner Nachbarfürsten verfällt. So mag ihn der Geschichtschreiber darstellen, nicht der Dichter. Die tragische Schuld des Helden wird hervorgebracht

durch einen großartigen Willensact, den wir in seinem Character allmälig reifen sehen, und dessen nothwendige Folgen, für uns begreiflich und erschütternd, im Interesse einer sittlichen Weltordnung den Helden widerlegen. Ein verhängnißvoller Zug des Wesen, ein Willensact, eine schwere That, das sind nicht abzuweisende Bedingungen großer dramatischer Wirkung. Das wirkliche Leben in seiner unermeßlichen Summe von Gedanken und Willensäußerungen enthält wahrscheinlich eine große Zahl von folgenschweren Thaten, welche die Erdenarbeit des Menschen einhegen oder beenden, der Schein des Lebens auf der Bühne, der etwa drei Stunden währt, muß Alles um einen Höhenpunkt concentriren, er muß im Nothfall an Stelle vieler wirklicher Schicksalsfäden einen idealen setzen. Ebenso muß auch das Gegenspiel gegen den Helden durchaus vereinfacht, der Inhalt seines Lebens in fünf Acte, d. h. in wenige Momente, in eine kurze Reihenfolge von Situationen erhoben werden. Das Drama braucht im Grunde nur drei Rollen: den Helden, den Gehilfen, den Gegenspieler, und die Griechen haben in ihrem wundervollen Instinct für das Schöne zur Zeit der großen attischen Tragödie nur drei Schauspieler verwandt, so freilich, daß sie jedem seine Partie in mehrere Rollen theilten, die derselbe Künstler mit Wechsel des Kostüms zu spielen hatte. Es wird gut sein, wenn unsere Dichter zuweilen daran denken, wie auch ihnen die drei Rollen für jedes große und wirksame Stück so sehr die Hauptsache sein müssen, daß alles Uebrige dagegen Beiwerk bleibt.

Vor dem Stoff „Wullenweber" frägt sich demnach: ist es möglich, ohne mit geschichtlicher Tradition in peinlichen Widerspruch zu gerathen, einen einheitlichen dramatischen Kern zu finden, einen Entschluß, eine verhängnißvolle That, eine gemeinverständliche und erschütternde Reaction der vernünftig gedachten Weltordnung dagegen, und ist es ferner möglich, das helfende Spiel und das Gegenspiel auf eine kleine Zahl von Personen und Scenen zu concentriren. Gelänge dies, so wäre dem Dichter, der diesen Fund durch seine Poesie lebendig macht, das ganze übrige historische Material, die Dänenkönige, Herzöge, Patricier, Bischöfe nichts anders als behaglicher Plunder, aus dem er mit souveräner Freiheit herauswählt, was ihm etwa dienen kann, unbekümmert um den wirklichen historischen Zusammenhang, denn er hat einen besseren gefunden. — Wir wissen wenig von dem Gemüthsleben, selbst nicht viel von dem politischen Character Wullenwebers. Das ist für den Dichter unbequem, aber er vermag sich aus andern Menschen jener Zeit wohl ein recht lebendiges und wirksames Characterbild zu machen, welches sich gut in den historischen Rahmen fügt. Georg ist warmherzig, feurig, beredt, haßt die Geschlechter und die räuberischen Junker und Landesherrn, und er, der Kaufherr und Niederdeutsche, hat wahrscheinlich große Aehnlichkeit mit dem Schwaben Johann Eberlin, dessen 15 Bundesgenossen er in seiner

Jugend neben den Büchlein von Hutten und einigen Widertäufern gelesen haben mag. So ist es dem Dichter wohl möglich, sich den Character des Mannes vertraulich zu machen. Georg kommt herauf durch die Liebe des Volkes von Lübeck und er stürzt, weil die Bürger ihn verlassen. Der gegebene Gehilfe oder Nebenspieler ist also das Volk. Aber als Chor verwandt, wie seit Shakespeare gebräuchlich, giebt dieser zweite Character des Dramas dem Helden nicht Halt, nicht Bedeutung. Dieser zweite muß als eine starke, tüchtige Genossenschaft erscheinen, in einigen Characteren der Führer, darunter Marcus Meyer, vielleicht als ein zusammengeschworener Verein, wie sie damals Hutten und Eberlin erdachten, wie sie die Widertäufer errichteten, wie sie bei jeder großen Unternehmung gestiftet wurden. Dieser Genossen Haupt und begeisterter Prophet wäre Georg. Je großartiger und innerlicher dies Verhältniß dargestellt wird, und je bedeutsamer die einzelnen Charactere des Seitenspiels, desto wirksamer würde das Heraufsteigen des Helden zu einer verhängnißvollen That und die darauf folgende Ablösung, der allmälige Gegensatz des Helden werden. Diese Ablösung nun müßte in einem tiefen Zuge seines Innern bereits am Anfang leise angedeutet, sich nothwendig nach dem Höhenpunkt des Stückes aus seiner freieren Stellung als Führer ergeben, es müßte eine schwere That, und es müßte in Wahrheit ein Unrecht sein, das Wullenweber begeht. Denn wenn er nur durch seine größere Tüchtigkeit und freieren Blick fällt, wird er ein Märtyrer, kein tragischer Held. — Bis hierher gestattete der Stoff leichte Erfindung.

Aber das Ungünstige desselben liegt darin, daß der verhängnißvolle Punkt nicht leicht gefunden werden kann. Und darum auch nicht der Gegenspieler. Der Dichter hat unbequeme Wahl. Er mag den Krieg gegen Dänemark zu der verhängnißvollen That machen, und dann einen Patricier im dänischen Interesse zum reagirenden Character, oder Wullenweber's Pläne gegen die Niederländischen Hansen und einen dadurch beförderten Zerfall mit der Hansa, oder mit Kaiser und Reich, wo der Bischof von Lübeck als Gegencharacter dienen könnte. In jedem Fall wird der Dichter gerade hier von der Geschichte verhältnißmäßig wenig benutzen, sondern aus persönlichem und gemüthlichem Contrast der Hauptpersonen die Katastrophe herleiten, deren geschichtlicher, nicht zu umgehender Verlauf durch den erfundenen innerlichen zu vertiefen ist.

Ob bei solcher Behandlung der Wullenweber ein schönes Kunstwerk werden könnte, darüber wagt die Kritik nicht zu entscheiden. Ein Uebelstand wäre nicht fortzubringen, daß das Drama viel bei politischen Interessen verweilt. Diese aber geben nur einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von starken, leidenschaftlichen Bewegungen Raum, gerade die holdesten und auf der Bühne wirksamsten sind ausgeschlossen und müssen als Beigabe angehängt werden.

Die großen Kunstmittel des Dramas fordern aber die reichste Darstellung des tief inneren Lebens, und diese wird am mannigfaltigsten und reizvollsten möglich nicht in den Beziehungen des Mannes zum Staat, sondern des Menschen zum Menschen.

Das Trauerspiel von Heinrich Kruse hat die Aufgabe, welche der Stoff Wullenweber stellt, anders behandelt. Es ist eine Dramatisirung der Hauptmomente geschichtlichen Lebens, mit gutem Griff so gefaßt, daß in der That durch fünf Acte viel von den Schicksalen des merkwürdigen Mannes verständlich wird. Man schaut, wie Alles gekommen ist und warum die glänzende Gestalt auf dem Schaffot endete, aber dem Stück entgeht doch viel von Nothwendigkeit und Einheit, und dem Helden fehlt die höchste Kunstwirkung. Denn das ist nur zwischen den Zeilen zu lesen, wie durch ihn selbst sein Untergang herbeigeführt wird, und die Bühne wird dies nicht deutlicher hervortreten lassen. Dafür kommen dem Dichter andere Eigenthümlichkeiten seines Schaffens zu gut. In den Characteren große Mannigfaltigkeit, kräftige Farben, sichere Umrisse, sie haben alle ein eigenthümliches Leben und sind — auch Nebenfiguren — erfreuliche Aufgaben für die Darsteller. Aus der Fülle seien nur genannt Wullenweber's Schwester Margarethe, der Diener Dietrich, Kaiser Karl V., Christian von Holstein, Marcus Meyer, die Patricier, auch Frau Lunte — deren Zankscene mit ihrem Manne doch gekürzt werden möchte. Das Häßliche dient hier keinem schönen Zweck, denn die Scene ist zwar nicht ganz Episode, weil sie die folgende Stimmung des Gatten Marcus Meyer motivirt, aber sie hat kein Recht zu so behaglicher Ausführung. Auch sonst ist — nebenbei bemerkt — der 4. Act am wenigsten gut disponirt. — Die Scenen, selbst die der Nebenfiguren, sind mit einer besonders erfreulichen Energie gelenkt, in kurzen kräftigen Sätzen springt das Resultat hervor; auch größere, z. B. die schöne der beiden Geschwister im 2. Act und die Katastrophe berechtigen zu einem Glückwunsch. Als die allerbeste in der Arbeit muß die Scene Kaiser Karl's gerühmt werden, obgleich der Dichter den Kaiser weit hinfälliger gezeichnet hat, als er in Wirklichkeit damals war, weil er mit Recht meinte, daß er gerade so in das Stück passe. — Das Trauerspiel ist eine gedankenvolle Arbeit und das dichterische Schaffen des Verfassers regt sich kräftig, aber das Problem, den Bürgermeister von Lübeck zu einem tragischen Helden zu machen, ist nur sehr unvollständig gelöst. G. F.

Der Feldzug.

Unsere Geschosse krachen endlich in die Forts von Paris!

Daß die Franzosen noch leidenschaftliche Anstrengungen machen würden, um die üble Lage ihrer Hauptstadt zu bessern, war vorauszusehen. Im

Norden, an der Loire, in Burgund wurden neue Massen zusammengezogen. Im Norden, wo der Recrutirungsbezirk der Franzosen am kleinsten ist, hat General Manteuffel das feindliche Heer so weit in das Terrain der französischen Grenzfestungen zurückgeworfen, als die Rücksicht auf Stärke und Dislocation des eigenen Heeres und die Rücksicht auf gesicherte Verbindungen mit dem Pariser Heer gestatten. Ein vollständiges Zerstören der Massen des Generals Faidherbe wäre nicht durchzusetzen auch bei einer größeren Truppenzahl der I. Armee, welche bis jetzt zwei schwache Armeecorps, circa 50,000 Mann im Felde hat. Denn im Norden stehen immer noch an 15 Festungen und feste Plätze, darunter mehrere vom ersten Range, als schützende Dornbüsche, welche dem geschlagenen Feind den Rückzug sichern, zum Depot und zu neuer Organisation dienen. Dort hinter den Hecken wird es dem General Faidherbe wohl noch mehr als einmal möglich sein, sich von seinen Siegen zu erholen. Die einzelnen Operationen des General Manteuffel sind bei der unvollständigen Kenntniß seiner Motive schwer zu beurtheilen, aber wir Deutschen erkennen doch mit Freude, daß wir seine Bedeutung als Feldherr unterschätzt haben, er ist ein scharfer und rücksichtsloser Führer gegen die Feinde, gut gegen seine Truppe; auch würde bei der Beschaffenheit seiner Aufgabe ein einzelner verfehlter Schachzug kaum zu ernstem Vorwurf berechtigen. In Burgund aber hat General Werder seine Truppen gesammelt um einem neuen Angriff der Feinde zu begegnen, deren Lyonarmee nach französischen Berichten General Bourbaki durch 40,000 Mann verstärkt, und von welcher nach zeitgemäßen Andeutungen der Journale Gambetta's etwas Außerordentliches erwartet wird: Störung unserer Etappenstraße, Entsatz Belforts, Durchbruch nach dem Elsaß, ja über den Rhein. Wir dürfen auf General Werder vertrauen, dessen kleines Heer durch Nachschub — zumeist von Landwehren — verstärkt ist. Dieser General hat in dem Feldzug von 1866 bei Lochow vor Gitschin und bei Königgrätz selbst sich als ein umsichtiger, bedächtiger Divisionär bewährt, der seine Kräfte zu schonen weiß, die Truppe fest in der Hand behält, ruhig und sicher das Terrain beurtheilt. Es war eine gute Wahl, daß ihm die Aufgabe zugetheilt wurde, welcher seine Persönlichkeit ganz besonders entspricht. — Auch die große Loirearmee, die beste Hoffnung Frankreichs, hat sich nach einer Reorganisation von vier Wochen wieder zu bedeutender Zahl und dem Entschluß eines neuen Angriffs erhoben. Ob die Führung des General Chanzy das Lob verdient, welches ihr die Franzosen zur Zeit spenden, sehen wir nicht. Aber mit besonderem Interesse betrachten wir seit den Gefechten von Orleans am Anfang December die Bestandtheile seines Heeres.

Man hat wiederholt gesagt, und die Franzosen selbst sind davon überzeugt, daß die Truppen der Republik sich besser schlagen, als die alten Regulären des Kaiserreichs. Das ist, so allgemein behauptet, ein Unsinn. Aber die Verwendung der Menschenkraft durch die französischen Organisateure ist mit der steigenden Noth härter, schonungsloser, barbarischer geworden, und in dem Volk selbst hat die Angstlage Frankreichs das Gefühl weit verbreitet, daß der Mann sich seinem Lande schuldig sei. Die Mehrzahl der zusammengerafften Haufen schlägt sich unsicher, wie bei jungen taktisch unfertigen Truppen natürlich. Aber in den neuen Heeren der Republik kämpft auch ein neues Element, die begeisterte Jugend Frankreichs, neben vielem Gesindel

und gepreßten Landleuten steht die Blüthe des französischen Volkes, fast unsern einjährig Freiwilligen vergleichbar. Dieses Neue giebt den französischen Angriffen zuweilen eine Kraft, Energie und Zähigkeit, welche sehr achtungswerth sind. Es werden für diesen Krieg unnütze Opfer, denn sie vermögen das Endresultat nicht zu ändern, kaum aufzuhalten. Aber sie legen uns, wenn wir an die Zukunft denken, Zweierlei nahe. Zuerst ist unleugbar, daß die zahlreichen Söhne gebildeter und einflußreicher Familien, welche unter dem Banner der Republik fechten, sich auch als Republikaner fühlen lernen, im Gegensatz zum früheren Heer und zum Kaiserreich. Deshalb vermindert die längere Dauer des Krieges die Aussichten der Napoleoniden oder einer andern Familie auf Restauration. Die Republik mag unsägliches Elend über Frankreich bringen, sie hat einen gewissen Vortheil vor monarchischem Regiment, sie wird nicht in gleicher Weise unpopulär, wie eine geschlagene Dynastie. Ihre Führer mögen sich schnell abnutzen, Gambetta mag als ein verlogener Schwadroneur allgemeinem Hasse verfallen — was uns übrigens bei dem Character der Franzosen unwahrscheinlich dünkt, — die Republik findet schnell neue Tageshelden und sie giebt der Jugend bei allen Leiden die behagliche Empfindung, daß jeder Einzelne ein solcher Held werden kann. Deshalb ist wahrscheinlich, daß es längerer Unordnung im Frieden und gesteigerter Confusion in Verwaltung und Finanz bedürfen wird, um die Franzosen zu einer Restauration der Monarchie zu bringen. Wie bedeutsam das für unsere künftige Stellung zu Frankreich sein muß, bedarf keiner Ausführung.

Ferner aber ist durch diesen Kriegsdienst der gebildeten Jugend den Franzosen die Möglichkeit gegeben, von dem bisherigen Söldnerheer zu allgemeiner Dienstpflicht heraufzusteigen. Sie würden diesen größten Fortschritt ihrer politischen Organisation zumeist aus Haß und Rachsucht gegen uns sich auferlegen. Denn sie ahnen bereits, worin das Geheimniß unserer größeren Kraft liegt. Aber diese Einrichtung würde — wenn es gelänge sie festzuhalten, was allerdings zweifelhaft ist — ganz leise und unmerklich das Heer, den Idealismus der Nation, die Politik umformen. Menschenblut wird werthvoller, die Familiengefühle werden in ganz neuer Weise zu einer Controle der Staatspolitik herangezogen, die gebildeten und besitzenden Klassen hören plötzlich auf als Zuschauer in der Arena zu sitzen und ihre Gladiatoren für den frivolen Ruhm Frankreichs zu verwenden; nicht mehr die Journalisten, Advokaten und Priester Frankreichs werden über Krieg und Frieden erkennen, sondern die Väter, welche ihre Söhne beim Heere haben. Jedes Heer aus allgemeiner Dienstpflicht macht das Volk zugleich kriegstüchtig und friedlich, und die Politiker vorsichtig und mäßig. Diese segensreichen Wirkungen würden auch in Frankreich eintreten, trotz der krankhaften Eitelkeit, trotz der Unfreiheit des Individuums gegenüber den Tagesstimmungen, trotz allem Haß und Schmerz über verlorenes Landgebiet. Und deshalb sehen wir mit einer Theilnahme, in welcher sich nicht allein feindselige Empfindungen regen, auf die neuen Heere an der Loire und Rhone. Möglich, daß gerade aus ihnen die Garantie für einen dauerhaften Frieden der beiden großen Nationen heraufwächst. ♀

Ausgegeben: 14. Januar 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Kriegstimmungen im deutschen Volk und Heer.

Wer den Deutschen im Beginn des Jahres 1870 gesagt hätte, ehrbare Bürger würden nach einem Jahre mit Ungeduld die Zerstörung der Häuser und Menschenleben in der lustigen Stadt Paris von unseren Granaten fordern, und unsere warmherzigen Frauen würden mit einem feindseligen Interesse die Abnahme der Lebensmittel in der belagerten Stadt beobachten, solcher Verkünder wäre als scheuseliger Uhu von allen Singvögeln der Presse angeschrieen worden. Und doch ist nach einem Feldzug von wenig Monaten dies Alles wahr geworden, und es dünkt uns selbstverständlich. Hat uns der heiße Krieg so schnell die Humanität verbrannt, deren wir so froh waren? Die Fremden, welche dem Kampfe zweier Nationen unwillig zusehen, sagen uns das laut genug. Aber dieselbe Zeit, welche uns so hart gemacht hat, giebt der Menschenliebe unserer Vereine, Aerzte und Frauen fast überreiche Gelegenheit, den verwundeten und kranken Feinden hingebende Sorge zu erweisen, sie öffnet auch dem eigensüchtigen Mann das Herz und die Börse für die Frauen und Kinder unserer Soldaten, überall in Stadt und Land wird deutlich, wie sehr der Krieg die edelste Tugend der Menschen, die opferfreudige Hingabe an den Staat gesteigert hat. Wohl aber ist in der Größe der Zeit, welche wir durchleben, auch etwas Furchtbares, Ungeheures, das in jedes Gemüth eindringt. Dies sind die Tage, in denen eine Menschenpflicht die andere stößt, in den Herzen, wie in den Thaten. Und mancher Frau, welche auf den Bahnhöfen in harter Winterkälte Speise und Trank an die gefangenen Franzosen austheilt, ist solcher Samariterdienst zugleich wie eine Bitte um Verzeihung, daß sie den Tod des Franzosen wünschen muß, der sein Gewehr auf ihre Liebsten im Felde anlegt. Die deutsche Hausfrau liest mit innerem Mißbehagen, daß die platzende Bombe in Paris eine Mutter und ihre kleinen Kinder, die sich an sie gedrängt, zerschmettert habe. Und sie frägt, war das erlaubt und nöthig? Die nächste Stunde bringt ihr die Antwort. Eine Kugel aus Paris hat ihr den Gatten getödtet, den Vater ihrer Kinder, den Ernährer ihrer Familie und vor ihr liegt fortan ein ödes Leben, ein langer Kampf mit Noth und herznagender Sorge. Zwangen

unsere Geschosse, welche in die Stadt flogen, eher zur Uebergabe, so lebte der Gatte, der Vater noch.

Solchen Widerstreit der Gefühle erregt der Krieg in allen Seelen. Denn er verkündet unaufhörlich durch den Donnerton seiner Geschütze, daß der Einzelne und sein Leben verschwindend wenig sei gegen das Leben seines Volkes, und daß jeder Einzelne sein Leben und seine Habe hinzugeben habe für sein Volk. Es ist eine schwere Lehre für uns Culturmenschen, welche die Ordnung und der achtungsvolle Fremdenverkehr des Friedens weich gemacht hat. Aber es ist keine neue Lehre. Sie ist in ihrer fürchterlichen Größe und äußersten Consequenz einst weit stärker empfunden worden. Wir schaudern, wenn wir in Römerberichten lesen, daß die Frauen der Kimbrer nach verlorener Schlacht auf der Wagenburg die eigenen Kinder getödtet und dann sich selbst am Leitseil der Wagen erdrosselt haben. Damals freilich war kein Leben außer dem eigenen Volksthum möglich, außer als rechtlose Waare in Sclaverei.

Weit stärker noch, als der Bürger daheim, empfinden denselben Widerstreit unsere ehrlichen Soldaten. Und nur die Aufregung des Kampfes, die Sorge um das eigene Leben, endlich die harte Gewöhnung an Blutarbeit helfen ihnen darüber hinweg. Vor allem Brauch und Form civilisirter Kriegführung, welche die nothwendige Zerstörung feindlicher Wehrkraft mit jeder möglichen Schonung des Wehrlosen und seiner Habe zu erreichen sucht. Daß solche Schonung in einem vom Feinde vertheidigten Ort, vollends in einer Festung während der Belagerung unmöglich ist, hat stets für selbstverständlich gegolten. Und wir fürchten, kein Fortschritt der Civilisation wird, so lange Kriege geführt werden, die Nichtkämpfenden in diesem Fall von der Mitleidenschaft des Kampfes befreien. Wenn die Franzosen jetzt über das Bombardement Geschrei erheben, in Wahrheit nicht, weil es endlich erfolgt, sondern weil es ihnen nicht vorher angezeigt ist, so gleichen sie verzogenen Knaben, welche sich jede Unart gestatten, über die wohlverdiente Vergeltung außer sich gerathen. — Am schwersten aber lastet die Noth des Krieges auf der Seele des Soldaten, wenn er zu seiner Vertheidigung und Haltung thun muß, was gegen den Brauch civilisirten Krieges ist.

Es ist ein wilder, menschenvertilgender Krieg geworden. Wie gleich im Vortrab des französischen Heeres das schwarze Gesindel aus Afrika ein Vorspiel gab, wessen man sich von der Kriegführung der Feinde zu versehen hätte, so haben auch die Franzosen des Civils sich von den ersten Tagen an in der Mehrzahl abgeschmackt und thöricht gegen unsere Truppen benommen. Wohlhabende entwichen feige, ließen die leeren Häuser ohne Haushalt zurück und zwangen die einquartierten Soldaten aufzuschlagen und sich die Lebensmittel zu plündern. Sie selbst haben die Verwüstung ihrer Wohnungen verschuldet. Die Masse der Bevölkerung verhielt sich zornig, hochfahrend, tur-

bulent, auf dem Bahnhof von Nancy fanden die stets zusammenströmenden Haufen ein dauerndes Vergnügen darin, die abgehenden Züge mit à bas les Prussiens zu begleiten. Solche Thorheiten haben unsere Soldaten lange mit musterhafter Geduld ertragen, sie vertheilten vor Weißenburg ihr Brot an die Turkos, welche auf der Erde kauerten und ein Halsabschneiden erwarteten, sie haben wochenlang sich redlich Mühe gegeben, durch freundliche „Oui's" und „Mutterchen" mit den Französinnen in behagliches Verhältniß zu kommen, welche in der Küche wüthend mit den Löffeln warfen. Endlich wurden unsere Leute auch hart. Seit vollends der Savoyarde Gambetta Prämien auf Bruch des Ehrenworts setzte, das Landvolk zu heimtückischer Austilgung ihrer feindlichen Einquartierung aufforderte, verständiges Fügen der Bürger in das Unvermeidliche der Quartierungslast für Verrath am Vaterlande erklärte, seit ein grausamer und höchst barbarischer Volkskrieg als das republikanische Rettungsmittel Frankreichs gefeiert wurde, seitdem ist auch der Deutsche genöthigt, den Krieg so zu führen, wie ihn die unselige, politisch hilflose Nation sich begehrt hat. Er erschlägt die Bauern und verbrennt die Dörfer, in denen seine verwundeten Kameraden erschossen und verstümmelt worden, aber er fühlt den Jammer in tiefster Seele, er flucht den verruchten und gewissenlosen Volksführern Frankreichs, welche solchen barbarischen Rachekrieg befohlen und als tugendhaft gepriesen haben und er wälzt in Stunden der Trauer auf ihre Seelen die Verantwortung für die schwere That, zu welcher sie ihn genöthigt. Seine Sehnsucht nach Frieden und der Heimath ist seitdem sehr groß geworden.

Unser Heer ist in gewissem Sinn durch sein endloses Rächeramt ermüdet. Rastlos und unverdrossen zieht der Soldat mit geborstenen Stiefeln durch den Schlamm oder den Schnee der verwüsteten Landstraßen, er schlägt oder widersteht mit dem Selbstgefühl eines erprobten Kriegers jeder Uebermacht der Feinde, aber seine Tapferkeit ist nicht mehr das frische Kriegsfeuer des Monat August, sondern der strenge, feste Griff eines Arbeiters, der ein Ende machen will. Jeder weiß, daß es gilt auszudauern, und den Franzosen kommt der Wunsch nach dem Ende wahrlich nicht zu Gute. Aber wenn der Deutsche die endlosen Haufen der Gefangenen vorwärts treibt, und wenn er durch die verkohlten Trümmer eines französischen Dorfes zieht, so sieht er gleichmüthig auf Erfolg und Zerstörung. Nur selten wird auf dem Marsche und im Quartier noch Gesang gehört. Er war in diesem Kriege überhaupt weniger häufig, als in früheren. Wenn das Heer die Beschießung von Paris ebenso eifrig begehrte, als die Bürger in der Heimath, so war letzter Grund der Wunsch, ein kräftiges Ende zu machen mit der harten Arbeit.

Noch ist die blutige Winterarbeit im fremden Lande nicht zu Ende, und

alle Vorhersagungen, daß dies Ende nahe sei, haben sich seither als trüglich erwiesen. Aber fest wie unsere Krieger steht auch unser Sinn auf dem Ausharren bis zu gutem Frieden. Seit dem Treffen von Wörth wußten wir, daß wir mit jedem Siege die Autorität, welche im Lager der Feinde den Frieden zu schließen vermochte, in kleinere Stücke zerbrachen, nach Sedan standen unsere Führer fast betroffen vor den politischen Folgen eines unerhörten Sieges, der zugleich die Möglichkeit, Frieden zu schließen, austilgte. Seit die Herrschergelüste der Franzosen sich mit der rothen Freiheitsmütze aufputzten, erkannten wir als neue schwere Aufgabe die Männer dieser Republik den Franzosen abzunutzen, wie wir den Kaiser beseitigt hatten. Aber erst in diesen letzten schweren Monaten des Winters machen wir den Franzosen fühlbar, daß sie eine Buße zu zahlen haben für viele Jahrzehnte übermüthiger und frevelhafter Bedrohung des europäischen Friedens. Jetzt erst mag ein Vertrag geschlossen werden, der Dauer hat, ein Friede im September hätte nur tödlich verletzten Hochmuth zurückgelassen.

Und unsere Tapfern selbst, was wird der Krieg in ihnen geändert haben, und wie werden sie zu uns zurückkehren? — Entwöhnung von friedlicher Thätigkeit, Reaction u. s. w. — Dieser Frage gegenüber erlauben wir uns einen kurzen Vorschlag. Die Heimkehrenden wollen wir fest an das Herz schließen und sorglich pflegen, so warm wir nur vermögen, und im Uebrigen dem guten Stoff vertrauen, den wir in ihnen hinausgesandt haben. Manchem von ihnen wird die Aufregung noch lange in Leib und Seele wirthschaften, Mancher wird seinen Frieden mit der gesetzlichen Ordnung des Staates nur spät und unvollständig machen, dafür werden Andere stärker, fester, gehoben durch edles Selbstgefühl heimkehren. Und Die mit den Waldteufeln aus den Ardennen und Afrika fertig geworden sind, werden sich zu Hause auch nicht wie Kinder gängeln lassen. Opposition wird's übergenug geben, Kratzbürstigkeit und Aerger werden nicht fehlen, aber die ganze Nation wird sich Jahrelang doch fühlen, wie eine große Familie. Die Vorurtheile des Standes, der enge Egoismus persönlicher Interessen sind unseren kräftigsten Jünglingen und Männern klein geworden gegen die höchsten Interessen der Nation, der große und freie Zug, welcher durch einen welterschütternden Kampf in das Wesen der Sieger gekommen ist, wird dem ganzen erwachsenden Geschlecht als der beste Segen dieses Jahres zu Gute kommen.

G. F.

Der Feldzug.

Kaiser Wilhelm hat einen guten militärischen Grund, in seinen Telegrammen jetzt zuweilen das Wetter zu erwähnen. Denn die Thätigkeit unserer Artillerie vor Paris wird dadurch gebieterisch beeinflußt, an trüben Tagen, bei aufgeweichtem Boden war das Zielen auf die entferntesten Objecte unmöglich, die Sprenggeschosse gegen die Forts wühlten sich in den Boden, oft ohne zu explodiren. Deshalb sendet jeder klare Wintertag auch ein helles Licht in die kriegerischen Stimmungen unserer Heerführer. Es läßt sich schon jetzt übersehen, daß die Beschießung der Stadt fast genau die Folgen hat, welche man erwartete, aber durchaus nicht mehr ausrichtet; sie ist weniger ein militärisches Mittel, als eine Executionsmaßregel, sie steigert das Mißbehagen der Pariser und hilft ihr Selbstgefühl beugen. Der massive Bau der Stadt beschränkt die ausbrechenden Feuersbrünste, die Entfernung macht eine Concentration der Feuerwirkungen auf einzelne Gebäude der erreichbaren Stadttheile unsicher, der Verlust an Menschenleben, leider auch von Nichtcombattanten, würde, selbst wenn er noch bedeutender wäre, den egoistischen Sinn der Bevölkerung nicht brechen, zumal er einem großen Theil der inneren Stadt gar nicht sichtbar wird. Aber die wachsende Unsicherheit und die hörbar gewordene Bedrängniß der Lage werfen ihre dunkeln Schatten immer dichter über das frivole Geschlecht, das bisher an tollen Täuschungen über seine Machtmittel sich gesättigt hatte. Die Franzosen haben die Ehre, den Namen eines deutschen Volksstamms zu führen, aber trotz der fränkischen Beimischung in ihrem Blut sind sie bis heut Kelten geblieben, wie sie vor 1900 Jahren Cäsar schilderte. Dieselbe behende Anstelligkeit und Erfindungskraft in practischen Dingen, die rührige Selbstverherrlichung, dasselbe schnelle Aufblasen zu pompöser Empfindung, die gläubige Abhängigkeit von jedem Tagesgerücht, das treulose Mißtrauen gegen ihre Feldherrn und das Geschrei von Verrath nach jedem Mißerfolge, derselbe scharf ausgeprägte Volkscharacter, welcher einst den Römern lange zu schaffen machte, legt noch heut unseren Feldherren nach einer Reihe der größten Erfolge besondere Schwierigkeiten in den Weg. Nicht was diesem Volke geschieht, sondern was es sich einbildet, ist die Hauptsache, alle Thatsachen werden dort in den Gemüthern durch maßlose nationale Eitelkeit und weitverbreitete Neigung zur Lüge verzogen. Wie ihre Kochkünstler von je verstanden haben, eine Katze in ein Kanin zu verwandeln, so formen sie sich behend jede Schlappe in einen Erfolg, jeden leidlich verlaufenen Rückzug in einen Sieg um. Und in dieser eifrigen Selbsttäuschung und Täuschung Anderer sind alle gleich und einig, Dictator, Generäle, Journalisten, das Volk der Straße. Da dieser Erbfehler einige Wirkungen hat, welche andere Völker

durch zähe Characterfestigkeit durchsetzen, so zwingt er unser Obercommando zu besonderer Vorsicht. Es gilt Alles zu vermeiden, was den Franzosen eine Handhabe werden könnte für das elastische Aufspringen. Durch ein seltenes Zusammentreffen von überlegener Feldherrnkunst und von Glück ist uns bis jetzt jeder wesentliche Nachtheil erspart worden. Aber die ganze Reihe großer Siege, viele tausend eroberte Geschütze, 400,000 Kriegsgefangene würden uns nicht zu einem baldigen Frieden helfen, wenn es den Franzosen nur einmal gelänge, einen unzweifelhaften, wesentlichen militärischen Erfolg zu erringen. Das ganze große Land würde wie electrisirt aufstehen und neue große Opfer und Siege, eine Verlängerung des Kampfes ins Ungewisse müßten folgen. Die Entsendung der Loirearmee und des General Bourbaki nach Burgund ist militärisch betrachtet, eine verzweifelte Maßregel, denn ihre stille Voraussetzung ist, daß man französischerseits aufgiebt, von einer Concentration der Streitkräfte und von directem Angriff auf die Armee des Prinzen Friedrich Carl und das Belagerungsheer eine Rettung zu hoffen. Aber sie ist vortrefflich auf das Wesen der Franzosen berechnet, denen ein Durchbruch in den Elsaß als enthusiasmirender Erfolg gelten würde. Deßhalb ist die Spannung, mit welcher von unserer Seite die Vertheidigung des General Werder betrachtet wird, sehr gerechtfertigt. Dort forderte militärischer Brauch, daß nach Vereinigung der Corps Werder und Zastrow, — der letztere ist älterer commandirender General, — ein neuer Führer gestellt wurde, General Manteuffel. — Der letzte Vorstoß der Loirearmee hinterließ den Eindruck, daß er im Ganzen schwächer und mit schlechterem Material geführt war, als der frühere von Anfang December. General Chanzy wird jetzt länger als vier Wochen bedürfen, sein Heer für einen neuen Rückzug zu reorganisiren. Mit der Hauptarmee der Feinde geht es unzweifelhaft zu Ende.

Uns allen sind Gedanken und Wünsche in diesen Tagen nach Versailles gerichtet, wo der greise König aus seinem Heerlager, inmitten seiner Feldherrn zum preußischen Krönungstage seinem Volk die Annahme der Kaiserkrone verkündete. Die Hohenzollern halten viel auf die großen Gedenktage ihres Hauses. Ob dem kriegerischen Herrn selbst der neue Name als stolze Poesie seines Fürstenamtes, und als der Lohn für die zweihundertjährige Arbeit seines erlauchten Geschlechtes erscheint? Wir wissen es nicht. Aber wir Alle empfinden, daß er, der verständige, rastlos thätige Kriegsherr diesen äußern Schmuck nicht bedurfte, um als eine hochpoetische Gestalt in der Seele des Volkes für alle Zeiten zu dauern. Dem deutschen Heere wird er immer König Wilhelm bleiben. In diesem Verhältniß des königlichen Feldherrn zu seinem Heere lebt etwas so Großartiges und Alterthümliches, daß es einem Fremden und Nichtmilitär schwer wird, die eigenartige Energie dieser idealen Empfindungen zu würdigen. Es ist in Wahrheit die alte Gefolgetreue. Es ist ein

Massengefühl, wie es sich nur in der Gemeinsamkeit großer Versammlungen erzeugt, es geht wie ein electrischer Strom durch Aller Seelen, es beeinflußt gebieterisch auch den Kritiker, den Mißvergnügten, es ist ein durchaus persönliches Verhältniß, das den Soldaten bis zu völliger Selbstentäußerung und zu unbedingter Hingabe an den königlichen Feldherrn bindet. Und es war auffallend, wie schnell sich dieses Treugefühl auch den nichtpreußischen Heerkörpern mitgetheilt hat. Der Hesse, Badenser, Schwabe, auch der Baier und Sachse empfinden vor diesem Könige mehr oder weniger stark dieselbe Zugehörigkeit. Man hat im Streit für freie Selbstbestimmung des Bürgers oft die militärische Devotion mit Mißtrauen betrachtet, aber sie ist ganz ohne Zweifel ein Quell der Thatkraft und der unwiderstehlichen Tapferkeit unserer Bataillone, ein wundervoll starkes und ächt deutsches Gefühl. Und wir sehen nicht, daß diese Treue den Deutschen in friedlicher Zeit verhindert, für seine Interessen in Opposition zu treten. Kehrt der Soldat zu seinem bürgerlichen Beruf zurück, so bewahrt er seine militärischen Empfindungen in stiller Herzkammer, er wählt z. B. als Berliner am liebsten die entschiedensten Oppositionsmänner und stimmt in den Bezirksvereinen für radikale Maßregeln, er fährt bei Gelegenheit als Landwehrmann nicht ohne innere Bedenken in den blauen Rock, aber im Felde und bei großer Gelegenheit im Frieden bricht aus dem geheimen Winkel seiner Seele dies persönliche Soldatenverhältniß zu seinem Kriegsherrn doch mit der alten Gewalt hervor. Das scheint uns zur Zeit keine schlechte Bürgschaft für die Zukunft.

Neben dem König hat der Kronprinz vollen Theil an der Liebe und Begeisterung des Heeres. Ihm war vergönnt, mit einer Armee, welche fast alle süddeutschen Truppen einschloß, die ersten Siege zu erkämpfen und noch bei Sedan die Entscheidung herbeizuführen. In der schwierigen Stellung als Befehlshaber eines zum großen Theil nichtpreußischen Heeres hat er eine vortreffliche Art bewährt, die verschiedenen Elemente zu verbrüdern. Er hat seine Süddeutschen keineswegs mit besonderer Huld bedacht, als ob er um ihre Zuneigung werbe. Im Gegentheil, er hat ihnen zugemuthet, was sie irgend leisten konnten, er hat den Befehlshabern ein ernstes Feldherrnurtheil nicht erspart, und er hat den Baiern im Anfange mehr als einmal gezeigt, daß er sich bei schwerem Dienst am meisten auf die Preußen verlasse. Aber grade durch die gemessene Haltung und Gerechtigkeit gewann er zuerst das Zutrauen, daß er überall zum Siege führte, steigerte die Wärme, die herzvolle und ehrliche Freundlichkeit gegen die Einzelnen that das Uebrige. Und ihm zumeist verdanken wir das brüderliche Verhältniß unter den Truppen und daß der Baier am liebsten mit dem Preußen Arm an Arm geht. Bei dem Kronprinzen vermag wohl selbst der Fernstehende zu beobachten, wie jenes persönliche Verhältniß des fürstlichen Feldherrn zum Soldaten in dem

Gemüth des Fürsten sich darstellt. Auch die Gemeinen sind ihm Kameraden für Leben und Tod, er spricht zu ihnen nicht herablassend und gnädig, sondern mit einem so deutlichen Ausdruck von persönlichem Antheil und mit Anflug von guter Laune, daß den Leuten jedesmal das Herz aufgeht. Ebenso ihm selbst. Es begegnete ihm, als er einem Gemeinen eine seltene militärische Auszeichnung überreichte, daß er in seiner Freude den Tapfersten unter den Tapfern beim Kopf nahm und küßte. Es war durch einige Augenblicke lautlose Stille, den Leuten zitterten die Gewehre in der Hand. — Aber nicht nur als Führer der Truppen erprobt hat sich der Fürst, auch für andere Interessen hämmert dies eherne Jahr an dem reinen Metall seiner Seele. Er ist ein beherzter Mann, und er hat durch die Ruhe und muthige Zuversicht seines Wesens in dem Rath der Aelteren eine sichere Bedeutung gewonnen. Möge uns Allen einst zum Segen werden, was dieser Feldzug Gutes in ihm gereift hat.

Da hier auf deutsche Kriegsfürsten die Rede kam, so darf der Name eines Dritten nicht verschwiegen werden, der unter den Führern des deutschen Heeres schnell zu einer hervorragenden Stellung gelangt ist, Kronprinz Albert von Sachsen — sein Lob wird diesem Blatt nicht als loyale sächsische Artigkeit ausgelegt werden. Er gilt aber in dem engeren Rath der Generäle, welche den Kaiser umgeben, für eine der großen Hoffnungen des deutschen Heeres, bei Weitem für das größte militärische Talent unter den nichtpreußischen Führern. Streng gegen seine Truppe, ein umsichtiger, fester Feldherr, der selbst arbeitet, zuverlässig, jeder Aufgabe gewachsen. Er hat bei Metz, Beaumont, Sedan, vor Paris in seiner schlichten Weise Alles gut gemacht, nicht ihm fallen die großen Verluste der Sachsen am 30. November und 2. December und das Furchtbare ihres Kampfes mit spärlichen Resultaten zur Last; wohl aber hat er hervorragenden Antheil an dem Entschluß zum Bombardement. Er war es, der selbständig auf der Ostfront die Vorbereitungen traf und den Geschützkampf gegen den Mont Avron durchsetzte. Und es ist für uns Deutsche eine neue Annahme, mit der man sich vertraut zu machen hat, daß dem neuen Kaiserreich das Königshaus Sachsen einen der bedeutendsten Reichsfeldherrn stellt. Der Kronprinz hat auf die Frage, was aus Sachsen wird, eine unerwartete Antwort gegeben. Wir aber dürfen hoffen, daß die Erfahrungen, welche er als Feldherr erworben hat, auch dazu helfen werden, die Isolirung des 12. Corps in der Bundesarmee so weit aufzuheben, als zum Vortheil des Corps und eines einheitlichen Geistes im Heere noch nöthig ist. ♀

Die Hansestädte im neuen Deutschland.

Unter der norddeutschen Verfassung von 1866 wurden die Hansestädte ihrer wenn auch frisch garantirten Sonderexistenz nicht recht froh. Die Ausdehnung des nationalen Bundesstaats auf den vorläufig draußen gebliebenen Süden schien mit einer gewissen verhängnißvollen Nothwendigkeit durch neue Katastrophen führen zu müssen, und konnte darin nicht der noch gerettete Rest von Souveränität für sie verloren gehen? Am Norddeutschen Bunde glaubte man aber auch, abgesehen von dieser voraussichtlich zu bewerkstelligenden Ausdehnung, eine Tendenz zum Einheitsstaate wahrzunehmen, wobei dann natürlich die Anomalie dreier Stadtrepubliken noch weniger haltbar erschien, als die bestehenden Kleinfürstenthümer einschließlich Sachsens.

Politische Unterhaltungen in engeren vertrauten Kreisen nahmen daher zwischen den beiden ereignißreichen Sommern von 1866 und 1870 gern, man möchte fast sagen mit krankhaftem Gange die Wendung auf die locale Annexions-Frage; und während dann wohl der eine oder der andere jüngere Mann sich rückhaltslos als Annexionisten bekannte, unbeschadet seiner Anhänglichkeit an die theure Vaterstadt, wurden ehrwürdige Häupter in der Furcht dessen, was die sanguinische Jugend hoffte, sorgenvoll genug geschüttelt. Die ruhige mittlere Meinung, daß für die norddeutschen Kleinstaaten gar keine andere als allenfalls eine durchaus freiwillige Aufnahme in den führenden Großstaat Preußen mehr zu befahren stehe, und daß selbst eine solche kaum für irgend einen derselben, geschweige für die zahlungsfähigen Hansestädte in besonders naher Aussicht sei, — sie fand damals wenig Bekenner.

Solche vorwiegend von Furcht und Hoffnung bewegte Stimmung hatte leider eine unerquickliche Lähmung des inneren Reformtriebes zur Folge, der sonst gewiß weit rascher aus den veränderten deutschen Verfassungsverhältnissen die Consequenzen für die Verfassung des eigenen kleinen Freistaats gezogen hätte. Mehr oder minder ist man in allen drei Städten während der verflossenen vier Jahre über die principielle Anerkennung der Nothwendigkeit von Verfassungs- und Verwaltungs-Aenderungen nicht weit hinausgekommen. Man hat in gemischten Deputationen von Senats- und Bürgerschafts-Mitgliedern die finanzielle Trennung der Stadtgemeinde vom Staate, die Verminderung der Zahl der Senatoren und der bürgerschaftlichen Vertreter, die Umgestaltung der althergebrachten Verwaltung und Anderes erwogen, aber eine durchgreifende Reform dieser Art läßt noch an der Elbe so gut wie an der Weser und der Trave auf sich warten. Das erklärt sich zum großen Theil aus der Unsicherheit, in welcher das halbvollendete Werk

der deutschen Reichs-Einheit die Gemüther ließ. Ganz freilich erklärt es sich daraus nicht; man muß auch die Schwerfälligkeit in Anschlag bringen, in welcher sich alle nicht gerade auf den Handel bezügliche hanseatische Action eben vermöge des etwas verzopften Wesens ihrer politischen Organisation bewegt.

Die Herstellung des neuen deutschen Reichs schafft nun veränderte Voraussetzungen. Sie beseitigt die Erwartung fernerer innerer Katastrophen, und drückt den bestehenden Staatsverhältnissen ein Siegel auf, dessen allmähliche sanfte Erweichung in Aussicht stehen mag, nicht aber seine gewaltsame Brechung. Es ist wahrscheinlich, daß das so lange schwebende und streitige deutsche Verfassungswesen vorerst in einen Zustand des Beharrens übergehen wird, um zeitweilig anderen Kämpfen, Kämpfen um den Inhalt des staatlichen Lebens, oder um Kirchen- und Schul-Fragen, den Vordergrund der Bühne zu überlassen. Das wäre denn für Hamburg, Bremen und Lübeck die rechte Zeit, ihren alten Selfgovernments-Organismus zu verjüngen. Die grauen und weißen Häupter werden sich nicht länger durch die Angst vor vollständiger Mediatisirung der Senate bedrückt fühlen. Die thatkräftige Jugend braucht nicht mehr erst abzuwarten, was aus Deutschland wird, um danach ihre örtlichen politischen Ziele abzustecken.

Hierzu kommt, daß man während der vierjährigen Lebenszeit des Norddeutschen Bundes Zeit vollauf gehabt hat, um die Wirkungen des neuen vaterländischen Verfassungsrechts auf die hanseatischen Zustände völlig zu übersehen, und sich die Stellung klar zu machen, welche den drei zufällig erhaltenen städtischen Republiken im neuen Reiche deutscher Nation beschieden sein kann. Es wird heute ja wohl nicht mehr zu früh sein, von der Gesammtheit ihrer patriotischen Politiker das Anerkenntniß zu fordern, daß sie aufgehört haben, Staaten zu sein und Communen mit einigen fortbestehenden staatlichen Functionen und Annexen geworden sind. Allerdings aber privilegirte Communen; und wenn Privilegien in unserer nach Gleichheit strebenden Zeit durch höhere Leistungen gerechtfertigt werden müssen, zumal in dem von dem Begriffe der Pflicht durchdrungenen deutschen Volke, so wird es die Sache der Hansestädte sein müssen, ihrer alleinigen Erhaltung in reichsunmittelbarer Selbstständigkeit das bedenkliche Gepräge des Zufällig-Unverdienten dadurch abzustreifen, daß sie ihre werthvollen Vorrechte zum Besten aller deutschen Städte und der nationalen Gesammtheit ausnutzen.

In den Zeiten des alten Deutschen Bundes konnten sie glauben, dieser höchsten Obliegenheit dadurch zu genügen, daß sie Deutschland den ihm gebührenden Antheil am Welthandel erringen und sichern halfen. Die oberste nationale Gewalt that nichts, Preußen verhältnißmäßig sehr wenig dafür. Es gab weder Bundes-Consuln, noch eine hinlängliche Garnitur einzelstaat-

licher Fachconsuln; kein deutsches Kriegsschiff hielt von unsern Kauffahrern in entlegenen unsichern Meeren beutegierige Piraten fern, oder flößte gewissenlosen Regierungen halbcivilisirter Staaten Respect vor dem deutschen Namen ein. So mußten die Hansestädte thun, was in ihrer Macht stand: umsichtige Handelsverträge mit aller Welt abschließen, und ihren über See gehenden Bürgern kluge Vermeidung von Mißhelligkeiten einschärfen. Diese Politik, bei der es freilich ohne einiges Schmiegen und Ducken nicht abgehen konnte, das uns heute übel anmuthen würde, hatte doch jedenfalls Ergebnisse aufzuweisen. Der deutsche Kaufmann wurde unter ihr — es ist keine Ruhmredigkeit das zu behaupten — durchschnittlich der erste der Welt. Er hatte unter den obwaltenden Verkehrs- und Sicherheits-Verhältnissen durch sie zur Noth so viel Aussichten auf geschäftlichen Erfolg, um sich auf das Spiel überhaupt einzulassen; und er wußte doch, daß so gut wie alles von seiner persönlichen Bewährung abhangen werde, keine Fregatte bereit stehe für ihn ihre Breitseiten gegen schlechte Kunden abzufeuern, und kein mächtiger Consul vorhanden sei, um sich seiner bei einer fremden Regierung diplomatisch anzunehmen. Dank vor allem den jahraus jahrein von Hamburg und Bremen hinausströmenden jungen Geschäftsleuten, die in allen Haupthäfen der Erde festen Fuß faßten, überwanden diese beiden Städte die natürlichen Schwierigkeiten, mit denen sie in der Concurrenz gegen die britischen, französischen und niederländischen Handelsplätze zu kämpfen hatten, zogen einen stetig wachsenden Theil des europäischen Zwischenhandels an sich, und führten zuerst den wichtigen Beweis, daß große transatlantische Dampferlinien ohne Staatszuschuß floriren können. Die hanseatische Politik unterstützte dabei die individuelle Energie ihrer Angehörigen durch vollkommene Hingebung an den einen Zweck. Nicht allein ihre Diplomatie diente demselben ausschließlich, und erreichte dadurch auf diesem Gebiet trotz des fehlenden Nachdrucks der Macht vielleicht mehr als irgend eine andere: auch die innere Staatsthätigkeit ging in diesem Zwecke so ziemlich auf. In allem Uebrigen hielt man sich nothdürftig über Wasser, für Handel und Schiffahrt aber war keine Ausgabe zu hoch. Das gesammte Leuchtfeuerwesen, das Tonnen- und Bakenwesen, die Erhaltung des Fahrwassers in den Mündungen der Elbe und Weser war zu seiner Zeit den beiden Hansestädten anheimgegeben, obwohl das Ufer und folglich die natürliche Stromhoheit größtentheils in andern Händen war. Und dabei durften sie wegen ihrer ungünstigen Lage gegen London, Havre, Antwerpen u. s. f. nicht einmal entsprechende Hafengebühren erheben, um einigermaßen auf ihre Kosten zu kommen. Bremerhaven wurde gar auf Bremens Kosten im Laufe der letzten vierzig Jahre von Grund auf geschaffen. Das waren solche Leistungen, wie sie in keinem andern Staate der Welt auf einzelnen Städten lasten, und wie sie, wenn ihre goldenen

Früchte auch zunächst billiger Weise den Hamburgern und Bremern selbst in den Schoß fielen, doch für ganz Deutschland genug abwarfen, um der bevorrechteten Stellung der Hansestädte zu voller sittlicher Rechtfertigung zu gereichen. Man muß die Sache nur nicht mit den Augen des Industriellen ansehen, der sich auf sogen. Zollschutz angewiesen glaubt und erfüllt von der vermeinten Rechtmäßigkeit seines Anspruchs auf öffentliche Erziehungsgelder den Kaufmann in der Seestadt, welcher englische Waaren einführt, die mit den seinigen wirksam concurriren, beinahe für einen Landesverräther zu halten geneigt ist. Die Frage der freien oder erschwerten Einfuhr zu entscheiden, gebührt der gesetzlichen nationalen Regierung und Vertretung; aber die Hansestädte, welche für die erlaubte Einfuhr auf ihre alleinigen Kosten Erleichterungen schufen, thaten dies unleugbar im Interesse, wenn auch nicht im Auftrage des Ganzen. Die Gewinnste vollends, welche sie aus herangezogenem europäischen Zwischenhandel schöpften, waren doch nicht für sie allein, sondern für ganz Deutschland erworben, insofern das Gedeihen der Gesammtheit aus dem Gedeihen der Theile entsteht. Daß sie durchaus gewillt waren, dieselben dem Vaterlande zu Gute kommen zu lassen, haben sie von Jahr zu Jahr ausgiebiger und am bündigsten während des gegenwärtigen Krieges erwiesen.

Mit der Stiftung des Norddeutschen Bundes hat die besondere hanseatische Handelspolitik nun aber ein Ende genommen, ist in diejenige der großen nationalen Gemeinschaft aufgegangen. Selbst in Hamburg und Bremen sind ihr wenig Thränen nachgeweint worden; noch weniger in den hanseatischen Comtoren jenseits des Oceans. In die frühere Lage suchte man sich zu schicken, ihr die besten Seiten abzugewinnen, aber die gegenwärtige zieht jeder deutsche Geschäftsmann in der Fremde ohne Vergleich vor. Unfruchtbare Klagen über die 1866 eingetretene historische Wendung finden daher in den Hansestädten keine Stätte, zumal seit den Ereignissen des letzten Sommers nicht mehr, wo die größte von ihnen es sich besonders angelegen sein ließ, den kleinen Vorsprung der anderen beiden in Hinwendung zu Preußen einzuholen. Nicht allein mit der Schaffung einer deutschen Kriegsflotte, der Einheit der Kauffahrteiflagge, der durchgängigen Anstellung von Bundes- oder Reichs-Consuln, der ausschließlichen Verhandlung und Abschließung von Handelsverträgen durch die Centralgewalt ist man einverstanden, sondern auch zur Centralisation der das Fahrwasser betreffenden Anstalten, Tonnen, Baken, Leuchtthürme und Leuchtschiffe bietet man die Hand. So reducirt sich die handelspolitische Aufgabe der Hansestädte, einst die Substanz ihres öffentlichen Lebens, allmählich auf ein paar Häfen und einige Eisenbahnanlagen — Dinge, die in Stettin und Königsberg, Rostock und Emden der Commune unter Umständen auch zu thun geben, oder doch

geben könnten, ohne sie zum Staat im Staate zu stempeln. Es ist danach klar, daß die Handelspolitik dermalen nur noch sehr uneigentlich die Seele der hanseatischen Politik genannt werden dürfte.

Sie vermag also auch die Sonderstellung dieser drei Städte allein unter allen ihren Schwestern nicht länger zu begründen. Wollen sie denn versuchen, ohne solche Begründung auszukommen? gleichsam ohne Seele fortzuleben? Das hieße mit jener blinden Zuversicht auf die Dauer des Bestehenden, welche sich noch niemals und nirgends bewährt hat, das Schicksal der zahllosen geschichtlichen Existenzen über sich heraufbeschwören, die dem Grunde ihres Daseins nachrollten in den Abgrund — Dynastien, Aristokratien, Staaten und Nationen. Wenn noch Lebensblut in diesen drei Gemeinwesen ist, die Blüthe ihres Handels nicht bloß Schätze und Genüsse, sondern Kräfte in ihnen angesammelt hat, werden sie sich nach neuen, der veränderten Lage des Vaterlandes angemessenen Mitteln umsehen, ihre Vorrechte durch höhere Leistungen aufzuwiegen.

Ein solches Mittel giebt es. Es liegt vor den Füßen der hanseatischen Politiker und Patrioten, wenn sie nur einfach verstehen wollen, was die Concentration der deutschen Handelspolitik in Berlin aus ihren Stadtstaaten gemacht hat: großstädtische Communen mit einem gewissen Zubehör einerseits von staatlichen Functionen, andererseits von Landgebiet und Nebenstädten; Communen jedoch mit voller staatsmäßiger Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Von dieser kostbaren Mitgift nun gilt es einen derartigen Gebrauch zu machen, daß zweierlei deutlich und handgreiflich herausspringt, ihr hoher Werth für die specifisch communale Entwickelung von Groß- oder Mittelstädten und die Unbedenklichkeit, sie deutschen Gemeindebehörden anzuvertrauen. Bilden die Hansestädte sich kraft ihres autonomen Gesetzgebungs-, Besteuerungs- und Verwaltungs-Rechts zu wahrhaften Muster-Communen heran, so erweisen sie damit allen deutschen Städten gleichen Ranges einen unschätzbaren Dienst. Sie führen für die Gesammtheit den praktischen Beweis der Forderung, daß die Ministerial-Vormundschaft über sie in ihren eigensten und alleinigen Angelegenheiten endlich aufhöre.

Daß dieser Beweis an sich zu führen sei, werden nicht viele Freunde der Freiheit bezweifeln. Aber ebenso gewiß freilich ist, daß die Hansestädte augenblicklich noch nicht in der Verfassung sind, ihn zu liefern. Sie müssen sich dazu erst von Grund auf organisiren.

Wie sie dermalen organisirt sind, das ist nicht bloß das organische Product einer langen continuirlichen Entwickelung, sondern entsprach auch im allgemeinen, kann man sagen, ihrer bisherigen Weltstellung. Sie sollten mit den Mitteln und Kräften mittelgroßer Städte wahre Staatsaufgaben erfüllen, nicht für ein kleines Gebiet, sondern in Wirklichkeit für ein ganzes großes

Reich. Auf dem büreaukratischen Wege förmlicher Anstellung und Besoldung hätten sich die erforderlichen persönlichen Leistungen nicht beschaffen lassen, dafür war das Mißverhältniß zwischen Können und Sollen zu groß. Man appellirte also an den glücklicherweise altüberlieferten und durch keine absolutistische Zwischenzeit ertödteten Bürgersinn. Die Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten ohne Ausnahme bis nur etwa auf die Polizei wurde in die Hand von Deputationen gelegt, welche aus Senatsmitgliedern und erwählten Bürgern zusammengesetzt waren, und in denen gewöhnlich ein bürgerschaftliches Mitglied die Rechnung führte, dadurch nächst dem vorsitzenden Senator das wichtigste Mitglied der Deputation. Indem man so die Mußestunden auserlesener Bürger für das Gemeinwohl unentgeltlich nutzbar machte, gelang es, die ungeheure administrative Arbeit zu bewältigen, welche sich in der einen Stadt concentrirte. Die nahe und leichte gegenseitige Ueberwachung bewahrte davor, daß nicht ein größerer oder geringerer Theil der öffentlichen Verwaltung vermöge der dem System eigenthümlichen Mängel ganz verfiel.

Denn solcher Mängel mußte es allerdings manche und bedeutende entwickeln. Es spaltete die Verantwortlichkeit für gute, sachkundige, wirksame Verwaltung in einer Weise, die von dieser unentbehrlichen Triebfeder nicht viel mehr zur Geltung kommen ließ; mit dem Amte glaubte jedes Deputations-Mitglied sofort auch den nöthigen Verstand in sich aufgenommen zu haben, und wurde in diesem beglückenden Selbstgefühl nur selten durch die überlegene Sachkenntniß eines Collegen gestört. Denn auch die Senatsmitglieder faßten vermöge ihrer ganzen hergebrachten Stellung, den Ursprüngen ihrer Wahl und der Beschränkung der Würde auf wesentlich nur zwei Stände, Rechtsgelehrte und Kaufleute, ihre Rolle weit weniger auf als zur Bewährung specieller Fachstudien bestimmt, wie vielmehr als eine allgemeine Berufung zum Regiment. Die Souveränität der Stadt warf auf den Senat eine Art Abglanz von dynastischen Vorrechten, die bekanntlich unter anderen auch darin bestehen, daß man frei ist von der Pflicht seine Fähigkeit für den überkommenen Beruf erst nachzuweisen. Dieser erhabene Begriff vom Senatoren-Amt wurde in dessen Trägern dadurch verstärkt, daß ihre besondern administrativen Functionen alljährlich oder alle paar Jahre neuvertheilt wurden. Machte es sich thatsächlich auch meistens so, daß derselbe Mann denselben Posten immer wieder übernahm, so verwuchs er doch nicht mit seinem Verwaltungszweige, der zudem in der herrschenden Vorstellung weit zurückstand hinter der Wichtigkeit der gemeinsam wahrgenommenen politischen Senats-Functionen, und in welchem er keinerlei der Rede werthe selbständige Verfügung hatte, sondern an die Mitwirkung von anderen Senatoren und Bürgerschafts-Mitgliedern gebunden war. Der Regel nach begnügte er sich

demnach mit dem, was er von der Sache schon wußte oder durch die Praxis von selbst erfuhr; theoretische Vorstudien, Informationsreisen nach anderen ähnlichen Plätzen und aufmerksame Verfolgung der Fachliteratur blieben für gewöhnlich außer Frage. Galt dies schon von dem leitenden Mitglied der Deputation, so mußte es natürlich vollends von den übrigen doch immer minder verantwortlichen und bei weitem mehr durch anderweite Geschäfte abgezogenen Mitgliedern gelten. Der Dilettantismus führte das große Wort. Da Alle alles wissen oder können sollten und zu wissen oder zu können vermeinten, wußte beinahe Niemand etwas recht und vollständig. Mit Ausnahme der Handels- und Schiffahrts-Sachen, in denen der Privatberuf eine Menge hanseatischer Bürger heimisch machen mußte und nöthigenfalls auch zu ernsten Studien antrieb, und jenen andern Angelegenheiten, in welchen die gangbare juristische Bildung allein genügt, herrschte und herrscht noch gutentheils in der hanseatischen Verwaltung eine sehr übertriebene praktische Geringachtung ernsten Fachwissens. Man ergänzt die Lücken der unvorbereiteten Selbstverwaltung nothdürftig durch Techniker, aber da man ihnen keine maßgebende Stimme zugesteht, sondern diese den gewählten Deputirten vorbehält, so wird dadurch die Ueberhebung des sogenannten gesunden Menschenverstandes über Wissenschaft und wahre Fertigkeit nur noch befördert. Die unterschiedslose Heranziehung freiwilliger Kräfte zu allen administrativen Aufgaben und das Haften an der Schablone deputativer Verwaltung hat dahin geführt, daß eine unbillige Menge Zeit an einen verhältnißmäßig geringen Arbeitsertrag gewendet wird, indem Zehn sich zusammensetzen, um zu thun, was füglich Einer thun konnte und selbstverständlich im Durchschnitt besser thun würde, während die falsche Häufung der Köpfe zu einer schlaffen, oft abschweifenden, unergiebigen Behandlungsweise verleiten muß. So eingewurzelt aber ist dieser mangelhafte Betrieb öffentlicher Geschäfte und so wenig der Blick über seine Mängel noch geklärt, daß selbst auf Gebieten, die mit der Bedürftigkeit des Staates nichts zu thun haben, allerhand Vereinsgebieten z. B., die Neigung auf Nachbildungen dieses Nothbehelfs geht, wie wenn es gar keine wirksamere und zuverlässigere Verwaltungsart gäbe.

Was tägliche Anordnung und Entscheidung in Nebensachen und Kleinigkeiten erheischt, das muß mit voller Verantwortlichkeit und entsprechender Freiheit einem Einzelnen übertragen werden, da nur Einer das dazu nöthige Material an Kenntnissen und Erinnerungen im Kopfe behalten kann. Wichtigere Fragen zu lösen, dauernde Regeln aufzustellen mag einem größeren Kreise überlassen bleiben, der seltener zusammentritt und den eigentlichen Verwalter controlirt. Der Letztere wird für gewöhnlich fest angestellt und angemessen besoldet werden müssen, während der ihm zur Seite stehende maßgebende und aufsichtführende Kreis füglich aus freiwilligen Bürgern be-

stehen kann. Nach diesem Recept umgestaltet, würde die hanseatische Selbstverwaltung wieder einigermaßen auf die Höhe der Zeit vorrücken, zumal wenn auch in den Senaten eine feste, bleibende Arbeitstheilung ein für alle mal Platz griffe, so daß es sich für das einzelne Mitglied nicht allein der Mühe verlohnte, sondern seiner ganzen Stellung halber unentbehrlich würde, in seinen Verwaltungszweigen keine fremde Erfahrung oder wissenschaftliche Ermittelung von Werth unbeachtet zu lassen.

Die eigentlich communalen Verwaltungszweige müssen auch für die Hansestädte in dem Maße mehr die wichtigsten werden, wie ihnen die Handelspolitik im größeren Sinne des Worts abhanden kommt oder wenigstens auf eine gutachtliche und anregende Thätigkeit ihrer Handelskammern reducirt wird, und wie das Reich auch kraft der ihm beigelegten Competenz die Rechtspflege und Rechtsgesetzgebung immer mehr an sich zieht. Demgemäß verliert es jeden Sinn, daß der Senat verfassungsmäßig nur oder beinahe nur aus Rechtsgelehrten und Kaufleuten bestehen soll. Die Zahl der Senatoren ist vielleicht auch zukünftig, der ersten ziemlich allgemeinen Annahme nach der Umwälzung von 1866 entgegengesetzt, nicht füglich zu vermindern; es sei denn, daß gewisse Detail- und Bagatell-Geschäfte ihnen abgenommen würden, welche keine Arbeitskraft höheren Ranges erfordern. Dagegen bedarf die Zahl der Bürgerschafts-Mitglieder dringend der Reduction. Sie ist entschieden zu groß für eine Stadtverordneten-Versammlung, was die Bürgerschaft unter dem veränderten Charakter des Gemeinwesens in der Hauptsache jetzt doch ist. Die Theilnahme an den Verhandlungen wird in Folge dessen theils zu nachlässig behandelt, theils artet sie in Parteikämpfe und rhetorische Turniere aus, was für eine Communal-Repräsentation doch sehr bedenkliche parlamentarische Zugaben sind. Ein Drittel, höchstens die Hälfte der jetzigen in die Hunderte steigenden Zahl würde die vorkommenden Geschäfte sachgemäßer behandeln. Der kleinere Körper würde das Bewußtsein, bloß repräsentativ zu agiren, nicht kraft eignen Rechts der versammelten Personen, in Allem festhalten. Auch läßt sich nicht einsehen, warum an der Mehrzahl der Verhandlungen, welche städtische Communalsachen betreffen, die Vertreter der Nebenorte und des Landgebiets theilnehmen müssen, denen das Interesse, das Verantwortlichkeitsgefühl und die Sachkunde dafür fehlen. Man wird daher wohl gut thun, insoweit auf jeden Fall die Trennung der Stadt vom Staate durchzuführen, daß man die rein städtischen Angelegenheiten von den städtischen Volksvertretern in zweckmäßig verringerter Zahl allein behandeln, und so oft Staatsfragen vorliegen, die übrigen hinzutreten läßt. Die letzteren würden sich dadurch gewiß nicht zurückgesetzt, sondern im Gegentheil eher aus ihrer Appendix-Stellung ein wenig emporgehoben finden.

Magistrat und Stadtverordnete tagen bekanntlich meistens gemeinschaftlich; und am Rheine giebt es gar nur ein einziges städtisches Colleg, den Ober-Bürgermeister mit der Stadtverordneten-Versammlung, — eine Form, für die sich auch im östlichen Preußen schon beachtenswerthe Stimmen haben vernehmen lassen, z. B. auf dem Städtetage der Provinz Sachsen. Die Senate der Hansestädte dagegen verhandeln immer geheim und getrennt. Ja in Bremen — das communal-politisch überhaupt etwa ebenso weit hinter seinen Schwesterstädten zurück sein mag, wie es geschäftlich und der allgemeinen Rührigkeit nach in mancher Hinsicht voraus ist — verhandelt der Senat sogar mit der Bürgerschaft noch ausschließend schriftlich, wohl das einzige Beispiel dieser Art in der civilisirten Welt. In Hamburg kann er nach Belieben sich durch abgeordnete Mitglieder in den Bürgerschafts-Sitzungen vertreten lassen, in Lübeck muß er es thun, und das ist ohne Zweifel die einzige haltbare und zweckentsprechende Regelung der Sache, so lange man nicht zu der allgemeinen städtischen Norm des Zusammenverhandelns in Communalfragen übergehen will. Das Bremer Verfahren hat unter anderen Nachtheilen besonders den, den meist aus den Führern der Bürgerschaft hervorgehenden jungen Senatoren den ihnen gebührenden Einfluß auf die Geschäfte vorzuenthalten, weil sie von ihrer Hauptstärke, Ansehen bei der Bürgerschaft und Uebung im Verkehr mit ihr, keinen Gebrauch machen können, während sie sich in die eigentliche Senats-Thätigkeit natürlich erst langsam einarbeiten müssen. Das Uebergewicht, welches dadurch die älteren Rathsherren erlangen, kann dem öffentlichen Interesse unmöglich zu Gute kommen. Das Lebensalter, in welchem Jemand in den Hansestädten durchschnittlich Senator wird, sind schon die reiferen Mannesjahre; ihn um diese Zeit verhältnißmäßig lahm zu legen und in unbedeutenden Arbeiten abzustumpfen, heißt ihn selbst für seine Greisenjahre minder fähig machen, dem Gemeinwesen durch erfahrenen Rath zu nützen. Wenn aber Greise nicht allein mäßigend und rathend mitwirken, sondern regelmäßig den Ton angeben sollen, muß in die gesammte Leitung etwas abgelebtes, unfruchtbares, stumpfes, starr und übermäßig conservatives kommen. Die Einführung des öffentlich-mündlichen Verkehrs kann auch für die thätigsten und fähigsten Männer, sobald sie ein gewisses Alter überschritten haben, subjectiv peinlich, ja grausam sein; allein sie hebt für das öffentliche Wohl diese Wirkung schon durch die eine andere auf, den Ruhestand ganz von selbst früher herbeizuführen für die, welche ihm durch die Natur bereits zugewiesen worden sind.

Klare Erkenntniß und aufrichtige Anerkennung des veränderten Berufs der drei freien Reichsstädte müßte sie bald aus der sehr unzweckmäßigen Isolirung von der allgemeinen Entwickelung deutschen städtischen Communallebens erlösen, in welcher sie sich bis auf diesen Tag befinden. Sie nehmen

an keinem Städtetage Theil, nachdem der 1863 von Berlin und Leipzig aus angeregte Städtetag, dem sie sich nicht entzogen haben, leider über den Anlauf nicht hinausgekommen ist: doch benutzen nun vielleicht Berlin und Köln die Gelegenheit, welche das durch sie geleitete Zusammenwirken der Städte zur Erleichterung der Kriegs-Nothstände in den Grenzbezirken gewähren mag, um einen zweiten, erfolgreichen Anlauf zu unternehmen. Aber auch die längst zugänglichen litterarischen Hilfsmittel gegenseitiger Belehrung und Anregung benutzt man in den Hansestädten wenig. Die Deutsche Gemeinde-Zeitung z. B. scheint dort kaum bekannt zu sein; man entgeht zwar auf diese Weise den eintönigen Stoßseufzern ihres wunderlichen Herausgebers über die viele Freiheit, welche uns in Deutschland schon plagt, und deren doch immer mehr erstrebt wird, aber man verliert auch manche werthvolle thatsächliche Mittheilung, namentlich die oft sehr reichhaltigen Städtetags-Verhandlungen. In eifrige Wechselwirkung mit andern groß- und mittelstädtischen Communen zu treten, empfiehlt sich fortan für die Hansestädte fast noch mehr, als den geretteten Sitz im Bundesrath würdig auszufüllen, wird aber bis jetzt in ihrem Schoße weit weniger als Pflicht und Freude erkannt. Es läßt sich überhaupt nicht verkennen, daß ihr so ganz gesondert verlaufendes Schicksal sie aus dem Zusammenhange des nationalen Lebens etwas herausgezogen und auch von ihrer nächsten Umgegend viel zu sehr getrennt hat. Dadurch ist diesen ohnehin ziemlich dünnbevölkerten Strichen der Segen eines großstädtischen Mittelpunkts zum Theil vorenthalten geblieben, den drei Städten aber viel gesunder Austausch und zugleich nicht wenig Einfluß, der ebenso legitim als ihrer praktischen Bildung zu gönnen sein würde. An ihnen ist es, die Initiative eines innigeren Verkehrs zu ergreifen und so in Wahrheit des R e i c h s freie Städte zu werden, früher als alle übrigen, aber dies doch nur deshalb, damit auch diese wiederum in einer schönen „Rückkehr zum Zeichen“ des Reiches f r e i e Städte werden mögen, wie einst im Mittelalter beinahe alle dichter gedrängten Ansiedelungen in Deutschland waren.

Die sächsischen Landesfarben.

Die sogenannten Landes- oder Nationalfarben sind wie überall, so namentlich in Deutschland erst im gegenwärtigen Jahrhunderte allmählich populär geworden. Früher waren es Haus- und Wappenfarben der Fürsten und freien Städte, welche nach und nach zu einer sehr beschränkten Anwendung kamen, besonders als Farben der Urkundenschnüre des 17. und 18. Jahrhunderts und wohl auch manchmal als Abzeichen für das Militär, für

Hofdiener und bei Festlichkeiten, während auf diesem Gebiete die Laune des Regenten für die Ergötzung des Auges zu vorübergehendem Zwecke oder auf längere Zeit oft andere beliebige Farben wählte. Das Volk aber, welches sich im 18. Jahrhunderte gewissermaßen als die dem Landesherrn unterthänige Dienerschaft betrachtete, kannte bei solcher Mannichfaltigkeit meist die Landesfarben gar nicht und bemühte sich auch nicht, sie zu kennen, da das Bewußtsein der Nationalität, dessen Symbol die Landesfarbe war, demselben meistentheils fehlte. Und wie in den aus den zerstückelten Stammherzogthümern gebildeten deutschen Territorien kein volksthümliches Landesbewußtsein vorhanden war, selbst kaum in den größeren Landesgebieten*), so war noch viel weniger im deutschen Reiche ein allgemeines Nationalgefühl zu finden. Demnach hatten auch die nur als österreichisch betrachteten Reichsfarben schwarz-gelb (ursprünglich vom schwarzen einköpfigen Adler im goldenen Schilde) bei der selbständigen Entwickelung der vielen größeren und kleineren Reichsländer für das eigentliche Volk keine Bedeutung.

Die französische Revolution, welche auch erst die Tricoloren der Franzosen und Italiener geschaffen hatte, die Vernichtung des deutschen Reichs durch Napoleon und die durch die Befreiungskriege herbeigeführte neue Entwickelung Deutschlands mit den Kämpfen der einzelnen souveränen Staaten unter einander, sowie des Particularismus gegen das anfangs noch sehr ohnmächtige Streben Einzelner nach nationaler Einigung hat den alten Landesfarben der in den Stürmen der Zeit geretteten Territorien erst eine allgemeinere Bedeutung gegeben. Die Farben der kleineren und der Mittelstaaten wurden theils gegen die der größeren, von denen man sich bedroht glaubte, theils gegen die neuen Farben der idealen Einheit schärfer hervorgehoben und demonstrativ zur Schau gebracht. Da nämlich das Schwarzgelb des alten Reiches auch eine particularistische Farbe geworden war, so fügte wohl auch wegen der französischen Tricolore und mit Hinblick auf die Farben der Lützower die für die deutsche Einheit schwärmende Jugend das Roth hinzu, welches öfters die Farbe deutscher Reichsfahnen gewesen und auch von den Hohenstaufen in das schwäbische Wappen gekommen war (die drei rothen Löwen der Hohenstaufen wurden im schwäbischen Wappen schwarz mit rothen Tatzen)**). Es war aber ganz natürlich, daß diesem immer po-

*) Nur bei bedeutenden inneren Kämpfen trat manchmal ein solches Landesbewußtsein auf Zeit entschieden hervor, z. B. zwischen Preußen und Sachsen in dem schlesischen und im siebenjährigen Kriege.

**) Auch im herzogl. würtembergischen Wappen war das Reichsbanner gülden mit schwarzem Adler in — blauem Felde. Wenn auch manche Burschenschafter sich das Reichsbanner schwarz-gold-roth (aber durchaus nicht schwarz-roth-gold) denken mochten, so sind

pulärer werdenden Einheitsbanner gegenüber die Landesfarben unter den Particularisten der größeren und kleineren deutschen Staaten immer mehr Bedeutung bekamen. Sie ließen zunächst mit Unterstützung der Behörden die neuen deutschen Farben nicht aufkommen. Erst seit 1848 kam die ideale Tricolore überall wieder zum Vorschein und wurde, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, aus Furcht vor dem schwarz-weißen Banner, auf welches immer mehr Patrioten ihre Hoffnung setzten, hier und da officiell begünstigt, bis dieselbe 1866 die mit der vorläufigen Einigung des Nordens zufrieden gestellten Unitarier gegen das schwarz-weiß-rothe Banner aufgaben, das als Symbol einer wirklichen Einigung wenigstens eines großen Theiles des deutschen Volkes der idealen Tricolore mit Erfolg Concurrenz machte.

Auch das sächsische Grün-weiß hat, wie andere Landesfarben, in den letzten Jahrzehnten, namentlich vor 1866 als Symbol des sächsischen Particularismus eine bedeutende Rolle gespielt, obgleich diese Farben erst 1815 Landesfarben geworden sind. Die sächsische Regierung hat damals die alten Wappenfarben fallen lassen. Die noch ziemlich dunkele Geschichte der sächsischen Landesfarben ist, soweit sie sich urkundlich und nach Tradition feststellen läßt, folgende:

Ein Hauswappen der Wettiner läßt sich nicht nachweisen. Was als solches in Wappenbüchern zu sehen ist, beruht auf späterer Erdichtung. Die Wettiner nahmen als Markgrafen von Meißen das Wappen der Markgrafschaft an (den schwarzen Löwen im goldenen Schilde) und dieselben Farben schwarz-gold hatte das zehnfach quer getheilte Schild der Herzöge von Sachsen*). Der schräg rechts darüber liegende nach der bekannten Sage sogenannte grüne Rautenkranz (wahrscheinlich ursprünglich die freilich nicht grüne herzogliche Krone) veränderte die Landesfarben keineswegs. Sie blieben schwarz-gelb und finden sich seit dem 16. Jahrhundert in den Urkundenschnüren nach den Farben des Meißner Wappens und des Schildes des herzoglichen sächsischen Wappens**), welches letztere sich mit dem Rautenkranze

diese Farben doch noch von keinem Historiker nachgewiesen worden. Ein Dresdner Docent der Philosophie hat sie sogar jüngst auf angebliche in Ravenna ausfindig gemachte Hausfarben des Kaisers Justinian zurückführen wollen! —

*) Auf ähnliche Weise wurden und blieben wegen des silbern-schwarz gevierteten Schildes der Hohenzollern und wegen des schwarzen Adlers im silbernen Felde der Herzöge von Preußen Schwarz-weiß die brandenburgisch-preußischen Farben. Nur hatte das brandenburgische Roth in Silber darauf keinen Einfluß.

**) Auch in Liedern zur Zeit des dreißigjährigen Krieges werden die kurfürstlichen Farben geel und schwarz als Symbole des Lichtes Christi und der Noth des Kreuzes gepriesen. Vgl. Opel und Cohn, Sammlung (1862), S. 38 ff. vom Jahre 1620.

durch alle Zeiten hindurch, früher neben dem kursächsischen Erzmarschallschilde und den Provincialwappen, später mit der Königskrone als alleiniges Wappen bis zur Gegenwart erhalten hat. Denn die älteren Wappen der Wettin'schen Herzöge und Kurfürsten des 15. und 16. Jahrhunderts hatten gewöhnlich in den 4 Quartieren des quadrirten Wappenschildes jene die Wappen von Meißen, Thüringen (silberner rothgestreifter Löwe im blauen Felde), Pfalz Sachsen (goldner Adler im blauen Felde) und von der Markgrafschaft Landsberg (2 senkrechte blaue Balken im goldenen Felde) und in der Mitte das herzogliche Schild, diese statt Landsberg das herzogliche Schild und in der Mitte das kurfürstliche Erzmarschallswappen (Schwarz und Silber quer getheilt mit zwei in Form eines Andreaskreuzes aufgelegten rothen Schwertern)*). Später im 17. Jahrhunderte hatte das vielfach getheilte kurfürstliche Wappen außer dem mittleren Marschallsschilde bis 24 Wappen älterer und später gewonnener oder beanspruchter Landestheile (z. B. der Lausitzen, Jülich, Cleve, Berg, Magdeburg rc.). Alle diese fielen weg, als das kurfürstlich sächsische Wappen (ein in der Mitte senkrecht getheiltes Schild mit dem Marschalls- und dem herzoglichen Wappen, darüber der Kurhut) in die Mitte des polnischen Königswappens gestellt wurde. Endlich 1806 blieb nur noch das herzoglich sächsische Wappen mit der Königskrone.

Von den je 2 Farben dieser verschiedenen Schilder ist mit Ausnahme des Meißner und des herzoglich sächsischen Wappens nicht nachzuweisen, daß sie absichtlich zu einer dauernden Verwendung gekommen wären. Möglich ist dies nur von dem Blau-gelb der Pfalz Sachsen oder der Markgrafschaft Landsberg, die zu den ältesten Wappen der Wettiner gehören, wenn nicht auch diese Farben durch die Laune der Regenten in Gebrauch gekommen sind. Man findet sie nämlich vielfach im Laufe des 18. Jahrhunderts, z. B. als Farben des Bandes des von König August III. von Polen gestifteten Militär-Heinrichsordens, als Uniformfarben der bis 1814 bestehenden Schweizer-Leibgarde**) und bis in unsere Zeit bei der Galalivree der subalternen Hofdiener und bei Postbeamten. Die Militärcocarden waren aber im 18. Jahrhundert und bis 1813 einfach weiß, die Porte-epées silbern mit roth, wahrscheinlich von den polnischen Wappenfarben (im ersten und vierten

*) Daß die Farben des kurfürstlichen Marschallsschildes schwarz, weiß und roth waren, mag die Specialpatrioten trösten, denen beim Anblick der Farben der Bundesfahne immer noch schlecht zu Muthe wird.

**) Ref. hat noch diese Schloßwächter gesehen in gelben Wämsern und Pumphosen mit blauen Puffen, blauen Strümpfen und niedrigen Hüten mit weiß-gelben Federn — sie sahen mit ihren Hellebarden aus wie die Kartenbuben, nur viel harmloser. Am Fenster der Wachtstube strickten sie öfters Strümpfe.

Quartier der silberne Adler in rothem Felde, im zweiten und dritten der litthauische silberne Reiter, ebenfalls in rothem Felde).

Nun ist aber noch zu erwähnen, daß die Rautenfigur im herzoglich sächsischen Wappen, wenn auch ohne Hervorhebung der grünen Farbe, besonders im 17. Jahrhunderte eine populäre Bedeutung gehabt hatte. Damals waren die sächsischen Kurfürsten die Vertreter des Protestantismus und in Liedern jener Zeit wird neben dem „Kursächsischen Geel-Schwarz“ das Kurrautenkränzelein im Garten Jesu gegen das Gift und die falsche Lehre des Satan hoch gepriesen. (Vgl. Opels und Cohns Sammlung S. 43 ff.). Allerdings trat die lebendige Hoffnung auf die Macht dieses Rautenkränzleins mit dem politischen Verfalle Kursachsens trotz des Scheinglanzes der polnischen Krone und mit dem Verschwinden des volksthümlichen Bewußtseins im 18. Jahrhundert in dem Volke zurück. Aber eine stille Erinnerung daran blieb vorhanden und wurde nach glücklicher Beseitigung des polnischen Wappens wieder selbständig hervortretend dem Volke nochmals näher gerückt. Und so kam es, daß der Kurfürst Friedrich August III., als Sachsen durch Napoleon zum Königreich geworden war, den Hausorden der Rautenkrone grün auf Silber an grünem Bande stiftete. Er war dem alten Reiche treu geblieben, bis er dem Protectorate des französischen Tyrannen verfiel: warum sollte er nicht den neuen Orden mit einer Figur und Farbe des herzoglichen Wappens aus der Zeit des nun zertrümmerten Reiches schmücken? Daneben aber blieben Schwarz-gelb die fast vergessene Landesfarben — fast vergessen, weil sie vor den Augen des Volkes absichtlich zu verwenden nicht üblich war. Bei jenem Orden kam zuerst doch ohne Absicht die Zusammenstellung der Farben grün-weiß vor. —

Als nach der Schlacht bei Leipzig 1813 Sachsen provisorisch unter das Gouvernement der Verbündeten kam, verordnete der Generalgouverneur Fürst Repnin am 12. November für die sächsische Armee, welche nun mit den Befreiern Deutschlands gegen die Franzosen kämpfen sollte, neue Cocarden und Porte-epées. Die bis dahin gebräuchliche weiße Cocarde erhielt eine grün-gelb-schwarze Einfassung und die silbernen Porte-epées Streifen von jenen Farben; es waren dies die Farben des sächsischen Wappenschildes mit dem Grün des Rautenkranzes. Ebenso erhielten die Freiwilligen der neu organisirten Landwehr grüne Ehrenkreuze und patriotische Frauen grüne Kreuze mit schwarz-gelber Einfassung am grünen Bande, und die Landwehrfahne war auf einer Seite weiß mit grünem Kreuze, auf der andern grün mit dem sächsischen Wappen. Ein Berichterstatter jener Zeit spricht in seinen schriftlichen Aufzeichnungen geradezu von der alten grünen Landesfarbe; so fremd war das ältere Schwarz-gelb dem Volksbewußtsein geworden.

Es ist begreiflich, daß der König, als er nach dem mit Preußen abge-

schlossenen Frieden die Regierung in dem ihm verbliebenen Theile von Sachsen wieder übernommen hatte und sich zur Rückkehr nach Dresden anschickte, zunächst an die Veränderungen des provisorischen Gouvernements bei der Armee dachte. Die neue Cocarde wollte er wohl deshalb nicht beibehalten, weil ihm Alles, was an die ausländische Regierung erinnerte, widerwärtig war. So ließ er das Schwarz-gelb, die dem Volksbewußtsein fremd gewordenen Hauptfarben des sächsischen Schildes, die zufällig den russischen Nationalfarben (schwarz-orange) ähnlich waren, fallen, und schon von Prag aus wurde in einem Rescripte vom 4. Juni 1815 die weiße Cocarde mit grünem Rande eingeführt, denn sie war ja bis zur Zeit des russischen Gouvernements weiß gewesen, und grün war die jetzt durch die Bedrängniß Sachsens populärer gewordene Farbe der Raute. Noch bei dem Einzuge des Königs in Dresden, 7. Juni, waren zwar die weißgekleideten Mädchen nach Vorschrift des Stadtraths mit rautengrünen Bändern und Kränzen geschmückt, aber die Fahnen der Ehrenpforte waren noch indifferent weiße und rothe. Jedoch schon am 16. Juni erklärte ein Rescript an die geheimen Räthe die bei der Armee eingeführte neue Cocarde zur Nationalcocarde, „sie sollte als äußeres Zeichen der Eintracht und zur Belebung des Nationalsinnes auch vom Civilstande und besonders von allen öffentlichen Beamten getragen werden."*) Jedenfalls hatte das Rescript der Merseburger Provinzialregierung vom 28. Mai, daß die Neupreußen in dem abgetretenen Sachsen sämmtlich die schwarz-weiße Cocarde aufstecken sollten, die königlich sächsische Verordnung beschleunigt. Noch in demselben Monate sind die Urkundenschnüre grün-weiß, die sich noch im April 1815 unter dem Gouvernement schwarz-gelb vorfinden. Der neu gestiftete Civilverdienstorden wurde an einem weißen Bande mit grünen Streifen getragen. Da nun auch die Grenzpfähle und Schlagbäume mit den neuen Landesfarben angestrichen wurden, so kamen diese Farben jetzt namentlich bei dem scharf hervortretenden Gegensatze gegen Preußen, zumal da das Grün immer beliebt gewesen war, rasch zu allgemeiner Geltung. Die aufkommende Sitte, bei Festlichkeiten überall Fahnen aufzustecken, gab dem particularen Patriotismus Gelegenheit zum Ausdruck, so daß die Generation der letzten Jahrzehnte von den alten Landesfarben gar nichts mehr wußte, welche nur noch in einigen altmeißnischen Städten, deren Wap-

*) Das Original des Rescripts vom 16. Juni habe ich im Hauptstaatsarchive gefunden. Es sollte den Collegien bekannt gemacht und veröffentlicht werden. Von einer gedruckten Veröffentlichung habe ich weiter keine Spur gefunden: es fehlt auch in der sächsischen Gesetzsammlung. Nur im 6. Bande der „Collection der die Markgrafschaft Oberlausitz betreffenden Gesetze" S. 360 ist der an den Ober-Landeshauptmann gerichtete Erlaß abgedruckt.

pen die Farben der Markgrafschaft hatten, wie in Dresden, neben neuen Landesfarben zu erblicken waren.*)

Jetzt haben die sächsischen Farben unter dem norddeutschen Bundesbanner im heiligen Kampfe gegen unseren Erbfeind die schönste Weihe erhalten. Mögen die sächsischen Fahnen auch ferner im Verein mit den anderen deutschen Bannern von Nord und Süd unter dem schwarz-weiß-rothen Bundeszeichen zu Ehren des Vaterlandes den Guten zur Freude, den Bösen zu Leide stolz und fröhlich flattern, so lange wir Deutschen es werth sind, unsere weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen!

Dresden. Prof. Dr. K. G. Helbig.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Der Eintritt Hessens. Aus Südhessen. Die Thore des norddeutschen Bundes haben sich weit geöffnet und hinein sind gezogen Würtemberger, Badenser und Südhessen; die Baiern, die noch zwischen Thür und Angel stecken, werden wir wohl auch in Kürze einziehen sehen; wir übrigen Süddeutschen beneiden sie freilich nicht um diese Zögerung; hoffentlich hat man sich bald in München der noch nöthigen drei glaubensstarken Bauern und Pfarrer versichert, und die Prozession in den „Dom" der deutschen Einheit kann weiter gehen: „Es wehen die Kirchenfahnen, es singt im Kirchenton. Es kommen die Patrioten, hübsch langsam, doch kommen sie schon" u. s. w.

Wir Südhessen haben zwar wenig Ursache, uns über diese baierischen Geschichten aufzuhalten, denn an unserer Spitze als Führer in das neue Reich haben wir immer noch den Minister v. Dalwigk, dem die Geschichte den Beinamen des Standhaften nicht verweigern wird. Er würde uns ganz bestimmt lieber überall hin als nach Berlin geführt haben; da jedoch der Ministerposten ihn nicht entbehren zu können scheint, so verbeißt er seinen Schmerz, wirft einen melancholischen Blick nach Wien, einen andern tiefempfundenen nach Wilhelmshöhe und reist nach Versailles, um die Verträge zu unterschreiben. Diese letzte Episode südhessischer Selbständigkeit verdient mit Allem, was drum und dran hängt, wohl eine kurze Betrachtung.

*) Der einzige mir bekannte beachtenswerthe aber nicht genügende Versuch, die hier behandelte Farbenfrage zu lösen, ist von Dr. C. Bursian 1863 gemacht worden in den Mittheilungen des Vereins für Erforschung vaterländischer Alterthümer, Heft 13. Ergänzungen und Berichtigungen zu meiner mühsamen Arbeit, namentlich von Seiten alter Herren mit zuverlässiger Erinnerung würden mir sehr erwünscht sein.

Wenn wir Deutsche uns in dem Bewußtsein sonnen, ein gewaltiges Volk zu sein, das staunenerregende Beweise seiner Kraft giebt, so wirkt die Möglichkeit der Fortexistenz solcher Persönlichkeiten, wie H. v. Dalwigk und Genossen an der Spitze eines deutschen Staates, sehr ernüchternd auf uns ein und zeigt uns klar die schweren Aufgaben, die wir noch zu lösen haben. Ein sehr richtiges Gefühl im Volke verlangt von seinen politischen Führern eine streng konsequente Haltung. Der Ehrenpunkt kann in dieser Richtung vielleicht manchmal übertrieben werden, allein die peinlichste Beobachtung desselben ist dem tiefen moralischen Schaden vorzuziehen, der aus dem Schauspiel erwächst, wenn ein Minister ohne Weiteres aus dem einen System in das andere überspringt. Man entwöhnt sich überhaupt, an politische Ueberzeugungen zu glauben, wenn man sieht, daß ein Mann heute österreichisch-französisch spricht und handelt, um morgen den deutschen Kaiserenthusiasten vorzustellen. Bessere Ueberzeugung ist in manchen Fällen ein triftiger Entschuldigungsgrund, sieht man aber den Preis eines solchen Wechsels so überaus deutlich in dem ängstlich gewahrten Ministerposten, so ist Skepticismus gegen die Motive sehr wohl begründet. Seit zwanzig Jahren wird ein tüchtiger deutscher Volksstamm getreu nach napoleonischen Mustern von Hn. v. Dalwigk und seinen Collegen zusammenregiert. Endlich schlägt die Stunde, wo man den vergiftenden Einfluß eines solchen Systems beseitigt zu sehen hofft, statt dessen wird man nur gewahr, daß man es bisher noch nicht einmal mit Ueberzeugungen, sondern mit bloßen Opportunitäten zu thun gehabt hat. Das ist eine der trostlosesten Seiten der Sache.

Die erstern Verhandlungen mit Baiern waren gescheitert. Baden, welches bis jetzt dem Gange der Dinge beobachtend gegenüber gestanden, fand, daß es Zeit sei, nun von sich die Initiative zur verfassungsmäßigen Constituirung Deutschlands ausgehen zu lassen. Seine Eröffnungen in dieser Rücksicht wurden bekanntlich entgegenkommend vom Bundeskanzler aufgenommen; die badischen Minister erhielten eine Einladung, zu Verhandlungen nach dem Hauptquartier in Versailles zu kommen. Würtemberg wurde über diese Vorgänge verständigt, Baiern erhielt Kenntniß von ihnen, nur von Südhessen war keine Rede. Die Verwaltung des Hn. v. Dalwigk wurde mit einer markirten Nichtachtung behandelt, die jedoch, wenn sie etwa darauf berechnet war, diesen Herrn zu einer Handlung gereizten Selbstbewußtseins zu veranlassen, ihren Zweck vollständig verfehlt hat. Für Hn. v. Dalwigk vergingen einige ängstliche Tage, an denen er von einer auf die andere Post die ersehnte Einladung erharrte. Seinen Getreuen aber eröffnete er, er hoffe, daß er nicht nach Versailles müsse, daß er fernere Verträge in Berlin schließen lassen könne u. s. w. Als er sich aber endlich überzeugt fühlen mußte, wie Niemand daran denke ihn einzuladen, so endigte er die peinliche Situa-

tion damit, daß er sich selbst einlud. Er richtete nach Versailles die Anfrage, ob er kommen solle, und es wurde ihm die Antwort zu Theil, seinem Erscheinen stehe nichts im Wege. So fuhr er denn mit seinem früheren Amanuensis, dem jetzigen hessischen Bundesrathsbevollmächtigten Hofmann, nach Versailles.

Nach Privatberichten und Zeitungskorrespondenzen soll H. v. Dalwigk mit seinem Kaiserenthusiasmus in Versailles eine sehr humoristische Figur gespielt haben. Das Schicksal wollte ihm offenbar bei dieser Reise nicht wohl; es giebt zwar keinen Minister, dem auf Reisen und sonst so viele kleine Unglücksfälle begegnen, wie dem hessischen Premier. Einmal dinirt er mit den Bischöfen in Mainz und merkt es gar nicht, wie die hohen Herren den üblichen Toast auf den Großherzog ihm unter der Nase eskamotiren, ein andermal schlägt ihm die deutsche Trikolore auf der Kehler Brücke bedeutungsvoll den Hut vom Kopfe, wieder ein andermal tritt ihm H. v. Rabenau bei einer landwirthschaftlichen Exkursion entgegen und schüttet auf eine Dalwigk'sche Selbstberäucherung dem erschrockenen Minister eine ganze Pfefferbüchse von scharfer Abfertigung in's Gesicht. Schlimmer als in Versailles ist es aber dem in dieser Richtung geprüften Minister nie gegangen. Daß Bismarck ihn nicht speciell empfing, hat ihm zwar wohl keinen großen Kummer gemacht; der Bundeskanzler soll sich geäußert haben: H. v. Dalwigk sei ihm, objective genommen, eine persona gratissima; er brauche ihn weder zu sehen noch zu sprechen, der bequeme Mann unterschreibe Alles, was man ihm vorlege. Aber in anderer Richtung waren neckische Geister thätig. Schon daß er mit dem Legationsrath Hofmann, in welchem H. v. Dalwigk und noch mancher Andere seinen präsumtiven Nachfolger wittert — ein Nachfolger, der übrigens von dem süddeutsch partikularistischen Sauerteig allzu stark inficirt wäre — daß er mit diesem Nachfolger in Folge Versailler Wohnungsverhältnisse in die Enge eines Raumes eingezwängt war, hatte etwas Eigenthümliches. Neben der Zukunft trat aber auch die Vergangenheit Hn. v. Dalwigk allzunahe in einem Funde, der gerade zu jener Zeit unter den Rouher'schen Papieren im Schlosse von La Souloy gemacht wurde. Dabei sollen Skripturen gewesen sein, deren Inhalt mit der neupatriotischen Haltung des hessischen Ministers in sonderbarem Gegensatz gestanden hätten. Die ganze Versailler Gesellschaft war einig darüber, daß solches „Pech" nur H. v. Dalwigk haben konnte. Bezüglich des Inhaltes jener Papiere hat der Timeskorrespondent Dr. Russell ganz vorsichtig einmal einen kleinen Zipfel gelüftet, bei dem man noch sehen konnte, wie dies Stück in Süddeutschland spiele. Ein anderer von den Correspondenten, die sich um Graf Bismarck bewegen, Hans Wachenhusen, hat schon etwas mehr aus der Schule geschwatzt. Wachenhusen hat selbst noch ein verdächtiges Papier gesehen und hat es aus sehr

guter Quelle, die ihm oder der er zu Gebote steht, wie H. v. Dalwigk in den aufgefundenen Papieren den Franzosen die beste Aufnahme in Süddeutschland versprochen hätte. Allerdings hat alsdann später H. v. Dalwigk in seiner Darmstädter Zeitung sich gegen die Wachenhusenschen Angaben verwahrt, aber in einer Art und Weise, als klammere sich der hessische Minister an irgend eine Form, um über die Sache wegzukommen. Die Akten in der Sache sind übrigens noch nicht geschlossen. Erinnert man sich jedoch des Verbotes einer patriotischen Volksversammlung in Darmstadt bei Kriegsausbruch als einer unzulässigen franzosenfeindlichen Demonstration, wie der bekannten Aeußerung, Hessen müsse einen Gesandten in Paris haben wegen gewisser Eventualitäten auf dem linken Rheinufer, so kamen die Wachenhusenschen Mittheilungen wenigstens nicht unerwartet.

Endlich kam denn der Moment, in welchem H. v. Dalwigk seinen Namen unter die Versailler Verträge setzen konnte. Noch einmal konnten ihn alte Träume umgaukeln, von der Weltstellung der deutschen Kleinstaaten, von Sprengung des Zollvereins, von Bamberger Conferenz, ja von einem römischen Congreß Hand in Hand mit Isabella und Napoleon — im nächsten Moment wurden sie für immer in das „historische Tintenfaß" versenkt, wie sich ein darmstädter Kammerredner ausdrückte. Damals — meinte man im darmstädter Landtag — hätte der Minister sich das Horazische Motto erwählt: inveni portum, spes et fortuna valete — und der großen Politik auf ewig Lebewohl gesagt. Der geehrte Redner hat nur den diplomatischen Ausschuß vergessen, der noch durch eine Wahlstimme verstärkt werden soll. Das diplomatische Bedürfniß bei diesen kleinstaatlichen Ministern scheint so groß zu sein, daß ihm ein Ventil geöffnet werden muß, soll nicht die ganze Maschine zerplatzen und gewaltiges Unheil erfolgen. In diesem diplomatischen Ausschuß ist es allerdings das Pikanteste, daß die Mittelstaaten ganz ungestört unter sich sind und es sich so recht gemüthlich machen können. Unterschätzen darf man es jedoch nicht, daß damit für die politische Intrigue ein Instrument geschaffen worden ist, das trotz aller seiner Unvollkommenheiten immerhin einmal schädlich wirken kann. Wir warnen vor jeder Unterschätzung der Macht des Partikularismus im neuen Reich.

In Darmstadt hatte man sich die vier Jahre von 1866 bis 1870 die ersinnlichste Mühe gegeben, die Fiktion aufrecht zu erhalten, es gebe so etwas wie ein selbständiges Südhessen, ein trotz seines Verhältnisses zum Nordbund, trotz Militär-, Post-, Eisenbahn-, Telegraphen- und Steuerkonvention souveränes europäisches Etwas. Jeder Vernünftige im Lande hatte freilich nur seinen Spott mit diesem Haschen nach eitlem Schein, das namentlich in einer diplomatischen Vertretung nach allen Seiten hin sein Pfauenrad schlug. Es war daher auch so natürlich, wie im Ernste der Ereignisse diese Comödie

verschwinden müsse, daß man den Eintritt Südhessens in den Nordbund auf allen Seiten alsbald als selbstverständlich ansah, die nationale Partei konnte deshalb von jeder Agitation absehen, und nur die bekannte Adresse an König Wilhelm wegen Fernhaltung fremder Einmischung fand zahlreiche Unterschriften. Diese Adresse war aber bekanntlich mehr dazu bestimmt, das Ausland über die Stimmung Deutschlands aufzuklären, als eine innere Parteidemonstration anzuzeigen. Unter solchen Verhältnissen versprachen auch die Ständeverhandlungen über den Beitritt zum Reichsbunde ziemlich matt zu werden, und sie haben dies Versprechen redlich eingelöst. Das einzige Interesse bei der Sache war, mit welchen Gesichtern die bisherigen Gegner der preußischen Führung die bittere Pille verschlucken würden. Die Führer des deutschen Adels haben offenbar durch das ganze Reich die Parole ausgegeben, für die Verträge zu stimmen. In der baierischen Reichsrathskammer, wie in den ersten Kammern Badens und Würtembergs war die Einstimmigkeit eine beinahe vollständige; selbst das preußische Herrenhaus, die mächtigste Vertretung des deutschen Adels, hat sich veranlaßt gesehen, durch eine Adresse an den König aus seiner bisherigen halbfrondirenden Haltung herauszutreten. Selbstverständlich machten auch die hessischen Adligen keine Ausnahme; selbst eifrige Ultramontane wie Fürst Ysenburg-Birstein in der ersten und Baron Wombold in der zweiten Kammer stimmten für die Verträge, gegen die sich in beiden Kammern keine einzige adlige Stimme erhob. Daß hier nicht blos politische, sondern auch sociale Beweggründe mitwirkten, liegt auf der Hand: wer wollte sich und seine Familie für immer von Glanz und Gnade des neuen Kaiserhofes ausschließen! Auch hat der Adel wohl eingesehen, wie sich Macht und Ansehen leichter für ihn im großen Reiche behaupten läßt, wo einer sich an den anderen schließt, als in den kleinen Staaten, in denen die Verhältnisse der Büreaukratie naturgemäß das Uebergewicht verschaffen. Der Präsident der ersten Kammer, Graf Erbach-Fürstenau, ein Hochtory und früherer österreichischer Officier, erklärte, nicht er habe sich geändert, sondern die Verhältnisse, denen Rechnung getragen werden müsse. Da er Südhessen nicht zu einem deutschen San Marino machen wolle, stimme er für die Verträge. Die Minister und Ministerialräthe, die sich neben den Adel als die vertrauenswerthesten Personen in die erste Kammer berufen haben, stimmten natürlich auch mit Ja, und die Prinzen Carl und Alexander, Brüder des Großherzogs, schlossen sich unter den bewegenden Umständen an. Der ganze Vorgang machte indessen entschieden mehr den Eindruck eines Leichenbegängnisses für die hessische Selbständigkeit, als die eines Auferstehungsfestes für das deutsche Reich.

In allen deutschen parlamentarischen Körpern sind die Parteien unter gleichen oder verschiedenen Namen identisch; im norddeutschen Reichstag ist

nur das Orchester — wenn der Ausdruck gestattet ist — am vollständigsten besetzt und bis in die Specialitäten ausgebildet, wie dies namentlich in der Socialistengruppe sich ausweist. Von letzterer Species ist in dem hessischen Landtag nichts zu spüren, in welchem man ein Adliger, ein Beamter oder mindestens ein Capitalist sein muß, um nur wahlfähig zu sein. Sonst ist aber diese hessen-darmstädtische Parteicollektion ziemlich vollständig, wenn auch nicht in jeder Branche durch hervorragende Exemplare repräsentirt. H. v. Gagern, zur Zeit hessischer Gesandter in Wien, war wohl bei dieser Veranlassung die bemerkenswertheste Erscheinung. Der Volkstribun von 1830, der würdevolle Präsident der Nationalversammlung von 1848 ist nun ein alter Herr geworden, der mehr in Erinnerungen der Vergangenheit zu leben scheint, als in Hoffnungen für die Zukunft. Die neue Generation hat ihn schier vergessen, und die älteren Liberalen können es dem Manne nicht verzeihen, den sie einst als ihr Haupt verehrten, daß er von Hn. v. Dalwigk einen Gesandtschaftsposten bei dem Grafen Beust angenommen hat; so steht er durchaus einflußlos da. Das Interesse aber lag darin: was hat die Vergangenheit der Gegenwart zu sagen, wie verhält sich der Mann, der seiner Zeit als der Repräsentant der Idee des preußisch-deutschen Kaiserthumes galt, zu dessen heutiger Realisirung? H. v. Gagern hat vieles auszustellen an der Geschichte des Einigungswerkes, wie an seiner Form, aber er acceptirt es. Ja, er fand sogar am Schlusse noch einige warm empfundene Worte, in denen er den Hoffnungen und Wünschen für eine glorreiche Zukunft Deutschlands Ausdruck gab. Im Uebrigen beschäftigt das Schicksal der Depossedirten den Hn. v. Gagern sehr; das Patronat über die Familie Nassau, welches der Vater so angelegentlich führte, scheint nun von dem Sohne übernommen zu sein, der auch diese Gelegenheit nicht hingehen ließ, ohne ein Oberhaus zu fordern, in welchem den Depossedirten ihr Antheil an der Leitung der öffentlichen Verhältnisse würde. Der Rest der Verhandlung war, wie die Canzleisprache sich ausdrückt, pro stylo.

Die Nationalliberalen begrüßten das neue Werk, jedoch mit der Zurückhaltung, die sie nöthig hielten, um die Größe ihres Triumphes zu verbergen; die freche Comödie, daß kleinstaatliche Reaktionäre über Mangel an Freiheit im norddeutschen Bund lamentiren, wurde abermals aufgeführt, ein Ultramontaner erklärte als „Hesse“, nicht für den Vertrag stimmen zu können, der Abgeordnete für Mainz, H. Dumont, ein Mittelding zwischen süddeutschem Volksparteiler und norddeutschem Fortschrittler, hielt eine Rede „über“, die er mit einem Votum „gegen“ krönte, und die Sache wäre sogar langweilig geworden, wenn nicht H. v. Dalwigk wieder die Kosten der Unterhaltung übernommen hätte. Als ein Abgeordneter zwischen der Verfolgung des Nationalvereins durch das Ministerium Dalwigk und der Vorlage des

neuen Vertrages durch dasselbe eine Parallele zog, rief H. v. Dalwigk aus: man habe ja auch das Hinterland an Preußen 1866 abtreten müssen, wovon vorher zu sprechen Hochverrath gewesen wäre. Das also ist das Maaß Ihres freien Willens, rief man dem Minister entgegen, Sie stellen die Einführung der Reichsverfassung einer aufgezwungenen Gebietsabtretung gleich. H. v. Dalwigk verstummte, seine Freunde sahen verlegen drein, seine Feinde lachten. Man muß gestehen, wenn sich der hessische Minister sorgfältig besonnen hätte das Verkehrteste zu sagen, was in der Lage der Sache denkbar war, so war es ihm trefflich gelungen. Welche Gesinnungen dieser Minister wie Diejenigen, die ihn am Ruder halten, gegenüber Preußen gehegt, hegen und hegen werden, darüber kann sich nur täuschen, wer absolut getäuscht sein will. Schließlich wurden die Verträge gegen die 3 Stimmen eines Ultramontanen, des redenden und des schweigenden Abgeordneten von Mainz, angenommen. Auch der Name Oesterreich war in der Verhandlung genannt worden, ein Abgeordneter, v. Biegeleben, ein Bruder und Gesinnungsgenosse des österreichischen Ministerialrathes und Severinusvereinlers in Wien, ließ diesen Namen erklingen, dem es früher in der Darmstädter Kammer an einem Echo nie gefehlt hätte — diesmal traf der Ton in's Leere. Von dorther hat jetzt Keiner mehr etwas zu hoffen und zu fürchten, es ist die aufgehende Sonne, der sich die Betrachtungen zuwenden. So lange aber das Verhältniß zu Oesterreich in solchen Elementen seine Stütze finden soll, ist es ein ungesundes und wirbt für den alten Kaiserstaat mehr Mißtrauen als Bundesfreundschaft. Das hat auch ein nationaler Redner alsbald mit vollem Rechte dem Patrone Oesterreichs erwidert.

Die antinationale Haltung des hessischen Ministeriums bei Beginn des Krieges hat Niemand berührt; das Urtheil der Nation steht darüber fest, wir wollen hoffen, daß ihm bei hergestelltem Frieden die Exekution nicht fehlen wird. Indessen leben wir unter dem beschämenden Gefühl, in das neue Reich unter einem Minister gezogen zu sein, mit dem jeder vaterländisch gesinnte Name immerdar jede Gemeinsamkeit von sich weisen muß. Einen tragikomischen Ausgang hat übrigens die Geschichte mit der verbotenen Volksversammlung gefunden. Graf Bismarck verlangte seiner Zeit die alsbaldige Suspendirung des Polizeidirektors v. Willich, den das Dalwigk'sche Ministerium zum Sündenbock gestempelt hatte. Man wich diesem Verlangen in Darmstadt aus und versprach die vollständige Entfernung des betreffenden Beamten in kurzer Zeit. Diese Entfernung ist nun auch in der Weise erfolgt, daß H. v. Willich zum Präsidenten der Oberstudiendirection avancirte. Welche Satisfaction für die beleidigte öffentliche Meinung und namentlich auch für Hn. v. Bismarck! Dieses Avancement gab jedoch Veranlassung, einen anderen Beamten, den vom Jahr 1866 noch ein Märtyrer-

schein umgiebt — er wurde wegen Widerstandes gegen die preußische Verwaltung in Oberhessen damals in Wesel internirt — an die Stelle des in die Höhe Gemaßregelten zu setzen. Die Moral davon mag sich Jeder selbst ziehen, für den hessischen Beamtenstand wird sie nicht verloren sein.

Dem preußischen Abgeordnetenhaus rathen wir aber entschieden auf Streichung des darmstädter Gesandtschaftspostens zu bestehen. Die Dinge werden darum unter keinen Umständen schlechter gehen. —

Die Kaiserreise. Aus Tirol. Kaiser Franz Joseph vermied es seit dem Jahre 1863, in das Land der Glaubenseinheit, in die Mitte der blinden Anbeter päpstlicher Unfehlbarkeit zu kommen. Selbst am 29. September 1863, dem Jahrestage der funfhundertjährigen Vereinigung Tirols mit Oesterreich, dessen Feier der Kaiser kaum ferne bleiben konnte, dauerte sein Aufenthalt in Innsbruck nur siebzehn Stunden, die Ultramontanen sollten eben nach Schmerling's Rath nicht Zeit gewinnen, ihren Spektakel für das unschätzbare Landeskleinod in Scene zu setzen. Der tirolische Glaubenströdel war eine Verlegenheit gegenüber den freier denkenden deutschen Kronländern. Jetzt nach mehr als sieben Jahren ward überraschend gemeldet, der Kaiser werde die Kaiserin besuchen, die im Schlosse Trautmannsdorf bei Meran zur Herstellung der Gesundheit ihrer dreijährigen Tochter, der Erzherzogin Valerie weilt. Es ist übrigens herkömmlich, daß der Kaiser das Weihnachtsfest im Kreise seiner Familie zubringt; doch mochte die Reise auch einem politischen Zwecke dienen.

Die Clericalen hatten im tiroler Landtage von 1868 beschlossen, auf dem Privilegium des alten Landlibells von 1511 zu bestehen, wonach die Landesschützen nicht außer Landes Kriegsdienste zu leisten verpflichtet sind, und sahen es schon als ein loyales Zugeständniß an, daß sie dies im § 4 der neuen Landesvertheidigungsordnung nach vorgängiger Zustimmung des Landtags gestatteten. Daß die Wehrpflicht im neuen Wehrgesetze vom 5. December 1868 als eine allgemeine erklärt, und die Landwehr aller im Reichsrath vertretenen Länder im Kriege zur Unterstützung des stehenden Heeres bestimmt ist, hatte für unsere Thebaner gar keine Bedeutung, da in Tirol nur die Söldner des Papstes Gesetze zu geben befugt und stets darauf bedacht sind, daß ihnen die Herrschaft nicht abhanden komme. An diese Bedingung, oder wie man vorgab, die Erhaltung der Glaubenseinheit, war auch jederzeit das Aufgebot der Schützen und des Landsturms geknüpft. Das allgemeine Reichsgesetz und die Vertheidigung der Gesammtmonarchie im Auge behaltend, hatte das Bürgerministerium, ja selbst Graf Potocki noch nie auf die Sanction des sonderbündnerischen § 4 der Landesvertheidigungsordnung eingerathen, und als in letzter Zeit plötzlich eine Anfrage darüber

an die Landesbehörden geleitet wurde, sprachen sie sich sämmtlich dagegen aus. Anders, wie wir hören, lautete der Bericht des Reichskriegsministers, wozu auch die griechische Treue des Barons Petrinó ihr Schärflein beitrug. Dem Kaiser, der seinen wackern Tirolern eine Weihnachtsgabe bescheeren wollte, wurde versichert, daß es mit der Sanction des § 4 durchaus kein staatsrechtliches Bedenken habe, und so ertheilte er sie auch am letzten Christtage.

Die Hoflakaien in der Presse konnten nicht müde werden, aller Welt vorzureden, daß es sich gar nicht um eine Umgehung des Reichsgesetzes über die Wehrpflicht, sondern lediglich um die Art der Verwendung der tiroler Landesschützen im Kriege handle. Sie hatten von den Jesuiten gute Lehre angenommen, und deuteten die allgemeine Verpflichtung, das Reich, sei es auch wo immer, zu vertheidigen, nach Belieben. Auch zeigte die Hinwegsetzung über ein im verfassungsmäßigen Wege zu Stande gekommenes Gesetz, wie der Herr Reichskriegsminister die Verfassung selbst verstand. Ob Tirol die Hälfte seiner Landesschützen, d. i. 3100 Mann, zum Kriegsheere stellt, konnte allerdings als geringfügig erscheinen, von entschiedener Tragweite ist aber, daß hierdurch der Grundsatz: „Landrecht geht vor Reichsrecht", und somit das Princip des Föderalismus anerkannt wird. Die Sanction des § 4 der tiroler Landesvertheidigungsordnung erweist sich als eine Bresche in die Verfassung, der Jubel sämmtlicher czechischer Blätter folgte ihr, auch ein czechisches Heer sollte bewilligt werden. In Tirol bedeutete aber dieses Zugeständniß an die Ultramontanen einen Schlag für die verfassungstreue Partei; denn die Landtagsjesuiten konnten sich nun mit demselben Rechte auf die früheren Ausnahmsgesetze betreffs der Glaubens- und Gewissensfreiheit, auf die uralten kirchlichen Rechte in Ehe- und Schulsachen berufen.

Als der Kaiser am 20. December vor. J. nach Tirol kam, war jeder officielle Empfang untersagt, er fand erst bei seiner am 2. Januar dies. J. angetretenen Rückreise statt, nachdem amtliche und nichtamtliche Blätter die Kunde vom neuen Geschenke verbreitet hatten. In Innsbruck, wo Tags nachher die Behörden und der Landesausschuß zu einer feierlichen Audienz zugelassen wurden, sprach er sich auf die Anrede des Landeshauptmanns Dr. v. Grebmer dahin aus, daß er mit Vergnügen dem § 4 des Landesvertheidigungsgesetzes die Sanction ertheilt habe, nur durch einen Mißgriff der Regierungsorgane sei er zu einer Parteifrage gemacht worden, die er nicht sei, er vertraue der Anhänglichkeit der Tiroler, und hoffe, der tiroler Landtag werde ihn nicht „sitzen" lassen. Der liberale Landeshauptmann hörte dies schweigend an, aber auch die clericalen Mitglieder des Ausschusses wagten es nicht, mit einer Dankadresse hervorzutreten, die sie anfangs beschließen wollten. Eine andere Erwiderung des Kaisers an die Abgeordneten der Städte, Märkte und mehrerer Landgemeinden, die ihn ihrer verfassungs-

treuen Gesinnung versicherten, betonte den Wunsch nach einer versöhnlichen Lösung der bestehenden Conflicte. Der Empfang der fünf Deputationen, bestehend aus 60 Glaubenseifrigen verschiedener Gegenden Tirols mit ihren Führern Greuter, Giovanelli, Rapp, Dipauli und Petzer an der Spitze, die dem Kaiser ihre Petitionen um Erhaltung des tiroler Landesrechtes und des alten Verhältnisses zwischen Fürst und Land, „welches neue Ideen zu untergraben drohen", Beseitigung der „trennenden Wand" des Reichsrathes, Beschränkung der gemeinsamen Angelegenheiten auf solche, die „zur Festigung des Thrones und Reiches nothwendig sind", und Aufhebung der „gegen den Willen des Landes" erlassenen Schulverordnungen überreichten, sowie auch noch mündlich um Schutz für den „erhabenen Gefangenen im Vatican" baten, wurde auf eine kurze Spanne Zeit vor der Abfahrt verschoben und sie mit ihrem Begehren auf den verfassungsmäßigen Weg verwiesen. Bedenkt man jedoch, daß schon die Thronrede vom 13. December 1869 die „Weiterbildung" der Verfassung in Aussicht nahm, und „dem berechtigten Verlangen, die besonderen Verhältnisse der Königreiche und Länder in selbständiger Weise zu ordnen", keine anderen Grenzen zog, „als die Kraft und Macht des Reiches gebieterisch fordert", so ist für fernere Zugeständnisse, ähnlich jenem des ebenerwähnten § 4 der Landesvertheidigungsordnung die Hoffnung noch nicht abgeschnitten.

Der Streit, der nun schon seit 21 Jahren in Tirol wie anderswo zwischen Vor- und Rückschritt, Verfinsterung und Aufklärung, Geistesknechtung und Freiheit entbrannte, kann nicht durch besondere Begünstigungen für einzelne Länder und Parteien, welche die Giltigkeit der Reichsgesetze in Frage stellen, beglichen werden. Nicht nur die Einheit des Reiches wird dadurch gelockert, sondern auch seine Macht nach innen und außen. Ein Gesetz, das die Kriegshülfe der Landesschützen für einen andern Theil der Monarchie vom guten Willen eines Landtags abhängig macht, ist der Vorläufer für gleiche Sondergelüste im Norden und Süden, in deren Gefolge wieder Zwiespalt, störrische Eigensucht, endlich der Zerfall erscheinen muß. Als verderblichen Irrthum müssen wir es bezeichnen, wenn man glaubt, durch Nachgiebigkeit die Versöhnung, den Ausgleich, die Eintracht zu erzielen. Mit dem Princip der Principienlosigkeit ist schlechterdings nicht weiter zu kommen. Die Lösung der Frage, ob Oesterreich auf ein mittelalterliches, nur durch die Krone zusammengehaltenes Staatengebilde zurückgehen, oder zum einheitlichen Staate im modernen Sinne erwachsen soll, entscheidet auch über dessen Sein oder Nichtsein. —

Die neue Epoche der ewigen Stadt. Aus Rom. Es ist dem deutschen Volke gegeben, auch in den Zeiten, in welchen es an der

Neugestaltung und Sicherung seines eigenen Lebens in ernstester Weise arbeitet, den weiten Blick, der das Zeichen der Bildung ist, sich zu bewahren und Theilnahme zu empfinden an den Schicksalen aller seiner Nachbarn. Handelt es sich aber um Rom, so darf ein Schreiber sich schmeicheln, fast die gleiche Aufmerksamkeit zu finden, wie wenn er von der Heimath berichtet, weil so manche Beziehungen idealer Art unser Land mit dieser wunderbaren Stadt eng verbinden. Es sei uns vergönnt, hiervon Vortheil zu ziehen und die neueste Epoche, in welche die alte Königin der Städte tritt, mit einigen Worten im neuen Reiche zu schildern.

Rom ist zur Hauptstadt von Italien erklärt worden durch den ungestümen Ruf der ganzen Nation. König und Regierung mußten ihm Folge geben und das Parlament hat nicht sowohl über die Thatsache selber, als über die längere oder kürzere Frist, in welcher der Umzug der Capitale beendigt sein solle, debattirt. Für den König wird Rom ein noch unbehaglicherer Aufenthalt sein, als Florenz; die Stadt des Papstes wird er nur als die capitale onoraria seines Reiches betrachten, die er nicht anders als zum Zwecke feierlicher Regierungshandlungen betritt, dann aber sogleich wieder verläßt. Der größte Jubel seiner neuen Unterthanen wird ihm das Gefühl der Unsicherheit nicht nehmen. Denn er ist in seinen religiösen Empfindungen ein Sohn der Kirche, die er nur unter dem Zwange der Verhältnisse angegriffen hat, und es scheint, daß er nicht frei ist von Angst vor den kirchlichen Strafen, die noch die Hand des Papstes bewaffnen.

Könnte die Regierung ein ähnliches schweifendes Jägerleben führen, wie der König, so würden manche ihrer Glieder Rom gewiß gerne auch nur als den Schauplatz der officiellen Festlichkeiten betrachten. Doch gerade die geringe Stätigkeit, welche sie bisher gezeigt, der häufige Wechsel, der in den leitenden Ansichten und Persönlichkeiten herrschte, soll nun, nachdem die letzte Stufe der Einheitspolitik vom Ministerium im Wettlaufe mit der Actionspartei erreicht ist, in Rom ein Ende finden. Es ist dies nicht eben logisch. Die Hauptstadt des Katholicismus wird der Regierung eher alles Andere bieten, als Consolidirung und ruhige Entwicklung der inneren Fragen.

Daß die Römer ihre Stadt zur Capitale des Königreiches erhoben zu sehen wünschen, ist sehr begreiflich. Sie versprechen sich von dem neuen Aufschwunge goldene Berge, und erreicht derselbe auch nicht die geträumte Höhe, so wird er doch den Druck der schweren Steuern, den die italienische Finanzwirthschaft bringt, erträglicher machen. Das Verlangen nach der bevorrechtigten Stellung äußerte sich im November, als man einen Augenblick des Erfolges unsicher war, in so stürmischer und egoistischer Adresse, daß scharfer Tadel von Seiten der größeren Zeitungen Norditaliens nicht ausblieb; und in der That war es diesen ein Leichtes, aus der Geschichte Beispiele dafür zu sammeln, daß Rom seine Uebermacht gerne in einer für Italien unerfreulichen Weise ausgeübt habe. Der Ruhm der Stadt in alter Zeit bildet im Uebrigen natürlich einen oft gehörten Titel für ihre neue Erhebung. Indessen wenn es für den Einzelnen wie für einen Staat ein Glück ist, von seinen Vätern einen guten Namen, einen hohen Ruhm ererbt zu haben, so ist eine Erbschaft weit entfernter, kaum gekannter Verwandten, die mit der Verpflichtung angetreten werden soll, ihr Gedächtniß und ihre

Thaten würdig fortzusetzen, ein Geschenk von sehr zweifelhaftem Werthe. Rom ist ein solcher Erbe. Es leidet daran, daß es eine zu große und zu fremdartige Vergangenheit besitzt; und wie es nur eine Phrase ist, daß die heutigen Römer Nachkommen der alten sind, so bringt auch der so beliebte Rückblick auf die großen Manen der Vorzeit keine reifen Früchte. Der Bürgersinn, der das alte Rom groß gemacht hat, ist den heutigen Bewohnern so wenig eigen, daß man schon darum den Bestrebungen nach Decentralisation, welche sich in den nördlichen Provinzen bemerkbar machen, Erfolg wünschen muß.

Als einen Grund für die Verlegung der Hauptstadt hat man die Eifersucht der übrigen Municipien auf Florenz angeführt. Allerdings gilt Rom in der öffentlichen Meinung unbestritten als die erste Stadt der Halbinsel, während Florenz in der Schätzung des Volkes mehr als einen Rivalen hat. Aber der municipale Geist beginnt in Italien von seiner früheren Stärke zu verlieren und tritt in den Momenten der Begeisterung bereits völlig hinter den nationalen zurück. Der laute Ruf nach Rom ist nicht aus einem Compromiß municipaler Eifersüchteleien entstanden. Vielmehr es soll die nationale Einheit hier gekrönt werden, indem zugleich Rom selber dadurch, daß man es zur Hauptstadt macht, mit den festesten Banden an Italien gekettet wird. Rom soll als der wesentlichste Theil des Staates gelten und sicherer gestellt werden, als jede andere Provinz. Ein Vorgehen, welches die Existenz des Staates auf das Spiel setzt. Die Stadt am Tiber ist wieder einmal der Preis bei dem Spiel um ein ganzes, großes Reich.

Wenn auch von den Italienern nicht immer offen eingestanden, so ist es doch unleugbar, daß Roms Erwerbung die schwierigste ist unter den verschiedenen, aus denen sich das Königreich Italien gebildet. Freilich hat es keinen Krieg, kaum etwas Blut gekostet. Die schwachen Mauern der Stadt sind eingedrückt, die von der Bevölkerung nicht unterstützte kleine Schaar der Fremden reichte nur hin zu einem Proteste. Aber der Hauptgegner ist nicht im mindesten geschwächt, im Gegentheil, er sammelt Kräfte aus seiner Niederlage. Je mehr man Gewalt übt gegen die Kirche, desto mächtiger wird sie. Und äußerliche Gewalt wird voraussichtlich das einzige Mittel bleiben, dessen Italien sich dem Papste gegenüber bedienen kann. Eine Ueberwindung des Papstthums von innen heraus, religiöse Reformen irgend welcher Art liegen dem Bedürfnisse und der Befähigung des italienischen Volkes durchaus fern. Geringe Unbequemlichkeiten, die sie erleidet, haben die klerikale Partei in den Besitz aller Vortheile des Märtyrerthums gebracht. Dabei hat die seltsame Handlungsweise der italienischen Regierung, welche auf die Einnahme Roms nicht sofort, sondern erst weit später die Besetzung des päpstlichen Palastes auf dem Quirinal folgen ließ, dann die Unterdrückung der Encyclica anordnete, endlich die jüngsten unruhigen Auftritte in der Nähe der Peterskirche nicht von vornherein unmöglich machte, alles dies hat dem Cardinal Antonelli nicht nur den besten Stoff für seine Proteste, sondern auch eine wirkungsvolle Steigerung in denselben geliefert. Die katholischen Gemüther mußten einer solchen Reihenfolge von Ereignissen gegenüber, die das Eigenthum, die kirchliche Machtbefugniß, endlich selbst die Person des Papstes bedrohten, immer erregter werden; und wem ist es nicht zweifelhaft gewor-

den, ob das Ministerium den Willen und die Fähigkeit besitzt, die schwierige Doctrin Cavours von der freien Kirche im freien Staate zu verwirklichen?

Nun soll die Regierung unmittelbare Nachbarin des Papstes werden. Es ist unmöglich, daß diese Nachbarschaft jemals eine ruhige und freundliche wird. Romulus konnte nicht einmal seinen Bruder neben sich dulden. Kein Papst kann vergessen, was ihm genommen ist, und jeder Regierung wird es fühlbar sein, daß die Stadt alter Besitz der Curie ist. Der Papst und sein Hof wird wohl manche größere und kleinere Quälereien über sich ergehen lassen müssen, aber in dem steten Streite wird der Sieg im Allgemeinen auf seiner Seite sein. Die Macht der Kirche ist eine einheitliche, gleichmäßige, durch ihren Einfluß auf die Familie beherrscht oder kennt sie wenigstens alle wichtigeren Verhältnisse. Auch ist anzunehmen, daß ihre internationale Stellung wieder stark hervortritt, sobald der gegenwärtige Krieg beendet ist. Vielleicht wird schon bei der nächsten Papstwahl von der Sitte der letzten Jahrhunderte abgewichen und der Nachfolger von Pius aus einer der fremden Nationen gewählt. Noch wahrscheinlicher ist, daß die Ausländer zahlreicher als bisher im Cardinalscollegium vertreten sein werden, da sie im letzten Concil die italienischen Bischöfe an Bedeutung und selbst an Eifer übertroffen haben. Diese Kirchenfürsten werden gewiß nicht freundlich Hand in Hand gehen mit der jedesmaligen Majorität des italienischen Parlaments, vielmehr allen ihren Einfluß aufbieten gegen den Feind der Kirche.

Im Vatican werden viele Hoffnungen auf Intervention der großen Mächte gehegt. Der künftigen Regierung Frankreichs bleibe zu ihren übrigen Schwierigkeiten noch die Frage überlassen, ob sie ihrem Klerus zu Gefallen eine neue römische Expedition unternehmen mag. Eine mehr als ephemere Bedeutung würde sie nicht haben. Denn die Italiener werden nie dauernd Verzicht leisten auf Rom und die Römer sich nie wieder von ihren Brüdern trennen wollen. Die Demonstration des hiesigen Octoberplebiscits war eine wahrhaft großartige, einer jener seltenen Acte, wo auch der unbetheiligte Zuschauer glaubt, daß die laute Stimme des Volks direkt eine Wahrheit ausspricht. Aber Italien, bisher vom Glücke überreich gekrönt, geht jetzt vielleicht einem tragischen Schicksale entgegen. Der junge Staat ist dem Papstthume gegenüber nur ein schwacher Gegner. Der tägliche, ja stündliche Nahekampf mit der großen Weltmacht in deren alter Hauptstadt unter unmittelbarer Einwirkung aller ihrer großen und kleinen Hülfsmittel wird die besten Kräfte der Regierung und des Parlaments absorbiren. Von Florenz aus wäre die einmal eingenommene Position leichter zu vertheidigen, eine Niederlage weniger empfindlich gewesen und die Thätigkeit des Staates hätte in ergiebiger Weise auch auf die anderen kaum angebauten Seiten des öffentlichen Lebens geleitet werden können. Hier droht eine schlimme Demüthigung oder, sollte dem Cardinal Antonelli keine seiner Hoffnungen in Erfüllung gehen, jedenfalls eine stete Unsicherheit.

Des Königs klug improvisirter Besuch in der überschwemmten Stadt, wie angenehme Eindrücke er auch beim Volk hinterlassen, kann an diesen Schwierigkeiten der künftigen Lage natürlich nichts ändern. Die neue Communalbehörde wird übrigens nicht nur jetzt seine Spenden an die durch Wassersnoth Bedrängten zu vertheilen haben, sondern auch wohl noch künftig

für das bedrohte Brod so mancher Quiriten, die keinen günstigen Tausch gemacht haben, Sorge tragen müssen. Bettelei, Schmutz und Unsicherheit auf den Straßen scheinen bis jetzt als etwas Classisches zu gelten, das Rom nicht fehlen darf. In anderen Beziehungen treten Anfänge zu einer Verbesserung der Verwaltung hervor. Man geht darauf aus, Rom allmählich mehr den Charakter einer modernen Stadt zu geben. Aber nicht einem Jeden ist mit dieser Tendenz gedient, namentlich nicht den Künstlern. Der große Kreis derselben, zu welchem auch Deutschland ein an Tüchtigkeit hervorragendes Contingent stellt, kann nicht ohne Bedauern sehen, daß die Physiognomie der Stadt sich zu ihren Ungunsten ändert. Neu- und Umbauten werden Rom viel von dem malerischen Zauber nehmen, den ihm der Reichthum und das bunte Durcheinander meist edler Formen verlieh. Die Manier der Italiener, in Paris das Vorbild aller Städte zu sehen, läßt für die neuen Stadttheile Schlimmes befürchten. Und der heutige Besucher des Colosseums kann die Hand nur tadeln, welche dem majestätischen Bau den schönen Pflanzenwuchs, den ihm die Natur geliehen, schonungslos herabgerissen und ihn wieder zur kahlen, kalten Ruine gemacht hat. Auch das Volk wird in seiner Tracht und seinem Benehmen hauptstädtisch werden wollen, die Minenten von Trastevere und den Monti ihre stattliche Schönheit in modischen Kleidern verstecken. Die allbekannten Pifferari mit ihren Dudelsäcken sind schon von der Straße vertrieben und die neuen Typen, mit denen uns die heimgekehrte Emigration, die Speculation und die Sucht, Soldat zu spielen, beschenkt hat, bilden keinen erfreulichen Ersatz. Doch vollzieht sich ja in den meisten dieser Aenderungen ein allgemeiner Proceß, der Rom nicht schlimmer trifft, als die übrige Welt. Die Stadt, die nicht an einem Tage erbaut ist, kann ihren Charakter nicht über Nacht verlieren; hoffen wir, daß manch schöner Rest der Vergangenheit hinübergerettet wird in die Zeit, wo die heutige Krankheit der Gleichförmigkeit glücklich überstanden sein wird. Ob und wie bei den hiesigen Kunstanstalten eine liberalere Benutzung eintreten wird, läßt sich noch nicht ermessen, da nur ein geringer Theil der Stadt, die größten Sammlungen dem Papste oder Privaten gehören. Die strenge Clausur im Vatican wird für die Museumsbesucher bereits milder, auch die Bibliothek wieder geöffnet.

Zufriedener als die Künstler können die Alterthumsfreunde sein, da Staat und Municipium es als Ehrensache betrachten, die Ueberreste der großen Vergangenheit zu schützen. Die Fortsetzung der Arbeit in den Kaiserbauten auf dem Palatin ist gesichert dadurch, daß der König das bisher von unserem Gefangenen auf Wilhelmshöhe besessene Terrain erworben hat, ebenso ist die bekannte Villa Hadrians bei Tivoli, die reiche Fundgrube antiker Sculpturwerke, vom Staate angekauft. Der Commendatore Rosa, der durch die Gunst seiner Mitbürger und seines Königs in fast schwindelerregender Weise erhoben ist, hat bereits begonnen, die Hauptstätte des alten Rom, das Forum von der früher nur zum Theil gehobenen Erddecke ganz zu befreien. In allzugroßem Eifer begnügen sich einige Hände nicht mit diesem doch schon bedeutenden Unternehmen, sondern greifen auch an die Reste der das Forum begrenzenden Basilica Julia. Man will die Pfeiler derselben wieder zusammensetzen, was aber ohne eine rücksichtslose Behandlung der

Trümmer, wie sie jetzt vorliegen, nicht möglich ist. Wo die Analysis der Thätigkeit noch ein so weites Feld bietet, sollte die Lust zur Synthesis sich bescheiden. Da überhaupt der Eifer in Betreibung der Archäologie hier nicht immer gut geregelt ist, so wäre zu wünschen, daß die neue Zeit für die Bildungsmittel, ohne welche diese Wissenschaft nicht bestehen kann, mehr Sorge trüge. Der Senator Mamiani, dem dieser Mangel nicht entgehen konnte, hat in seinem Berichte über die gegenwärtigen Verhältnisse des hiesigen Unterrichtswesens einige Vorschläge zur Abhülfe gegeben. Wir haben nicht die Absicht, dieselben hier zu ergänzen, doch knüpft sich an einige Punkte ein allgemeines Interesse. Mamiani erwähnt mit keinem Worte, daß eine städtische Sammlung von Gipsabgüssen der durch Schönheit oder stilistische Eigenthümlichkeiten ausgezeichneten Antiken hier nur in der ärmlichsten Weise vorhanden ist. Die Schweigsamkeit des sonst so beredten Mannes wird nicht zufällig sein. Das italienische Parlament hat früher den Beschluß gefaßt, daß von den in den Staatsmuseen vorhandenen antiken Originalen keine Gipse abgenommen werden dürfen. Die Folge davon ist, daß Italien keine bemerkenswerthe Sammlung von Abgüssen besitzt, seine Künstler und Gelehrten den großen Gewinn kaum kennen, den sie daraus ziehen könnten. Die Illiberalität der Maßregel ist schon in Deutschland gefühlt worden, aber sie würde unerträglich, wenn sie auf Rom und seine reichen, sich jährlich mehrenden Schätze ausgedehnt würde. Im Namen der allgemeinen Bildung muß verlangt werden, daß der Beschluß soweit modificirt werde, als es die Rücksicht auf Schonung und Conservirung der Monumente vor den Manipulationen ungeschickter Abformer erlaubt. — Auch an Büchern fehlt es den römischen Gelehrten sehr, zumal da die öffentlichen Bibliotheken ihre Ankäufe in den nicht theologischen Fächern am Ende des vorigen Jahrhunderts abgeschlossen zu haben scheinen. Die einzige Bibliothek in Rom, welche an archäologischen und nun durch das großmüthige Geschenk des Herrn Dr. Parthey in Berlin auch an philologischen Büchern reich ist, besitzt das preußische Institut für archäologische Correspondenz auf dem Capitol.*) Der hohe Werth dieser Colonie deutscher Wissenschaft hat im Auslande wie in der Heimath stets viel Anerkennung gefunden. Vielleicht ist einigen ihrer Freunde die Besorgniß entstanden, daß bei dem lebhaft erregten Nationalgefühle der Italiener die freie und günstige Stellung des Instituts an seiner hochberühmten Stätte auf dem Capitol etwas exponirt und unsicher geworden sei. Es ist noch nicht an der Zeit, bestimmte Erwartungen hinsichtlich der Zukunft auszusprechen, allein bis jetzt steht das Institut noch fest auf seiner schönen Höhe. Seine Festsitzung im December war besucht wie kaum eine frühere, und es war erfreulich zu sehen, wie sonst schroff getrennte Anhänger der verschiedenen hiesigen Parteien sich in Eintracht auf seinem neutralen Boden zusammengefunden hatten. Möge dies als gute Vorbedeutung gelten,

---

*) Die Gabe des genannten, sehr verehrten Freundes ist eine so bedeutende, daß für Aufstellung und Benutzung der Bücher das Institut der Erweiterung seiner Bibliotheksräume dringend bedarf. An die Fürsorge der hohen preußischen Regierung sei daher auch an dieser Stelle die Bitte gerichtet, daß die schon früher als sehr wünschenswerth anerkannte Erweiterung nun bald in großem Maßstabe in's Werk gesetzt werden möge.

daß, welche Geschicke auch der neuen Hauptstadt bevorstehen, die Pflege deutscher Wissenschaft ihre Verehrer hier nicht verlieren wird! — —r—

Neuigkeiten der Literatur.

Martin Luther, ein religiöses Charakterbild darg. v. H. Lang. Berlin, Georg Reimer 1871. — Eine neue Biographie Luther's, dessen Lebensschicksale wir Evangelischen wenigstens von Kindesbeinen an uns eingeprägt haben, wie die keines andern Deutschen, ja fast keines Menschen sonst? So mag mancher im ersten Augenblick erstaunt fragen, und dennoch, glaub' ich, war es sehr an der Zeit, eine solche Lutherbiographie zu schreiben. Unser Zeitalter hat Lebensbeschreibungen und Charakterbilder Jesu entstehen sehen, historisch-kritisch auferbaut aus dem uralten so viele Jahrhunderte her bekannten Material; kein Wunder, daß auch dem Reformator nun geschah, was seinem Herrn und Meister widerfahren, daß eine moderngesinnte, rein weltliche Wissenschaft auch sein mächtiges Bild einmal von allem Firniß unhistorisch und unkritisch preisender oder verwerfender Theologie zu säubern und in seiner eigenthümlichen Größe klar hinzustellen unternahm. Nur ist die Aufgabe der reinigenden Kritik hier eine innere, die Quellen für die historische Schilderung von Luthers Geist und Charakter strömen gar reichlich, vor allem in seinen eigenen Schriften, denen sich an Tiefe, Umfang und Deutlichkeit kein anderes Selbstzeugniß eines einzelnen Menschen vergleichen läßt; da hatte der Verfasser nicht erst nöthig, jene Quellen auf ihre Echtheit zu prüfen oder zeitlich zu ordnen, eine Arbeit, die von der voraufgegangenen Gelehrsamkeit emsig und redlich gethan worden: nein, er hat die schönere, geistigere Pflicht, innere Kritik zu üben, Kritik der einzelnen Seiten und Handlungen seines Helden aus dem Ganzen seiner Persönlichkeit, aus der Idee seines gesammten Wesens und Wirkens heraus, Kritik endlich seines Werkes aus den Schicksalen, die es in der Folgezeit erlitten, wo das Vergängliche vom Unvergänglichen sich von selber geschieden hat, für uns nun leicht erkennbar, wenn wir die Augen nicht absichtlich verschließen. — Der Verfasser führt uns nach einander vor den Mönch, den Reformator und den Kirchenstifter. Er enthüllt uns das mächtige Stück alten — sagen wir's geradezu — katholischen Kirchenthums, das im Mönche steckte und all sein Lebelang in ihm stecken blieb, ja das eben den kühnen, gewaltig vordringenden Reformator der Heldenjahre 1520 und 21 hernach zum stillhaltenden, so mancher leidigen Wirklichkeit sich anbequemenden, oft engherzigen Kirchenstifter hat werden lassen. Diese natürliche Doppelseitigkeit des Mannes, die bewirkt hat, daß er den großen Kampf seines Lebens — den größten wohl, den die Weltgeschichte kennt — nicht als in sich einige Natur gegen die Außenwelt, sondern bis an sein tragisches Ende immer auf's neue in seinem eigenen Innern hat auskämpfen müssen, oft wider die Vernunft selber, die ihm in dämonisch-mythischer Gestalt als leibhaftiger Teufel vor Augen trat, diese wunderbare Doppelseitigkeit, die doch durch die frischeste sittliche Gesundheit, die unerschütterlichste Mannhaftigkeit, die genialste Geistesklarheit innerhalb der einmal vorhandenen Schranken,

wiederum zu großartiger Wesenseinheit verbunden bleibt, hat Lang mit unerbittlicher Schärfe und doch auch mit liebevoller Bewunderung dargestellt. Seine Auffassung ist zwar keineswegs durchweg neu; die fast plötzliche Wendung der reformatorischen Bewegung zum Stillstand und alsbald zum Rückzuge — der Verf. setzt sie gleich nach dem Herabsteigen Luther's von der Wartburg an — hat Hagen uns längst mit Unmuth geschildert; das Tragische im Leben des Helden, die Krisis in seinem Verhältnisse zu den weltlichen Zeitbestrebungen und so manches andere, auf das Lang dankbar zurückweist, haben uns die Bilder aus der deutschen Vergangenheit kennen gelehrt; daß Luther nicht nur der größte Reformator, sondern auch der größte Conservative gewesen, hat Ranke ebenso präcis ausgesprochen, als erschöpfend begründet. Dennoch ist dies Alles hier so von innen heraus aus dem Mittelpunkte von Luther's geistigem und ethischem Character selbst betrachtet und so sicher dargestellt, daß man dem Verf. nachrühmen darf, er habe den „künstlerischen" Zweck, der ihm vorschwebte, wohl erreicht. Wem in einzelnen Abschnitten, so beim Bauernkriege, bei der Zusammenstellung mit Zwingli, Luther zu schlecht wegzukommen scheint, der wird sich um so mehr an der Beurtheilung der drei großen Reformationsschriften, an den Tagen zu Worms und den Monaten auf der Veste Koburg, vor Allem an der warmen und gerechten Schilderung des Helden in Privatleben und Weltsinn erfreuen. Vermißt haben wir dagegen eine entsprechende Würdigung der Bibelübersetzung; scheute sich der Verfasser gerade das am allgemeinsten anerkannte Verdienst wieder zu preisen? — Lang hat bewiesen, daß neben dem, was wir heut freudig als das Princip des Protestantismus aussprechen, der unbedingten religiösen Freiheit des Individuums, auch die Elemente in Luther reichlich sich finden, die seines Namens zähe Anhänger für den wahren Protestantismus ausgeben: buchstabengläubige Orthodoxie, unwissenschaftliche Abwehr der Vernunft, endlich weltlich-hierarchisches Staatskirchenthum. An die Frage aber geht er nur zögernd heran, um sich gleich unwillig wieder wegzuwenden, ob all jene Schattenseiten nicht denn doch nöthig waren, um einen ganzen Mann zu constituiren, wie große historische Bewegungen seiner bedürfen. Es gehört zu allem schöpferischen Thun eine geniale Beschränkung, ja Beschränktheit, ohne die in dieser Welt einmal nichts auszurichten ist; es war nur eine geistreiche Hypostasirung dieser Wahrheit, wenn die Gnostiker die Welt selbst nicht von der Gottheit, sondern erst von einem unvollkommenen Demiurg erschaffen ließen. Nicht blos gewissenlos ist, wie Goethe sagt, der Handelnde, sondern auch die Logik muß er verabschieden, so lange er wirkt. Es mag als ein wunderliches Geschick erscheinen, daß unser Volk seine religiöse Befreiung von einem echten Mönch, seine politisch-nationale Erlösung aus den Händen eines leibhaftigen Junkers empfing; nicht diese aber sind zu tadeln wegen ihrer Einseitigkeit, Willkür oder Inconsequenz, sondern die Zeitgenossen und vor Allem die Nachwelt, wenn sie das Mangelhafte von dem Ewigen nicht nachbessernd abzusondern vermögen. —

a. D.

Ausgegeben: 20. Januar 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Katakomben Roms*).

„Als ich ein junger Mann war," sagt der heilige Hieronymus, „und in Rom studirte, da pflegte ich mit meinen Alters- und Studiengenossen an den Sonntagen die Gräber der Apostel und Märtyrer zu besuchen und oft gingen wir hinein in die Gewölbe, die, in die Tiefe der Erde gegraben, zu beiden Seiten der Wandelnden an den Wänden die Körper der Begrabenen zeigen, und alles darin ist so dunkel, daß fast erfüllt wird das Prophetenwort**) „und müssen sie lebendig in die Hölle fahren", und nur selten ein von oben herab einfallender Schimmer die düstere Finsterniß unterbricht; so daß mehr wie durch einen Spalt als durch ein Fenster das Licht einzufallen scheint, und du wieder vorsichtig weiter schreitest und von finsterer Nacht umfangen es dich gemahnt an das vergilische Wort:

Grausen erschreckt dich durchaus und vor allem das grausige Schweigen."

Diese Beschreibung, wie sie vor anderthalb Jahrtausenden der fromme Kirchenvater von den Katakomben Roms gab, gilt heute noch und wer je in diesen wunderbaren und wunderlichen Räumen verweilt hat, erinnert sich jenes Wandelns in den schmalen Gängen mit den endlosen Reihen der Grabbetten auf beiden Seiten, jener Finsterniß, die der Lichtschimmer nur noch dunkler und unheimlicher macht, des Hinabfahrens zur Unterwelt bei lebendigem Leibe. Es giebt wohl bessere und sicherere Führer durch jene finsteren Bereiche als ich Ihnen sein kann. Meine Studien gehören im Ganzen der Oberwelt an und nur beiläufig führt mich mein Weg hinab zu diesen Geistern der Tiefe. Aber ich bin doch manches Mal durch diese Räume gegangen und öfter noch für diesen oder jenen Zweck veranlaßt gewesen, mich wissenschaftlich auf diesem Gebiet umzusehen; Einiges kann ich Ihnen wohl berichten, das dann eine kundigere Hand ergänzen mag.

Wir reden Alle von den Katakomben Roms; wohl Wenigen aber ist dabei bewußt, wie spät und genau genommen unrichtig diese Bezeichnung ist.

*) Vortrag gehalten im Berliner Unionsvereine 13. Januar 1871.
**) Psalm 55, 16.

Das philologische Marterwerkzeug, mittelst dessen jedes Wort zum Geständniß seines Ursprungs gebracht werden kann, hat auch bei diesem seine Schuldigkeit gethan, aber ihm übel mitgespielt: in der Regel muß es sich von dem griechischen τύμβος, dem Stammvater des spätlateinischen tumba, des französischen tombe, tombeau ableiten lassen, und man hat dann weiter die Wahl und die Qual, ob die ersten Silben cata die griechische Präposition sind, also „neben" oder „bei" bedeuten, oder das spanische catar, sehen, schauen. Die eifrigen Herren Inquisitoren haben dabei nur Eins übersehen; daß das Wort in seinem ursprünglichen Gebrauch gar mit Gräbern nichts zu thun hat. Es begegnet bereits im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und zwar zuerst als Bezeichnung einer bestimmten Oertlichkeit in der nächsten Umgebung der Stadt Rom, an der südlich nach Capua führenden appischen Straße, unweit des Grabes der Cäcilia Metella, unmittelbar vor der aurelianischen Stadtmauer, bei dem ehemaligen appischen Thor, jetzt Porta S. Sebastiano. Von dem Circus des Romulus — es ist dies auch ein divus Romulus, aber nicht der alte Herr, den König Numa zum Gott gemacht hat, sondern der Enkel Maximians, der Sohn des Maxentius, ein in der Zeit Constantins des Großen allzufrüh der Welt entrückter und deshalb dem Himmel überwiesener angehender Throncandidat — von diesem noch heute vor Porta S. Sebastiano stehenden Circus des Romulus berichtet eine nicht lange nach seiner Erbauung abgefaßte Chronik: fecit circum in catecumpas; und die hier befindlichen frühchristlichen Grabgrotten, in welchen der Sage nach die Gebeine der Apostel Petrus und Paulus ein Jahr und sieben Monate geruht haben, bevor sie dahin gebracht wurden, wo noch heute die Pauls- und die Peterskirche stehen, werden gleichfalls regelmäßig bezeichnet als die Grotten ad catecumbas oder catacumbas. Diese catecumbae selbst haben gewiß weder mit dem Circus noch mit diesen Grotten einen anderen Zusammenhang, als daß eben die Oertlichkeit, wir wissen nicht warum noch seit wann, also benannt war. Erst im neunten Jahrhundert beginnt die Bezeichnung allgemeiner auch für andere christliche Grabesgrotten gebraucht zu werden, und allmählich hat sich dann der heutige Sprachgebrauch gebildet. Die Herleitung des Wortes von seiner jetzigen Bedeutung ist also gerade so berechtigt, wie wenn man Frascati zwingen wollte, auf gut deutsch Sommerfrische zu bezeichnen.

Ueberhaupt, wer das römische Katakombenwesen richtig verstehen will, muß sich vieler jener Vorstellungen von specifischer Heiligkeit, ja von specifischer Christlichkeit entschlagen, die jetzt in dieser Beziehung im Gange sind, und mit denen Diejenigen, die ihren eigenen Geist gefangen geben, um die Geister Anderer zu fangen, Katholiken sowohl wie solche Protestanten, für die Luther umsonst gelebt hat und die man mit Befriedigung und Nutzen

den Papstgläubigen wieder zurückstellen würde, mehr vortheilhafte als reinliche Geschäfte machen.

Orient und Occident sind allerdings, wie in allem Andern, so auch in der Sitte des Begrabens im Gegensatz: „der Grieche verbrennt seine Todten“, sagt Lucian, „der Perser begräbt sie“; er hätte neben dem Griechen auch den Römer, neben dem Perser auch den Aegypter und den Juden nennen können. Dieser Gegensatz erscheint in gewisser Weise auch in Rom; aber er ist mehr nationaler als religiöser Art. In Vigna Rondanini, dicht bei dem Circus des Maxentius und jenen ursprünglichen Catecumpen, hat sich vor reichlich zehn Jahren eine unterirdische Grotte gefunden, die den christlichen Grabstätten Roms in aller Weise gleicht, aber auf den Grabsteinen nicht ein einziges eigentlich christliches Symbol zeigt, dagegen häufig den siebenarmigen Leuchter und andere sicher jüdische Embleme; ohne Zweifel ist dies eine jüdische Katakombe, und dem Alter nach — sie gehört wahrscheinlich dem zweiten Jahrhundert an — geht sie den christlichen eher voran als nach. Eine andere jüdische Katakombe hat sich in Rom in Trastevere gefunden, dem alten Judenquartier, vor Porta Portese. — Aber auch diesem Gegensatz des heidnischen Verbrennens und der christlichen Beerdigung ist nicht allzuviel Gewicht beizulegen. Denn einmal ist der Gebrauch, die Todten zu beerdigen, auch der ursprünglich griechische wie römische und erst später, es scheint hauptsächlich aus Rücksichten der Gesundheitspolizei, durch das Verbrennen verdrängt; ja das römische Pontificalrecht hat insofern stets festgehalten an der Nothwendigkeit der Beerdigung, als kein Begräbniß für genügend vollzogen galt, wenn nicht wenigstens ein Gebein des Todten unter die Erde gebracht war; weshalb immer auf die Verbrennung die Beisetzung, wenn auch nur eines Knöchelchens, folgte. Aber auch die Sitte des Verbrennens ist zu keiner Zeit so allgemein geworden, daß daneben die Beisetzung sich nicht behauptet hätte. Wenn auch in Rom die Kostbarkeit des Bodens und die in der großen Weltstadt geringere Gewalt des Herkommens sich dazu vereinigten, dem Verbrennen das Uebergewicht zu verschaffen, so verschwand doch auch hier die ältere Weise nicht ganz; und mehr noch blieb sie im Gebrauch in den Landstädten. Mochte man nun Steinkisten dazu verwenden, oder, wo man geeigneten Felsboden hatte, dem Todten in diesem selbst die Stätte bereiten, Betten, auf denen der Verstorbene den ewigen Schlaf schlief — denn dies ist die alte Vorstellung dabei — hat es auch bei den Heiden zu allen Zeiten gegeben. Insofern sagt ein christlicher Schriftsteller aus der Zeit Severs mit gutem Grund, daß die Christen zwar nicht des thörichten Glaubens lebten, als sei die leibliche Wiederauferstehung unvereinbar mit der Verbrennung der Leiche, daß sie aber der alten und besseren Sitte der Beerdigung den Vorzug gäben und gern den todten Men-

schenleib betrachteten wie den Baum, der in Winterstarrheit doch die Hoffnung des Frühlingsgrüns in sich birgt. Allerdings war das Beerdigen auch gute alte heidnische Sitte; die Christen thaten in dieser Beziehung nur, was jeder Heide ebenfalls thun durfte und Mancher that; die Vorstellung der letzten Ruhestätte, des κοιμητήριον, wie es die Griechen, des accubitorium, wie es die lateinischen Afrikaner nennen, ist keineswegs eine den Christen eigenthümliche.

Ebenso ist es jetzt von den namhaftesten Forschern anerkannt, daß die heidnische Weise, das Grabmal auszustatten und zu heiligen, im Ganzen genommen von den ältesten Christen nur beibehalten worden ist. Ja man kann hinzufügen, daß unser ganzes Kirchenwesen aus dem heidnischen Gräbercult hervorgegangen ist. Oeffentliche Begräbnißplätze in unserem Sinne kennt das Alterthum bekanntlich überhaupt nicht; zunächst wird Jeder auf seinem Grundstück beigesetzt und ihm dort, wenn man das will, das Gedächtnißhaus errichtet, die cella memoriae, wie eine neu gefundene heidnische Inschrift sie nennt, die über der Gruft sich erhebend und mit Sitzplätzen versehen an den dem Verstorbenen gewidmeten Gedächtnißtagen, vor allen Dingen an dem Sterbetage geöffnet wird, und wo dann die Nachkommen und Freunde des Verstorbenen sich vereinigen zum frommen Erinnerungsmahl. Es ist keine Profanation, wenn ich Sie an das Gedächtnißhaus in Charlottenburg erinnere. Solche Gedächtnißhäuser gab es im römischen Staat, namentlich seit der früheren Kaiserzeit, in großer Menge; und nicht anderer Art sind die Gräber der Apostel und Märtyrer, von denen Hieronymus spricht, und was daran sich anschließt: die Anfänge der Capellen und Kirchen, die nach meiner Meinung mehr noch als an die städtischen Versammlungs- und Bethäuser anknüpfen an die verehrten Grabstätten der Zeugen und Diener des Glaubens; ferner die Liebesmahle der ältesten christlichen Gemeinden. Nichts Besonderes ist das Christenthum der ältesten Zeit, nichts Specifisches und Exclusives, wie das, was heutzutage dafür ausgegeben wird; die Christen lebten in und mit ihrer Zeit und nach deren Gebräuchen.

Aber Eines allerdings ist den Juden wie den Christen hinsichtlich ihres Begräbnißwesens von jeher eigenthümlich gewesen: es ist das die Scheidung im Tode von den Andersgläubigen und, was damit eng zusammenhängt, die Tendenz an die Stelle der nach heidnischem Gebrauch wesentlich privaten Grabstätte einen für die ganze Gemeinde bestimmten Friedhof zu setzen. Vor einigen Jahren hat sich in Rom eine Grabschrift gefunden, worin ein gewisser Valerius Mercurius seinen Freigelassenen und ihrer Nachkommenschaft nach römischer Weise das Recht gewährt, in demselben Grabe sich bestatten zu lassen, vorausgesetzt, daß sie seines Glaubens sind — ad religionem pertinentes meam, wie es auf dem Denkmal heißt. Es ist das eine auf heid-

nischen Grabstätten unerhörte Clausel, und wahrscheinlich gehört die Schrift eben einem Juden oder auch einem Christen. Religio bezeichnet im Alterthum bekanntlich nicht, was wir heute Religion nennen, nicht ein gewisses Dogma, sondern die Gewissenspflicht. Insofern wird auch schon in guter Zeit, von Tacitus und selbst von Cicero, das Wort von denjenigen Verpflichtungen gebraucht, die insbesondere bei den Orientalen mit der Nationalität sich verknüpfen; in diesem Sinne wird auch auf Inschriften einzeln die religio Judaica, die jüdische Observanz erwähnt. Zu diesen jüdisch-christlichen Observanzen gehörte auch die Bestattung nicht blos ohne Verbrennung, sondern auch abgesondert von den Heiden, während die Heiden derartige Gewissenspflichten und Nationalvorschriften niemals gekannt haben. So tritt der Charakter der ursprünglich nationalen, mehr und mehr aber zur confessionellen sich entwickelnden Absonderung im Tode mehr noch hervor als im Leben. Dazu gesellt sich der eigenthümlich christliche Gedanke der ecclesia, der Gemeinde der Gläubigen, die auch im Tode gern wie im Leben sich vereinigt. So entstehen die besonderen christlichen Begräbnißstätten, die ohne Zweifel niemals Nichtchristen aufgenommen haben und in denen wohl schon früh die Christen der großen Mehrzahl nach die letzte Ruhestätte fanden.

Diese großen gemeinschaftlichen Ruhestätten, die über den engen Kreis des Hauses hinausgreifend der ganzen ecclesia fratrum dienen, sind allerdings eine Schöpfung des Christenthums; wie denn überhaupt der große und tiefe Gedanke der Gemeinde erst durch das Christenthum in die Welt gekommen ist. Auch im Gegensatz zu den Juden zeigt sich dies; wenigstens in ihrer Heimath sind die Grabstätten, wie ähnlich sie auch sonst den römischen Katakomben sind, doch durchaus Familiengräber. Selbst von den ältesten christlichen gilt noch dasselbe, und gesetzliche Vorschrift ist das Begraben auf dem gemeinsamen Friedhof für die Christen niemals gewesen; aber dennoch ist der in der ältesten christlichen Gemeinde sich vollziehende Entwicklungsproceß des Friedhofs so offenbar wie bedeutsam, ja das eigentliche Distinctiv des christlichen Gräberwesens. Daran knüpft sich noch ein anderer bereits angedeuteter Unterschied. Die christlichen Grabplätze dienen der ganzen Gemeinde nicht blos als letzte Ruhestätte für alle ihre Glieder, sondern auch als Stätte des gemeinsamen Andenkens an die verstorbenen Frommen, das heißt der Gemeindeandacht. Zu diesem Zwecke ist auch ihre innere Einrichtung verändert. Die unzähligen heidnischen und auch die jüdischen Grabkammern öffnen sich nur den Todten; darum ist ihr Eingang fest versperrt, die einzelne Leiche aber nicht nothwendig weiter abgeschlossen. Dagegen in der christlichen Grabstätte wird jede einzelne Leiche entweder in einem Steinsarg beigesetzt oder gewöhnlicher in einer in den natürlichen Fels gehauenen und nach der Beisetzung der Leiche mit einer Stein- oder Ziegelplatte zuge-

setzten und fest vermauerten Nische, dem sogenannten loculus, während die Gänge Jedem jeder Zeit offen stehen und der Besucher zu jedem Grabe gelangen kann. Auch fehlt es späterhin selbst in den unterirdischen Friedhöfen nicht an geräumigeren Kammern, in denen eine gewisse Anzahl von Personen sich vereinigen kann. Diese Vereinigung der Andacht mit der Bestattung, die Entwickelung des Grabes zum Friedhof, des Friedhofs zur Kirche ist recht eigentlich christlich, man kann vielleicht sagen, ist das Christenthum.

Die großen Grundgedanken der christlichen Gemeinde sind natürlich überall dieselben; im Uebrigen aber ist das Begräbnißwesen der Christen keineswegs allgemein und gleichförmig entwickelt, vielmehr je nach klimatischen und Bodenverhältnissen und vor Allem nach Landessitte gestaltet. Das specifisch römische Christenthum hat es verstanden, sich als allein maßgebend hinzustellen, als katholisch, wie man sagt, das heißt für Alles und Alle geltend; und nicht zum wenigsten zeigt sich dies an den Katakomben. Die Vorstellung, daß die frühere christliche Zeit in solchen Grotten ihre Todten zu begraben gewohnt war, ist ebenso häufig wie irrig. Tertullianus unter Severus erzählt von den Karthagern, daß in einem der Aufläufe gegen die dortigen Christen die Menge auch gegen die christlichen Friedhöfe ihre Erbitterung gerichtet habe in dem wilden Ruf: Nieder mit den Friedhöfen! areae non sint. Und ebenso heißt es in einer Inschrift aus dem numidischen Caesarea:

> Den Gräberfriedhof gab des Wortes Diener her
> Und baute ganz auf seine Kosten auch das Haus,
> Der heiligen Kirche dies Gedächtniß stiftet' er.
> Euch, Brüder, reinen Herzens und einfältigen,
> Segnet Euelpius, Kinder euch des heiligen Geists.*)

Diese Beweise und anderes mehr setzen es außer Zweifel, daß die afrikanischen Christen ihre Todten nicht in Grotten begruben, sondern in areis, das heißt auf Höfen oder Flächen, wie es jetzt üblich ist. Während es also alte und ausgedehnte Christengemeinden gegeben hat, die ihre Todten nicht in Grotten beisetzten, hat es andrerseits auch heidnische Ortschaften gegeben, die dies zu thun pflegten; insbesondere Alexandrien in Aegypten hat eine derartige Nekropole, bekannt unter dem Namen der Bäder der Kleopatra. Allem Anschein nach ist dies System überall da entwickelt, wo in einer Großstadt das Bedürfniß hervortrat, für Beisetzung unverbrannter Leichen die

---

*) Aream at sepulchra cultor verbi contulit
et cellam struxit suis cunctis sumptibus.
Ecclesiae sanctae hanc reliquit memoriam.
Salvete fratres puro corde et simplici.
Euelpius vos satos sancto spiritu.

erforderlichen Räumlichkeiten zu schaffen. So gut wie die unter dem Namen der Taubenhäuser bekannten heidnischen Begräbnißstätten der geringen Leute lediglich aus dem Bedürfniß hervorgegangen sind, für die Aufstellung von Aschenkrügen in möglichst billiger Weise den Raum zu gewinnen, und so gut wie diese Columbarien fast ausschließlich in der Stadt Rom, hier aber auch massenweise vorkommen, so sind auch die christlichen Grottengräber eine aus den besonderen Verhältnissen der Großstadt Rom hervorgegangene bauliche Anlage.

Die ursprüngliche Benennung dieser Gräber ist crypta, woraus das moderne grotta der Italiener und die Grotte unserer Kunstgärtner geworden ist, das unterirdische Gewölbe. Man hat lange gemeint, daß dieselben hervorgegangen sind aus den um Rom herum zahlreichen Sand- und Puzzolangruben, die dann von den Juden und Christen erworben und für ihre Bestattungen eingerichtet worden wären. Aber genauere und einsichtigere Prüfung, besonders von Seiten des Herrn Michele de' Rossi, des Bruders des berühmten Begründers der wissenschaftlichen Durchforschung der Katakomben, Giambattista de' Rossi, hat diese Meinung als irrig erwiesen. Die Anlagen beschränken sich durchaus auf solche Localitäten, in denen weder der brauchbare Baustein bricht, noch die brauchbare Puzzolane sich findet; durchgängig sind sie gebrochen in die geringeren, leicht zu bearbeitenden Tuffsorten, wie sie massenweise der Boden dort darbietet. Auch die Anlagen selbst zeigen es; die ungemein schmalen Gänge, die zuweilen nur einen halben, in der Regel drei Viertel Meter breit sind und also häufig von einem einzigen Mann ganz ausgefüllt werden, dagegen nicht selten drei bis vier Mannslängen hoch senkrecht aufsteigen und immer auf kurze Entfernungen scharf im rechten Winkel sich schneiden. Wäre es darauf angekommen hier Steine oder Sand zu gewinnen, so hätte man es nicht ungeschickter anfangen können, da man von der Masse viel mehr, als der Stütze wegen nöthig ist, stehen ließ und sich gar keine Transportwege beschaffte. Offenbar sind diese Grotten vielmehr zu dem Zwecke angelegt, in dem gegebenen Raum möglichst viel Wandfläche zu schaffen von solcher Tiefe, daß in dieselbe von beiden Seiten die Todtenbetten eingelassen werden konnten. An einigen Stellen haben sogar innerhalb der Katakomben sich wirkliche Puzzolangruben gefunden, aber von ganz verschiedener Anlage, mit weiten Gängen und mit Vorrichtungen um den Sand an die Oberfläche zu fördern; diese Gruben aber sind augenscheinlich älter und von den Herstellern der Katakomben entweder durch Quermauern abgesperrt oder auch durch Zwischenmauern für ihre Zwecke brauchbar gemacht. Die ungeheure Anlage der Gräbergrotten des christlichen Rom, in ihrer Ausdehnung wohl nicht zurückstehend hinter dem Kloakensystem des republikanischen, ist allerdings ein Werk derjenigen Gemeinde, an die der Apostel

Paulus den Römerbrief gerichtet hat, und ein redendes Zeugniß von ihrer der gewaltigen Hauptstadt entsprechenden großartigen Ausdehnung. Die lächerliche Vorstellung, als seien solche Anlagen im Geheimen und den bestehenden Gesetzen zuwider entstanden, wird man schon im Interesse der kaiserlichen Polizei der Hauptstadt abzuweisen haben: es hätte der Magistrat von Schilda dazu gehört um dergleichen Bauten nicht zu bemerken. Auch ist ein entscheidender Beweis dafür, daß diese Gräber so gut wie die gleichzeitigen heidnischen in durchaus gesetzmäßiger Weise angelegt worden sind, der merkwürdige Umstand, daß diese Grotten sämmtlich außerhalb der aurelianischen Stadtmauer sich befinden, keine einzige innerhalb des nach den gesetzlichen Bestimmungen dieser Zeit gräberfreien Stadtraumes, aber auch keine weiter als eine halbe deutsche Meile von der aurelianischen Mauer entfernt. Die feuchten und den Ueberschwemmungen ausgesetzten Thäler und Niederungen sind bei der Anlage vermieden: die christlichen Grabarchitekten, die fossores, haben durchaus die Hügel gewählt und zwar diejenigen, deren Kern Festigkeit genug hatte, um Grotten und Gallerien darin auszuarbeiten und die zugleich frei von Quellwasser waren. Wie in den Häuserbauten über der Erdfläche, ist hier unter derselben ein regelmäßiges Gräberstockwerk über das andere gesetzt, auch wohl ein Halbgeschoß in die zwischenliegende Deckfläche gebrochen, ferner Luft- und Lichtlöcher (luminaria) von der Oberfläche her in dieselben eingeführt. Die Gräber liegen regelmäßig acht bis fünfzehn Meter unter der Oberfläche; selten sinkt die Tiefe bis auf zwanzig bis zweiundzwanzig Meter. Die Zahl der Stockwerke übereinander erhebt sich bis auf vier, höchstens fünf: die Verhältnisse sind also ziemlich ähnlich wie in den römischen Wohnhäusern, die auch nach den Vorschriften der römischen Baupolizei die Höhe von siebzehn bis zwanzig Meter nicht übersteigen durften. Daß alle diese Grabgrotten unter einander zusammenhängen, ist eine Fabel und sogar materiell unmöglich: aber das scheint allerdings richtig zu sein, daß in dem bezeichneten Umkreis kaum ein Platz sich findet, der durch seine Beschaffenheit sich zur Anlage solcher Grotten eignet und nicht zu diesem Zweck verwendet worden wäre. Nach den Bestimmungen des römischen Rechtes setzt dies voraus, daß die also unterhöhlten recht beträchtlichen Grundstücke sämmtlich im Eigenthume sei es einzelner dem Christenthume geneigter und mit dieser Verwendung einverstandener Personen, sei es der Kirchengemeinden selbst standen. Daß besondere gesetzliche Privilegien hier eingegriffen haben sollten, ist durchaus unwahrscheinlich. Daß es dagegen den Christen gelungen ist allmählich in den Besitz all dieser Grundstücke zu gelangen, ist wohl bemerkenswerth, aber nicht gerade befremdend. Diejenigen Genossenschaften der geringen Leute, die sich der Bestattung ihrer Mitglieder wegen zusammenthaten, wurden von dem sonst gegen das Asso-

ciationswesen sehr strengen kaiserlichen Regiment nicht blos geduldet, sondern gefördert; und unter diesem Gesichtspunkt stand solchen Erwerbungen ein rechtliches Hinderniß im Allgemeinen nicht im Wege. Die christlichen Gemeinden aber haben von Haus aus eben auf dieses Begräbnißwesen ihre Anstrengungen gerichtet; es war Gewissenspflicht der vermögenden Mitglieder, für die Bestattung der ärmeren zu sorgen und noch der heilige Ambrosius gestattet den Kirchen selbst den Abendmahlskelch zu verkaufen, um die für die Gläubigen bestimmten Grabstätten zu erweitern. Was mit solchen Mitteln in dem gewaltigen Rom geschaffen werden konnte, das zeigen die Katakomben. Auch wenn die fabelhafte Ausdehnung, die man ihnen wohl giebt, auf das richtige Maß zurückgeführt wird, bilden sie in ihrer Gesammtheit ein grandioses Werk, unschön und schmucklos, in Architektur und Schrift nicht bloß den Pomp und die Phrase, sondern auch die Sauberkeit und Correctheit verschmähend, fern abgewandt von dem Glanz und der Herrlichkeit wie auch von dem Flitter und der Eitelkeit des über ihnen hin sich treibenden und drängenden großstädtischen Lebens, die rechte Erläuterung zu den Worten Jesu: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Nachdem also im Allgemeinen die christliche Todtenstadt Roms skizzirt ist, will ich weiter versuchen, wenn auch nur mit wenigen Zügen, Ihnen ein Bild zu geben von einer der ältesten dieser Grotten, der jetzt der Domitilla beigelegten, so wie von der berühmten Grotte der Bischofsgräber und alsdann mit einem Blick auf den Untergang dieser merkwürdigen Einrichtung schließen.

Unter den zahlreichen Opfern, die wegen Abfalls von der Landesreligion und Hinneigung zum jüdischen Aberglauben unter Domitian zur Verantwortung gezogen wurden, nennt der heidnische Geschichtsschreiber Cassius Dio den Consul des Jahres 95 n. Chr. T. Flavius Clemens, den Brudersohn des regierenden Kaisers Domitianus, wahrscheinlich zugleich Tochtersohn des verstorbenen Kaisers Vespasian; denn des Clemens Vater T. Flavius Sabinus scheint die Tochter seines Bruders, des nachmaligen Kaisers Vespasian geheirathet zu haben. Er war kein Mann von hervorragender Bedeutung; vielmehr stand er seiner Schwäche und Trägheit wegen allgemein in geringem Ansehen; aber er war der Stammhalter des regierenden Hauses, der einzige unter dessen Angehörigen, der Söhne hatte, und insofern erregte das Todesurtheil, das in seinem Consulat selbst wegen seiner religiösen Ansichten über ihn gefällt wurde, das ungeheuerste Aufsehen. Mit ihm derselben Schuld bezichtigt ward eine andere Prinzessin Flavia Domitilla, ob seine Gattin, oder, wie es eher scheint, seine Schwester, ist nicht ausgemacht. Auch diese Enkelin Vespasians wurde verurtheilt und zu lebenslänglicher Verbannung auf die Insel Ponza gesandt, von wo sie auch nach dem Sturze Domitians nicht zurückgekehrt zu sein scheint; wie ja denn Trajans Regierung den Christen

keineswegs günstig war. Noch im vierten Jahrhundert pilgerten die frommen Christen nach den Gemächern, welche die vornehme Dame auf Ponza in ihrer Verbannung bewohnt hatte. — Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Judenthum, von dem hier der heidnische Schriftsteller spricht, in der That der christliche Glaube ist, von dessen Ausbreitung in dieser Periode selbst in den höchsten Kreisen Roms hier ein merkwürdiges Beispiel vorliegt. Von um so größerem Interesse würde es sein, wenn in den christlichen Gräbern Roms Spuren sich fänden von Stiftungen eben dieser Domitilla; und in der That ist dies die Ansicht der ersten Autorität auf diesem Forschungsgebiet, des ebenso scharfsinnigen wie gewissenhaften Giambattista de' Rossi. Ich kann indeß nicht läugnen, daß mir die von ihm vorgebrachten Beweise nicht auszureichen scheinen, insbesondere der Punct, worauf alles ankommt, daß die bei den Kirchen der Heiligen Nereus und Achilles und der h. Petronilla an der ardeatinischen Straße befindliche Gräbergrotte ursprünglich coemeterium Domitillae geheißen hat, nicht erwiesen dünkt. Der Beweis beruht einzig auf einem Verzeichniß der römischen Coemeterien, das sich in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts gefunden hat und mit den gewöhnlichen Namen dieser Grotte, Nereus, Achilles, Petronilla den der Domitilla verknüpft. Nun ist aber der bei den Kirchenhistorikern seit Constantins Zeit gefeierte Name der frommen Enkelin Vespasians auch in die Legende von dem Martyrium des Nereus und des Achilles früh eingedrungen; wie nahe lag es also einem christlichen Schreiber, sei es des fünfzehnten sei es des sechsten Jahrhunderts, das coemeterium Nerei et Achillei auch als coemeterium Domitillae zu bezeichnen! Es ist richtig, daß eine in derselben Gegend gefundene heidnische Grabschrift als Schenkerin der betreffenden Grabstätte die Flavia Domitilla nennt und daß somit dieselbe in dieser Gegend Grundbesitz gehabt zu haben scheint; aber bevor eine so wichtige Thatsache, wie die Stiftung eines christlichen Friedhofes in der Stadt Rom durch die Enkelin Vespasians vor dem Jahre 95 unserer Zeitrechnung ist, als historisch gesichert angesehen werden kann, wird man doch bessere Beglaubigung für die Existenz der Grotte der Domitilla fordern müssen.

Wie dem aber auch sein mag, diejenige Krypta, die Rossi der Domitilla zuschreibt, gehört unzweifelhaft zu den ältesten Roms und wenn sie auch nach den dort gefundenen datirten Ziegeln und der sonstigen Beschaffenheit ihrer sparsamen inschriftlichen Reste eher in die Zeit von Hadrian und Pius fallen mag als in die der flavischen Kaiser, so giebt sie uns doch ein deutliches Bild der Anfänge der Katakomben. Diese Gruft ist, schon nach ihrem ursprünglichen bescheidenen Umfang, kein Friedhof, sondern noch eine Privatgrabstätte für den Erbauer und seine Nächsten. Der Eingang der späteren Katakomben ist nicht gerade versteckt, aber doch so wenig wie möglich bezeich-

net; eine bescheidene Oeffnung führt in der Regel durch eine Treppe in die eigentliche Grabstätte und nie finden sich in ihnen Inschriften anders als in den innern Räumen. Hier dagegen ist das Grab nach außen hin durch Thüren geschlossen, über denen einst die Grabschrift zu lesen war. Die Gänge sind breit, Gewölbe und Wände mit Stuccatur bedeckt, wesentlich verschieden von den schmalen in der Regel roh gelassenen Gallerien der gewöhnlichen Katakomben. Vor allem bemerkenswerth aber ist es, daß in dem ursprünglichen Theil dieser Anlagen die Steinbetten, die recht eigentlich die späteren Katakomben bezeichnen, noch gar nicht vorkommen, dagegen größere Nischen in die Wände eingelassen sind zur Aufnahme von Sarkophagen. Später allerdings sind schmalere Gänge in die Wände und in deren Seitenwände Steinbetten gebrochen, aber, wie um den Uebergang deutlich zu bezeichnen, sind diese Steinbetten hier noch mit einer Corniche umfaßt, die ihnen die Form von Sarkophagen giebt. Die Reste der offenbar der ursprünglichen Anlage gleichzeitigen Fresken geben allein den Beweis, daß wir es hier nicht zu thun haben mit einem Grabe solcher Heiden, die des Verbrennens sich enthielten, sondern in der That mit einer von Haus aus christlichen Anlage. Sie sind, besonders in den bloßen Ornamenten, von seltener Schönheit; des Gewölbes insonderheit mit den reizenden Rebenguirlanden, den traubenpickenden Vögeln und den lesenden und kelternden Flügelknaben würde kein Decorativmaler der augustischen Zeit sich zu schämen brauchen. Auch kleine Landschaften finden sich, die in den späteren christlichen Gräbern niemals erscheinen. Minder vorzüglich sind die auf den Wandflächen befindlichen Gruppen; unter den erhaltenen sind die merkwürdigsten der stehende Daniel zwischen zwei Löwen, der gute Hirt, die Arche Noahs mit der Taube und die Darstellung einer Mahlzeit, die im Uebrigen wenig von der gewöhnlichen antiken Behandlung abweicht — zwei auf dem Speisesopha sitzende Männer sind dargestellt, vor ihnen der mit Speisen besetzte runde Tisch und daneben der bedienende Sclave — aber durch die auf dem Speiseteller dargestellten Brote um den Fisch deutlich den christlichen Einfluß anzeigt.

Dies sind die Anfänge der specifisch christlichen Gräber; folgen Sie mir nun in die große Gruft, die von dem späteren Papst Callistus um das Jahr 200 angelegt worden ist und während des größten Theiles des dritten Jahrhunderts als Grabstätte der römischen Bischöfe gedient hat. Sie befindet sich, wie die eigentlichen Katakomben, an der appischen Straße, eine halbe Miglie von diesen, näher nach der Stadt zu, entfernt. Die alten Berichterstatter nennen sie die Grotte des Callistus; sie führt den Namen von dem Papst dieses Namens, der wahrscheinlich von 217 bis 222, also gleichzeitig mit dem Kaiser Elagabalus, den römischen Bischofsstuhl eingenommen hat. Aber nicht als Papst hat er sie angelegt, sondern, wie der kürzlich aufgefundene Be-

richt des Zeitgenossen Hippolytus angiebt, als Diacon seines Vorgängers Zephyrinus, der den Callistus, wie Hippolytus sagt, über den Friedhof setzte. Diese Kammer, wahrscheinlich in den Zeiten der schweren diocletianischen Verfolgung verschüttet und dann am Ende des vierten Jahrhunderts für die frommen Besucher der Märtyrergräber wieder hergestellt, ist vor wenigen Jahren unter Rossi's Leitung wieder aufgedeckt worden. Die Grabschriften der römischen Bischöfe des 3. Jahrhunderts Urbanus, Anteros, Fabianus, Lucius, Eutychianus fanden sich an Ort und Stelle, alle in griechischer Sprache geschrieben, ohne weiteren Zusatz, als daß nach dem Namen die Bezeichnung **ἐπίσκοπος** folgt; eine späte Hand hat den Fabianus noch außerdem als Märtyrer bezeichnet. Keine Altersangabe, kein Datum, kein frommer Wunsch ist auf den Tafeln enthalten. Der ausschließliche Gebrauch der griechischen Sprache ist bezeichnend dafür, daß die römische Christengemeinde damals noch überwiegend aus eingewanderten Orientalen bestand. Der Kunstwerth der Wandbilder, die nicht in dem Bischofsgrab selbst, aber in den dazu gehörigen und gleichzeitigen Grabkammern sich in ziemlich leidlicher Beschaffenheit erhalten haben, ist mäßig, wenn auch nicht gerade viel geringer als der der gleichzeitigen heidnischen Arbeiten; sie sind aber merkwürdig, weil sie uns in lebendigerer Weise als die schmucklosen Mauern und die wortkargen Grabschriften die noch verfolgte Christengemeinde vor Augen bringen. Ich will eines dieser Gemächer Ihnen in kurzem schildern; vielleicht versetzt uns dies einigermaßen in den Gedankenkreis jener Epoche. Bilder aus dem alten und neuen Testament wechseln ab. Wir sehen auf der ersten Wand einen Mann mit dem Stabe an den Felsen schlagend; aus dem also eröffneten Born zieht ein Fischer an der Angel den Fisch; weiterhin dient dasselbe Wasser als Taufborn, aus welchem ein Mann den vor ihm stehenden Knaben die Hand auf sein Haupt legend tauft. Ohne Zweifel ist Christus hier gedacht als der Felsen, wie es im Korintherbrief heißt: „sie tranken aber, von dem geistlichen Fels, der mitfolgte, welcher war Christus"; und der Mann, der an den Felsen schlägt, ist wohl eher Petrus, der oft als der neue Moses bezeichnet wird, als Moses selbst. Vom Fischer Petrus, der zum Menschenfischer berufen ward, ist es überflüssig zu reden; wie denn auch das geheimnißvolle Spiel mit den griechischen Anfangsbuchstaben der Worte Jesus Christus, Gottes Sohn und Heiland, die zusammen gelesen **ΙΧΘΥΣ**, dies ist eben Fisch, bedeuten, hinreichend bekannt ist. Die Taufe wird hier nicht durch Eintauchen vollzogen, sondern durch Bespritzen des im Wasser stehenden Täuflings. — Es folgt das Bild des Lahmen, der sein Bett auf den Schultern davonträgt. — Auf der Mittelwand finden sich auf beiden Seiten die oft in den Katakomben dargestellten Grabarbeiter, die fossores, immer die Steinhacke in der Hand, zuweilen auch vor dem Felsen, den sie

zu öffnen im Begriff sind. Das Hauptbild ist dreitheilig. Die erste Gruppe zeigt, wie in der sogenannten Grotte der Domitilla, einen runden Tisch mit Broten und Fischen, daneben einen Mann, der den Fisch zu segnen scheint, und eine betende Frau. Auf dem zweiten Bild erscheint das heilige Mahl selbst; auf der Tafel, an der sieben Männer sitzen, stehen Teller mit Broten und Fischen, daneben sieben oder acht, auch mehr Körbe Brotes, wobei zunächst offenbar die Speisung des Volkes mit den fünf Broten und zwei Fischen dargestellt ist. Die Siebenzahl der Gespeisten und daß es stets Männer sind, mag wohl zusammenhängen mit der Erzählung von dem auferstandenen Christus, der an dem See Tiberias sieben seiner Jünger speiste. Ob auch eine Anspielung auf das Sacrament des Abendmahls beabsichtigt ist, wie dies ohne Zweifel auf andern Bildern der Fall ist, wo der geheimnißvolle Fisch im Wasser schwimmt mit dem Brotteller und dem Weinkelch auf dem Rücken, mag dahin gestellt bleiben. — Das dritte Bild auf dieser Wand sind Abraham und Isaak, beide betend, neben ihnen der Sündenbock und das zum Brandopfer hergerichtete Holz. Da dieses Opfer des Sohnes durch den Vater mit dem Opfertod Christi zusammengestellt zu werden pflegte, so ist hier ohne Zweifel an die Passion zu denken. — Auf der dritten Wand stand wahrscheinlich die Auferweckung des Lazarus; der Todte schreitet aus der Grabkammer hervor, vor ihm steht Christus in ruhiger Haltung, den Stab auf der Schulter. — In einer oberen Reihe finden wir weiter die bekannten Darstellungen der Schicksale des Jonas in drei Bildern: zuerst den Propheten gelagert unter dem Kürbißbaum; dann wie er aus dem Schiff in das Meer gestürzt wird, in welchem das Ungeheuer ihn zu verschlingen sich bereitet; endlich wie dasselbe ihn wiederum ans Land speit. — Dunkel endlich ist die Erklärung des letzten Bildes, das die Reihe schließt: ein hoch sitzender Mann, der aus einer Rolle zu lesen scheint; unter ihm eine andere männliche Gestalt, die mit einem Eimer Wasser aus dem Brunnen schöpft. Man hat an die Erzählung erinnert im vierten Cap. des Evangelium Johannis, wo Jesus von der Samariterin zu trinken fordert, mit den Worten: „Wenn du erkenntest, wer der ist, der zu dir saget: gieb mir zu trinken, du bätest ihn und er gäbe dir lebendiges Wasser", und die Erklärung mag wohl das Richtige treffen, obwohl die schöpfende Figur hier männlich ist. Die Behandlung der biblischen Gegenstände im Einzelnen ist nach antiker Weise eine ziemlich freie, die sich nach Umständen von der Ueberlieferung entfernt und mit den Nebenmotiven wechselt.

Diese wenigen Züge und Bilder, herausgegriffen aus einer Masse gleichartiger, mögen Ihnen, meine verehrten Zuhörer, eine Andeutung davon geben, wie die lebendige Erfassung der frühchristlichen Epoche in Rom, an den Katakomben einen reichen Schatz von Erläuterungen findet. Ich schließe mit

wenigen Worten über das Aufhören dieser merkwürdigen Begräbnißform. So weit wir urtheilen können, gehören ihre Anfänge, wenigstens was wir davon kennen, dem zweiten, die große Masse dieser Grabanlagen dem dritten und vierten Jahrhundert an. Daß die Christenverfolgungen dabei mitgewirkt haben, ist keine Frage. An sich verboten und geheim sind diese Grabstätten gewiß nicht gewesen; aber was die Christen gegen Prohibitivgesetze ausführen wollten, zog ohne Frage regelmäßig in diese schwer zugänglichen Schlupfwinkel sich zurück, und von den Zerstörungen, denen wir darin begegnen, kommt wahrscheinlich kein geringer Theil auf die Christenverfolgungen. Indeß nicht die Freigebung des christlichen Bekenntnisses durch Constantin hat dieser Begräbnißform ein Ende gemacht; die offenkundig christlichen Gräber an der Oberfläche beginnen wohl um diese Zeit, wie begreiflich, aber die Grottengräber überwiegen zunächst noch durchaus. Erst gegen das Ende des vierten Jahrhunderts werden die letzteren allmählich sparsamer, wie es scheint zunächst weil die dazu geeigneten Plätze erschöpft waren und der Raum zu mangeln begann. Die so häufige Verschüttung älterer Gallerieen, um neue anlegen zu können, die vielfältigen später unter Beschädigung älterer Anlagen in die Wände eingebrochenen Gänge, die oft bis an und über die Grenze des baulich Zulässigen getriebene Ausnutzung des Raumes zeigt den beginnenden Verfall. Die Grotten wurden allmählich ein Hauptheil der heiligen Stätten, welche die nach Rom wandelnden Pilger besuchten und zu diesem Zweck am Ende des vierten Jahrhunderts von Papst Damasus neu eingerichtet und zugänglich gemacht: ich erinnere in dieser Hinsicht an die zu Anfang beigebrachten Worte des heiligen Hieronymus. Aber selbst in diesen urchristlichen Räumen, nahe den Gebeinen der Heiligen und Märtyrer die letzte Ruhestätte zu finden, ward immer mehr eine ebenso vielbegehrte, wie seltene Auszeichnung, die Andern zum guten Beispiel sogar Papst Damasus sich selber versagte. Allein das Ende der Katakombengräber hängt zusammen mit dem Ende der gewaltigen Stadt selbst, die in ihrem Uebermuth sich sogar in der officiellen Sprache die ewige nannte. Der Gothensturm brach über Italien herein, freilich reichlich verdient durch die schwere Schuld der Regierung und die schwerere des Volkes und vor allem der Hauptstadt. Das tiefgesunkene römische Volk stand längst nur noch dem Namen nach an der Spitze der politischen, und kaum noch dem Namen nach an der Spitze der geistigen Bewegung der Welt; aber allerdings war Rom noch im Anfange des fünften Jahrhunderts weitaus die volk- und geldreichste und weitaus die üppigste Stadt der Erde. Diejenigen Adels-Familien, deren Jahresrente auf eine halbe Million Thaler unseres Geldes sich belief, bildeten in der Schatzung erst die zweite Classe des Senats; die jährlichen Revenuen der der ersten Classe angehörigen Häuser erreichten oder überstiegen den Betrag von 4000 Pfund Gold, über eine Million Thaler, unge-

rechnet die Eingänge in Naturalien. Die Bevölkerung kann nicht unter anderthalb Millionen Köpfe angeschlagen werden, was beispiellos ist im ganzen Alterthum. Von dem Uebermuth und der Hoffart auch des Rom dieser Zeit hat uns ein Schriftsteller, der nur wenige Jahrzehnte vor Alarich geschrieben hat und der unter allen uns erhaltenen lateinischen der ernsthafteste und wahrhafteste ist, Ammianus Marcellinus, ein unmuthiges Bild überliefert: Kleiderpracht und Kochkünstler wie nirgends sonst in der Welt; aber die Bibliotheken verödet und von den Künsten keine blühend als Musik und Tanz. Werden bei arger Theuerung die Fremden ausgewiesen, so werden die Professoren ohne Ausnahme über die Grenze gebracht, aber die dreitausend Balletttänzerinnen, und was von Musikanten dazu gehört, nimmt der Präfect aus. Kein ernstes Geschäft wird betrieben; die Familie ist zerrüttet und Freundschaft giebt es nur noch in Spielclubs. Was außerhalb der Stadtgrenze ist, das kennt der Römer nicht und verachtet es; und für den Fremden hat er unter dem Anflug zuvorkommendster Höflichkeit im Grunde nichts als verachtende Hoffart. So war die Stadt, die Italien zu ihrem Weichbild gemacht hatte; und die Regierung war, wie solche Regierte sie zu haben verdienten: ein nichtiger in steigender Impotenz verkommender Hof, Glücksritter meistens aus den Fremden an der Spitze der Armeen, der Senat so hoffärtig wie feige. Den Einfall Alarichs und seiner Gothen hatte man muthwillig selbst über sich heraufbeschworen. Palastintriguen, über den ohnmächtigen Kaiser Honorius hinweg von den Hofbeamten und Bedienten gesponnen, zerrütteten auch die Beziehungen zu dem Herzog der Gothen; was der eine Minister versprochen, hielt der andere nicht; der römische Senat nahm mit Begeisterung die Erklärung auf, daß den Barbaren nicht Wort gehalten zu werden brauche, aber die Legionen, die den neuen Hannibal fern halten sollten, kaufte man von den Hunnen. So kamen die Gothen über die fast wehrlose Stadt und die Belagerung oder vielmehr die Belagerungen begannen. Trotz der ungeheueren Ausdehnung der Mauern wurden die zwölf Thore alle besetzt, der Verkehr auf dem Tiberfluß gesperrt; die Hungersnoth brach ein, man fing an das Brot auf den Kopf zu vertheilen, dann nur halbe, zuletzt Drittelsrationen auszugeben, wie die Noth allmählich stieg. Pestilenz und Seuchen begannen ihre fürchterliche Arbeit in dem umschlossenen Raum; man konnte nicht einmal die Todten mehr begraben, da die Friedhöfe alle in der Gewalt der Feinde waren. Die Belagerten drohten mit Massenausfall; der Gothe lachte und erwiderte: je dichter das Gras, desto besser schneidet die Sichel. Die Regierung saß fern in dem unzugänglichen und in seinen Sümpfen unbezwinglichen Ravenna; sie schickte Truppenhaufen zum Entsatz, aber sie reichten nicht und wurden einzeln aufgerieben. Vielfach bemühte sich der Gothe einen Frieden zu erwirken: er forderte Geld-

und Getreideleistungen und die Abtretung von Venetien, Noricum und Dalmatien. Man bot ihm Gold und Silber so viel er wollte, aber weiter war nichts zu erreichen. Dagegen schwor der Kaiser Honorius selbst — in Ravenna versteht sich —, daß er nie mit Alarich Frieden machen, sondern ewig gegen ihn Krieg führen werde; und den gleichen Eid, zu dem der leitende Minister die kaiserliche Puppe veranlaßt hatte, nahm derselbe sämmtlichen Beamten ab. So blieb denn nichts als die Gewalt; und Feuer und Schwert vollzogen ihr entsetzliches Werk, zum Verderben Roms und nicht zum Heil der Gothen. In welchem Grade Rom getroffen ward durch diese Belagerungstage, an deren letztem und schrecklichstem, dem 24. August 410, die Gothen die seit achthundert Jahren von keinem ausländischen Heer angegriffene Ringmauer mit stürmender Hand durchbrachen, in welchem Grade, wie gesagt, Rom litt, davon berichten wohl die Schriftsteller, von den mit Silber und Gold hochgethürmten Beutewagen der Gothen, von den auf die Inseln und nach Afrika sich zerstreuenden Städtern, von den überall seitdem herum bettelnden, ehemals reichen römischen Flüchtlingen. Aber deutlicher als diese Berichte über die Ueberlebenden spricht die Todtenstadt Roms. Seit dem Jahre 410 ist keine Leiche mehr in den Katakomben beigesetzt worden. Ohne Zweifel führte die Belagerung zu einer gründlichen Verwüstung der Grotten: Alarichs christlicher Sinn wird hier so wenig im Stande gewesen sein das Unheil zu hemmen wie bei den Verhandlungen mit dem eigensinnigen Hof zu Ravenna. Er war eben ein Werkzeug geworden in der Hand eines mächtigeren Herrn; und ob er fühlte oder nicht fühlte, was er zerstörte, es war sein Schicksal die tausendjährige Stadt, ihre unvergleichliche Herrlichkeit wie ihre unvergleichliche Schlechtigkeit mit einander zu vernichten. Die Armuth trat an die Stelle des Reichthums, Verzagtheit an die Stelle des Uebermuthes; die Tradition und die Kunst auch der christlichen Grabarchitecten ging mit so vielen anderen Künsten damals bis auf dürftige Reste zu Grunde und die verödete Campagna bot jetzt wenigstens Raum genug um die wenigen Leichen zu begraben, ohne, wie einst, darum hinabzusteigen in die Eingeweide der Berge. —

Theodor Mommsen.

Berliner Kunstcensur.

Herr von Mühler hat es allem Anschein nach, seitdem er aus Anlaß der Wahlagitationen mit der Berliner Universität in Conflikt gerieth, sorgfältig vermieden, die Gegnerschaft großer wissenschaftlicher Korporationen

herauszufordern. Lange Zeit hindurch hörte man aus diesen Kreisen keine andere Beschwerde, als die Klage über die Besetzung der theologischen Professuren. Neuerdings aber verfolgt man mit allgemeiner Spannung die Streitfragen, welche sein Verhalten gegen die musikalische Hochschule und gegen die Berliner Academie der Künste hervorgerufen hat. Während die Entlassung zweier hervorragender Musiker eine Perspective in das Verhältniß von Staat und Familie eröffnet und von vielen Seiten als eine Angelegenheit aufgefaßt wird, die von den Agitatoren der „Frauenfrage" zu behandeln sein möchte, hat der bekannte Erlaß an die Academie der Künste eine grundsätzlich hoch zu veranschlagende Bedeutung. Einer Körperschaft von sachverständigen Künstlern wird eine öffentliche Rüge ertheilt, ohne daß deren Rechtfertigungsgründe dem Publikum mitgetheilt worden wären.

Bisher war das Disciplinarverfahren gegen Staatsbeamte ein geheimes. Weder Zuhörer noch Presse erfuhren etwas davon, außer wenn angesehenen Staatsdienern die Entlassung ertheilt ward und man nach den Gründen fragen mußte. Nunmehr aber wird, abweichend von dem bisherigen Herkommen, Anklage, Beschuldigung und Rüge gegen die Academie der Künste zum nicht geringen Erstaunen der Künstlerschaft und der zunächst Betroffenen der Presse überliefert. Was wird die Academie der Künste ihrerseits thun? Soll sie schweigen? Oder wird sie sich gleichfalls öffentlich rechtfertigen? Es ist das ihre *eigene* Sache. Vorläufig vernehmen wir aus guter Quelle, daß eine *amtliche* und *förmliche* Aufforderung, gewisse dem Zartgefühl des Cultusministers anstößige Bilder passender, als geschehen, aufzuhängen, nirgends an den Vorstand der Academie der Künste gelangt ist. Thatsache ist, daß die aus dem Cultusministerium in die Zeitungen gelangte Darstellung des Sachverhalts bei den Betheiligten ebenso lebhaften Widerspruch hervorruft, wie die von dem Streite mit der musikalischen Hochschule, mit den Breslauer Stadtbehörden und bei ähnlichen Veranlassungen gegebenen Darlegungen des Sachverhalts, deren Ursprung man bei dem Personal des Cultusministeriums zu suchen hatte.

Das Rescript an die Academie der Künste hat jedenfalls eine Tragweite von allgemeinem Belang. Man fragt: Giebt es bei Kunstausstellungen, die von einer staatlichen Behörde mit corporativer Selbständigkeit unternommen werden, ein Recht ministerieller Censur über den Werth oder Unwerth der ausgestellten Gemälde und Statuen? Kann der Minister über die Anordnung und Aufhängung von Bildwerken im Wege der Oberaufsicht Befehle ertheilen?

Der Cultusminister rügt es, daß in der Nachbarschaft einer Madonna eine Venus, in der Umgebung eines Heilandes eine nackte, nicht im besten

Ruhe stehende Nymphe aufgehängt wurde. Beide, durch ihren Platz anstößige Gemälde, hatten nach dem Urtheil der Sachverständigen einen hervorragenden Kunstwerth. Dem Urheber der Venus Anadyomene war auf Antrag der Academie die goldene Medaille vom König bewilligt worden. Wenn nun verlangt wird, daß die unbekleidete Antike aus der Nachbarschaft kirchlich-christlicher Darstellungen entfernt werde, so kann dies nur zweierlei bedeuten. Entweder man beschuldigt die Aussteller, Gemälde ohne Kunstwerth zugelassen zu haben oder man verlangt, daß die Kunstbetrachtung in einer öffentlichen Ausstellung sich kirchlichen, orthodoxen, pietistischen oder einer sonstwie gearteten Betrachtungsweise anpasse. Wenn der preußische Cultusminister eine Censur oder ein Oberaufsichtsrecht über die Nachbarschaftsverhältnisse zwischen Nymphen und Heiligen an den Wänden der Kunstgallerien beansprucht, so wird er gewiß nicht einen höheren Kunstverstand für sich darthun können, als die Vorsteher der Academie. Nur ein besserer Glaube oder eine höher entwickelte Kirchlichkeit wird ihm von mancher Seite nachgerühmt werden können. Das Princip wäre alsdann ausgesprochen: die Kunstleistung hat sich der modernen lutheranischen, reformirten, katholischen Kirchlichkeit unterzuordnen. Wo wäre hier die Grenze? Ebenso gut dürfte auch gegen das Object der Darstellung, als ein irreligiöses, Einspruch erhoben werden können. Der Bevormundung der Kunstgenüsse wäre dann keine Schranke zu setzen. Wir denken an das Kaulbach'sche Bild, welches wegen seiner Vorführung eines spanischen Großinquisitors in München das Entsetzen gläubiger Seelen erregte. Könnte ein solcher Gegenstand — weil zu Haß und Verachtung gegen die Orthodoxie anregend — nicht aus sachlichen Gründen auch in einer Berliner Ausstellung durch cultusministerielle Anordnung ausgewiesen werden? Herr von Mühler warnt vor der ferneren Zulassung des „nackten Fleisches ohne geistigen Gehalt" und behält sich vor der Eröffnung künftiger Ausstellungen eine Generalprobe vor. Möchte es doch der Obrigkeit gefallen, im Wege besonderer Kunstregulative zu bestimmen, woran der geistige Gehalt des nackten Fleisches zu erkennen ist. Für Eva, für die badende Susanne und bluttriefende Märtyrergestalten ist die Legitimation gewiß zu präsumiren; aber bereits eine halbnackte Magdalene im Stile des Correggio ist nicht mehr leicht von einer Danaë desselben Künstlers zu unterscheiden, wenn der geistige Gehalt in Frage kommt. Die Frage wäre alsdann richtiger nach dem geistlichen Gehalte des nackten Fleisches zu stellen. —

Anm. der Red. Wir können uns nicht versagen, diese Bemerkungen durch die Erinnerung an die berühmte Tribuna in den Uffizien zu Florenz zu ergänzen, eine der heiligsten Stätten der Kunst, wo durch die Nachbarschaft der mediceischen Venus oder der beiden Tizianischen der Genuß der

übrigen Kunstwerke, die fast alle religiöse Stoffe darstellen, noch niemandem verkümmert worden, der dort suchte, was dort gesucht werden soll: Erbauung durch den Anblick der Schönheit.

Die Stimmung in der Provence.

In Avignon erscheint alljährlich in provenzalischer Sprache ein Almanach, „veröffentlicht von den Felibre", einer Verbindung zum Zweck der Kräftigung occitanischen Nationalgefühls. Der Verleger, Roumanille, ist der Mann, der diese ganze Bewegung eingeleitet, und nur um sie zu fördern ein Buchhändlergeschäft eröffnet hat: an der Spitze der Verbindung steht Frederi Mistral, der Dichter des Epos Mirèio, einer herrlichen Schilderung provenzalischen Lebens. Vor nunmehr einem Jahre habe ich in einem Schriftchen „Ueber die provenzalische Poesie der Gegenwart" auf die neuen Troubadours jenes Kreises aufmerksam gemacht, und im September in den Grenzboten die politische Bedeutung dieser Bewegung hervorgehoben. Der Armana prouvençau für 1871, der so eben in meine Hände gekommen, bietet nun Einiges, was bei der augenblicklichen Sachlage von allgemeinerem Interesse ist, daher ich in der Eile einen kurzen Bericht hinwerfe.

Die Rückseite des Titelblatts gibt einen Abriß der Geschichte der Provence, von 600 v. Chr. an bis 1482, vier Perioden, deren jede etwa 500 Jahre gedauert: die griechische, die römische, die gothische, die unabhängige Provence; dann die französische Provence, die bald ihr viertes Jahrhundert beendigt. Wird sie ihr fünftes überdauern? — so fragt gewiß mancher Provenzale. Bei Ludwig XVI. ist die letzte Ständeversammlung der Provence besonders hervorgehoben, unter der Revolution die Vereinigung Avignons mit Frankreich; zum Schluß: „Aufleben der provenzalischen Sprache, Errichtung des Felibre-Bundes (21. Mai 1854)."

Sehr bezeichnend ist auf der nächsten Seite unter einer Windrose, in welche die provenzalischen Namen der Winde eingetragen sind, der Spruch: „Lobe den Norden, halte dich zum Süden; lobe das Gebirg, halte dich zur Ebene; lobe das Meer, halte dich zum Land; lobe Frankreich und halte zur Provence."

Die Jahreschronik beginnt mit Betrachtungen über den Krieg. „Im Augenblicke, wo dieser neue Almanach erscheint, ist die ganze Nation in Waffen gegen einen schrecklichen Feind, und unerhörte Unglücksfälle beklemmen das Herz von Jedermann in Frankreich. Und aus den Festungen Preußens, Baierns und Sachsens schreiben uns Provenzalen: „„Felibre, vergeßt nicht die

armen Gefangenen. Nicht bloß Brot ist Almosen. Hier schmachten und frieren wir; schickt uns die lustigen Funken Eures Büchleins.“" Gestattet also, wegen dieser Anregung, dem Gevatter Cascarelet sein Geplauder. Und außerdem wißt Ihr, man muß nie den Muth verlieren. Frankreich ist zu sehr geliebt, zu großartig angelegt, zu edel und zu lichtvoll, als daß die Menschheit es entbehren, und als daß seine Noth etwas Anderes als eine Prüfung sein könnte. Hoffen wir also und vertrauen wir! Nur laßt uns endlich einmal aus unserm Unheil Nutzen ziehen. Zum Teufel mit jener Centralisation, dem Werkzeug der Knechtung, das die Despoten geschmiedet haben, und das Frankreich unvorbereitet, waffenlos, nackt und bloß, in einen ungeheuren Krieg gestürzt hat! Statt die Nation zu uniformiren und zu caserniren, wollen wir sie verjüngen durch provinzielle und communale Selbstständigkeit. Mögen die Departements einer Region ihre Interessen, ihre Kräfte verbinden; mögen die Generalconseils aus departementalen, die schwach und willenlos sind, zu regionalen werden und ernstlich mit Macht ausgestattet werden, so daß sie nicht mehr die Diener des Präfecten sind. Und die Nationalversammlung, statt immer in einer und derselben Stadt zusammenzutreten, möge jährlich den Ort wechseln, und bald im Süden tagen, bald im Norden. Dann würden wir die Regierung nicht mehr einem Usurpator oder einer Handvoll Insurgenten zur Beute fallen sehn, und in allen Provinzen würde wieder Leben erstehn und edler Wetteifer und Anhänglichkeit an die Heimath und Vaterlandsliebe und der alte Stolz.“ Das sind gewiß Gedanken, die in Deutschland Sympathien finden werden; und nicht zu fürchten brauchen wir die „lateinische Conföderation“ die herbeigewünscht wird, um, sagt der Verfasser, „unsern ewigen Feinden, den Deutschen und den Russen, die Stirn zu bieten; denn“, fragt er, „wenn das schöne Italien mit dem edlen Spanien und dem heroischen Frankreich verbündet wären, wer würde sie beleidigen?“ — Schönheit, Adel und Heroismus helfen indessen wenig, wo es sich um gesunden Menschenverstand und Stärke handelt, und Eitelkeit wird sich stets beleidigt fühlen, wenn ihr nicht geschmeichelt wird.

Nach der politischen Expectoration wird in der Chronik Nachricht gegeben über die in der Provence im Laufe des Jahres gefeierten Feste, an denen Preise für occitanische Poesie ausgetheilt sind. Diesmal befindet sich unter den von der Akademie zu Beziers mit ehrender Erwähnung Bedachten ein Benedictiner von Solesmes. Berichtet wird ferner, daß der catalonische Dichter Albert de Quintana, der in den „Blumenspielen“ von Barcelona einen Preis davon getragen, sein so gekröntes Gedicht den Felibre gewidmet hat mit den Worten: „Brüder, glauben und hoffen wir. Gott gebe Euch die Provence wieder!“ Und Catalonien Euch! werden wir im Chorus antworten, fügt der Berichterstatter hinzu. Ein neues Zeichen jener früher von

mir berührten Thatsache, daß in den occitanischen Landschaften Frankreichs und Spaniens ein Gefühl gemeinsamer Eigenthümlichkeit rege ist.

Auch die gelehrten Arbeiten, die sich auf dieses Sprachgebiet beziehn, werden im Almanach sorgfältig verzeichnet, diesmal unter Anderm die drei Hefte der zu Montpellier begonnenen Revue des langues romanes und das Bulletin bibliographique de la langue d'oc von einem Bibliothekar derselben Universitätsstadt. Eine Sammlung von Inschriften dieser Sprache wird angekündigt, und zugleich wird aufgefordert, von Nizza bis Perpignan, von Marseille bis Bordeaux Alles zu beachten und mitzutheilen, was von solchen aus alten oder neuen Zeiten auf Stein, Bronze, Leder, Holz oder sonst sich finde. Manche Glocke könne jetzt zur Vertheidigung des Vaterlandes eingeschmelzen werden; man solle nicht vergessen, etwaige Inschriften zuvor abzuschreiben.

Auf die Chronik folgt ein „Bußpsalm" von Mistral, datirt vom 2. December 1870 aus seinem gewöhnlichen Wohnort Maïano, unweit Avignon. „O Herr, endlich donnert dein Zorn auf unsre Stirn herab . . . Niemand beneidet uns mehr, uns, die wir gestern noch die Stolzen waren . . . Du machst uns ohnmächtig, und zwingst uns, die früheren Sünden zu bekennen." Und nun greift der Dichter auf die erste Revolution zurück, wo die christlichen Kirchen geschlossen worden. „Wir haben, indem wir Deine Heiligthümer dem Gelächter überließen, brutal nur noch an Interessen und Progreß glauben wollen . . . Wir haben die Bibel mit dem Hauch falscher Gelehrten weggeblasen, haben uns für Gott erklärt. Wir haben alle Ehrfurcht unter die Füße getreten . . ." „Herr," fährt er dann fort, „wir sind Deine verlorenen Söhne, aber wir sind Deine alten Christen. Möge Deine Gerechtigkeit uns züchtigen, aber laß uns nicht zu Grunde gehn!" Um aller Derer willen, die für das Vaterland, für ihre Pflicht und ihren Glauben jetzt den Tod gefunden, um der Mütter, der Frauen, der Armen willen, um all des erlittenen Unglücks willen, möge der Herr seine Gerechtigkeit entwaffnen. Und wenn „die widerspenstige Stadt, die uns regiert und quält", das Maß habe überströmen lassen, „Herr schone die Provence! Denn, hat sie gefehlt, so war's aus Unbedacht. Abwaschen wollen wir unsere Uebertretungen, indem wir die frühere Schuld bereuen. Herr, wir wollen Männer werden, setze uns in Freiheit; wir sind Kinder Roms und Edelleute, und gehen gradeaus in unserm Gebiete." Geben wir als Beispiel der Form des Gedichtes diese Strophe im Original:

Segnour, voulen deveni d'ome;
en liberta
pos nous bouta:
Sian fiéu de Roumo e gentilome;
e marchan dre
dins nosse endré.

„Herr," so endet dann das Bußlied, „an dem Unheil sind nicht wir schuld; schicke uns hernieder einen Friedensstrahl! O Herr, hilf unsrer Sache! Und wir werden wieder leben und dich lieben!" Solche Worte des Dichters der Mirèio, die in sechs Auflagen verbreitet ist, werden dortzulande starken Wiederhall finden.

Unter der Ueberschrift „die provenzalischen Profezeiungen" erzählt ein anderer Mitarbeiter zuerst von einer Frau in Avignon, die vor etwa zwölf Jahren, nachdem sie die berühmten Sprüche ihres Landsmannes Nostradamus viel gelesen, eine feindliche Invasion vorhergesagt habe, aus der aber Frankreich blühender als jemals hervorgehen werde: Avignon werde verschont bleiben, und der Papst werde dorthin kommen, um Buße zu thun. Dann wird an zwei Erscheinungen der Jungfrau Maria erinnert. 1846 machte sie in der Dauphinée geheime Mittheilungen an zwei Hirten, die ihrerseits nur den Papst davon unterrichteten, worauf dieser ausgerufen: Armes Frankreich! Im Jahre 1858 redete dann die heilige Jungfrau zu einem Mädchen in den Pyrenäen über das Frankreich bevorstehende Unglück. „Diejenigen," sagt der Erzähler, „welche Glauben an solche Wunder haben, müssen dabei einen Umstand beachten, der nicht ohne Ehre für unsere Sprache (lengo d'o) ist: beide Male nämlich, wo die Jungfrau sich in Frankreich hat sehn lassen, hat sie, um zu reden, das Idiom des Südens gewählt. Ein Deputirter, M. de Rességuier, besuchte das Mädchen. Als sie ihm sagte, die Erscheinung habe gesprochen wie sie selbst, rief er aus: Das ist nicht wahr, mein Kind! Der liebe Gott und die heilige Jungfrau verstehen nicht dein Patois und kennen nicht deine niedrige Sprache. Sie antwortete: Wenn sie es nicht kennten, wie sollten wir es kennen? Und verstünden sie es nicht, wer könnte es uns verständlich machen?" — „Zur Nachricht", bemerkt der Berichterstatter, „für die Caplane, Curé's, Bischöfe und Vicare, welche sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie mit dem Volk der Provence provenzalisch sprechen. Sant Gent, Sant Ro, Sant Benezet, wie sprachen diese denn?"

Mistral wirft einen Rückblick auf Cajus Marius. „Der furchtbaren Invasion, die in diesem Jahre Frankreich mit Blut überschwemmt, ist vor zweitausend Jahren eine gleiche vorangegangen. Jene deutschen Stämme vermehren sich, scheint es, schneller als wir, und wenn ihr Land voll ist, so fluthen sie in das unsre wie die wüthende Rhone." Alle zweitausend Jahre eine solche Uebervölkerung, das schiene uns nicht gerade eine sehr schnelle Vermehrung zu beweisen. Ueber die Beweggründe, welche obgewaltet haben mögen für die während dieses Zeitraumes nicht seltene Invasion von Westen her nach Deutschland, dürfen wir an so ungeeignetem Ort keine Andeutung erwarten. — „Rom," fährt Mistral fort, „war zu jener Zeit unser Paris; und wie die Preußen heutzutage auf die Reichthümer von Paris losgestürzt sind, so zogen ihre

Verfahren, die Teutonen, aus, um Rom zu plündern." Mistral erzählt nun, wie Marius bei Aix „die lateinische Civilisation" gerettet habe. Er berührt dann die mannigfachen Erinnerungen an den großen römischen Feldherrn, die sich in der Provence erhalten haben, und daß soeben ein Herr Gilles in dem Buche Campagne de Marius dans la Gaule eine solche entdeckt habe in den Bildwerken, die bei les Baux in einen Felsen gehauen sind, den die Leute dort den ro di Tremaie oder Tres Mario nennen. Aus diesen Bildern des Marius, seiner Frau und der ihn stets begleitenden Wahrsagerin Marta habe der Volksmund die drei Marien gemacht, deren Cultus in der Provence eben hieher seinen Ursprung genommen! Die Leser der Mirèio brauchen wir nicht daran zu erinnern, welche wichtige Rolle in diesem Gedichte die Drei-Marien-Kapelle spielt.

Wenn es nach Marius Girard ginge, einem andern Dichter des Almanach, so hätten auch die Preußen schon ihr Aquä Sextiä gefunden durch die Söhne der Sieger von Jena.

Es ist eine Erholung, wenn man zwischen solchen Bravaden den Cascarelet mit großer Behaglichkeit eine allbekannte Geschichte vortragen hört, wie die von dem Manne, der, weil er eine Wittwe geheirathet, deren Tochter erster Ehe dann sein Vater heirathete, sein eigener Großvater war.

Nachdem aus einer jüngst erschienenen Gedichtsammlung ein Hoch auf die Brüderlichkeit der Völker ausgehoben, zeigt uns die Darstellung der Enthüllung des Standbildes Jasmin's zu Agen im Mai 1870, daß die occitanischen Landschaften Frankreichs wenigstens miteinander fraternisiren, wenn auch nicht mit den Franzosen, und J. Monné in Marseille singt im Februar 1870: „Provenzalen und Gascogner, auf! Reichen wir uns die Hände, brechen wir unsere Ketten! Warten wir nicht bis morgen! . . . Stehen wir auf, Brüder! Jetzt ist die Stunde oder niemals . . . Wo sind Eure Herzoge? Wo sind unsere Könige? Eure Weinberge und unsere Oelgärten haben ihren Glanz verloren . . ." Aber das sonnige Vaterland solle wieder schöne Zeiten sehen. „Wir rufen: Provence! und in heiligem Accord antwortet Ihr: Gascogne!" Es ist warmer Schwung in den schönen Versen, aber solche Aufforderungen wurden überdröhnt von der gewaltigeren Kriegserklärung, durch welche freilich die Veröffentlichung des Liedes nicht verhindert worden ist.

Albert Arnavielle, der zuerst dadurch von sich reden gemacht hat, daß er die Bulle von der unbefleckten Empfängniß in's Occitanische übersetzte, übt jetzt sein sonst nicht zu verachtendes poetisches Talent in Boutaden von patriotischem Haut-gout. „O Kapaun! o Canaille! o Lump! o Brigand! der du verkauft hast dein Heer und das Vaterland, während wir alle auf dich unsere Hoffnung setzten!" Der so Angeredete ist ohne Zweifel Bazaine.

Die Strafe werde ihn ereilen sammt Bonaparte, und nicht minder Wilhelm. Dieser, der morde, während er Psalmen bete, werde wie ein Wurm zertreten werden, „denn Frankreich ist der Glaube, die Vergangenheit, die Hoffnung, denn Frankreich ist das Recht, denn Frankreich ist Frankreich." Schließlich wird die Versicherung gegeben, daß Gott für solche Ungeheuer einen neuen Strafort schaffen werde, maßen das Höllenfeuer sich für zu gut halten würde, sie zu brennen. Der Wuthausbruch Arnavielle's ist vom 31. October; zehn Tage später trat der Dichter — nicht in die Armee, sondern in den heiligen Ehestand. Wir sehen dies aus einem Glückwunschgedichte von Louis Roumieux, das die Deutschen auffordert, nur an die Durance zu kommen, dort würden sie merken, ob die Männer ausgestorben seien. Nördlicher also scheinen wir geringe Aussicht zu haben, ihnen zu begegnen.

Der Cascarelet erzählt vom Sarazeneneinfall, welchen Karl Martell und sein General Hildebrand rühmlich zurückgeworfen. Solche Befreier der Provence werden nicht Barbaren genannt, wie der Sprachgebrauch sonst jetzt für Germanen zu fordern scheint. Auch der verunglückte Zug Kaiser Karls V. zur Unterwerfung der Provence wird durch Mistral vorgeführt. Besonderes Lob wird über jene Provenzalen ausgeschüttet, fünf Edelleute, fünfzehn Soldaten und dreißig Bauern, die in einem Thurm an dem Wege, den der Kaiser kommen mußte, diesem auflauerten, um ihn, wenn er vorbeiritte, niederzuschießen. Es kam denn auch ein Herr von fürstlicher Haltung und Kleidung mit seinem Gefolge. „Unsere braven Provenzalen schießen sämmtlich ihre Armbrüste auf ihn ab, und strecken ihn todt zu Boden. Aber sie hatten sich geirrt: es war ein Hauptmann Namens Garcia Lazzio." An den Thurm wurde Feuer gelegt und die Helden kamen alle um.

Lebhaft trat mir, als ich dies las, ein Gespräch vor die Erinnerung, das ich vor gerade zwei Jahren mit Mistral hatte. Es war Jahrmarkt in Maïano und wir schlenderten durch die fröhliche Menge. Ein wanderndes Wachsfigurencabinet zog große Aufmerksamkeit an sich, besonders Napoleon I. im Sarge. „Der Sieger von Jena," sagte Mistral lächelnd zu mir. Ja wohl, antwortete ich, der Besiegte von Leipzig. „Und von Waterloo", fügte Mistral hinzu. So waren wir bei der Politik und kamen obenhin auch auf die Chancen eines vielleicht nicht fernen Krieges zwischen Frankreich und Deutschland. Ihr wollt Elsaß wieder haben, meinte Mistral. Die Franzosen können es behalten, erwiderte ich, wenn sie uns in Frieden lassen: aber wenn Paris Händel mit uns anbindet, so werden wir nicht Frieden machen, ohne Elsaß und Deutschlothringen zurückzunehmen. Nun, scherzte Mistral, ich bitte um Ihren Schutz für die Felibre, falls die Preußen hieherkommen. Ich antwortete, daß unsere Leute keinen Dichter umbrächten, wie die Provenzalen gethan. „Die Provenzalen?" Allerdings, sie haben den

größten Lyriker Spaniens niedergeschossen, Garcilaso de la Vega. — Dieser nämlich ist jener von Mistral in der oben mitgetheilten Stelle ziemlich unkenntlich gelassene Hauptmann.

Eine Dame aus der Crau ermuntert dann nach der Weise der Marseillaise die Mobilgarden gegen den blutigen Wolf von Waterloo auszurücken. „Nach Preußen müssen wir ziehen! Als Sänger werden wir die Felibre haben, wenn wir auf dem Rheine fahren.“ So hoffte die phantasiereiche Felibresse im October.

Die Todtenschau, welche das Büchlein schließt, hat unter den Freunden der occitanischen Sache auch Jules Canonge aufzuführen, der mehr noch als durch seine französischen und provenzalischen Dichtungen, durch mannichfaltige Kunstsammlungen sich verdient gemacht hat, ein Freund von Ary Scheffer, Ingres und Pradier. Ich erinnere mich, daß M. Canonge mir sagte, seine zwei Rothstift-Zeichnungen Rafaels, ein Jupiter mit Amor, und eine Psyche, seien von ihm der Louvresammlung geschenkt, an welche sie aber erst nach seinem Tode abgegeben werden sollten. Möchten sie dort nun von unsern Granaten verschont bleiben. Eduard Böhmer.

Berichte aus dem Reich.

Der malchiner Landtag. Aus Mecklenburg. Am 9. Januar, Nachts gegen 12 Uhr, erhielten die mecklenburgischen Stände durch Verlesung der Landtagsabschiede ihre Entlassung von der diesmaligen Landtagsarbeit. Beide Serenissimi, von denen der eine in diesem Jahre sehr weit von dem Schauplatz der ständischen Berathungen entfernt war und mit militärischen Aufgaben und der Verwaltung einer französischen Provinz beschäftigt, wohl kaum Zeit gefunden hatte, von dem Gange der Verhandlungen in Malchin Kenntniß zu nehmen, erklärten sich, wie gewöhnlich, durch die Beschlüsse der getreuen Ritter- und Landschaft befriedigt und ertheilten ihr von Neuem die Versicherung, daß sie derselben mit Gnaden stets gewogen oder, wie der Sprachgebrauch des strelitzischen Landtagsabschiedes lautet, „mit Gnaden wohl beigethan“ bleiben würden. Der auswärtigen Ereignisse und der während der Dauer des Landtags erfolgten Wandlung der deutschen Verhältnisse geschah bei dieser nächtlichen Scene keine Erwähnung. Daß in Deutschland „Kaiser und Reich“ wiedererstanden, war kein Gegenstand, über welchen nach der mecklenburgischen Verfassung eine Mittheilung der Landesregierungen an die Stände hätte angemessen erscheinen können.

In der Bevölkerung haben die Verhandlungen des Landtags wenig Aufmerksamkeit erregt; sie hat es längst verlernt, in diesen, lediglich aus dem Besitz eines Landgutes oder einer obrigkeitlichen Stellung ihr Recht zur Vertretung ableitenden Ständen ihre wahren Vertreter zu erblicken. Ueberdies war das allgemeine Interesse so sehr von den großen Ereignissen des Tages in Anspruch genommen, daß darüber die inneren Landesangelegenheiten noch mehr als sonst in den Hintergrund treten mußten. Auch die Stände selbst schienen an der Uebung ihrer Wirksamkeit nicht mehr das frühere Behagen zu finden. Dies beweist schon die ungewöhnlich geringe Anzahl, in welcher sie sich eingefunden hatten. Während nahe an 700 Rittergutsbesitzer und 50 Vertreter der Städte auf dem Landtage zu erscheinen berechtigt sind und letztere sonst fast vollzählig, von ersteren wenigstens bei den wichtigeren Verhandlungen 60, 80 oder noch mehr anwesend zu sein pflegten, bewegte sich die Zahl der Theilnehmer an der Landtagsversammlung diesmal zwischen 30 und 40, von welchen die Hälfte auf die Ritterschaft, die Hälfte auf die sogenannte Landschaft (die Städte) fiel, so daß außer den Ständemitgliedern, welche für ihr Kommen eine Entschädigung an Diäten und Reisegeldern empfangen — zu diesen gehört auch ein Theil der Ritterschaft, namentlich die Landräthe und die Landmarschälle — fast Niemand sich die Unbequemlichkeit einer Landtagsreise auferlegt hatte. Es erklärt sich diese Apathie wohl theilweise aus der Verstimmung über die Beschränkung ihres Einflusses, welche die Umgestaltung der deutschen Verhältnisse den Ständen gebracht hat. Vielleicht ist sie aber auch als ein Merkmal der aufdämmernden Erkenntniß aufzufassen, daß innerhalb des modernen Staatswesens für den Feudalismus kein Raum mehr ist, und daß es den Charakter einer Usurpation annimmt, wenn die Träger des Feudalstaates ein traditionelles Recht noch länger aufrecht zu erhalten trachten, welches im Verhältniß zur lebendigen Gegenwart sich nicht mehr als ein wirkliches Recht auszuweisen vermag.

Wie die deutschen Einzelstaaten insgesammt jetzt die Aufgabe haben, ihre inneren Einrichtungen so zu gestalten, daß dieselben mit den Bundesgesetzen in Einklang stehen, so ist dies von Anfang der Gründung des Bundes an in besonders hervorragendem Grade die Aufgabe Mecklenburgs gewesen, da hier die Bundesgesetze auf einem ihren Voraussetzungen und Anforderungen meistens sehr wenig entsprechenden Boden zur Wirksamkeit gelangen sollen. Daher bildete auch auf dem jetzt beendigten Landtage den Hauptgegenstand der ständischen Thätigkeit die Berathung von Landesgesetzen, welche zur Ausführung von Bundesgesetzen erforderlich waren oder eine Zusammenstellung der von diesen übrig gelassenen Reste der Particular-Gesetzgebung bezweckten. Besonders hatte das Strafgesetzbuch für den norddeutschen Bund die Vorlage einer langen Reihe von Gesetzentwürfen nöthig gemacht,

welche die Uebereinstimmung der mecklenburgischen Verhältnisse mit der neuen deutschen Strafrechtspflege herbeizuführen beabsichtigten.

Die durch das Strafgesetzbuch hervorgerufenen Gesetz-Entwürfe oder, wie man in Mecklenburg sagt, Verordnungs-Entwürfe, welche dem Landtage vorlagen, sind:

1. Verordnung, betreffend das neben dem Strafgesetzbuch in Kraft bleibende Landesstrafrecht. Es handelt sich hier eigentlich nur um etwas Negatives, da die Verordnung es hauptsächlich mit einer Zusammenstellung derjenigen Gesetze zu thun hat, welche neben dem Strafgesetzbuch nicht mehr anwendbar sind, wodurch für den Richter etwaige Zweifel abgeschnitten werden sollen. Es ist eine ganz artige Sammlung von Gesetzen und einzelnen gesetzlichen Bestimmungen aus alter und neuer Zeit, welche die fleißige Hand des Justiz-Ministers hier zusammengetragen und auf den Scheiterhaufen gelegt hat. An ihrer Spitze steht das kaiserliche Duell-Patent vom 19. September 1668 nebst dem Publications-Edict vom 20. September 1737 und Duell-Edict vom 20. October 1750, ferner die Patent-Verordnung vom 23. Januar 1766 gegen die Verführung der Landeseinwohner zur Emigration. Gewiß erfahren viele Mecklenburger es erst aus dieser Verordnung, daß diese Alterthümer noch bis zum 1. Januar 1871 bei uns Gesetzeskraft gehabt haben. Bekannter im In- und Auslande ist die Verordnung wegen Aufhebung bezw. Beschränkung der körperlichen Züchtigung als Strafmittel in gerichtlichen und polizeilichen Untersuchungssachen, welche hier gleichfalls dem Strafgesetzbuch zum Opfer fällt. Mecklenburg-Strelitz sieht sich genöthigt, unter Anderem auch auf einige ganz neue, aus dem Jahre 1869 datirende Erlasse zu verzichten, welche die Bettelei und Vagabondage zum Gegenstand haben und die Verüber dieses allerdings sehr tadelnswerthen Zweiges des Gewerbebetriebes im Umherziehen mit fünftägigem Gefängniß, unter Umständen bei Wasser und Brot, bedrohen, auch bestimmen, daß bei ungenügend legitimirten Personen es als ausreichende Bestätigung des Verdachts der Vagabondage gelten soll, wenn sie ohne genügende Subsistenzmittel und ohne bestimmtes Reiseziel sich nicht darüber ausweisen können, daß sie in den letzten Tagen gearbeitet haben, oder wenn sie, bei ungenügenden Subsistenzmitteln, in Kleidung und Schuhzeug so abgerissen sind, daß sie ohne zu betteln nicht reisen können.

2. Verordnung, betreffend die Zuständigkeit und das Verfahren in Strafsachen. Die Begriffe der Verbrechen und Vergehen haben, wie die Regierung hierzu bemerkt, durch das Strafgesetzbuch so wesentliche Veränderungen erfahren, daß es zur Verhütung von Verwirrungen und Rechtsunsicherheiten durchaus nothwendig ist, die Competenz des Criminal-Collegiums — des zur Untersuchung gewisser schwererer Verbrechen ausschließlich

competenten Untersuchungs- und zugleich in erster Instanz erkennenden Gerichts — von Neuem festzustellen. Doch ist, im Hinblick auf die in Aussicht stehende Umgestaltung der ganzen Gerichts-Organisation, dabei von weiter greifenden Aenderungen des gegenwärtigen Rechtszustandes Abstand genommen.

3. Verordnung, betreffend die Vollziehung der Freiheitsstrafen. Die mecklenburgischen Gefängnisse sind größtentheils nur auf Verbüßung kürzerer Gefängnißstrafen eingerichtet, da längere Strafen dieser Art nach bisherigem Landesrecht nur in seltenen Fällen eintreten konnten. Den neuen Anforderungen des Strafgesetzbuchs kann aber nur durch Errichtung großer Central-Anstalten genügt werden, welche nicht augenblicklich und nur mit erheblichem Kostenaufwande geschaffen werden können. Für den eintretenden Nothstand mußte daher eine vorläufige Auskunft getroffen werden, und diese besteht hauptsächlich darin, daß in der Landes-Strafanstalt Dreiberge eine Station für die Verbüßung der Gefängnißstrafen angewiesen wird.

4. Verordnung zum Schutz wider den Mißbrauch der Presse. Nach bisherigem Recht konnte die Erlaubniß zum Gewerbebetriebe den Buchdruckern u. s. w. im administrativen Wege entzogen werden. Nachdem der § 143 der Gewerbe-Ordnung für den norddeutschen Bund diesen Zustand beseitigt hat, führt diese Verordnung die gerichtliche Aberkennung des Rechts zum Betriebe eines Preßgewerbes ein, deren Fortbestand in der Gewerbe-Ordnung allerdings freigelassen wird. Dagegen enthält das Strafgesetzbuch die ausdrückliche Vorschrift, daß auf andere Strafen als die darin aufgeführten nicht erkannt werden darf, und unter diesen Strafen befindet sich die Entziehung des Rechtes zum selbständigen Gewerbebetriebe nicht. Die Regierung und ihre Anhänger glauben jedoch für die Zulässigkeit dieser Strafe auf das Einführungsgesetz zum Strafgesetzbuch sich berufen zu können, welches die Aufrechterhaltung der preßpolizeilichen Vorschriften gestattet. Voraussichtlich wird diese Einführung einer dem Strafgesetzbuch unbekannten Art der Strafe durch eine polizeiliche Hinterthüre, zumal da auch andere deutsche Landesgesetzgebungen bei dieser Frage interessirt sind, eine authentische Interpretation der betreffenden Bestimmungen des Strafgesetzbuches durch die Reichsgesetzgebung erforderlich machen.

5. Verordnung, betreffend das Jagdrecht. Das mecklenburgische Gesetz über Wilddieberei und Jagdfrevel enthält eine große Anzahl von Bestimmungen, welche theils unmittelbar durch das Strafgesetzbuch ihre Geltung verlieren, theils einer Abänderung bedürfen, um mit den Grundsätzen des Strafgesetzbuchs in Einklang gebracht zu werden. Die neue Verordnung gibt, zur Erleichterung der Uebersicht, eine Zusammenstellung der noch in Geltung bleibenden bisherigen Bestimmungen, unter Hinzufügung der für

angemessen erachteten Abänderungen. Zu den bisherigen Vorschriften, deren Aufrechterhaltung die Regierung nicht für thunlich hielt, gehört auch das den Bauern und anderen Personen nicht eximirten Gerichtsstandes auferlegte Verbot des Besitzes von Jagdgewehren. Für diese Anschauung aber vermochte sie, ungeachtet eines wiederholten Versuches, die Zustimmung der Ritterschaft nicht zu gewinnen, welche in einer Standeserklärung die Aufrechterhaltung des Verbotes forderte. Eine Ausgleichung dieser Differenz ist nicht erfolgt.

6. Verordnung, betreffend die Forstfrevel. Manche Handlungen, welche nach bisherigem mecklenburgischen Recht als Forstfrevel qualificirt waren, sind nach dem Strafgesetzbuch als Diebstahl aufzufassen. Die Verordnung hat es im Wesentlichen mit einer neuen Feststellung des Begriffes „Forstfrevel“ zu thun.

7. Verordnung, betreffend die Bestrafung des Bankerotts und der absichtlichen Verkürzung einzelner Gläubiger. Im Strafgesetzbuch hat nur der Bankerott der Kaufleute Berücksichtigung gefunden. Die Verordnung bezweckt die Ausfüllung dieser Lücke und die Ausgleichung der Strafbestimmungen für die Nichtkaufleute mit denen der Kaufleute.

8. Verordnung, betreffend das Einschreiten wider den Concubinat, die sogenannte wilde Ehe. Die Bestimmungen des mecklenburgischen Gesetzes über die Bestrafung der einfachen Unzucht und des Concubinats konnten neben den entsprechenden Bestimmungen des Strafgesetzbuchs nicht aufrecht erhalten werden. Die Verordnung will nur dafür sorgen, daß das polizeiliche Einschreiten gegen die wilden Ehen gesichert bleibe.

Gleichfalls in engster Beziehung zu dem Strafgesetzbuch stand eine andere Vorlage, welche außerdem auch das Bundesgesetz über den Unterstützungswohnsitz zu berücksichtigen hatte, nämlich eine neue Land-Arbeitshaus-Ordnung. Nach dem Strafgesetzbuch sollen eine Reihe von Personen, welche sich gewisser Uebertretungen schuldig gemacht haben, namentlich Landstreicher, Bettler u. s. w., unter näher angegebenen Voraussetzungen mit Haft bestraft werden. Zugleich kann erkannt werden, daß die verurtheilte Person nach verbüßter Strafe der Landespolizeibehörde zu überweisen sei, wodurch Letztere das Recht erhält, jene entweder bis zu zwei Jahren in einem Arbeitshause unterzubringen, oder zu gemeinnützigen Arbeiten zu verwenden, die Ausländer aber aus dem Bundesgebiete zu verweisen. Nach mecklenburgischem Recht zog die Bettelei und Vagabondage meistens die unmittelbare Einlieferung in das Land-Arbeitshaus nach sich, und die Ortsobrigkeiten hatten die Befugniß, Personen, die sich dem Müßiggange, dem Trunke rc. ergeben und Armenunterstützung genossen hatten, jener Anstalt zur Correction zuzuführen. Von dieser unmittelbaren Anordnung einer Correction Seitens der

Polizeibehörde kann, dem Strafgesetzbuch gegenüber, nur noch insofern die Rede sein, als es sich dabei um solche Uebertretungen handelt, welche nicht Gegenstand des Strafgesetzbuchs sind. Der einzige Fall dieser Art, welcher hier in Betracht kommt, ist der, daß Frauenzimmer, welche bereits mehrfach unehelich geboren haben und der öffentlichen Unterstützung zur Last fallen, in das Land-Arbeitshaus gebracht werden können. Die Regierung hat sich aber gegen die Aufrechterhaltung dieser Bestimmung entschieden, da sie es für bedenklich hielt, neben einem von Grund aus veränderten Correctionssystem eine vereinzelte Ausnahme bei Bestand zu lassen, und da außerdem bei der durch die Bundesgesetzgebung eingeführten Erleichterung der Niederlassung und der Eheschließung ein erhebliches practisches Bedürfniß der Beibehaltung nicht obzuwalten schien.

Durch das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz fällt dem Land-Arbeitshause, neben seiner Aufgabe als Correctionsanstalt für Bettler u. s. w., in einem gegen früher wahrscheinlich sehr erhöheten Umfange die Aufgabe zu, als Anstalt zur Aufnahme und Pflege „landarmer" Personen zu dienen. Die Regierung glaubt aber, auf eine vollständige locale Trennung dieser Klasse von den Correctionären verzichten zu müssen, da dieselbe wegen der baulichen Verhältnisse der Anstalt nur mit Schwierigkeiten und Kosten zu erreichen sein würde.

Die auf die Behandlung der Detinirten bezüglichen Bestimmungen sind aus dem Gesetze ausgeschieden und dem von der Verwaltungsbehörde festzustellenden Anstalts-Reglement vorbehalten worden, weil diese Bestimmungen, wie die Regierung meint, „für dritte Personen und Behörden kein Interesse haben," auch je nach dem eintretenden Bedürfnisse der Verwaltung öfters abgeändert werden müssen und daher zur gesetzlichen Feststellung nicht geeignet sind.

Bei der Sprödigkeit, mit welcher Domanium, Ritterschaft und Landschaft in Bezug auf die Verwaltung des Armenwesens einander gegenüberstehen, bildete einen der schwierigsten Gegenstände der Berathung die Einführungs-Verordnung zum Bundesgesetz über den Unterstützungswohnsitz, und es gelang nur mit Mühe, eine Uebereinstimmung zwischen Ständen und Regierung hierüber herbeizuführen. Die Vorlage bestimmte, daß die bestehenden Heimathsbezirke in Zukunft als Ortsarmenverbände gelten sollten, jedoch mit der Maßgabe, daß diejenigen Domanial-Ortschaften, welche auf Grundlage der Gemeinde-Ordnung für das Domanium von 1869 eine selbständige Gemeindeverwaltung erhalten haben oder noch erhalten würden, in den Angelegenheiten des Armenwesens nicht mehr von den Aemtern, sondern von den eingesetzten Gemeindevorständen vertreten werden sollten. Die Stände fürchteten, daß manche Ortsgemeinden im Domanium nicht die Mittel haben

würden, ihren Verpflichtungen zu genügen, und daß die Zahl der aus dem Domanium hervorgehenden Landarmen größer sein werde als die der übrigen Landestheile. Es gelang ihnen auch einigermaßen, innerhalb des Landarmenverbandes, welcher sich über das ganze Großherzogthum erstrecken wird, die Sonderinteressen zu wahren, indem man der Regierung das Zugeständniß abdrang, daß in Fällen der Insolvenz einzelner Domanial-Gemeinden eine Uebertragung der Kosten aus landesherrlichen Mitteln nach dem Bevölkerungsverhältnisse eintreten solle; ferner daß, im Falle der Aufwand für die aus dem Domanium hervorgehenden Landarmen im Verhältnisse zu den Beiträgen, welche aus der landesherrlichen Kasse zu der Landarmen-Kasse geleistet werden, eine Prägravation für die beiden anderen Landestheile involvire, alsdann das Object der Prägravation von Serenissimus allein übernommen werden solle, wogegen Stände, zur Herstellung der geforderten Reciprocität, sich damit einverstanden erklärten, daß im Falle einer etwaigen Prägravation des Domanium durch die Kosten des Landarmenwesens das Object derselben aus der Landes-Receptur-Kasse (einer gemeinsamen Kasse des Landesherrn und der Stände) gedeckt werden solle. Einen Unglück weissagenden Epilog zu diesem Beschlusse gab am Schlusse des Landtags der Graf v. Bernstorff-Wahrstorf in einem Dictamen zu Protokoll. „Stände," so äußerte er sich, „haben, im Widerspruch mit zweimaligen früheren Beschlüssen, der Zerlegung der Domanialämter in beliebige Ortsarmenverbände zugestimmt. Die nächste Folge wird die Aufstellung möglichst vieler Ortsarmenverbände in allen Landestheilen sein, also jedes Gutes ohne Ausnahme gegenüber dem anderen Gute, des Kämmereidorfes gegenüber der Stadt u. s. w. Hierdurch haben wir uns der Constituirung solcher Verhältnisse angeschlossen, wie sie innerhalb des norddeutschen Bundes am meisten zur Schaffung von fluctuirenden, bald heimathlosen Schichten der Bevölkerung geeignet sind, und haben wir dadurch die bisherigen, für Mecklenburg so segensreichen Bestrebungen aller Factoren der Gesetzgebung, der Bildung eines Proletariats den Boden möglichst zu entziehen, aufgegeben, vielmehr die ersten Grundlagen zu einem rechten Saatbeete für dieses Proletariat gelegt" u. s. w.

Ueber dieser vielen durch den Bund verursachten Arbeit fanden die Stände keine Zeit, sich mit einem wichtigen, die Aufhülfe des städtischen Ackerbauwesens mittelst Separation der städtischen Feldmarken bezweckenden Gesetzentwurfe zu beschäftigen, dessen Vorlage von der Landschaft schon im Jahre 1869 beantragt war. Derselbe wurde bis zum nächsten Landtage zurückgelegt.

Es ist ein eigenes Geschick, daß dieser Bund, welchen die mecklenburgischen Feudalstände so wenig lieben, sie doch fortwährend zwingt, in seinem Dienst zu arbeiten und Landesgesetze und Einrichtungen nach seinen Grund-

sätzen umzugestalten. Sie vermögen sich dafür nur die Genugthuung zu verschaffen, gegen die den Feudalismus immer mehr einengenden Fortschritte des Bundes von Zeit zu Zeit den verhallenden Vorwurf einer Competenzüberschreitung zu erheben. Im Jahre 1869, bei Errichtung eines Bundes-Oberhandelsgerichts, forderten sie die Großherzoge zur Abgabe eines ablehnenden Votums auf und sprachen demnächst, unter Verwahrung ihrer Rechte, die Erwartung aus, daß dieselben ferneren Ueberschreitungen der Bundescompetenz zur Beeinträchtigung der Selbständigkeit des Landes und der Rechte der Ritter- und Landschaft entgegentreten würden. Ein gleicher Schritt erfolgte im Jahre 1870, als die Absicht laut wurde, einen obersten Gerichtshof für den ganzen norddeutschen Bund einzusetzen. Unter nochmaliger Verwahrung ihrer Rechte baten sie die beiden Großherzoge, daß dieselben geruhen möchten, „der Errichtung eines obersten Bundesgerichtshofes im Wege der Bundesgesetzgebung mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu widerstreben". Auf alle diese Anträge aber fehlt es bis jetzt an jeder Rückäußerung, und es scheint daher in den Residenzen zu Schwerin und Neustrelitz wohl die Meinung zu bestehen, daß die Stände durch ihre Einmischung in diese Angelegenheiten ihre eigene Competenz überschreiten.

Einen Beschluß wollen wir endlich nicht unerwähnt lassen, welcher den Ständen nach einigem Widerstreben durch die Ausdauer der Regierung abgerungen wurde, da er eine hervorragende Industrie des Landes von einem empfindlichen Drucke befreiet. Er betrifft die Bewilligung der Mittel zur Ablösung des Scheldezolls. Alle Staaten mit seefahrenden Bevölkerungen hatten diesen Zoll im Jahre 1863 abgelöst; aber auf den mecklenburgischen Schiffen lastete derselbe, mit 5 Francs per Tonne, nach wie vor, zum großen Nachtheil für ihre Concurrenzfähigkeit. Vor dem Jahre 1863 liefen jährlich 60 bis 70 mecklenburgische Schiffe in die Schelde ein, seitdem sank ihre Zahl auf 10 bis 12. Im Jahre 1870 wurden, unter Vermittlung der Bundesgewalt, neue Verhandlungen wegen der Ablösung eingeleitet, welche am 18. März zum Abschluß eines Vertrages führten. Die Forderung Belgiens war die frühere, nämlich 1,036,320 Francs, aber die Zahlungsbedingungen wurden günstiger gestellt: die Summe sollte in 40 Jahresraten und ohne Zwischenzinsen gezahlt werden. Der Vertrag war von Seiten Mecklenburgs mit dem Vorbehalt abgeschlossen worden, daß derselbe nur gelten sollte, wenn die Stände die Ablösungssumme aus Landesmitteln bewilligen würden. Dadurch, daß die Stände sich zu dieser Bewilligung endlich verstanden, ist jetzt auch dem Bunde die Widerwärtigkeit abgenommen worden, daß er seine Flagge, je nachdem sie von mecklenburgischen oder anderen deutschen Schiffen geführt wurde, in den belgischen Häfen einer verschiedenen Behandlung unterworfen sehen mußte.

Die Landtage der süddeutschen Königreiche. Aus Stuttgart. Am 7. Januar ward unsere Ständeversammlung wieder vertagt, nachdem sie ihre Aufgabe, die Einfügung Württembergs in das neue Reich, nach Wunsch gelöst, für die meisten Bedürfnisse des Haushalts gesorgt und sonst noch einige Geschäfte erledigt hatte, wie sie die Eröffnung einer neuen Session mit sich zu bringen pflegt. Nicht unsere Schuld ist es, daß das Reich nur als Torso mit Neujahr 1871 ins Leben treten konnte. Diesmal sind wir zur rechten Zeit fertig geworden, die Ratificationen des Vertrags konnten vor Ablauf des Termins ausgewechselt werden, und mit Recht führte Alt-Württemberg Klage nicht bloß über den Inhalt der neuen Verträge sondern auch über das unerhörte „stramme" Verfahren, das gänzlich gewohnheitswidrig eine einfache Sache auch auf einfache Weise erledigte. Einfach aber lagen die Dinge insofern, als sie den süddeutschen Kammern keine Wahl ließen. Es trat an die beiden Königreiche jene Zwangslage, die ihnen oft prophezeit worden war, und die ihnen früher oder später nicht erspart werden konnte, wenn sie nicht bei Zeiten ihren Anschluß ans Reich suchten. Zum Glück hatte uns das allgemeine Stimmrecht am 5. December eine Kammer geschickt, die das Unvermeidliche mit Freuden that, als eine patriotische Pflicht; und die Adresse, die am 4. Januar dem König Karl übergeben ward, athmete einen nationalen Geist, eine Reichsgesinnung, wie noch nie ein Schriftstück, das von einer württembergischen Kammer ausgegangen. Auch die kleine Schaar der Gegner, die mit Consequenz glaubte Nein sagen zu müssen, scheint heute zufrieden, daß der fatale Staatsakt, den sie nicht hindern konnten, wenigstens abgethan ist. Sie sind froh, wie man froh ist, eine schmerzhafte heilsame Operation hinter sich zu haben und sie begreifen nicht, daß ihre Collegen und Gesinnungsgenossen in Baiern, die Patrioten, ein besonderes Vergnügen daran finden konnten, die Qual der Operation in die Länge zu ziehen. Merkwürdig bleibt die Naivetät, mit welcher diese Partei ungenirt vor aller Welt die letzten Gründe erörterte, mit denen sie für oder gegen die Verfassungsverträge argumentirte. Was ist, so lautete die Frage, uns nützlicher, uns der ultramontanen Partei in Baiern, die Verträge anzunehmen oder zu verwerfen? In dem einen Fall verliert Baiern seine Selbständigkeit, wird es in die deutsche Staatsgemeinschaft hineingezogen und unter die Führung einer protestantischen Kaisermacht gestellt; aber auf der andern Seite ist dann die Wahrscheinlichkeit, daß die Kammer nicht aufgelöst wird, unsere klerikale Mehrheit aufrecht bleibt und in allen Kirchen- und Schulfragen des Landes den Ausschlag gibt. Im anderen Falle halten wir uns den verhaßten deutschen Staat vom Leibe, aber wahrscheinlich doch nur auf kurze Zeit, eine Kammerauflösung droht uns die Mehrheit zu entziehen, und mit dem Eintritt in das Reich wird dann zugleich im Innern des Landes der Fortschritt übermächtig werden. So die Gründe und Gegengründe, welche freilich wenig Glauben an sich selbst und die eigene Zukunft verriethen. Aber zu denken giebt es doch, daß dem neuen Kaiserthum gleich auf der Schwelle der alte böse Feind wieder entgegentrat, dieser unliebsame Bekannte aus früheren Jahrhunderten.

Das Verfahren der Patrioten, wochenlang ihren Scherz mit dem deutschen Reich zu treiben, war um so schwerer zu qualificiren, als die Verfassung ganz besonders für das baierische Selbstgefühl zugeschnitten wurde und wenig

an ihr auszusetzen ist, wenn es nicht eben diese Zugeständnisse an Baiern sind. Auf fast unmögliche Bedingungen hin hat man ihnen die Hand dargeboten nur damit ihnen die Schmach des Scheiterns der Einigung erspart bleiben sollte. Der Dank für diese Zugeständnisse war, daß das Referat von Jörg und die Reden der Herren Patrioten nicht einmal Notiz von denselben nahmen. Die „centralisirende Tendenz", die „entschiedene Neigung des Nordbundes zum Einheitsstaat" wird perhorrescirt ganz in derselben Weise, wie man bisher an der alten Nordbundsverfassung Kritik zu üben gewöhnt war. Uebrigens ist auch in den Verhandlungen der württembergischen Kammer von jenen Modificationen der Verfassung so gut als gar nicht die Rede gewesen. Kaum daß der Berichterstatter Hölder die wichtigsten aufzuführen für nöthig fand. Alle jene Einräumungen an den Einzelstaat, — weder die Redner für den Anschluß legten auf dieselben Werth, noch auch die Gegner nahmen viel Notiz davon, um deren Bedeutung oder Unwerth zu prüfen. Was noch einmal in Frage stand, war vielmehr der endliche Vollzug der Einheit, d. h. der Anschluß an den Norden überhaupt, auf Grundlage der Verfassung, welcher doch im Jahre 1867 ihr unverwischlicher Stempel aufgedrückt worden ist. Und so bewiesen diese Debatten im Grunde nur, wie überflüssig alle jene peinlich ausgedachten Abänderungen der Verfassung waren. Ueberflüssig jedenfalls für das süddeutsche Volk, das in seiner Stimmung durch jene Zugeständnisse an den Particularismus lediglich nicht beeinflußt wurde.

Die Atmosphäre im Stuttgarter Halbmondsaal erschien, wenn man sich der Sessionen des letzten Jahrzehnts erinnerte, merkwürdig verändert. Und als die Verfassungsverträge berathen wurden, hatte die particularistische Opposition, theils aus zurückgebliebenen Demokraten, theils aus Ultramontanen bestehend, überdies ihren besonderen Unglückstag. Fehlten doch auch so manche Häupter, denen das Glück am Wahlkasten nicht wieder gelächelt hatte. Müde, altersschwach, entsetzlich ledern klang es, als Moritz Mohl zwei Stunden lang theils die glücklichen Zeiten des seligen Bundestags pries, theils die erschrecklichen Lasten schilderte, die das württembergische Volk in Zukunft erdrücken würden. Wie eine Todtenklage hörte sich seine Rede an. Und daß nicht blos über eine deutsche Verfassung, sondern zugleich auch noch über etliche zwanzig Gesetze in Bausch und Bogen entschieden wurde, ohne eine entsprechende Anzahl von Jahre lang vorbereiteten Commissionsberichten, das mußte ihm wirklich der Anfang vom Ende dünken. Es war eine traurige Stunde für die Männer, die hier Jahrzehnte lang das große Wort geführt. Und noch während der Abstimmung verminderte sich die Zahl der Beherzten, die bei Mohl und Probst aushielten. Der Vertrag mit Baden und Hessen wurde gegen vierzehn Stimmen genehmigt, der baierische Vertrag zählte noch zwölf Gegner, und als über die Einführung der Namen „Kaiser und Reich" abgestimmt wurde, siehe, so waren es genau gezählt noch sieben Schwaben, die sich dawider stellten. Es sind noch immer die alten unsterblichen sieben Helden! Von Zeit zu Zeit befällt sie der Drang, sich ins Gedächtniß der Welt zurückzurufen und jetzt an der Schwelle des neuen Reichs ließen sie sich's nicht nehmen unerschrocken zu rufen: „Wir sind auch noch da!"

Nicht besser ging es den Gesinnungsverwandten in der Kammer der Standesherrn, wo der Freiherr v. Neurath für seinen Antrag, entweder die Verträge zu verwerfen, oder doch deren Genehmigung von der Annahme

durch Baiern abhängig zu machen, blos zwei Stimmen zu seiner eigenen gewann. Der Gedanke auf Baiern zu warten und mit diesem gemeinsame Sache zu machen, war auch so unglücklich als möglich. Denn der ganze Verlauf der Münchner und Versailler Verhandlungen hatte durchaus nicht Gefühle der Intimität zwischen den Staatsmännern der Isar und des Nesenbachs geweckt, wie auch die betreffenden Reden der Herren v. Lutz und v. Mittnacht mit ihren spitzigen Anspielungen darthaten. Sie hatten ihre Abmachungen gesondert betrieben, weil Württemberg sich hütete zum Anhängsel Baierns sich zu machen, und das letztere überzeugt war, daß es in vornehmer Isolirung den preußischen Unterhändlern ungleich mehr imponiren werde als in Verbündung mit den Kleineren. Als gleichwol einmal zu unglücklicher Stunde der württembergische Hof Miene machte auf die baierische Linie zurückzutreten, — es war der bekannte „unvorhergesehene Zwischenfall" des Herrn v. Delbrück — sollte es Württemberg schlecht bekommen; denn die Folge war nur die gewesen, daß Württemberg zu allerletzt in Berlin unterzeichnete und dadurch eine Note sich zuzog, die es in der That nicht verdient hatte. Jetzt aber wurde durch die willige Genehmigung der württembergischen Stände dieser kleine Vorsprung allerdings glänzend wieder eingeholt.

Ueber die Kriegsfrage entspann sich eine kleine Conversation in der Sitzung vom 4. Januar, als die Berathung des weiteren außerordentlichen Credits für militärische Zwecke im Betrag von 12,900,000 Fl. auf der Tagesordnung stand, ein Betrag, der nach der angestellten Berechnung die Mittel zur Fortführung des Kriegs bis zum 30. Juni d. J. gewährt. Auch die württembergische Kammer sollte sich rühmen ihren Liebknecht-Bebel zu besitzen: es war der Abgeordnete Hopf, derselbe, der schon im Anfang gegen die Theilnahme am Krieg gestimmt hatte, weil er überhaupt grundsätzlich den Krieg für eine Versündigung halte und die Eroberer hasse, gleichviel ob sie Napoleon oder Wilhelm heißen; jetzt tadelte er, daß man nicht nach Sedan Frieden gemacht, und jammerte, daß man auch noch die große und schöne Stadt Paris aushungern und beschießen wolle. Es war aber doch ein Anzeichen sehr veränderter Stimmungen, daß solche Aeußerungen im Stuttgarter Ständesaal vereinzelt blieben und kein anderes Organ fanden als den Mund eines Abgeordneten, dessen Einfälle überhaupt nicht ernsthaft genommen zu werden pflegen. Auch war es sehr erfreulich, daß er nicht blos von nationaler Seite, sondern auch in demonstrativer Weise von zwei Mitgliedern der schwäbischen Volkspartei entschiedene Gegenrede erfuhr, ein Beweis, daß wenigstens ein Theil der letzteren das lebhafte Bedürfniß empfindet, sich zu rehabilitiren, indessen der Führer derselben eben in diesen Tagen seinen politischen Bankerott öffentlich bekannte und sich als grollender Achill in seine Zelle zurückzog. Es war die rings im Lande herrschende Stimmung, was das vom Oberbürgermeister Sick verfaßte Referat aussprach: Der Wunsch nach Frieden sei allgemein, aber ebenso fest stehe die Ueberzeugung, daß alle Energie an die Fortsetzung des Kriegs gewendet werde bis zu einem wirklichen, guten Frieden, der die Errungenschaften des Krieges sichere.

Ein besonderes Merkmal der verflossenen Landtagssession war das freundschaftliche Verhältniß zwischen der gouvernementalen und der deutschen Partei, wodurch allerdings die Neigung der ehrenwerthen Männer, welche

die Partei der jedesmaligen Regierung zu bilden pflegen, gegen früher gänzlich verschoben erschien. Es ist anzunehmen, daß dasselbe Verhältniß der Parteien, wie es sich bei den letzten Kammerwahlen gezeigt hat, auch die bevorstehenden Reichstagswahlen beherrschen wird, und dann ist nicht zu zweifeln, daß Württemberg eine ganz andere und würdigere Vertretung nach Berlin senden wird, als die unliebsam berühmten siebzehn schwäbischen Zollparlamentsboten gewesen sind.

Der Feldzug. Die Mitte des Januar hat, wie wir hoffen dürfen, die Entscheidung des Krieges gebracht. Sämmtliche drei Feldarmeen der Franzosen durch starke Schläge zurückgeworfen, jede Möglichkeit eines großen Durchbruches in den Elsaß und eines Entsatzes von Paris genommen, in der Stadt Paris durch Ausdehnung des Bombardements über neue Stadttheile die Hoffnungslosigkeit allgemeiner gemacht. Es war eine Woche glänzender Siege, der größten Erfolge, sie hat an der Loire, im Norden, in Burgund, vor Paris zusammen mehr als 40,000 Franzosen in Gefangenschaft gesandt. Immer deutlicher wird bemerkbar, daß die letzten beschleunigten Neubildungen der Feinde nicht im Stande waren, feldtüchtige Armeen zu schaffen. Sogar der härteste Kampf; der von Werder gegen Bourbaki, ca. 35,000 Mann gegen ca. 90,000 Mann, in welchem ein Armeecorps und die badische Division gegen fast dreifache Uebermacht in Winterkälte, bei höchst unvollständiger Verpflegung durch drei aufeinanderfolgende Tage rangen, selbst diese schwere Leistung, welche nächst der um Orleans vom 30. November bis 5. December wohl die härteste Anstrengung eines größern Truppenkörpers war, hat uns an Todten und Verwundeten kaum mehr als 1500 Mann gekostet. Wie schmerzlich dieser Verlust ist, und wie viel zur Schonung des Heeres auch die guten Dispositionen des Feldherrn beigetragen haben, die Verlustziffer beweist doch, daß das feindliche Heer nicht mehr die normale militärische Energie aufzuwenden vermochte. Aehnlich war das Verhältniß der Verluste bei dem schönen Sieg, den Göben bei St. Quentin gegen die doppelte Uebermacht erkämpfte. Wir sind überzeugt, daß das Obercommando des Heeres den großen Fortschritt durch diese schweren Kämpfe vielleicht noch freudiger würdigt, als das deutsche Volk. Denn in Versailles hat man doch den Ernst der Lage seit dem Spätherbst ganz anders erkannt, als daheim. Als die Hälfte unseres Heeres Mitte September die Einschließung von Paris begann, war die Voraussetzung, daß Metz in kurzem fallen würde. Daß sich diese Festung noch zwei Monate hielt, brachte unsere Pariser Armee in eine unheimliche Lage, gegen welche die stärkste Feldherrnkunst nichts wesentliches zu thun vermochte. Mit etwa 210,000 Mann mußten wir die größte Festung der Welt nebst einer doppelt so starken Armee, welche täglich an Kriegsübung zunahm, belagern, überall in Frankreich hatten Heerkörper im größten Maßstabe Zeit sich zu bilden und zu festigen. Drohend näherten sie sich zum Entsatz, von Paris aus war Trochu im November zu erfolgreichem Angriffe übergegangen, es war nicht möglich, ja nicht rathsam gewesen eine Anzahl vorgeschobener Stellungen vor den Forts, welche die Franzosen occupirt und befestigt hatten, ihnen zu entreißen. Verfolgte Trochu mit systematischer Consequenz diese Vortheile, so war bei dem ersten Andrang eines französischen Entsatzungsheeres die Sprengung des schwachen Belagerungs-

gürtels, die Störung unserer einzigen schwierigen Verbindung mit der Heimath sehr möglich. Und was war dann unsere Aufgabe? Ein Rückzug. Als endlich Metz fiel, schien es fast zu spät, denn schon drang die Loirearmee mit überraschender Energie gegen Paris vor. Da brachten die Kämpfe um Orleans am Anfang December Erlösung von der drohenden Gefahr. Aber trotz der Ankunft des Prinzen Friedrich Karl umstanden immer noch die feindlichen Heere von Norden, Westen, Süden die belagerte Stadt, es blieb ein Kampf gegen große Mehrzahl. In sechs schweren Winterwochen, durch unerhörte Anspannung unseres Heeres wurden die Armeen der Feinde wiederholt von dem Wege auf Paris abgedrängt und geworfen. Es wurde allmählich den Franzosen unmöglich die ungeheuren Verluste durch ausgebildete Mannschaft zu ersetzen, obgleich man das Material an Menschen und Ausrüstungen massenhaft zusammenherrschte. Denn darauf zumeist scheint sich das gerühmte Organisationstalent Gambetta's zu beschränken. Jetzt ist die angeordnete Einstellung der nächsten Altersklasse wenig mehr als eine papierne Kraftäußerung. Was von jungen Männern, oft halben Knaben, irgend erreichbar war, ist bereits eingestellt, ein großer Procentsatz derselben in deutscher Gefangenschaft.

Dennoch möchten wir über den Termin der — bereits eingeleiteten — Uebergabe von Paris nicht Illusionen verfallen. Noch ist dort die Depression, soweit uns ein Urtheil zusteht, nicht groß genug, um den jähen Fall hochgeflogener Hoffnung zu bewirken. Zwar sind die ersten Vertragseröffnungen gemacht, aber es ließ sich bei dem Charakter der Belagerten annehmen, daß sie gänzlich unannehmbar sein würden. Und wenn endlich der Moment eingetreten ist, wo die Wucht unserer Waffen bezwungen hat, dann werden mehrere Tage nöthig sein, die Einnahme der umfangreichen Landschaft, welche uns Paris heißt, zu bewirken: die Uebergabe und vorsichtige Besetzung der wichtigsten Forts, die Abführung der Regulären und Mobilen, die Entwaffnung der Nationalgarde, Besetzung der Bahnhöfe, der befestigten Kasernen und einiger Quartiere, welche eine Sicherung und Verbindung mit der äußeren Landschaft leicht machen. Durch ein Ueberwachen der Zufuhren behaupten wir die Herrschaft über die Stadt wirksamer, als durch die unausführbare Occupation der gesammten Häusermasse. Wir müssen gefaßt sein, daß der nächste Monat herankommt, bevor die Uebergabe zur Thatsache wird. Ob dann die Einnahme von Paris zugleich Präliminarien eines Friedensschlusses möglich macht? Bis dahin hat die sogenannte Centrumarmee der Franzosen von Lyon und Marseille aus Zeit gehabt, sich zu formiren. Nicht unmöglich, daß die Trümmer der übrigen Heere, soweit sie dies vermögen, sich mit ihr vereinigen, und daß einer Anzahl unserer Corps noch die Aufgabe zufällt, in den Süden dem jungen Frühling entgegenzuziehen und diesen letzten Widerstand zu werfen. Wie aber auch das Ende kommt, wir sind jetzt der größten Sorge und Mühe enthoben und vermögen mit verhältnißmäßiger Ruhe abzuwarten, was die kommenden Wochen bringen.

Die gehobene Stimmung unserer obersten Leitung erkennen wir auch aus den letzten gelungenen Antwortschreiben des deutschen Reichskanzlers, deren erstes eine Rechtfertigung des Bombardements war. In der That hatte das Beschießen eine Wirkung, die uns nicht zumeist am Herzen liegen darf, die aber ganz unbestreitbar den Franzosen zu gute kommt. Wenn es, wie wir jetzt

sicher wissen, dahin gewirkt hat, den Widerstand von Paris um einige Wochen abzukürzen, so war es die humanste Maßregel, welche wir in der Hand hatten, die Leiden der Bevölkerung zu mindern. Denn die Zahl der täglichen Opfer, welche von den Parisern auf etwa zwanzig angegeben wird, erreicht nicht den zehnten Theil der Opfer, welche den Entbehrungen, der Kälte und dem Hunger in der belagerten Stadt täglich verfallen. Diese Opfer zählt man in Paris nicht. Die steigende Ziffer der Todesfälle durch Krankheiten spricht aber vernehmlich genug. —

Mit besonderem Behagen geschrieben und ein Meisterstück diplomatischen Stils ist das andere Schreiben des Grafen Bismarck, worin derselbe Herrn Jules Favre die Genehmigung, Paris zu verlassen, verweigert. Wie bekannt hatte Herr Favre in weitschweifigen Ergüssen zuerst erwogen, ob er zu der Pontus-Conferenz nach London zu reisen habe, dann fast in demselben Athem sich aufblasend die Aufforderung zur Theilnahme als eine Anerkennung der gegenwärtigen Regierung Frankreichs durch die Vertragsmächte proclamirt. Es ist kein größerer Gegensatz denkbar, als zwischan dem breitspurigen und marktschreierischen Ton der französischen Publication und der höflichen Vernichtung, welche das Schreiben des Reichskanzler dem Franzosen zu Theil werden läßt. In dem deutschen Schreiben wird mit einem wahren Katerhumor Herrn Favre bemerklich gemacht, daß er selbst durch seine triumphirende Behauptung, die Theilnahme an der Conferenz involvire die Anerkennung der factischen Regierung Frankreichs, den Belagerern die Möglichkeit genommen habe, ihm einen officiellen salvus conductus auszustellen. Außerdem könne er schwerlich sich über die Verweigerung beklagen, da er selbst den Angehörigen fremder Diplomatien den Austritt aus Paris verweigert habe, endlich, er sei jetzt doch wohl in Paris unentbehrlicher, als bei einer Pontusfrage. — Wir meinen, daß dies Document den Franzosen, welche zu lesen verstehen, eine furchtbarere Demüthigung sein muß, als ein verlornes Treffen. Aber eine wohlverdiente. Denn das ganze Unglück der Franzosen war, daß Romanschreiber, Journalisten, Advocaten der Tribüne und beifallslustige Pfaffen seit Decennien den französischen Stil verdorben haben. Es ist hart, daß wir mit blutigem Roth die schlechten Schülerhefte ihrer Politik durchcorrigiren müssen. ♀

Alte und neue nationale Literatur.

Ein vergessener nationaler Dichter. — Minder als sonst ward uns in diesem Jahre die Muße zu Theil, am 24. Januar des großen Königs zu gedenken, dem Preußen seine Machtstellung, Deutschland die Grundlagen seiner heutigen Größe verdankt. Und doch, wer dessen Geschichte genauer kennt, erinnert sich gerade diesmal gern, daß ihm einst nicht nur die Bewunderung seiner Preußen, sondern auch die wohlverdienten Sympathieen aller deutschen Stämme, selbst die Oestreicher nicht ausgenommen, ins Grab folgten. Da erscholl neben der begeisterten Todtenklage des Schwaben Schubart eine mahnende Stimme aus Sachsen: „Weh, Sachsen, dir, kannst du den Bund verletzen, den Friederich, auf ewig deine Wohlfahrt festzusetzen, geknüpft für dich!" und der Schwur: „Nein, nichts soll Sachsen mehr von Preußen trennen!" Ebenso gelobten die bairischen Patrioten: „Wir schwören euch bei König Friedrichs Grabe, daß sein Thronerbe, teutsch und treu, der

Baiern Herz wie Friedrich habe, als ob er unser Vater sei. Das schwören wir euch feierlich und bieder und hoffen, daß ihr's glauben sollt und daß ihr ewig Bundesbrüder der Baiernsöhne bleiben wollt." Vielleicht interessirt es die „bairischen Patrioten" von heute zu erfahren, daß diese Strophen einem Liede entstammen, welches „zum Grabe Friedrichs, des Baierlandsbeschützers, von allen biedern Baiersöhnen an ihre preußischen Brüder im Trauermonate 1786" gerichtet ward. Dem Sarge Friedrichs nahten damals so viele Sänger, daß auch ein besserer von der Nachwelt leicht übersehen werden konnte. Wer nennt wohl in seinem Vaterlande, Sachsen, noch den Namen C. Fr. Kretschmann's aus Zittau, des „Barden Ringulph"? Und doch folgte er dem großen nationalen Zug, der von Preußen aus das Volk durchwehte, er erkannte die Größe des siegreichen Feindes und die ideale Einheit der deutschen Nation an. Seine Vaterstadt sah er durch den Krieg ruinirt, seinen Vater und sein Vermögen verlor er durch das Bombardement Zittau's, aber dennoch sang er getrost: „Nun so sei mir gegrüßt, Liebe für's Vaterland! Mutter der Helden, die du fröhlich in's Feld gesandt, wo den Frieden der Tod sclavisch gefangen hält und Blut nur will, statt Lösegeld." Für den Bedränger seines engeren Vaterlandes hat er das rühmende Wort: „Friedrich aber, umgeben von Feinden, wie ein Phönix sog Leben aus Feuer und der Flammen Wuth, und schwang sich endlich herrlicher aus der Glut." In „Kleist's Ehrengedächtniß" schaut er im Geist, wie „aus der Allmacht Schooße so herrlich, wie ihr Blitz und mächtig, als ihr Wink, König Friedrich! deine große schlachtfrohe Seele ging." Allen gefallenen Helden wünscht er „Tyrtäen" zu Sängern und trauert über die Vernachlässigung, welche Kleist's Ruhestätte bisher erfahren. Einer solchen freien, neidlosen Anerkennung wahren Verdienstes entspricht es auch, wenn er alle deutschen Sänger, auch den Barden Sined, den Oestreicher Michael St. Denis, zur Versöhnung und zu gemeinsamem Wirken auffordert: „Willkommen! Friedrichs Schwert und Harfe, willkommen, Gleim! gieb mir die Hand; komm, Josephs Barde, trauter Sined, gieb mir, doch gieb ihm erst die Hand." — Am Geburtstage Friedrichs des Großen mag man wohl des armen deutschen Dichters gedenken, der auf den Sarg des Entschlafenen eines seiner besten Lieder niedergelegt hat; von den Schwächen der Zeit nicht frei, wird es doch stets als eine der aufrichtigsten und freiwilligsten Huldigungen angesehen werden können. Es schließt an Friedrichs Gruft trotz wehmuthsvoller Trauer neue, nun so glänzend erfüllte Hoffnungen anknüpfend: „Der Du hier gebeugt an Friedrichs Grabe lehnest, Genius der Preußen, und so klagst und thränest, fasse Dich und sieh, wie dort die Sonne sinkt. Doch erleuchtet sie aus ihrer Ferne noch den vollen Mond und hundert Sterne, bis der junge Morgen wieder winkt." —

—hm.—

Die wahre Aufgabe deutscher Wissenschaft. — Jacob Volhard: die Begründung der Chemie durch Lavoisier; Hermann Kolbe: über den Zustand der Chemie in Frankreich. Separatabdrücke aus dem Journal für praktische Chemie. Leipzig, Joh. Ambr. Barth 1870. — Die deutschen Gelehrten sind nicht mehr die geduldigen, demüthigen Diener des Auslands, wie wohl ehedem. Die Nation sieht das mit Wohlgefallen, eben deshalb hat die Göttinger Antwort auf die Dubliner Anmaßung so vielfache

Zustimmung gefunden; kaum mindere Theilnahme durften sich die oben genannten Aufsätze versprechen, vornehmlich der zweite, dessen Sonderabdruck der Verleger „allen Freunden deutscher Wissenschaft" gewidmet hat. Beide gehen der vor fast zwei Jahren erschienenen sogenannten „Geschichte der chemischen Lehren" von dem Elsässer Adolf Würtz zu Leibe, deren Haltung, Absicht und Werth aus ihren Anfangsworten klar hervorgehen: „Die Chemie ist eine französische Wissenschaft, sie ward durch Lavoisier unsterblichen Andenkens gegründet." Die letztere Behauptung widerlegt Volhard mit ruhiger Schärfe, indem er Lavoisier, der übrigens auch nach seiner Darstellung ein genial combinirender naturwissenschaftlicher Theoretiker bleibt, die specifisch chemische Begabung wie die Originalität eigener Forschung abspricht und dafür Scheele, Priestley, den alten Stahl u. a. m. in ihre Rechte einsetzt. Kürzer, derber, schlagender weist Kolbe die ganze Nichtigkeit der Würtzischen Quasigeschichte nach und schließt mit einer Beleuchtung des heutigen Zustandes der Chemie in Frankreich, die uns die reißende Abnahme wissenschaftlicher Produktion, den Mangel an genügenden chemischen Bildungsanstalten, an tüchtigen Lehrkräften und in Folge dessen an chemisch geschulten Industriellen enthüllt, wofür denn die nun vertriebenen Deutschen aushelfen mußten. Es ist nichts neues, daß die Franzosen auch in der Geistesgeschichtschreibung wie in ihrer politischen à la Thiers nur die eigene Verherrlichung suchen, selbst ihre wirklich hervorragenden Forscher, wie Arago, waren groß im Ignoriren fremden, besonders deutschen Verdienstes. Daß nun zu Zeiten tiefen Verfalls die eitle Selbstberäucherung fortdauert, daß ein Elsäßer, der unsere Leistungen, unsere Anstalten aus eigener Anschauung genau kennt, sich dazu hergiebt, ist besonders widerwärtig und die Züchtigung wohlverdient, zu der sich übrigens unsere Gelehrten vor den Siegen unserer Waffen erhoben hatten. Wenn aber ein Referent der Augsb. Ztg. (1870. Nr. 362) daran den Wunsch knüpft, es möchten „verschiedene Fachmänner in gleicher Weise die von ihnen beherrschten wissenschaftlichen Zweige durchgehen und an ihnen uns den tiefen Stand französischer Civilisation zeigen," so müssen wir uns entschieden dagegen erklären. Die Aufgabe deutscher wie aller Wissenschaft ist, die eine menschliche Civilisation zu erhöhen. Lernen die Franzosen nichts von uns, wie andere Völker willig thun, so ist das ihre Sache; sie darüber aufzuklären haben wir schwerlich Aussicht und vor allem weder Lust noch Zeit. Wir wollen weiter mit Ernst auch an der Geschichte der Wissenschaften für uns arbeiten und das Verdienst unserer Volksgenossen niemals verkleinern; Fremden aber unser Verdienst predigen ist unnütz und gefährlich, denn auch den Lautersten ergreift, wenn er wiederholt sein Recht verficht, erstarrende Selbstgenügsamkeit. Das Urtheil darüber freilich, daß sich für ein Buch wie die histoire des doctrines chimiques alsbald ein deutscher Uebersetzer in Gestalt eines Dr. Oppenheim gefunden, stellen wir der Nation anheim: wie lange soll überhaupt diese maßlose Uebersetzerei werthloser fremder Schriften bei uns noch dauern? Im übrigen werden, um an die schöne geistige Umdeutung eines alten Wortes in der Kaiserproklamation zu erinnern, unsere Forscher lieber Mehrer des Reichs der Wahrheit sein wollen, als Mehrer der Herrschaft deutschen auch noch so wohlverdienten Ruhmes. a/D.

Ausgegeben: 27. Januar 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die alte Kunst auf dem Kriegsschauplatze.

Eine englische Zeitung brachte vor einigen Wochen einen ausführlichen Bericht über den Einzug unserer Truppen in Amiens. Der Verfasser desselben ist ein wohlwollender aber zugleich genauer Beobachter. Er schildert die feste Haltung, die enggeschlossene Gliederung, er preist die schnell gemessene Bewegung, den ehernen Schritt der Soldaten. Eines ist ihm auffällig. Als sie an der Kathedrale vorbeimarschieren, lockern sich die Züge, wenden sich alle Köpfe. Jeder will noch einen letzten Blick auf das großartige Bauwerk werfen, das sich in den gewundenen Straßen der alten pikardischen Hauptstadt viel zu früh dem Auge entzieht. Was der englische Berichterstatter anmerkt, die Freude an der Kunst bei unseren Soldaten, nehmen auch wir wahr, wenn wir die Correspondenzkarten und Briefe vom Kriegsschauplatze lesen. Mitten auf dem Marsche, unmittelbar nach der Besetzung einer feindlichen Stadt geschrieben, enthalten sie doch gar häufig Worte der Bewunderung über die geschauten Denkmäler altfranzösischer Kunst. Dem Gruß an die Eltern und Geschwister, dem Danke an den Schlachtengott, daß er es mit Leib und Leben des Schreibers noch gnädig gemeint, folgt nicht selten der Ausdruck des Staunens, wie herrlich doch der Dom von Rheims sei, oder der Freude, daß das Straßburger Münster, Gottlob, allen Bombenregen unversehrt überdauert habe. Dieser unwillkürliche Ausdruck idealer Empfindung befremdet uns nicht. Es müßte nicht die Blüthe deutscher Jugend im Felde stehen, wenn solche höheren Interessen stumm blieben und der Blick nur auf dem unmittelbaren Schlachtengetümmel haftete. Darüber soll daher auch nicht weiter gesprochen, wohl aber die Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden, wie wohl verdient und in der Sache selbst begründet jene Theilnahme an den alten französischen Monumenten sei. Unsere Heere durchziehen auf ihrem Siegesmarsche dieselben Landschaften, welche der Forscher mit Vorliebe aufsucht, um die vollendetsten Schöpfungen mittelalterlicher Kunst kennen zu lernen. Die Kathedralen von Straßburg, Metz, Chalons, Rheims, Laon, Noyon, Beauvais, Amiens, Rouen und bald wohl auch die Abteikirche von S. Denys und die Notredamekirche und Saint-Chapelle in Paris — alle diese Perlen der Gothik werden der Reihe nach auf unserem Kriegs-

marsch begrüßt. Die außerordentlichen Umstände, unter welchen diese kunsthistorische Excursion unternommen wird, entschuldigen es, wenn das Urtheil über die einzelnen Bauten zuweilen nicht allzugründlich ausfällt; immerhin werden die gewonnenen Eindrücke, sind einmal die Tausende und Tausende, welche im Felde stehen, heimgekehrt, auf die Anschauungen und Meinungen unseres Volkes einen ganz bestimmten Einfluß üben. In dem Maße als uns das gegenwärtige französische Treiben abstößt und Verachtung hervorruft, wird das alte Frankreich in unserer Schätzung steigen. Bisher, wenn wir die höchste Blüthe und die reichste Macht französischer Bildung bezeichnen wollten, dachten wir an die beiden letzten Jahrhunderte. Die herrschende Stellung, welche Frankreichs Cultur in den Zeiten des Mittelalters einnahm, hatten wir fast ganz vergessen. Und doch war die Herrschaft der französischen Cultur im zwölften und (theilweise) dreizehnten Jahrhundert mindestens eben so weit verbreitet und fest wurzelnd wie im Zeitalter Louis XIV. und der Regentschaft, sie besaß überdies vor der letzteren den Vorzug größerer Originalität. Durch selbständige schöpferische Kraft glänzt die französische Phantasie und der französische Geist der letzten Jahrhunderte wahrlich nicht. Vortrefflich verstehen dieselben, gegebene künstlerische Motive und allgemeine Gedanken zu modeln, lockend und anziehend zu gestalten, alles Schwere, Ernste, Erschütternde von ihnen abzustreifen, so daß ihr Genuß und Verständniß zum leichten, zierlichen Spiele wird und namentlich die vornehmen Kreise, ohne ihre Tiefe zu fühlen oder ihre wahren Folgen zu ahnen, einen gefälligen Zeitvertreib an ihnen finden. Schon die französische Renaissence mußte die vollendeten Werke der italienischen Kunst sich stets vor Augen halten, um ihre Lebenskraft zu bewahren. Sie übersetzt ihr Muster in elegante Formen, sie zieht das reine Ebenmaß der Verhältnisse zum Schlanken, fein Gestreckten aus, sie weiß den Ausdruck des Reizenden, Ueppigen zu steigern, sie nützt mit großem Geschicke besonders die dekorativen Motive aus und entkleidet sie wirkungsvoll mit einem vornehmen Scheine. Aber ihre Wurzeln stecken ausnahmlos im italienischen Boden, geradeso wie die sinnliche Lebens- und Liebelust der Niederländer dem französischen Rococo den Weg wies — nur daß die derben Bauern in zierliche Hirten, die schmucken Cavaliere in feine Höflinge verwandelt werden — und wie der englische Deismus der französischen Aufklärung die schärfsten Waffen in die Hände gab. Nicht anders ist es mit den Elementen bestellt, welche seitdem der französische Geschmack umgezeugt und dem gehorsamen Europa als modisches Muster vorgehalten hat. Ihr Ursprung ist in Griechenland, im Mittelalter, im Orient zu suchen, die Kunst- und Culturblüthe dagegen, welche sich in dem Frankreich des zwölften Jahrhunderts entfaltete, ist eine nationale Schöpfung, aus der eigenen Kraft des Volkes entsprungen, selbständig in Gedanken und Formen.

Der Schwerpunkt der Bildung lag damals überhaupt bei den romanischen Völkern. Das dürfen wir Deutschen um so weniger verkennen und verleugnen, je fester wir von dem Cultureinflusse der Reformation weit über die confessionellen Kreise hinaus überzeugt sind, und von diesem Ereignisse unser Uebergewicht in der Welt des menschlichen Geistes datiren. Während unsere alten Kaiser dem glänzenden Schattenbilde eines römischen Imperators nachjagten, im Kampfe mit dem Papstthum sich fruchtlos abmühten, da sie auch als Sieger dasselbe nicht entbehren konnten und darüber in der Heimat sich entwurzelten, hielten die Nachfolger Capets weises Maß mit ihrer Kraft, standen treu zur Kirche und sicherten sich so die Dienste der letzteren, welche nur beflissen war, die Macht der französischen Könige zu stärken und wirksam half, dieselbe über Barone und Communen auszudehnen, die politische Centralisation zu begründen. Als die Kreuzfahrer das Lob der tapferen französischen und normannischen Ritter sangen, in Folge der Kreuzzüge französische Sprache und französische Sitte die Ufer des Mittelmeeres entlang bis nach Jerusalem hin sich ausbreiteten und zum ersten Male höfische Sprache und höfische Sitte wurden, als die Meister von Paris die Quelle der höchsten Weisheit bildeten, die verschlungenen Pfade der Scholastik kühn voranschritten, als im nördlichen Frankreich die Thatenfreude sich im chanson de gestes Luft machte, das gestiegene Selbstbewußtsein die Volkssprache in die prosaische Literatur einführte, die satte Bildung sich an contes und fabliaux erfreute, da feierte die französische Cultur ihr goldenes Zeitalter. Damals wurde auch die Gothik in Frankreich geboren.

Es gibt keinen gröberen Irrthum, als die Meinung, die gothische Architektur sei die nothwendige Erfüllung der romanischen Baukunst, diese nichts anderes als die Vorbereitung zu dem später herrschenden gothischen Stile. Allerdings zeigt die Gothik einen großen construktiven Fortschritt — sie bildet die Gewölbe leichter und freier, sichert sie durch die Streben und läßt überhaupt an die Stelle der massiven Mauer einzelne Glieder treten — und verdrängt auf diese Weise den romanischen Stil. Aber ohne die Gunst besonderer Umstände wäre die Gothik kaum vollständig in das Leben getreten, und hätte sich namentlich das ihr eigenthümliche Decorationssystem, welches nicht minder characteristisch ist als die construktiven Neuerungen, niemals entwickelt. Der erste Blick auf die alten gothischen Bauten enthüllt ihr städtisches Wesen. Diese weiten Räume und tiefen Hallen sind offenbar dazu bestimmt, eine große Gemeinde in sich zu fassen. Nur in volkreichen Städten erfüllen die Riesendome einen wirklichen Zweck und konnten auch die Mittel zu ihrer Errichtung zusammengebracht werden. Sie setzen aber nicht allein volkreiche, sondern auch kunstreiche Städte voraus. Das glänzende Netz von Zierraten, mit welchen die Bauten vollständig übersponnen werden, die wun-

derbare Durchbildung, die jedem Baugliede gegönnt wird, die Verwandlung der Maurerarbeit in Steinmetzwerk ist nur durch einen lebendigen Kunstsinn möglich geworden und zwar nur durch jenen Kunstsinn, der sich im Schooße des zünftigen Bürgerthums entwickelt. Es ist nicht die Sache des Kunsthandwerkers, auf neue Formen zu sinnen und durch die Fülle und den immer frischen Reiz der Erfindung zu fesseln, dagegen freut er sich an der sorgfältigen Ausführung, dem unermüdlichen Fleiße in der Wiedergabe des Einzelnen, selbst des Entferntesten und Kleinsten, und setzt seinen Stolz in die gediegene Arbeit, in die Fähigkeit, auch die größten materiellen und technischen Schwierigkeiten scheinbar leicht zu überwinden. Vergleicht man einen gothischen Bau mit einem Renaissancewerke, so wird man bei diesem gewiß die reiche Phantasie und die tiefe Bildung des einzelnen Mannes, welcher das Ganze entwarf, die Formen, Maße und Verhältnisse schuf, das Ornament frei erdachte, am meisten bewundern; der gothische Dom dagegen läßt den Antheil des einzelnen Künstlers zurücktreten, weckt den Eindruck, als ob ein ganzes gott- und kunstbegeistertes Volk an demselben thätig gewesen wäre, aber nicht als ungegliederte Masse, sondern in Zünften gesammelt und geordnet, jede Zunft auf den besonderen Ruhm ihres Handwerkes bedacht und bemüht, die Summe ihres Wissens, die geometrischen Kenntnisse, die Kunde regelmäßige Figuren und gesetzmäßige Linien zu zeichnen und zu formen, auf die Baukunst zu übertragen. Für alle diese Bestrebungen waren die nord-französischen Städte der natürlichste und beste Schauplatz. Sie besaßen die religiöse Begeisterung und den kirchlichen Eifer, um für die Errichtung glänzender Tempel kein Opfer zu groß zu finden, sie hatten unter dem Schutze der Könige den Druck der Baronialherrschaft abgeschüttelt und sich eine stattliche Reihe von Communalrechten erworben. Im Vollgefühl ihrer Freiheit und Macht legten sie nur den größten Werth auf den Schmuck ihrer Städte. Nicht so sehr die privaten Behausungen sollten dem bequemen oder wohl gar üppigen Wohlleben dienen, als die öffentlichen Bauten von der Macht, dem Reichthum, der Tüchtigkeit der Gesammtgemeinde Zeugniß ablegen. Die gothischen Dome haben keinen anderen Ursprung, als die Beffrois, die Rathhäuser, die Gildenhallen, sie sind die Frucht des Aufschwunges, welchen das städtische und bürgerliche Leben in Nord-Frankreich seit dem zwölften Jahrhundert nahm, nur daß die Rücksicht auf die kirchliche, gerade jetzt zum höchsten Pompe entwickelte Sitte, auf die baulichen Ueberlieferungen den Ausdruck der bürgerlichen Bildung hier und dort mildert und diesen ein neues Element zuführt.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die Städte der Isle de France, der Picardie, der Champagne die Geburtsstätte der Gothik bilden, so liegt er darin, daß man nur hier die Entwicklung derselben verfolgen,

ihr Werden und Wachsen seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts Schritt für Schritt beobachten kann. Zu jener Zeit kannte man weder in Deutschland noch in Italien die neue Baukunst und nach England, wo sie im letzten Drittheil des zwölften Jahrhunderts auftritt, kam sie nachweislich erst durch französischen Einfluß, welcher hier ja überhaupt in der normannischen Periode in allen Culturkreisen maßgebend war.

Man darf nicht glauben, daß schon dem ersten gothischen Baumeister das vollendete Bild des Riesendoms klar und in allen seinen Theilen durchgebildet vor den Augen schwebte. Mehrere Generationen gingen vorbei, ehe das Ideal des gothischen Baues festgestellt war; es wurde zunächst die eine, die andere dringendste Aufgabe ergriffen und durchgeführt, mit dem, was am meisten Noth that, ohne Prunk begonnen, zuerst das architektonische Grundgerüste entwickelt, dann nachdem die Phantasie eine größere Freiheit und Behaglichkeit gewonnen hatte, auch die decorative Ausstattung in reichstem Glanze hergestellt. Mit dem Jahre 1150 — in runden Zahlen gesprochen — beginnt die französische Gothik, mit dem Jahre 1250 hat sie ihre schönste Entwickelung erreicht. Der Reisende, welcher Noyon, Chalons oder S. Denys besucht, steht den Anfängen der gothischen Architektur gegenüber. Noch sind die älteren Ueberlieferungen nicht völlig abgestreift, die handlichen Formen des romanischen Stiles nicht ganz verdrängt, aber der zwar längst bekannte, wenn auch in seiner Bedeutung wenig verstandene Spitzbogen kommt schon zur Geltung, die Gewölbe werden aus festen Rippen construirt, ihrem Drucke durch seitliche Streben begegnet, der Gliederung des inneren Raumes nach oben — Arcaden, Emporen, Triforien, Fenster — versuchsweise ein kräftiger Ausdruck gegeben. Anderwärts, in Chartres z. B., beschäftigt die Façadenbildung vorzugsweise den Bausinn. Erst in der Gothik gewinnt die Façade als Portalbau ihre höchste Bedeutung und wird zu einer einladenden lockenden Schauwand umgestaltet, in welcher sich die reichsten Kunstkräfte, der üppigste Schmuck vereinigen. Noch wagt es aber an der Kathedrale von Chartres der Baumeister nicht, an den Thürmen, welche in althergebrachter Weise den Eingang begrenzen, zu rütteln, ihr unterstes Stockwerk in offene Portale zu verwandeln. Festes Mauerwerk, solide Pfeiler stützen gleich von den Fundamenten an die Thurmlast, zwischen die Thürme werden, dicht an einander gerückt, drei Portale gepreßt, welche sich alle nur auf das Mittelschiff beziehen. Viel reifer ausgebildet erblicken wir die Façade an der Pariser Notredame. Diese Kirche, seit dem Jahre 1163 begonnen, gibt überhaupt von der Entwickelung des gothischen Stiles das anschaulichste Bild. Gewaltig strecken sich die Verhältnisse in die Höhe, bei einer Breite des Mittelschiffes von 36 Fuß beträgt die Höhe 106 Fuß und doch ist kein Zoll zu viel, die Sorge der Architekten darauf vielmehr gerichtet gewesen, das Gedrückte und

Schwere der Verhältnisse zu vermeiden. Fünf Schiffe lagern neben einander, über den beiden inneren Seitenschiffen sind Emporen angebracht, die sich in weitem Bogen gegen das Mittelschiff öffnen. Um hier überall hinreichendes Licht zu schaffen, bedurfte es einer dreifachen Reihe von Fenstern über einander: Fenster in den äußeren Seitenschiffen, Fenster in den Emporen, welche nur durch eine mühselige Gewölbeconstruction groß genug gebildet wurden, und Fenster endlich oben im Mittelschiffe. So kam selbst bei bescheidenen Maßen für jedes einzelne Fenster die stattliche Höhe des Mittelschiffes heraus. Auch sonst gewahrt man bei der Notredamekirche eine gewisse Zaghaftigkeit des Baumeisters, der nicht ohne Noth von dem Hergebrachten abweicht und die Neuerungen auf das Maß des Nothwendigen beschränkt. Er stützt die Gewölbe des Mittelschiffes durch gewaltige Rundpfeiler, die von der Schlankheit und kühnen Leichtigkeit der späteren gothischen Dienste noch weit entfernt sind, hält den Umriß der Kirche fest zusammen, wagt ihn weder durch einen reichen Capellenkranz oder stark vortretende Kreuzflügel zu unterbrechen und läßt auch in der Façade die festen Thurmmassen noch deutlich hervortreten. Doch erhalten (im Verhältniß zu Chartres) die drei Portale, des Spitzgiebels entbehrend, aber durch breite Pfeiler von einander getrennt, einen kräftigen Ausdruck und verleihen an der Façade entlang sich ziehende Galerieen dieser eine entschiedene Einheit. Noch fehlt dem Aufbaue die kühne Höhe, den einzelnen Theilen die leichte, feine Gliederung, der Façade der reiche Schmuck. Will man nicht blos die weiteren Fortschritte, sondern auch die höchste Vollendung der Gothik gewahren, so muß man nach Amiens oder Rheims pilgern. Zwei Menschenalter waren seit den ersten gothischen Versuchen vergangen, als diese beiden Kathedralen (Amiens 1220 bis 1288, Rheims 1212 bis circa 1300) neu gegründet wurden.

Die Zeit war vortrefflich benutzt worden; die Bauleute hatten gelernt, alle technischen Schwierigkeiten und constructiven Aufgaben zu überwinden und eine Decorationsweise zu schaffen, welche, an sich reich und glänzend, zugleich eine vollkommene Uebereinstimmung mit dem baulichen Grundgerüste bewahrt. Von alten Kirchen des elften Jahrhunderts wird uns berichtet, wie zu ihrem Baue die ganze Landschaft zusammenströmte, und Alt und Jung, Vornehm und Gering an dem Werke sich betheiligte. Solche massenhafte, aber ungeordnete und ungeübte Mitwirkung hätte in Amiens und Rheims auch nicht einen Stein auf seine Stelle geschafft; denn hier erfährt jeder Stein die sorgfältigste, kunstvollste Behandlung, hier bildete nicht Kelle und Hammer, sondern Meißel, Bohrer und die anderen Werkzeuge des Bildhauers das unumgängliche Handwerksgeräthe. So reich ist der plastische Schmuck, daß man darüber die technische Kunst, welche die riesigsten Verhältnisse mit Leichtigkeit beherrscht, nahezu vergißt. Die hohe Wölbung ruht

nicht auf plumpen Rundpfeilern; die letzteren sind vielmehr in fein gegliederte Pfeilerbündel verwandelt, an welchen man die Bewegung der Gewölbe, die Rippen und Gurte bis zum Fußboden verfolgen kann. Die Emporen über den Seitenschiffen werden aufgegeben, die mit Stab- und Maßwerk verzierten Fenster tiefer herabgelassen, zwischen sie und die Bogen, welche das Mittelschiff gegen die Seitenschiffe öffnen, schmale Laufgänge, nach innen mit Arkaden versehen, nach außen verglast, gesetzt, und so Rhythmus und Harmonie in das Ganze gebracht. Von gleicher Schönheit und Mächtigkeit ist das Aeußere dieser Dome. Jener von Amiens zeichnet sich durch die bessere Disposition des Grundrisses aus, die Kathedrale von Rheims überragt alle gleichzeitigen Werke an Pracht der Ausstattung, besonders der Façade. Perlen der gothischen Architektur bleiben beide Bauten, und das Lob, das man ihren Schöpfern, Robert von Luzarches und Robert von Coucy, singt, ist ein wohlverdientes. Leider theilen die Dome von Amiens und Rheims das Schicksal der meisten gothischen Kathedralen: sie sind in unvollendetem Zustande auf uns gekommen. Viollet-le-duc, der größte Kenner der französischen Gothik, dessen dictionnaire raisonné de l'architecture française (in zehn Bänden), wir unser bestes Wissen von der französischen mittelalterlichen Baukunst verdanken, hat in seinem Werke den Versuch einer idealen Restauration der Rheimser Kathedrale gemacht. In den Details mißlungen, gibt doch dieses Bild eine Ahnung von der, man möchte sagen, maßlosen Herrlichkeit des ursprünglichen, nie völlig ausgeführten Planes. Weit ausladende Portale, strahlende Fensterrosen, mächtige Gallerieen zieren sowohl die Hauptfaçade, wie die Stirnseiten der Kreuzschiffe, je zwei Thürme in schlanke, reich gegliederte Pyramiden austönend, treten an die Seite jeder Façade, so daß, da auch über der Vierung der Kirche sich ein riesiger Mittelthurm erhebt, der Dom siebenthürmig das Auge getroffen hätte.

Es würde eine verlorene Mühe sein, die Dome von Amiens und Rheims und die zahllosen anderen Wunderwerke der Gothik, welche das nördliche Frankreich in sich birgt, noch ausführlicher zu beschreiben. Denn selbst die genaueste Schilderung gibt, wenn sie nicht von Zeichnungen begleitet ist, nur eine dürftige Anschauung eines architektonischen Denkmales. Aber schon das Gesagte dürfte hinreichen, die gangbare Meinung zu berichtigen, als ob in der Gothik ganz besonders der altdeutsche Geist im Gegensatze zum wälschen und romanischen sich ausdrückte. An der Schöpfung des gothischen Stiles haben wir keinen Antheil, und müssen schon unseren Ruhm dahin begrenzen, daß wir nächst den Franzosen und Engländern die größte Liebe und das beste Verständniß für die Gothik besaßen und im Stande waren (auf norddeutschem Boden im Backsteinbaue) einen selbständigen, in hohem Grade anziehenden Zweig derselben zu begründen. Gering werden wir des-

halb von den großen Dombauten im Westen und Süden Deutschlands nicht denken, sie zeigen, daß hier gleiche Kräfte, ein eben so hoher Kunstsinn waltete, wie in Frankreich, das Bürgerthum ebenso selbstbewußt, das Handwerk ebenso tüchtig war, wie dort, und daß, nachdem man einmal den gothischen Stil kennen gelernt hatte, ihm dieselbe großartige Wirkung abgewonnen wurde, wie in der Picardie oder Champagne. Nur die Priorität können wir den nordfranzösischen Landschaften nicht abstreiten und auch die andere Thatsache nicht ableugnen, daß wir in einzelnen Fällen ganz bestimmten französischen Vorbildern folgten. So ist es z. B. längst bekannt, daß dem Kölner Dom die Kathedrale zu Amiens zu Grunde liegt, und Meister Gerhard oder wer sonst den Kölner Domplan entworfen hat, das Werk des Robert von Luzarches vor Augen hatte. Und auch der andere Dom, der, Dank unseren Siegen, nun wieder im deutschen Lande steht, wie er ja schon ursprünglich auf deutschem Boden errichtet wurde, das Straßburger Münster, hat seinen Rückhalt in der älteren französischen Gothik, ja es steht sogar der letzteren scheinbar noch viel näher als der Kölner Dom. Die Gliederung der inneren Pfeiler, die Anordnung des Triforiums, die Behandlung der Fenster, der Portalbau, die Gallerieen, die Fensterrose an der Façade — Alles deutet auf französische Vorbilder hin. Dennoch sind die Straßburger Meister, sowohl jener, der das Schiff baute — Chor und Querschiff fallen noch in die romanische Periode —, wie der Architekt der Façade, Erwin von Steinbach, die selbständigeren und tüchtigeren Künstler. Der Kölner Dombaumeister glaubt sein Vorbild dadurch übertreffen zu können, daß er alle bei diesen nur angedeuteten Consequenzen ausführlich und schroff zieht, jede einmal eingeschlagene Richtung bis zur äußersten Grenze verfolgt. Die Folge eines solchen Vorganges ist denn eine gewisse Trockenheit, an welcher insbesondere die Kölner Façade mit ihren ausschließlich vertikalen Linien ohne jeglichen Contrast, ohne jeden Versuch harmonischer Lösung der Gegensätze leidet. Die Straßburger Meister dachten weniger streng logisch, empfanden aber poetischer. Sie nahmen eine größere Zahl französischer Motive auf und verwendeten dieselben ohne Scheu, sie legen an sie aber stets ihren feinen Sinn für das Maßvolle an und hauchen ihnen dadurch ein neues, selbständiges Leben ein. Wie vortrefflich sind die Verhältnisse im Innern des Domes angeordnet, wie glücklich durch die Verringerung der Höhe und eine stattliche Erweiterung des Mittelschiffes (es ist 52 Fuß breit und 96 Fuß hoch, dagegen in Köln 44 Fuß breit und 144 Fuß hoch) das Steile und Enge vermieden, wie wirkungsvoll an der Façade die Rose und die horizontal sich entlang ziehende Gallerie mit dem Netze von Verticalstäben vereinigt, so daß ein ruhiges Aufstreben, ein sicheres Emporsteigen erzielt wird. Die Italiener hatten Recht, daß sie sich zunächst an die Straßburger

um Rath wandten, als es den Neubau des Mailänder Domes galt. Es weht ein klassischer Zug um das Straßburger Münster. Wir aber erfreut, daß wir den Bau in jeder Hinsicht als deutschen begrüßen dürfen, werden uns hoffentlich hüten, durch übertriebenen Restaurationseifer an seiner überlieferten Gestalt zu rütteln, mag dieselbe auch nicht immer mit der kalten Regel übereinstimmen und seine Schönheit sich nicht mit Zirkel und Richtscheit umschreiben lassen. A. Springer.

Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik.

General Fadejew über Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik. Uebersetzt aus dem Russischen mit einem Vorwort von J. Eckardt. Leipzig 1870. F. A. Brockhaus.

Die deutsche Uebersetzung dieses merkwürdigen Buches hätte kaum zu einer gelegeneren Zeit kommen können, da dasselbe ein bezeichnendes Licht auf Rußlands weitgehende Absichten und die Mittel, die ihm für seine Zwecke zu Gebote stehen, wirft.

Im Krimkrieg machte bekanntlich das System des Kaisers Nikolaus so vollkommen Bankerott, daß 1856 der Friede acceptirt werden mußte, obwohl das russische Gebiet mit Ausnahme der Krim fast ganz intakt geblieben war. Die Erschöpfung des Landes war so groß, daß eine Zeit lang alle Rekrutirungen eingestellt werden mußten; inzwischen aber hat die Armee eine durchgreifende Reform erfahren, von der wir bis jetzt sehr wenig wußten. Es ist deshalb sehr willkommen, daß General Fadejew der Welt eine vollständige und zuverlässige Darlegung des Zustandes der russischen Armee und der Ziele der russischen Kriegspolitik in dem Werke geboten, dessen Uebersetzung uns jetzt vorliegt. Der General ist als einer der tüchtigsten Offiziere seines Landes bekannt, er ist daher jedenfalls competent uns über die Reformen der russischen Armee zu unterrichten. Aber sein Urtheil ist kein offiziöses, von oben beeinflußtes, sondern um so unabhängiger als er sich häufig in Opposition gegen den gegenwärtigen Kriegsminister Miljutin befindet.

Die Bedeutung der politischen Seite seiner Auslassungen ist aber auch darum hervorragend, weil Fadejew in erster Linie unter den panslavistischen Führern steht und ein intimer Freund von Katkoff, Ignatieff, Barjatinski, und Tscherkasski ist. Sein Name wurde zuerst bekannt durch eine Reihe von Artikeln und Flugschriften, die gegen Oesterreich gerichtet waren und die Nothwendigkeit der Vereinigung aller slavischen Stämme unter dem russischen Scepter betrafen. Endlich veröffentlichte der General einen so feindlichen Artikel gegen Oesterreich in der Petersburger Börsenzeitung, daß die Regie-

rung, um diplomatischen Reclamationen vorzubeugen, ihn zur Disposition zu stellen sich bewogen fand. Er benutzte die ihm unfreiwillig gewordene Muße um das vorliegende Buch zu schreiben, welches wir daher als eine competente Darstellung der Zwecke der Ultra-Nationalpartei betrachten dürfen. Es ist bekannt, daß diese Partei Deutschland Feind ist, daß sie die Regierung bitter wegen der in dem gegenwärtigen Kriege beobachteten Neutralität verurtheilt und die Niederlage Frankreichs als des einzigen natürlichen Alliirten Rußlands ebenso beklagt haben wie die französische Presse einst über Königsgrätz lamentirte. Es kann daher Niemand Wunder nehmen, wenn Fadejews Buch, das vor Ausbruch des Krieges veröffentlicht war, von tiefer Abneigung gegen Deutschland durchzogen ist. Er muß als intelligenter Officier die Bedeutung der deutschen Armee-Organisation anerkennen, aber er thut es widerwillig, nennt die Armee eine gut disciplinirte Miliz, erklärt unsere Erfolge von 1866 aus zufälligen Umständen und meint, ein anderer Krieg würde zeigen, daß man die Macht des preußischen Systems überschätzt habe: dem entsprechend ist seine Vorliebe für alle französischen Militärinstitutionen. Es wäre interessant zu hören, welchen Eindruck das durch den jetzigen Krieg diesen Anschauungen beigebrachte Dementi auf den General gemacht hat.

Aber wenn die Gesinnung gegen Deutschland unfreundlich ist, so ist sie gegen Oesterreich offen feindlich. Fadejew behauptet geradezu, die Existenz dieser Monarchie widerspreche der Natur, eine österreichische Armee bestehe überhaupt nicht, sondern nur eine kaiserliche, die mit vollendeter Kunst von der Regierung organisirt sei, indem eine Nationalität durch die andere in Schach gehalten werde. Diese Auffassung scheint uns ebenso irrig, als die über die Wehrkraft Deutschlands, von der der General behauptet, es könne ohne Alliirte gar keinen großen Krieg unternehmen. Unzweifelhaft ist der Nationalitäts-Gegensatz eine große Schwierigkeit für Oesterreich, und Rußland thut schon sein Möglichstes diesen Umstand auszunutzen, indem es den Geist der Auflehnung unter Ruthenen und Czechen nährt, aber es ist ein Irrthum zu glauben, daß darin die Ursache der österreichischen Niederlagen von 1859 und 1866 liegt. Kein Regiment hat den Gehorsam verweigert, die österreichische Armee ward geschlagen, gerade weil ihre von Fadejew gepriesene Organisation mangelhaft war, weil die hochmüthige und unwissende Militär-Camarilla, welche die friedliche Begleichung der venetianischen Frage hinderte, nicht mit den Fortschritten der Wissenschaften Schritt hielt. Jetzt aber hat Oesterreich Hinterlader, bessere Verwaltung, ist seiner italienischen und deutschen Verwickelungen ledig und trotz aller Opposition der inneren Parteien würden bei einem Kriege gegen Rußland die Deutschen und Ungarn zusammenstehen und fechten.

Was nun Rußland betrifft, so faßt der General sich über die Ver-

gangenheit seiner Armee sehr kurz, nach ihm hatte es vor 1861 gar keine Armee und konnte keine haben, einmal wegen der bestehenden Leibeigenschaft, andrerseits weil man sklavisch fremden Mustern folgte. Jeder Soldat wurde frei, da es aber zwanzig Millionen Leibeigene gab, so konnte nur eine geringe Zahl zum Dienst in der Armee zugelassen werden. Da außerdem bedeutende Truppenkräfte zur Besatzung nothwendig (Polen, Finnland, Kaukasus) so war die zum auswärtigen Krieg verfügbare Armee sehr klein. Außerdem hatte man nicht verstanden die natürlichen Wehrkräfte Rußlands zu organisiren, sondern hatte ihm seit Friedrich dem Großen fremde Muster aufgezwungen. Ebenso wie früher russische Städte das Magdeburger Stadtrecht einführten, so hat man die Armee durch preußisches Exercierreglement beglückt.

Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft und die nationale Wiedergeburt, die ihr gefolgt, ist ein vollkommener Umschwung eingetreten, auf der Grundlage eines Volkes von freien Männern ist ein neues System eingeführt, das mehr oder weniger dem französischen nachgebildet ist, es hat Rußland eine Armee gegeben, die auf dem Friedensfuß 470,000, auf den Kriegsfuß 650,000 Mann beträgt. Dennoch, meint der General, sei dieselbe vollkommen unzureichend die russischen Interessen wirksam zu vertheidigen, weil die politischen Verhältnisse durchaus verändert sind. Seit 1815 sind drei neue Großmächte entstanden, die Vereinigten Staaten, Italien und Deutschland. Von den ersten ist kein Conflikt für Rußland zu besorgen, von Italien hat es nichts zu hoffen oder zu fürchten, aber die Einigung Deutschlands ist ein unheilvolles Ereigniß für Rußland. Sie beraubt dasselbe seines alten Alliirten Preußens, das durch seine Schwäche genöthigt war, sich an Rußland anzulehnen und dessen Westgrenze deckte. Aber das neue Deutschland ist unabhängig und würde England wie Oesterreich in einem Kampfe mit Rußland einen starken Stützpunkt bieten. Dies ist um so gefährlicher, da Europa angefangen hat sich in neuerer Zeit mit Angelegenheiten zu beschäftigen, welche früher ausschließlich als zu Rußlands Competenz gehörig angesehen wurden.

Abgesehen von der Intervention in der polnischen Frage, sind die Donaufürstenthümer und die Christen in der Türkei unter die Vormundschaft Europas gefallen; während des Krimkriegs wurde sogar die Unabhängigkeit Finnlands und des Kaukasus in Betracht gezogen. Diese Intervention, meint Fadejew, sei keineswgs zufällig, sondern principiell. Europa sei erschreckt durch das aufsteigende Ostreich, welches alle unterdrückten Slaven anderer Staaten zu absorbiren droht; halb feudal, halb revolutionirt, fürchte Europa Rußland, seine compacte demokratische Bevölkerung und seine mächtige orthodoxe Kirche, „deshalb ist ganz Westeuropa uns feindlich. Der

Kampf kann verzögert werden, aber ist unvermeidlich und die einzigen Alliirten, auf die wir uns verlassen können sind jene Stämme, welche mit uns sympathisiren, aber nicht über ihre Kräfte disponiren können. Wir dürfen daher mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß wir in jenem Kampf einer Coalition gegenüberstehen werden und müssen uns für diese Eventualität vorbereiten." Rußland hat 80 Millionen Einwohner, Deutschland 36, dennoch letzteres eine Armee von 1 Million, ersteres nur von 650,000 Mann, während nach deutschem System es 3 Millionen haben würde. Das ist nun nicht möglich, aber eine große Verstärkung ist um so mehr nöthig, als wir in dem Kampfe sicher ein Land zum Gegner haben werden, welches über eine überlegene Marine verfügt, welche ein bedeutendes Corps an irgend einen Punkt unserer Küste werfen kann. Grade diese Küsten sind theilweise von Völkerschaften bewohnt, die nicht eigentlich russisch sind, nämlich Finnland, die Ostseeprovinzen und der Kaukasus. Diese Länder bedürfen also einer starken Besatzung um sie eventuell zu vertheidigen, außerdem ist eine gleiche Nothwendigkeit für Polen, St. Petersburg und vierzehn Festungen vorhanden. Die Summe der Truppen die hierzu erforderlich (wobei wir bemerken, daß er für die weite Grenze in Central-Asien noch gar keinen Anschlag macht) berechnet der General auf 480,000 Mann. Einen solchen reinen Defensivkrieg führte Rußland 1854—56, es war in der Lage eines an den Pfosten geketteten Bären, der die Angriffe der Hunde abzuwehren hat. Es konnte Oesterreich nicht angreifen, weil Deutschland sich verpflichtet hatte, den Kaiserstaat zu vertheidigen. Aber andrerseits deckten Oesterreich und Preußen die eigentlich allein angreifbare russische Westgrenze. Das ist ein Verhältniß, das sich nicht leicht wiederholen wird, im Gegentheile Oesterreich und Deutschland sind als unsere Gegner zu betrachten. Soll Rußland daher im Stande sein seine orientalische Mission zu erfüllen, so muß es diesen beiden Mächten und der Türkei vollkommen gewachsen sein, also ganz abgesehen von den genannten 480,000 Mann Vertheidigungstruppen etwa 780,000 Mann activer Truppen ins Feld stellen. Fadejew scheint hierbei im Stillen auf Hülfe von Frankreich zu rechnen; da dies jetzt nicht mehr der Fall sein kann, so würden die ca. 800,000 Mann ungenügend sein, da Deutschland allein 900,000 Mann und Oesterreich 500,000 Mann ohne große Anstrengung entgegenstellen könnten. Dies kommt um so mehr in Betracht, als vorläufig wenigstens die 480,000 Mann Vertheidigungstruppen, die der General aus Milizen bilden will, rein als Projekt existiren und er selbst, was Polen betrifft, das folgende bemerkenswerthe Eingeständniß macht. „Wir waren nur im Stande den letzten polnischen Aufstand zu unterdrücken, als Oesterreich den Belagerungszustand in Galizien erklärte, da vorher seine bloße Nachsicht gegen die Insurgenten hinreichte den Aufstand während 7 Monaten hinzu-

ziehen: was wäre demgemäß zu erwarten, wenn eine starke österreichische Armee in Polen einrückte und offen dessen Unabhängigkeit proklamirte!"

Fadejew macht nun um diesem Zustande abzuhelfen folgende Vorschläge: die ganze Vertheidigung soll einer neu zu bildenden Volksmiliz (Opoltschenie) anvertraut werden, wie man sie versuchsweise 1812 aufrief, gegenwärtig existirt diese nur als elementare Kraft, die erst durch Organisation verwerthet werden kann. Die Aufgabe dies durchzuführen ist groß, aber würde erleichtert werden durch die hervorragende Tauglichkeit des Volkes für militärische Dienste; der gemeine Russe ist gehorsam, ausdauernd und doch patriotisch und kühn, die Miliz hat sich, obwohl gänzlich ungeübt, 1812 sehr bewährt. Sie soll nun keineswegs der preußischen Landwehr entsprechen, die durch die Reihen der Armee hindurchgeht, sondern mehr der französischen Mobilgarde nach Niels Plane. Sie würde gebildet werden aus den drei Klassen der diensttauglichen Männer von 20, 21 und 22 Jahren, die nicht in der activen Armee dienen, und soll als Bildungsschule nur eine dreiwöchentliche Uebung im Jahre durchmachen. Die Officiere sollen aus den ausgetretenen Officieren und Subalternen der Armee gewählt werden. Manches an diesem Plan erscheint uns nicht ganz klar, die nicht activ dienende männliche Jugend von 20—22 Jahren muß erstens eine viel größere Zahl der Bevölkerung ergeben als eine halbe Million. Der General giebt nicht an, wie sie ausgeschieden werden soll; sodann wird schwerlich eine dreiwöchentliche Uebung die Miliz auch nur für die elementarste Vertheidigung ausbilden können, während unser Verfasser ihnen auch die Festungen im Kriege anvertrauen will. Wie die Miliz der Schild des Staates, so soll die active Armee das Schwert sein. Um sie zu verstärken schlägt unser Verfasser vor, daß alle Local- und Besatzungstruppen, sowie die Corps für den inneren Sicherheitsdienst aufgehoben werden und an ihre Stelle eine gleiche Anzahl frischer Truppen treten, die zur activen Armee gehören würden. Dadurch würde diese 8 Divisionen oder 103 Bataillons gewinnen, außerdem würden noch 5 Divisionen durch vermehrte Aushebung neugebildet werden, so daß die gesammte Friedensstärke der Infanterie auf 60 Divisionen oder 440,000 Mann kommen würde. Die vermehrte Aushebung, 3 Mann für jede 1000 Seelen, soll durch kürzere Dienstzeit ausgeglichen werden. So lange die Leibeigenschaft herrschte, brauchte man wenigstens 5 Jahre den gemeinen Russen zu den mechanischen Dienstverrichtungen zu ziehen, daher war eine lange Dienstzeit nothwendig. Der heutige freie Mann ist ganz anderer Art und stolz seinem Vaterland zu dienen. Fadejew glaubt, daß eine dreijährige Dienstzeit genügend sei, hält indeß 5 Jahre für wünschenswerth. Großes Gewicht legt er sodann auf die Bildung localer Regimenter und Armeecorps, welche die Bürgschaft festen Zusammenhalts bilden, das Reich würde zu dem Zweck in Militärdistrikte

zu theilen sein, an deren Spitze Gouverneure stehen würden, welche auch die entsprechenden Milizabtheilungen unter sich haben würden. Eine Ausnahme hiervon würden nur Finnland, Polen und der Kaukasus bilden, die zwei andern „unrussischen Winkel" des Reichs, wie die Ostseeprovinzen und Litthauen genannt werden, könnten nicht gefährlich werden. Nach Vollendung ihrer activen Dienstzeit würden die Soldaten für die gleiche Anzahl von Jahren in die Reserve kommen, so daß nach Abzug der non-valeurs die Infanterie auf dem Kriegsfuß 800,000 Mann zählen würde. Außerdem würde den Reservisten die Einübung der Miliz in Friedenszeiten zufallen.

Eine derartige, auf volksthümlicher Basis gebildete Armee muß aber, um innern Halt zu bekommen, gut geführt sein, alles kommt daher darauf an, ihr tüchtige Officiere und Unterofficiere zu geben. Erstere repräsentiren die leitende Intelligenz der Abtheilungen, an deren Spitze sie stehen, letztere sind die vermittelnden Bindeglieder zwischen Officieren und Soldaten. Je jünger letztere sind, desto erfahrener müssen die Führer der kleinsten tactischen Einheiten sein, solche tüchtige Unterofficiere sind nur durch das französische System der Wiederanwerbung gedienter Soldaten zu erhalten und hierfür sollte der Staat kein Opfer scheuen, indem er den Unterofficieren den durchschnittlichen Lohn bietet, den sie sonst erwerben können, also 8 Rubel monatlich.

Was die Officiere betrifft, so waren sie vor Aufhebung der Leibeigenschaft alle adlig, jeder Adlige, der überhaupt etwas that, diente. Jetzt ziehen sie vor nicht zu dienen und da die militärischen Erziehungsanstalten nur Officiere für den vierten Theil der Armee liefern, so hat sich ein höchst empfindlicher Nothstand herausgestellt. Dem kann nur abgeholfen werden, wenn die Armee selbst die Officiere hervorbringt, deren sie bedarf, und da es heute in Rußland nur freie Männer giebt, so sollten tüchtige Unterofficiere sofort zu Officieren befördert werden. Fadejew verhehlt sich nicht, welche Schwierigkeiten eine solche Neuerung hervorbringen würde, aber er entgegnet auf etwaige Einwürfe wegen ungenügender Bildung, daß ein Officier nur nach seiner militärischen Tüchtigkeit, nicht nach seiner socialen Stellung oder seinen allgemeinen Kenntnissen gewählt werden sollte, die Armee sei nun einmal eine exclusive Institution, deren dauernde Mitglieder nicht bewaffnete Bürger, sondern Leute seien, welche den Krieg zu ihrem Handwerk gemacht. Daher wird verlangt, daß das Heirathen den Unterofficieren ganz verboten werde, den Officieren erst bei Nachweis genügenden Privatvermögens gestattet werde.

Die Besprechung der Cavallerie giebt dem Verfasser Anlaß auf's Neue, seine Erbitternng gegen die importirten militärischen Institutionen Luft zu machen, die nachgeahmten Kürassier- und Dragonerregimenter taugten nichts.

Rußland müsse sich an sein eigenthümliches unvergleichliches Cavalleriematerial halten, um so mehr als diese Waffe sehr an Bedeutung abgenommen, man brauche sie nur als Vortrab und zur Verfolgung des Feindes, gleichsam um eine Athmosphäre um die Armee zu bilden. Die reguläre Cavallerie soll nach ihm ausschließlich aus Kosacken gebildet werden, welche geborene Reiter sind und daher nur den militärischen Theil ihres Dienstes zu lernen haben, wobei alle unnöthige Pedanterie ferne zu halten ist.

Die irreguläre Cavallerie wäre aus den kaukasischen und asiatischen Reiterstämmen zu bilden.

Von den Specialwaffen werden nur die Scharfschützen besprochen, welche in kleinen Corps formirt für nothwendig erklärt werden, außerdem legt der Verfasser großes Gewicht auf gepanzerte Truppen, welche nach seiner Ansicht eine ebenso große Rolle zu spielen berufen sind, wie die Panzerschiffe zur See; nach den gemachten Erfahrungen, welche bereits einen Filzpanzer hergestellt haben, der für den besten Colt'schen Revolver undurchdringlich ist, zweifelt er nicht, daß die Stärke desselben sich auch zur Schußfestigkeit gegen gezogene Gewehre steigern lassen wird. Ueber die Hinterlader geht er mit der Bemerkung weg, daß das Militärcommittee schon die beste Art derselben auszuwählen wissen werde, was die Hiebwaffen dagegen betrifft, so behauptet er, daß die sämmtlichen in Europa gebräuchlichen nichts taugten, die richtige sei der zweischneidige lesghische Dolch. Beachtenswerth scheinen die Ausführungen über die Ausrüstung: das ganze Geheimniß des Krieges beruhe auf der richtigen Schätzung der Bedürfnisse und Kräfte des Menschen, als das höchste was ein Mensch von mittlerer Kraft ohne übergroße Ermüdung tragen könne, nimmt der Verfasser 60 Pfund an, worin außer Ranzen und Munition Gewehr, Kleider und Proviant begriffen sind. Was die Bekleidung betrifft, erklärt er sich gegen die europäischen, dem Russen widerstrebenden Uniformen, verlangt vielmehr die Nationaltracht des Schafpelzes, Bauernkittels und der Filzmütze, welche zugleich vortrefflich für die Wintercampagnen seien, in welchen der Russe im Vortheil gegen die Europäer sei. Für den Regen wird gewalkte wasserdichte Leinwand empfohlen, in Form eines Sackes, der die Last zu wechseln erlaubt, an weichen Riemen hängend.

Es wird nun nicht ohne Interesse sein, die Ansichten Fadejews, der wie erwähnt vor dem Kriege schrieb, mit den Grundzügen der soeben proklamirten neuen russischen Wehrverfassung zu vergleichen.

Wenige Tage nachdem des Fürsten Gortschakow bekannte Cirkularnote vom 30. October die Welt in Erstaunen setzte, theilten russische Zeitungen einen kaiserlichen Ukas vom 4. November an den Kriegsminister mit, durch welchen dieser beauftragt ward, einen Gesetzentwurf zur Erhöhung der Wehrkraft Rußlands auszuarbeiten und in demselben die Heranziehung der bisher

von der Dienstpflicht ausgenommenen Classen der Bevölkerung zum Militärdienst zu berücksichtigen. Der Minister setzte zur Erfüllung dieses Auftrags zwei Commissionen nieder, welche die Sache so energisch in die Hand nahmen, daß schon gegenwärtig die Grundzüge des neuen Systems in einem Bericht an den Kaiser vorgelegt werden konnten. Dieser nun geht von derselben Voraussetzung aus, die Fadejews Vorschläge eingegeben hat, daß nämlich die militärischen Kräfte, über welche Rußland gegenwärtig im Falle eines europäischen Krieges zu verfügen hat. Angesichts der gewaltigen Armeen der Continentalmächte Europas nicht ausreichen und daß zur Herstellung des nothwendigen Gleichgewichts der Kräfte alle Truppen der activen russischen Armee freigemacht werden müssen für die unmittelbaren Kriegsoperationen, ohne durch untergeordnete Dienste, wie Besatzungen u. s. w., in Anspruch genommen zu sein. Auch für die rechtzeitige Verstärkung dieser Truppen und Ersatz der Verluste sei gehörig zu sorgen. Für beide Zwecke würde die Bildung von Reserven mit Hülfe bloßer Volksbewaffnung noch nicht genügend sein.

Die Erfahrungen der neuesten Zeit bewiesen, daß Milizen zwar als außerordentliche Defensivkräfte in einem großen Kriege nothwendig seien, aber sich vollkommen untauglich zeigten, an die Stelle der regulären Truppen zu treten oder sie zu ergänzen, sie entbehren dazu die nothwendige tactische Fertigkeit und den kriegerischen Geist, so daß die großen Opfer nutzlos seien, während ihre Ungeübtheit leicht Verwirrungen in die Operationen brächte. Nur solche Leute, welche durch die Reihen der Armee gegangen sind, könnten zuverlässiges Material für die Ergänzungstruppen liefern, daher müsse eine starke Reserve gebildet werden aus gedienten Soldaten. Dies könnte nur durch verstärkte Aushebung bei entsprechend kürzerer Dienstzeit erreicht werden. Es würde aber unbillig sein, diese verstärkte Aushebung lediglich auf die Classen zu legen, welche bisher die Rekruten lieferten, auch befördere eine kurze Dienstzeit die Theilnahme und den Einfluß der gebildeten Stände, es sei also nothwendig, die allgemeine Dienstpflicht einzuführen. Die maßgebenden Grundsätze sollen also folgende sein:

1) Alle jungen Männer die das 21. Jahr vollendet, sind dienstpflichtig. Stellvertretung und Loskauf sind unzulässig; nur körperliche Unfähigkeit entschuldigt; halbwegs Untaugliche dienen beim Train oder der Armeeverwaltung, zeitweilige Befristung kann ausnahmsweise stattfinden. 2) Die Stärke der jährlichen Aushebung wird gesetzlich festgestellt und der Betrag aus sämmtlichen Dienstpflichtigen ausgeloost. 3) Junge Leute, die bestimmten Forderungen allgemeiner oder specieller Bildung entsprechen, können vom 17. Jahre ab mit abgekürzter Dienstzeit als Freiwillige eintreten. 4) Die regelmäßige Dienstzeit ist 7 Jahre, die Soldaten werden aber nach Bedürfniß während des Friedens beurlaubt. 5) Nach Abdienung der 7 Jahre kommen sie auf

8 Jahre in die Reserven, die nur im Kriegsfall berufen werden. 6) Die Freiwilligen können nach Ableistung ihrer Dienstzeit durch Prüfung sich das Recht des Avancements zu Officieren der Reserve oder activen Armee erwerben. 8) Die Wehrpflicht wird auf Grundlage besonderer Reglements abgeleistet durch die Kosackenstämme und die nichtslavische Bevölkerung einiger Reichsgebiete. 9) Alle nicht dienenden und doch dienstfähigen Männer können durch Kaiserliches Manifest zur Reichswehr herangezogen werden. Hierüber liegen noch keine weitern Andeutungen hervor, jedenfalls soll die Opoltschenie aber nicht eine regelmäßige Institution für den Friedensstand werden, wie Fadejew will, der Bericht hält vielmehr an der von unserem Verfasser bekämpften Scheidung in Feld- und Localtruppen fest, letztern liegt ob der innere Dienst und die Ausbildung der Rekruten. Die Specialwaffen werden nach besondern Verordnungen neu organisirt werden. Die unterscheidenden Züge der nunmehr adoptirten Organisation von Fadejew sind einerseits die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wenn auch nur uneigentlich bei dem Loos von einer solchen gesprochen werden kann und die Nichteinführung des Volksheeres, dem er die ganze Defension anvertraut wissen will. Wie lange Zeit es bedürfen wird, diese Reformen durchzuführen, wird schwer zu sagen sein, aber sicher ist, daß sie auf eine active, um nicht zu sagen aggressive Politik berechnet sind: die Zeit der Sammlung wird für Rußland als beendet betrachtet und Europa wird wohl thun, sich danach einzurichten.

Das Sanitätswesen beim deutschen Heere.

Von allen Veranstaltungen, welche die Leiden des Krieges zu lindern bestimmt sind, hat keine einen unmittelbarer eingreifenden Beruf als die des Militär-Sanitätswesens. Daß sich ihm daher ein stets wachsendes Interesse zuwendet, ist bei der stetigen Zunahme und Verbreitung humaner Anschauungen nur natürlich. Hier mögen in flüchtigen Umrissen einige der Haupt-Einrichtungen dieses Theils des deutschen Heerwesens übersichtlich zusammengestellt werden.

Bei den Truppen vertheilt sich das Sanitäts-Corps eines Armee-Corps, also eines Truppen-Körpers von etwa 30,000 Mann in der Weise, daß auf das Bataillon Fußvolk zwei Aerzte nebst vier Lazareth-Gehülfen kommen. Die nämliche Zahl von Aerzten und Gehülfen kommt bei der Cavallerie auf je ein Regiment, bei der Artillerie auf je eine Abtheilung. Zu jeder Compagnie sind demnächst bei den Fußtruppen vier Leute von der Mannschaft als Hilfs-Krankenträger bezeichnet. Als Hilfsmittel besitzt dies Personal pro Bataillon

(resp. pro Cavallerie-Regiment) einen Wagen mit Medikamenten, Utensilien u. s. w.

Seit 1869 haben nun die im 66er Kriege sowie namentlich im amerikanischen Secessions-Kriege gemachten mannigfachen Erfahrungen zum wesentlichen Theil ihren Ausdruck in einer Sanitäts-Instruction gefunden, in welcher wenigstens die Grundzüge der Berliner Conferenz vom Jahre 1867 maßgebend gewesen sind.

Danach gehören zu jedem Armee-Corps drei förmliche Sanitäts-Detachements, deren jedes über 120 Träger und sechs Wagen für Schwer-Verwundete verfügt und zwar werden die Träger für diesen Zweck jedes Jahr technisch vollständig ausgebildet. Diese so instruirten Soldaten werden mit dem Vermerk „als Krankenträger ausgebildet" nach Beendigung ihrer Dienstzeit entlassen und dann als solche bei einer Mobilmachung eingezogen. An der Spitze jedes Detachements steht ein Hauptmann, welchem zwei Stabsärzte und drei Unter- oder Assistenz-Aerzte unterstellt sind nebst einer Anzahl Lazareth-Gehülfen und Krankenwärter. Ein Armee-Corps verfügt also zunächst zum Zweck der ersten Hilfe Seitens des Detachements über 360 Krankenträger und achtzehn Wagen für Schwerverwundete und requirirt seinen weiteren Bedarf an Fuhrwerk je nach den Umständen von der Intendantur. Eine weitere besondere bei der Mobilmachung ins Leben tretende Organisation sind die Feldlazarethe. Jedes Armee-Corps besitzt deren zwölf, deren jedes wieder unter einem Chefarzt noch vier Aerzte, einen Apotheker, neun Lazareth-Gehilfen, zwölf Krankenwärter und sechs Wagen mit den nöthigen Requisiten und Trainpersonal besitzt. Jeder Division sind zwei Feldlazarethe zugetheilt, zwei marschieren mit der Corps-Artillerie, die übrigen sechs stehen zur Disposition des General-Commandos. Jedes Feldlazareth ist für 200 Kranke berechnet, so daß unmittelbar bei einem Armee-Corps für 2000 Kranke gesorgt ist. Geleitet wird das Ganze durch einen Corps-General-Arzt, welcher seine höhere Instanz in dem für die betreffende Armee bestellten Armee-General-Arzt findet. Im großen Hauptquartier gipfelt sich diese Organisation dann endlich in der Person des General-Intendanten. Bei jeder Division disponirt ein Divisionsarzt über das derselben zugetheilte Sanitätsdetachement und die beiden Feldlazarethe.

Steht nun eine Schlacht bevor, so functionirt diese Maschinerie in folgender Weise.

Der General-Stabs-Chef benachrichtigt den Corps-General-Arzt von der Art der bevorstehenden Action. Dieser gibt den Divisions-Aerzten (falls die Divisionen nicht detachirt) die nöthigen Weisungen wegen Anlegung von Verbandplätzen und Etablirung der Feld-Lazarethe. Dann orientirt sich der General-Arzt über diejenige Stellung, über welche ein etwaiger Rückzug denk-

barer Weise nicht hinausgehen wird, disponirt über das zur Verfügung des General-Commando's bleibende dritte Sanitäts-Detachement und giebt die nöthigen Ordres an die Lazarethe, um in der Nähe soviel Raum als möglich für die erste Lagerung der Verwundeten zu gewinnen.

Während nun die Schlacht begonnen hat, formiren die beiden zu den Divisionen gehörigen Sanitäts-Detachements zunächst ihre Verbandplätze, auf welche letztern per Bataillon ein Arzt und zwei Lazareth-Gehilfen abgegeben werden, wogegen ein Arzt und zwei Lazareth-Gehilfen per Bataillon in unmittelbarer Nähe des Gefechts die ersten Sanitätsdienste verrichten. Mittlerweile sind die Krankenträger beschäftigt, die Verwundeten aus dem Gefecht so schnell als möglich mittelst Tragen und Wagen nach dem nächsten Verbandplatz zu schaffen, wo ihnen die dringendste Hilfe zu Theil wird. Die Schwerverwundeten bringt man womöglich in's nächste Lazareth, während die leichter Blessirten sich selbst dahin auf den Heimweg machen, und zwar mit um so weiter rückwärts liegendem Reiseziel, je marschfähiger der Mann noch ist; denn natürlich müssen die nah gelegenen Lazarethe vor Allem für Schwerverwundete frei gehalten werden. Rückt nun ein Gefecht vorwärts, so werden die Einrichtungen staffelweise in solcher Weise entsprechend nachgeschoben, daß immer neue Verbandplätze formirt werden, wozu die sechs Feldlazarethe der Divisionen und der Corps-Artillerie zunächst verwendet, doch dann wieder aus den sechs Feldlazarethen der Reserven ersetzt werden. Geht die Verfolgung des Feindes große Strecken vorwärts und muß also hinter den verfolgenden Armee-Corps ein Etappen-Commando errichtet werden, dem nun die Ueberwachung und Sicherung der Nachzüge an Proviant-, Munitions-Colonnen, Mannschaft rc. obliegt, so werden auch die zurückbleibenden Lazarethe diesem Commando unterstellt. Dasselbe verfügt zu diesem Zwecke wiederum seinerseits über einen General-Arzt, während dem ganzen Etappen-Institut bei jeder Armee die sogenannte Etappen-General-Commission vorgesetzt ist. Bei jedem Armee-Corps befindet sich ein der Etappen-Inspection unterstelltes aus Aerzten, Beamten und Krankenpflegern bestehendes Personal, welches zur Ablösung der Feldlazarethe bestimmt ist, worauf diese wieder ihrem Armee-Corps nachmarschiren.

Da begreiflicher Weise die eben am besten zu Lazareth-Zwecken sich eignenden Localitäten nicht immer in gleicher Größe vorhanden sind, so bestimmt den Begriff eines „Feld-Lazareths" überhaupt die Herrichtung von Gebäuden zu Lazareth-Zwecken, in denen, wie schon angegeben wurde, 200 Betten vorhanden sind oder sein können. Für die erste Aufnahme wird diese Zahl jedoch meist überschritten. Die dem Kriegsschauplatz zunächstliegenden Feldlazarethe nehmen aber dauernd nur solche Kranke auf, deren Weitertransport in die Heimath oder in sichere Gegenden nicht räthlich ist.

In Rücksicht auf die übrigen Kranken wird womöglich zur Etablirung eines Feldlazareths ein Ort gewählt, der an einer großen Verkehrsstraße liegt, wenn es sein kann an einer Eisenbahn. Im letztern Fall bieten die Krankentrains, wie sie in neuerer Zeit von Baiern, Schwaben, Preußen, Sachsen und Hamburg auf den occupirten Eisenbahnen in Betrieb gesetzt worden sind, die Möglichkeit, selbst Schwerverwundete viele Tage lang ohne Nachtheil für ihren Zustand zu transportiren. Die hierdurch ermöglichte Salubrität der Lazarethe macht die Einrichtung solcher Züge zu einem Gegenstand von höchster Bedeutung für alle Verwundeten.

Für die Wahl eines Lazareth-Orts ist ferner von hohem Gewicht die gesunde Lage der Gegend, zumal wo es sich um Typhus und ähnliche Krankheiten handelt und werden zu solchem Zwecke gern frei gelegene Wohnungen genommen, wie sie namentlich die villenreiche Umgebung von Paris dem desfallsigen Bedarf der Cernirungs-Armee in großer Fülle bietet; nicht minder hat man viele der in den dortigen Lustgärten vorhandenen Gewächshäuser in Lazarethe verwandelt, und da sie gut gelüftet werden können und heizbar sind, bewähren sie sich aufs Vollständigste.

In Betreff der Aerzte möchte noch nachzutragen sein, daß dieselben beritten sind und daß sich diese Anfangs in Frage gestellte Einrichtung als schwer entbehrlich erwiesen hat. Denn daß die Aerzte zur rechten Zeit an Ort und Stelle sind, dadurch wird der Erfolg ihrer Thätigkeit vornehmlich bedingt. Unausführbar wäre dies aber, sollte der Arzt sich mit seinem Gefährt in die Abhängigkeit vom Zustand der oft von Colonnen schon vollgepfropften Wege versetzt sehen. — Es ist hier überhaupt nur ein ungefähres Bild des Sanitäts-Wesens unsers deutschen Heers gegeben worden. Bei einer weiteren Ausführung dieser Darstellung wäre noch in Sonderheit das Institut der consultirenden General-Aerzte zu berücksichtigen; das sächsische Corps, das in der Person des Corps-General-Arztes Dr. Roth eine außergewöhnliche organisatorische Capacität besitzt, hat beispielsweise sich zu solchem Zwecke die fachkundige Hülfe der Professoren Thiersch, Schmidt und Braune aus Leipzig gesichert und wesentlich dem Eintritt dieser Herren in die erwähnte Stellung ist es zu danken, daß dem bei der Mobilmachung anfangs sehr fühlbaren Mangel an genügendem ärztlichen Personal in befriedigender Weise abgeholfen werden konnte.

Schließlich sei bemerkt, daß die dem Sanitätsdienst jetzt gegebene Unabhängigkeit, nach welchem Aerzte über die Institutionen, für die sie doch allein verantwortlich sein können, auch den alleinigen Befehl führen, die besten Früchte getragen hat. Gäbe man den Aerzten noch die nöthige militärische Ausbildung, so würde jeder Grund wegfallen, ihnen nicht auch noch das Commando über die Sanitätsdetachements anzuvertrauen. Das Sanitäts-

corps der deutschen Armeen, von dem in diesem Kriege schon circa hundert Mitglieder auf Schlachtfeldern wie in Lazarethen ihrem Beruf zum Opfer gefallen sind, wird bei voller Selbständigkeit das bewiesene Vertrauen gewiß rechtfertigen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Ein Blick auf die bairische Reichsdebatte. Aus München. Während jenseits der Vogesen und des Ardennerwaldes unsere Heere ihre harte Arbeit siegreich förderten, und jeder Eisengruß, der ins Herz des trotzig verblendeten Keltenreichs geschleudert ward, uns Deutschen als ein Friedensbote erschien, der das ersehnte Ende des Krieges herbeiführen sollte, haben wir in Baiern einen anderen erbitterten Kampf erleben müssen, der am 21. Januar seinen späten Abschluß gefunden hat. So wenig Erfreuliches nun in Wahrheit auch dieser jüngste Froschmäusekrieg haben mag, so verlohnt sich doch ein kurzer Rückblick auf die denkwürdige Weise, wie Baiern in den deutschen Bund gekommen.

Ueber die Stellung unserer Regierung zur nationalen Frage konnte schon seit geraumer Zeit bei Einsichtigen kein Zweifel herrschen. H. v. Lutz hatte selbst bei den Ultramontanen und Patrioten, wenn nicht laute, so doch stillschweigende Zustimmung gefunden; die streng bairische Gesinnung des Kriegsministers war des öfteren deutlich hervorgetreten, und der Leiter unserer auswärtigen Politik vertrat, soviel man dem mehr romantisch-poetischen als verständlichen Programme, das er vor Jahresfrist der Welt mittheilte, entnehmen konnte, den Standpunkt partikularistisch-bairisch-großdeutscher Gefühlspolitik mit der ganzen Unbefangenheit, welche das Bewußtsein einzuflößen vermag, daß ein Programm ohne jedwede practische Consequenzen bleiben werde. Baiern sollte europäisch selbständige Macht sein, zwischen Preußen oder dem norddeutschen Bunde einerseits, und den Südstaaten, Oesterreich, Italien, dem Kirchenstaat, vermuthlich auch Frankreich andererseits, vermitteln auf Grund seiner Katholizität — das waren die Träume, welche ein neckischer Geist Baierns Minister des Aeußeren eingeflüstert haben mochte, als das Jahr 1870 begann.

Die rauhe Hand des Krieges störte dieses europäische Idyll, zu dessen Verwirklichung noch wenig gethan war. Rasche Ueberlegung führte Fürst und Regierung zu dem Einzigen, was gethan werden konnte, zur Betheiligung am Kriege, unser Heer bewährte sich gut und wenn auch seine Ausbildung Manches zu wünschen übrig ließ, so zeigte sich doch der bairische Soldat als vortreffliches Glied im deutschen Heere und erwarb mit allem Rechte sein volles Theil wie an den Mühen und Opfern, so auch an den Erfolgen und Ehren des Krieges. Wir hätten gewünscht, daß die selbstlose Anerkennung, welche unserem Heere in Norddeutschland gezollt wird, sich in etwas angemesseneren Grenzen gehalten hätte. Man schilderte des Königs Entschluß wie eine freie That der Freundschaft und wie eine erbetene und willig gereichte Hülfe, da es doch von ihm wie von uns allen vielmehr als eine selbstverständliche Pflichterfüllung angesehen wurde, zugleich als ein reiner

Act der politischen Nothwendigkeit, wobei, wie so oft, das Kluge und Verständige zugleich das Gute war. In gar manchen Kreisen unseres Volkes aber hat jene schiefe, vorzugsweise von norddeutschen, selbst officiösen Blättern vertretene Anschauung Wurzel geschlagen, und ist in der eben beendigten Debatte mehrfach als Pfeil von den antinationalen Elementen gegen uns abgeschossen worden.

So wurde durch die Leistung der nationalen Pflicht bei uns zugleich der Partikularismus gestärkt und als es an die Verhandlungen über den neuen Bund ging, war es nicht schwer zu errathen, in welchem Sinne sie von unserer Regierung geführt werden würden. Freilich brachte man es fertig, selbst die schlimmsten Besorgnisse zu übertreffen. Denn man kann getrost sagen, daß nicht Ein Mensch im ganzen Lande ein solches Uebermaß von Zugeständnissen an den Partikularismus zu fürchten oder zu hoffen gewagt hat, wie das Verfassungsbündniß aufweist. Ganz unverkennbar war es, daß nach der Veröffentlichung der Verträge die patriotische Partei (in welche der Kürze wegen die Ultramontanen mit inbegriffen sein mögen) anfangs überrascht und zwar angenehm überrascht war; wer ihre Presse verfolgt hat — freilich eine üble Beschäftigung — hat diesen Eindruck ganz bestimmt gehabt. Man hatte eben weitaus nicht so viel erwartet, und vor dem Zusammentritt der Kammer wollte Niemand im Ernste an Schwierigkeiten glauben, die von patriotischer Seite der Annahme der Verträge entgegengestellt werden könnten. Weit eher hätte man das von der Fortschrittspartei zwar nicht erwarten, wohl aber verlangen können. Die Hauptvertreter derselben und ihre Organe in der Presse (auch eine partie honteuse unseres vielgerühmten politischen Lebens) verkannten nicht den partikularistischen Character der Verträge. Sie hielten es aber leider nicht für opportun, das offen zu bekennen und für Entfernung dieser Concessionen zu wirken. Sie gaben damit unseres Erachtens eine Waffe aus der Hand, die der jetzt beendigten Kammerdebatte sicherlich ein rascheres Tempo, der Fortschrittspartei selbst aber ohne Zweifel leichteres und wirkungsvolleres Auftreten bereitet haben würde. Es mag politische Vorsicht gewesen sein, welche ihr dieses Verhalten dictirte. Allein in diesem Artikel hat die Fortschrittspartei seit langer Zeit des Guten zu viel gethan, während sie die Pflicht, das nationale Programm energisch und rückhaltslos zu verfechten, allzusehr der Rücksicht geopfert hat, welche die Bewahrung des Mandats und die noch sehr unaufgeklärte Volksmeinung anempfehlen mochte. Die Connivenz dieser Partei, deren beharrliche und vaterlandsliebende Thätigkeit dabei nicht verkannt werden soll, hat sie auf bedenkliche Abwege geführt; lediglich dem Ausbruch des Krieges hat sie es zu danken, wenn ihr eine arge Beschämung erspart und ihre beabsichtigte Minderung des Kriegsbudgets eine politische Gedankensünde geblieben ist. Mit vollem Recht ist ihr schon von der Presse die deutsche Partei in Würtemberg als Muster vorgehalten worden, der die rücksichtslose Energie und Aufrichtigkeit in der nationalen Sache volle Achtung bei den Gegnern, täglich wachsenden Einfluß und reichen Erfolg eingetragen hat, denn auch auf die große Menge des Volkes gewinnt zuletzt nur der Mann oder die Partei Einfluß, deren Verhalten ohne Furcht und Rücksicht, ohne Diplomatisiren und Verschweigen den Beweis liefert, daß der Glaube an die Sache, der man dient, vorhanden ist. Ohne Prophet sein zu wollen, wird man

vorhersagen können, daß die Partei als solche und in ihrer jetzigen Zusammensetzung am längsten bestanden hat. Gewiß wird sich aus ihr eine, wenn auch anfangs kleine Anzahl von energischen Vertretern des nationalen Gedankens zusammenschließen, welche die Lehren der letzten Jahre beherzigen und zum Heile unseres Landes wirken werden. Denn nach wie vor ist es die nationale Seite, welche voranstehen muß, das lehrt aufs Neue die Geschichte der Entstehung und Annahme der Verträge.

Das Ministerium hatte die Kammer nicht aufgelöst. Warum? Vielleicht um dieselbe in Versailles zur Erzielung particularistischer Konzessionen zu benutzen. Mit einem gewissen Schein von Recht konnte man dann darauf hinweisen, daß diese Kammer einer mehr unitarischen Richtung der Verträge ihre Zustimmung versagen werde. Unsere Versailler Unterhändler erreichten, was sie wollten. Aber nach der Publication der Verträge ließ man unnöthige Zeit bis zur Kammereinberufung verstreichen, eine Frist, welche Niemand besser benutzte, als die Anfangs wenigen Gegner der Verträge. Allmählich wuchs die Mißstimmung im Patriotenlager. Die Kammer trat zusammen und Minister von Lutz hielt eine Eröffnungsrede, in der er nach verschiedenen sentimentalen Seitenblicken auf den österreichischen Bruderstamm mit einer großartigen an Graf Bismarcks gewaltigste Tage erinnernden Phrase schloß, die allerdings so inopportun als möglich war. Die schlimmsten Befürchtungen, die er etwa in Versailles über die Renitenz der Patrioten geäußert haben könnte, erfüllten sich mit befremdlicher Sicherheit. Wenn er beabsichtigt haben sollte, durch jenen Schlußsatz seiner Rede, welcher den Patrioten das Recht der Entscheidung absprechen zu wollen schien, diese Gegenpartei zu ruhiger Ueberlegung und verständigem Nachgeben zu veranlassen, so wurde diese Absicht gänzlich verfehlt. Graf Bismarck konnte nun mit eigenen Augen sehen, wie heftig die Abneigung der bairischen Majorität selbst gegen diese Verträge war. Denn in wenigen Tagen hatte sich unter der Führung von Jörg, Greil und anderen weltlichen und geistlichen Kammerlichtern eine Opposition organisirt, welche in mehrwöchentlicher Debatte Ablehnung der Vorlage verfocht. Schlimme Gerüchte verbreiteten sich, 54 Patrioten sollten sich verpflichtet haben gegen die Verträge zu stimmen, wodurch die erforderliche Zweidrittelmajorität unmöglich gemacht worden wäre.

Heftig ist gekämpft worden; von Seiten der Fortschrittspartei mit aller ehrlichen Aufrichtigkeit und mit so trefflicher Taktik, daß bereits am 18. die Patrioten einen Antrag auf Schluß der Debatte einbrachten, der aber mit gutem Grunde abgelehnt ward; von Seiten der Gegenpartei mit allen artigen und unartigen Waffen, wie sie der jeweilige Stand der Gesittung diesen Herren an die Hand gab. In Wahrheit ist wohl selten so viel Unverstand, Ungezogenheit und absichtliche Entstellung der Wahrheit auf Einem Platze zu Tage gekommen, als in diesen Debatten. Nur kann nicht verschwiegen werden, daß nicht allen Zeugen dieses Kampfes die Mühe, welche man sich mit der Widerlegung der antinationalen Partei gab, als nothwendig erschien. Gar Mancher lebt noch heute der Ueberzeugung, daß zumal die Regierung guten Grund hatte, an die endliche Annahme zu glauben; daß sehr viel Sand aufgewirbelt wurde, um dem erstaunten In- und Ausland die edle Großthat so recht augenfällig zu machen; bei manchem eifrigen Gegner mochte die Maske der Opposition geheime innerliche Befriedigung

über die Größe der Konzessionen verhüllen, und der redliche Eifer, mit dem die Fortschrittspartei das übernahm, was eigentlich Pflicht der Regierung gewesen wäre, wird vielleicht von zwei Seiten mit stiller Zufriedenheit betrachtet worden sein. In der That, die Regierung mußte die Anträge durchsetzen, und hätte es verdient, von nationaler Seite bekämpft, nicht aber unterstützt zu werden. Ein ostensibler Brief des Königs an den Erzbischof von München wird von vielen als der rettende Engel angesehen: vorangegangen waren Reden der verschiedenen Minister, unter anderem des Grafen Bray, dessen Ideenvorrath etwas an Einförmigkeit leidet. Was ihm fehlt, ersetzt ein ausgiebiges Wohlwollen, welches sich über alle Völker Europas ausbreitet. Auch H. v. Lutz sprach noch einmal und versicherte, die Regierung denke nicht an Kammerauflösung. Selbst düstere Schreckbilder wurden an die Wand gemalt, ernstgemeinte, wie die verständlichen Anspielungen auf die Zukunft der Pfalz, andere wohl mehr scherzhaft, wie die „Donaulinie", die in einer Ministerrede zum Vorschein kam. Das ganze, unverhohlene Markten und Feilschen bei einer einfachen Frage des nationalen Pflichtgefühls und der Existenz wollte Vielen nicht gefallen.

So ziehen wir denn in den neuen Bund. Ein bittres Gefühl der Scham wird man begreiflich finden. Ein Sieg ist erfochten, aber wahrlich von keiner der kämpfenden Parteien. Wer die Geschichte der letzten 6 Jahre verfolgt, weiß es, wo und durch wen die nationale Idee in Süddeutschland zum Siege gebracht worden ist, weiß es, wie wenig wir uns davon zuschreiben dürfen. Unsre Hoffnung steht auch ferner nicht auf den Parteien unseres Landes, welche sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigten. Von der Zusammengehörigkeit, dem belebenden und erziehenden Einflusse der an Einsicht und Thatkraft uns übertreffenden Politiker im übrigen Deutschland dürfen wir auch für unser Baiern Förderung hoffen. Nicht mit fliegenden Fahnen treten wir zum Reich, wir bringen die alte Kammer, das alte Ministerium mit hinein und wer möchte sich dessen rühmen? Es war schmerzlich bezeichnend für uns, daß ohne uns die neue Schöpfung entstanden ist, daß, was wir am grünen Tisch dazu gethan haben, lediglich als eine Verschlechterung des ursprünglichen Entwurfs angesehen werden muß, daß an dem Tage der glorreichen Kaiserproklamation bei uns noch über Annahme oder Ablehnung debattirt werden konnte. Tröstreich ist hier nur der Gedanke an unser wackres Heer, an die heranwachsende Jugend, bei der die große Zeit segensreich wirken wird, und das verheißungsvolle Bewußtsein: auch Baiern ist im neuen Reich!

Der Winter in Holland. Wie das Auge, vom vielen Beschauen ermüdet, das Gemüth von Aufregungen bedrängt, an dem immer gleichen Frieden der Natur Erholung sucht und findet, so mag sich jetzt nicht ungern der von der blutgetränkten Erde Frankreichs zurückkehrende Blick einmal auf eine Stätte des Friedens richten. Eine solche ist, obwohl fast zwischen dem Wohnsitz der beiden kämpfenden Nationen gelegen, Holland, das unbetheiligt, aber nicht theilnahmlos — wer hörte nicht von den musterhaft eingerichteten niederländischen Ambulancen? — ihnen zuschaut. Ganz freilich ist es durch das in aller Beziehung streng auftretende Jahr nicht geschont worden, der harte Herrscher Frost, den die niederländische Sprache mit demselben Worte

wie Fürst, „vorst“, benennt, hat es nicht unberührt gelassen. Die Kälte erreichte auch in den der Küste nahen Landestheilen eine ungewöhnliche Höhe und Dauer. Ein strenger Winter ist aber mehr, als anderswo, in Holland ein übler Gast. Zwar sucht man ihm am warmen Ofen, dessen Feuer inländischer Torf erhält, rheinische oder englische Steinkohle wärmend macht, so viel wie möglich zu entgehen, aber die tiefgehenden Fenster der Zimmer, die dünnen Wände und Fußböden lassen nur in nächster Nähe des Ofens, der jetzt überall das Kamin verdrängt hat, eine erfreuliche Existenz zu. Der Ofen hat deshalb einen bevorzugten Platz an der Hauptwand der Stuben, meist unter dem, wie früher, auf dem marmornen Kaminsims ruhenden Spiegel erhalten und ist, von kleiner, gefälliger Form, mit jenem ein wesentlicher Schmuck des holländischen Zimmers. Leicht auf ein untergelegtes Blech gestellt, das ihn vom alle Fußböden bekleidenden Teppiche trennt, wird er ebenso leicht im Frühling weggenommen und dann die Oeffnung des Kamins gewöhnlich mit einem bemalten Schirme verdeckt.

Dem Fremden fällt es auf, wie sehr die Holländer an eine niedere Temperatur gewöhnt sind. In Deutschland hält man eine Wärme von 15 Grad Reaumur für angemessene Zimmertemperatur, in Holland nur eine solche von 11 bis 12 Grad. Doch muß man dabei den viel wärmeren Anzug der Holländer in Anschlag bringen. Es ist komisch zu sehen, wie die Leute niederen Standes bei zunehmender Kälte immer dicker und dicker werden; aber die Behauptung Oliver Goldsmiths, der ja eine Zeit lang in Holland gelebt hat, daß die holländischen Bauern in je sechs Hosen steckten, ist denn doch eine Verläumdung. Ich weiß nicht, ob der weitere Vorwurf des berühmten englischen Dichters besser begründet ist, daß dieselben Bauern ihre Tonpfeifen zu den Füßen ihrer „meisjes“ (Schätze) an den diese erwärmenden Torfkohlen der „stofjes“ (Feuerstübchen) anzünden, die allen holländischen Frauen zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden sind. Grazie ist freilich so sehr eine ihrer letzten Tugenden, daß es gewiß nicht unmöglich scheint.

Unser Weihnachtsfest kennt man in Holland nicht. In den Küstenprovinzen wächst der eigentliche Christbaum, die norddeutsche Fichte, nicht einmal, oder fristet ein klägliches ungesundes Dasein. Nach einiger Zeit werden die Nadeln angepflanzter Fichten braun, der Baum stirbt ab. Besser gedeiht die auf den Gebirgen Süddeutschlands einheimische Weißtanne an geschützten Orten. Sie muß denn auch, wo er gewünscht wird, als Christbaum dienen. Aber bei den eigentlichen Holländern findet man denselben nicht; die Festtage verlaufen in dem eintönigsten Einerlei, und wenn sich nicht das Wetter mit Herstellung einer Eisbahn in's Mittel legt, ziemlich langweilig. Der Holländer freilich empfindet das nicht; er ist es eben nicht anders gewöhnt. Dagegen ist es der Abend des fünften Decembers, St. Niklas-Abend, an dem sich Eltern-, Geschwister- und Freundesliebe in Geschenken bethätigt. Dabei ist es Sitte, den Empfänger auf irgend eine Weise anzuführen, indem man einen kleinen Gegenstand in ungeheuer viele Papiere wickelt, ihn in Brot backen läßt 2c.; der Geber hält sich anonym, und es bleibt dem selten irrenden Dankgefühl des Beschenkten überlassen, ihn auszumitteln. Dann ist auch die Hauptausstellung in den Läden, Niklasmarkt, wie in Deutschland Christmarkt, und die Zeit, wo man den Gaumen mit allerdings sehr wohl-

schmeckendem Gebäck laben kann, welches nur in dieser Zeit gebacken, aber höchst unnützer Weise meist mit Streifen Flittergold beklebt wird.

Die Hauptfreude des Winters ist jedoch die Eisbahn. In einem Lande, welches von tausend Kanälen und Wassergräben durchzogen ist, von denen jene auch jetzt noch trotz der Eisenbahn die Hauptverkehrsadern bilden, diese jede Umzäunung ersetzen, muß eintretender Frost von dem größten Einfluß werden. Durch die Gräben zurückzuhaltendes Vieh ist mit Ausnahme weniger das Eis wie das Wasser scheuender Schafe nicht mehr auf der Weide. Das Zufrieren der Gräben ist also ohne Bedeutung, aber von um so größerer das Festwerden der Canäle. Wird das Eis nicht bald fest genug, um zu gestatten, daß man es betrete, so kommen die zwischen breiten Wasserarmen liegenden Inseln Seelands ganz außer Verkehr. Die Schiffer, die sonst eben nur den Sonntag-Morgen als Ruhetag während der Fahrt benutzen, sind nun plötzlich zu unfreiwilliger Muße verurtheilt. Aber sie brauchen nicht in den rauchigen, engen, niedrigen Cajüten zu hocken; durch die Fenster derselben, die trotz ihrer Kleinheit noch zur Hälfte durch sauber gewaschene Vorhänge verdeckt sind, blinkt der Eisspiegel und fort geht es, die Schlittschuhe an den Füßen, mit beschwingter Eile. Doch bleibt auch genug Arbeit am Schiff zu thun. Dasselbe muß, wenn das Eis nicht sehr dick ist, täglich losgehackt werden, um es schwimmend zu erhalten. Denn da auch im Winter durch die Schleusen an verschiedenen Punkten der Küste das Wasser in die See gelassen wird, so senkt sich eine nicht sehr dicke Eisdecke nach der Mitte des Canals zu, eine Senkung, die unter den Bogen der zahlreichen Brücken meist ein Brechen des Eises zur Folge hat; die am Ufer liegenden Schiffe würden dadurch fest im Eise sitzen bleibend, in eine schiefe Lage kommen. Man vermeidet dies, indem man sie flott erhält. Wird die Eisdecke dick genug, so senkt sie sich wenig oder gar nicht, man hat dann die nunmehr schwierige Arbeit, einen Wasserstreifen um das Schiff freizuhacken, nicht nöthig. Ist die Kälte so arg, daß die Zuiderzee zufriert, wie es dies Jahr geschah, so können Schiffe, die hier von dem Froste überrascht werden, in die übelste und gefährlichste Lage kommen. Die Mannschaft eines mit Leimkuchen beladenen Schiffes hat sich kürzlich mit größter Gefahr über das Eis hin auf die Insel Schockland retten müssen. Als das Eis fester wurde, konnte man die Ladung des Schiffes bergen, was den armen Bewohnern jener Insel ein erwünschtes Verdienst abwarf, da man jeden geborgenen Leimkuchen besonders prämiirte. Solche Gefahren drohen nun freilich den in den Canälen liegenden Schiffen nicht. Dort wäre auch sicherlich Hülfe vorhanden; denn kaum ist das Eis nothdürftig fest, so strömt es von allen Seiten dahin, um „schassen te ryden" Schlittschuh zu laufen. Dabei ist man unglaublich leichtsinnig, sowohl beim Frieren, wie beim Thauen, und in jedem eine Eisdecke bildenden Winter hat man eine Anzahl Menschenleben zu beklagen. Man läuft noch, wenn das Wasser schon hoch auf dem Eise steht, wohlgemuth Schlittschuh, fährt mit Karren darüber und scheint sich von der blanken Decke kaum trennen zu können. Ist das Eis noch sicher und gut, so ist das Gewimmel aber auch außerordentlich. Da fehlt es nicht an eifrigst hin und herfahrenden Armen, über die Maßen ausfahrenden Füßen, die in die Schlittschuhe der ahnungslos entgegenkommenden einhaken und beide Theile zu jähem Falle bringen; an geübteren Läufern, die durch die verworrene Masse

sichere Bahnen ziehen und so dem ängstlich strebenden Knäuel ein Gepräge der Ruhe aufdrücken, mangelt es auffallend. Das hat aber seinen guten Grund; denn im Gegensatz zu den deutschen Eisbahnen sind es vor Allem die ärmeren Klassen, die sich hier belustigen, während aus den höheren Ständen hauptsächlich nur die jungen Männer zu laufen pflegen, diese dann aber auch mit mehr Eleganz. Da nämlich das zusammenhängende Canalnetz die Möglichkeit der Verbindung nach allen Seiten hin gewährt, so bietet das Eis ein um so erwünschteres Transportmittel, als zu gleicher Zeit das sonst das Tragen aller schweren Lasten übernehmende Wasser seine Dienste versagt. Selbst aber solche zu tragen, davon ist der Holländer kein Freund. Schwere Lasten werden nie in Körben auf dem Rücken oder dem Kopfe getragen, wie in den meisten Gegenden Deutschlands. Man ladet sie in Wagen und Karren und schiebt diese vor sich hin oder zieht sie nicht gerade zur Bequemlichkeit der auf dem engen Trottoir begegnenden Fußgänger hinter sich her. So führen arme Frauen ihre kleinen Kinder sehr häufig mit sich, die dann in ihrem Wägelchen vor der Thür des Hauses, in welchem die Mutter Geschäfte hat, stehen bleiben. Liegt Schnee oder soll der Transport zu Eis gehen, so vertritt den Handwagen ein Schlitten meist einfachster und plumpster Construction, ein viereckiger Kasten mit Handgriff. Das geht nun alles wirr auf der Eisbahn durcheinander. Gleichzeitig bemächtigt sich derselben die Industrie. Bahnkehrer suchen unsichern, trippelnden Schrittes in ihren schweren Holzschuhen den vorbeifliegenden Läufern in den Weg zu kommen, um ihre Paar Cente Bahngeld zu erheben. Daneben richten weibliche Industrielle Tische mit Genüssen her, wie sie für den schmalen Geldbeutel der zu erwartenden Consumenten passen; an denselben sitzen sie, die Füße durch das warme Feuerstübchen vor der andringenden Kälte geschützt, neben sich den auf ausgeglühten Torfkohlen warm gehaltenen Wasserkessel, vor sich den Tisch mit Tassen und unappetitlich aussehendem Backwerk. So geben sie Gelegenheit, „ein kopje heißen Thee oder warme Milch, oder aber ein glaye Genever zu gebrauchen.“ Die große Zahl solcher anspruchslosen Restaurants läßt schließen, daß sie immerhin gute Geschäfte machen. An den besuchtesten Stellen werden diese Tische gegen den Wind durch Segeltuch oder Strohwände geschützt, oder es werden Buden auf dem Eise errichtet, in denen auch weitergehenden Ansprüchen unter gleichzeitigem Ausruhen genügt werden kann. Sind die Brücken wegen eingebrochener Eisdecke unpassirbar und in Folge dessen durch Bretter abgeschlossen — man läßt es seitens der Behörden an keiner Vorsicht fehlen, in Leiden z. B. wird es jedesmal ausgerufen, wenn in Katwyk an der Küste die Schleusen der Rheinmündung geöffnet werden und somit ein Sinken oder Brechen des Eises eintreten kann — so werden Bohlen mit Geländer angebracht und dieselben, falls nicht tiefer Schnee liegt, durch gestreutes Stroh verbunden, welchen Pfad die Schlittschuhläufer gegen einige Cente benutzen. Das Leben auf dem Eise dauert so unter dem Scheine der Gaslaternen und erleuchteten Läden bis tief in die Nacht, die den Jubel anfangs nur noch steigert. Derselbe stammt hauptsächlich aus Weiberkehlen, die in dieser Beziehung in Holland den Ton anzugeben pflegen, während die ruhigere und bequemere männliche Bevölkerung einstimmt. Um diese Zeit aber sind die Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen frei, deren derbe Unverschämtheit sich an nicht viele Schranken bindet. Am

schönsten ist es aber, wenn an den Markttagen die Bauern in die Stadt kommen. In gewöhnlichen Verhältnissen fahren sie paarweise in einspännigen, zweirädrigen, hohen Wägelchen oder auch Jagdschlitten, die von den kräftigsten „Hardtrabern", Pferden, wie wir sie nur noch auf den alten Abbildungen gerüsteter Ritter zu sehen gewohnt sind, gezogen werden. Die Männer tragen schwarze Tuchkleider, die Frauen sind städtisch, aber farbenprächtig gekleidet, mit reich, oft sehr seltsam goldgeschmücktem Haupte, Ueberwürfen von Tuch, und Boas aus Pelz um den Hals. Die Wagen werden vor den betreffenden Herbergen zu wahren Wagenburgen zusammengeschoben und nun gehen die Insassen derselben ihren Geschäften nach, wobei die Männer in viereckigen schwarzsammtenen oder grünen Säckchen, die an den Ecken mit zierlichen rothen Quasten versehen sind, ihre kleineren Einkäufe bergen; größere lassen sie sich zuschicken. Sind die Besorgungen abgethan, so ziehen sie in bunter Reihe in der Stadt umher, aus Lustigkeit „starken Trank" trinkend und im Trinken lustiger werdend, bis es Zeit ist heimzukehren. Ist nun Eisbahn, so kommen die aus den näher liegenden Orten auf Schlittschuhen an, um freilich oft genug, vielleicht zum größern Behagen, vielleicht zur größeren Sicherheit zu Fuße zurückzukehren. Diese sonst so schwerfällig aussehenden Leute, dann die Schiffer, Arbeiter ꝛc. auf dem Eise zu sehen, ist in der That überraschend. Die Gewohnheit, namentlich der letzteren, schwere Holzschuhe zu tragen, giebt ihnen sonst etwas sehr Unbeholfenes. Man traut seinen Augen nicht, sie, die so ungeschickt schienen, über das Eis fliegen zu sehen; denn selbstverständlich kommt es ihnen hauptsächlich auf Geschwindigkeit an. Größere Trupps von Bauern ordnen sich abwechselnd Mann und Weib, der Vordermann legt seine Hand auf den Rücken, die der Hintermann ergreift, und nun geht es in sausender Eile über die Fläche dahin. Mit einer Kühnheit habe ich solche Ketten über sich tief unter ihrer Last einbiegendes Eis fliegen sehen, daß mir Hören und Sehen verging. So hauptsächlich die jungen Leute, die neben dem Geschäft auch ihr Vergnügen nicht aus dem Auge lassen. Verheirathete oder Familien treten gesetzter auf. Der Mann zieht oder schiebt in der angegebenen Weise seine Frau, die eben nur soviel Bewegungen macht, als nöthig ist, im Gleichgewicht zu bleiben. Noch bequemer schiebt der Mann die Frau mittels eines Eisstockes voran, dessen hinteres Ende er, das vordere die Frau unter den Arm nimmt. So sah ich einen Vater seine Familie, Frau, Sohn und Tochter vor sich auf dem Eise hinschieben, er kräftig ausholend, der Sohn ihn, soweit es die kleinen Beine vermochten, unterstützend. Seltsamer Anblick, diese ernste Truppe sich durch die allgemeine Lustbarkeit unbekümmert hindurch bewegen zu sehen.

In strengen Wintern, wo die Eisdecke beträchtliche Dicke erreicht hat, kann mit dem eintretenden Thauwetter dieser Jubel nur zu leicht in Leid verwandelt werden. Fällt die Wärme rasch ein, so droht den an den Hauptabflüssen des Rheines, vor allem an Waal und Leck gelegenen Orten und Ländereien ernste Gefahr, daß die Dämme brechen und die schäumende Fluth sich in Katarakten über das unglückliche Land ergießt. Dann müssen Sicherheitswachen ausgestellt werden, die bei Zeiten Warnungen an unterhalb liegende Orte ergehen lassen, wenn oberhalb das Eis in Bewegung geräth. Die Lust macht banger Sorge Platz, aber das nun furchtbare Element ist dasselbe, das, in seine Schranken zurückgekehrt, der Lebensnerv Hollands in

noch höherem Maaße, wie in andern Ländern ist, dem es seine Fruchtbarkeit, vielleicht seine Existenz verdankt. Wen kann es wundern, daß es, wie der große Fluß in Goethe's Märchen, auch seine Opfer verlangt?

Der Feldzug und die Friedensstimmungen. Capitulation von Paris, Besetzung sämmtlicher Forts durch unsere Geschütze, Aussichten auf nahen ruhmvollen Frieden. Dies waren die großen Verkündigungen der letzten Woche. Während der harte Winter noch einmal mit eisigem Hauch über die dichte Schneedecke blies, schrieen in den Städten die Verkäufer der Flugblätter den kommenden Frühling dem Volke aus, die Glocken läuteten und die Leute drängten sich unter dem Flaggenschmuck der Straßen. Der erste frohe Gedanke bei dem Eintreffen der großen Botschaft war doch an die Hunderttausende unserer Mütter und Frauen, denen jetzt die quälende Sorge um die entfernten Lieben von der Seele genommen wird, der nächste dankbare an unsere Männer im Felde.

Die Telegraphendrähte, zeither oft lakonisch, sind plötzlich wortreich geworden, den ganzen Tag folgen einander die bedeutsamen Meldungen, wir sind wieder in die Tage nach Sedan zurückversetzt und erwarten das Außerordentliche mit einem Bedürfniß regelmäßig erneuter Aufregungen, welches uns fast ein Gefühl des Mißbehagens giebt, wenn nicht jede Stunde Größeres in regelmäßiger Steigerung verkündet. Wir sind so lange gewöhnt, mit unseren Gedanken im Felde zu leben, daß wir erstaunt um uns sehen werden, wenn wir einst in Frankreich nichts mehr zu fordern haben. Und doch, jetzt dürfen wir es sagen, wir sind zugleich voll tiefer, banger Sehnsucht nach dem Frieden. Wir, die wir in der Heimath mit pochendem Herzen das Große und Furchtbare vernahmen, das unsere Lieben in der Ferne gethan, wir haben geringere Dauerhaftigkeit im Ertragen des Unerhörten erwiesen, als die kämpfenden Krieger selbst. Denn sie waren in Thätigkeit, wir sorgenvolle Zuschauer.

Ist es nur darum, daß uns das Herz bei allem Siegesjubel nicht so leicht wird, wie wir selbst erwarteten? Sind es nur die Nachklänge vergangener Spannung, Trauer und herber Sorge, die noch leise in uns tönen? Oder ist es das Vorgefühl neuer schwerer Pflichten, die uns erwarten, ist es Ahnung des Verhängnisses, das dem deutschen Volk durch diesen Krieg bereitet wurde? Ganz plötzlich ist Alles Wahrheit geworden, ja mehr als die Muthigsten des lebenden Geschlechts geträumt, ersehnt, gewollt. Nicht die Gefahren fürchten wir, die uns auf der Höhe drohen, zu der wir uns in Waffen emporgerungen, aber wir erwägen als Deutsche in ernstem Nachdenken das Maaß unserer Kraft.

Wir wissen, daß uns jetzt ein Friede kommt, fast ganz so, wie wir ihn von dem Feinde fordern wollten. Selbst wenn ein fernerer Widerstand durch Frankreich versucht werden sollte, er könnte nach menschlichem Ermessen nur kurze Zeit verzögern. Aber wir begehren einen dauerhaften Sieg, d. h. einen solchen, der uns nicht der Gefahr aussetzt, bei irgend einer politischen Katastrophe wieder zu verlieren, was wir erkämpft. Wir wollen es auf unsre Seelen und unser Gewissen nehmen, deutsche Landgenossen, welche jetzt als Franzosen fühlen, wieder zu Deutschen zu machen. Wir wollen an Landgebiet behaupten, was zur Sicherung unseres Oberrheins durchaus und unumgänglich nöthig ist, nichts weiter, nichts mehr. Sagen unsere Feldherrn, daß

wir das französische Metz und Belfort nicht entbehren können, um das deutsche Hinterland und den Elsaß zu behaupten, so dürfen wir diesem Erwerb nicht entsagen, obwohl wir wissen, daß er kein Gewinn für unsere nationale Kultur ist und daß wir die Franzosen dort nie zu Deutschen machen werden. Aber den leichtbeschwingten Rathgebern, welche im Eroberertausch uns noch weiter über französisches Volksthum ausbreiten möchten, haben wir ernsthaft zu widerstehen. Denn wir werden mit dem deutschen Grenzland ohnedies soviel Noth, Sorge und politische Beschwer auf uns laden, daß das lebende und das nächste Geschlecht reichlich damit zu thun haben wird. Dieser Gewinn, der zweitgrößte des Krieges, ist kein Siegespreis, der unser Leben behaglich macht. Es ist in Wahrheit eine schwere Last, die wir auf uns nehmen müssen, um unserer Nachkommen willen und für die Enkel derer, die uns in den alten Reichsstädten jenseits des Oberrheins verwünschen.

Aber alle Stimmen aus dem Volke dringen jetzt nur zufällig und gedämpft an das Ohr der Wenigen, welche über die Gestaltung unserer Zukunft entscheiden. Auch dies bedrückt uns. Es ist wahr, in den großen Krisen vor Krieg und Frieden faßt sich die Willenskraft einer Nation immer zusammen in wenigen Menschen, vielleicht in einer einzigen herrschenden Manneskraft. Solcher Führer Charakter und Einsicht wird in diesen entscheidenden Tagen zum Schicksal für das menschenreichste Volk. Nie ist die Bedeutung des einzelnen Mannes gegenüber seinem Volk größer und die Verantwortlichkeit furchtbarer, aber nie verdient er auch mehr ein rücksichtsvolles Urtheil, als in solchen Stunden, wo er zumeist aus seiner eigenen Einsicht und Kraft die letzte Entscheidung für Alle zu holen hat. Grade darum aber fühlen wir als eine Beschwerung für unsere höchsten Führer, daß sie in so gewaltiger Zeit so weit von ihrem Volk entfernt sind, in fernem Land, ohne die stille unablässige Einwirkung, welche die Meinung der Vertrauten, Parteien, des Volkes sonst ihnen selbst zur Freude und zum Aerger auf sie ausübt.

Für Alle ersehnen wir die Heimkehr. Für unsere kaiserlichen Herren, denen wir eine größere Abwechslung in dem geselligen Verkehr wünschen, als der Club schlachtenbesuchender Fürsten zu Versailles bietet, für unseren Reichskanzler, dessen imperatorische Neigungen durch die Parteien im Reichstag besser gebändigt werden, als durch seinen Gegensatz zum großen Generalstab, für unsere Generäle und Offiziere, denen ihr Hausen unter Pendulen, Wandbildern und Sèvresporzellan der verlassenen Villen nicht die ehrliche deutsche Genügsamkeit verderben soll, endlich für unser Heer, dem nach unerhörten Leiden und Thaten die Ordnung und Liebe der Heimath so noth thut.

Freilich ist die Kriegsarbeit nicht ganz beendet. Zwar ist dem General Manteuffel gelungen, Bourbaki in die Schweiz zu drängen, aber Garibaldi's Umstellung ist noch nicht erfolgt. Die größte Verlegenheit jedoch ist die Verproviantirung von Paris. Jene Franctireurbande, welche bei Toul die Eisenbahnbrücke sprengte, hat den Parisern einen größeren Verlust an Menschenleben bereitet, als unser Bombardement. Unsere Armeeleitung hatte in großartiger Weise durch Magazine und Contracte im besetzten Land für Herbeischaffung von Lebensmitteln gesorgt. Alles war weise ausgerechnet, um außer dem Heer auch die Stadt zu erhalten. Jetzt sind wir zwar noch in der Lage, mit Anstrengung unsrer Armee die Zufuhren zu sichern, wie aber soll

dies während der nächsten acht Tage für Paris geschehen? — Auch das ist fürchterliche Vergeltung! — ♀

Dahlmann und Gervinus. Gervinus hat es für passend erachtet, in dem Vorworte zur neuesten Auflage der Geschichte deutscher Dichtung unter den Schutzzeugen für seine Ansicht über den Gang der vaterländischen Dinge auch Dahlmann aufzurufen und von ihm zu versichern, er würde das Jahr 1866 als „Tage der Schmach, Gewaltthat und Bundesbrüchigkeit“ verwünscht und auch die glorreichen Ereignisse der letzten Monate nur mit sehr getheilten Empfindungen begrüßt haben. Trotz dringender Mahnungen zahlreicher Freunde und Verehrer Dahlmanns, mich über das Maaß der Wahrheit solcher Behauptungen auf Grund meiner Kunde zu äußern, war ich anfangs entschlossen, schweigsam zu beharren. Denn, was ich von Dahlmann weiß, wie sein Charakter und seine Grundsätze gestaltet waren, in welcher Richtung sich, so lange er lebte, seine politischen Wünsche und Hoffnungen bewegten, wollte ich nur in dem geschlossenen Rahmen der Biographie, hier aber vollständig und rückhaltslos mittheilen. Nun fügt aber Gervinus dem Vorworte noch ein Nachwort (A. A. Z. Nr. 17) hinzu, in welchem er mich unmittelbar in den Streit hineinzieht. Er sagt daselbst: „Ich habe die volle Ueberzeugung, daß Dahlmanns Biograph, der zwar mit seinen Hoffnungen zu dieser neuen Aera steht, aus den Urkunden und Thatsachen in dessen Leben zu keinem anderen als diesem meinem Urtheile kommt.“ So persönlich angerufen, darf ich nicht länger zögern, wie peinlich es mir auch sonst sein mag, offen Rede und Antwort zu stehen.

Gewiß würde es mir nicht schwer fallen, eine große Zahl von Belegstellen anzuführen, welche den Glauben an Dahlmanns tiefe Abneigung gegen Preußen und den hier herrschenden Geist zu stärken vermöchten. In Wort und Schrift ließ er es Zeit seines Lebens an herbem Tadel und scharfer Verdammung Preußischer Persönlichkeiten und Zustände nicht fehlen. Aber Dahlmann hat sich selbst gegen eine solche Folgerung verwahrt. „Ich würde Preußen nicht tadeln, wenn es Sigmaringen wäre“, pflegte er zu sagen. Gerade weil er unverbrüchlich an der nationalen Aufgabe Preußens festhielt, erkannte er es als patriotische Pflicht, Alles, was jene hemmte, streng zu verurtheilen. Ich könnte ohne Mühe noch mehr thun und aus den Briefen seiner letzten Jahre, namentlich aus den Briefen, die Dahlmann an Gervinus richtete, eine Reihe von Sprüchen zusammenstellen, welche als eine Billigung der jüngsten Ereignisse gedeutet werden können. So wenn Dahlmann immer wieder auf die Nothwendigkeit zurückkommt, Oesterreich seiner deutschen Führerrolle zu entkleiden, wenn er den Preußischen Staatsmännern ihre „Liebe für den Fortgenuß friedlicher Mittelmäßigkeit“ vorwirft, und es beklagt, daß Preußen „keinen Mann besitze, der durchschlüge“, wenn er auf die Allianz Preußens mit dem damaligen Sardinien hofft und der Cavourschen Politik freudig zustimmt, im Gegensatze zu Gervinus, welcher der Italienischen Einheitsbewegung ein baldiges Ende prophezeit, im Falle nicht ein „Republikenbund“ errichtet wird, wenn er von der „gebieterischen That“ spricht, die uns allein helfen kann und die „Arbeit mit dem Schwerte“ für die „Hauptsache“, worauf es jetzt ankomme, erklärt.

Mir widerstrebt aber in tiefster Seele, diesen Weg der Beweisführung

zu betreten. Nicht allein, weil solche aus dem Zusammenhange gerissene Stellen nur ein Zerrbild liefern und gewöhnlich eine falsche Färbung annehmen, sondern auch, weil ich mir weder die Fähigkeit zutraue, noch das Recht zuschreibe, über die Gedanken eines Mannes, viele Jahre über seinen Tod hinaus, unbedingt zu verfügen. So einfach ist meines Wissens die Sache nicht gestellt, daß man nur die allgemeinen Grundsätze eines Mannes zu kennen braucht, um für alle künftigen Zeiten zu wissen, wie er geurtheilt und gehandelt haben würde. Und der politische Denker und Staatsmann wird nicht so zur Entscheidung gelenkt, daß man ihm hier seine Maxime, dort eine einzelne That vorführt und zuruft: Fluche oder segne! Das schließliche Urtheil über ein historisches Ereigniß baut sich vielmehr auf einem mannigfachen Grunde von Gedanken, Stimmungen und vorbereitenden Thatsachen auf, dem Werke vieler Tage, der Frucht langer Erwägung und oft schwerer Kämpfe. Ist dieser Grund erst nach dem Tode eines Mannes gewachsen, so ist damit die Möglichkeit genommen, mit Sicherheit zu bestimmen, wie sich wohl dieser Mann späteren Ereignissen gegenüber verhalten hätte. Ich denke aber, nicht bloße Vermuthungen, sondern wissenschaftlich begründete Beweise muß man bieten können, wenn man Dahlmanns Zeugniß für die Jahre 1866 und 1870 anruft.

Einsam und verlassen, in seinen Gedanken über die neueste Geschichte dem lebendigen Geschlechte fern stehend, den meisten Freunden und Genossen, deren Hoffnungen und Ideale er einst getheilt, entfremdet, sucht Gervinus Trost bei den Gräbern und findet Kraft in der Erinnerung an seine verstorbenen Freunde. Wie herzstärkend ihm diese sein muß, empfindet Niemand wärmer als der Schreiber dieser Zeilen, denn Niemand weiß so gut wie dieser, welches reiche Gold der Freundschaft ihm namentlich Dahlmann stets geschenkt hat, wie treu die Neigung, wie ehrlich die Anhänglichkeit, wie gut die Meinung Dahlmanns von Gervinus gewesen. Ueber dem Glanze dieser Erinnerungen tritt natürlich das Andenken an Alles, was die politische Einigkeit der beiden Männer getrübt hat, zurück. Daß aber auch solche Trübungen vorhanden waren, darf hier, wo ein Zeugniß abgelegt werden soll, nicht verschwiegen bleiben. Zwischen Dahlmann und Gervinus waltete vielfach ein tiefgreifender politischer Gegensatz, der es sehr zweifelhaft erscheinen läßt, ob die Ansichten Gervinus' auch das Urtheil Dahlmanns decken. Am 27. Mai 1857 schrieb Dahlmann an Gervinus: „Was ich zu bedauern fortfahre, ist, daß der republikanische Hintergrund, in welchem Sie die Zukunft unseres Welttheils erblicken, Sie für solche, die an der constitutionellen Monarchie zu haften fortfahren, auf einen gewissermaßen fremdartigen Boden versetzt hat. Mir bleibt immer der Eindruck, daß den Deutschen vornehmlich Macht nöthig sei, weit mehr als Freiheit, und wie die nöthige Macht im Welttheile uns auf anderem als monarchischem Wege zuwachsen soll, will mir nicht klar werden."

Ein weiteres Wort werde ich in der Sache nicht sprechen, und bitte Freund und Feind, im leidigen Streite innezuhalten, bis das Bild Dahlmanns, dieses strengen aber nie hoffnungslosen Mannes, vollständig ihnen vorliegt.

24. Januar. Anton Springer.

Ausgegeben: 3. Februar 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Witterung im Kriegsjahr 1870.

Der Eindruck, welchen das Klima eines Landes auf uns macht, wenn wir zum ersten Mal seine Grenzen überschreiten, hängt vorzugsweise von der Vorstellung ab, die wir uns vorher über dasselbe gebildet hatten. Diese Vorstellung ist aber im Allgemeinen die, daß mit jedem Schritt nach Süden die Luft milder werde, der Himmel wolkenloser, sein Blau tiefer. Dies ist jedoch keineswegs überall der Fall, da die Linien gleicher Wärme besonders im Winter einen ganz anderen Verlauf haben, als die gleicher Breite. Wie enttäuscht fühlen sich daher deutsche Reisende, wenn sie im Winter ihren Römerzug beginnend am Südabhange der Alpen in der gepriesenen lombardischen Ebene eine Winterkälte finden, intensiver als an der Westküste von Island. Sie wußten nicht, daß wenn man im Januar von Straßburg ausgehend nach dem Wege fragt, den man einschlagen müsse, um es nicht kälter zu finden, der befragte Physiker antwortet: gehen Sie gerade nach Norden bis tief in die kalte Zone hinein, aber vermeiden Sie, auch nur einen Schritt nach Ost hin abzuweichen.

Ein viel verzeihlicherer Irrthum ist der, daß man die Witterungsverhältnisse, wie man sie in einem bestimmten Jahre bei dem Besuch einer Gegend findet, als die dort allgemein gültigen betrachtet, daß man vergißt, innerhalb wie weiter Grenzen in der gemäßigten Zone, besonders im Winter, die Temperatur schwankt. Im Januar 1823 war Berlin über 14 Grad R. kälter als 1796, damals glaubte man in Florenz zu leben, wie 27 Jahre später in Moskau. Solche isolirte Extreme können auf längere Zeit hinaus das Urtheil verwirren, besonders wenn sie, wie es in Kriegszeiten der Fall ist, von Vielen gleichzeitig beobachtet werden. Daher brachten die deutschen Truppen eine viel zu ungünstige Meinung von Frankreich aus den Befreiungskriegen mit. Sie trafen zufällig gerade dort den strengen Winter von 1813 auf 1814, dessen relative Intensität in Frankreich und England damals viel stärker war als in Deutschland.

So lange die Schifffahrt allein durch die Winde bestimmt wurde, als noch nicht die bewegende Kraft des Dampfes uns wenigstens theilweise davon emancipirt hatte, mußte auf die Entscheidung von Seekämpfen der Einfluß der Witterung von der größten Bedeutung sein, begünstigend für die eine

der streitenden Mächte, hemmend für die andere. Es lag nahe, darin eine besondere Fügung anzuerkennen. In der History of James II 1. p. 455 sagt Macaulay: „Das Wetter begünstigte die Protestanten so sehr, daß einige Männer von größerer Frömmigkeit als Urtheil fest überzeugt waren, die gewöhnlichen Gesetze der Natur seien unterbrochen worden, um die Freiheit und den religiösen Glauben Englands zu erhalten. Genau vor 100 Jahren, sagten sie, wurde die Armada, unbesiegbar durch Menschen, zerstreut durch den Zorn Gottes. Bürgerliche Freiheit und göttliche Wahrheit waren von Neuem in Gefahr, und wiederum fochten die gehorsamen Elemente für die gute Sache. Der Wind hatte stark aus Ost geweht, als der Prinz den Canal hinab zu fahren wünschte, hatte sich nach Süd gewendet, als er in Torbay landen wollte, war zu einer Windstille herabgesunken während der Landung, und wurde, als diese vollendet, zu einem Sturm, welcher den Verfolgern gerade entgegen wehte." — Trifft aber eine solche Aufregung der Elemente beide einander bekämpfenden Streiter, so verstummt dem gegenüber der Kampf der Menschen. Als am 10. Oktober 1780 ein Orkan von beispielloser Wuth die westindischen Inseln traf, durch den auf Martinique und Sta. Lucia allein 15000 Menschen umkamen, St. Vincent und Barbadoes vollkommen verwüstet wurden, schickte, als die Laured und Andromeda bei Martinique scheiterten, der Marquis von Bouillé in der ritterlichen Weise, welche die damalige französische Marine auszeichnete, die 25 Engländer, welche dem Tode entronnen waren, dem englischen Gouverneur von Sta. Lucia mit dem Bemerken, er könne sie nicht als Gefangene zurückhalten, da sie durch eine Katastrophe es geworden, welche alle Inseln mit gemeinsamem Unglück betroffen.

Wenn auch der Einfluß der Witterung auf die auf dem Lande ausgeführten Kämpfe sich nicht so unmittelbar geltend macht, so tritt doch in vielen Fällen die Bedeutung desselben in sehr entschiedener Weise hervor. Man braucht nur Göthe's „Auch ich in der Champagne" zu lesen, um zu begreifen, wie die ununterbrochen herabstürzenden Regen das preußische Heer schließlich zur Umkehr zwingen mußten. Nicht minder begünstigte der in Europa furchtbar strenge Winter von 1794 auf 1795, bei großer Milde in Nordamerika, die Franzosen. Pichegru fragte bei Quatremère an, ob er der Festigkeit des Eises auf dem Texel trauen könne. Dieser bejahte es nach der Aussage seiner Spinne. Am 20. Januar sprengte die französische Cavallerie zu den eingefrorenen holländischen Schiffen, deren Bemannung sich ergab. Aber derselben Naturgewalt erlag 1812 das französische Heer in dem russischen Feldzuge, während 1839 das versteinernde Gorgonenschild, welches Asien dem drängenden Europa entgegenhält, sich gegen Rußland wendete, als es gegen Chiva zog. Im November 1839 war im südlichen Deutschland

und nachher im December auch im nördlichen die Luft so mild, daß man aus München schrieb, man hoffe die Erzählung einer alten Chronik sich verwirklichen zu sehen, daß die Mädchen mit Rosen im Haar zur Christnacht in die Kirche gekommen seien. Aber wie bald sollten diese Träume verscheucht werden. Der eisige Buran, bei dessen Grabeshauch sich jene frühzeitigen Blüthen schlossen, wehte aus den Salzsteppen zwischen dem Caspi- und Aralsee aus der Gegend, welche die Kirgisen „das Thal des Todes" nennen, von den Ufern der Emba, wo das russische Expeditionsheer nach Chiva bei einer Kälte von 32 Grad (in der Breite von Neapel) Halt machte. Alle Kameele fielen, die Hälfte des Heeres erlag dieser furchtbaren Kälte aus Mangel an Brennmaterial, ohne, einen vorgeschobenen Posten ausgenommen, den Feind gesehen zu haben. Endlich erschien der Tag der Erlösung. Die Scorbutkranken krochen aus ihren Schneehütten und zeigten mit einem Ausdruck wiederkehrender Hoffnung nach dem Himmel. Ein Vogel war über das Lager geflogen, das erste Lebenszeichen nach sechswöchentlicher Todtenstarre der umgebenden Oede. Solche plötzliche Wärmeveränderungen rufen in den Kriegen die furchtbarste Sterblichkeit hervor, wovon die Belagerung von Sebastopol ein so bezeichnendes Beispiel giebt. Während im November 1855 der Scirocco mit ungewöhnlicher Stärke herrschte und zu furchtbaren Ueberschwemmungen besonders in Sicilien Veranlassung gab, wüthete vom 10. bis 13. November an der Sulina-Mündung ein entsetzlicher Sturm; von dreizehn an den Strand geschleuderten Schiffen gingen acht total verloren. Am 24. fiel bei Sebastopol der Regen in Strömen, die Wege wurden eine grundlose Schlammmasse. Aber im December drang ein in Ostpreußen zu einer ungewöhnlichen barometrischen Höhe aufgestauter Polarstrom mit unwiderstehlicher Gewalt nach Süden vor. Nachdem schon am 6. December der ganze Siwatsch und auf eine weite Strecke hin das Asowsche Meer bei Genitsche sich mit Eis bedeckt hatte, stellte sich bei Galacz das Eis der Donau am 16. Morgens bei 17 Grad Kälte. In Odessa fiel das Thermometer auf —26, zwei Frauen aus einem benachbarten Dorfe erfroren auf ihrem Wege nach der Stadt in einer Entfernung von ihrem Hause, wo sie dasselbe noch sehen konnten. An demselben Tage fiel in Smyrna beim Umspringen des Windes von Süd nach Nord das Thermometer von 15 Grad Wärme auf 1 Grad Kälte. Vom 18. Abends bis zum 21. December wüthete im Schwarzen Meere ein furchtbarer Nordostwind. Von 36 aus der Sulina-Mündung ausgelaufenen Schiffen scheiterten 13 piemontesische, 8 griechische, 3 österreichische und 1 toskanisches. An 300 Matrosen fanden in den Wellen ihren Tod, das Schicksal der übrigen Schiffe war am 7. Januar in Galacz unbekannt, doch wußte man, daß an anderen Punkten die doppelte Anzahl gescheitert sei. In der Nacht vom 18. auf den 19. fiel in der südlichen Krim

das Thermometer von 7 Grad Wärme auf 18 Grad Kälte und stand am 19. Morgens in Sebastopol auf —12. 45 Schiffe scheiterten, darunter das englische Caledonia und das amerikanische Cortes, während ein österreichisches Transportschiff mit Schlachtvieh auf der Rhede von Sebastopol auflief und von den russischen Forts in Grund geschossen wurde, doch rettete sich die Mannschaft und landete am Fuße der französischen Batterie. In Kamiesch strandeten 14 Schiffe, die Leichen der Umgekommenen, abwechselnd an's Ufer geworfen und wieder weggespült, konnten erst am 23. und 24. aufgesammelt werden.

An diese bereits vergessenen Thatsachen wird man im Jahre 1870 lebhaft erinnert, dessen Witterungserscheinungen zu den auffallendsten gezählt werden müssen, während ein riesiger Kampf zwischen zwei benachbarten Völkern noch einer friedlichen Lösung harrt; gleichsam ein Abbild der Naturgewalten, die, im Streite begriffen, oft lange vergeblich ihr Gleichgewicht wieder zu finden suchen.

Als Kane nach zweijähriger Ueberwinterung in den nördlichsten Theilen des westlichen Polarmeeres längst aufgegeben, endlich Upernavik erreichte, war das Erste, was er, der Welt wiedergegeben, hörte: „Sebastopol ist noch nicht über." Was war ihm Sebastopol? wie konnte er ahnen, daß die frommen Engländer sich mit den Ungläubigen gegen das christliche Rußland verbunden hätten? Als Capitän Koldewey bei seiner Rückkehr von der deutschen Nordpolexpedition im September 1870 vergeblich nach dem Wangeroger Leuchtschiff spähte, hatte er ebensowenig eine Ahnung von den großartigen Ereignissen der letzten Monate, die ihm die Officiere unserer Marine am Jahdebusen mitzutheilen hatten. Aber eben wegen dieser doppelten Beziehung der gleichzeitigen europäischen Witterungsverhältnisse zur deutschen Polarexpedition und zum deutsch-französischen Kampfe wird es den Lesern dieser Zeitschrift vielleicht nicht unpassend erscheinen, einige auf jene sich beziehende Thatsachen erörtert zu sehen.

Neuere, in den Berichten der Berliner Akademie 1870 p. 209 und 365 mitgetheilte Untersuchungen haben es wahrscheinlich gemacht, daß unsere Winter in drei Hauptformen zerfallen, welche man als Früh-, Mittel- und Nachwinter bezeichnen kann, deren Anfang nahe in die Mitte der Monate December, Januar und Februar fällt, und die bei ohngefähr sechswöchentlicher Dauer daher den folgenden Monat umfassen. Für welche Form sich ein bestimmtes Jahr entscheidet, wird man daher an gewissen Zeitpunkten am ersten beurtheilen können, und dies hat, freilich in zu beschränktem Sinne, die sonst richtige Vorstellung hervorgerufen, daß es gewisse Zeiten in der jährlichen Periode gebe, in welchen sich die Witterung für die nächste Folge entscheide. Man hat sie Loostage oder Lurtage genannt, wo man aufzulauern habe, um

sich für das Kommende vorzubereiten. Nun kann es in freilich seltenen Fällen vorkommen, daß ein Winter der zweiten Klasse zu Anfang eines Jahres zusammenfällt mit einem Winter der ersten Klasse am Ende desselben, man hat dann zwei strenge Winter innerhalb eines bürgerlichen Jahres. Dies fand im Jahre 1870 statt.

Nach einem besonders vom 6. bis 10. Januar außerordentlich milden Jahresanfang sank in der zweiten Hälfte des Monats die Wärme unter ihren mittleren Werth und bereitete so auf einen Februar vor, der vom 5. bis 9. eine solche Strenge zeigte, daß in Oberschlesien und der Grafschaft Glatz jedem Tage 16 bis 17 Grade an der ihm zukommenden Wärme fehlten. Der Februar in Claußen bei Lyck entsprach der mittleren Wärme dieses Monats in Archangel, Ekatharinenburg und Orenburg, die Temperatur von Ratibor und Landeck war die von Smolensk. In Bunzlau glaubte man sich nach Moskau versetzt, Breslau war sogar kälter. Königsberg und Conitz entsprachen Ufa, Tilsit war Nowgorod geworden, Berlin hatte eine niedrigere Temperatur als Åbo, Schwerin wurde Kiew, Frankfurt am Main und Friedrichshafen am Bodensee wurden Memel, Trier entsprach Posen, Canstadt bei Stuttgart hatte sich in Bromberg verwandelt, Wiesbaden fürchtete seinen Ruf als deutsches Montpellier zu verlieren, denn es war kälter als im vieljährigen Mittel das westpreußische Montpellier, kälter als Elbing. Noch auffallender tritt diese Wärmeerniedrigung hervor, wenn wir den Zeitraum vom 21. Januar bis zum 19. Februar in's Auge fassen. Auf dem Plateau der masurischen Seen fehlten jedem Tage einen Monat hindurch 8 Grad, in Breslau 7, in Frankfurt an der Oder 6, in Berlin etwas über 5, in Frankfurt am Main 4½, in Boppard 4, in Trier 3½, in Brüssel 3, in Paris 2½, in Rom 1¾, in Lissabon etwas mehr als ½. Dieselbe Abnahme nach West hin spricht sich auch in den absoluten Extremen aus. Dem auf der Sabine-Insel von den deutschen Polarreisenden beobachteten höchsten Kältegrad —32,4 kommt am nächsten Elverum, nördlich von Christiania in Norwegen, mit —31,2, dann Haparanda —29,4, nur einen Grad kälter als Hochwald in Mähren. In Schlesien war die höchste Kälte zwischen —21 und —24, aber sie nimmt schneller nach West hin ab, als nach Süd. Wien und München haben noch —16, Frankfurt am Main nur —12, Blois —8, Rom —3,8, Biariz —3,6, Bagdad, Athen, Perpignan etwas über 0, Palermo und Lissabon 1½ Grad Wärme. Die Uebereinstimmung des Ganges der Temperatur mit 1865, 1855, ja auch mit 1845 ist merkwürdig, und erhält sich in Beziehung auf 1865 bis zum Juni. Der Wärme in der ersten Hälfte des Januar war im Jahre 1870 wie 1865 eine zeitweise, das südliche Deutschland im December 1869 vorzugsweise umfassende Kälte, welche zu enormen Schneefällen Veranlassung gab, vorher-

gegangen. Den entschiedensten Gegensatz zu Europa bildet Amerika. In South Trenton in New-York wird die Luft zu Weihnachten balsamisch mild genannt, in Zuny-Station in Virginien pflückte man am Neujahrstage blühende Rosen im Freien. Die im Januar und Februar 1870 nach West hin abnehmende Abkühlung deutete schon darauf, wo wir den compensirenden warmen Strom zu suchen haben. „Juni im Januar" ist die Ueberschrift eines am 27. Januar in der New-York Evening Post erschienenen Artikels: „Heute", hieß es in derselben, „ist ein Maitag oder, richtiger zu sagen, ein Junitag. Die Witterung ist die auffallendste seit vielen Jahren erlebte. Südliche Winde haben in einer in dieser Jahreszeit unerhörten Weise geherrscht. Wenn es stürmt, haben wir Regen statt Schnee, jeder Sturm schloß mit Wärme, der Boden ist frei vom Frost, wie sonst im Mai. Auf Long Island stehen Blumen in voller Blüthe, die Knospen der Bäume sind fast im Aufbrechen. Bleibt das Wetter so, so wird man Erbsen auf den Markt bringen zu der Zeit, wo man sie sonst säet." — Alle Angriffe südlicher Winde, welche die kalte Luft zu verdrängen strebten, wurden hingegen damals in Europa abgewiesen. In Subiaco brach am 13. Februar ein die Wärme der Luft auf 14½ Grad erhöhender Südost wüthend ein, verbunden mit einem die ganze ligurische Küste treffenden rothen Staubfall. An diesem Tage drängte in Trogen im Canton Appenzell der Morgens beginnende Fön die kalte Luft in's Thal zurück, während um 7½ Uhr das Thermometer der Station schon 4 Grad Wärme zeigte, herrschte im Dorfe noch 8 Grad Kälte, und den ganzen Tag bekämpften sich die beiden entgegengesetzten Strömungen. Häufig war die warme Luft förmlich zwischen die kalte eingekeilt, so daß z. B. auf der Nordseite der Häuser 5 bis 6 Grad Kälte war, während zwischen den Häusern der sich durchdrängende Fön die Luft bei 4 bis 8 Grad Wärme wie geheizt erscheinen ließ. Aber erst am 21. Februar gelang es dem Aequatorialstrom, den Polarstrom überall zu verdrängen. Von Memel bis Palermo ist dies der Tag des niedrigsten Barometerstandes, ein Tag, an welchem in Alexandria der Chamsin die Schattenwärme über 26 Grad erhob, während im mittleren Europa erst der 28. der wärmste Tag ist, so daß dann das Thermometer in Ratibor 33 Grad höher steht als am 6.

Diesem ungewöhnlichen Winter folgte eine das westliche Europa umfassende fast beispiellose Trockenheit. „Wir brauchen Wasser, Wasser und es kommt nicht", wird schon im April von Blois geschrieben. In Montpellier fallen im Mai im Mittel 3½ Zoll Wasser, 1870 bis zum 31. kein Tropfen. „Man spricht nur von der Trockenheit, welche Alles in Gefahr bringt", heißt es im Mai von Verdun. „Jeder sagt", schreibt man an Lavallade, „auf Regen hoffend, wir werden an die Reihe kommen, aber drei Monate und

mehr, und dieselbe Voraussetzung scheitert an derselben Lage, du soleil et toujours du soleil! Man fragt sich, ob die glühenden Ebenen der Sahara einen traurigeren Anblick darbieten als unsere Kalkgehänge." Der Himmel von Bezières wird als „d'une beauté implacable" bezeichnet. In Beyrie (Landes) war im April nur ein Regentag, von März bis Juli incl. fielen 45 Linien Wasser statt 154. Von Tours schreibt man am 1. Juli: „Täglich müssen die Landleute weite Strecken fahren, um Wasser für ihr Vieh zu holen, sie selbst trinken warmes Sumpfwasser und verkaufen zu niedrigen Preisen ihr Vieh, da sie es nicht erhalten können." „Ein Monat ohne Regen, eine afrikanische Sonne", so bezeichnete man den Juni in Beauficel.

Auch die iberische Halbinsel erfuhr diese Trockenheit. In Lissabon war Mai und Juni äußerst trocken. In dem durch seine Regenmasse, der es seinen bekannten Beinamen verdankt, berüchtigten San Jago fielen 2½ Zoll statt 16½ von April bis Juni. Aehnliches gilt von England. In Greenwich war die Regensumme während dieser Zeit 1 Zoll, eine Menge, die so klein noch nie beobachtet wurde. In dem Halbjahr Januar bis Juni fielen noch nicht 5 Zoll statt 10, seit 1815, bis wohin die Beobachtungen zurückreichen, noch nie erlebt.

Unter diesen einen Mißwachs anzeigenden Witterungsverhältnissen begann Frankreich den Krieg gegen Deutschland. Die am Rhein und an der Mosel im Juli intensive Wärme dauerte bis in die erste Hälfte des August, dadurch war aber die Luft so aufgelockert, daß plötzlich die kühle Luft des Atlantischen Oceans als Nordwest in sie einbrach und zu den stärksten Niederschlägen Veranlassung gab. Am 11. August betrug der Niederschlag in Carlsruhe 39 Linien, den achten Theil der Jahressumme, in Baden-Baden und in Badenweiler 33 Linien. In den 1779 in Carlsruhe beginnenden Messungen ist eine so hohe Monatssumme, wie die des August 1870, nie vorgekommen. Aehnlich auffallend große Tagessummen geben die Beobachtungen in Würtemberg, 41 Linien in Großaltdorf, 39 in Schöpfloch, 37 in Bruchsal, 35 in Isny, 34 in Winnenden und Tübingen. Die hochgelegenen Stationen liefern überall bedeutende Mengen: Duschelberg im Bairischen Wald für den August fast 11 Zoll, Kirche Wang am Abhange der Schneekoppe im Riesengebirge 9 Zoll, Olsberg in Westphalen über 10, Clausthal auf dem Plateau des Harzes desgleichen. Auch die Nordwestküsten Deutschlands geben relativ hohe Werthe. Die Truppen, welche bei dem Ausbruch des Krieges vorzugsweise durch die hohe Temperatur gelitten, begrüßten anfangs freudig diese erfrischenden Regen, aber bald füllten sich bei der Belagerung von Metz und Straßburg die Lazarethe mit Ruhr- und Typhuskranken in Folge dieses plötzlichen Witterungswechsels, der unglücklichen Belagerten nicht zu gedenken, die in feuchten Kellern wochenlang Schutz gegen

die Geschosse suchen mußten. Erst der September brachte günstigere Witterung, aber im October fielen wiederum ungewöhnliche Regenmassen, so besonders in Schwaben und der Pfalz, die sich auch auf Frankreich erstreckten, obgleich sie dort numerisch nicht festgestellt werden können. Die dabei fortdauernde Kühle wich endlich in der zweiten Hälfte des Novembers einem kurzen Nachsommer von wunderbarer Schönheit, gegen den die dann im December einbrechende Kälte um so furchtbarer abstach, je seltener sie in dieser Intensität in Westeuropa auftritt. Ihre größte Höhe erreichte sie am Weihnachtsfest und beim Beginn des neuen Jahres. Auf dem Kriegsschauplatz machte sich dieselbe wegen des Mangels an Brennmaterial um so fühlbarer, ihre größte Intensität fiel aber nach Thüringen, denn in Erfurt, Gotha und Mühlhausen sank das Thermometer unter —23 Grad R., während in Heiligenstadt vom 22. bis 26. December jedem Tag 14 Grad an der ihm zukommenden Wärme fehlten. In der Mitte des Decembers beginnende Winter umfassen aber, wie wir bereits erwähnten, in der Regel den ganzen Januar. Möge die Schneedecke, die wie ein Leichentuch schon so lange Europa einhüllt, bald den Strahlen einer milden Sonne weichen, und, wenn die Naturgewalten ihr Gleichgewicht wiedergefunden, auch der Kampf der Menschen verstummen, um die Wunden zu heilen, welche beide im Jahre 1870 geschlagen haben.

Berlin, 26. Januar. H. W. Dove.

Die Lage in England.

Die Eröffnung der diesjährigen Session des brittischen Parlaments steht vor der Thür. Aber dasselbe wird sich in einer vollständig veränderten Atmosphäre befinden, seit dem August v. J. ist die Luft schwerer, heißer, electrischer geworden, und es muß sich bald zeigen, ob die alten Männer der neuen Situation gewachsen sind. Gladstones Ministerium war als eine Art idealer Friedens- und Reformregierung in's Amt getreten, das unzufriedene Irland sollte beschwichtigt, die Steuerlast vermindert werden, von auswärtiger Politik mochte Niemand hören, England war sich selbst genug, es hatte mit den Streitigkeiten des Continents nichts zu thun, es war eine asiatische Macht, der Grundsatz der Nichtintervention schien zum Dogma brittischer Staatskunst geworden. Der Donner der Kanonen von Wörth, Metz und Sedan hat die Kreise, in denen sich diese selbstgenügsame Manchesterpolitik bewegte, unsanft gestört. Wer denkt heute noch an die irische Kirchenbill und Landfrage? Die Nation verlangt nicht mehr Sparsamkeit und innere Reformen, sondern militärische Stärke und auswärtigen Einfluß, nicht sowohl

Furcht vor einem Angriff bewegt die Gemüther, als das Gefühl, daß England ohne Ansehen und Macht in Europa ist, und daß die Sünde langer Fahrlässigkeit sich nur gut machen läßt, indem man die Wehrkraft des Landes auf einen achtunggebietenden Fuß bringt.

Seit Lord Palmerston 1858 durch seine unglückliche Verschwörungsbill fiel, hat England keine auswärtige Politik mehr gehabt. Palmerston war auch in den Jahren seiner besten Kraft kein großer schöpferischer Geist, aber er besaß einen klaren Kopf und eine feste Hand. Er wußte sehr wohl, daß die militärische Kraft Englands im Vergleich zu der der großen Staaten des Festlandes klein war, aber er verstand den materiellen und traditionellen Einfluß seines Landes an rechter Stelle zu brauchen, er ließ das Schwert nicht in der Scheide rosten, und man wußte, daß hinter seinem Worte der Entschluß zur Action stand. Als er 1859 wieder in's Amt trat, war er eine Ruine, Lord Russell übernahm die auswärtige Politik, und während seines Ministeriums sank der Einfluß Englands im Rathe Europas immer mehr. Ueberall mischte er sich ein, niemals handelte er, Savoyen und Amerika, Polen und Schleswig-Holstein bezeichnen die Stationen dieses traurigen auswärtigen Ministers. Unter seinem torystischen Nachfolger ward es noch schlimmer; wie Disraeli die Liberalen durch eine radikale Wahlreform zu überbieten suchte, so steigerte Stanley das Nichtinterventionsprincip bis zu vollständiger Passivität; als er sich nach langem Sträuben, zitternd vor der Größe der Verantwortlichkeit, zur Unterzeichnung des Luxemburger Vertrags aufraffte und gleich darauf im Parlamente bewies, daß die übernommene Verbindlichkeit nichts auf sich habe, stand der auswärtige Einfluß Englands auf dem Gefrierpunkt.

Daß sich hieran mit dem Amtsantritt Gladstone's nichts ändern konnte, lag auf der Hand, der frühere Präsident des Handelsamtes Cardwell ward Kriegsminister, offenbar in der Absicht, das Militärbudget auf das Aeußerste zu beschneiden, ebenso wurde im Marinedepartement gespart, um Steuerermäßigungen zu ermöglichen, Lord Clarendon genoß als auswärtiger Minister zwar von früherer Zeit eines gewissen traditionellen Ansehens, namentlich in den Tuilerieen, aber er war alt und krank. Lord Granville war ihm kaum gefolgt, als der Sturm ausbrach, der Europa eine andere Gestalt zu geben bestimmt war. Es konnte Niemand überraschen, daß dies Ministerium hilflos vor einer solchen Krisis stand. Von einer energischen Erklärung in Paris, daß der Angreifer England auf der Seite des Angegriffenen finden werde, war keine Rede, obwohl sie bei der höchst schwankenden Stimmung Napoleon's aller menschlichen Voraussicht nach den Krieg verhindert hätte. Aber die Regierung, welche im Herzen durchaus die Ansicht der heimischen Presse über die Schuld des Angriffs theilte, hatte keinen Augenblick den

Muth ihrer Meinung, kein offenes Wort des Tadels für die unerhörte Provocation, ja, sie verbot ihren Officieren als Correspondenten in's deutsche Lager zu gehen, weil man französischerseits keine haben wollte. Im letzten Augenblick vor dem Schluß des Parlaments ermannte man sich zu der Specialgarantie für Belgien, welche nach den Enthüllungen über das französische Project ziemlich unnöthig geworden war, und dehnte die Foreign Enlistment Act auf die Ausrüstung von Schiffen aus, um keinen neuen Alabamafall zu veranlassen. Man verbot die directe Zufuhr von Kohlen für die französische Flotte, aber man schrak davor zurück, die Waffenausfuhr zu verbieten, obwohl dies dringend im Unterhause von Lowther, im Oberhause von Lord Houghton empfohlen ward und unbedingt bewilligt wäre, wenn die Regierung es beantragt hätte. Eine solche Politik konnte weder in Frankreich noch in Deutschland Sympathieen erwecken. Sir Henry Bulwer charakterisirte sie in einer Zuschrift an die Times, Mitte September, folgendermaßen: „Hätten wir, nachdem der Prinz von Hohenzollern seine Candidatur zurückgezogen, unserer Ansicht in würdiger und fester Weise Nachdruck verschafft, so würden wir nicht Zeugen dieses unheilvollen Krieges gewesen sein. Aber die englische Auffassung war damals so getrübt und durch einen furchtsamen, mißtrauischen und falsch rechnenden Egoismus so beherrscht, daß ich zweifle, ob man einen Minister, der gefühlt hätte, daß scheinbare Kühnheit wahre Klugheit gewesen wäre, verstanden hätte. So groß war der Mangel an Ernst bei uns, daß wir nicht einmal ernsthaft neutral zu sein wußten, sondern unsere Neutralität nur in einer halbschlächtigen, unbefriedigenden und krämerhaften Weise zu behaupten wußten, der Art, daß wir in diesem Augenblick als Freund von der einen Macht verachtet und als Feind von der anderen angeklagt werden." — Sicherlich ein beschämendes Zeugniß für die Regierung, aber auch andererseits ein beredtes Zeugniß für den Umschwung der öffentlichen Meinung. Wenn ein Diplomat, welcher die höchsten Posten bekleidet, öffentlich so sprechen konnte, so mußte das Gefühl schon starke Wurzeln geschlagen haben, daß die Nichtinterventionspolitik doch wohl nicht der Sicherheitsanker sein könne, für den man sie genommen, sondern einfach die Verneinung aller auswärtigen Politik. Und von Tage zu Tage mehrten sich in der Presse die Stimmen, welche in diesem Sinne das tiefe Unbehagen kund gaben, das sich der Denkenden bemächtigte. Wie stark diese Strömung geworden, davon giebt die enorme Verbreitung einer kleinen satirischen Flugschrift Zeugniß „Der Streit in Dame Europas Schule. Wie der deutsche Junge den französischen durchprügelte und der englische Junge zusah". Als John sich bei der alten Schulmeisterin damit entschuldigt, er sei neutral gewesen und habe Wilhelm und Louis bei ihrem Kampfe die Beulen gleichmäßig gewaschen, ruft Dame Europa: „Ei wirklich neutral! neutral ist ein schöner Name für

feige." Zwar die Regierung wollte sich noch keineswegs zu dem Geständniß bequemen, daß sie anders habe handeln können oder ihre Politik ändern müsse. Während ein ungeheurer Kampf der beiden größten Kulturvölker des Festlandes die Welt erschütterte, sahen die Minister Englands sich nicht bewogen, auf ihre gewöhnlichen Ferienreisen zu verzichten. Der Schatzkanzler Mr. Lowe erklärte bei einem Bankett in Schottland, England habe Alles gethan, um den Krieg zu beschwören, es könne sich jetzt nicht einmischen, ohne die Neutralität zu verletzen. Und der Minister des Innern, Mr. Bruce, wies seinen Wählern nach, daß England von den Ereignissen auf dem Continent nichts zu fürchten, also nur in seiner bisherigen Politik zu verharren habe. Der Premier-Minister hielt keine Reden, er benutzte seine ländliche Muße in Hawarden-Castle — um einen Artikel über den Krieg im Edinburgh Review zu schreiben, welcher Frankreich wie Deutschland gleichmäßig verletzen mußte. In demselben wird die Politik Frankreichs einer scharfen Kritik unterzogen. Napoleon, Ollivier, Grammont kommen gleich schlecht weg. Aber, fragen wir, warum fand der Verfasser es an der Zeit, diese Verurtheilung einer gefallenen Regierung zu veröffentlichen, da er doch weder den Muth hatte, durch den englischen Botschafter in Paris, noch im Parlament seine Mißbilligung auszusprechen? Allerdings hat er andererseits den Muth gehabt, den siegreichen Grafen Bismarck wegen seiner angeblichen Aeußerungen gegen J. Favre scharf zu tadeln, aber welche Verkennung seiner verantwortlichen Stellung liegt darin, wenn er nicht fühlt, daß die Aufgabe eines Premier-Ministers die Leitung der Staatsgeschäfte, nicht eine journalistische Kritik auswärtiger Regierungen ist. Es ließe sich zur Noth noch verstehen, wenn er von dem Bedürfniß gedrängt gewesen, seine hart angegriffene Politik zu rechtfertigen, aber eine solche Vertheidigung finden wir in dem Aufsatz keineswegs, er hält vielmehr die Stellung Englands für so beneidenswerth, daß er sie am Schlusse in einer förmlich lyrischen Rhapsodie feiert. „Glückliches England! Glücklich nicht etwa, weil irgend eine unbefleckte Empfängniß es von der Erbsünde aller Nationen frei gehalten hat, den eigenen Willen als Recht zu betrachten und sich zu vergrößern. Glücklich nicht nur, weil es felix prole virûm, weil dies Königreich von einem Volke bewohnt wird, das als Ganzes unübertroffen an Thatkraft und Begabung ist, sondern glücklich besonders dadurch, daß die weise Fügung der Vorsehung es durch jenen Streifen Silbersee, den Passagiere so oft und mit Recht verwünschen, zwar nicht von den Ehren und Pflichten, aber doch theilweise von den Gefahren und Versuchungen abgeschnitten hat, welche die örtliche Nachbarschaft den Nationen des Continents bringt. Während Alles sich vereinigt, um uns sicher zu machen, vereinigt sich auch Alles, um uns unschädlich zu machen." —

Man wollte es zuerst nicht glauben, als sich die Kunde verbreitete, daß Gladstone der Verfasser dieser Auslassungen sei, aber als er es nicht in Abrede stellen konnte, brach die ganze Presse in eine fast ausnahmslose Verurtheilung „dieser gigantischen Thorheit“, wie das Saturday Review den Aufsatz nannte, aus.

Nun, die Probe auf die behauptete Sicherheit und Unschädlichkeit sollte nicht lange auf sich warten lassen: zwei Wochen nach dem Erscheinen jenes Artikels überreichte Baron Brunnow dem auswärtigen Minister das Gortschakoff'sche Circular vom 30. October, welches anzeigte, daß Rußland sich nicht mehr an die Bestimmungen des Pariser Friedens über die Neutralisirung des Schwarzen Meeres gebunden erachte. Es sagte sich damit einseitig von der Stipulation los, welche England als die wichtigste Errungenschaft des ganzen Krimkrieges betrachtet hatte, die Wiener Conferenzen von 1855 waren allein deshalb abgebrochen, weil Rußland sich weigerte auf diesen Punkt einzugehen, und bei den Verhandlungen des Pariser Friedens hatte Lord Palmerston alles aufgeboten, um die Verpflichtung Rußlands, die Neutralisirung des Schwarzen Meeres zu respectiren, so bindend als möglich zu machen. In der Zeit seiner besten Kraft hätte er auf ein Aktenstück wie das Gortschakoff'sche mit der Entsendung der englischen Flotte in das Schwarze Meer geantwortet, Lord Granville remonstrirte scharf, das Petersburger Cabinet antwortete höflich, aber wich keinen Schritt zurück, und das Ergebniß einer langen diplomatischen Correspondenz ist, daß jetzt eine Conferenz-Comödie in London gespielt wird, bei der zwar principiell erklärt wird, daß kein Staat sich einseitig seinen übernommenen Verpflichtungen entziehen dürfe, aber die schließlich Rußland im Wesentlichen das bestätigt, was es sich nicht erbeten, sondern genommen hatte. Wenn England und Oesterreich nicht handeln wollten oder konnten, so mag dies der einzige Ausweg gewesen sein, zumal die Ansichten über den Werth der Neutralisirung des Schwarzen Meeres schon zur Zeit des Krimkrieges sehr verschieden waren. Aber die Beleidigung, die in der Art des russischen Vorgehens lag, ward in England tief gefühlt, die Stimmen von Mill und Froude, welche beweisen wollten, daß die Sache keines großen Aufsehens werth sei, blieben vereinzelt, die Unzufriedenheit mit der Rolle, zu welcher das einst so stolze England gesunken war, wuchs mächtig. Das Mittel freilich, welches Anfangs vielfach empfohlen ward, um der Gefahr zu begegnen, zeugte von wenig Verständniß der europäischen Lage. Die Frankreich geneigte Presse faßte das Vorgehen Gortschakoff's als eine große Verschwörung Rußlands und Preußens auf und verlangte, daß England, wenn letzteres sich nicht von jedem Verdachte reinige und das Circular offen verdamme, seinem alten Verbündeten vom Krimkrieg zu Hilfe komme. Diese Leute, welche ihr Haß gegen Preußen blind machte, sahen nicht ein, daß ein

solches Beginnen nur das Spiel Rußlands erleichtert hätte. Die Macht Englands wäre durch einen Kampf absorbirt worden, der ihm seinen besten zukünftigen Verbündeten genommen hätte, während Rußland im Orient freie Hand gehabt. Die Regierung war denn doch zu besonnen, um solchen Heißspornen zu folgen, aber sie fühlte das Bedürfniß, über die Stellung Preußens klar zu sehen, und sandte einen ihrer tüchtigsten Diplomaten, Odo Russell nach Versailles. Graf Bismarck hatte wenig Mühe, demselben zu beweisen, wie unbegründet der Verdacht sei, als spiele Preußen mit Rußland unter einer Decke, daß ersterem vielmehr das Gortschakoff'sche Circular höchst unwillkommen gewesen, da die ganze Berechnung des schlauen Staatsmannes an der Newa darauf ging, seinen Coup zu machen, so lange Deutschland noch durch den französischen Krieg gebunden war. Die Beute am Schwarzen Meere sollte in Sicherheit gebracht werden, ehe die neue Großmacht im Herzen Europas England und Oesterreich die Hand reichen konnte. Es galt daher der Verwicklung auszuweichen und ihre wirkliche Lösung einer günstigeren Conjunctur vorzubehalten, als Auskunftsmittel hiezu schlug der Kanzler die Conferenz vor. Das Ergebniß derselben ist kein sehr angenehmes für Europa, aber am Ende das einzig mögliche, wenn England und Oesterreich, die in erster Linie interessirten Mächte nicht in der Lage waren den Pariser Vertrag mit gewaffneter Hand aufrecht zu erhalten. Für Deutschland ist das Günstige dabei, daß die klug lavirende Politik des Grafen Bismarck die englische Allianz für uns offen gehalten, während er andrerseits Oesterreich entschleissen und ohne Rancüne über vergangene Unbill die Hand gereicht hat. Die Mehrzahl der Londoner Tagespolitiker zwar will heute noch nichts von einem deutschen Bündniß hören, sondern beklagt eher den Verlust der französischen Allianz. Die Wortführer dieser Ansicht sind nun freilich keineswegs einig in ihren Motiven. Die Hochtories, deren Organ der Standard, die einflußreichen Militärs und vornehmen Damen sind imperialistisch und verwünschen die Deutschen, welche die absolute Regierung Napoleons gestürzt und das schöne Paris, die zweite Hauptstadt der englischen Aristokratie, unwohnlich gemacht haben. Auf der anderen Seite aber stehen die Amateur-Republikaner, Positivisten, Atheisten und Vertheidiger der Trades-Unions-Verbrechen, Professor Beesly, Harrison, Bradlaugh und der internationale Schuster Odger, welche verlangen, daß England mit den andern neutralen Mächten intervenire, um die Zerstückelung Frankreichs zu hindern. Daß diese Leute, von denen keiner auch nur einen Platz in der neuen Localschulbehörde erringen konnte, nicht die Interessen der großen englischen Arbeiterclasse vertreten, ist klar, denn dieselbe würde am meisten unter einem großen europäischen Kriege leiden, welcher die brittischen Fabriken lahm legen müßte. Jene Wortführer gehören vielmehr zu der internationalen Gemeinde, die aus

Enthusiasmus oder Berechnung die Republik als beste Staatsform anstrebt. Gegen das Kaiserreich standen sie auf Seite Deutschlands, als aber am 4. September der Pariser Pöbel die Republik proclamirte, vermochten sie der Macht der Phrase so wenig zu widerstehen als Garibaldi oder die Indépendance Belge, sie verlangten, daß Deutschland vor der Republik stillstehe, gerade wie die Legitimisten es als einen Frevel betrachten, wenn jemand gegen den Gesalbten des Herrn kämpft. Da aber die deutschen Heere sich an die „brüderlichen Verwarnungen" Victor Hugo's nicht kehrten, so wandten sich seine englischen Gesinnungsgenossen erbittert gegen uns. Und zwar von ihrem Standpunkte nicht ganz mit Unrecht. Sie haben das Vorgefühl, daß der Sieg der Deutschen die Sache der Monarchie unermeßlich stärken muß, indem sich einmal eine starke militärische Macht im Herzen Europas consolidirt, andererseits die französische Republik unfehlbar zusammen brechen wird. Die Klügern unter ihnen wenigstens wissen gar wohl, daß die Mehrheit der französischen Bevölkerung, d. h. die Bauern, keineswegs republikanisch gesinnt ist, und daß nach dem schließlichen Siege Deutschlands aus dem gegenwärtigen Chaos nur eine neue Militär-Dictatur hervorgehen kann. Deshalb, weil sie die Niederlage ihres Princips fürchten, gehen sie mit Gambetta durch dick und dünn und opponiren der Berufung der Constituante.

Aber weder diese Volksführer noch die Hochtories vertreten etwas Anderes als kleine Minoritäten, die wirkliche Meinung der Nation wird sich erst kundgeben, wenn das Parlament zusammentritt. Und es ist eine günstige Fügung, daß wir hoffen dürfen, mit dem aktiven französischen Widerstande bis dahin soweit fertig zu werden, daß auch englischen Freunden Frankreichs wohl die Lust vergangen sein wird, sich durch Intervention in einer bereits entschiedenen Sache die Hände zu verbrennen.

Was nun die Bedeutung des Zusammentritts des Parlaments betrifft, so läßt sich dieselbe kurz dahin bezeichnen, daß sie rasch die Situation klären muß, indem entweder das Ministerium zeigen wird, daß es den veränderten Umständen gewachsen ist, oder, wenn es das nicht kann, zum Rücktritt genöthigt werden wird.

Vor der Hand deuten die Symptome nicht darauf hin, daß die Regierung ihrer Aufgabe gewachsen sein wird. Zunächst ist Gladstone's Stellung tief erschüttert; von dem Prestige, mit dem er vor zwei Jahren in's Amt trat, ist fast nichts geblieben. Was ihn vor allen bisherigen Lenkern des brittischen Staatsschiffs auszeichnet, ist nicht umfassende Weite und Tiefe des Gesichtskreises oder große Charakteranlage, sondern daß er der erste doctrinäre Premier Englands ist. Vom schroff hochkirchlich-torystischen Standpunkte ausgehend, ist er allmählich bei dem politischen Rationalismus der Cobden, Buckle und Mill angekommen. Obwohl er nicht wie Guizot von

einer Professur der Geschichte in die praktische Politik übertrat, ist er in einer Reihe von Wandlungen von den festen Traditionen des englischen Conservatismus schrittweise bis nahe an die abstracte demokratische Schule vorgerückt, welche die geschichtlichen Grundlagen der Verfassung zum alten Eisen wirft und das allgemeine Stimmrecht, das der Frauen eingeschlossen, anstrebt, dem Gladstone durch die letzte Wahlreform mächtigen Vorschub geleistet. Dabei theilt er vollkommen die Eigenthümlichkeit dieser Schule, trotz ihrer abstracten Farbe vollkommen in dem engen Horizont specifisch englischer Zustände befangen zu sein. Innere Reformen, Herabsetzungen der Steuern, darin ist für ihn die ganze Aufgabe der Staatskunst beschlossen, er wird beredt, wenn er über die Leiden des compound householder oder über die Harmonie des Zolltarifs spricht, das Ausland ist für ihn nur ein Markt, nationale Bewegungen lassen ihn kalt. Vor allem aber ist der Krieg für ihn ein unfaßbares Ding: schon bei dem Krimkrieg, der ihn als Schatzkanzler traf, benutzte er die erste Veranlassung aus dem Ministerium zu treten und griff Palmerston heftig an, als derselbe sich mit den von Rußland auf den Wiener Conferenzen angebotenen Concessionen nicht begnügen wollte. Weit empfindlicher aber traf ihn der Ausbruch des jetzigen gewaltigen Kampfes, der sofort die Zirkel seines Budgets zu stören, die projectirten Reformen aufzuhalten drohte. Rathlos und verdrossen stand er dem losbrechenden Sturme gegenüber, bei der Veröffentlichung des Benedetti'schen Vertragsentwurfes wußte er nur zu sagen, daß derselbe „erstaunlich, fast unglaublich" sei, aber er weigerte sich hartnäckig, ein Wort auszusprechen, das auf Aller Lippen war: Garantie für Belgien; sie mußte ihm von Lord Granville abgerungen werden. Dafür entschädigte er sich denn durch die erwähnte geschichtsphilosophische Arbeit über den Krieg und suchte sich die irischen Sympathieen durch die Amnestie der fenischen Gefangenen und einen Brief über die Lage des Papstes neu zu versichern, beides Schritte von sehr zweifelhafter Klugheit, welche seine Stellung keinenfalls verbessert haben. Dasselbe wird von der Art gesagt werden müssen, wie er die durch Bright's Austritt verursachte Lücke in seinem Ministerium ausgefüllt hat. Statt eine frische Kraft zu gewinnen, hat er die Karten nur anders gemischt. Die officielle Stellung Bright's war an sich ziemlich unbedeutend, er selbst durchaus kein praktischer Staatsmann, die Wichtigkeit seiner Mitgliedschaft lag in der politisch parlamentarischen Unterstützung, welche er der Regierung gewährte. Anstatt sich nun durch einen jüngeren befähigten Mann zu verstärken, machte Gladstone den irischen Staatssecretär Fortescue zum Präsidenten des Handelsamtes, übergab dem General-Postmeister Marquis of Hartington Irland und ernannte an seine Stelle einen ziemlich unbedeutenden Mann, Herrn Monsell. Es ist ebenso wenig ersichtlich, weshalb Fortescue, der seit langer Zeit als Specia-

lität für Irland bekannt ist, seinen Posten mit einem weit unbedeutenderen hat vertauschen müssen, als warum Hartington die Postverwaltung aufgeben mußte, der er bereits wiederholt zu allgemeiner Befriedigung vorgestanden hat. Besonders aber rief das Arrangement deshalb Enttäuschung bei der liberalen Partei hervor, weil damit die Aussicht geschwunden war, daß Gladstone freiwillig diese Gelegenheit benutzen würde, um das Cabinet an der verwundbarsten Stelle zu stärken, nämlich dem Kriegsministerium. Er hat vielmehr durch die Veröffentlichung des ziemlich lahmen Briefes von Cardwell gezeigt, daß er denselben zu halten entschlossen ist, und sofort die Nachricht dementirt, daß der seit Monaten bettlägerige Marine-Minister seine Entlassung gegeben. Und doch wird gerade die Reorganisation der Wehrkraft Englands die große Frage der Session sein, weit mehr noch als die auswärtige Politik, denn alle Welt sieht ein, daß Lord Granville keine große Politik machen konnte, wenn er kein Pulver hatte, um eventuell auch schießen zu können. Und dies ist buchstäblich der Fall, England hat augenblicklich kein Pulver. In dem Bestreben zu sparen ist im diesjährigen Budget die Position für Ankauf von Pulver von 15,600 Pfd. St. auf 5000 Pfd. St. herabgesetzt, die Regierung hat selbst nur eine Pulvermühle, bei der gleichfalls 4000 Pfd. St., meist durch Entlassung von Arbeitern, gespart sind. Und alles Dies, während schon im März 1869 ein officieller Bericht sagte, daß der Normal-Friedensbestand des Pulvervorraths um 200,000 Fässer vermindert sei, sodaß im Ganzen nur 60,000 gewöhnlicher Waare vorhanden ist und gar nichts von dem Kugel- und Kiespulver, welches für die neuen schweren gezogenen Geschütze gebraucht wird. Wie vollkommen unzureichend die Stärke und Organisation der Landarmee ist, hat die Presse oft genug dargethan; England könnte heute kaum über 100,000 Mann disponiren, und wenn dieselben eingeschifft wären, würde das Land nur durch die Miliz, die rein auf dem Papiere steht, und die Freiwilligen, welche nur militärische Dilettanten sind, vertheidigt sein.

Aber auch mit der Marine, auf der die ganze Sicherheit Englands beruht, sieht es unerwünscht aus, auch hier hat das Sparsystem schädlich eingegriffen. Massenhaft sind die Arbeiter der Dock-Yards entlassen, und man fuhr damit noch drei Wochen nach Ausbruch des Krieges fort, erst im August fing man an, das Personal wieder zu vermehren, der Minister, Mr. Childers, liegt seit langer Zeit krank und darf nicht arbeiten, niemand nimmt an seiner Stelle die Leitung wirklich wahr, so herrscht Verwirrung in diesem für England wichtigsten Departement, und doch widerspricht Gladstone's Eigensinn der Ersetzung von Mr. Childers durch eine frische Kraft. Das sind Zustände, welche das Parlament nicht ertragen wird, und es würde sehr unweise sein, wenn Gladstone auf seine bisherige Majorität pochen wollte.

Dieselbe ist nicht größer als die, über welche Palmerston 1858 vor dem Einbringen seiner Verschwörungsbill gebot, und binnen einer Woche fand er sich in der Minorität.

Es giebt eben Fragen, wo in England die Partei-Disciplin aufhört und der Nationalwille sich unwiderstehlich geltend macht. Als damals Palmerston aus Gefälligkeit gegen Napoleon die Unabhängigkeit des Geschworenengerichtes anzutasten schien, wurde er, der bisherige Liebling des Volkes, ohne Umstände bei Seite geschoben. Und wenn Gladstone jetzt, wo die allgemeine Losung die Herstellung einer achtunggebietenden Wehrkraft für Englands Sicherheit und Ansehen ist, mit einer homöopathischen Armee-Bill vor das Haus tritt, so wird es ihm ebenso gehen. Seine Ersetzung durch ein Tory-Ministerium wäre in diesem Falle nicht wahrscheinlich, die Conservativen sind im Unterhause sehr in der Minorität und außerdem durch innere Parteiungen gespalten, England aber braucht eine starke Regierung. Diese würde unter den jetzigen Umständen nur in dem rechten Flügel der liberalen Partei zu finden sein, welchem Lord Granville, Sir Henry Bulwer, Lord Elcho angehören; würden zu diesen noch die hervorragendsten Freiconservativen, wie Lord Salisbury und Earl Carnarvon hinzutreten, so könnte eine so kraftvolle Regierung zu Stande kommen, wie England sie lange nicht besessen.

Wir wünschen eine solche im Interesse Englands, Deutschlands und Europas. Wir haben früher wiederholt in den Grenzboten die Kläglichkeit der Nichtinterventionspolitik gegeißelt, aber dabei auch stets betont, daß diese Eclipse nicht dauernd sein könne, daß über kurz oder lang das passive Zusehen aufhören müsse (z. B. Grenzboten 1868, 4. Bd. p. 321—326). England hat ähnliche Perioden der Erschlaffung durchgemacht und hat sich doch selbst wieder gefunden. So am Ende des vorigen Jahrhunderts, wo man ruhig der Theilung Polens und der Eroberung der Krim zusah, wo Fox die Aufforderung Frankreichs, zu interveniren, ablehnte, weil jene Ereignisse das Interesse Englands nicht berührten und nichts dasselbe eifersüchtig machen könne, was Rußland zum Vortheil gereiche. Und doch wurde bald darauf Pitt von der Nation dazu gedrängt, den zwanzigjährigen Kampf für Europas Freiheit aufzunehmen! Demgemäß haben wir stets an dem Glauben festgehalten, daß der Kern der Nation zu gesund sei, um in der bleiernen Lethargie der Manchesterpolitik zu beharren, daß dieselbe vielmehr bei dem nächsten großen Weltereigniß, welches Englands Interesse unmittelbar berühre, gebrochen werden würde. Wir haben uns gefreut zu sehen, daß diese Hoffnung nicht getrogen und die Symptome des Erwachens sich immer lebendiger zeigten. Die vielfach unverständige Form, welche dieselben noch annehmen, kann uns dabei nicht irre machen, sie gleichen dem ungeschickten Dehnen und Recken eines Mannes, der aus schwerem Schlummer geweckt ist. Auch bei

der ersten französischen Revolution machten sich die Sympathieen der englischen Radikalen sehr lärmend geltend, die Hauptsache ist, daß die öffentliche Meinung wieder zu dem Gefühl erwacht ist, daß die Nation nicht in einem glücklichen Stillleben auf ihrer Insel beharren könne. Haben wir erst in Westminster wieder ein thatkräftiges Ministerium, das die Reorganisation der Wehrkraft durchführt, dann wird sich die Solidarität der Interessen Englands und Deutschlands durch ihr eignes Gewicht siegreich geltend machen. Die brittischen Staatsmänner werden sich der Erkenntniß nicht entziehen können, daß Frankreich, welches in den letzten zwanzig Jahren der Stützpunkt ihrer Politik war, aus diesem Kriege so geschwächt hervorgeht, daß es für lange Zeit auf jede Action nach Außen zu verzichten genöthigt ist. Deutschlands Allianz dagegen wird im Verhältniß seiner gewachsenen Macht steigen; nicht nur bietet das Deutsche Reich die stärkste Garantie des Weltfriedens, sondern im Verein mit Oesterreich auch die einzige Garantie gegen die Gefahren des Panslavismus. Und hier trifft das orientalisch-asiatische Interesse Englands vollkommen zusammen mit dem Deutschlands, seine Ostgrenzen zu sichern. In den Händen der brittischen Staatsmänner liegt es, die Eventualität einer defensiven Allianz zwischen England, Deutschland und Oesterreich zu verwirklichen, welche für Europa eine neue Epoche des Gedeihens und segensreichen Friedens eröffnen würde. Quod felix faustumque sit.

G.

Das „Retten“ und „Rollen“.

Bitte an unser Heer.

Vier Jahrtausende geschichtlichen Lebens sind nöthig gewesen, bevor in der sittlichen Empfindung cultivirter Völker der große Grundsatz herausgebildet wurde: Privateigenthum der Feinde, so weit es nicht den Zwecken des Krieges dient, ist unverletzlich. Noch heut ist dieses humane Gebot, durch Herkommen überliefert und durch neue Verträge auf Gut zur See ausgedehnt, von den Franzosen nicht anerkannt. Französische Generäle durften beim Beginne des Krieges wagen, in ihren Corpsbefehlen die Soldaten durch die Aussicht auf den Raub in Feindesland zu ermuthigen, französische Kriegsschiffe haben deutsche Kaufmannsgüter als Prisen fortgeführt und Kauffahrer auf offener See verbrannt, die Aufregung des Volkskriegs durch indisciplinirte Banden zerstörte für nicht wenige Ortschaften in Frankreich die Voraussetzungen, unter denen Schonung des civilen Eigenthums im Kriege

möglich wird. Dennoch freuen wir uns, daß der Waffenstillstand den Rückfall unserer Marine in die alte Seebeuterei verhindert hat, und daß die „Augusta" ihre vergeltende Kreuzfahrt gegen Transportschiffe in's Werk setzte, welche dem Bedarf des feindlichen Heeres dienten.

Denn kein großer Fortschritt der Menschheit ist so theuer erkauft, als die edle Lehre, daß Leben, Ehre, Freiheit, Habe des Nichtkämpfers in Feindesland geachtet werden müsse; Ströme von Blut sind vergossen, unsägliche Trübsal von hundert Geschlechtern vergangener Menschen darum geduldet worden. Auf dieser Lehre allein beruht unsere Hoffnung, daß der grause Zerstörungsproceß der Kriege nicht unseren Kriegern eine moralische Verwilderung bereite, nicht irgend einmal unserem Volke einen Untergang der Cultur, Sitte und Bildung, und einen Rückfall in die Barbarei der Urzeit herbeiführe. Und wer in diesem Kriege das Herz beängstigt fühlt durch die Schauerbilder eines Schlachtfeldes, der kann am nächsten Morgen wieder guten Muth gewinnen, wenn er den deutschen Kameraden in französischem Kramladen seinen Beutel ziehen steht, um den kleinen Einkauf gewissenhaft zu bezahlen. Denn um den handfesten Musketier, der die französische Cigarre prüfend beschaut, stehen als unsichtbare Zeugen viele gute Geister unseres Volkes, die seit undenklicher Zeit für unsere Seelen gearbeitet haben, und deren irdische Namen ihrem Schützling, dem ehrlichen Pommer, vielleicht nur wenig bekannt sind, eine große erlauchte Genossenschaft: Kant und Göthe, Friedrich der Große und Luther, bis zurück zu den Aposteln des neuen Testaments und vielleicht noch älteren Lehrherrn aus deutscher Vorzeit.

Die ältesten Volkskriege erstrebten Austilgung des gesammten feindlichen Stammes, Aneignung seiner Habe und seines Weidegrundes. Der Eigennutz lehrte bald Gefangene bewahren. Aber durch das ganze Alterthum wurden Bewaffnete und Wehrlose, Männer, Frauen, Kinder getödtet oder zu Sclaven gemacht, ihre gesammte Habe gehörte dem Sieger, das Weib hatte als Sclavin keinen Anspruch auf Schonung ihrer Ehre. Auch zur Zeit der römischen Kaiser galt dieser Kriegsbrauch, nur besonderer Vertrag oder die Gnade des Feldherrn gönnten dem schwächeren Theil günstigere Bedingungen. Durch die Germanen kam noch vor dem Christenthum bessere Behandlung der Frauen in die Kriegführung. Die Frauen der Teutonen wollten sich gefangen geben, wenn die Römer gelobten, ihre Ehre zu schonen, da dies verweigert wurde, tödteten sie sich selbst; aber der Gothenkönig Totila ließ einen seiner Krieger hinrichten, weil er an einer Jungfrau in dem eroberten Neapel gefrevelt hatte, und als die Franken am Ende der Wanderzeit verwüstend von Frankreich aus in Italien einfielen, war ihnen bei den übrigen Germanen der härteste Vorwurf, daß sie die Frauen nicht verschont hätten. Seit im späteren Mittelalter die Fehden meist unter Landsleuten geführt

wurden, seit das Christenthum allmählich die harte Sclaverei in die Hörigkeit milderte, seit das Ritterwesen die Ehrbegriffe des Kriegers gleichmäßig bildete, und vor Allem seit geprägtes Geld reichlicher umlief, gewann der kämpfende Gegner das Recht, sich in gewissen Formen zum Kriegsgefangenen zu ergeben, er wurde nicht mehr Sclave, sondern durfte sich ohne Minderung seiner Ehre freikaufen; zwar wurden auch die unbewaffneten Männer der feindlichen Partei zu Gefangenen gemacht und beim Frieden „geschatzt“, d. h. nach dem Gutachten des Siegers mit einer Lösungssumme belegt, aber Frauen und Kinder wurden nicht gefangen und nicht geschatzt; zwar verfiel die gesammte Habe der Feinde dem Sieger, aber die Frauen behielten ihrer Ehre wegen die Kleider auf dem Leibe, die rittermäßige Frau ihren ganzen Schmuck, zwar blieb das Rind die besondere Beute der Officiere, aber Federvieh zu beuten, ziemte dem Reisigen und dem Landsknecht nicht, das nahmen im Nothfall nur ihre Dirnen und Buben. Solcher Kriegsbrauch, oft durch größere Wildheit heimischer Landsknechte und der Fremden, zumal der Spanier mißachtet, dauerte in der sittlichen Empfindung der Deutschen bis in das siebzehnte Jahrhundert. Immer aber war der Krieg vor Allem Raub und Zerstörung der feindlichen Habe, auch des Privatbesitzes, das „Brennen“ galt für das wirksamste Mittel, zu schrecken und die Kräfte des Feindes zu schwächen. Da die Städte in der Mehrzahl befestigt waren, konnten sie sich durch Vertrag mildere Bedingungen — zum Vortheil für die Kasse des feindlichen Heerführers — sichern, aber die Dorfhäuser des Landstrichs schwanden bei längerem Kriege vom Erdboden. Es ist sehr merkwürdig, daß die nächsten Fortschritte zu besserer Menschlichkeit in dem fürchterlichsten Kriege der Welt, dem dreißigjährigen, gemacht wurden. Freilich grade, weil er der längste war und unerhörten Nothstand schuf. Während gegen die Wehrlosen unsägliche Greuelthaten verübt und weite blühende Landschaften in Wüsteneien verwandelt wurden, während die Generäle im besetzten Land Wälder niederschlugen und das Holz zu Spottpreisen verkauften, große Bibliotheken und das Silberzeug reicher Städte und Fürstenhöfe in das Ausland verfuhren und während die Artillerie die Kirchenglocken, ihr besonderes Beutegut, abschnitt und verkaufte, bildete sich bei den zahlreichen Söldnerheeren ein fester Kriegsbrauch aus. Zunächst gegen die feindlichen Krieger, unter denen jeder Söldner alte Cameraden wußte. In der Schlacht mußte „Quartier“ gegeben werden, wenn es gefordert wurde, mit dem Gefangenen wurde „Cartell“ geschlossen, d. h. er gelobte nicht zu fliehen; zwar gehörte dem Sieger, was er in den Kleidern barg und von dem Gefangenen war es schicklich, dies selbst zu präsentiren, aber wer „holländisches Quartier“ erhielt, behielt bereits, was sein Gürtel umschloß. Das Lösegeld der Gefangenen war im Ganzen niedrig und durch die Zahlung konnte man jederzeit frei

werden. Auch den Nichtkämpfern half die Noth und Habsucht der Heere. Privateigenthum konnte gegen Zahlung einer Summe durch eine „Salva Guardia" Schutz erhalten, die Landschaften und Gemeinden konnten das gemeinsame Eigenthum und das ihrer Bürger durch eine Bauschzahlung — die Contribution — vor der Plünderung retten. Zwar wurde oft gezahlt und doch geplündert, aber die Verwüstung selbst zwang den Heeren wie dem Volke die Erkenntniß auf, daß die Bewahrung des Privateigenthums eben so sehr ein Lebensinteresse der feindlichen Heere sei, als der Einwohner. Am Ende des Krieges war Verachtung und Haß gegen die Generäle, welche im Verdacht besonderer Raublust standen, allgemein und sehr laut, und als in dem nächsten Geschlecht die Franzosen ihre Feuerbrände in die Städte und Dörfer der Pfalz warfen, erhob sich weit über die Grenzen Deutschlands ein Schrei des Abscheues, so gellend, wie er bis dahin von Unbetheiligten noch niemals erhoben worden. Der neue Status despotischer Landesherren, welcher aus gedrillten Soldaten ein stehendes Heer formte, hatte genügende Gründe, diese humane Einsicht praktisch zu verwerthen. Der seßhafte Bürger war von dem neuen Heerwesen durch eine weite Kluft geschieden, seine Miliz, wo sie noch bestand, wurde von dem Regenten mit Mißbehagen und Verachtung betrachtet, das fürstliche Heer, welches auch in seiner Verpflegung so isolirt als möglich gehalten wurde, sollte den kunstvoller gewordenen Krieg allein führen, der Bürger sollte steuern und arbeiten, damit das Heer erhalten werde. Und es machte wenig Unterschied, ob er im besetzten Land des Feindes wohnte, auch dort war er als Steuerzahler, Quartiergeber, Contribuirender nöthig, ja es war dem feindlichen Feldherrn Gewinn, wenn die ganze Verwaltung des occupirten Landes unversehrt blieb, die Maschine der Beamten regelmäßig wie im Frieden fortarbeitete. Der deutsche Feind legte seitdem schwere Lasten auf Stadt und Land, aber nicht mehr durch die Willkür von tausend Einzelnen, sondern in geordneter Weise. Damit der Bürger das zu tragen vermochte, mußte er geschont und geschützt werden. Noch bestand freilich in den rohen Heeren die alte Freude am Plündern, aber die Kriegszucht war streng geworden, der Stock des Officiers bedreute täglich. Wieder einmal sollten die Deutschen unter Napoleon die Leiden feindlicher Kriegsherrschaft ertragen. Der Grimm des Volkes über die Forderungen der Soldaten, den Uebermuth der Officiere, die Erpressungen der Generäle, das sechsjährige, unerhörte Aussaugen der preußischen Landschaften half zu dem Freiheitskriege. Bis heut laufen im Lande zahllose Geschichten umher von den Räubereien des kaiserlichen Heeres, und fast jeder französische Feldherr hat im deutschen Volk einen sehr bestimmten Ruf hinterlassen. Auch der Baier Wrede. Unsere begeisterte Jugend hat die Einwohner Frankreichs nach unserem Einmarsch 1814 nur selten entgelten lassen, was die Soldaten

des Kaisers an uns gefrevelt, und von der höchsten Heeresführung wurde Frankreich mehr geschont, als preußischem Eifer damals recht war. Seitdem haben funfzig Friedensjahre, die Zunahme humaner Bildung, innigere Verbindung der Völker viel gethan, das Urtheil über Erlaubtes und Unerlaubtes im Kriege zu läutern. Manches, was noch 1813 in den Heeren für herkömmlich galt, darf von den Zeitgenossen nicht gebilligt werden. — Die letzten Kriege in Schleswig und Oesterreich haben nach der Zerstörung wieder emsige Arbeit der Humanität hervorgerufen, sie brachten uns außer der großartigen Einrichtung unseres Sanitätswesens und dem Vertrag gegen explodirende Geschosse bei Handfeuerwaffen vor Allem die Verträge über Achtung des Privateigenthums zur See.

Solch kurzer Rückblick kann in Wahrheit erheben. Denn er zeigt, wie unablässig Gesittung und Menschenliebe arbeiten, den großen Naturproceß, welchen wir Krieg nennen, für die ethische Empfindung der Lebenden erträglich zu machen. Und die schnellen Fortschritte der Humanität seit den letzten zwei Jahrhunderten lassen erkennen, wie man unserer Zeit schweres Unrecht thut, wenn man ihr vorzugsweise Förderung der Selbstsucht zur Last legt. Wenn vor zweitausend Jahren die Römer eine gallische Stadt im Kriege besetzten, so entleerten sie die Häuser, indem sie die Männer tödteten, die Frauen und Kinder an Sclavenhändler verkauften, welche den Legionen folgten, wie jetzt die Lieferanten unserem Heere; als vor wenig Monaten einer unserer schneidigsten Husarenofficiere, Rittmeister von der Lancken, drei Tage bei der Familie eines Redacteurs in französischer Departementsstadt einquartiert gewesen war, rief ihn beim Abschied die alte Mutter des Hauses an ihr Krankenbett, dankte ihm, und bat ihn, wenn er einmal verwundet werden solle, doch nur in ihr Haus zurückzukehren, damit sie ihn pflegen könne. Und die kleine Geschichte ist nur eine von zahlreichen ähnlichen.

Wir Deutsche haben für die menschliche Schonung des Feindes im modernen Kriege wohl am meisten gethan. Zuerst durch unsere Leiden, denn fast alle größten Kriege der Neuzeit wurden durch unser Herzblut genährt. Dann durch die Organisation unseres Heeres und die allgemeine Dienstpflicht. Wir, zur Zeit wir allein, senden unsere gesammte blühende Jugend in das Feld, es sind die Besten unseres Volkes, welche in Frankreich siegen und fallen, nicht nur die Vertreter unserer militärischen Kunst, sondern auch ein gutes Theil unserer Besitzenden, Gelehrten, Richter, Volkslehrer. Wir haben aber deshalb auch weit höhere Pflichten durch unser Heer zu erfüllen, als andere Völker, wir können nicht, wie zur Zeit die Franzosen, die Engländer thun, uns achselzuckend entschuldigen bei Uebergriffen und schweren Thaten unserer Armee, die ja nur ein Werkzeug des Staates sei mit alten Standesfehlern, und die keineswegs die beste Moral und Einsicht repräsentire. Bei uns ist

das Heer auch das Volk, die Ehre des Heeres unsere Ehre, seine Moral die unsere, wir haben keine privilegirten Volksschichten außer dem Heer, die wir als Bewahrer sauberer Empfindungen und idealer Habe rühmen dürfen. Jede Verwilderung und jede Verwirrung der Sitte und Ehrlichkeit, welche der Krieg in unser Heer bringen könnte, würde dem Mark unseres Lebens schaden. Und nicht aus patriotischem Stolz und aus verständigem Interesse allein folgen unsere Gedanken mit ängstlicher Spannung den Thaten und Stimmungen des Heeres, es sind unsere Liebsten, um die wir sorgen, unsere Verwandten und Freunde, Blut von dem unseren, sie unsere Freude und ein Theil unseres besten Lebens.

Der Krieg wirft den Ausziehenden plötzlich aus dem festen Gefüge bürgerlicher Ordnung in ungeheuerliche Verhältnisse. Fast alle gewohnten Schranken des Lebens sind ihm gefallen, nur der militärische Gehorsam und das Pflichtgefühl bändigen ihm den Sinn. Er muß in einer steten Lebensgefahr sich behaupten, er muß tödten und zerstören, er lebt in unaufhörlichem Wechsel der stärksten Impulse, der gewaltigsten Leidenschaften. Völlige Selbstopferung und Hingabe bis zum Tode und dicht daneben harte Selbstsucht, schreckenvoller Kampf um das Leben, die furchtbarste Erschöpfung durch den Marsch, und gleich darauf eine lockende Fülle von Genuß, den ihm die Heimath nur selten bietet; heut verbrennt er ein Dorf der Franctireurs, durchstößt die Meuchler seiner Kameraden mit dem Bajonett und wirft ihre Leiber in die Flamme, morgen wiegt derselbe Mann die Kinder seines französischen Wirths auf dem Schooß, fühlt warmes Mitleid mit der abgehärmten Hausfrau und theilt seine Ration mit den Darbenden. Solches Dasein macht schnell sorglos und gleichgültig gegen fremdes Privatinteresse. Es fördert durchaus nicht das Nachdenken über Allerlei, was dem Soldaten erlaubt und unerlaubt ist. Wenn hier zu wenigen Beispielen bemerkt wird, wo das Recht des Soldaten aufhört, und das Unrecht anfängt, so soll nur bedächtig auf einen Punkt gedeutet werden, den unsere Krieger im Grunde genau so gut kannten, wie wir andere Alle, und der erst in der Bedrängniß der feindlichen Fremde Einzelnen undeutlich geworden sein mag. Die Beobachtungen dafür sind im Heere selbst gemacht. — „Privateigenthum in Feindesland, so weit es nicht den Zwecken des Krieges dient, ist unverletzlich“. Die schwierige Frage ist nur, was dient dem Kriege? Und ferner: „Der Soldat hat von dem Wirth nur Quartier und in der Regel bestimmt vorgeschriebene Verpflegung zu beanspruchen, alle Leistungen Einzelner und der Gemeinden werden von dem militärischen Commando auferlegt und durch die Ortsobrigkeit, Präfect, Maire &c. vertheilt.“ Auch die Anwendung dieser Vorschrift wird oft unmöglich. Der Soldat kommt am Abend nach langem Marsch todmüde und hungrig in das Quartier und fordert sein Essen; er findet ungefügige Wirthe,

welche nichts zu essen haben oder dies vorgeben. Er sucht also selbst nach, schlägt grimmig Thüren und Kasten auf. Das ist unzweifelhaft nicht in der Ordnung. Er soll den Fall melden, d. h. er soll in der Nacht, in fremdem Ort zu dem Unterofficier, Feldwebel, Hauptmann laufen, er weiß aber aus Erfahrung, daß er von diesen wieder zum Maire geschickt wird, und daß der Maire, wenn er überhaupt zur Stelle ist, wahrscheinlich auch nicht zu helfen weiß. Ist das Dorf bereits ausgesogen, so kommen viele Soldaten mit ähnlicher Klage und der Hauptmann ist in seiner bärbeißigsten Stimmung. Der Soldat hilft sich also selbst, so gut er kann. Bei dem Suchen findet er ein Hemd des Bauern. Das eigene, das der Soldat seit 14 Tagen auf dem Leibe trägt, ist so unsäuberlich, daß ihm davor graut. Er nimmt also das Hemd des Franzosen. Er weiß, daß das Unrecht ist. Könnte er sich mit den Quartiergebern verständigen, so würde er gute Worte darum geben, ja vielleicht etwas aus seinem Beutel dafür zahlen. So aber verhärtet er sich in Zorn. Seine Stiefeln sind zerrissen, er hat den ganzen Tag den Schlamm der Landstraße an den Füßen gefühlt. Sein Wirth trägt gute Stiefeln. Er zwingt ihm einen unwillkommenen Tausch auf, oder noch lieber, er nimmt die Stiefeln still fort, wenn er kann. Ein neues Unrecht, sein Officier soll die Requisition befehlen. Aber der Soldat setzt voraus, daß der Officier über die neuen Stiefeln wegsehen wird, weil ihr Erscheinen ihm eine Mühe spart. — Der deutsche Soldat, welcher so wirthschaftet, gehört nicht zu den besten der Compagnie, auch nicht zu den schlechtesten, er ist von dem Mittelgut. Der schlechte nimmt auch die Uhr, die sich ihm darbietet, um sie dem Marketender gegen eine Flasche Cognac zu verkaufen, und der brave versagt sich auch bei Hunger und Durst jede Gewaltthat. Es ist keine patriotische Phrase, sondern herzerfreuende Wahrheit, daß sich aus dem Kleinleben des Heeres neben unzählige Uebergriffe aus Noth und Begehrlichkeit ebenfalls zahllose Beispiele stellen lassen von stiller Entsagung und wahrhaft heldenmüthiger Resignation unsrer Soldaten gegenüber dem feindlichen Wirth. Und wir werden jeden Eingriff des Soldaten in Habe und Gut der Fremden schonend beurtheilen, wenn dieser Eingriff nur dazu dient, ihm sein schweres Tagesleben erträglich zu machen, aber wir werden den nicht für einen ehrlichen Soldaten halten, der aus dem Gut der Feinde für sein späteres Leben Gewinn sucht.

Wie dem Soldaten gelingt auch dem Führer nicht immer, das Eigenthum feindlicher Bewohner nach den Forderungen des Reglements und der Humanität zu behandeln. Ein Hauptmann sendet in das nächste Dorf nach einem Faß Bier oder Wein für seine Compagnie, der Chargirte findet die Dorfstraße durch drei bis vier Colonnenreihen gesperrt, er hat Mühe, in einen Bauerhof zu dringen, dort eilt er in den Keller, läßt das Faß heraufschroten, schirrt die Pferde

des Bauern an den Wagen und sucht schnell den Rückweg, um von seiner Compagnie nicht abgeschnitten zu werden. Er würde wohl den Requisitionsschein schreiben, der weinende Franzose denkt nicht daran, vielleicht ist keine Dinte im Hause, den Maire vollends aufzusuchen fehlt die Zeit und Freiheit des gesperrten Weges. Der Requirirende weiß, daß der Bauer Pferde und Wagen, die nur für eine Wegstunde zum Transport dienen sollen, nie wieder sieht; läßt seine Compagnie den Wagen frei, so wird er sogleich von einer andern mit Beschlag belegt, vielleicht von Unbefugten, Marodeuren oder Marketendern. Wer nimmt sich im Felde Zeit, ihr Recht zu prüfen? Die Armeegensdarmes haben sich im Ganzen als ein ungenügendes Polizeiinstitut der Heerstraße erwiesen, Profose haben wir nicht und die Willkür im Benutzen von Fuhrwerken war in Wahrheit ein großer Uebelstand. Der Hauptmann weiß, daß er dem Landmann einen Werth von einigen Hundert Thalern vernichtet, um seiner Mannschaft einen Trunk zu schaffen, und daß dem Franzosen auch die Möglichkeit einer späteren Entschädigung genommen ist, und doch begeht er in dem Drange des Marsches gar kein oder nur ein sehr kleines Unrecht. Von der Erfrischung, die er seinen Leuten bringt, mag mehr abhängen als das Fuhrwerk und der Bauerhof werth sind. Und wenn nicht, so empfindet er sicher, dies sind unsere Leute, jenes sind Feinde. — Weniger günstig wird das Urtheil über einen höheren Führer sein, wenn dieser — etwa beim Einmarsch in die Champagne — für seine Officiertafel aus den Privatkellern der kleinen Stadt sämmtlichen Champagner requiriren läßt. Wir gönnen unsern Officieren jeden guten Trunk, gönnen auch den Franzosen, daß sie ihn bezahlen, aber diese Art des unnöthigen Eingreifens in Privatbesitz ist für einen der Großen unseres Heeres nicht vornehm genug. Der Kronprinz des deutschen Reiches dachte anders: was sein Feldtisch außer den feldmäßigen Rationen der Intendantur bedurfte, das wurde, wie solchem Herrn schicklich, von seinem Marschall den Franzosen bezahlt. Wie denn im Ganzen die Verkäufer der occupirten Landestheile alle Ursache haben, die offenen Börsen unserer Officiere zu preisen.

Aber freilich dieser Krieg, der wie eine fremdartige Heldensage in die Prosa unseres ehrlichen Lebens drang, hat auch den Feingebildeten unseres Heeres, und gerade diesen am meisten, eine eigenthümliche Versuchung bereitet. Als unser Heer seinen Ring um Paris schloß, betrat es eine Gegend, in welcher fast Alles, was Reichthum, Luxus, schöne Erfindung und Kunst der Franzosen zu schaffen vermochte, in zahllosen Villen, Cottagen, Schlössern dem Schicksal des Krieges preisgegeben, dalag. Es war eine ganze Landschaft voll Schätze, ohne Menschen, verzaubert wie aus dem Märchen, eine unabsehbare Zahl von Schlössern Dornröschens. Schon hatten französische Banden ihr Raubwerk daran begonnen, aber es war doch über-

viel von Pracht und Zierlichkeit zu schauen. Und Alles unter dem Fluche des Krieges, Vieles im Bereich der französischen Geschütze, welche unablässig ihre vernichtenden Geschosse gegen die verlassenen Besitzthümer der Pariser schleuderten. In diesem Terrain richteten sich unsere Truppen ein, Officiere und Soldaten hausten monatelang unter den Bronceuhren, Marmortischen, Damastbehängen und kunstvollen Möbeln, zwischen goldenen Spiegeln, Oelgemälden und Kupferstichen der Pariser Industrie. Die Musketiere aus Posen und Schlesien zerschlugen die sammtnen Sophas, um sich weiche Lagerstätten zu schaffen, sie behingen auf Vorposten ihren Unterschlupf mit Damast und Brokat, sie zertrümmerten die zierlich ausgelegten Tische und holten die Bücher aus den Bibliothekzimmern, um damit an den kalten Winterabenden zu heizen.

Wer Freude hatte an Schönheit und Eleganz häuslicher Einrichtung, und Genuß an edlem Kunstwerk, den mußte solche Zerstörung, die sich wie von selbst machte und täglich Werthe von Millionen zu vernichten drohte, wohl dauern. Es war jämmerlich, das schöne Bild eines berühmten Malers zu sehen, dem unsere Soldaten mit Kohle ihre Zusätze aufgemalt hatten, eine Hebe mit abgeschlagenem Arm und geschwärztem Gesäß, ein kostbares buddhistisches Manuskript mit Goldschnitt und schöner Verzierung, welches zerrissen in das Kamin flatterte. — Und all diese Herrlichkeit war der Zerstörung geweiht; was unsere Mannschaften nicht gemüthlich für ihren Tagesbedarf verwendeten, das mochte am nächsten Tage eine französische Granate in Asche verwandeln oder ein Haufe fremdes Gesindel bei Seite schaffen. Es schien fast Verdienst, schöne und geschmackvolle Stücken zur eigenen Freude und Andern zum Genuß zu erhalten. So begann ein „Retten“ beweglicher Habe, welches, dem Vernehmen nach, auch vornehme und anspruchsvolle Männer beim Heere nicht gerade mit scharfer Kritik betrachteten. Soldaten verhandelten an Juden und Unterhändler, welche zahlreich von Versailles aus umherstreiften, billige Einkäufe zu machen; Officiere dachten an den Schmuck der eigenen Wohnung und die Lieben daheim; was leicht zu verpacken war, Kupferstiche und Oelbilder, kam in Gefahr ausgeschnitten und „gerollt“ zu werden. Mit guter Laune und ohne Arges zu denken, sannen sie darauf, das herrenlose Gut der lieben Heimath zuzuwenden. Schon wird einzelnes davon bei uns unbefangen als Beute gewiesen, aus dem Feuer gerettete Bände der kaiserlichen Bibliothek von St. Cloud und Aehnliches. Dies zwingt zu einer bescheidenen Mahnung an die Grundsätze civilisirter Kriegführung, die unser Heer mehr als jedes andere zu vertreten das Recht und die Pflicht hat. Alles, was in dem Terrain um Paris verlassen steht und liegt, ist gar nicht herrenloses Gut. Die Eigenthümer waren gezwungen, dasselbe den Zufällen des Belagerungskrieges preis zu geben, wenn aber

unter diese Zufälle auch die Aneignung durch unsere Offiziere und Soldaten gehört, so haben unsere Officiere und Soldaten dafür Rede zu stehn, den Fremden, ihrem eigenen Gewissen und der Ehre unserer Nation. Was die Zufälle des Krieges zerstören, müssen die Franzosen tragen. Wenn der kostbarste Divan zerbrochen wird, um ein Paar armen deutschen Musketieren durch einige Stunden sanfte Ruhe zu geben, so ist es für das französische Möbel immer noch viel Ehre, wenn ein Füsilier Lederschwärze oder Putzpulver in der kostbarsten Sèvresschale bewahrt, so dürfen wir das lächelnd ansehen, wenn er sein Kamin mit einem prachtvollen Froissart in Renaissanceeinband heizt, so werden wir die Zerstörung bedauern, wenn ihm aber nichts anderes zur Hand ist und er aus Mangel an Einsicht handelt, ihn nicht einmal schelten dürfen. Das ist Schicksal des Krieges, der schonungslos nimmt, was seinen Zwecken dient. Von dem Augenblick aber, wo wir dem Wunsch nachgeben, die Zerstörung von Werthvollem abzuwenden, dürfen wir, was uns werthvoll erscheint, für keinen andern retten, als für den Eigenthümer. Denn welcher Unterschied ist zwischen einem „Retter“ und „Roller“ und zwischen dem verachteten Leichenräuber, der auf den Schlachtfeldern Börsen und Uhren der Todten für sich sammelt? Der Leichenräuber hat die bessere Entschuldigung, denn die derzeitigen Eigenthümer liegen wenigstens todt.

„Doch wir kennen den Eigenthümer der Villa nicht“. Für ernsten Willen ist der Name leicht zu erfahren und auch eine Bergungsstätte, in der ihm Aussicht auf Wiedererlangung wird. Niemand darf von uns fordern, daß wir solcher Mühe uns unterziehen. Dem deutschen Officier wird wohl anstehen, seine Mannschaft zur Schonung anzuhalten, darüber hinaus geht seine Pflicht nicht. Nur an Gewinn für sich selbst darf er nicht denken. Und wir meinen, die letzten Tage werden manchem wackern Mann, dem dies Sachverhältniß in den Kriegsstimmungen nicht so erschienen war, wie uns daheim, die Augen geöffnet haben. Monatelang erschien ihm das schöne Frauenporträt seines Schlafzimmers vogelfrei und es liegt bereits aus dem Rahmen gelöst. Jetzt nach der Capitulation steht der Besitzer des Schlosses plötzlich bleich und verstört vor ihm. Der Deutsche mag dem Franzosen grad in's Auge sehen, wenn er ihm mittheilt, wie die Verwüstung durch die wechselnde Besatzung nicht zu verhindern war, aber wir beneiden den tapfern Mann nicht um seine Empfindungen, wenn er den Franzosen händeringend vor dem leeren Rahmen stehen sieht, der einst das Bild seiner Tochter umschloß.

„Wohl, man rette nicht selbst. Aber warum nicht von den Händlern kaufen?“ — Sollte einer unserer zierlichen Herren aus dem Fürstenclub von Versailles also fragen, dann möge er die treugemeinte Antwort entgegennehmen, ein Mann von sicherem Selbstgefühl kauft keine Waare, von der er weiß, daß sie auf unehrliche Weise in den Handel gekommen ist.

Unseren Lieben aber, Officieren und Mannschaften unseres Heeres rufen wir innig zu: Wir sind stolz und glücklich über eure Kriegsthaten, erhaltet euch auch als Menschen der Nation werth und ehrwürdig. Kehrt, o kehrt aus diesem furchtbaren Kriege Alle zu uns zurück mit lauterem Gewissen und mit reinen Händen. Gustav Freytag.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Ostseestrand. Im Januar. In einem bei uns Mecklenburgern einst vielgesungenen und noch jetzt hin und wieder gehörten Volksliede heißt es: „Was nützet mir ein schöner Garten, wenn Andre drin spazieren gehn?" Die schwermüthige Melodie dieser Strophe erwachte unwillkürlich in unserer Erinnerung, als auch zu uns die Kunde herüberscholl, daß des Deutschen Reiches Herrlichkeit wieder aufgerichtet und dem siegreichen Führer der deutschen Heere die Kaiserkrone auf's Haupt gedrückt werde. Was haben wir Mecklenburger von dieser großartigen Wendung der nationalen Geschicke zu hoffen? Wohl mögen die Tausende und aber Tausende unserer Landsleute, die in schwerer, trüber Zeit einen wirthlicheren Strand jenseit des Oceans suchten und noch fort und fort Nachschub aus der Heimath erhalten, wohl mögen sie sich fortan mit Stolz Deutsche nennen und vergessen, daß sie einst Mecklenburger waren — wir aber, die wir daheim bleiben im Lande der Wenden und Obotriten, was werden wir von Kaiser und Reich haben? Wohl sollen auch wir seines Schutzes theilhaftig werden, und gerade während der letzten Monate hatten wir es dankbar anzuerkennen, daß deutsche Thatkraft schirmend auch über unsere offenen Buchten und Häfen wachte; wohl freuen wir uns, daß auch unsere Landeskinder in den Reihen des Reichsheeres die gemeinsamen Siege im Herzen Frankreichs wacker mit erfochten haben. Aber das sind, so zu sagen, nur Kriegsfreuden. Was wird der Friede uns bringen? Wohl wird er unsere Streiter bekränzt, an den heimischen Heerd zurückführen; wohl wird er auch bei uns Handel und Wandel wieder in Flor bringen und die Wunden heilen, die der Krieg unserem materiellen Wohl geschlagen; aber ist das genug, uns für die blutigen Opfer des Krieges zu entschädigen? Sollen wir nur für das tägliche Brot und die äußere Sicherheit der Heimathsstätte gekämpft haben? Die anderen Stämme alle besitzen längst staatliche Institutionen, die, wenn auch vielfach verkümmert, doch in sich entwickelungsfähig sind und nun sich weiter gedeihlich entfalten sollen. Aber was hat Mecklenburg der Art aufzuweisen? Seinen landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von Anno 1755 und seine Reversalen von 1621! Wohl legte der Kanonendonner von Königgrätz manche Bresche in dieses Bollwerk

junkerlicher Privilegien; aber die Katastrophe von 1870 ist unvermerkt an unseren Grenzen vorübergegangen, ohne an den stolzen Burgen unserer Ritter und Feudalherren zu rütteln. Die „malchinesische Mauer“ steht fester denn zuvor. Also „was nützet uns ein schöner Garten“, wenn drinnen selbst der Reichsapfel reift und die Kaiserkrone ihre Pracht entfaltet? So lange die Einzellandtage neben dem Reichstage noch irgend namhafte Befugnisse behalten, so lange wird auch der mecklenburgische Landtag wie ein Alp auf uns lasten und die Entwickelung des von Natur so reich gesegneten Landes hindern. Mag immerhin die Bedeutung der Landtage durch die Befugnisse des Reichstags auf ein Minimum reducirt werden: dieses Minimum von Gewalt, von übelwollenden Junkern gehandhabt, wird sich immer als das „Quentchen Gewalt“ bewähren, das einen „ganzen Sack voll Recht“ aufwiegt und hinreicht, uns die rechte Freude an den Segnungen des neuen Reichs und seines Rechts zu vergällen. Schrieb ein ob der Bündnißverträge des Jahres 1866 zornentbrannter Junker vor vier Jahren doch offen als Devise auf die Fahne der mecklenburgischen Ritterschaft, mit der die Landschaft in provinziellen Fragen durch dick und dünn zu gehen gewohnt ist, daß mit aller Kraft dahin zu streben sei, die Wirkungen der Bundesgesetzgebung möglichst zu paralysiren. Wird es den Reichsgesetzen vor dem Forum des mecklenburgischen Landtags besser ergehen? Die Verhandlungen des malchiner Landtags, wie sie im 4. Hefte dieser Wochenschrift übersichtlich dargestellt worden, haben genugsam gezeigt, daß jene Lust zum Paralysiren unseren Ständen auch heute noch ungeschwächt innewohnt. Freilich ist ihnen in dieser Richtung kein weiter Spielraum gelassen, aber, da die Stände zugleich sämmtlich Träger obrigkeitlicher Befugnisse sind, bieten auch diese ihnen nur zu häufig Gelegenheit, diese Bundesgesetze zu deuteln und zu drehen, bis die Auslegung und Anordnung derselben dem von ihnen behaupteten „ständischen Standpunkt“ wenigstens einigermaßen nahe kommt. An Versuchen, den Landtag und seine unheilvolle Macht während der Aera des norddeutschen Bundes auf legalem Wege zu stürzen, hat es nicht gefehlt. Die Führer der liberalen Partei im Lande glaubten in Art. 76 der Verfassung den Punkt außerhalb der Machtsphäre des Landtags gefunden zu haben, von dem aus sie hoffen durften, die ständische Welt aus den Angeln zu heben. Aber alle dahin zielenden Versuche scheiterten an dem Widerstand des Bundesrathes und an der Festigkeit des Bundeskanzlers, der dem Großherzog für seine persönlich nationale Haltung und bundestreue Gesinnung nicht besser glaubte lohnen zu können, als daß er ihm seinen mittelalterlich construirten, 1849 aus freier Initiative beseitigten und 1851 ihm und dem Lande durch den famosen Spruch des Freienwalder Schiedsgerichts wieder octroyirten Landtag conservirte. Der Bundeskanzler brauchte in einer der

Reichstagsdebatten das drastische Bild, daß er die mecklenburgische Verfassung einer Haut verglich, die man nicht wie einen alten Rock von heute auf morgen ablegen könne. Graf Bismarck sprach damals das Vertrauen aus, daß die großherzogliche Regierung nicht säumen werde, das Land erträglichen Verfassungsverhältnissen zuzuführen. Der vorletzte Landtag verwandte Mühe und Arbeit darauf, durch Ausarbeitung einer erweiterten Steuergesetzgebung den durch Mecklenburgs unfreiwilligen Eintritt in den Zollverein überall aus den Fugen gerathenen Bau des Feudalstaates wieder zu festigen, und diese Arbeit ist im ständischen Sinne keine vergebliche gewesen. Das Steuerwesen ist — wenn auch keineswegs in rationeller Weise — doch so weit geregelt, daß die großherzoglichen Kassen ihren Verpflichtungen gegen den Bund auch fernerhin gerecht werden und daneben die Kassen des innern „Landesregiments" bestreiten können, aber um den Preis dahin zielender finanzieller Zugeständnisse haben die Stände noch einmal, wie so oft schon, den Fortbestand ihrer Privilegien erkauft. Jede Aussicht auf wirksame Abhilfe durch die Gesetzgebung des norddeutschen Bundes war bei der fortwährend ablehnenden Haltung des Bundesrathes endlich geschwunden. Vermochte doch nicht einmal das mecklenburg-strelitzische Fürstenthum Ratzeburg, trotz der vom Bundesrath geübten gelinden Pression, eine auch nur halbwegs brauchbare, geschweige denn befriedigende Verfassung zu erlangen. Da trat an den Reichstag die Aufgabe heran, die Grundlagen der Verfassung des neuen Reichs zu sanctioniren. Aenderungen erschienen in mehr als einer Beziehung unthunlich; aber doch machte der tapfere Vorkämpfer mecklenburgischen Verfassungsrechts, Moritz Wiggers, einen letzten, verzweifelten Versuch, der neuen Verfassung einen Passus einzufügen, der Mecklenburg Aussicht auf Abstellung seiner Landesnoth eröffnen sollte. Seine warme Beredsamkeit erreichte nichts weiter, als die Annahme einer motivirten Tagesordnung. Unsere Stände selbst schienen in richtigem Instinct zu fühlen, daß die neue Reichsverfassung ihnen noch weniger Gefahr droht, als einst die des norddeutschen Bundes. Und hat der Großherzog für seine tapfere und erfolgreiche Heerführung bei Orleans und le Mans nicht mehr noch als durch seine früher bewährte Gesinnungstüchtigkeit Anspruch auf Schonung seiner „Besten, Lieben, Getreuen"? Die Stände wußten recht wohl, daß ihr Fürst zugleich für den Fortbestand seines Feudalstaates focht, während sie in Malchin tagten und dieses Bewußtsein ließ bei ihnen den hier zu Lande unerhörten Antrag auf Abfassung einer Zustimmungsadresse an den Großherzog trotz seines constitutionellen Beigeschmacks zur Annahme gelangen. Daß der Großherzog von Strelitz eine gleichlautende Abschrift erhielt, forderte einmal die coordinirte Stellung desselben dem vereinigten Landtag beider Großherzogthümer gegenüber, sodann aber gilt der vor Kurzem noch als geheimer Heerd welfischer Agitationen

verschrieene Strelitzer Hof als ein unter allen Umständen noch zuverlässigerer Hort ständischen Wesens, als Schwerin, das doch schon einmal in ein constitutionelles Schwanken gerieth. Also ward die Adresse in duplo ausgefertigt und auch nach Strelitz gen Hofe geschickt. Eine Adresse des mecklenburgischen Landtags! Das Ding war den Ständen selbst so ungewohnt, daß sie's gar nicht recht anzufassen wußten und allen Ernstes zu Rathe gingen, ob die Adresse nicht am passendsten der Antwort ad caput I. der landesherrlichen Propositionen, betreffend die Erhebung der ordentlichen Contribution, zu inseriren sei. Was hat der Krieg des Jahres 1870 und eine Zustimmungsadresse zu dessen Erfolgen mit dem mecklenburgischen Contributionswesen zu thun? Gewiß nicht ohne innere Genugthuung erblicken unsere Stände im Ausbau des neuen Reichs in der jetzt beliebten Form in Wahrheit nur die Anbahnung des Weges, auf dem sie unvermerkt, aber sicher zurückzukehren hoffen zur holden Unordnung des „alten Reichs", unter dessen ohnmächtigem Regiment es ihnen allein möglich war, Privilegien zu ertrotzen, welche die mecklenburgischen Fürsten mehr, als eine constitutionelle Verfassung, einschränken, ohne dem Volke die Segnungen einer solchen zu gewähren. Wir aber aus dem Volke brechen wieder und wieder in die alte Klage aus: Soll es auch im neuen Reich einen verlassenen Bruderstamm geben? Oder wie Wiggers jüngst dem Reichstag zurief: „Sollen unsere Krieger heimkehren aus dem jetzigen Kampfe, wie 1813, in die Knechtschaft?" Der Reichstag schwieg, wir aber hoffen, daß sie heimkehren werden als Männer, welche die jüngsten Ereignisse fähig machten, auch daheim den Kampf aufzunehmen und die Bollwerke zu stürmen, die Mecklenburg von den glücklicheren Reichsgenossen scheiden. Möge denn des Reiches Vertretung ihnen endlich den Weg zu legalem Vorgehen ebnen! D.

Aus Mejico. Guadalajara, 4. Decbr. 1870. — Wie herrlich bewährt sich unser großes Vaterland in seinem Riesenkampfe, wie unerhört sind die glänzenden Siege und Erfolge aller Art! Wie erhebend ist auch für uns in so weiter Ferne das Gefühl, daß wir wenigstens durch Geldmittel beitragen durften zu dem großen nationalen Werke! Wie ganz anders fühlt sich jetzt der Deutsche im Auslande als Mitglied der großen Nation im Herzen Europas, die in Zukunft mit starker Hand die Geschicke des alten Continents lenken wird, nicht zum Schrecken der Völker, wie es Frankreich that, sondern im Interesse wahrer Civilisation!

Die Wirkung der Schlag auf Schlag eintreffenden Siegesbotschaften, besonders zu Anfang des Krieges, war auch hierzulande eine gewaltige. Von uns Deutschen will ich nicht reden, aber die Episode von den 500 Auswanderern, die, als sie in Havre die Kriegsnachricht ereilte, Weib und Kind ver-

lassend umkehrten, um sich dem Dienste des Vaterlandes zu stellen — dies und so vieles Andere, was wir über die Opferfreudigkeit und Begeisterung des ganzen deutschen Volkes vernahmen, wie die Krieger, bevor sie auszogen, sich durch Gebet, Buße und Abendmahl gestärkt, wie die Mütter von ihren Söhnen freudig Abschied genommen, alles Dies hat auch auf die Mejicaner einen tiefen Eindruck gemacht, und hätten sie nicht die Gewißheit, daß wir Ketzer wären, so wären sie im Stande, lebhaft mit uns zu sympathisiren. Die sogenannten Liberalen gaben sich für eifrige prusianos aus, weil sie Napoleon haßten, auch interessirten sie sich ungemein für die prompt, genau und bündig abgefaßten telegraphischen Depeschen, und verschlangen sie gierig, so lange sie nichts kosteten. Die gringos (Spottname für die Fremden) müssen drüben die Franzosen verhauen und die alemanes hier die Depeschen bezahlen, das findet man ganz in der Ordnung; wenn das Alles aber einen Real kostete, würde man kein Interesse mehr dafür fühlen. Die mochos (Conservativen) standen natürlich ganz auf Seiten Frankreichs. Sie sahen in Napoleon den Vorfechter der Religion, den Schirmherrn der lateinischen Rasse, den Damm gegen die Uebergriffe der verwünschten germanischen Ketzer. Nach der Katastrophe von Sedan, ja schon nach dem Abzuge der französischen Besatzung aus dem Kirchenstaate sind übrigens selbst die mochos in dieser ihrer Auffassung etwas irre geworden. Unangenehm ist die Ignoranz selbst der gebildeten Mejicaner über deutsche Verhältnisse, so daß man ihnen in einer Discussion jedesmal eine förmliche historisch-politische Vorlesung halten muß, um ihnen begreiflich zu machen, warum es sich eigentlich handelt. Nicht immer freilich kann man ihnen einen Vorwurf daraus machen; erscheint es doch auch Andern unverständlich, wie ein Bundesmitglied bei den andern einen Gesandten haben könne.

Leider ist unser herrliches Land immer noch nicht aus den inneren Zerwürfnissen und Parteiungen heraus, die bisweilen, wie hier in Guadalajara, selbst den Richterstand seiner höheren Mission vergessen lassen. Die Folge der andauernden Unsicherheit, die anderswo geradezu zum Untergange führen würde, ist in diesem Erdstriche, dessen natürliche Hülfsmittel eben unverwüstlich sind, doch eine traurige Stagnation, wie sie allerdings der dünnen Bevölkerung von zweihundert bekannten Seelen auf der Quadratmeile fast nothwendig entspricht. Zur praktischen Illustration unserer Zustände möge folgende, allerdings etwas alte Geschichte dienen:

Gegen Ende Mai 1870 wurde in San Blas, wo der General Lozada, ein früherer Straßenräuber, nach seinem Belieben wirthschaftete, eine seeräuberische Expedition in einem kleinen, zu dem Zwecke von San Francisco gekommenen Steamer organisirt. Man lief zuerst an den Tres Marias-Inseln an, wo einige Mannschaft gepreßt wurde, und steuerte dann auf

Guaymas los. Dieser Hafenplatz, der nur von circa 30 Mann besetzt war, wurde überrumpelt und $2^1/_2$ Tage lang nach Herzenslust ausgeplündert, bis einige patriotisch gesinnte Männer zum Gewehr griffen und anfingen, sich den Piraten zu widersetzen, worauf diese mit ihrem Raube das Weite suchten. Dieser bestand aus 30 bis 40,000 Pesos in barem Gelde, die man theils aus den öffentlichen Cassen nahm, theils von Privaten erpreßte, 5000 Gewehren, 2 Kanonen, Wechseln zu einem bedeutenden Betrage, welche man mehrere Kaufleute zwang auf andere Plätze zu trassiren, und circa 50,000 Pfund Waaren, größtentheils einem deutschen Handlungshause in Mazatlan gehörig. Auch wurden diverse Individuen mitgeschleppt, unter Andern ein Beamter der Föderalregierung, Sohn des Kriegsministers Mejia. Mit dieser Beute beladen, ging der Steamer, nachdem er noch zwei mejicanische Küstenfahrzeuge, die er im Hafen von Guaymas vorfand, in Requisition gesetzt und in's Schlepptau genommen, nach San Blas zurück (am 4. Juni), und darauf nach einem benachbarten, unter der Botmäßigkeit von Lozada stehenden Landungsplatze, wo das geraubte Gut an's Land geschafft und mit der Realisation der Anfang gemacht wurde, obgleich das Gros des corpus delicti wohl eigentlich für Lozada's Residenz, San Luis de Lozada, bestimmt war. — In Tepie residirte an der Seite dieses Häuptlings ein Commissär der Föderalregierung (gefe politico), der zwar ebenso, wie die Beamten des Zollhauses, von ihm geduldet wird, aber machtlos ist und nach seiner Pfeife tanzen muß, sobald die Interessen der Regierung mit denen des Herrn Generals collidiren. An diesen gefe politico nun wandte sich der norddeutsche Consul in Tepie, Herr Kindt, mit der Bitte um Schutz für die compromittirten deutschen Interessen, worauf jener Beamte Herrn Kindt's Zuschrift an den General Lozada sandte, um denselben von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, und ihn ersuchte, auch seinerseits sein Möglichstes dazu beizutragen, um der geraubten Waaren habhaft zu werden und den Piraten den Garaus zu machen, aber zur Antwort erhielt, die pueblos, d. h. die diversen Ortschaften, der unter seiner Botmäßigkeit stehenden Indianer hätten ein feierliches Abkommen dahin getroffen, sich niemals in Regierungssachen zu mischen. Der gefe politico kratzte sich hinter's Ohr; da aber etwas geschehen mußte, um die vindícta pública zu befriedigen, so schickte er 80 Mann Soldaten nach Chacala, wo der Pirat vor Anker lag. Auf dem Wege nach der Küste trafen diese ungefähr 25, mit einem Theil der geraubten Waaren beladene Maulthiere an, deren sie sich bemächtigten, und diese theilweise durchnäßten und beschädigten Rudera wurden in Tepie zur Verfügung des norddeutschen Consuls gestellt; auch wurde von der gefatura ein Decret erlassen, wonach Niemand bei schwerer Strafe von dem theilweise schon in Circulation gesetzten Raubgut kaufen oder verkaufen sollte. Dieses Decret ward vom Publikum zwar wenig beachtet, auch liefen die Piraten (Amerikaner, Chilenen, Mejicaner und Gesindel anderer Nationen) nach wie vor, die Taschen voll von pesos del águila, in Tepie und San Blas umher, aber der Schein war gerettet, und mehr konnte Niemand verlangen! — Der amerikanische Kriegsdampfer Mohican hat aber sowohl der mejicanischen Regierung, als dem fremden Handel an dieser Küste einen eminenten Dienst geleistet, da der Capitän dieses Steamers, der zur Zeit in Mazatlan vor Anker lag, auf Ansuchen des norddeutschen Consuls und der Kaufmannschaft, sobald das Guaymas-

Attentat in Mazatlan bekannt geworden, sofort in See ging, das Piratenschiff aufzusuchen und es in der boca de Tlacapan, wohin es sich unterdeß von Chacala begeben, um die für Lozada bestimmten Gewehre an's Land zu werfen, in Brand schoß. —

Trotz alledem bricht sich inmitten des allgemeinen Ruins und einer trostlosen Lage manch willkommener Erstling einer fortschreitenden Cultur immerhin Bahn. Die Telegraphen-Verbindung gewinnt allmählich an Ausdehnung, die Eisenbahn zwischen Mejico und Veracruz ist bedeutend vorgeschritten, die Ausfuhr der silberhaltigen Erze ist freigegeben, Räuber und plagiarios werden zu Dutzenden erschossen, das „Amparo-Gesetz" schützt alle Classen gegen die Uebergriffe der Beamten, das stehende Heer hat sich als Stütze der Constitution bewiesen, der Einfluß der Pfaffen ist gebrochen, Schule von Kirche getrennt, die Civilehe längst eingeführt, der Unterricht wird gefördert, Wohlthätigkeitsanstalten finden Schutz, Kunst und Wissenschaften Aufmunterung und während in der üppigen Hauptstadt der zügelloseste Luxus einem vergnügungssüchtigen Volke alle Raffinements des Lebens bietet, ergötzt uns in Guadalajara an unserm herrlichen „Teatro Degollado", die vielleicht nur von der Ristori übertroffene „Civili" mit ihren tragischen Darstellungen. Was frommt uns aber ein solcher Scheinprogreß, so lange wir wie abgeschlossen von allem Weltverkehr, ohne Eisenbahn, ohne eigne Schifffahrt, ohne Antheil an der europäischen Emigration, ohne Credit im Auslande, ohne den belebenden Unternehmungsgeist des nie rastenden Amerikaners und ohne Zutrauen in die öffentlichen Zustände — wenn wir, in Apathie versunken, dahin brüten und fortvegetiren, ausgebeutet von politischen Intriganten, geschunden von Straßenräubern, der Welt ein Spott und dem Jahrhundert ein Räthsel! Was Wunder, wenn die Ueberzeugung mehr und mehr Wurzel faßt, daß der nordische „Freiheitslümmel" uns früher oder später überlaufen und die Poesie unsers Schlaraffenlebens der Prosa des amerikanischen goaheadism Platz zu machen hat.

Vor dem Kriege hieß es, wir Deutsche sollten binnen Kurzem auch an der Dampfschiffahrts-Verbindung mit dem Mejicanischen Meerbusen Theil nehmen, indem der Bremer Lloyd drei große Dampfer, darunter einen „König Wilhelm" und einen „Bismarck", zu einer Linie nach Colon, in Veracruz anlaufend, bestimmt hatte. Längst hätten wir eine solche Dampfschiffahrtslinie in Angriff nehmen sollen, da selbst die Franzosen eine solche seit Jahren unterhalten. Hoffen wir, daß nach dem Friedensschlusse eine solche Erleichterung unserer Verbindungen unsern Handel heben und auch die deutsche Emigration diesem überaus gesegneten und doch so schmählich vernachlässigten Lande mehr zuführen werde. Das Ansehen unserer Landsleute ist hier seit 1866, dann durch den Abschluß des Handelsvertrages und nun gar in Folge der großen Thaten von 1870 beständig gestiegen, besonders in den Augen der jetzt herrschenden Liberalen. Freilich empfindet der Mejicaner daneben auch schmerzlich die überlegene Arbeitskraft und Intelligenz der Deutschen, die allerorten hauptsächlich Handel und Industrie in Händen haben. Er fühlt, daß je mehr das Germanenthum in seinem Lande Boden gewinnt, seine eigene Rasse desto schneller dem Untergange entgegengeht.

Politische Uebersicht: Januar.

Wie sehr auch all unser Hoffen und Sehnen noch immer rastlos vorwärts dem wirklichen Frieden entgegen drängt, so gestattet uns doch die Frist verhältnißmäßiger Ruhe mit leichterem Herzen als bisher einen flüchtig messenden Blick auf die Strecke Weges zurückzuwerfen, die unsere Geschicke im ersten Monat der neuen nationalen Aera hinter sich gebracht haben. Die Kriegsereignisse freilich, denen unser Blatt allwöchentlich seine urtheilende Aufmerksamkeit zuwendet, dürfen hier nur in ihrer kurzen, aber hocherfreulichen Summe verzeichnet werden. Als die Neujahrsstunde schlug, hatten die Unsern eben gegen die östlichen Forts der für andere Gründe tauben feindlichen Hauptstadt die eindringliche Sprache der ultima ratio regum begonnen. Bald wurden auch die Befestigungen der Südfront, zuletzt — erst am Ende der dritten Januarwoche — die Werke der Nordseite ernstlich unter Feuer genommen. Auch auf die inneren Stadtviertel links der Seine war inzwischen der lärmende Schrecken herniedergefallen, die Capitale der Höflichkeit aber hatte in ihrem hochgeschraubten Heroismus zunächst nur die Beschwerde dawider, daß man ihr die doch seit Monaten von aller Welt erwartete Thatsache „statt jeder besonderen Meldung" kurzweg an den Kopf geworfen. Schwerlich hätte auch die vierwochenlange, vielfach durch Nebel und Schnee behinderte Beschießung allein den Starrsinn der Belagerten zu brechen vermocht, aber unterdessen verrichteten Mangel und Elend, durch unerwartete Winterstrenge gefördert, mit steigender Kraft ihre traurige Arbeit. Die Führer wenigstens sahen ohne Zweifel das Ende kommen, die nächtlichen Ausfälle um die Mitte des Monats waren auf allen Seiten zurückgewiesen, selbst der verzweifelte Massenandrang am 19. ward blutig vereitelt. An Hilfe von außen war nirgend mehr zu denken, denn auf allen drei Kriegsschauplätzen im Lande hatten unsere Feldarmeen entscheidende Schläge ausgetheilt: in den Niederlagen Chanzy's bei Le Mans war das eigentliche Entsatzheer zu Grunde gegangen; daß Bourbaki trotz aller Uebermacht den Paß in's Elsaß nicht hatte erzwingen können, bewahrte uns vor einem neuen jubelnden Auflodern des verlöschenden Widerstandsfanatismus; der Sieg bei St. Quentin zerstörte die letzten Täuschungen und trug das Entsetzen auch in die sicher geglaubte Region der Schutzfesten von Flandern und Hennegau. Da überwand die langverhaltene Einsicht der Pariser Regierung endlich das Pathos ruhmrediger Selbsttäuschung: Trochu's Rücktritt von der Action bereitete unmittelbar auf den saueren Gang Favre's vor, der den Muth fand, die mächtige Hand des Siegers bittend zu ergreifen, deren diplomatische Gewandtheit er eben erst schmerzlich erfahren.

Die Capitulation von Paris schließt den zweiten Akt des Krieges so deutlich ab, wie die Katastrophe von Sedan den ersten. Komme, was kommen mag, auch das republikanische Frankreich als Ganzes ist nun niedergeworfen wie zuvor das kaiserliche und wird nach Ablauf des Waffenstillstandes nicht wieder zum Kampfe aufstehen. Was noch erfolgen kann, wäre sozusagen ein Secessionskrieg des Südens, dem es bisher, fern von den Stätten der Zerstörung, noch zu wohl gewesen, um sich durch das Loos der sonst angebeteten Hauptstadt ernstlich erschüttern zu lassen. Doch bleibt es sehr zweifelhaft, ob Gambetta mit seinen Girondisten von heute, die den redefrohen

Enthusiasmus der alten Girondins mit starken jakobinischen Herrschaftsgelüsten verbinden, auch die Bauern so leicht wird fortreißen können, wie die einander um die Wette aufregenden Städter. Möglich, daß der Clerus, dessen Ansehen fast allein in der allgemeinen Zerrüttung keinen Schaden gelitten und der in Frankreichs Nöthen stets echten Patriotismus bewiesen hat, auch im Süden auf dem Lande die Wahlen im friedlichen Sinne zu lenken versteht. Vielleicht stimmt auch der siegreiche Fortgang unserer Waffen im Saônegebiete zur Vernunft. Die für uns so bequeme Ueberseitigung des umzingelten Bourbakischen Heeres verweist die Liga des Mittags für künftig von vorn herein auf eine sehr bescheidene Defensive; Garibaldi nebst Familie und sonstigem Anhang, über denen bisher — wie nach dem Glauben der Indianer bei allen Irrsinnigen der Fall sein soll — ein freundlicher Schutzgeist gewaltet hat, sind ja doch schwerlich im Stande an der Rhone und Garonne zugleich zu wegelagern. Denn daß wir auch Aquitanien für den Nothfall ins Auge gefaßt haben, scheint die Verlegung unseres westlichen Hauptquartiers nach Tours anzudeuten. Gedulden wir uns indessen, bis der Februar die verhängnißvolle Frage gelöst hat, die ihm der Januar aufgegeben. —

Von dem Chaos der feindlichen Zustände wenden wir gern den Blick hinweg auf die nun förmlich und feierlich vereinigte deutsche Nation, deren Feldzeichen freilich noch in gar bunter Reihe seit dem Ende des Monats von den Wällen der Forts in die mit kluger Großmuth sich selbst überlassene Weltstadt hinunter winken. Wohl in gewisser Voraussicht dieses nahen Erfolges erkor König Wilhelm den Namenstag seines Staates dazu aus, die Annahme der Kaiserwürde nach dem Wunsche der Reichsfürsten und -städte von der Residenz Ludwigs XIV. aus dem deutschen Volke zu verkünden. Ein merkwürdiges Schauspiel, diese Versailler Kaiserweihe! Der Pomp kirchlicher Romantik und damit jede Erinnerung an das heilige Reich des Mittelalters war ausgeschlossen, um so mehr aber schien die äußere Form der Scene den radikalen Thoren Recht zu geben, die das Gespenst des militärischen Cäsarismus an unserem Horizonte auftauchen sehen. Allerdings in der Mitte seiner Legionen ward unser Oberfeldherr zum Imperator ausgerufen, die „Todbereiten" grüßten den Cäsar, wie einst die Gladiatoren im Circus, wenn sie vor der Kaiserloge vorüber paradirten. Aber das waren keine römischen oder napoleonischen Legionen, sondern die Vertreter des deutschen Volksheeres, bereit zum Tode fürs Vaterland in männlichem Ernste, nicht für fürstliche Launen in Fechterleichtsinn. In dem klaren Bewußtsein, daß wir auch fürderhin niemals andere Kriege als Volkskriege zum Schutz unseres Daseins werden führen können, durfte sich dies neue deutsche Kaiserthum, von Fahnen und Waffen umgeben, doch ohne Lüge als ein Kaiserthum des Friedens ankündigen. Der greise Fürst hat dabei nach seiner bescheidenen Art sich selber keineswegs als den Vollender, den glorreichen Moment, in dem er die neue Würde auf sich nahm, nicht als den Höhepunkt der deutschen Geschicke anschauen wollen; nur den Grundstein wünschte er zu legen für das geeinigte Deutschland zu einer so ruhmvollen Geschichte, wie die Preußens in den 170 Jahren seines Bestehens gewesen. Auf eine weiterbauende Zukunft also war sein jugendlich frischer Blick dabei gerichtet. Wenn er uns, der Nation, diesen freundlichen Wunsch dargebracht, so können wir nicht besser antworten, als mit dem Entschlusse, auch umgekehrt der Institution des Kaiserthums

zu bedeutsamer und mächtiger Entwicklung unsererseits behülflich zu sein. Die Parallele mit dem preußischen Königthume, zu welcher der gewählte Feiertag unmittelbar auffordert, bezeichnet deutlich genug die Richtung unserer Gedanken. Die Krönung seines Großvaters rechtfertigte Friedrich d. Gr. einst durch die Auslegung, daß jener seinen Nachfolgern einen Titel erworben habe, dessen sie sich würdig zeigen sollten, daß er den Grund zu ihrer Größe gelegt, damit sie das Werk vollendeten. Der so sprach, hatte das Werk selbst so glänzend vollendet, daß die Zeitgenossen ihn schlechthin den König nennen durften. Möchten dereinst die Enkel unseres ersten Kaisers in ganz Deutschland so wahrhaft Kaiser sein, wie Friedrich König war in seinen Staaten, beschränkt freilich durch den Gesammtwillen der Nation, wie es die Reife der neuen Zeiten verlangt, aber nirgend mehr gehemmt durch Sonderrechte der Landschaften oder den Eigenwillen lästiger Zwischengewalten!

Zur Stunde der Proclamation sah es freilich noch wenig verheißend für solche Hoffnungen aus. Ich rede nicht von unseren Polen, die wiederum mit dem tragischen Anstande, der sie ziert, das ceterum censeo ihres nationalen Protestes in die Freudenäußerungen der preußischen Volksvertretung hineinriefen. Aber noch hatten jene Münchener Debatten ihr Ende nicht erreicht, die in ihrem entwicklungslosen Verlauf uns anderen eine zehntägige Qual voller Scham und Gram bereiteten. Je weniger wir an dem endlichen Ausgange zweifelten, weil wir den Selbsterhaltungstrieb dieser Patriotenpartei niemals unterschätzt haben, desto peinlicher mußte uns das wortreiche Zaudern der Engherzigkeit und des Undanks berühren. Abermals sollten wir erleben, daß weitgehende Zugeständnisse den Partikularismus nur desto anspruchsvoller und hartnäckiger machen. Auch das war uns deshalb an der Verkündigung vom 18. Januar erfreulich, daß sie den Entschluß offenbarte, auf die Rücksichtslosen weiter keine Rücksicht zu nehmen. Selbst die Bevölkerung von Niederbaiern, Oberpfalz und Unterfranken, die den Hauptstamm der Reichsfeinde gestellt hatte, wird übrigens längst nationaler denken gelernt haben als ihre Vertreter, und mag es in den bevorstehenden Reichstagswahlen beweisen. Die ungebotene Theilnahme auch der bairischen Truppen am feierlichen Akt von Versailles läßt freilich aufs neue bedauern, daß sie zu den Wahlen noch nicht daheim sein können. In der Geschichtsüberlieferung werden künftig die mittleren Wochen des vergangenen Monats als die Epoche so vieler entscheidender Siege glänzend dastehen, die gleichzeitigen Redeschlachten zu München werden daneben in wohlthuenden Schatten gerathen; wir aber mußten hier trotz des versöhnenden Jubels, in den hernach die Isarstadt ausbrach, daran erinnern, daß nicht gleich in jedem Betracht eitel Freude war im neuen Reich.

Von inneren Vorgängen im Vaterlande ist sonst wenig zu berichten. Die unterbrochene Session des preußischen Landtags, soweit sie dem Januar angehört, galt fast ausschließlich der Berathung des Budgets. Nie wohl war der abgedroschene Vorwurf allzuflüchtiger Prüfung minder gerechtfertigt, nie schonende Vermeidung von Schwierigkeiten, geduldige Vertagung örtlicher Wünsche, Ueberwindung wohlbegründeter Antipathieen besser am Platze, als diesmal. Das Gefühl, einer streng aufrichtigen und dabei gewandten Finanzleitung gegenüber zu stehen, belebte überall sichtlich aufs neue das unvertilgbare Vertrauen auf die wirthschaftliche Lebenskraft unseres, mit den gewal-

tigsten Aufgaben beladenen Staatswesens; dasselbe Gefühl gegenwärtiger Sicherheit bewog unsere Abgeordneten in löblicher Großmuth für den unaufrichtigen Schritt einer früheren unzuverlässigen Finanzverwaltung die erbetene Indemnität zu ertheilen. Manches auf Hebung der inneren Kräfte, namentlich des Verkehrwesens zielende Verlangen mußte sich leider mit einem aufschiebenden Trostwort auf bessere Tage des Friedens verweisen lassen. Das Bestreben, jedes Deficit zu vermeiden, ist freilich in schwierigen Zeiten die erste Pflicht für den Finanzminister, die einzige jedoch auch dann nicht, sonst wäre Stagnation der Staatswohlfahrt die Folge. Zu lebhaften Angriffen bot nur der Etat des Cultusministeriums Anlaß; die Debatte nahm, wie das diesem Minister gegenüber unvermeidliches Herkommen ist, persönliche Färbung an. Herr v. Mühler ging als Sieger aus dem Streit hervor, es ergab sich, daß zu seiner ernstlichen Gefährdung der Zeitpunkt ungeeignet war. Auch hat er durch sein schwankendes und trotz aller Berufung auf Principien grundsatzloses Verhalten eine Stellung zwischen den großen Parteien eingenommen, die ihm, abwechselnd gestützt auf die eine Seite die andere zu überwinden gestattet. So erfreute er sich erst der Hilfe der Conservativen und des klerikalen Centrums, so findet er nun in den Februar-Debatten über die hannöversche Volksschule und die hessische Kirchenverfassung unter den Liberalen energische, sachlich urtheilende Vertheidiger gegen die schwarzen Freunde von damals. Zu bedauern ist dabei, daß auf eine der vermittelnden Fraktionen, die in manchem wichtigen Momente den Ausschlag gegeben, auf die freiconservative, wegen der subjectiven Wallungen ihrer Führer, selten sicher zu zählen ist. Und doch wäre geschlossene Parteitaktik bei Liberalen und Halbliberalen gerade für die nächste Zukunft hochvonnöthen.

Durch jahrelange Begünstigung des confessionellen Geistes in seiner ausgeprägtesten Gestalt seitens unserer Cultusverwaltung, durch die vornehme Sorglosigkeit, die der Ministerpräsident, um nur die großartigen Kreise seiner auswärtigen Politik nicht zertreten zu lassen, bisher gegen das Wachsthum der klerikalen Tendenzen an den Tag gelegt, haben diese Elemente in Preußen eine Stärkung erfahren, die sich zur unangenehmen Ueberraschung aller anderen in den letzten Wahlen und in dem einmüthigen Auftreten der sogenannten Verfassungspartei handgreiflich offenbart hat. Viel zu spät hat neuerlich Herr v. Mühler hier und da durch Wahrnahme des Staatsinteresses gegen bischöfliche Uebergriffe sich die ehrenvolle Unzufriedenheit dieser ihm mißtrauisch dankbaren Schützlinge verdient. Wie haben zudem allgemeine Weltereignisse allenthalben zur Kräftigung der ultramontanen Gesinnungen mitgewirkt: die neue geistliche Theokratie des Papstthums so gut wie seine äußere, die romfreundlichen Gemüther zum Erbarmen reizende Lage! Diese aber sind, wie niemand anders an Zucht der Partei gewöhnt. Unfehlbar werden die bairischen Seelenhirten im Reichstage dem Centrum im Norden die Faterhand reichen, um gemeinsam die „Freiheit der Kirche“ zu erobern; des Anschlusses der Polen sind sie in den meisten Fällen gewiß. Selbst die Behandlung rein politischer Fragen dürfte so einen kirchlich-confessionellen Beigeschmack erhalten, wie in den schwülen Jahrzehnten des sogenannten Religionsfriedens. Alles, was nationalen Odem hat, muß fest dawider zusammenstehen. Deutschland wird hier auch einmal durch ein preußisches Versäumniß zu leiden haben.

Das Leben der anderen Staaten und Völker hat sich inzwischen fast nur in einzelnen Aeußerungen kundgethan, die sich auf uns als die Hauptagenten der Gegenwart bezogen. Oesterreich-Ungarn hat seine Stellung zu uns genommen, die Delegationsdebatten erreichten ihren Höhepunkt in den Verhandlungen über die auswärtige Politik; während sich die Presse uns noch vielfach abhold zeigt, haben Parteiführer hüben wie drüben mit unerwarteter Entschiedenheit die Anbahnung einer mitteleuropäischen Allianz mit dem Deutschen Reiche gutgeheißen. Der Reichskanzler feierte Triumphe für eine Politik, die ihm das handgreiflichste Interesse mit strenger Nothwendigkeit vorgezeichnet hatte. Dies beiderseitige Interesse wird nach und nach die neue Befreundung inniger machen, die bisher noch etwas gar Steifes und Absichtliches an sich trug. Die inneren Schwierigkeiten der doppelköpfigen Monarchie sind nicht vermindert worden, die abweichenden Tendenzen beider Reichshälften stehen in der verschiedenen Behandlung des Militäretats noch unverglichen gegen einander. Die Ungarn zeigen dabei in ihren consolidirteren Verhältnissen allemal größeren politischen Takt; die Deutschösterreicher, bedrängt von der durch das Tiroler Zugeständniß neubelebten Selbstsucht der Czechen und Polen, unter härterem finanziellen Drucke, durch eine chronische Ministerkrisis in Aufregung erhalten, fühlen sich noch immer äußerst unbehaglich, keine ihrer Parteien weiß weder aus noch ein.

Auch in Italien mußten wir ein stolzes Parlamentiren über Deutschlands Haltung erleben. Die schwache Florentiner Regierung machte in noch komischerer Weise als Graf Beust aus der Noth eine Tugend, indem sie ihre Neutralität als ein Product enthaltsamer Weisheit darstellte. In den Verhandlungen über die Verlegung der Hauptstadt ward nun zu spät manch vernünftiges Bedenken laut, das wir im Auslande seit Jahren ausgesprochen, aber Nation wie Regierung haben sich einmal feierlich zum Tanze mit Rom engagirt und werden ihre Lust büßen müssen. Das peinliche Gesetz über die Garantien für den Papst könnte das Parlament so gut, wie die auswärtigen Mächte befriedigen; die Curie natürlich würde auch hundertmal freigebigeren Zusicherungen dasselbe starre Nein entgegensetzen.

Die übrigen Staaten machten noch weniger von sich reden. Die Pontusconferenzen sind den Januar über vertagt worden. Rußland sieht guter Dinge ihrem Ergebniß entgegen und sucht inzwischen seine Wehrkraft durch umwälzende Maßregeln für jede Zukunft zu erhöhen. In Rumänien drängt die zuchtlose Parteiwirthschaft einer abermaligen Katastrophe entgegen. Von Niemandem unterstützt, da auch wir, die verschrieenen Tyrannen Europa's, nichts für ihn thun können, verzagt Fürst Karl an seiner hoffnungsvoll begonnenen Arbeit. Sein Schicksal mag den Bruder völlig darüber trösten, daß er im Juli persönliche Aussichten dem Frieden Deutschlands vergeblich zum Opfer gebracht. Spanien feiert indessen die Flitterwochen seiner neuen Regierungsform, und selbst die ruchlose Faction, welche die für iberische Verhältnisse sonst haltungsvolle Revolution noch zuletzt durch die Ermordung des alten Verschwörers Prim besudelte, scheint für die nächsten vierzehn Tage gerade keinen neuen Umsturz vorzuhaben. England hat mit steigender Ungeduld dem verwildernden Kriege zugesehen, und der gesunde Sinn des Volkes, das uns eine Weile in seinem Mißbehagen über gestörten Handel und Wandel abspänstig war, bricht wieder durch. Auch der drohende Luxemburger Con-

flict ist ja zu brittischer Bequemlichkeit beseitigt worden; dem Ländchen scheint somit eigener Fortbestand verbürgt, doch ist damit die Hoffnung auf seine friedliche Einfügung in den Reichsverband nicht zerstört. — Amerika endlich treibt, wie ihm vertragsmäßig zusteht, Handel mit Contrebande, nagt an der Alabamafrage, reicht San Domingo die Retterhand, lebt im Uebrigen still für sich und bezahlt seine Schulden. Alfred Dove.

Literatur.

Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volks von G. Büchmann. 6. Aufl. Berlin 1871. Haude u. Spener. — Nachclassische Zeitalter citiren gern; wir Deutsche, wohlbelesen und mit Volksbildung gesättigt, thun darin noch ein Uebriges. Da wir nun auch Gründlichkeit lieben, so ist dem mühsamen Versuche, unsern ganzen reichen Citatenschatz zu sammeln, zu ordnen, die einzelnen Stücke zu reinigen und auf ihre Präger zurückzuführen, unser Dank gewiß. Büchmann hat durch redlichen Fleiß diesen Dank verdient und, wie die Zahl der Auflagen seines Werkchens beweist, auch gefunden. Zum Blättern bestimmt, hat es trotz seiner lexicalischen Natur wohl auch Leser erworben, denn ein Anflug von Humor steht seiner philologischen Gelehrsamkeit gut zu Gesichte, und treffende Bemerkungen über gewisse constante Wunderlichkeiten beim Citiren sind, nicht ohne psychologische Begründung, eingestreut. Der Abschnitt „historische Citate" ist zugleich eine hübsche Sammlung geschichtlicher Anekdoten, und zum richtigen Verständniß mancher Kammerrede und manches Leitartikels dem Zeitungsleser ein wahrer Trost. Der Verfasser hat stets die gesammte Nation vor Augen und beweist als Berliner darin richtigen Tact, daß er die schnell einander verdrängenden modernen Redensarten der deutschen Hauptstadt, obwohl sie aus der Coupletposse durch die Witzblätter schnell weit über Land wandern, fast ganz ausgeschlossen hat. Daß diese 6. Auflage wieder verbessert und vermehrt ist — und zwar bis auf die Phrase „Rückwärts concentriren" herab — bedarf keiner Versicherung. Wir wünschen dem Büchlein neues Glück: möge noch manche Wette daraus entschieden, manches traurig verdrehte classische Citat danach berichtigt werden. Doch knüpfen wir noch einen, vielleicht unerwarteten Wunsch daran. Als die geflügelten Worte zuerst erschienen, sagte uns ein geistreicher, aber zu Paradoxen neigender Gelehrter: „Man kann aus dem Buche lernen, was ein Gebildeter nicht mehr citiren soll." Und in der That, viele unserer geflügelten Worte umschwirren uns täglich wie störende Insecten mit unverständigem, langweiligem Gesumm. Es wäre sehr gut, wenn man sie den Liebhabern abgewöhnte durch ein „siehe Büchmann Seite so und so", wie man längst unerbetener Reiseweisheit im Waggon oder auf Aussichtspunkten durch ein „siehe Baedeker" den Mund stopft. Das viele Citiren ist überhaupt vom Uebel. Wie schädlich es wirkt, lehrt das Beispiel eines bekannten parlamentarischen Redners, der, von Citaten überfließend, weil er selbst ewig in geistiger Gütergemeinschaft mit Goethe und Schiller lebt, höchst communistische Ansichten in die Gesetzgebung über das geistige Eigenthum hineinzutragen beflissen war. a/D.

Ausgegeben: 10. Februar 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Betrachtungen über die geographische Lage der großen Städte.

I. Man hat unsere Gegenwart das Zeitalter der großen Städte genannt.*) Wirklich sind jetzt in allen irgend hochcultivirten Ländern, namentlich seit Benutzung der Eisenbahnen, die großen Städte derjenige Theil des Volkskörpers, welcher am raschesten wächst. Lassen wir z. B. die Erweiterungen des preußischen Staates seit 1850 und des französischen seit 1860 ganz aus dem Spiele, so hat sich in Preußen die Gesammtbevölkerung zwischen 1817 und 1867 um 88 Procent vergrößert, die Bevölkerung von Berlin allein um fast 273 Procent; in Frankreich die Gesammtbevölkerung zwischen 1818 und 1866 um 24,4 Procent, die Bevölkerung von Paris allein um 154 Procent.

Und in noch höherem Grade, als die bloße Volkszahl, ist die sonstige wirthschaftliche, politische, überhaupt geistige Bedeutung der großen Städte eine verhältnißmäßig zunehmende. Man sieht das z. B. in jedem Kriege, der immer als das Examen rigorosum der Völker bezeichnet werden kann. In den Kriegen Ludwig's XIV. kam es darauf an, cordonartig von der Grenze aus vorrückend, dem Feinde kleine Grenzgebiete abzureißen. In den Kriegen zu Friedrich's d. Gr. Zeit erweiterte sich dies schon zur Eroberung und Behauptung großer Provinzen; wie wenig aber der Besitz der Staatshauptstadt dabei entscheidend war, zeigt am klarsten die Thatsache, daß Friedrich im siebenjährigen Kriege eine Zeitlang sogar Berlin verlieren konnte, ohne dadurch besiegt zu werden. Dagegen ist es seit der großen französischen Revolution, namentlich durch Carnot und Napoleon, Grundgedanke der Kriegführung geworden, durch keilartiges Vordringen gegen die Hauptstadt des Feindes gleichsam dessen Kopf und Herz zu treffen, welche man in der Hauptstadt beisammen voraussetzt. Man wird in den Kriegen der Gegenwart regelmäßig finden, daß sich die Entscheidungen auf oder neben der geraden Linie vollziehen, die von der Hauptstadt des einen Kämpfers zu der des anderen gezogen wird.

---

*) So z. B. in der Schrift von R. Vaughan The age of great cities. (London 1843.) Das zuerst reifgewordene Volk unter den Neuern, das italienische, hat auch zuerst ähnliche Erscheinungen beobachtet: vgl. das classische Werk von G. Botero, Delle cause della grandezza delle città. (1598.)

Uebrigens ist diese Bedeutung der großen Städte keineswegs eine absolut neue Erscheinung. Auch bei den Völkern des Orients und des classischen Alterthums, also namentlich bei den Juden, Griechen und Römern, unterscheiden sich die höher cultivirten, politisch mehr entwickelten Zeiten von den früheren, so zu sagen halbmittelalterlichen ganz besonders auch durch eine ähnliche Concentrirung des gesammten Volkslebens in den großen Städten. Wir haben Schilderungen, z. B. von Rom in der früheren Kaiserzeit, welche ganz so klingen, als wenn sie von einer Hauptstadt unserer Tage gelten sollten. So z. B. schreibt Seneca an seine Mutter: „Betrachte doch einmal diese Menschenmenge, für welche kaum die Häuser der unermeßlichen Stadt ausreichen. Der größere Theil dieses Schwarmes lebt fern von seiner Heimath. Aus ihren Municipal- und Colonialgemeinden, ja aus dem ganzen Erdkreise sind sie zusammengeströmt. Einige hat der Ehrgeiz hergeführt, Andere die Nothwendigkeit eines öffentlichen Amtes, Andere ihre Stellung als Abgeordnete, Andere die Schwelgerei, die nach einem reichen und für Laster bequemen Tummelplatze verlangt; Andere das Streben nach Wissenschaft, Andere die Schauspiele. Einige hat die Freundschaft herbeigezogen, Einige die Industrie, welche hier ausgedehnten Stoff findet, ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Einige bieten ihre Schönheit feil, Andere ihre Beredsamkeit. Da gibt es keine Art von Menschen, welche nicht in der Hauptstadt zusammenträfe, in der Hauptstadt, wo sowohl den Tugenden wie den Lastern große Prämien winken.“ (Cons. ad Helv. 6.) Wenn Gellius (XV, 1) bemerkt, daß es, abgesehen von den vielen Bränden in Rom, vortheilhaft sein würde, Landgrundstücke zu verkaufen und Stadtgrundstücke dafür wieder zu kaufen (res rusticas — urbicas), so scheint dies auf eine ähnliche Zuwanderung vom platten Lande nach Rom zu deuten, wie sie heutzutage fast nach allen großen Städten vor sich geht. In Plutarch's bekannter Schrift: „Politische Vorschriften“ ist es ein Hauptgedanke, von dieser Großstadtsucht, namentlich in Bezug auf Rom selbst, abzurathen.

Es scheint darum gerade heutzutage wohl der Mühe werth, über die Gründe nachzudenken, weshalb die vornehmsten Städte eben auf dem Platze, wo sie stehen, und auf keinem anderen angelegt worden sind. Wie wenig hierüber nachhaltig die Laune eines Herrschers entscheidet, hat Kaiser Joseph II. witzig angedeutet, als er zum Besuch bei Katharina II., von dieser aufgefordert war, mit ihr zusammen die Grundsteine einer neu projectirten Stadt zu legen. „Wir haben“, sagte er, „heute ein großes Werk vollbracht: meine Schwester Katharina hat den ersten Stein zu einer neuen Stadt gelegt, ich den letzten.“ Aber auch an den Zufall dürfen wir nicht als Erklärungsgrund appelliren: was ja nur einen Verzicht auf jeden Versuch der Erklärung bedeuten würde. Denn die Wissenschaft nennt nur solche

Erscheinungen zufällig, die sie einstweilen noch nicht erklären kann. Nun ist gerade unsere Zeit ganz vornehmlich berufen, das Gebiet des Zufalls in Bezug auf die vorliegende Frage einzuschränken: unsere Zeit der Reisen, wo die Geographie anfängt, die populärste Wissenschaft zu werden. Es ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Geographie, ein erklärendes Mittelglied zwischen der Natur des Landes und der Geschichte des Volkes zu bilden. Die größten Geographen, von Strabo an bis auf K. Ritter, haben auch für unseren Gegenstand gearbeitet. In der neuesten Zeit hat besonders der ebenso geistvolle wie, bei aller Umfänglichkeit und Vielseitigkeit seiner Reisen und Schriften, gründliche J. G. Kohl höchst werthvolle Anfänge einer allgemeinen Theorie desselben*) und vortreffliche Einzelausführungen geliefert. Aber jeder Geschäfts- oder Vergnügungsreisende, wenn er nur irgend offenes Auge und wissenschaftliches Interesse besitzt, kann zur Lösung der Frage beitragen.

II. Am einfachsten erklärt sich die Ortswahl derjenigen Städte, welche in der Nähe reicher Fundörter eines werthvollen Naturproductes liegen: immer freilich unter der Voraussetzung, daß solches Naturproduct, um gewonnen und in gröbster Weise zubereitet zu werden, vieler Arbeit an Ort und Stelle bedarf, also vieler Arbeiterwohnungen rc. So giebt es Steinkohlenstädte, Salz-, Bergwerksstädte u. dgl. m.: die letzten sehr wandelbar in ihrer Blüthe, gerade wie der Bergsegen selbst wandelbar ist. Das böhmische Kuttenberg z. B. soll in seiner besten Zeit an 200,000 Einwohner gehabt haben; jetzt zählt es kaum 13,000. Unser Freiberg, das jetzt von 20—21,000 Menschen bewohnt wird, zählte im Anfang des 16. Jahrhunderts, wo der Bergbau gesegneter war, allein 33,000 Einwohner von mehr als 12 Jahren, was auf eine Gesammtbevölkerung vielleicht von 45,000 schließen läßt. In dieselbe Gruppe gehören auch die Mineralwasserstädte, die oft in den unwegsamsten Gegenden blühen.

Alle Städte dieser Art erfordern, um groß zu werden, ein ausgedehntes, zu hoher Arbeits- und Gebrauchstheilung entwickeltes, mit guten Transportmitteln versehenes, zahlungsfähiges Absatzgebiet. Mit anderen Worten, sie setzen bereits eine hohe Cultur des betreffenden Volkes voraus, sind also nicht geeignet, dieselbe erst einzuleiten.

So beruhen z. B. die großen Fabrikstädte in Mittel- und West-England hauptsächlich auf den reichen Kohlen- und Eisenlagern in ihrer Nähe. Sie sind aber auch sämmtlich erst in der neueren Zeit bedeutend geworden; während in dem viel früher entwickelten Belgien z. B. Lüttich schon zu

*) Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche (Dresden und Leipzig, 1843). Aus diesem viel zu wenig bekannten Buche vgl. namentlich S. 18, 170, 191, 221 ff., 238, 263 ff., 324 ff., 365 ff., 428 ff., 437, 460 ff., 468, 489, 494 ff., 566.

Guicciardini's Zeit als eine blühende „Kohlenstadt" bezeichnet werden konnte. Birmingham, 1861 mit 296,000 Einwohnern, zählte um 1730 deren kaum 5000; in derselben Zeit ist Leeds von etwa 20,000 auf 207,000 gestiegen. Manchester, das noch um 1778 nur von 22—23,000 Menschen bewohnt wurde, zählte 1861 mit Salford über 440,000. Ganz England wird bekanntlich durch eine von Nordosten nach Südwesten, von Sunderland über Doncaster, Nottingham, Leicester, Coventry, Bath nach Frome gezogene Linie in zwei Hälften getheilt, deren nordwestliche alle bedeutenderen Kohlen- und Eisenlager enthält. Bis vor etwa hundert Jahren war diese Nordwesthälfte die in jeder Hinsicht zurückgebliebene, viel dünner bevölkert, viel ärmer und roher, als die östliche. Bei jedem großen politischen Kampfe treffen wir die Partei des Fortschrittes und schließlichen Sieges auf der Ostseite der Kohlen- und Eisenlinie: so im Mittelalter die Angelsachsen und Normannen gegenüber den keltischen Ureinwohnern, im 16. Jahrhundert die Protestanten gegenüber den Katholiken, im 17. Jahrhundert die Partei des Parlaments gegenüber den Royalisten. Erst seit dem großen Aufschwunge der englischen Volkswirthschaft in der Mitte des 18. Jahrhunderts fängt der Schwerpunkt des englischen Volkslebens an, nach dem Westen und Norden vorzurücken. Seitdem haben sich die Gegenden jenseits der Kohlen- und Eisenlinie in jeder Hinsicht viel mehr gehoben, als die diesseitigen. Die Palamentsreform von 1832 und die Aufhebung der Korngesetze (1846) sind geradezu politische Siege, die jenes jetzt Neuengland über dieses jetzt Altengland davongetragen hat; und es ist besonders charakteristisch für unseren Gegenstand, wie fast alle heruntergekommenen Städte, die eben darum durch die Reform von 1832 ihr Wahlrecht zum Parlament verloren, im Osten der Kohlen- und Eisenlinie gelegen sind, während die meisten neu aufgeblüheten Oerter, welche damals zuerst ein eigenes Wahlrecht erhielten, dem Westen und Norden angehören.

III. Weit ursprünglicher sind die anderen Verhältnisse, welche die Lage vieler Städte motivirt haben: militärische Festigkeit; Vorhandensein eines bedeutenden Tempels, Klosters, Wallfahrtsortes; endlich Residenz eines in der Nähe begüterten geistlichen oder weltlichen großen Herrn.

Man darf nicht vergessen, daß die in jedem Mittelalter gewöhnliche Ueberlegenheit der Vertheidigung von Festungen über den Angriff ein Hauptmittel gewesen ist, nicht blos den Städtebau, sondern im Allgemeinen die friedliche Entwickelung der Volkswirthschaft zu befördern. So war bei den Städteanlagen der Griechen sehr oft das Maßgebende ein Berg, der aus der Ebene burgartig hervorragte und leicht zu befestigen war: wie z. B. in Athen. Die griechischen Colonialstädte in Vorderasien wurden am liebsten da gegründet, wo eine küstennahe Insel oder eine Halbinsel mit schmaler

Landenge dazu einluden. In beiden Fällen konnten sich die zur See gekommenen Ansiedler verhältnißmäßig leicht gegen die Angriffe der Ureinwohner schützen: besonders, wenn ein zur Citadelle geeigneter Burghügel damit verbunden war. Daß kriegerische Lager das Saatkorn einer Stadt bilden können, zeigen manche Römerlager an der Donau- und Rheingrenze, sowie neuerdings Kosakenlager im südlichen Rußland. Sehr bekannt sind die Städtebauten König Heinrich's I., zunächst im Interesse der Befestigung gegen die Einfälle der Ungarn; worauf dann Widukind bemerkt, daß auch die Abhaltung von allerlei friedlichen Zusammenkünften (consilia, conventus, convivia) in diesen festen Plätzen angeordnet wurde. Die deutschen Reichsstädte sind größtentheils hervorgegangen aus kaiserlichen Palästen oder Bischofssitzen, wie auch die ältesten Stadtrechte vorzugsweise auf die Verhältnisse einer solchen weltlichen oder geistlichen Residenzstadt berechnet waren. Das merkwürdigste Beispiel einer großen Stadt, welche ursprünglich als Erweiterung des Fürstenschlosses anzusehen ist, bietet Moskau dar, das sich genau ringförmig um seinen Kreml herum gebildet hat.

Uebrigens treffen häufig jene drei Entstehungsursachen auf derselben Stelle zusammen. So erscheint z. B. in Quedlinburg 922 eine königliche villa, nach Urkunden von 929 eine curtis regia. Bald darauf kam eine hochgelegene Burg hinzu. Und um 937 entstand das berühmte Kloster, woran sich nach Urkunden von 964 das suburbium castelli anschloß.

Da die Residenz eines bedeutenden Herrschers immer als solche schon einen starken gleichsam Zusammenfluß von Säften des Volkskörpers in ihrer Nähe herbeiführt, so ist eine Residenzverlegung an einen anderen Ort gewöhnlich für einen Wendepunkt der gesammten Volksgeschichte bezeichnend. Welche Bedeutung hat es z. B. als Ursache und Wirkung für die Selbständigkeit Ungarns gehabt, als der Regierungs- und Reichstagssitz von Preßburg nach Ofen-Pesth verlegt wurde! — So hatte Rußland anfänglich zwei Hauptstädte, eine staatliche zu Nowgorod, eine kirchliche zu Kiew, als es darauf ankam, von den höher entwickelten Nachbarvölkern gleichsam die Cultur zu importiren. Und zwar die kirchliche Cultur aus dem Kiew näher gelegenen Constantinopel, die politische aus dem Nowgorod näher gelegenen Skandinavien. Späterhin wurden Moskau und Wladimir Hauptstädte, als die Concentrirung des Volkes in seinem geographischen Hauptsitze, dem großrussischen Landbecken, und die damit zusammenhängende Abschüttelung des Mongolenjoches die Aufgabe war. St. Petersburg entspricht der Europäisirung von Rußland seit Peter d. Gr. Daher auch die altrussische Partei unter Peter II. Moskau wieder zur Hauptstadt erheben wollte, bis die Führer der modern-europäischen Partei, Münnich und Ostermann, dies wieder rückgängig machten. Aber noch heutzutage möchten die Altrussen, wie Kat-

koff ꝛc., Moskau als eigentliche Nationalhauptstadt zur Geltung bringen. — So war im Zeitalter der Völkerwanderung Trier vorübergehend römische Hauptstadt, weil sich die Schwerpunkte des Reiches immer mehr nach den Hauptquartieren der Heere, also den gefährdeten Grenzen verlegten. Am Rhein selbst konnte man die Hauptstadt nicht wohl haben, weil sie da zu sehr exponirt gewesen wäre. Nun liegt Trier an dem wichtigsten Nebenflusse, welchen der Rhein von links her überhaupt empfängt, gerade an der Stelle, wo sich das schmale Moselthal ansehnlich erweitert, ziemlich ebenso weit vom Rheinfalle wie von der Rheinmündung entfernt. — So liegt die neuere Hauptstadt von Sicilien an der Nordseite der Insel, während im Alterthum die wichtigste Stadt (Syrakus) der Ostküste, die zweitwichtigste (Agrigent) der Westküste angehörte. Dies hängt damit zusammen, daß im früheren Alterthume die West- und mehr noch die Ostküste Siciliens weit cultivirteren Ländern gegenüber stand, als die Nordküste. Heutzutage hat sich das Verhältniß umgekehrt. Jetzt finden wir den Hauptsitz der Cultur auf der Nordseite des Mittelländischen Meeres, während Griechenland, mehr noch das nördliche Afrika, in dieser Hinsicht gewaltig zurückgegangen sind.

IV. Je höher die Cultur steigt, um so mehr tritt die Bedeutung der Städte als Zufluchtsorte für die Umgegend und als Residenz der geistlichen oder weltlichen Großen verhältnißmäßig zurück; um so mehr dagegen ihre Aufgabe, als Hauptverkehrsorgan der Volkswirthschaft zu dienen, in den Vordergrund. Immer mehr also entscheidet nun bei der Ortswahl einer Stadt die Verkehrslage. „Der Verkehr senkt sich, wie eine Flüssigkeit, von den Höhen in die Tiefen herab, umgeht die höchsten Spitzen, überschreitet die Gebirge an ihren tiefsten Einsenkungen, strömt in bestimmten, theils vorgefundenen, theils selbst geschaffenen Betten und sammelt sich in den großen Becken der Länder.“ (Cotta.)

Denken wir uns, der Einfachheit wegen, zunächst ein Gebiet von überall gleicher Wegsamkeit, etwa kreisrund, so wird hier das Verkehrsbedürfniß gar bald den Mittelpunkt des Kreises zum Knotenpunkte der wichtigsten Straßen erheben. Man kann dies im Kleinen an den Fußpfaden beobachten, welche sich in jedem Winter auf freien Plätzen durch den frischgefallenen Schnee bahnen. So liegt denn auch für große, überall ziemlich gleich fruchtbare Ebenen die Hauptstadt naturgemäß in der Mitte. Jedes Volk wird seiner Hauptstadt eine ganz besonders geschützte Lage wünschen. Festungswerke reichen hierfür nicht aus, weil eine Belagerung schon an sich eine Unterbindung alles Verkehrs mit dem übrigen Lande wäre. Darum ist die natürlichste Deckung einer Hauptstadt ihre centrale Lage. Hierher rührt es, daß jeder mächtige Staat, dessen Hauptstadt der Grenze bedenklich nahe liegt, nach der entsprechenden Seite hin einen lebhaften Eroberungstrieb zu haben

pflegt. Ich erinnere an die Gelüste auf Belgien, welche Frankreich schon seit Ludwig XI. plagen; an das Streben nach dem Besitze Finnlands, welches in Rußland sofort begonnen hat, als die Hauptstadt nach St. Petersburg verlegt worden war. So hat wohl jeder bedeutende Staat, dessen Hauptstadt am Meere liegt, ein Streben nach Seeherrschaft.

Dagegen sind Moskau, München, Prag ziemlich genau die Mittelpunkte der dazu gehörigen Ebenen: Prag noch besonders dadurch begünstigt, daß es in gerader Linie zwischen den beiden Hauptthoren Böhmens liegt, dem nördlichen, wo die Elbe nach Sachsen durchbricht, dem südlichen, von dem tiefen Bergsattel in der Richtung der verlängerten Moldau (Budweis-Linz) gebildet. Ofen-Pesth liegt an dem Punkte, wo die beiden ungarischen Ebenen, die kleinere westliche und die größere östliche zusammenstoßen. Ganz besonders bewährt sich dasselbe Gesetz in Wien, der natürlichen Hauptstadt des mittleren Donaugebietes, das im Süden durch die Alpen und die türkische Grenze, im Norden durch die Sudeten und Karpathen mauerartig abgeschlossen und in den Ecken durch die drei großen Citadellen Böhmen, Tyrol und Siebenbürgen gleichsam bastionirt ist. Wie sehr Wien für dieses große Gebiet die natürliche Hauptstadt bildet, erkennen selbst mehrere nichtdeutsche Völker Oesterreichs thatsächlich dadurch an, daß sie einen eigenen nationalen Namen für Wien haben (Becs). Wirklich öffnen sich die meisten österreichischen Kronländer fächerförmig auf Wien zu, so daß von einem Kronlande zum anderen oft der kürzeste, noch öfter der bequemste Weg über Wien führt. So kreuzen sich in Wien namentlich die Straßen Lemberg-Innsbruck, Pesth-Salzburg, Pesth-Prag, Prag-Agram, Prag-Siebenbürgen, Krakau-Triest. Was diese Stelle noch besonders begünstigt, ist die Lage an dem Hauptstrome des ganzen Gebietes, dann auf der rechten Seite das Aufhören der hohen Alpen, auf der linken Seite die tiefe Einsenkung des Marchthals, die bis in die Nähe des großen Völkerthores bei Krakau führt. Freilich ist es die Kehrseite von dieser Gunst der Lage, daß in der Nähe von Wien gegen 70 Schlachten geliefert worden sind! (Czörnig.) Aber selbst der böhmische König Ottokar, als er während des deutschen Interregnums von Böhmen aus das heutige Deutsch-Oesterreich zu einem Reiche zu machen strebte, wollte Wien zu dessen Hauptstadt erheben. Friedrich II., der wie alle großen Feldherren einen genialen Blick für die geographische Natur der Länder besaß, erklärt in seinen Principes généraux de la guerre (Art. 2), Böhmen sei unter Umständen leicht zu nehmen, aber sehr schwer festzuhalten. Gelingen könne das Letztere eigentlich nur von Wien aus.*)

*) Pour prendre la Bohéme, il faut attaquer l'Autriche par le Danube et par la Moravie; alors ce grand royaume tombe de lui même, et on n'a qu'à y envoyer des garnisons.

Die Bedeutung von Madrid, das weder reiche Naturfonds, noch einen schiffbaren Strom in seiner Nähe hat, beruhet fast ausschließlich auf seiner centralen Lage inmitten der fast kreisrunden iberischen Halbinsel. Daher auch das spanische Chausseesystem unter Karl III. mit lauter halbmesserartigen Strahlen von Madrid nach den wichtigeren Punkten der Reichsgrenze begonnen wurde. Natürlich ist eine Hauptstadt, die sich nur durch ihre Lage im Reichsmittelpunkte empfiehlt, ökonomisch sehr unselbständig. Madrid zählte 1850 mehr Beamte als Paris, namentlich wegen der vielen abgedankten Beamten, deren gewaltige Zahl ebenso wohl eine Wirkung wie eine Ursache der unzähligen spanischen Revolutionen ist. Auch das merkwürdige Schwanken der Bevölkerungsziffer von Madrid hängt hiermit zusammen: 1833 = 166,000, 1836 schon 224,000, 1842 wieder nur 157,000, 1846 = 200,000. Die Revolutionen der neueren Zeit sind von Madrid nie ausgegangen, außer der von 1808, wo der Thron selbst, die Nahrungsquelle dieser Hauptstadt, in Gefahr stand.

V. Auf die meisten Länder paßt natürlich unsere bisherige Voraussetzung der überall gleichen Wegsamkeit nicht. Sie enthalten Straßen, die sich für die Communication ungewöhnlich gut eignen, wie z. B. Ströme, Seen, Meere; aber auch Stellen, welche die Communication in ungewöhnlichem Grade erschweren, wie Gebirge, Wüsten, große Wälder 2c. Da ist es nun begreiflicher Weise Streben des Verkehrs, im ersten Falle die besonders guten Straßen möglichst lange zu benutzen, wenn dies selbst, geometrisch betrachtet, mit einem Umwege verbunden sein sollte. Nach dem plattdeutschen Sprüchworte: good weg krümm is nich üm! Im letzteren Falle sucht man das Passagehinderniß, wenn es nicht ganz umgangen werden kann, doch auf der möglichst kurzen Straße zu durchschneiden. — Uebrigens versteht sich von selbst, daß vorzugsweise die Linien zur Anlage von Städten geeignet sind, welche Gebirg und Ebene, Land und Wasser von einander scheiden, bei deren Durchkreuzung also in der Regel die Transportmittel gewechselt werden müssen.

Unter den Strömen betrachten wir zunächst, der Vereinfachung wegen, die völlig geradlinigen.

Je mehr der Wassertransport dem Landtransporte überlegen ist, d. h. je schiffbarer der Strom, desto mehr werden nicht blos die am Strome selbst hervorgebrachten und begehrten Waaren auf dem Strome ab- und zugeführt werden, sondern es werden auch die Waaren von und nach dem Innern des Landes einen Umweg nicht scheuen, der sie die Stromfahrt mitbenutzen läßt. Wir können daher als Verkehrsgebiet eines geradlinigen Stromes ein gleichschenkliches Dreieck bezeichnen, dessen Grundlinie durch die Mündung gelegt ist, während seine Spitze auf den Punkt fällt, wo die Stromfahrt bergan zu

Ende geht. Da die meisten Ströme nach ihrer Mündung zu immer schiffbarer werden, so ist eine Meile Ufer commerciell um so werthvoller, je näher der Mündung. Eben deshalb hat eine Meile des unteren Stromlaufes mehr Waaren abzugeben und zu empfangen, als eine des oberen. Sehen wir darum einstweilen vom Seeverkehr gänzlich ab, so wird die natürliche Hauptstadt eines Stromgebietes unterhalb der Mitte des Stromes liegen, etwa in dem sogenannten Schwerpunkte des oben erwähnten Dreiecks; denn hier stehen die oberen Zufuhren und Abfuhren mit den unteren im Gleichgewicht. Durch die Rücksicht auf das Meer wird diese Stelle noch weiter stromabwärts gezogen.

Ganz besonders empfiehlt sich zur Hauptstadt eines Stromgebietes der Platz, wo See- und Flußschiffahrt einander begegnen, wo also in der Regel eine Umladung aus einem Schiffe in ein anderes vorzunehmen ist. Man sieht dies z. B. in Hamburg, Bremen, Rotterdam, Antwerpen, in Nantes und Bordeaux, in Glasgow, Cork, Bristol, ganz besonders aber London, welches schon Tacitus (Annal. XIV, 33) wegen „der Menge seiner Kaufleute und Verkehrsgeschäfte berühmt“ nennt; ferner in den asiatischen Städten Calcutta, Rangun, Bangkok, Nanking, in den amerikanischen Städten Quebeck, Philadelphia, Neu-Orleans. Sehr befördert wird eine solche Gunst der Lage, wenn Fluth und Ebbe dahin reichen. Denn der Wechsel von Fluth und Ebbe gehört zu den nützlichsten und doch zugleich vollkommen unentgeltlich wirkenden Handelsmaschinerieen, wodurch nicht nur das Fahrwasser gegen Zuschlämmung geschützt, sondern auch das Ein- und Auslaufen der Schiffe, ihre Reparatur 2c. ungemein erleichtert wird. Je tiefer in's Land diese Stelle trifft, um so günstiger die Stadtlage. Es ist daher ein Nachtheil derjenigen Küsten, deren Meer keine rechte Fluth und Ebbe hat, wie die Ostsee, das Mittelländische und Schwarze Meer, daß hier die Haupthäfen der Strommündung viel näher liegen. Auch anderswo kann durch Vergrößerung der Seeschiffe oder aber durch Versandung des Stromes der Handel genöthigt werden, einen neuen, weiter stromabwärts gelegenen Haupthafen aufzusuchen: wie dies z. B. den früheren Vorzug Sevilla's, Rouen's, Dortrecht's bedeutend geschmälert hat. Doch ist ein wahrhaft reicher, einsichtsvoller und patriotischer Handelsstand nicht selten in der Lage, die Veränderung dadurch unschädlich zu machen, daß der neue Hafen nur als Lösch- und Vorhafen gleichsam ein Filial des alten wird. Beispiele davon sind Travemünde gegenüber Lübeck, Bremerhafen gegenüber Bremen, Dünamünde gegenüber Riga, Kronstadt gegenüber St. Petersburg, schon im Alterthume Ostia gegenüber Rom.*)

*) Glückstadt, das 1617 geradezu in der Absicht gegründet wurde, um den Handel von Hamburg abzulenken, hat bekanntlich seinem Zwecke sehr wenig entsprochen.

Das Nähere kann durch sehr locale Umstände bestimmt werden. So hat z. B. Hamburg das auf dem linken Elbufer liegende Harburg schon deshalb überflügelt, weil die rechte Seite des Stromes viel tiefer ist, als die linke: eine Folge davon, daß auf unserer Halbkugel die von Süden nach Norden fließenden Ströme sämmtlich stark nach Westen drängen. Aus demselben Grunde liegen Rotterdam, Antwerpen, Havre, Nantes auf dem rechten Ufer. Dagegen hat sich das Hauptemporium des Nilgebietes, Alexandrien, darum an die künstliche westlichste Nilmündung gezogen, weil an dieser allein die westöstlich gehende Meeresströmung keine Zuschlämmung des Hafens befürchten läßt.

Auch der Punkt ist natürlich an jedem größeren Flusse zur Anlage einer Stadt besonders geeignet, wo die Schifffahrt nach oben zu aufhört. Das ist also z. B. für den Main Bamberg, für den Neckar Heilbronn, für die Donau Ulm, für die Werra Wanfried, für die Fulda Kassel, für die Leine und Ocker Hannover und Braunschweig, für die Ilmenau Lüneburg. Eine ähnliche Bedeutung hat Schaffhausen durch den nahegelegenen Rheinfall gewonnen.

Wenn die Ströme, wie doch meistens der Fall, nicht geradlinig sind, sondern Biegungen machen, so beherrscht der Scheitelpunkt einer solchen Biegung ein um so größeres Verkehrsgebiet, ist also für die Anlage einer Verkehrsstadt um so günstiger, je mehr sich der Winkel einem rechten nähert. Bilden die Schenkel der Strombiegung einen sehr spitzen Winkel, so erscheint die im Scheitelpunkte liegende Stadt fast nur als Endpunkt einer geraden Linie. Bilden sie umgekehrt einen sehr stumpfen Winkel, so ist der Scheitelpunkt nicht viel besser daran, als der Mittelpunkt einer geraden Linie. Außerdem natürlich ist die Gunst der Lage einer solchen Stromwinkelstadt um so größer, je länger und geradliniger die Schenkel des Winkels sind: weil sie dadurch ein um so größeres Gebiet mercantil beherrscht, und einen um so kürzeren Zugang zu jedem Punkte dieses Gebietes erhält. Solche Winkelstädte sind z. B. Regensburg, Magdeburg, Basel, Toulouse, Orleans, ganz besonders Lyon, an der Wolga Kasan, am Dniepr Jekaterinoslaw. Für Basel kommt noch hinzu, daß hier der Hauptstrom der nördlichen Schweiz das schweizerische Gebiet verläßt, was schon aus politischen Gründen sehr geeignet ist, diese Stadt zum Hauptemporium der nördlichen Schweiz zu machen.

Eine ähnliche Bedeutung haben die Städte da, wo sich ein bedeutender Strom in mehrere Arme gabelt. Es ist sehr bezeichnend, daß sich die Hauptstadt von Mittelägypten immer ziemlich an der Stelle befunden hat, wo das Nildelta beginnt; so im Alterthum Memphis, neuerdings Kairo. Denselben Erfolg muß das Einmünden eines wichtigen Nebenflusses

in den Hauptstrom haben, wie z. B. Mannheim am Rhein-Neckar, Mainz am Rhein-Main, Coblenz am Zusammenflusse von Rhein, Mosel und Lahn beweisen. Ueberaus günstig ist in dieser Hinsicht Lyon gestellt, welches namentlich durch das rechtwinkelige Zusammentreffen des oberen Rhone, der Saone und des unteren Rhone zur natürlichen Hauptstadt des ganzen französischen Südostens gemacht wird. Einen ähnlichen Vortheil erlangt Toulouse durch die künstliche Verbindung des Canal du Midi mit dem natürlichen Garonnewinkel. In Zukunft werden die amerikanischen Confluenzstädte Corrientes zwischen Paraguay und Parana, ferner St. Louis zwischen Mississippi, Missouri und fast auch Illinois, namentlich wegen der colossalen Länge ihrer Stromwege, zu den großartigsten Verkehrsplätzen der Welt gehören.

Natürlich hängt die Bedeutung eines Stromes für den Verkehr und in Folge dessen für die Städtebildung noch von einer Menge anderer Umstände ab: von der Fruchtbarkeit, überhaupt Entwickelungsfähigkeit seines Gebietes, von der perennirenden Gleichmäßigkeit seiner Wassermenge, woran es so vielen tropischen Strömen fehlt, von der Geringfügigkeit seines Falles u. dgl. m. Unter übrigens gleichen Umständen sind Ströme, welche den Meridianen parallel gehen, für den Verkehr nutzbarer als solche, die eine westöstliche oder ostwestliche Richtung haben, weil jene Länder von größerer Climaverschiedenheit, also auch größerer Verschiedenheit in Bezug auf Ueberfluß und Mangel mit einander verknüpfen. Man vergleiche nur den Rhein mit der Donau, den Mississippi mit dem St. Lorenzstrome, den La Plata mit dem Amazonenstrome!

VI. Wie das Meer auf die Anlage von Städten wirkt, läßt sich auf die einfachste, aber traurigste Weise negativ beobachten, wo eine durch Anschwemmung vorrückende Küste vormals berühmte Hafenplätze geradezu ruinirt hat. Ich erinnere an Ephesus, Utica und die im Sande vergrabenen Trümmer ehemaliger Küstenstädte westlich vom Nil.

Je geringer die Zahl guter Häfen ist, die eine Küste besitzt, um so mehr werden sich bei gleicher commercieller Entwickelungsfähigkeit des Hinterlandes diese wenigen zur Unterlage einer bedeutenden Stadt eignen. So knüpft sich z. B. in Dänemark die Entstehung der Städte meistens an solche Küstenplätze, wo der Seefahrer gewöhnlich anlegte. In vielen Namen ist dies noch jetzt erkennbar: so in denen, welche auf ör = Düne, nes = Landzunge, os = Mündung eines Gewässers*) endigen; ferner Kiöbenhavn, Ringkiöbing, Stubbekiöing 2c. Es konnte sich aber, mit Ausnahme Kopenhagens, nirgends eine bedeutende Stadt bilden, weil die Vortheile der Lage durch Fiorde, Flüsse 2c. gar zu gleichmäßig vertheilt waren. Aehnlich in

*) Randers und Aarhuus, früher Randros und Aros.

Virginien, wo die Menge der Flüsse zwar sehr vielen Pflanzern bequeme Gelegenheit verschaffte, ihre Aus- und Einfuhren unmittelbar zu bewerkstelligen, aber an keiner Stelle in auffällig hervorragendem Grade. — Dagegen mußte Lissabon schon deshalb mächtig aufblühen, weil hier einer der besten Häfen der Welt an einer Küste liegt, die übrigens arm an guten Häfen ist. Dieser Vorzug wurde noch verstärkt durch die Lage am Tajo, welcher das Innere des Hinterlandes wenigstens einigermaßen und besser als die übrigen portugiesischen Ströme aufschließen konnte; am meisten aber durch die Weltlage Portugal's, welche dies Land von allen Theilen Europa's der Mitte des Atlantischen Oceans am meisten nähert.

Weil das Meer im Ganzen, wenigstens für einigermaßen cultivirte Völker, wegsamer ist, als trockenes Land, so fällt auf Inseln, je kleiner sie sind, um so mehr alles Städteleben der Küste zu. Am liebsten verlegt sich die Hauptstadt in die Mitte der nach dem Festlande zugekehrten Längenküste: so auf Mallorca, Candia, Negroponte, Corfu, Zante, Chios ꝛc. Im größten Stile gilt dies von Kopenhagen auf Seeland und von dem mittelalterlich berühmten Wisby auf Gothland, dessen frühe Blüthe wohl namentlich mit seiner verhältnißmäßig großen Sicherheit als Insel zusammenhängt. — Denken wir uns nun weiter eine größere Insel, der Vereinfachung wegen kreisförmig und allenthalben mit gleich guten Häfen versehen, so wird, wenn die Ansiedelung von der Küste her vorgenommen wird, dem durch Zufall oder wegen besonders günstiger Nebenumstände, z. B. wegen einer Flußmündung, gewählten ersten Stadtplatze diametrisch gegenüber ein zweiter entstehen. Der dritte und vierte kommt alsdann links und rechts je in der Mitte zwischen dem ersten und zweiten zu liegen. Alles dies aus dem Grunde, weil natürlich jede neue städtische Ansiedelung die durch Priorität überlegene Concurrenz der schon vorhandenen Städte so viel wie möglich vermeiden wird. In der Wirklichkeit hat z. B. das sehr abgerundete Irland alle seine bedeutenderen Städte an der Küste liegen, und zwar in fast gleichen Abständen von einander: Dublin und Galway, Cork und Londonderry diametrisch einander gegenüber, und zwischen je zwei von diesen vier ziemlich genau in der Mitte Limerick, Sligo, Belfast und Waterford. Die Hauptstadt der Insel liegt der englischen Küste am nächsten, die zweitnächste der schottischen, die drittgrößte der französischen Küste. Auch auf der Insel Sardinien sind alle wichtigeren Städte Küstenstädte und die beiden größten, Cagliari und Sassari, liegen diametrisch einander gegenüber.

Der Einfluß der Meerbusen auf unseren Gegenstand hat die größte Aehnlichkeit mit dem früher betrachteten der Strombiegungen. Im innersten Winkel des Busens pflegt die Hauptverkehrsstadt zu liegen: um so günstiger unter sonst gleichen Umständen, je größer der Busen ist, und je mehr seine

Gestalt sich einem rechten Winkel nähert. Zu solchen Eckstädten gehören Archangel, Odessa, St. Petersburg, Riga; Swinemünde, Wismar, Kiel, Schleswig, Flensburg; Christiania; Liverpool, Edinburgh, Inverneß; St. Malo; Genua, Neapel, Tarent, Venedig, Triest, Fiume; Korinth, das sogar die Eckstadt von zwei Meerbusen ist, Salonichi, Smyrna; Tunis, Suez; Balsora, Calcutta, Bangkok, Canton, Yeddo. Von besonderer Großartigkeit sind die beiden Eckstädte der Nordsee, im Südosten Hamburg, im Südwesten London; beide nicht blos durch die Größe und Rechtwinklichkeit des zugehörigen Meerbusens, sondern auch dadurch begünstigt, daß ihnen durch einen vortrefflichen Strom ein überaus reiches Hinterland erschlossen wird. Außerdem besitzt London noch in der Meerenge von Calais einen Seitenvortheil, wie Hamburg ihn haben würde, wenn die Elbmündung mit der Ostsee durch einen Meeresarm verbunden wäre. Zugleich einen anderen, fast noch größeren Vortheil darin, daß Schelde, Maas und der culturwichtigste Strom des europäischen Festlandes, der Rhein, ihre Mündungen London gegenüber haben.

Wenn übrigens die eigentliche Spitze des Meerbusens durch Hafenlosigkeit oder aus anderen Gründen zur Anlage eines Verkehrsplatzes nicht geeignet ist, während sich ein anderer Punkt in der Nähe gut dafür eignet: so versteht sich von selbst, daß die commercielle Beherrschung des Meerbusens auf diesen übergeht. Ich erinnere z. B. an Antiochia und Seleucia im späteren Alterthume. So beherrscht Marseille wegen seines wundervollen Hafens den Golf du Lion, obschon es weder an der Spitze des Meerbusens, noch an der Rhonemündung liegt. So hat der Aquitanische Meerbusen nur eine wenig bedeutende Eckstadt (Bayonne), weil auf der spanischen Seite die mauerartige Pyrenäenkette, auf der französischen die sandigen Landes jede reichere Entwickelung der Küste hemmen. Um so mehr mußte Bordeaux wegen seiner herrlichen Stromlage den Verkehr an sich ziehen. Etwas Aehnliches finden wir in dem großen ägyptisch-syrischen Meerbusen, welcher den Südostwinkel des Mittelländischen Meeres bildet. Hier hat sich der Hauptverkehr niemals in eine große Eckstadt gezogen, sondern bald nördlich davon in die von Alters vortrefflichen phönikischen Häfen mit ihren vorliegenden Inselchen und hinterliegenden Schiffbauwäldern, bald westlich nach Alexandrien. Alexandrien hat, wie man schon im Alterthum bemerkte, zwischen Joppe und Parätonium auf 120 Meilen Küstenlänge den einzigen guten Hafen (Diodor I, 31). Dazu liegt es an der Hauptmündung der einzigen Wasserstraße eines sehr reichen, aber wenig vielseitigen, daher doppelt verkehrsbedürftigen Hinterlandes, an der Grenze zweier Welttheile, vom dritten Welttheile nur durch ein sehr gegliedertes Binnenmeer geschieden.

Wenn sich an einer Meerenge ein guter Hafen befindet, so kann derselbe als der gemeinsame Scheitelpunkt zweier convergirenden Meerbusen an-

gesehen werden. So z. B. Constantinopel für den Südostbusen des Schwarzen Meeres und den Nordostbusen des Archipelagus. Einen ähnlichen Vortheil besitzt Kopenhagen: um so mehr, als der Sund die einzige Weltstraße zur Ostsee bildet, weil der kleine Belt wegen seiner Krümmung, der große Belt wegen der vorliegenden Inseln für Segelschiffe wenig gut zu benutzen ist. Hierzu kommt dann noch, daß Kopenhagen, so lange Norwegen und die Südspitze Schwedens noch zu Dänemark gehörten, recht eigentlich der Mittelpunkt des Reiches war. Auch Messina und Cadiz sind wichtige Meerengenstädte.

Während große Handelshäfen gern an die Basis einer Halbinsel gelegt werden, um die Gunst der Meerbusenform auszunutzen (Venedig und Genua!), legt man große Kriegshäfen lieber an die Spitze der Halbinseln, von wo aus dieselbe Flotte nach zwei verschiedenen Meeren blicken kann. So z. B. Toulon, Brest und Cherbourg, Pola in Istrien, Sebastopol auf der Krim; für Spanien im Ganzen kann Gibraltar, für Italien einigermaßen Malta als ein solcher Punkt gelten. Es scheint mit der geringeren maritimen Geschicklichkeit des alten Roms zusammenzuhängen, daß man seit Kaiser Augustus zwei Kriegshäfen zu Ravenna und Misenum hielt, anstatt einen größeren gemeinsamen auf Malta anzulegen. Wie sich übrigens Pola zu Triest und Fiume verhält, fast genau so verhält sich die Lage von Sebastopol zu der von Odessa und Taganrog.

Für den Verkehr auf dem offenen Meere bietet die centrale Stellung sehr ähnliche Vortheile dar, wie sie uns für den Landverkehr in großen Ebenen klar geworden sind. Natürlich gilt dies weniger von kleinen Inseln inmitten großer Meere, wie z. B. Malta, Bornholm oder St. Helena; dagegen in hohem Grade von großen, viel producirenden und consumirenden Gebieten, die schon an und für sich ein bedeutender Ausgangs- und Zielpunkt des Handels sein könnten. Wenn Karthago lange Zeit die erste Handelsmacht des Alterthums war, so hängt das wesentlich mit seiner Lage fast in der Mitte des Mittelländischen Meeres zusammen, deren Wirksamkeit noch dadurch verstärkt wurde, daß es auf der ganzen Nordküste von Afrika zwischen Ceuta und Alexandrien die einzigen sehr guten Häfen besaß. In derselben Weise hat während der letzten Jahrhunderte des Alterthums wie des Mittelalters die Centrallage Italiens gewirkt, das gleichzeitig besonders reich an großen und blühenden Städten war. Daß Flandern gegen Schluß des Mittelalters von allen Ländern auf unserer Seite der Alpen das großartigst entwickelte Städtewesen hatte, ist durch nichts mehr gefördert worden, als durch seine Stapellage, welche den von Nordosten kommenden Schiffen die gefährliche Fahrt durch den Canal La Manche, den von Südwesten kommenden die Stürme und Nebel der Nordsee ersparte. Heutzutage ist bekanntlich England das Land des am Höchsten entwickelten Städtelebens. Wenn z. B.

Preußen vor anderthalb Jahrzehnten 28 Procent Städter zählte, Schweden gar nur 10,4 Procent, wohnte in Großbritannien mehr als die Hälfte der Bevölkerung (50,3 Procent) in Städten. Und zwar ist der Unterschied noch auffälliger, wenn wir bloß an die Städte im höheren Sinne des Wortes, nämlich diejenigen von wenigstens 30,000 Einwohnern denken: indem z. B. von der russischen Gesammtbevölkerung (1856) 2,6, von der österreichischen (1857) 4,6, von der preußischen (1855) 7,3, von der französischen (1851) 8,4, von der englischen aber (1851) 32,1 Procent in solchen größeren Städten wohnten. Diese Eigenthümlichkeit Englands hängt wesentlich mit seiner ungemein günstigen Weltlage zusammen, wonach es genau den Mittelpunkt derjenigen Erdhalbkugel bildet, welche die überwiegende Masse trockenen Landes enthält.

VII. Nachdem wir so die städtebildenden Wirkungen der überdurchschnittlichen Wegsamkeit betrachtet haben, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Folgen des entgegengesetzten Verhältnisses. Schon vorläufig sahen wir, daß bedeutende natürliche Passagehindernisse den Verkehr nöthigen, sie entweder zu umgehen, oder, wenn dies gar zu lästig fiele, auf dem kürzesten Wege zu durchschneiden.

Das zeigt sich namentlich bei allen größeren Gebirgen. So z. B. sind Anapa und Baku die Umgehungsstationen des Kaukasus, während Tiflis und Stauropol die städtisch bedeutenden Endpunkte der Linie bilden, welche das Gebirge mitten durchbricht. Die Pyrenäen, die in der Mitte keine guten Pässe haben, werden östlich von der Straße von Cette nach Barcellona, westlich durch die von Bayonne nach S. Sebastian umgangen. Die Straßensysteme in weiter Ausdehnung, welche dahin führen, haben ihren nördlichen Concentrationspunkt in dem so überaus wohlgelegenen Toulouse, ihren südlichen in Saragossa, das wenigstens durch Ebro und Kaisercanal begünstigt wird. So sind die großen Umgehungspunkte der Alpen Wien und Lyon; die vornehmsten Durchbruchslinien werden durch die Endpunkte Lyon-Turin, Augsburg-Mailand, München-Verona, Wien-Venedig bezeichnet. Wie die meisten von Alters her wichtigen Schweizerstädte an der Stelle liegen, wo sich die Hauptthäler des Gebirges nach der Ebene zu öffnen, so haben eine ähnliche Bedeutung die Städtekränze rings um den Harz und den Thüringer Wald. Namentlich am Nordrande des Harzes, der schroffer abfällt als der Südrand, liegt fast vor jedem Thalausgange eine Stadt. So besteht die ursprüngliche Gunst der Lage von Leipzig insbesondere darin, daß in dieser Gegend die norddeutsche Tiefebene am weitesten nach Süden hinabreicht, und zwar ziemlich genau im Mittelpunkte des vormaligen deutschen Reichs- und Bundesgebietes.

Aber auch jede Wasserfahrt, welche durch trockenes Land unterbrochen

wird, sucht dieses Land auf der kürzesten Linie zu durchschneiden. Hierin liegt der Vortheil der sogenannten **Isthmuslage** begründet. In der Regel wird sich auf beiden Seiten des Isthmus eine Stadt bilden, wie z. B. in Amerika Panama und der früher so berühmte Meßort Portobelo. Hamburg hat außer seinen übrigen Vortheilen auch den des Isthmus zwischen der Ostsee und dem wichtigsten Stromgebiete der Nordsee. Sein früher so großartiger Zuckerstapel beruhete darauf, daß es der nördlichste und dem Baltischen Meere am nächsten gelegene Einfuhrhafen ist, welcher die weite und schwierige Fahrt um Dänemark herum erspart. Daher war es auch lange der nördlichste Wechselplatz, auf den aus den Colonialländern trassirt werden konnte. Die andere Seite des erwähnten Isthmus wird durch Lübeck vertreten, welches der Nordsee 5 Meilen näher liegt, als die zweitnächste ostseeische Hansestadt Wismar, und dabei vor Kiel den Vorzug hat, ein ganz freies, nicht durch Inseln halbversperrtes Meer vor sich zu sehen. Die fast unvergleichliche Lage von Constantinopel beruht nicht blos auf der Wichtigkeit der Meerstraße, woran sein vortrefflicher Hafen liegt, sondern auch darauf, daß sich mit dieser ein wenig unterbrochener Isthmus zwischen Asien und Europa kreuzt. Constantinopel gegenüber stand im Alterthum Chalkedon, dessen Einwohner sprüchwörtlich die Blinden hießen, weil sie, schon vor der Gründung von Byzanz dort angesiedelt, also bei freier Wahl des Ansiedlungsortes, die unvergleichlichen Vorzüge von Byzanz nicht bemerkt hätten. Es war dies um so auffälliger, als schon die mächtigen Fischzüge, die aus dem Schwarzen Meere nach der europäischen Seite des Bosporus gehen, den Blick der Ansiedler dorthin lenken mußten. (Tacit. Ann. XII, 63.)

Wie die **Ströme** in ihrer Längenrichtung Förderungsmittel des Verkehrs zu Wasser sind, so **in ihrer Queere** Hindernisse des Landverkehrs. Namentlich gilt dies von allen sehr rasch fließenden Strömen, also in Gebirgsgegenden. Auch von solchen, gleichsam unfertigen Strömen, wie in Baiern mehrere Nebenflüsse der Donau von rechts her mit ihren nutzlosen Inseln, ihrem steten Uferwechsel ꝛc.: was zur Folge hat, daß sich die Dörfer am liebsten fern vom Strome halten und selbst an dessen Mündung meist keine Stadt liegt. Solche Flüsse gleichen schlecht gepflasterten Landstraßen, die unmäßig breit sind, viele Nebenwege haben, viel Land kosten ꝛc. Wie stark sie ihre Ufer selbst politisch von einander sondern können, beweiset z. B. die Grenzlinie, welche die Enns zwischen Ober- und Niederösterreich, der Lech zwischen Altbaiern und Schwaben, der Oberrhein zwischen Baden und dem Elsaß, zwischen Deutschland und der Schweiz zieht. — Hierauf beruht die Wichtigkeit der Städte, welche an den Furthstellen der Flüsse angelegt sind: ein Punkt, der in zahlreichen Städtenamen mit furt, englisch ford, bei den Römern trajectum, bei den Slaven brod ꝛc. anklingt. Selbst Hamburg ist

in seiner Ortswahl nicht wenig dadurch bestimmt worden, daß hier die vielen Elbinseln, unmittelbar vor der mächtigen Verbreiterung des Stromes, den Uebergang von einem Ufer zum andern sehr erleichterten. Weil dieser Punkt gerade für die niederen Culturstufen am meisten Bedeutung hat, so gehören die Furthstädte zu den frühesten Ansiedelungen. Sie werden alsdann später von den Brückenstädten um so mehr verdunkelt, als die Furth den Wasserverkehr ebenso sehr hemmt, wie sie den Landverkehr befördert. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß die Brückenstädte am oberen Stromlaufe zahlreicher, aber kleiner sind, als am unteren: weil eine Brücke hier freilich weit mehr nützt, aber auch weit mehr kostet. In derselben Richtung wirkt noch ein anderer, früher schon besprochener Grund: weil nämlich im oberen Laufe die Stufen der Schiffbarkeit dichter neben einander liegen, der Strom in viel rascheren Verhältnissen breiter und tiefer wird, man auch leichter aus einem kleineren Schiffe in ein mittleres umladet, als von einem mittleren in ein großes.

VIII. So unvollständig unsere bisherigen Erörterungen sind, so wird der aufmerksame Leser doch finden: es giebt wenige, wahrhaft bedeutende Städte, welche sich nicht auf einen oder mehrere der von uns erwähnten Gründe zurückführen ließen. Versuchen wir dies zum Schlusse noch kürzlich mit derjenigen Stadt, welche für Deutschland jedenfalls die wichtigste ist, mit Berlin*).

Ich erinnere mich, daß vor zwanzig Jahren ein geistreicher, allerdings sehr verbitterter politischer Flüchtling mir in London auseinander setzte, wie schon die bloße Ortswahl Berlins im höchsten Grade naturwidrig, ein reines Product des Despotismus sei. Jedem historisch gebildeten Kopfe wird das von vornherein unwahrscheinlich dünken, zumal wenn er das im Anfange langsame, dann immer schnellere, aber seit zweihundert Jahren fast ununterbrochene Wachsthum Berlins erwägt. Die Stadt zählte 1688, also im Todesjahre des Großen Kurfürsten, 17,500 Einwohner; 1712, am Schlusse der Regierung Friedrich's I., 61,000; Friedrich d. Gr. fand bei seiner Thronbesteigung (1740) 90,000 vor, Friedrich Wilhelm II. (1786) fast 148,000; Friedrich Wilhelm III. (1797) fast 166,000; Friedrich Wilhelm IV. (1840) 330,000; Wilhelm I. beim Antritte seiner Regentschaft (1858) 458,000; wogegen die Zählung von 1867 rund 702,000 ergab. Für die Naturwüchsigkeit Berlins scheinen besonders zwei Thatsachen bezeichnend. Einmal, daß es im Mittelalter bereits anderthalb Jahrhunderte hindurch der gewöhn-

*) Vgl. die schöne Abhandlung von J. G. Kohl über die natürlichen Vorzüge der Lage der Stadt Berlin, in der Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte. 1866, Bd. III.

liche Versammlungsort der märkischen Landtage gewesen war, ehe die Landesherren ihre bleibende Residenz in Berlin aufschlugen. Sodann aus der neueren Zeit, daß die Katastrophe von 1806, wodurch Berlin Jahrelang aufhörte, Residenzstadt und große Garnisonstadt zu sein, die Civilbevölkerung so gut wie gar nicht vermindert hat. Diese betrug nämlich 1804 = 156,661, 1810 = 157,696 Menschen. In der That läßt sich zeigen, daß Berlin eine zur Begründung einer großen Hauptstadt ganz eminent günstige Lage besitzt: günstig namentlich auch darum, weil sie den verschiedenen Ansprüchen verschiedener Entwickelungsstufen gleich sehr anzupassen war. Denn wie oft kommt es vor, daß eine für mittelalterliche Bedürfnisse gute Lage eben dadurch für hochcultivirte Verhältnisse unbrauchbar wird. So waren z. B. im Zeitalter der bloßen Küstenschiffahrt oft ganz andere Seeplätze wohlgelegen, als nachmals, wenn die offene Meerfahrt vorherrschte. Ganz besonders aber entscheidet in jedem Mittelalter bei der Ortswahl einer Stadt vor Allem die Vertheidigungsfähigkeit, weil man in rechtsunsicherer Zeit doch erst sicher leben muß, ehe man bequem und reich leben kann. Zu diesem Zwecke sind namentlich Anhöhen beliebt, deren Zugänge leicht gesperrt werden. Diese bilden aber nachmals, wenn das Fehdewesen zur geordneten Polizei und Justiz, der Krieg zur seltenen Ausnahme von der Friedensregel wird, ein großes Hinderniß für den Verkehr, ja selbst für das unmittelbare Wachsen der Stadt. Hieraus erklärt sich die merkwürdige Thatsache, daß in so vielen Ländern die gebirgigen Theile, weil sie im Mittelalter mehr vertheidigungsfähige Positionen darbieten, früher wohlhabend, überhaupt früher cultivirt sind, als die Ebenen; daß aber nach völliger Ueberstehung des Mittelalters umgekehrt die Ebenen wegen ihrer größeren Wegsamkeit, d. h. also auch größeren Verkehrs- und Concentrationsfähigkeit, in jeder Hinsicht das Uebergewicht erlangen. Ich brauche als Beleg nur auf Süd- und Norditalien, auf Süd- und Nordfrankreich, ganz besonders aber auf Süd- und Norddeutschland hinzuweisen.

Was ursprünglich wohl zur städtischen Besiedelung des Berliner Platzes einlud, war die leicht zu vertheidigende Spreeinsel mit dem mäßigen Hügel oder Kollen darauf, der wahrscheinlich zu dem Namen Köln für den bekannten Stadttheil Berlins Anlaß gegeben hat. Nördlich und südlich davon wird der Fluß enger, was zu Fähren, Brücken, Mühlenbau rc. Gelegenheit bot, auch eine bequeme Verbindung zwischen den Landschaften Teltow und Barnim vermittelte. Diese Gunst der Lage steigerte sich durch die breite, landseeartige Entwickelung, welche der Fluß sowohl oberhalb bei Köpenik, wie unterhalb bei Spandau hat.

Weiterhin ist derselbe Ort zur Hauptstadt der Mark Brandenburg geworden vornehmlich durch seine centrale Lage in der Mitte zwischen

der kursächsischen und mecklenburgischen Grenze, einigermaßen auch zwischen Alt- und Neumark, sowie zwischen den beiden Höhenzügen, welche die Geographen als uralisch-baltischen und uralisch-karpathischen Landrücken bezeichnen. Dies wurde im höchsten Grade wirksam durch die drei schiffbaren Flußlinien, die in nächster Nähe zusammentreffen: der von Südosten nach Nordwesten gerichtete Lauf der Spree, der nordsüdliche der oberen Havel, der ostwestliche der vereinigten Spree und unteren Havel. Durch den Müllroser Canal, welcher die Spre mit der Oder verbindet, sowie durch die Wartha-Netze-Linie wird dies System zu einem Kreuze, dessen östlicher Arm bis tief nach Polen hineinreicht. Berlin liegt ziemlich genau in der Mitte des Isthmus, den Oder und Elbe da bilden, wo sie einander am nächsten fließen. Bekanntlich erleiden sowohl Oder als Elbe in ihrem mittleren Laufe durch die beiden vorhin erwähnten osteuropäischen Landrücken eine Ablenkung von der Richtung ihres oberen Laufes, so daß die Elbe ungefähr da mündet, wo bei ungehemmt geradliniger Fortentwickelung die Oder münden würde. Nun liegt Berlin fast genau in der geraden Linie, welche die obere Oder mit der unteren Elbe verbindet, ungefähr ebenso weit entfernt von der Oderquelle, wie von der Elbmündung, von Breslau wie von Hamburg. Durch die Flüsse und Canäle, deren Centrum Berlin ist, wird somit eine weit über 120 Meilen lange und fast geradlinige Wasserstraße gebildet, die längste geradlinige in Deutschland. Aber auch von der Großstadt der oberen Elbe, Dresden, führt der gerade Weg zu der Großstadt der unteren Oder, Stettin, dicht vor Berlin vorbei, das ziemlich in der Mitte zwischen diesen Punkten liegt.

Alle solche Vortheile wurden aber erst recht benutzbar durch die bekannte, zwar landschaftlich unschöne, doch für Straßen und Canäle überaus günstige, sand- und wasserreiche Flächennatur des Landes, die z. B. Schifffahrtscanäle hier schon zu einer Zeit möglich machte, wo man diesseits der Alpen außer in den Niederlanden kaum daran dachte*). Der Finow-Canal zwischen Havel und Oder ist ein Menschenalter früher begonnen, als der älteste große französische Canal, und 150 Jahre älter, als der früheste größere Canalbau Englands. Es ist wahrlich eine ganz verkehrte Ansicht, als wenn die norddeutsche Tiefebene von der Natur stiefmütterlich bedacht wäre! Wohl ist sie arm an solchen Naturgaben, die man unmittelbar genießen kann, wovon die gebratenen Tauben des Schlaraffenlandes der ideale Typus sein mögen. Aber sie ist reich an solchen, die man nur im Schweiße des Angesichts verwerthet, und die eben darum Sporn und Lohn für die höchste Entwickelung der menschlichen Kräfte sind. Wie sehr aber gerade das Verhältniß

*) Der Stecknitz-Canal zwischen Hamburg und Lübeck ist freilich schon gegen Schluß des 14. Jahrhunderts eröffnet worden.

zu Oder und Elbe den Kern der Entwickelungsfähigkeit Berlins bildet, hat J. G. Kohl mit den Worten versinnlicht: daß diese Stadt „mit den zahlreichen, von ihr ausstrahlenden Wasser-, Land- und Eisenstraßen, zwischen den beiden Strömen hänge, wie eine Spinne mit ihrem Netze zwischen zwei Bäumen."

Und als nun weiter aus dem Kurfürstenthume Brandenburg erst der preußische Staat, nachher der Zollverein und norddeutsche Bund wurden, da entfaltete sich in demselben Maße auch die Gunst der Lage von Berlin mehr und immer mehr. Berlin ist genau gleich weit entfernt von der Südostecke des baltischen Meeres und von der Rheinmündung, ziemlich gleich weit von der holländischen und russischen Grenze. Es liegt in der Mitte zwischen der deutschen Nordküste und dem mitteldeutschen Gebirge und ziemlich genau an der Stelle, wo die beiden großen Diagonalen Norddeutschlands einander kreuzen: die Linie von Ostfriesland nach Oberschlesien und die von Ostpreußen nach Luxemburg. Wer sich des schönen Gedichtes „Mahomets Gesang" erinnert, worin Göthe mit so wundervoller Typik das geschichtliche Wachsthum irdischer Größe geschildert hat, der wird in dieser Entwickelung einen guten praktischen Beleg dazu finden.

Für die Gesundheit jedes Volkslebens ist eine verhältnißmäßige Größe der Hauptstadt — nicht zu groß, aber auch nicht zu klein — eine der wichtigsten Bedingungen. Eine zu große Hauptstadt, wie Paris, Kopenhagen, früher Neapel, muß die schlimme, unserer Zeit nächstliegende und eben darum für uns so besonders gefährliche Volkskrankheit, die Krankheit der übermäßigen Centralisation, in hohem Grade befördern. Es ist doch Symptom einer beginnenden schweren Verbildung, wenn der ausgezeichnete Nationalökonom Montchretien de Watteville schon 1615 von Paris sagt: pas une cité mais une nation, pas une nation mais un monde. Aber auch eine zu kleine Hauptstadt ist vom Uebel. Sie verleihet dem Herrscher zu wenig Folie; und doch bedarf er der hauptstädtischen Folie um so mehr, je weniger seine Person durch individuelle Größe oder seine Krone durch patriarchalischen Nimbus hervorragt. Der Zufluß der Candidaten, Deputirten ꝛc. macht das Leben in der zu kleinen Hauptstadt perennirend zu theuer, was viel Aufreizendes, überhaupt Verführerisches hat. Der wünschenswerthe Grad von Einheit der Volkssprache, Volksstimmung, Volkssitte ꝛc. kann schwer zu Stande kommen. Die wirthschaftlich nothwendige Centralisirung des Transportsystems, die militärisch nothwendige des Vertheidigungssystems wird entweder zersplittert, oder man beneidet die Hauptstadt unmäßig darum von Seiten der Provinzialstädte. Alles dies würde z. B. Florenz nicht als passende Hauptstadt von Italien erscheinen lassen, womit ich freilich nicht behaupten will, daß Rom jetzt eine viel passendere wäre. Ich halte es für eine der größten Schwierig-

keiten des neuen Italiens, daß es gar keine Hauptstadt wählen kann, gegen die sich nicht die wichtigsten Bedenken erheben ließen. Da ist es nun hoch bedeutsam, daß Berlin von der Gesammtbevölkerung des deutschen Reiches ungefähr 18 Promille umfaßt, während auf Neapel (1856) fast 46 Promille kommen, auf Paris (1866) fast 48, auf Kopenhagen sogar 89 Promille, andererseits auf Florenz (1868) nur 7 Promille. Berlin hält also in dieser wichtigen Hinsicht eine wohlthuende Mitte zwischen Extremen.

Universität Leipzig. Wilhelm Roscher.

Der deutsch-französische Handelsvertrag.

Bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen wird die Erneuerung des deutsch-französischen Handelsvertrags keine geringe Rolle spielen. Es war bekanntlich einer der ersten Schritte der französischen, damals noch kaiserlichen Regierung, nach dem Ausbruch des Krieges, den Handelsvertrag außer Kraft zu setzen. Daß sie dazu berechtigt war, leidet keinen Zweifel. Aber sachlich nothwendig, wirthschaftlich weise war es ebensowenig, wie die gleich übereilte Ausstattung der Noten der Bank von Frankreich mit Zwangscurs, oder das von Monat zu Monat verlängerte Moratorium für Wechselklagen. So viel reicher Frankreich vor dem Kriege war als Deutschland, ja was natürlich noch weit mehr sagen will, so viel reicher es sich dünkte, so viel früher und unbedachtsamer griff es zu zweischneidigen finanziellen und ökonomischen Nothmaßregeln, von denen die Auflösung des Handelsvertrags obendrein verrieth, daß nicht einmal des Kaisers Minister den Glauben ihres Herrn an die Wahrheit der Freihandelslehre theilten. Denn wenn sie die Ermäßigung der Zölle durch die neueren Handelsverträge nicht im Lichte einer Einräumung an das Ausland, sondern vor Allem eines Vortheils für das eigene Land gesehen hätten, wie würden sie es dann haben über sich gewinnen können, den Vertrag mit Deutschland in dem Augenblick aufzuheben, wo ihre Kriegserklärung schon so viel andere Nachtheile und Gefahren über den Volkshaushalt heraufbeschwor? Die norddeutsche Bundesregierung, nationalökonomisch besonnener und politisch von besser begründetem Vertrauen auf den Ausgang des Krieges erfüllt, glaubte die jenseitige Aufhebung des Vertrags doch nicht ganz ohne Repressalien lassen zu müssen. Sie erhöhte den Zoll für französischen Wein auf den alten Satz, eine Maßregel, die — an sich nicht zu billigen — durch ihren Einfluß auf die Verhandlungen beim Friedensschluß noch gerechtfertigt werden mag.

Was wird nun aber aus der Sache werden? Einfache Erneuerung, die

das Bequemste wäre, erscheint doch kaum möglich oder wünschenswerth. Wie günstig der Handelsvertrag im Allgemeinen auch gewirkt hat, so besitzt er im Einzelnen doch zahlreiche Mängel, namentlich solche, welche näher oder ferner aus der früheren überlegenen Stellung Frankreichs hervorgingen, denn eine derartige nationale Präponderanz macht sich selbst auf dem scheinbar abgelegensten, neutralsten Gebiete geltend; und ferner sollen nun Elsaß und Deutsch-Lothringen an Deutschland heimfallen, Provinzen, welche für einen Handelsvertrag gar wesentlich in Betracht kommen und, je nachdem sie auf der einen oder der andern Seite der Grenze liegen, dem Dinge ein sehr verschiedenes Antlitz aufprägen können.

Dies letztere Verhältniß wurde frühzeitig in weiten Kreisen empfunden, sobald mit der ausgemachten Ueberlegenheit des deutschen Heeres und namentlich mit der Katastrophe von Sedan jene Annexionen als Endergebniß festzustehen schienen. Welcher Schrecken für die ohnehin nothleidende deutsche Baumwoll-Industrie, auf einmal der unbedingt überlegenen Concurrenz Mühlhausens und des übrigen Ober-Elsaß ausgesetzt zu werden, welchen die Abschneidung vom französischen Markte obendrein den Zwang auferlegen würde, sich mit allen Kräften auf die Ausbeutung des ihnen plötzlich unbedingt geöffneten deutschen Marktes zu werfen! Die lothringische Eisen-Industrie konnte weniger Furcht einflößen. Sie ist zwar technisch hochentwickelt, steht aber zum Theil auf der schmalen, künstlichen Basis weiten Transports von Rohstoff und Brennstoff und begegnet in der deutschen Eisen-Industrie einem höchst gesunden, naturwüchsigen, blühenden und gedeihenden Gewerbe, Mannes genug, sich im Besitze seiner Kundschaft zu behaupten. Aber desto unheimlicher fühlte sich die Baumwoll-Industrie, zumal in den auch politisch minder einheitlich und positiv gestimmten süddeutschen Strichen. In der ersten Angst protestirten ihre Wortführer sogar gegen die Annexion. Es konnte indessen nur geringen Eindruck machen, wenn es sich fand, daß es ein geborner Schweizer war, der an der Stuttgarter Industrie-Börse den König Wilhelm, und gar ein geborner Franzose, welcher die badische Regierung beschwor, das Elsaß bei Frankreich zu lassen, damit die „nationale Arbeit“ Deutschlands durch den unerwarteten Zuwachs nicht Noth leide. Der geistige Vorfahr der Herren Staub (Kuchen) und Köchlin (Lörrach), Friedrich List, hätte seinen Patriotismus auf einer solchen Blöße sicher nicht ertappen lassen, sondern lieber die Consequenzen der Zollschutz-Forderung abgestumpft. Seine minder umsichtigen Nachfolger erkannten wenigstens bald, daß sie sich mit derartigen naiven Extravaganzen pathetischer Interessen-Verfolgung nicht an die Oeffentlichkeit wagen durften. Für diese proponirten sie daher scheinbar gemäßigtere, in Wahrheit aber noch weit unausführbarere Projecte. Die zurückeroberten Landestheile sollten zwanzig Jahre lang außerhalb der deutschen

Zolllinie bleiben; so lange hätte für den Verkehr zwischen ihnen und dem übrigen Deutschland in beiderlei Richtung der deutsche Zolltarif zu gelten, aber mit successiven Ermäßigungen bis auf den schließlich erreichten Nullpunkt; und um die annectirte Industrie möglichst im Besitz ihrer französischen Kundschaft zu lassen, damit sie sich nicht allzu sehr erpicht auf schon anderweitig versorgte deutsche Kundschaft zeige, sollte ihr der Zoll, den sie für Waarenausfuhr nach Frankreich zu erlegen hätte, deutscher Seits einige Jahre zum Vollen, dann in abnehmender Höhe vergütet, der vorauszusehende Gesammtbelauf dieser Rückvergütungen aber unter den Kriegskosten Frankreich im voraus aufgebürdet werden. Eine interessante Aufgabe für national-ökonomische Debattirclubs, diese zwanzigjährige Vorausberechnung! Die ganze Idee hat außer bei ihren Vätern schlechterdings keinen Beifall finden wollen. Der Mannheimer Fabrikantentag vom 5. December, welchem sie in Denkschrift-Gestalt vorgelegt wurde, war hartherzig genug, die Baumwoll-Industriellen ihrer eigenen Beredsamkeit und Rührigkeit zu überlassen, und legte nur für thunlichste Berücksichtigung der Interessen der zu annectirenden Industrie beim Friedensschlusse sein Fürwort ein.

Dies wird denn gewiß auch bei dem betreffenden Abschnitt der Friedensverhandlungen unsererseits der leitende Gesichtspunkt sein. Wenn jemals eine Industrie eines sich freiwillig ihrer annehmenden, politischen Anwalts bedurfte und werth war, so jetzt die elsässisch-lothringische. Sie schwebt in Gefahr, wenn nicht eigene Vorkehrungen getroffen werden, ihres hauptsächlichen Absatzmarktes verlustig zu gehen. Das ist etwas ganz Anderes, als der Zuwachs von Concurrenz auf einem nicht blos behaupteten, sondern erweiterten Absatzmarkt, welchen die Baumwollindustrie im bisherigen Deutschland scheut. Dieser letzteren ist außerdem der Mund nicht verbunden; sie vermag ihre Beschwerden und Sorgen geltend zu machen, und hat es wahrlich nicht versäumt. Die Industriellen der einzuverleibenden Landestheile dagegen waren kaum in der Lage, sich, sei es an deutsche, sei es an französische Behörden um Beachtung und Schutz ihrer Interessen zu wenden, denn ihr politisches Schicksal war so lange formell und rechtsbeständig noch nicht entschieden. Einige von ihnen hatten beabsichtigt, an dem Mannheimer Fabrikantentage wenigstens incognito theilzunehmen; im letzten Augenblicke besannen sie sich eines Bessern, und nur ein Einziger, ein Lothringer erschien, zeichnete seinen Namen aber auch nicht in die Theilnehmerliste ein. Man darf also nicht auf ausdrückliche Gesuche und Nachweise warten, um die hier auf dem Spiele stehenden bedeutenden Interessen zu wahren.

Eine durchgreifende Herabsetzung der in Betracht kommenden französischen Eingangszölle würde, wenn erreichbar, die Gefahr ohne Zweifel am sichersten beschwören. Man weist freilich darauf hin, daß dieselbe nicht allein

Deutschland und insbesondere dessen bisher französischen Provinzen, sondern auch England zu Gute kommen, und dadurch für Mühlhausen u. s. f. eine vielleicht überlegene Concurrenz unter gleichen, nicht wie bisher, erschwerten Bedingungen auf den französischen Markt einführen würde. Um dies zu verhüten, sind in deutschen Handelskammern und Fabrikantenvereinen verschiedene Vorschläge aufgetaucht. Am weitesten geht derjenige der Handelskammer für die schlesischen Kreise Reichenbach und Schweidnitz, welche den kühnen Gedanken ausspricht, man möge beim Friedensschluß gleich einen deutsch-französischen Zollverein stiften, der andere continentale Länder in sich aufzunehmen strebe und dem Mitbewerb der britischen Industrie auf den festländischen Märkten gewisse, nicht zu hohe Schranken setze. Das ist offenbar die Idee der napoleonischen Continentalsperre und der List'schen Abwehr englischer Waaren-Invasion in ihrer neuesten Ausprägung. Sie wird jedoch unzweifelhaft auf einen ebensowenig zu überwindenden nationalen Widerstand in Frankreich wie auf einen handelspolitisch-volkswirthschaftlichen Widerstand in Deutschland stoßen. Ein bescheidener auftretender Vorschlag ist der, daß man Frankreich zu bestimmen sucht, auf der Zollgrenze nach Deutschland hin oder her Waaren deutschen, d. h. also vor allen elsässischen und deutsch-lothringischen Ursprungs niedrigere Zollsätze zu statuiren als gegen England. Die Abneigung gegen Differenzialzölle, in Deutschland unbestritten herrschend, ist in Frankreich keineswegs so groß, daß das Project daran scheitern müßte. Man ist dort ja im Grunde noch gar nicht aus dem Differenzialzollsystem heraus — der fortbestehende allgemeine Tarif beweist es, auf den man Deutschland gegenüber nach der Aufhebung des Handelsvertrags im vorigen Sommer zurückfiel. Aber wofern wirklich auf verschiedenen Grenzstrecken und für dieselbe Waare je nach ihrem Ursprung verschiedene Zollsätze bestehen sollen, so wird es in der nächsten Zeit eher auf Kosten als zu Gunsten Deutschlands sein sollen. Die Franzosen werden wenig aufgelegt sein, etwas, das sie auch allenfalls lassen könnten, dazu beizutragen, daß die Elsässer und Deutschlothringer sich in ihrer neuen Staatsangehörigkeit wohl fühlen; das Gegentheil dürfte ihnen wünschenswerther erscheinen. Zudem haben die Engländer, auf deren Kosten vornehmlich sie uns begünstigen müßten, ihre Neutralität mit ängstlicher Rücksicht auf die gefährdete Fortdauer des englisch-französischen Handelsvertrags so gehandhabt, daß es schnöder Undank wäre, wollte man ihrer Industrie nun dieselbe Thür vor der Nase zuschlagen, welche man den Deutschen öffnete. Daran ist schwerlich zu denken, selbst wenn die kürzlich erfolgte Kündigung des Handelsvertrags mit England zu mehr als unbedeutenden Abänderungen in Einzelheiten führen sollte.

Wenn es demnach selbst dem erprobten Unterhändler-Talent eines Del-

drück schwerlich gelingen wird, für Deutschland mit Berufung auf die annectirten Provinzen Sondervortheile durchzusetzen — vorausgesetzt es käme ihm überhaupt darauf an —, so darf man sich auch den Spielraum der auszumachenden allgemeinen Verbesserungen in dem Vertrage beileibe nicht zu groß vorstellen. Es ist z. B. Schwärmerei zu glauben, die Franzosen würden bereit sein, auf ihre Verzollung nach dem Werthe zu verzichten. Die Unzuträglichkeiten, zu welchen die Werthzölle führen, zumal mit dem eigenthümlichen französischen Verfahren in Streitfällen, liegen freilich auf der Hand. Aber die Frage ist von mehr als untergeordneter technischer Art. Die Gewohnheiten und Anschauungen der französischen Beamten, die pecuniären Interessen einer Menge von Privatleuten sind mit den Werthzöllen verwachsen, und was noch entscheidender ist: es gehört zu den natürlichen Ausflüssen des Schutzzollsystems, welches in Frankreich nach wie vor im Grunde obenauf ist, daß Fabrikate nach dem Werthe verzollt werden und nicht nach dem Gewicht. Eine freihändlerische Entwicklung des Tarifs, wie sie in Deutschland vor sich geht, drängt mit Naturgewalt auf Vereinfachung hin, folglich auf Gewichtzölle; eine schutzzöllnerische Entwicklung mit der nämlichen Naturgewalt auf Anpassung des Zolls an die Productionskosten, an das Maß der in den Waaren steckenden menschlichen oder vielmehr „nationalen" Arbeit, und demgemäß auf eine immer zunehmende Vervielfältigung und Unterscheidung der Zollsätze.

In Frankreich ist aber nicht bloß der bestehende Tarif oder irgend eine Partei noch schutzzöllnerisch, sondern der ganze öffentliche Geist. Man erinnere sich, wie erst der englisch-französische Zollvertrag und dann die übrigen freihändlerisch reformirenden Verträge zu Stande gekommen sind: lediglich durch die erleuchtete Initiative des Kaisers, da die populäre Agitation, welche sich unter des unvergeßlichen Bastiat Führung 1846/47 an die triumphirende englische Freihandelsbewegung anschloß, im darauffolgenden Jahre durch die Revolution und die socialistischen Kämpfe unterbrochen und nachher niemals wieder aufgenommen war. Diese Verträge, zumal der breschelegende englische, haben nun zehn Jahre lang gegolten und unbestreitbar zum entschiedenen Segen. Aber zum Freihandel bekehrt hat ihre Wirksamkeit die öffentliche Meinung noch lange nicht. Als dem Gesetzgebenden Körper Anfang 1870 die Mitentscheidung über Handelsverträge zufiel, sah man allgemein der Abstimmung mit Unsicherheit entgegen; und wohl nur der Druck der Regierung, in der aber neben dem Freihändler Ollivier ebenfalls noch Schutzzöllner saßen, verhinderte damals eine Kündigung. Jetzt ist dieselbe England gegenüber durch den revolutionären Handelsminister Dorian erfolgt, ungeachtet Birmingham und Sheffield während des Krieges soviel gethan haben, englische Einfuhr beliebt zu machen. Noch stärker zeugt das gar nicht zu quali-

ficirende Verlangen der Schutzzöllner von Rouen, ihnen mitten in einem unerhört erschöpfenden Kriege neue Exportprämien für die nach den französischen Colonien versandten Industrie-Erzeugnisse zu bewilligen, für die Stärke und Zuversicht der schutzzöllnerischen Tendenz in Frankreich, der der Haß gegen die kaiserliche Hinterlassenschaft, zu welcher vor Allem die Handelsverträge gehören, obendrein reichliche Nahrung im allgemeinen Bewußtsein zuführt. Die Schutzzölle sind es ja auch lange nicht allein, worin der unglückliche, krankhaft übertriebene Hang des Franzosen, Alles vom Staate zu erwarten und für alle seine Wünsche und Interessen die Staatsgewalt auszubeuten, sich darstellt. Die Subventionen an die großen transatlantischen Dampflinien, die Prämien für den Seefischfang sind desselben Geistes Kinder, denen dann der Socialismus der arbeitenden Classen ganz entsprechend seine phantastischen Forderungen zu Gunsten des vierten Standes gegenüberstellt. Daß die französische Bourgeoisie vor diesem furchtbar drohenden Spiegelbilde ihrer unbesonnenen Begehrlichkeit nicht erschrocken in sich gegangen ist und fortan auf jeglichen Mißbrauch der Besteuerungsgewalt des Staates verzichtet hat, spricht mehr als irgend etwas Anderes dafür, wie tief dieser Zug im Geiste der Nation steckt. Man wähne daher nicht, ihre Unterhändler würden in Versailles ein offenes Ohr für die Beredsamkeit haben, mit welcher Minister Delbrück ihnen die Segnungen des Freihandelssystems auseinandersetzen mag. Cobden hatte vor zehn oder elf Jahren mit dem Kaiser Napoleon weit leichteres Spiel; denn der hatte, als er noch ein obscurer Flüchtling war, im Winkel der großen Meetings der Anti-Corn-Law-League gesessen und die Argumente der Cobden, Bright, Perronet Thompson u. s. w. gelehrig in sich aufgenommen. Die Franzosen aber, mit denen unser Bevollmächtigter zu thun haben wird, können kaum etwas Anderes als Freihändler von der Bourgeois- oder von der Ouvriers-Sorte, Schutzzöllner oder Socialisten sein.

Es ist daher auf der einen Seite zwar dringend zu empfehlen — wie die Hamburger Handelskammer mit ihrem echt hanseatischen politischen Instinct bereits gethan hat — daß die Gelegenheit der Friedensverhandlung mit ihrem starken außerordentlichen Trumpfe nicht vorübergelassen werde, um alles Nothwendige von vornherein zu sichern, nicht den unsichern Ausgang nachfolgenden Special-Erörterungen anheimzustellen. Auf der andern Seite aber werden wir uns bescheiden müssen, wenn gleichwohl nur sehr mäßige Zugeständnisse erlangt werden, da Graf Bismarck doch an der Höhe eines Zollsatzes nicht das Zustandekommen des Friedens scheitern lassen kann. Die Franzosen haben hier eben den relativen Vortheil patriotischer Bornirtheit voraus, während unsre in Handelssachen kosmopolitisch denkenden und fühlenden Unterhändler im Vollbewußtsein der neuen Blüthe und Größe Deutschlands zu übertriebenen Sorgen schlechterdings nicht aufgelegt sein werden.

Seien wir demnach zufrieden, wenn, abgesehen von der einen oder anderen Vorsorge für die Industrie von Elsaß und Deutsch-Lothringen, nur der aufgehobene alte Handelsvertrag, so wie er ist, wieder in Kraft gesetzt werden wird. Im übrigen müssen wir auf die Kraft des Beispiels freihändlerischen allseitigen Gedeihens bauen, das wir ohne Zweifel entschlossen sind, den Franzosen und anderen Nachbarvölkern zu geben.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vor den Reichstagswahlen. Stuttgart, 11. Februar. Die bevorstehende Wahl zum ersten Reichstag frischt in Württemberg wieder lebhaft das Gedächtniß jener Vorgänge auf, von welchen vor drei Jahren unsere Wahlen zum ersten und einzigen Zollparlament begleitet waren. Aber mit dieser Erinnerung verbindet sich zugleich das frohe Gefühl dessen, was wir seit jener Zeit erlebt und errungen, und welche politische Umwälzung inzwischen in unserem Lande vorgegangen ist.

Jene Wahlen haben im Lande eine schlimme Saat ausgestreut; bitter rächte sich das unnatürliche Bündniß, in welches sich damals aus Haß gegen Preußen das Ministerium Varnbüler-Golther-Mittnacht mit den Demokraten vom „Beobachter" und den Ultramontanen einließ. Das Uebergewicht, welches den zweifelhaften Elementen der Volkspartei die Protection der Staatsorgane verschaffte, mußte nach Kurzem Zustände heraufführen, welche die Regierung zu ernstlicher Selbstbesinnung herausforderten. Die erstaunlich dreist betriebene Volksagitation zur Abschaffung des Militärs machte endlich das Maß voll. Noch vor dem Ausbruch des Kriegs kam es zu jener Krisis, in welcher Herr v. Golther beseitigt und eine erste, noch etwas verschämte Schwenkung zur nationalen Partei gemacht wurde. Was die Rücksicht auf die innere Lage des Königreichs begonnen hatte, kam dann unter dem Sturm und Drang des vorigen Sommers rasch zur Reife. Herr v. Varnbüler überlebte als Minister des Auswärtigen nur wenige Wochen den Ausbruch des Krieges. Gleich nach Sedan sah man an den Staatsgebäuden die schwarz-roth-weiße Flagge aufhissen, die bis dahin das verhaßte und verfehmte Abzeichen der kleinen nationalen Partei gewesen war. Die Neuwahlen am 5. December führten dieser Partei die unbestrittene Mehrheit in der Kammer zu, und die Verträge von Versailles, was immer ihre Mängel waren, fügten Württemberg als Glied in das Deutsche Reich ein. So vermag heute die deutsche Partei, die im heißen Wahlkampf zum Zollparlament, obwohl unterlegen, doch zuerst ihre Lebenskraft erprobt hat, ohne Groll und Bitterkeit auf die

Gehässigkeiten jener kleinlichen Tage zurückblicken, ihre Genugthuung ist vollständig: Der Name des Herrn v. Mittnacht, der ihren Ankläger im Zollparlament machte, steht unter den Protokollen von Versailles, und Herr v. Varnbüler, der als allmächtiger Minister dafür gesorgt hatte, daß nicht ein einziger Candidat der nationalen Partei in jenes Parlament gewählt wurde, bewirbt sich heute bei derselben Partei um ein Mandat in den Reichstag.

Daß das Ministerium nach längerem Schwanken sich entschloß, die Verfassungsverträge nicht der alten „großdeutschen" Kammer, — die sie zwar ohne Zweifel gleichfalls genehmigt hätte, — sondern einer neugewählten Kammer vorzulegen, hat sich als eine überaus glückliche und dankenswerthe Maßregel bewährt. Der Umschwung, den die große Kriegszeit in den Tiefen der Bevölkerung hervorgebracht, hat in den Neuwahlen gleichsam seine officielle Sanction gefunden, auch die alten Parteien konnten ihn nicht länger in Abrede stellen; nicht allein das Ministerium brach mit ihnen, sondern das Volk selbst drehte ihnen den Rücken. Leicht kamen wir mit der neugewählten Kammer über die Anschlußdebatte hinüber, denn der Kampf auf Leben und Tod mit dem Particularismus mußte nicht erst auf der öffentlichen Tribüne des Parlaments ausgefochten werden wie in Baiern, sondern war schon in den Wahlen auf dem Boden des allgemeinen Stimmrechts durchgekämpft. Und dieser Wahlkampf hatte noch einen anderen großen Vortheil: er bereitete auf's Glücklichste den Boden vor für die Reichstagswahlen.

Die Delegirtenversammlung, welche die deutsche Partei am Sonntag den 5. Februar zu Stuttgart gehalten hat, gab ein erfreuliches Bild von der Stimmung des Landes und läßt das Beste hoffen. In der großen Mehrzahl der 17 Bezirke haben die Nationalen Aussicht ihre Candidaten durchzubringen. Alle bekannteren Häupter der Partei, denen noch vor einem Jahr fast jede Aussicht fehlte, vor dem allgemeinen Stimmrecht in Schwaben Gnade zu finden, werden zum ersten Reichstag in Berlin erscheinen, und herzlich darf man sich freuen, daß es ihnen nach ausdauernder Treue auf einem höchst exponirten Posten vergönnt ist, am Ausbau des Reichs theilzunehmen, an dessen Vorbereitung und Heraufführung auch sie ihre besten Jahre gesetzt haben. Treue, redliche, sachkundige und zum Theil schneidige Genossen wird an ihnen die nationalliberale Partei gewinnen. Ihnen zur Seite dürften einige Abgeordnete erscheinen, die eher zur freiconservativen Partei neigen werden, Sprossen unserer Adelsgeschlechter, aber gleichfalls eifrig der nationalen Sache zugethan. Eine Scheidung zwischen der nationalliberalen und der freiconservativen Richtung hat sich bekanntlich in Württemberg noch nicht vollzogen. Seit dem Jahre 1866 faßte die „deutsche Partei" alle Elemente zusammen, welche das Land aus seiner verderblichen particularistischen Richtung zu reißen bemüht waren. Der Uebermacht des ver-

bündeten gegnerischen Lagers gegenüber mußten auch diesseits alle verwandten Kräfte sich eng zusammenschließen, und besonders unter der vormaligen Reichsritterschaft, selbst unter dem standesherrlichen Adel fanden sich sehr hilfsbereite und zuverlässige Bundesgenossen. Auch hat sich bis heute ein Bedürfniß nach einer Scheidung dieser Elemente noch nicht fühlbar gemacht, obwohl die deutsche Partei im vorigen Jahre ihren Anschluß an die Organisation der nationalliberalen Partei erklärt hat, und der Wahlaufruf, den sie am 5. Februar erließ, ganz im Sinne der genannten Partei gehalten ist.

An Candidaten ist im allgemeinen kein Mangel, trotz der Diätenlosigkeit, deren Beseitigung hier keineswegs eine allgemeine Forderung des Liberalismus ist, wie dies in Baiern der Fall zu sein scheint. Doch ist die Auswahl tauglicher Persönlichkeiten allerdings in mehr als einer Richtung erschwert, und manche Candidatur kann sich hervorwagen, die unter anderen Umständen undenkbar wäre. Nicht überall wird die Wirkung der Diätenlosigkeit ganz dieselbe sein. Hier in Württemberg scheint sie sich zunächst darin zu äußern, daß die Regierung weniger unmittelbar sich in die Wahlen mischen kann. Es fehlt ihr an Material, um eigene Candidaten aufzustellen. Freilich hat sie auch keinen Grund, die nationalen Candidaten zu bekämpfen, denn das käme sofort jenen Parteien zu Gute, deren Einfluß so eben erst glücklich zurückgedämmt worden ist. Aber wenn bei den Landtagswahlen es der Regierung leicht ist, durch die Aufstellung von Beamten, Ortsvorstehern u. s. w. sich eine eigene Partei zu machen, eignen sich diese Kategorien nicht ebenso zur Vertretung im Reichstag. Es wird kaum die eine oder andere Candidatur erscheinen, die als eigentlich gouvernemental zu bezeichnen ist und etwa jenen gemilderten Particularismus repräsentirt, den man im Königreich Sachsen mit dem feierlich klingenden Ausdruck „bundesstaatlich-constitutionell“ zu nennen beliebt. Dagegen wird der Vollblut-Particularismus die Genugthuung haben, sich durch den unvermeidlichen Moritz Mohl repräsentirt zu sehen. Als dieser im December seine Wahlreisen für den Landtag machte, erklärte er sich überall als leidenschaftlichen Gegner der nichtswürdigen Reichsverfassung, aber in demselben Athem verkündete er, daß er, im Fall die landesverderblichen Verträge gleichwohl genehmigt würden, bereit sei, auf Grund der Verfassung einen Sitz im Reichstag anzunehmen, um wenigstens mit seinen schwachen Kräften die unseligsten Folgen vom Lande Württemberg abzuwehren. Jetzt ist er denn in der That der Erste gewesen, der noch unaufgefordert einem Wahlbezirk sich als Vertreter angeboten hat, und nicht leicht wird der zähe, unermüdliche Mann zu verdrängen sein; es giebt alte Inventarstücke, die wir, ohne zu wissen warum, auch in die neue Wirthschaft mit hinübernehmen.

Nichts konnte den Unterschied der Zeiten so deutlich illustriren als die

Delegirtenversammlung der Volkspartei, welche an demselben Tage wie die der deutschen Partei gleichfalls zu Stuttgart gehalten wurde. Vor einem Jahre geberdete sich diese Partei nicht anders, als ob sie, gestützt auf den souveränen Volkswillen, der eigentliche Herr im Lande sei. Heute ist sie selbst zu dem Geständniß genöthigt, daß ihr der Boden entzogen und sie zur Ohnmacht verurtheilt ist. Zur selben Zeit, da die Secte der Jacobiten zu Berlin ein Programm aufstellt, das sie mit Hilfe ihrer süddeutschen Freunde durchzusetzen gedenkt, erklären eben diese Freunde, nicht mehr mitspielen zu wollen. Schon vor einigen Wochen hat Karl Mayer, im Verdruß darüber, daß die Weltgeschichte sich lediglich nichts um seine Doctrinen zu kümmern fortfährt, die Redaction des „Beobachter" niedergelegt. Jetzt in der Versammlung, in welcher zum erstenmal das Verhalten der Partei im neuen Reich erörtert wurde, vertrat er mit wenigen gleichgesinnten Fanatikern die Ansicht, daß sich die Volkspartei gänzlich jeder Betheiligung an den Reichstagswahlen enthalten solle. Sie würde im andern Fall, meinte Karl Mayer, Kaiser und Reich „anerkennen", und eine solche Zumuthung ist allerdings der schwäbischen Volkspartei um so weniger zu machen, als sie bekanntlich noch weit zurück ist und noch nicht einmal den Thatsachen von 1866 ihre „Anerkennung" gewidmet hat. Allein der größere Theil der Versammlung war doch beflissen, die Hoffnungslosigkeit in eine etwas mildere Form zu kleiden. Die Volkspartei, so wurde beschlossen, werde zwar keine eigene Candidatenliste aufstellen, aber es solle ihren Mitgliedern unbenommen sein, je nach Umständen für Candidaten demokratischer oder großdeutscher Richtung thätig zu sein. Vielleicht erinnert man sich auch des seltsamen Verhaltens, durch welches dieselbe Volkspartei bei den Zollparlamentswahlen geglänzt hat. Damals nämlich hatten in gleicher Weise die Führer derselben, weil sie die Institution des Zollparlamentes, diese „Machenschaft" des Grafen Bismarck nicht „anerkennen" wollten, den feierlichen Beschluß gefaßt, daß die Partei sich gänzlich der Betheiligung an den Wahlen enthalten solle. Allein als dieselbe dann den Herrn v. Varnbüler so eifrig in der Arbeit sah, die Wahl des Landes ausschließlich auf Leute von unverfälschtem Particularismus zu lenken, gelüstete es sie gleichfalls, Hand mit an das gute Werk zu legen, plötzlich sah man sie trotz jenes förmlichen Verbots der Parteiversammlung mit unbegrenzter Hingebung für die Candidaten des Herrn v. Varnbüler ins Zeug gehen, und für Einige von ihnen fiel sogar dabei selbst noch ein Sitz im Zollparlament ab. Auch jetzt hätte sich der Chorus der Volkspartei an ein Verbot der Führer nicht gekehrt; sie können keine eigene Candidaten aufstellen, aber wo dem nationalen Bewerber ein particularistischer oder ultramontaner Candidat gegenübergestellt wird, werden sie ihm nach besten Kräften behilflich sein.

Die Ultramontanen verdienen noch ein besonderes Wort. Besser als die Volkspartei verstehen sie es, daß große Ereignisse dazu da sind, um etwas aus ihnen zu lernen. Bis dahin hat man sie in Württemberg immer im engsten Bündniß mit der rabiatesten Demokratie gesehen. Eben dadurch war die Macht der Volkspartei so gewachsen, daß sie überall auf den katholischen Clerus und dessen willige Untergebene zählen konnte; man begreift, was das heißt, in einem Lande, dessen katholische Bevölkerung ein volles Drittel beträgt. Zu einer Zeit, da das einzige Feldgeschrei war: Haß und Widerstand gegen Preußen, war den Ultramontanen der ärgste Preußenfresser genehm, mochte er im Uebrigen sein, wer er wollte. Durch ihre Hilfe wesentlich kamen damals, von Probst nicht zu reden, die Mohl, die Becher, die Neurath, die Schäffle (zur Zeit k. k. cisleithanischer Handelsminister) ins Zollparlament nach Berlin. Aber heute ist die Parole eine andere. Seitdem das Reich aufgerichtet ist, kann die Absicht kluger Leute nicht die sein, sich demselben mißvergnügt vis à vis zu setzen, wie die Demokraten am Nesenbach thun, sondern in dasselbe einzudringen und sich innerhalb desselben so wohnlich als möglich einzurichten. Die Losung, wie sie angeblich von einigen hohen Autoritäten der katholischen Geistlichkeit neuerdings ertheilt ist, lautet dahin: möglichst viele Katholiken wählen, aber nicht solche, welche bisher durch Bellen wider Preußen (wörtlich!) sich ausgezeichnet und dadurch in Berlin mißliebig gemacht haben, sondern, um es mit einem Wort zu sagen, Männer nach dem Herzen des Herrn A. Reichensperger. Die katholische Partei giebt sich der Hoffnung hin, sich möglichst aus dem Süden zu verstärken, und man fahndet deshalb auf gut katholische, aber zugleich in politischen Dingen maßvolle, ja so zu sagen nationalgesinnte Seelen: es gilt eine Art Reichscatholicismus zu etabliren, dessen Ziele wir hier nicht weiter kritisch zu verfolgen gedenken, der aber hierzulande wenigstens insofern einen Fortschritt bedeutet, als er dazu beitragen wird, dem Volk daß unmäßige Schimpfen auf Preußen abzugewöhnen. Und er ist ein Beweis, daß Parteien, die sich eine Zukunft zutrauen, ihre Stellung innerhalb des Reiches nehmen.

Alles in Allem: Ein Ergebniß ist bei diesen ersten Reichstagswahlen jetzt schon außer aller Frage, und es ist ein großes: es wird im Reichstag keine „süddeutsche Fraction" mehr geben. Diese Mainlinie innerhalb der Vertretung deutscher Nation ist mit dem Zollparlament glücklich und für immer zugeschüttet.

Luxemburger Briefe. I. Vor Allem, wer sind wir? Das erste Volk der Welt, wenn man bei uns zu zählen anfängt. Wir sind längst davon überzeugt, daß wir — zwar ein kleines, aber doch sehr bedeutendes Volk sind. Was uns nicht wenig verirte, war das lange Stillschweigen der übri-

gen Völker über uns. Man that, als ob man uns durchaus ignorirte. Aber das ist nun vorbei. Man spricht heute in allen Zeitungen von uns, und in der „Kölnischen" obendrein. Nichts beweist besser unsere große Bedeutung in der Welt, als die Mühe, die man sich nach allen Seiten gibt, uns zu annectiren. Frankreich will uns und Deutschland will uns. Sogar Belgien möchte uns, wenn es dürfte. Wenn unser König-Großherzog und unser Prinz Statthalter stolz auf uns sind, wer will sie tadeln? Viele Leute sind's um weit Geringeres. Unsere Feinde thun, als ob wir die Strudel- und Prudelwitze von ganz Deutschland seien. Uns liegt gar nichts am Witze, nichts an dem und nichts an jenem. Wir sind Leute, die Alles, was sie brauchen, mit der Muttermilch eingesogen haben. Nur die Franzosen nähern sich uns in dieser Hinsicht. Darum sind wir auch so gute Freunde von ihnen. Wir halten sehr viel auf anständige Freundschaften. Noblesse oblige. Wären wir nur erst so weit, daß wir Alle die französische Sprache sprechen und verstehen könnten. Es ist eine Schande, daß ein Volk wie wir deutschen Stammes sein mußte, und daß kaum ein Procent von unsern 200,000 Seelen französisch spricht und schreibt. Doch das verhindert unsere Bauern nicht, stolz auf unser Französisch zu sein. Bereitwilligst lassen sie sich von ihren Gemeindevorstehern, ihren Notaren, ihren Advokaten, ihren Richtern u. s. w. auf französisch ein X für ein U machen. Auf deutsch ginge das ganz und gar nicht: alle Welt würde protestiren. Dem Französischen verdanken wir die Ruhe im Lande. Unsere Bauern wären längst eben so gute Republikaner als die Amerikaner, wenn sie den Witz verständen, den wir ihnen vormachen bei jeder Gelegenheit und Ungelegenheit. O göttliches Französisch! Wer versteht, wer ergründet dich ganz und schätzt dich nach Verdienst? Sogar unsere Regierung selbst ist noch in alle Feinheiten und Spitzfindigkeiten dieser hehren Sprache nicht eingeweiht. Die Ostbahngesellschaft hätte sie sonst nicht so oft schon mystificirt. Bei solchen Mystificationen gewinnt weder die Regierung noch wir Andern. Ein Trost dabei ist jedoch, daß der Gewinn einer französischen Eisenbahngesellschaft zu Gute kommt. Käm' er an Preußen, man müßte sich todtschießen.

Was uns am meisten ärgert, ist, daß dieses verfluchte deutsche Volk nicht in unseren Ton einstimmen will. Unser „Wort für Wahrheit und Recht" hat Recht, und wenn es auch hundertmal ein Jesuitenblatt ist: Die Preußen sind des Teufels. Wie haben sie das arme Frankreich zugerichtet! Wem stehen nicht die Haare zu Berge bei den schauerlichen Beschreibungen im „Wort" und im „Avenir"? Daß sie die armen Leute, die Freischützen, nicht fressen, ist Alles. Das einzige Gut an Deutschland sind seine — Thaler. Hat uns der Zollverein deren eingebracht, Herrje! Aber weit lieber sind uns dennoch die Zwanzigfrankenstücke, und wenn's auch Napoleon's sind. Doch

gleichviel, auch ein Thaler hat sein Gutes, wenn er auch nur 3,75 Frcs. werth ist. Wir hätten — sagt das „Wort" — auch gar nichts gegen die Thaler, wenn sie allein kämen und den deutschen Michel daheim ließen. Wir könnten die Preußen sogar leiden, wenn sie weiter nichts von uns wollten, als daß wir im Zollverein blieben. Aber da kommen die Barbaren (siehe „Wort" und „Avenir") und verlangen, wir sollen die Pickelhaube aufsetzen und Chaumigrem (siehe „Asiatische Banise") spielen. Den Teufel auch! Am Ende kommen sie gar und fordern, daß wir lutherisch werden. Pah! — Wir haben Deutschland Ehre genug erwiesen, als wir uns dazu herabließen, seine paar Thaler anzunehmen, die uns sein Zollverein einbrachte. Was ist denn so viel daran, wenn Deutschland für unsere materielle Wohlfahrt Sorge trug? Was ist so Großes dabei, wenn es unsere Industrieen hob und in Flor brachte? Lebt denn der Mensch von Brod allein? Wo die Deutschen nur für den Leib sorgten, da sorgten die Franzosen für unseren Geist. Wären wir wohl sonst das zweitgeistreichste Volk der Welt geworden? Hätte uns sonst der deutsche Michel so herzlich beneidet, und wären heute die Preußen so erpicht, uns zu annectiren? Wer kennt nicht den gewaltigen Einfluß der französischen Literatur auf unsere Sitten! Unsere feinen Manieren, unseren Takt, unsere noblen Passionen, kurz alles Noble in unserer persönlichen Darstellung — wem verdanken wir sie, wenn nicht dem Umgange mit den Franzosen? Wer sagt uns so genau, was wir zu wissen wünschen, als die französischen Zeitungen? Das „Wort" thut das zwar auch, aber es schreibt dabei nur die französischen Blätter und Depeschen ab. Und unser französisches Theater — wären uns ohne dasselbe je die göttlichen Meisterwerke eines Offenbach, und all die feinen Vaudeville's des Metzer Repertoire bekannt geworden? Was aber hat uns Deutschland gegeben? Schiller und Göthe, Mozart und Weber. Veraltetes Zeug ohne chic noch chien. Aber sprecht uns von der Grand' duchesse de Gerolstein! da ist Leben! da ist Geist! und die Musik!... herrlicher, göttlicher Offenbach! weiter sagen wir nichts. Und wie das Theater so bildend auf die Damenwelt einwirkt! Früher gab es unter zehn jungen Mädchen hier neun Betschwestern; heute dagegen sind unsere Fräulein ganz so weit voran als die Damen in Paris. Von zehn haben sich neun emancipirt, und kaum ein Auge zuckt noch bei den Scenen so voll chic und chien auf unserem französischen Theater. Und wenn sich das von unseren jungen Mädchen sagen läßt, was soll man da von unseren jungen Burschen, unseren Fashionables, unserer jeune France u. s. w. sagen. Es sollte uns kaum wundern, wenn uns ein Pariser sagte, sie wären sogar den jungen Löwen der großen Weltstadt bereits in manchen Sachen voraus. Bei uns jedenfalls stehen sie obenan und führen das große Wort. Die Alten lachen dazu und — legen sich auf's Ohr. —

Der Feldzug. Während Jedermann gespannt den Ausfall der französischen Wahlen abschätzt und den ersten Nachrichten über Zusammentritt der Nationalversammlung lauscht, bilden sich um Paris nach der Capitulation die Anfänge friedlichen Verkehrs, welcher so eigenthümlich ist, wie dieser ganze Krieg. Die Bedingungen der Capitulation wurden im Heere und daheim nicht ohne stillen Widerspruch aufgenommen; daß der Einzug den Siegern wenigstens aufgeschoben, daß der Stadt, der eigentlichen Anstifterin dieses Krieges, nicht durch unser Heer die wohlverdiente Demüthigung bereitet werden sollte, hat hier und da verstimmt. Andere Punkte der Capitulation erregten militärische Bedenken, es war vorauszusehen, daß die Ablieferung der Waffen, die gar nicht controllirt werden konnte, nur sehr unvollständig erfolgen würde, und es war zu befürchten, daß die Heeresmacht und aufgeregte Bevölkerung der Stadt, im Fall der Frieden nicht aus diesen Vorbereitungen hervorgeht, immer noch zu einem blutigen, wenn auch resultatlosen Widerstand allzuviele Möglichkeit haben werde, da der Trotz keineswegs gebrochen sei. Dennoch hat die Capitulation im Ganzen betrachtet, genau das Richtige getroffen. Es war eine weise Maßregel, daß unserem Heere der Polizeidienst über 2 Millionen erbitterter Menschen erspart, und unsere Soldaten nicht den täglichen Reibungen und Zusammenstößen mit dem wüthenden Straßenvolk ausgesetzt wurden. Es war ferner durchaus wünschenswerth, daß wir der aus einer Besetzung von Paris nothwendig hervorgehenden Verproviantirung der Stadt und der Verantwortlichkeit dafür enthoben wurden. Was wir jetzt dafür thun, ist guter Wille, im Uebrigen war die Stadt durch Oeffnung einiger Communicationen auf ihre eigene Thätigkeit angewiesen. In Wahrheit hat Paris um acht Tage zu spät capitulirt. Die fürchterliche, selbstverständlich noch immer zunehmende Sterblichkeit beweist das, die Behörden geben selbst zu, daß sie sich über die vorhandenen Vorräthe und deren Beschaffenheit getäuscht haben, deshalb waren die ersten acht Tage nach der Capitulation eine jämmerliche Nothzeit für die Stadt. Unsere Generalintendantur war durch die französische Sprengung jener Brücke bei Toul verhindert worden, die gesammelten Vorräthe über die Maas heranzuschaffen, und unser Heer kam in Gefahr, durch die Concurrenz der Stadt selbst in seiner Ernährung gefährdet zu werden. Daher war nöthig in der Convention zu bestimmen, daß die von unseren Truppen besetzten Landstriche nicht zur Alimentation der Stadt herangezogen werden durften.

Deshalb ist auf die Capitulation ein eigenthümlicher Zustand gefolgt. Seit unsere Truppen die sämmtlichen Forts besetzt, gegen die Stadt gesichert und die Geschütze auf die Häusermasse gerichtet haben, bewachen unsere Posten das Zwischenterrain 5—800 Schritt von der Enceinte. Es ist ein schwerer, herzbedrückender Dienst. Die Posten haben strengen Befehl, auf den besetzten Stellen keine Lebensmittel in die Stadt zu lassen, ihnen gegenüber standen in den ersten Tagen die armen Leute aus der Stadt weinend und jammernd. Und doch war nicht zu helfen. Durch mehrere Monate ist die Masse der Bevölkerung von der Regierung erhalten worden, es ist natürlich, daß sie auch jetzt diesen Anspruch erhebt, die Regierung hat nicht die Kraft zu widerstehen, noch lange nicht die Mittel, das Bedürfniß völlig zu befriedigen. Sie hat einen sehr schweren Stand und noch viele Jahre werden die innern Verhältnisse von Paris die große Noth jeder künftigen Regierung sein.

Unterdeß bedeckten sich die Straßen, welche von Paris in das Land führten, mit kräftigen Männern von militärischem Aussehen, in Massen zogen sie aus der Stadt, den schwarzen Tornister der Mobilgarde mit der braunen Soldatendecke auf dem Rücken, mit und ohne Passierschein. Es waren Mobilgarden, bisher die beste Besatzung der Stadt, welche nach der Convention kriegsgefangen und in Paris internirt bleiben sollten. Aber die Regierung ist froh, die unsicheren Soldaten loszuwerden, und unsere Posten sind nicht geneigt, den Passierschein der Auswanderer streng zu controlliren, denn sie halten die Heimreise der Leute für eine Bürgschaft des Friedens.

Auch die Bewohner der Umgegend ziehen in Haufen aus der Stadt, suchen ihre Wohnungen auf, richten sich unter den Truppen ein, und öffnen die Läden. Auch für sie ist das Ende des Krieges gekommen, und Viele von ihnen beeilen sich, noch rasch etwas zu verdienen. Ueberall um Paris bilden sich Verkaufsstellen, wo früher unheimliche Oede war. Die Eisenbahnen fahren ihr Material heran und richten den Betrieb ein, Brücken und Wege, welche durch die Franzosen mit soviel Aufwand von Sorgfalt zerstört waren, werden von ihnen eifrig wieder hergestellt. Das Friedensbedürfniß wird täglich größer. Die Ueberzeugung, daß der Krieg zu Ende sein müsse, ist in und um Paris ganz allgemein, und es ist nur noch schwache Phrase, wenn man hier und da von den schönen Provinzen spricht, die man nicht missen könne. In Wahrheit hat man sich mit der Idee des Abtretens vertraut gemacht. Die Illusionen sind plötzlich zerstört. Die Nationalgarden und Mobilen tragen noch ihr Käppi mit Nummer, die Mobilen unter der Blouse ihre dunkelblaue Hose mit breiten rothen Streifen, aber beide haben das Kriegsspiel herzlich satt, ebenso die Reste der Linie, welche auch nicht mehr fechten wollen. Dieselbe Stimmung verbreitet sich von Paris und dem Norden täglich weiter in das Land, die Armeen Faidherbe, Chanzy, Bourbaki sind kampfunfähig, es giebt keine Kraft des Widerstandes mehr, daß Gambetta entsagte, daß Garibaldi auf eine Stelle in der Nationalversammlung verzichtete, gilt überall als Symptom, daß es mit dem Widerstand zu Ende sei.

Unsere Armeeleitung erweist in ihren militärischen Maßregeln jede Vorsicht, aber auch in Versailles weiß man, daß der Krieg zu Ende ist. Und deshalb galt dort für die richtige Politik, der provisorischen Regierung, zumal Herrn Jules Favre, jede Courtoisie zu erweisen, und Alles zu vermeiden, was die Autorität derselben in Paris und Frankreich schwächen könnte. Daher im letzten Grunde diese Capitulationsbedingungen. Solche Schonung ist im höchsten Interesse Frankreichs und zugleich in unserem, denn wir brauchen jetzt vor Allem eine Autorität, mit welcher wir Frieden schließen können.

Was aus Frankreich wird, wenn wir abgefunden sind? Dann erst wird der Streit der Parteien heftig entbrennen, der innere Kampf, wer fortan herrschen soll. Die Wahlen und die übermächtige Betheiligung des Landvolks beweisen, daß die Partei der gemäßigten Republikaner Mühe haben wird, sich gegen die monarchischen Factionen zu behaupten, welche wieder mit großer Feindseligkeit gegen einander stehen, hier Orleans, dort Napoleon. Der Letztere hat seine Aussichten durch ein Manifest nicht verbessert, welches nach allen Richtungen übervorsichtig sich eines deutlichen und gemeinverständlichen Wollens enthält. Hat Herr Jules Favre den Ehrgeiz, Regent von Frank-

reich zu werden, uns soll er recht sein. Er ist ein ehrlicher Mann, und er hat in den letzten Monaten theures Lehrgeld in strenger politischer Schule gezahlt. ♀

Die übergetretene Armee. — Lausanne, 8. Februar. Zeitgenossen und in noch höherem Grade Augenzeugen einer großen geschichtlichen Begebenheit laufen Gefahr, über den zahllosen sich ihnen aufdrängenden Einzelheiten die Bedeutung derselben für das Ganze zu vergessen; es kann leicht geschehen, daß sie die verschiedenen Factoren, welche das Ereigniß herbeigeführt, zu hoch oder zu niedrig anschlagen, je nachdem sie sie mehr oder weniger kennen. Wer aber, ohne den Zusammenhang aus den Augen zu verlieren, die Ereignisse in ihrem Werden, ihre Consequenzen in allen ihren Bestandtheilen verfolgen kann, dem ist es gegeben, müheloser als Andere das Geschehene zu begreifen und zu beurtheilen, weil dessen Gründe und Ursachen schon analysirt ihm vorliegen. In dieser bevorzugten Lage stehen wir Bewohner der schweizerischen Grenzcantone. Wer die Trümmer des jüngst noch so stolzen Heeres Bourbaki's betrachtete, dieser letzten Hoffnung Frankreichs, dem wird es leicht begreiflich, warum diese 120,000 Mann den 40,000 Werder's nichts anhaben konnten, warum diese Armee, die Belfort entsetzen und in Deutschland einbrechen, morden und sengen sollte, gegen die deutschen Linien zerschellen mußte.

Von ihrem eiligen Uebergang auf schweizerischen Boden, von dem unglaublichen Elend in dem Menschen und Pferde sich befanden, werden die Tagesblätter nach Deutschland genug berichtet haben; den Lesern dieser Wochenschrift wird es aber vielleicht nicht uninteressant sein, zu hören, was die Leute sagten, wie sie dachten und empfanden. Vor Allem soll bemerkt sein, daß keine Beschreibung von der Auflösung, der Demoralisation, dem Jammer dieser Reste eines großen Heeres übertrieben sein kann; beim Anblicke dieser unendlichen Leiden mußte das Mitleid siegen über den Gedanken, daß sie nur Strafe und Vergeltung sind für Hochmuth und Vermessenheit, für blinde Wuth, unverbesserliche Unwissenheit und Verblendung. Und doch soll das, was wir hier erlebt, nichts sein im Vergleich zu dem, was an der Grenze selbst sich zutrug, wo die Furcht vor den verfolgenden deutschen Granaten die Schritte der Flüchtlinge noch zum letzten Male beschleunigte! — Es ist viel von den ungeheueren Betrügereien geschrieben und geredet worden, welche die Armeelieferanten, wie verlautet, meist Lyoner Kaufleute, verübt haben. Soweit Schreiber dieser Zeilen beurtheilen kann, ist das Meiste von dem, was man sagte, wahr und damit zu den gleichen Vorkommnissen im amerikanischen Kriege ein würdiges Seitenstück geliefert: die inneren Lagen der Schuhsohlen bestanden vielfach aus Pappdeckeln, die Zeuge zu den Kleidern waren so schlecht, daß die Wolle derselben sich mit der Hand abstreifen ließ! Die Gewehre der Mobiles aus Savoyen platzten, ohne scharf geladen zu sein, gleich beim ersten Schusse; die meisten neugebildeten Truppenkörper hatten erst in Dijon Chassepots und — allerdings prächtige — Remington's erhalten; die größte Mehrzahl dieser Soldaten schossen zum ersten Male in ihrem Leben, als sie vor dem Feinde standen. Und diese Schaaren schickte Gambetta den deutschen Regimentern entgegen: die zartfühligen und mitleidigen Neutralen erheben ein großes Geschrei, wenn einige im Hinterhalte

erwischte Franctireurs aufgeknüpft werden — was mögen sie zu dem brüderlichen Wohlwollen des republikanischen Dictators gegen seine Mitbürger sagen? Die Leute kommen nun zerlumpt, oft barfuß, Alle halb erfroren und verhungert an, im Zustande der äußersten Erschöpfung. Das Holzzeug der Wagen ist oft von den Pferden abgenagt, die überhaupt noch mehr gelitten zu haben scheinen als die Menschen. An der Menge der gewöhnlichen, noch von ihren Besitzern geführten Fracht- und Bauernwagen konnte man übrigens sehen, daß die Franzosen das Requiriren im eignen Lande recht gründlich verstehen. Der mildthätige Sinn unserer Bevölkerung zeigte sich da auf's Schönste, namentlich in den unteren Classen: Kleider, Schuhe, Nahrungsmittel aller Art wurden den Franzosen reichlich gespendet, ja die Bauern überließen den am meisten Leidenden oft mitten in der Nacht ihre warmen Betten! Ein Glück, daß die Privatwohlthätigkeit sich so thätig zeigte, denn vom Staate war noch so gut wie nichts organisirt.

Es ist ja wohlbekannt, der Franzose wird nie geschlagen, er wird immer verrathen. Das war auch regelmäßig das erste Wort, das man von den Flüchtlingen vernehmen konnte, wenn sie einmal erst etwas erholt waren. Der Gemeine klagte seine Officiere der Feigheit und des Verraths an, der Officier die obere Führung. Jeder, den man ausfragte, tadelte bitter die Anordnungen seines Commandanten, er würde es viel besser gemacht haben; immer, wenn sie die „Preußen" vertrieben und gute Stellungen eingenommen hatten, wurde zum Rückzug geblasen, immer waren sie dreihundert gegen viertausend, immer waren sie überrascht worden, was natürlich nur durch Verrath so kommen konnte. „Nos généraux sont plus Prussiens que les Prussiens," sagte ein Corporal einer Lyoner Marschlegion. Man braucht nicht Militär zu sein, um einzusehen, daß mit einer Truppe in solcher Stimmung nichts zu machen ist; und diese Stimmung ist nicht etwa erst seit den letzten Tagen entstanden, sie war da von Anfang an — Gambetta hatte das beste Beispiel gegeben. Große Erbitterung gegen die Deutschen legten die Leute in den seltensten Fällen an den Tag; sie waren durchgängig herzlich froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein und schlafen zu können mit dem sicheren Bewußtsein, nicht durch einfallende Granaten geweckt zu werden. Mit ihrer neuen Lage schienen sie recht zufrieden, denn den Krieg haben sie fast alle gründlich satt. Alle zeigten sich dankbar für die ihnen erwiesenen Wohlthaten.

Nicht weniger schlimm als das herrschende Mißtrauen ist die Eifersucht und Abneigung der verschiedenen Contingente untereinander. Dies Heer war — und daran erkennt man auch, daß es der letzte verzweifelte Versuch Frankreichs gewesen, — aus allen möglichen Truppentheilen bunt zusammengesetzt: Linie, Marschregimenter (aus den Ersatzbataillonen formirt), Mobiles, mobilisirte Nationalgarde; von dem äußersten Westen und der spanischen Grenze, von den Bergen Savoyens und den Fabrikgegenden der oberen Loire waren sie zusammengeströmt, einander nicht kennend, verschieden armirt und uniformirt; dazwischen Reste kaiserlicher Cavallerieregimenter, stattliche Pionnierabtheilungen, berittene Gensdarmerie, noch immer würdevoll und selbstbewußt; arabische Reiter, Zuaven, Garibaldiner, Franctireurs mit Galgengesichtern und im Costüm von Theaterbanditen, darunter viele Irländer und Amerikaner, widerliche Turcosfratzen fehlten auch nicht. In langen Colonnen,

einander drängend und stoßend, dann wieder in kleinen, vereinzelten Gruppen kamen sie, über die schneebedeckten Landstraßen stundenweit sich hinziehend. Beim fahlen Mondscheine ein düster phantastischer, unvergeßlicher Anblick! Und Alle warfen die Schuld auf die Andern, mit den heftigsten Anklagen und Schmähungen; nur sehr vereinzelt fand sich ein Philosoph, der offen gestand: Alle sind schuldig!

Die Haltung der internirten Truppen ist eine sehr verschiedene. Während die Liniensoldaten, namentlich die Gensdarmen, die lauter ausgediente, decorirte Unterofficiere von ziemlich hohem Bildungsgrade sind, noch militärische Zucht und Anstand zu bewahren suchen, auf Sauberkeit ihrer Person und ihrer Uniform halten, scheinen sich die meisten Mobiles gerade in der völligsten Verwahrlosung zu gefallen: Bei ihnen ist jedes Band aufgelöst, jede Disciplin vergessen. Was die Officiere betrifft, so ist wenig Gutes von ihnen zu sagen; um ihre Leute kümmern sie sich gar nicht; da sie selbst ziemlich gut daran sind, zeigen sie auch keine Spur von Theilnahme für die Leiden der Anderen. Bei der Ankunft in jedem Orte war regelmäßig ihr erstes, Alles aufzuessen, was die Wirthshäuser boten, während die Mannschaft oft stundenlang bei bitterer Kälte im Schnee wartete, bis die Bevölkerung etwas für sie bereitet haben konnte. Während des Feldzugs hatten sie es nicht besser gemacht! Jetzt schlendern sie in eleganten Anzügen umher, erfüllen alle Caffee's und schicken sich in die neuen Umstände, wie weiland Emile Ollivier, mit leichtem Herzen! Ein charakteristischer Zug möge doch noch angeführt werden: Mehrere Officiere machten hier gleich in den ersten Tagen ziemlich bedeutende Ankäufe von Uhren und Goldsachen, die sie freilich sofort mit französischem Papier bezahlen mußten. Dann aber entkamen sie in Civilkleidern und benutzten die Gelegenheit, um die Republik zu betrügen, da die oben genannten Gegenstände in Frankreich einem starken Eingangszoll unterworfen sind! Für die meisten dieser Herren ist es eine ausgemachte Thatsache, daß in zehn bis zwölf Jahren Frankreich eine „Revanche" genommen haben muß. Die Aerzte und Krankenpfleger liefen fast alle davon, sowie sie über die Schweizergrenze gekommen waren, Tausende von Kranken und Verwundeten im jammervollsten Zustande zurücklassend.

Bei solchen Zuständen wird es Jedem klar, daß die Katastrophe des Heeres Bourbaki's eine unvermeidliche, ja eine wohlverdiente war. Ueberhaupt wird unser Volk, das ja leider mit seinen Sympathieen auf so schiefem Wege geht, doch hoffentlich von der Invasion dieser ungebetenen Gäste einigen Nutzen ziehen, abgesehen von der Lehre, die ihm durch den Fall Frankreichs im Allgemeinen ertheilt wird. Einige süddeutsche Zeitungen, welche ihr Vergnügen darin suchen, keine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, der Schweiz etwas Unangenehmes zu sagen, rufen uns mit sauersüßer Miene ein ironisches „Wir gratuliren" zu! Allerdings ist es eine recht schwere Aufgabe, die dem Lande plötzlich erwachsen ist, aber wir werden uns schließlich noch ernstlich deßhalb gratuliren können; unsere Miliz wird aus eigner Anschauung erkennen, daß Disciplin und Zucht die erste Bedingung zur Lebensfähigkeit eines Heeres sind; die ganze Bevölkerung wird die Unzuverlässigkeit unserer Nachbarn durchschauen, sie wird einsehen, daß der beständige Schrei „Verrath", dem sie Anfangs ein gläubiges Ohr geliehen, nur aus einer innerlich faulen Nation entspringen kann, in der die Bande des Vertrauens und der Mannes-

ehre einer gänzlichen Auflösung nahe sind; sie wird begreifen, daß eine solche Nation zur Republik absolut unfähig ist und also nicht im falschen Wahne bestärkt werden sollte! Möglich, daß die großartige Wohlthätigkeit, die überall an den Tag gelegt wurde, theilweise den Sympathieen mit der Sache der sogenannten französischen Republik zu verdanken ist: einerlei, da das Gute doch geschehen ist! Bald aber dürfte sich der Wunsch allgemein vernehmen lassen, diese Tausende von gesunden Armen nicht unbeschäftigt zu lassen.

Die Zahl der internirten Franzosen wird noch sehr verschieden geschätzt: die Angaben wechseln zwischen 50,000 und 80,000. Sicher ist, daß Hunderte, ja Tausende von Menschen und Pferden in den Wäldern des Jura, den das verfolgte Heer an den unwegsamsten Stellen zu passiren wagte, erfroren und im Schnee liegen geblieben sind. Jetzt geht der Landmann den Raben nach und verscharrt die halb verwesten Leichen. Frankreich aber wird an den Winter von 1870 denken wie an den von 1812!

Zur Erinnerung an Moritz v. Schwind.

In so harter Zeit, wie unser Volk sie jetzt lebt, einen Poeten begraben zu müssen wie Moritz Schwind war, ist doppelt schmerzlich; denn wir verlieren in solchem Manne nicht blos den Menschen mit seinen Gaben, sondern zugleich ein gut Theil von der Lenzeshoffnung und der Jugendlust, die uns gerade heute recht noth thun. Nur mit Ariosto's Lob aus Göthe's Munde könnte man würdig preisen, was dieser Künstler gewesen ist. Seine Werke sind die schönsten Selbstbekenntnisse unseres Volksgemüths, seine formgewordenen Träume, geträumt unterm Blüthenbaum in minneseligen Stunden; was unser Volksmund von den Sonntagskindern sagt, trifft ein bei dem Manne, der doch als ein rechter Sohn seiner Zeit unter uns gewandelt ist: ihm ward Sprache, was die Vögel sangen, Gestalt und Wesen, was Anderen Schatten bleibt, und da wo der gröbere Tastsinn der Meisten nicht mehr hinreicht, beginnt sein bestes Schaffen und zaubert eine Welt zu Tage, so fern und fremd und doch so traut, wie wir es sonst nur im Schlummer erfahren, der uns mit einem Schlage heimisch macht in Dingen und Verhältnissen, zu denen sich das wirkliche Leben wie trübes Gleichniß verhält.

Als Schwind's Bilder zum Märchen von den sieben Raben bekannt wurden, da antwortete ihm ein helles Aufjauchzen der Freude, das der moderne Künstler gar selten erlebt. Aehnlich wie den Florentinern, als sie das erste Gedicht in ihrer lebendigen Sprache hörten, ging es dem deutschen Publikum vor diesen Bildern Schwind's. Nicht der liebliche Stoff, noch auch die technische Vollendung des Werkes war es vorwiegend, was seine Wirkung so allgemein, so unwiderstehlich machte, sondern die Liebenswürdigkeit des Malerpoeten, der es schuf. Damals wurde es wieder einmal recht augenfällig, daß zum Herzen dringt, was vom Herzen geht. Den Leuten war ein hoher Genuß bescheert und den Künstlern eine beherzigenswerthe Lehre. Keinem Bilde der großen Realisten, die den modernen Markt beherrschen, aber auch keinem der ernsten Classiker, die unsere neudeutsche Kunst geweiht haben, ist dieselbe Begeisterung entgegengebracht worden, wie diesen anspruchslosen, karg gefärbten Blättern, die eine rührende Geschichte mit so viel Geist und Humor erzählen. Und doch war dies schöne Beispiel darnach angethan, daß

es nicht allein der Kleinkunst sinnvoller Illustration, sondern auch der Monumentalmalerei zu Gute kam, deren jüngste holdseligste Tochter Schwind's Muse war. Auch ihm sind durch Cornelius die tiefsten Anregungen gegeben worden, und die Beredsamkeit seiner Gebilde liegt in dem Stilvollen seines Vortrags, das nur so Viele nicht sehen oder nicht sehen wollen, die ihn bewundern. Es stünde besser um den Einfluß unserer ernsten Kunst, wäre Vielen die Gabe verliehen, die Schwind auszeichnet: so strengen Schönheitssinn mit so viel Anmuth des Naturgefühls zu paaren. Er hat auch schwache Tage genug gehabt, wie Andere, hat sich nicht mühelos zur Harmonie hindurchgebildet, ja mehr noch: die Laune hat ihm oft arg mitgespielt: er war eine wunderliche Natur von schneidigem Witz, oft von selbstischer Härte, aber wenn er als Künstler schuf, trat aus der Satyrhülle der goldene Kern, die Grazie hervor.

Von den verschiedenen Richtungen, in welche die neue classische Kunst in München auseinanderging, hat Schwind's Weise darum die wärmste Gunst der Zeitgenossen erfahren, weil sie mit dem Zuge zum volksthümlichen Stoff den musikalischen Sinn verband. Wer seinen Gebilden tief in's Antlitz schaut, findet allenthalben einen Wohllaut der Formbildung, einen melodischen Schwung, den in gleicher Stärke sonst nur die Musik selber zu geben vermag; ja seine Compositionen rufen oft eine Klangwirkung hervor, welche die Stelle der eigentlichen Farbe vertritt.

Dem Genius seiner Geburtsstunde scheint er zu verdanken, daß seine Bildkraft sich mit der idealsten und zugleich populärsten Schwesterkunst der Töne berührte und aus dieser Verwandtschaft den Zauber der Unwiderstehlichkeit empfing; denn Schwind ist 1804 zu Wien, am selben Ort und in demselben Jahre mit Beethovens Fidelio geboren. Das Wiener Kind hat sich in der anmuthvollen Geschmeidigkeit, in der launigen Frische seines Schaffens nie verleugnet, obgleich er nur am Beginn und am Ende seiner Laufbahn in der Vaterstadt thätig gewesen ist. Man hat ihn den Minnerittern aus der babenbergischen Vergangenheit Altösterreichs verglichen, deren Mancher gleich ihm des Wegs nach Thüringen und Baiern zog, und in deren wonnereicher Welt seine Phantasie Wohnung hatte. Nur haftete an seiner Künstlerbildung kein Hauch von Kränklichkeit der Romantik. Dem heitern Spiel der Schönheit heimgegeben, vom echtesten Humor umgaukelt leben seine Bilder in der unberührbaren Wahrheit der Poesie, und die Zeit, die sie entstehen sah, soll dieser Kindeskinder sich rühmend freuen. Den Kunstgenossen freilich, unter denen sie nun verwaist zurückbleiben, ziemt Wehmuth. Schwind's letztes Werk: „Die schöne Melusine", das tragische Wiederspiel der „treuen Schwester", versinnlicht das alte Leid, daß alles Schöne nur flüchtiger Gast des Wirklichen ist. So auch sein Schöpfer. Am Bild der Melusine, das jetzt in Dresden aufgestellt ist, haben die dortigen Künstler den Lorbeerkranz zum Ehrengedächtniß des Meisters niedergelegt; wir thun es ihnen nach in dem Gefühl, mit welchem Walther v. d. Vogelweide von Reinmar dem Alten schied:

„Mich schmerzt Dein holdberedter Mund, Dein süßer Liedersang,
Daß sie zu meiner Zeit von dannen fliehen!"

Den 12. Februar 1871. M. J.

Ausgegeben: 17. Februar 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die militärischen Leistungen der Republik von 1870.

Die moralischen Mittel des Widerstandes.

Beim Beginn des Krieges hörte man von Deutschen, welchen die Erinnerungen an die erste französische Republik nur in Gestalt der von Frankreich aus verbreiteten Legende vorschwebten, wohl öfters die Besorgniß äußern, daß gerade durch die Besiegung des kaiserlichen Frankreichs eine neue Republik entstehen könne, die unseren Armeen als ein zweiter Gegner gegenübertreten werde, nicht minder furchtbar als einst ihre Vorgängerin. Als die niederschmetternden Schläge vom August und September die bisher für das erste der europäischen Heere gehaltene französische Armee mit ungeahnter Wucht zermalmt hatten, da verstummten diese Stimmen vor der Tiefe des Falles, den das stolze Frankreich gethan, und es machte sich nicht nur in Deutschland, sondern auch in neutralen Ländern die entgegengesetzte Auffassung geltend, daß unter den gegebenen Umständen an längere Fortsetzung des Krieges nicht zu denken sei, wobei namentlich der Vergleich mit dem Kriege von 1866 maßgebend erschien. Bald freilich zeigte sich, daß ein so großes und so an Centralisation gewöhntes Land bei energischem Willen seiner Lenker zu fortgesetztem Widerstande denn doch über hinreichend großartige Hülfsmittel gebietet, um auch schwere augenblickliche Verluste, wenn auch mit großen Opfern, bis zu einem gewissen Maße überwinden zu können. Während in der ersten Periode des Krieges die kaiserlichen Feldarmeen das Operationsobject der deutschen Offensive gebildet hatten, nahm die zweite wesentlich den Charakter des Festungskrieges an, d. h. die Festungen, vornehmlich Metz und Paris, wurden die Zielpunkte unseres Angriffs; an ihrer Eroberung hing nunmehr das Schicksal Frankreichs. Dem entsprechend mußten die Hauptkräfte der deutschen Heere gegen diese Festungen verwendet werden, so daß der Feldkrieg dieser Periode für uns nothwendig einen defensiven Charakter gewinnen mußte, um die sehr exponirte strategische Hauptoperation gegen Paris, so wie die allein über 100,000 Mann absorbirende Verbindung mit Deutschland, zuletzt auch die Belagerung von Belfort, vor Störungen und Unterbrechungen zu schützen. Es ging hieraus hervor, daß die im Felde noch zu erkämpfenden Siege zunächst nur abgeschlagene Angriffe sein konnten, während andererseits die Bezwingung der beiden bedeutendsten Festungen der

Welt unmöglich mit der Geschwindigkeit sich vollziehen konnte, wie die Niederwerfung der kaiserlichen Feldarmeen durch die überlegene Leistungsfähigkeit und Zahl der deutschen Truppen, so wie durch die geniale Strategie ihres Führers bewirkt wurde. Dieser Unterschied in dem Charakter der beiden Kriegsperioden ward aber von dem militärisch ungebildeten Publikum Europas vollständig übersehen, und die mit Nothwendigkeit eintretende längere Pause an sichtbaren positiven Erfolgen unverständigerweise bereits als ein relativer Erfolg der neuen französischen Regierung betrachtet. Man bewunderte den Widerstand von Metz und Paris auf Rechnung der Republik, ohne zu berücksichtigen, daß dies doch nur die einfache Ausnutzung von Hülfsmitteln war, welche die Regierung der nationalen Vertheidigung ihren Vorgängerinnen verdankte; man pries den Heroismus der republikanischen Heere, weil sie sich im Stande zeigten, die abgeschlagenen Angriffe nach einigen Wochen der Reorganisation zu wiederholen, ohne zu bedenken, daß die betreffenden deutschen Corps bei ihrer stets unterlegenen Zahl gar nicht in der Lage waren, mehr zu leisten als Zurückweisung der feindlichen Offensivstöße. Unbeirrt von diesen sachlichen Erwägungen urtheilte man so blind nach dem groben äußeren Anschein, daß selbst uns freundliche österreichische und englische Blätter an ein Erlahmen der deutschen Energie, an eine Verschlechterung unserer Heeresleitung, an eine Ueberlegenheit der militärischen Kraft des republikanischen, gegenüber der des kaiserlichen Frankreichs, ja wohl gar an einen endlichen Sieg der französischen Anstrengungen zu glauben begannen, eine Verwirrung der Begriffe, von welcher sie selbst durch die Lösung der einen Hälfte unserer noch übrigen Aufgabe, d. h. durch den Fall von Metz, nicht geheilt wurden. Wenn auch die Lösung des Restes, d. h. der Fall von Paris, ihnen die Augen geöffnet haben muß, so dürfte es doch lehrreich für die Zukunft erscheinen, einen kritischen Rückblick auf die Leistungen der neuesten französischen Republik zu werfen, da die republikanischen Sympathieen überall über den wahren militärischen und politischen Werth dieser Leistungen die Gemüther in einer Weise verblenden zu wollen scheinen, welche ganz geeignet dazu ist, die Ausbildung einer neuen republikanischen Legende von 1870 zu unterstützen.

Wir glauben den Lesern dieser Blätter die Darlegung ersparen zu können, auf wie verhältnißmäßig dürftigen historischen Grundlagen die republikanische Legende von 1792 erbaut worden ist, welche wunderbarer Weise noch immer außerhalb Frankreichs in einem gewissen Ansehen steht, während die napoleonische dasselbe nachgerade wohl allerwärts eingebüßt hat. Wir wollen nur daran erinnern, daß der Aufruf zur Massenerhebung damals noch wirkungsloser als jetzt an der Apathie des französischen Volkes abprallte, und daß die republikanische Regierung trotz ihres Terrorismus mehrerer Jahre

bedurfte, um vermittelst der Conscription eine Armee von einigen Hunderttausend Mann auf die Beine zu bringen. Daß sie dennoch Erfolge erzielte, ist natürlich nur der Schwäche, Uneinigkeit und strategischen Planlosigkeit der Invasionsarmeen zuzuschreiben. Und doch galt es damals einem erhabenen jugendlichen Ideal, der Vertheidigung der soeben erst errungenen Menschenrechte, dem Kampf um die Selbständigkeit und Selbstbestimmung einer großen Nation gegen den Versuch, sie auf's Neue in die alten schmachvollen Ketten zu schmieden. Der Bauer jener ersten Conscription kämpfte für nichts Geringeres, als für ein menschenwürdiges Dasein, für den Alleinbesitz seiner Scholle wie seines Weibes. Ganz anders heute. Niemand tastete das Selbstbestimmungsrecht der französischen Nation an, Niemand forderte mehr von ihr als Vergütung des uns zugefügten Schadens und Schutz vor künftigen Raubgelüsten. So entgegengesetzt sind die heutigen Verhältnisse den damaligen, daß Graf Bismarck seit Sedan beständig darauf drang, der französischen Nation Gelegenheit zur Ausübung ihres Selbstbestimmungsrechtes zu geben, während die Delegation in Tours, resp. Bordeaux diese Willensäußerung der Nation auf alle Weise zu verhindern suchte, weil sie sich nicht als Repräsentant der Mehrheit des Volkes fühlte. Die Führer der ersten Republik aber schöpften ihre Kraft gerade daraus, daß sie sich von dem Willen des Convents getragen wußten, während die Invasion sich die Aufgabe gestellt hatte, diese Autorität zu stürzen.

Die Spitzen der kleinen republikanischen Partei in Frankreich, welche die ihnen plötzlich in den Schooß geworfene, so lange vergebens erstrebte Gelegenheit zur Ergreifung der Zügel der Regierung zu verführerisch fanden, um sie ungenutzt vorübergehen zu lassen, konnten die ihnen in ungünstigster Stunde zugefallene Macht nicht anders zu behaupten hoffen, als indem sie, wenn nicht für Frankreichs Wohlfahrt, so doch für seine Ehre mehr zu leisten schienen, als das von ihnen mit allen Mitteln bekämpfte Kaiserthum. Dies war nur durch Fortsetzung des Krieges möglich, da gerade die Aussicht auf einen für Frankreich demüthigenden Frieden die Klippe wurde, an der die napoleonische Herrschaft scheiterte. Mochten die Chancen für einen auf diesem Wege zu erringenden Erfolg groß oder klein sein, der Versuch mußte gewagt werden, wenn die republikanische Partei sich nicht der auf's Neue befestigten Zwingherrschaft Napoleon's unterwerfen und auf unbestimmte Zeit auf jede Hoffnung der Verwirklichung ihrer Parteiziele verzichten wollte. Die so im Interesse nicht des Landes, sondern einer Minoritätspartei unternommene Fortsetzung des Krieges konnte nur durchgeführt werden unter der Voraussetzung, daß das Volk in seiner Mehrheit sich willig zu diesem Spiele mit höchstem Einsatz und geringer Gewinnhoffnung hergab. Unmöglich aber konnte die von Deutschland geforderte Abtretung eines Grenzstriches von nur

dem 25. Theil der Bewohner Frankreichs als hinreichendes Motiv gelten, um die französische Nation auf eine so abschüssige Bahn zu reißen. Noch weniger war dazu das Interesse für die republikanische Regierungsform im Stande, welche nur einigen kindlichen Phantasten als die Panacee zur Heilung aller alten und neuen Schäden erscheinen konnte, während die Mehrzahl der gebildeten Franzosen, des nutzlosen Kreislaufes der ewigen Umwälzungen müde, nachgerade auch zu begreifen anfing, daß eine Besserung der politischen und socialen Zustände nicht von einem Wechsel der Regierungsform, sondern nur von dem organischen Ausbau der Gesetzgebung, der volkswirthschaftlichen und socialen Gebilde, der Gesittung und Bildung des Volkes zu erwarten sei, zu deren förderlichem Gedeihen vor allen Dingen Sicherheit der bürgerlichen Existenz und ununterbrochene Stetigkeit der geschichtlichen Entwicklung nothwendig sei. Die Männer, welche sich der Regierungsgewalt bemächtigt hatten, bedurften daher anderer Mittel, um das Volk den Plänen dienstbar zu machen, welche die Herrschaft ihrer Partei befestigen sollten. Die Mächte, welche sich hierzu tauglich erwiesen, waren das Phantom der nationalen Ehre und die Großmacht der Lüge.

Der Begriff der Ehre ist dem Romanen etwas wesentlich Anderes, als dem Germanen. Während dem Deutschen die wahre Ehre auf dem Ehrgefühl, als auf einer inneren sittlichen Eigenschaft beruht, und derselbe das Ehrenhafte oder Ehrlose wesentlich an dem inneren Maßstabe seines sittlichen Bewußtseins mißt, läuft bei dem Romanen alle Ehre mehr oder minder auf das Point d'honneur hinaus, d. h. auf eine starke subjective Reizbarkeit gegenüber gewissen äußerlichen Traditionen und Satzungen, sei es eines gewissen Standes- oder Lebenskreises. Nach dem Verlust aller anderen idealen Güter des Glaubens und der Sittlichkeit klammert sich der Romane um so krampfhafter an das Point d'honneur, von dessen eitler Wesenlosigkeit er im Ernste zu glauben geneigt ist, daß sie im Stande sei, ihm alles Andere zu ersetzen. (Unvergleichlich schön hat dies Octave Feuillet in seinem Roman Mr. de Camors dargestellt, dessen Held ebenso typisch für das gebildete moderne Franzosenthum ist, wie es charakteristisch für das französische Publikum ist, daß eine so hohle und ekelhafte Figur als Held einem Roman den größten Beifall verschaffen konnte.) Es ist hinreichend bekannt, wie die historische und schöne Literatur Frankreichs den Franzosen systematisch den dünkelhaften Hochmuth eines auserwählten Volkes anerzogen hat, und wie das französische Schulwesen von allen Regierungen dieses Jahrhunderts dazu benutzt worden ist, diesen nationalen Hochmuth allen Schichten der Bevölkerung einzuimpfen. Dieser Glaube, der Messias unter den Völkern zu sein, mußte natürlich eine Steigerung der bei dem französischen Volke ohnehin schon so stark ausgebildeten nationalen Selbstsucht in dem Maße zur Folge haben, daß dieselbe die

rücksichtsloseste Mißachtung der Rechte anderer Völker als ihr geheiligtes Vorrecht in Anspruch nahm. Auch im Privatleben begegnen wir öfters Persönlichkeiten, welche, bei der zartesten Empfindlichkeit für jede Berührung ihres unantastbaren Selbst, es völlig unverständlich finden, wenn Andere sich durch die rücksichtslosesten Ausschreitungen von ihnen verletzt fühlen. Dieselben Franzosen, welche es niemals ehrenrührig gefunden hatten, den ersten Großmächten Europas Gebietsabtretungen aufzuerlegen, welche Deutschland so oft mitten im Frieden überfielen und beraubten und sich für völlig berechtigt erachteten, das rein deutsche linke Rheinufer durch Ueberrumpelung des unvorbereitet und uneinig gewähnten Nachbarn an sich zu reißen, dieselben Franzosen wußten sich vor sittlicher Entrüstung über das verbrecherische Attentat auf ihre nationale Ehre nicht zu lassen, daß die Deutschen ihnen den als stete Angriffsposition nach Deutschland hineingetriebenen Keil aus den Händen zu winden suchten. Ein besonnener Engländer, wie Carlyle, erklärt zwar mit Recht die Rückgabe des geraubten Guts für die nächste und einzige Ehre des Räubers; aber dies ist eben eine germanische Auffassung der Ehre vom sittlichen Standpunkt aus, für welche der Franzose keinen Sinn hat, da er im Gegentheil seine nationale Ehre in der Unerschütterlichkeit der Präponderanz Frankreichs sucht, gleichviel durch welche Mittel dieselbe behauptet werde. Je weniger der Franzose gewohnt ist, seine Individualität auf einer festen sittlichen Grundlage der Nation als einem Ganzen gegenüber zu freier eigenartiger Ausbildung und harmonischer Durchbildung zu bringen und so ein berechtigtes persönliches Selbstgefühl zu gewinnen, um so leidenschaftlicher klammert er sich an sein Phantom der nationalen Ehre, und diese auf alle Weise genährte krankhafte Ehrsucht war die eine Handhabe, welche sich den neuen Machthabern um so ungesuchter darbot, als sie selbst in dieser nationalen Leidenschaft befangen waren. Der Contrast zwischen den dünkelhaften Erwartungen bei Beginn des Krieges und den schmachvollen Niederlagen war in der That so beschämend, daß die tödtlich verwundete Eitelkeit das französische Volk willig zu großen Opfern stimmen mußte, so lange noch irgend welche Hoffnung vorhanden war, ihrem gedemüthigten Stolz eine, wenn auch noch so schwache Genugthuung zu gewähren.

Aber wenn die Franzosen die wahre Lage der Dinge erfahren hätten, so würde die offenbare Aussichtslosigkeit ferneren Kampfes ihnen die Thorheit solcher Opfer klar genug gemacht haben, um der Triebfeder der Eitelkeit das Gegengewicht zu halten; deshalb bedurfte es der Lüge als eines zweiten Mittels, um die richtige Erkenntniß der Situation zu verhindern. Bekanntlich macht nichts leichtgläubiger als die Eitelkeit, und als die eitelste Nation der Welt sind die Franzosen zugleich die leichtgläubigste. Mit allen Mitteln der Sophistik sträuben sie sich gegen die Erkenntniß jeder Wahrheit, jeder

Thatsache, welche für ihren Stolz beschämend ist; mit durstiger Gier haschen sie nach jeder Lüge, sobald sie ihnen nur schmeichelt. Der beste Ausdruck für diese Charaktereigenthümlichkeit ist der Ausspruch jenes alten Franzosen, welcher die Thatsache der Capitulation von Sedan mit den Worten bestritt: „Daß eine französische Armee von 100,000 Mann sich ergiebt, werde ich niemals glauben, und wenn ich es mit meinen eigenen Augen sehe." Zum Mindesten ist so viel wahr daran, daß die Franzosen ein außerordentliches Talent haben, unliebsame Thatsachen schnellstens zu vergessen, schmeichelhafte Lügen hingegen, der historischen Wahrheit zum Trotz, als nationale Legende dauernd festzuhalten. Das Schlimmste aber, und was am tiefsten für die Verlogenheit des Charakters Zeugniß ablegt, ist das, daß sie es niemals übel nehmen, belogen worden zu sein, wenn nur die Lüge einen Augenblick lang ihrer Eitelkeit schmeichelte; im Gegentheil scheinen sie Denjenigen dankbar, welche ihnen durch ihre Lügen einen solchen zeitweiligen Genuß bereiteten, und halten nur den für ihren Feind (z. B. Washburne), der sich nicht dazu hergeben will. Wer die Lüge nicht an einem Andern zu verurtheilen vermag, wird es noch weniger an sich selbst; es genirt ihn nicht, als Lügner entlarvt zu werden. Der französischen Nation fehlt die S c h a m d e r L ü g e. Das ganze moderne französische Leben in Staat wie Geselligkeit legt davon Zeugniß ab, denn es ist nur noch ein großes System des Belügens und bewußten Belogenwerdens. Wie der Pariser volles Genüge daran findet, sich von seiner Dame Liebe vorlügen zu lassen, während er doch weiß, daß es Lüge, und zwar von ihm bezahlte Lüge ist, gerade so erwartet und verlangt er auch, von seiner Regierung belogen zu werden; die wahrscheinliche Haltbarkeitsdauer einer französischen Regierung ist unter sonst gleichen Umständen umgekehrt proportional ihrer Ehrlichkeit und Anständigkeit. Es ist bekannt, daß die größten Gelehrten und Aerzte Frankreichs heutzutage meistens zugleich die größten Charlatane sind; das Streben nach Wahrheit um Gottes willen, das den Glorienschein des deutschen Forschers und Künstlers bildet, das Pathos für die Wahrheit als solche ist den Franzosen absolut unverständlich. Und doch ist es keine blos mystische Phrase, wenn der vierte Evangelist Gottes- und Teufelskinder synonym bezeichnet als diejenigen, die aus der Wahrheit und die nicht aus der Wahrheit sind; denn unerschütterlicher Wahrheitssinn ist und bleibt die festeste Grundlage aller Gerechtigkeit, Billigkeit und Sittlichkeit.

Man muß der provisorischen Regierung einräumen, daß sie die erwähnten schwachen Punkte ihrer Nation meisterhaft zu brauchen, oder vielmehr zu mißbrauchen verstanden hat. Alle Mittel der Täuschung und des Betruges, welche das zweite Kaiserthum mit Mühe und Geschick entwickelt hat, aber doch immer noch mit einer gewissen diplomatischen Reserve handhabte, hat

sie sich angeeignet und unter Beiseitelassung aller bisher geübten Rücksichten benutzt. Wenn man dieser Regierung zugeben muß, daß die Verhältnisse, in welche sie eintrat, schwieriger als je waren, so gebührt ihr auch die Ehre, vor allen bisherigen französischen Regierungen die Palme der Verlogenheit und der Rechtsmißachtung errungen zu haben. Bei uns würde man einen Mann wie Gambetta, der in den wichtigsten Angelegenheiten noch eine Stunde vor der Entscheidung die Nation schmählich zu hintergehen wagt (z. B. beim Fall von Metz), einmüthig und entrüstet zur Rechenschaft ziehen; die 14,000 Officiere, denen dieser Usurpator der dictatorischen Gewalt wider besseres Wissen in einer amtlichen Erklärung mit einem Federstrich die Ehre abschneidet, würden ihn bei uns Jeder einzeln als bübischen Verläumder gebrandmarkt und vor die Mündung der Pistole gefordert haben; durch seine marktschreierischen oratorischen Productionen voll blühenden Aberwitzes endlich würde er bei uns unfehlbar dem Fluche ohnmächtiger Lächerlichkeit verfallen sein.

Wenn nun auch die Mächte der nationalen Ehrsucht und der Lüge allein es den neuen Machthabern ermöglichten, den politisch activen Theil der französischen Bevölkerung mit sich zu reißen, so bildet doch in Frankreich noch mehr als in allen anderen Ländern die politisch passive Masse den bei Weitem überwiegenden Theil des Volkes. Die neueste Geschichte Frankreichs beweist, daß diese Masse keine Beharrungskraft des Widerstandes mehr besitzt, daß sie aufgehört hat, in ihrem dunklen Drange sich des rechten (ja nur irgend welchen) Weges wohl bewußt zu sein, und sich willenlos jeder sich ihrer bemächtigenden force majeure überläßt, d. h. daß das französische Volk reif, oder vielmehr faul ist für den Despotismus. Es hat nicht mehr die Wahl ob, sondern nur welchen Tyrannen es haben will, ob einen einköpfigen oder vielköpfigen, einen Dictator, ein Directorium oder einen Convent. Diese Willenlosigkeit, welche die träge Masse der französischen Nation Jedem zur bequemen Beute werden läßt, der den Muth und die Gewissenlosigkeit hat, sich der Hebel des centralisirten Regierungsmechanismus zu bemächtigen, war der letzte Grund, welcher den Anstrengungen der provisorischen Regierung zu fortgesetztem Widerstande den Erfolg sicherte, und nach dem Sturz der Dictatur eines Staatsmannes, wie Napoleon III., die Dictatur eines politischen Pfuschers, wie Gambetta, möglich machte. Noch einen Schritt weiter auf diesem abschüssigen Pfade, und Frankreich befindet sich in der Lage jener romanischen Republiken in Süd-Amerika, wo der Name Republik nur das aus Unfähigkeit zu einer positiven Schöpfung in Permanenz erklärte Provisorium bedeutet, und wo etwa halbjährlich eine neue „glorreiche Erhebung" einen neuen „Retter des Vaterlandes" an die Spitze der Geschäfte führt. —

E. v. H.

Die Zukunft der aus Frankreich verwiesenen Deutschen.

Durch die gewaltsame Ausweisung der friedlichen Deutschen hat Frankreich den Wohlstand vieler Tausende vernichtet, Manche unter den Unglücklichen völlig brodlos gemacht und einer traurigen Zukunft preisgegeben. Ließ man doch den Betreffenden keine Zeit, ihre Angelegenheiten auch nur einigermaßen zu ordnen oder ihr bewegliches Eigenthum in Sicherheit zu bringen: ihre unfreiwillige Abreise ward in den meisten Fällen so überstürzt, daß nur das Nothwendigste für die Reise zusammengerafft werden konnte, Haus und Hof, Waarenlager und Werkstätten, Werthsachen und Geschäftsbücher aber ohne Schutz und Aufsicht zurückgelassen werden mußten. Ein besonderer Grund, welcher eine derartige außerordentliche Maßregel einigermaßen gerechtfertigt hätte, lag nicht vor; das Motiv muß vielmehr einfach in dem blinden Hasse gegen alles Deutsche und in einer kindischen Furcht, welche überall Verrath und Spionage erblickte, gesucht werden. Auch war in den ersten Wochen nach der Kriegserklärung die Stimmung der Bevölkerung den Deutschen gegenüber eine anscheinend wohlwollende, trug gewissermaßen den Charakter des Mitleids mit dem Unglück des Feindes, dessen Ueberwältigung ja mit Sicherheit vorauszusehen, fast schon zur Thatsache geworden war, und so lange man in den ersten Ollivier'schen Siegesphantasien schwelgte, ließ man die im Lande ansässigen Deutschen unbelästigt. Da gefiel es plötzlich dem genialen Minister vom 2. Januar, seinen Landsleuten „die volle Wahrheit zu sagen“: Die Namen Weißenburg und Wörth berührten das französische Ohr in empfindlicher Weise, und wenn man auch nicht daran zweifelte, die gloire durch entscheidende Siege rasch wieder aufzuputzen, so waren doch jene Schlappen immerhin unangenehmer Natur und genügten, eine höchst verdrießliche Stimmung hervorzurufen. Diese richtete sich zunächst gegen die friedlichen germanischen Eindringlinge. Bald konnten dieselben sich nicht mehr öffentlich zeigen, ohne beschimpft und verhöhnt zu werden, sogar ihre näheren französischen Bekannten zeigten sich ihnen gegenüber gereizt, wenn nicht feindselig, und unsere Landsleute mußten die traurige Erfahrung machen, daß in kritischen Verhältnissen sehr wenig auf die chers amis in Frankreich zu rechnen ist. Das Urtheil der Franzosen war in jeder Hinsicht getrübt, so auch in Bezug auf die deutschen Colonien, die seit langen Jahren friedlich im Lande gediehen, mit deren Mitgliedern Jene nicht nur in täglichem freundschaftlichen Verkehr standen, sondern zum Theil auch durch Bande der Verwandtschaft verknüpft waren, und diese kleinlichen und beschränkten Ansichten beherrschten nicht etwa nur den Durchschnittsfranzosen, den Helden der Cafés und der Boulevards, sie bemächtigten sich ebenso derjenigen Kreise, von denen

man in Anbetracht ihrer Stellung, ihrer gesellschaftlichen Bildung und ihrer steten Berührung mit Angehörigen anderer Nationen eine freiere und weniger parteiische Meinung hätte erwarten sollen.

Die verschiedenen Berufsclassen bieten in Frankreich unter sich nicht so schroffe Contraste wie in Deutschland. Es vereinigt sie die fast Allen gleiche leichte, ungezwungene Form, welche auch die unteren Kreise nicht verläugnen, das Schablonenhafte, der Mangel an innerer Individualität und das gemeinsame Ziel eines heiteren, ungestörten Lebensgenusses. Dieses erstrebt der Kaufmann nicht bestimmter als der Beamte, der Arzt, der Advokat, der Handwerker. Der Beruf ist dabei dem Franzosen insofern Nebensache, als er ihn aufgibt, sobald er sich im Besitz der nöthigen Geldmittel sieht, um ganz seinen Neigungen, seinen Liebhabereien zu leben. Nicht daß der Franzose gleichgültig gegen Auszeichnung und Ehrenstellen wäre, doch verlangt er im Allgemeinen von ihnen praktischen Nutzen. Die hohen Staatsämter sind vortrefflich dotirt; auch die Mitglieder des corps législatif bezogen während der Sessionsperiode monatliche Diäten von 2500 Franken. Das Vermögen ist entscheidend für die gesellschaftliche Stellung. Kein Wunder also, daß in Frankreich die deutschen Kaufleute, welche durch Intelligenz, Fleiß und Umsicht theilweise zu großer Wohlhabenheit gelangt waren und besonders in Paris, Lyon, Bordeaux, Havre und Marseille an der Spitze der Handelswelt standen, eben ihres wohlerworbenen Reichthums wegen eine sehr geachtete Stellung in der Gesellschaft einnahmen und den ersten Kreisen derselben angehörten. Dabei aber war nicht zu verkennen, daß sie als Eindringlinge und gefährliche Concurrenten häufig mit neidischen Blicken betrachtet wurden, wie dies beispielsweise in Bordeaux bald nach Ausbruch des Krieges hervortrat, indem dort eine mit zahlreichen Unterschriften — leider befanden sich unter denselben auch die einiger ehemals deutscher, jetzt naturalisirter Firmen — bedeckte, an die Regierung gerichtete Petition Zwecks Ausweisung der unbequemen Fremdlinge in französischen Handelskreisen circulirte. Desgleichen machten sich in anderen Städten, z. B. in Paris, viele Firmen verbindlich, in Zukunft keine deutschen Commis zu engagiren, und Einige gingen so weit, zu erklären, daß sie jeder ferneren geschäftlichen Verbindung mit Deutschland gänzlich entsagten. Das Journal „La Gironde" veröffentlichte in seiner Nummer vom 14. Januar ein an dasselbe gerichtetes Schreiben eines Bordeaux'er Patrioten, welches es mit folgenden Worten einleitet: „Die nachstehenden Zeilen kommen auf eine Maßregel zurück, die in unseren Spalten bereits zur Annahme empfohlen wurde und gegen deren Durchführung wir sicherlich Nichts einzuwenden haben."

Der erwähnte Brief lautet in der Uebersetzung: „Die mit Deutschland in geschäftlicher Verbindung stehenden Pariser Kaufleute haben sich verpflichtet,

an ihren Comptoiren fernerhin keine Deutschen, besonders keine Preußen anzustellen, sowie ihre Beziehungen zu Preußen vollständig aufzugeben. Dieser patriotische Beschluß verdient von allen Städten Frankreichs, namentlich auch von Bordeaux, nachgeahmt zu werden. Die Preußen haben den Ruin unseres Landes herbeigeführt, sie sind die Ursache der tiefen Trauer, welche auf allen unseren Familien lastet. Unser würdiger Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Herr Graf von Chaudordy, hat bereits eine Schilderung der von jenen Schurken begangenen Gräuelthaten entworfen, und ich erlaube mir nun, Sie zu ersuchen, die Spalten Ihres Journals einer Erklärung zu öffnen, welche von jedem Bordeaux'er Kaufmann zu unterzeichnen wäre, und in welcher die Handelswelt ihren Entschluß ausspräche, in Zukunft keinen Deutschen in ihren Büreaux zu beschäftigen, oder noch besser, jede Verbindung mit Preußen abzubrechen. — Durch ein solches Verfahren wird der Bordeaux'er Handelsstand beweisen, wie sehr er die Frankreich von Seiten jener Banditen, welche nicht den Namen Soldaten verdienen, zugefügte Beleidigung empfindet. — Sollte mein Vorschlag nicht angenommen werden, so würde dies Bordeaux zu großem Schimpf gereichen." —

Diejenigen unter den französischen Kaufleuten, welche Verbindungen in Deutschland oder in dem besonders verhaßten Preußen besitzen, werden nun wohl kaum, namentlich wenn der excès de patriotisme etwas abgekühlt ist, ernstlich Willens sein, dieselben aufzugeben, sonst würden sie sicherlich Anderen, deren patriotisches Gewissen weniger zart ist, und welche eine Abnahme der Concurrenz mit Vergnügen sehen würden, einen sehr willkommenen Dienst leisten.

Der Minister Chevreau erklärte zuerst in der Sitzung des Gesetzgebenden Körpers vom 12. August v. J., die Regierung bereite die Ausweisung sämmtlicher in Frankreich sich aufhaltender Deutschen vor, fügte jedoch auf eine dies Verfahren tadelnde Bemerkung des Deputirten Pelletan hinzu, daß die Maßregel mit Mäßigung durchgeführt werden sollte. Letzteres geschah in der That an den verschiedenen Plätzen Frankreichs auf unregelmäßige Weise und nicht überall gleichzeitig. An manchen Orten hatte man die Deutschen Anfangs zurückgehalten, um die Militärpflichtigen unter ihnen am Eintritt in die feindliche Armee zu hindern; dann erfolgte plötzlich das bestimmte allgemeine Ausweisungsdecret, welches in den meisten Städten nur sehr wenige Ausnahmen gestattete, auch vermochten die kaiserlichen Behörden die mit einem permis de séjour Versehenen nicht vor den Insulten des Pöbels zu schützen, und die Wenigen, denen es gelungen war, jene Gunst zu erwirken, konnten schließlich nicht ohne ernstliche Gefahr ihre Wohnung verlassen. Nach dem Sturze des Kaiserreichs fuhr die Regierung vom 4. September in den Gewaltmaßregeln gegen die Deutschen mit unerbittlicher Strenge

fort. Sogar dem weiblichen Theil der deutschen Bevölkerung wurde meistens ein fernerer Aufenthalt nicht mehr erlaubt. Einzelne Deutsche — glücklicherweise scheinen ihrer sehr wenige zu sein — waren wohl unter so kritischen Umständen, in der Hoffnung, ihr Hab und Gut zu retten und um ein Verbleiben an ihrem Wohnorte möglich zu machen, schwach genug, französische Sympathien zur Schau zu tragen und mit dem Fanatismus der Masse zu kokettiren, ihr Verfahren hatte jedoch selten den gewünschten Erfolg. Freilich scheint an einigen Plätzen sich noch vor Kurzem eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl von Deutschen, obgleich in wenig beneidenswerther Lage, aufgehalten zu haben, doch dürften dies vorzugsweise Solche sein, welche durch Naturalisation dem französischen Unterthanenverbande angehören, die indeß schließlich, wie z. B. in Marseille, zum Theil auch dadurch nicht vor der Ausweisung geschützt waren.

Zahlreiche Fälle von Gewaltthätigkeiten gegen unsere Landsleute selbst von Seiten der Behörden sind constatirt. Dorthin gehört die von der provisorischen Regierung willkürlich decretirte Steuererhebung, indem selbst von den von Haus und Hof Vertriebenen eine nach Gutdünken bestimmte Vorausbezahlung der Abgaben gefordert, im Nichtzahlungsfalle aber — und wie Viele unter den Ausgewiesenen sind durch ihre Abwesenheit beim besten Willen nicht im Stande, jenem Befehle nachzukommen — das zurückgelassene Eigenthum der Betreffenden mit Beschlag belegt wird.

Die Ausgewiesenen wandten sich zum größten Theile nach der Heimath. Von ihnen fanden Handwerker und Fabrikarbeiter, namentlich solche, welche in gewissen, in Frankreich mit anerkannter Geschmacksüberlegenheit cultivirten Branchen thätig gewesen waren, in zahlreichen Fällen sofort lohnende Beschäftigung und wurden vielfach mit offenen Armen empfangen. Die manchen anderen Berufsklassen Angehörenden dagegen und besonders Diejenigen, welche in Frankreich ein selbständiges Geschäft oder Gewerbe betrieben, deren Besitzthum dort zurückgeblieben war, oder welche ihre Angelegenheiten nicht sofort endgültig ordnen konnten, um an einem anderen Orte ihre Arbeit wieder aufzunehmen, sahen sich meist zur Unthätigkeit und zum Abwarten verurtheilt.

Wenn Frankreich, so weit dies möglich ist, — und wir zweifeln nicht daran — zum Ersatze der durch dasselbe völkerrechtswidrig zugefügten Schäden gezwungen wird, so steht eine Berücksichtigung der beschimpften und in ihren Interessen so schwer verletzten deutschen Vertriebenen wohl in erster Reihe zu erwarten. Einen vollen Ersatz für alle directen und indirecten Verluste zu erlangen, wird außer dem Bereich der Möglichkeit liegen, aber auch nur eine den einzelnen Schäden einigermaßen entsprechende Vertheilung der Entschädigungssumme wird kaum überwindliche Schwierigkeiten und ein

fast unentwirrbares Detail bieten. Die Aufmachung einer genauen Schadensrechnung, wie sie das in Berlin gebildete „Comité zur Wahrung der Interessen der aus Frankreich verwiesenen Deutschen" verlangt, wird schwerlich durchzuführen, jedenfalls aber einer Controle nicht zu unterwerfen sein, da in sehr vielen Fällen ein Nachweis der Rechtmäßigkeit von Entschädigungsansprüchen in Folge des Verlustes der Geschäftsbücher und des Mangels jedes die Schäden constatirenden Documentes in keiner Weise zu liefern sein wird. Es wird daher wohl nichts Anderes übrig bleiben, als die von der Ausweisungsmaßregel Betroffenen in verschiedene Kategorien zu theilen und ihnen, insofern sie effective Verluste nicht genügend nachweisen können, eine ihrer Berufsklasse oder der Art ihres Geschäftes oder Gewerbes entsprechende, im Allgemeinen festzustellende Entschädigung zuzuerkennen.

Vielleicht wird Frankreich, wenn der Fanatismus und die überreizte Stimmung der kriegerischen Zeit wieder ruhigerer Ueberlegung und einer kühleren Beurtheilung der Verhältnisse Platz gemacht haben, allmälig einsehen, wie empfindlich seine eigenen Interessen durch die sinnlose Vertreibung so vieler arbeitsamer und intelligenter Kräfte berührt sind. Der Nutzen, den die den verschiedensten Berufsklassen angehörende deutsche Bevölkerung dem Lande gewährt hat, ist nicht zu überschätzen und greift in alle Schichten der Gesellschaft ein. Es ist schon erwähnt, eine wie hervorragende Stellung der in Frankreich etablirte deutsche Kaufmann im dortigen Handel einnahm; ganz unentbehrlich aber hat sich der deutsche Commis auch den französischen Geschäftshäusern zu machen gewußt: die bedeutendsten und schwierigsten Comptoirstellen sind in der Regel mit Deutschen besetzt, welche als Disponenten, Buchhalter und Correspondenten in deutscher wie in fremden Sprachen, sogar in französischer bei längerem Aufenthalte im Lande, den einheimischen Büreauarbeitern, denen namentlich eine Kenntniß fremder Idiome nur in den seltensten Fällen zur Seite steht, bei Weitem vorgezogen werden. Ebenso ist die Thätigkeit des deutschen Handwerkers, besonders da, wo gründliche und sorgfältige Arbeit erfordert wird, in hohem Grade geschätzt. Sehr richtig bemerkte daher beim Erlaß des Ausweisungsdecretes Michel Chevalier — einer der wenigen Franzosen, welche es gewagt haben, ihre Stimme öffentlich gegen die unüberlegte Maßregel zu erheben — indem er seinen Landsleuten in der Revue des deux Mondes das Sinnlose des Verfahrens vorhält, daß Jahrzehnte vergehen würden, bevor die durch jene Entfernung der Deutschen entstandene Lücke auch nur einigermaßen wieder ausgefüllt werden könnte. Aber werden denn diese Vertriebenen nicht nach beendigtem Kriege zu ihren bisherigen Wohnsitzen zurückkehren können? — Wir glauben nicht, daß sich eine permanente Ausschließung der Deutschen, trotz mancher Bemühungen dieser oder jener Clique, durchführen lassen wird; es wäre dies ein bei un-

seren modernen Zuständen und den in so mannigfacher Beziehung solidarischen Interessen der Nationen undenkbares Verfahren und vielleicht wird dieser Punkt deutscherseits auch beim Friedensschluß nicht unberücksichtigt bleiben, wahrscheinlich aber ist, daß Viele, deren Verhältnisse sie nicht gebieterisch nach Frankreich zurückrufen, ihre dortigen Angelegenheiten abzuwickeln suchen werden, um an günstigerer Stelle einen neuen Heerd zu gründen. Für den Zurückkehrenden wird die erste Zeit keine angenehme sein, denn Haß und Bitterkeit werden nicht sofort schwinden, vielleicht auch ist dem unglücklichen Lande eine lange Periode der Anarchie und innerer Umwälzungen beschieden, welche Handel und Wandel dauernd stören und dem Besitzstande neue Gefahren bringen. Manche tüchtige Kraft, welche bisher unseren Nachbarn zu Gute kam, wird sich daher wohl dem alten Vaterlande wieder zuwenden — scheint doch namentlich auch unsere Industrie aus den Verhältnissen den besten Nutzen zu ziehen — und Viele, welche der Heimath durch langen Aufenthalt in der Ferne entfremdet waren, werden zurückkehren zur väterlichen Stätte, an der ein neues Leben voll Frische, voll geistiger Regsamkeit erblüht ist, und werden des alten Spruches gedenken: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich."

Goethe's Verhältniß zu Philipp Seidel.

Nach meist ungedruckten Quellen.

Goethe hat es zu allen Zeiten vortrefflich verstanden, für das rein Geschäftliche Kräfte zu gewinnen und in seinem Dienste mit großen Erfolgen für die Concentrirung seiner gesammten Thätigkeit zu verwerthen. Wir möchten wünschen, daß, bevor eine völlig objective Beurtheilung der Goethe'schen Wirksamkeit versucht wird, die Forschung sich viel eingehender auf das Leben solcher Männer erstrecken möge, die Goethe nahe standen und ihn in der angedeuteten Weise unterstützt haben. Allerdings begegnet man dabei einer Menge von Schwierigkeiten, weil die Thätigkeit solcher Kräfte sich nicht in ergiebigen Correspondenzen, sondern in dem täglichen Verkehr abspiegelt, über den nur in seltenen Fällen Aufzeichnungen gemacht worden sind.

Eine besonders hervorragende Stellung im geschäftlichen Verkehr mit Goethe nimmt Philipp Friedrich Seidel ein. Auch von ihm wußte man bis jetzt nur wenig; man hat sich völlig damit zufrieden gegeben, daß er nur „Schreiber und Diener" gewesen und später von Goethe zum Rentamtmann von Weimar befördert worden sei*). Selbst die sehr früh von

*) Aus Goethe's Leben rc. Von einem Zeitgenossen (Ludecus S. 69).

Goethe gegebene Andeutung*), daß er in einem ganz anderen Verhältnisse zu diesem damals noch jungen Manne gestanden, und die jedenfalls Riemer**) bei Erwähnung Seidel's vorschwebte, hat bis jetzt zu weiteren Forschungen nicht Anlaß gegeben. Ich will daher versuchen, die obwaltenden Irrthümer über die Stellung Seidels zu beseitigen. Die Quellen verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Buchhändler Ludwig Seidel in Wien, dem Sohne Philipp Friedrich Seidel's.

Philipp Friedrich Seidel wurde als der dritte Sohn einer nicht bemittelten Familie am 7. April 1755 in der kleinen Eschenheimer Gasse zu Frankfurt am Main geboren. Sein Vater war Spängler, starb frühzeitig und hinterließ eine Wittwe mit vier Söhnen, die sich theilweise mühsam durchs Leben schlugen. Auch Philipp's Jugend war keine vom Glück begünstigte. Er selbst erzählt, daß er, um einige Pfennige zu verdienen, in früher Jugend das Rad bei einem Seiler gedreht habe. Ueber den Gang seiner Schulbildung fehlen alle Nachrichten, es scheint aber nicht, daß er einer andern als der Volksschule angehört habe. Dagegen finden wir, daß er im siebzehnten Jahre die Kinder mehrerer angesehener Familien, wie die des Kaufmanns Heller, des Bürgermeisters Fleischmann und des Rathes Textor unterrichtete. Durch letzteren kam er wahrscheinlich in das Goethe'sche Haus, um Goethe's Schwester zu unterrichten und nebenbei deren Vater als Schreiber zu dienen. In dieser Eigenschaft blieb er im Hause, als der Unterricht der Goethe'schen Schwester sein Ende erreicht und sie ihre Dankbarkeit durch Uebermittelung eines silbernen Petschaftes bekundet hatte. Es zeigte einen Vogelbauer, aus dem der Vogel herausfliegt. Wegen der Umschrift: la liberté fait mon bonheur, wurde Seidel'n in den Napoleonischen Zeiten die Führung des Petschaftes verboten. — Es war natürlich, daß ihn auch der junge Dichter zu seinen Arbeiten benutzte, und ihm, der früh mehr als ein leidliches Verständniß für seine Schöpfungen bekundete, seine Neigung zuwandte. Auch Goethe's Mutter erkannte bald den bessern Werth des jungen Mannes. Erinnerte***) sie sich doch nach Jahren, als Philipp längst in Weimar war, wie er den Götz von Berlichingen am runden Tisch abgeschrieben und ein besseres Verständniß für die Leistung gehabt habe, als jener französische Officier, der nichts bei der Sache zu danken gefunden. Einer so bedeutenden Frau wie Goethe's Mutter konnte es nicht entgehen, daß Philipp

---

*) In den Briefen an die Gräfin Auguste zu Stolberg 1776 (Urania 1839, S. 120).

**) Mittheilungen über Goethe. II. 59.

***) Briefe in den Grenzboten, 1870, S. 113. Es sind dieselben, die Karl Georg Jacob in dem Aufsatz Goethe's Mutter (Raumer's Taschenbuch, Neue Folge V. S. 434) benutzt hat.

mehr war, als zur Zeit seine Stellung im Hause forderte, und sie mag wohl schon früh daran gedacht haben, dem idealen Sohne in Philipp den rechten praktischen Stützpunkt zu geben. Denn der praktische Sinn, welchen Seidel in allen Lagen des Lebens bekundete, wird wohl schon früh zur Geltung gekommen sein. So wurde er zur Uebersiedelung nach Weimar bestimmt, nachdem er zuvor Goethe'n auf der Reise nach Heidelberg begleitet und von diesem ersten Ausfluge die Sehnsucht nach weiteren Naturgenüssen in die Heimath zurückgebracht hatte.

Wie bekannt, langte Goethe am 7. November 1775 in Weimar an. Er stieg mit seinem Philipp im Hause des Herr v. Kalb am Töpfermarkte ab, dessen freundliche Anrede „Mein lieber Sohn" noch in späten Tagen im Gedächtniß Seidel's geblieben war. Mochte Weimar über den „Perpendikulargang"*) Goethe's und die fast treu nachgeahmten Bewegungen Seidel's, der übrigens nur unter dem Namen Philipp bekannt war — spötteln; nur Wenige kannten das schöne Verhältniß, in dem Goethe bereits zu dem mitgebrachten Frankfurter Kinde stand, wenn dasselbe auch in den Augen der Uneingeweihten nur Boten- und Schreiberdienste leistete.

Die Zeit eines weit innigeren Verkehrs Beider kam erst mit der Erwerbung des Parkgartens, den Goethe am 21. April 1776 in Besitz nahm, wenn auch häufige Touren in die Umgegend den Garten vereinsamten und Philipp oft Zeuge eines wild ausgelassenen Lebens in Ilmenau war, wo ein fröhlicher Verkehr bei Köhlern und in den Glashütten stattfand. Noch spät erinnerte sich Goethe des nächtlichen Schindens des Glasmanns Glaser, der mit allen Elementen durch nächtliche Geisterbeschwörungen auf Kreuzwegen geängstigt wurde; das sind Daten, welche sowohl Goethe als Philipp in ihren Tagebüchern genau notirten**). Auch die Tour nach Kalbsrieth, Allstedt und dem Kiffhäuser (26—31. Mai 1776), wo die Reisenden als Wilddiebe angesehen wurden, hallte noch lange in einer zu Frankenhausen eingeleiteten Untersuchung gegen den Jägerburschen Schilling nach, und rief manche Erinnerung wach, wenn Lenz (10. Juni) und Klinger (24. Juni) die Nächte im Garten belebten, oder wenn mit Wieland „gebürstenbindert" (13. September) wurde. Man kann sich denken, welch ein reges Leben sich am Ufer der Ilm entfaltete, wenn Goethe im Garten ein

*) Nach ungedruckten Memoiren. Vergl. auch: Aus Goethe's Leben von einem Zeitgenossen (Ludecus) S. 69, welcher sagt, das Seidel den Beinamen „vidimirte Copie" erhalten habe. Man sieht, wie gefährlich es für eine allseitige und gerechte Beurtheilung eines Mannes ist, wenn man nur solche Thatsachen hervorhebt.

**) 7. August 1776. Nach Elgersburg, Herzog und Kraus kommen, Klettern durch die Schlucht, Abends auf dem Kreuzweg mit Geistern. — Sonst war Goethe in Ilmenau 3—10. Mai, 18. Juli, 13. August, (27. Juli Wirthschaft bei Glasern) und 2—6. Sept.

Vogelschießen (18. Juni 1776) gab, die Herzogin Louise (19. Juni 1776) ihren Frühstücksbesuch abstattete, am Tage eine Jagd und des Nachts ein Ball veranstaltet wurde; oder wenn es ein Eierfest gab, wie es Weimar noch nie gesehen hatte. Da zeigte sich eine wandernde Pyramide mit Eßwaaren (26. März 1777), die endlich von ausgelassenen Kindern über den Haufen geworfen wurde, unter welcher der Bau-Inspector Götze, damals Paul genannt, zum allgemeinen Gelächter als Träger sich entpuppte. Was hatten die einzelnen Kinder nicht zu leiden, wenn Goethe sie tief in den „Sand grub", um ihnen „Geduld beizubringen", und wie ergötzlich war es anzusehen, wenn sein vor dem Hause der Frau v. Stein gespanntes Seil von der Jugend versucht wurde, um des tollen mascirten Schlittschuhlaufens nicht zu gedenken, während dessen mit Pistolen geschossen und nach Aepfeln gelaufen wurde. O, die lustigen Wochen Weimars bieten noch viel Material zu Schilderungen dar, wenn die Erzählungen auch oft und mit neuen Zuthaten wiederholt worden sind.

Bei all' diesen Verhältnissen spielte Philipp eine wesentliche Rolle, da er für Alles Sorge zu tragen und außerdem auch die geistigen Arbeiten des Dichters durch Abschriftnahme oder Dictate zu fördern hatte. Daß er Goethe's Wünschen vollkommen entsprach, bezeugt schon ein Brief an die Gräfin Auguste zu Stolberg, in dem er schreibt: „Den ganzen Nachmittag war die Herzogin Mutter da .... und ich habe dann so herum gehausvatert, wie alles weg war, ein Stück kalten Braten gessen und mit meinem Philipp (laß Dir von den Brüdern von ihm erzählen) von seiner und meiner Welt geschwäzt" (Urania 1839 S. 120).

So sehr auch die häuslichen Verhältnisse des Dichters im folgenden Jahre sich änderten, so blieb doch Philipp der Vertraute, der bei dem Begründen eines eigenen Heerdes nicht im Entferntesten an das Aufgeben seiner Stellung zu Goethe dachte; im Gegentheil in dem Maße größere Sorgen übernahm, als Goethe's Hauswesen sich vergrößerte und er auch für andere zu sorgen hatte. Am 12. August 1777 war Peter Lindau angekommen, in Christoph Sutor von Erfurt war ein Bedienter bestellt; ein Beweis mehr, daß Seidel nie in dem Umfange untergeordnete Dienste leistete, wie man bis jetzt ohne weitere Kenntniß der Verhältnisse anzunehmen wagt. — Endlich war auch eine Köchin bestellt, die als „die alte Dorothea" lange in Goethe's Hause fungirte. Da gab es für Philipp Seidel unendlich mehr zu thun, der, wie er selbst zugesteht, als völlige Haushälterin die Wirthschaft besorgte, der Köchin alle Bedürfnisse zutheilte, die Dienerschaft ablohnte*) und

---

*) Die Köchin erhielt 10 Thaler Lohn, 6 Thlr. Biergeld. Der Bediente 18 Thlr. Lohn, 8 Thlr. Biergeld, außer kleinen Weihnachtsgeschenken und Jahrmarktsgeld.

darüber, wie aus einzelnen Briefen noch ersichtlich ist, mit Goethe's Mutter im vertraulichem Briefwechsel stand (Grenzboten 1870). Gleichzeitig hatte Philipp auf eigene Rechnung eine Leinwandspinnerei betrieben, bei der er in der Folge an fünfzig Personen beschäftigte, er etablirte einen Strumpfverlag, wahrscheinlich für die Nachbarstadt Apolda, ohne daß Goethe's Interesse im Mindesten in den Hintergrund gedrängt wurde. Es gehörte eben die volle Dehnbarkeit eines dreiundzwanzigjährigen Menschen dazu, um, mitten im praktischen Leben stehend, sich in das Wesen Goethe's einzuleben, der mehr als die häuslichen Dinge besagten, von ihm verlangte. Je umfänglicher die Staatsgeschäfte Goethe's wurden, je tiefer wurde Philipp in dessen Angelegenheiten verwickelt, er war es, der oft die Ideen Goethe's in das Leben einführte. So war er 1781 Begründer der laut Beschluß der Kriegscommission in's Leben gerufenen Spinn- und Strickschule armer Soldatenkinder, die, so lange Seidel die Aufsicht führte, wohl gedieh und viel Segen für eine anerkannt bedürftige Klasse der Weimarischen Bevölkerung gebracht hat. Er verstand es, seine Institute durch Vertheilung von Weihnachtsspenden und Prämien zu beleben, ohne daß der Staat namhafte Opfer brachte (jährlich 100 Thaler), der sich leider bald, nachdem Seidel sein Oberaufsichtsamt niedergelegt hatte, in die Nothwendigkeit versetzt sah, diese Institute wegen Mangel an Besuch aufzulösen. Ueberall, wo Seidel wirkte, war die volle Zufriedenheit mit seinen Leistungen bemerkbar und es giebt wohl kein erfreulicheres Zeugniß als das der Goethe'schen Mutter, die ihm schon in den ersten Jahren des Weimarischen Aufenthaltes das vollste Vertrauen in Allem entgegenbrachte. „Meine Liebe und das Vertrauen zu Euch, schreibt sie, hat immer zugenommen, weil Ihr mich nicht betrogen und Ihr täglich braver worden seid, fahrt fort ein guter Mensch zu sein, das wird Euch in Zeit und Ewigkeit wohl thun." Wenn je die Correspondenz mit Goethe's Mutter wieder gefunden, oder wie wir glauben, jetzt nur hinter dem leider berühmt gewordenen Goethe'schen Schloß und Riegel gehalten, veröffentlicht wird, dann wird sich im reichsten Maße zeigen, daß Philipp Seidel zu den trefflichsten, um das Leben Goethe's hochverdienten Männern gehört.

Mehr als ein Decennium seit dem Eintritt Beider in Weimar war dahingegangen, als Goethe's italienische Reise im Stillen vorbereitet und Philipp dazu ausersehen war, im größten Maße das Vertrauen des Dichters zu rechtfertigen. Er vertraute ihm nächst Allem, was er hatte, seine Geheimnisse. Nach der am 23. Juli 1786 entworfenen Instruction Goethe's hatte Philipp nicht nur alle ankommenden Briefe zu öffnen, sondern auch den Inhalt zu prüfen und, so weit er sich auf Staatsgeschäfte erstreckte, den in Goethe's Abwesenheit bestellten Referenten mitzutheilen. In allen Privat-

sachen verhandelte Philipp mit Frau von Stein, der er sogar in manchen Dingen nach seines Herrn Wunsche entgegenarbeiten mußte (Brief 28.), während er ganz selbständig die Finanzen Goethe's verwaltete und über Haus und Hof des Dichters Aufsicht führte. Seidel sammelte alle eingehenden Briefe, um sie in kurzen Zeitabschnitten dem Abwesenden nachzusenden und berichtete über Alles, was in dessen Abwesenheit vorging, oder beantwortete Briefe kraft seines Auftrages (Brief Nr. 2). Schon von Carlsbad aus schrieb Goethe, daß nichts an der Ausführung des Planes Hinderliches eingetreten sei, und er Ende August von dort nach Italien abreisen werde. Vielleicht war Philipp bei Beginn der Reise der Einzige in Weimar, der die Ausdehnung der Carlsbader Kur kannte. Seiner Instruction gemäß versicherte er, daß Goethe bald wiederkäme. „Läugne Alles gegen Alle", schrieb Goethe, „aus meinem Munde weiß Niemand ein Wort".

An und für sich waren das glänzende Zeugnisse eines unbegrenzten Vertrauens, aber sie sprechen noch nicht für das, was wir hervorheben und behaupten wollen, für Philipp's höhere Befähigung, die allein einen vertrauteren Umgang mit dem Dichter ermöglichte. Wenn Goethe's Briefe an Philipp aus dem italienischen Aufenthalte bezeugen, daß der Dichter sein Inneres erschloß, sein Werden und die eigene Vervollkommnung, überhaupt Alles, was ihn bewegt, was er schafft, zum Gegenstand der Mittheilung macht, so läßt das schon auf die Richtigkeit der Behauptung schließen, daß Philipp mehr als der Verwalter eines verlassenen Besitzes in Weimar war. Wir hatten bisher keine Belege, daß Goethe mit seinem Philipp von ihrer beider Welten schwatzte; in den hier zum ersten Male auftauchenden und benutzten Briefen, die wir in den folgenden Heften dieser Wochenschrift veröffentlichen werden, liegt der Beweis hierfür in der vollendetsten Weise vor. Daß ein so vertraulicher Umgang mit Philipp möglich war, lag an seiner Bildungsfähigkeit, an seinem lebhaften Interesse für alles Bessere und Höhere. Wenn Weimar seiner Zeit über die Nachahmung Goethe's in den Bewegungen spöttelte, so hat es geschwiegen von dem Bestreben Philipp's, daß er dabei nicht stehen geblieben sei. Er sah zu seinem Herrn und Meister empor, strebte geistig weiter, und es ist wohl nicht ein schlechtes Zeichen für sein Talent, daß Wieland Gedichte*) Philipp's in den „teutschen Merkur aufnahm" und die berühmte bändereiche Zeitschrift Wieland's Geschenk war, das in stattlichem Lederbande in Seidel's Bibliothek prangte. Mit ihm stand er wie mit Herder und dem Fräulein v. Goechhausen in freundlichem Verhältniß, ebenso mit Knebel,**) wie deren noch erhaltene Briefe darthun. Er legte nicht

*) Goethe's Mutter bezeugt schon 1778, daß Philipp dichtete.

**) Das bezeugt der Auftrag zur Verhandlung, als Goethe die Schlüssel zum Gar-

allein Herder'n eine größere Arbeit über die deutsche Sprache vor, sondern war auch während der italienischen Reise mit mehrfachen anderen wissenschaftlichen Erörterungen beschäftigt, worüber er an Goethe Mittheilungen machte, der ihn zu weiteren Studien anspornte. Fahre nur in deinen Studien fort, wenn ich wiederkomme, wird sich darüber allerlei reden lassen. (Brief 3.) — So war er nahe daran, eine Schrift über Münzangelegenheiten zu veröffentlichen, die wahrscheinlich Vorschläge zur Beseitigung der herrschenden Uebelstände enthielt. Dabei beschäftigten ihn naturgeschichtliche Studien, in denen er sogar an Linné Ausstellungen machte. Wenn Goethe vor dem Druck der Münzarbeit warnte und diese noch im Manuskript zu treffen hoffte, so läßt sich deshalb noch kein Schluß auf deren Unbrauchbarkeit ziehen. In Allem, was die Gegenwart betraf, war ja Goethe zugestandener Maßen ängstlich. Andererseits ermuthigte dieser die naturwissenschaftlichen Studien nicht, er meinte, sie führten zu weit, und wenn Philipp empfindlich gewesen wäre, so hätte er wohl seines Herrn Aeußerung sehr übel aufnehmen können, die dahin ging, daß, was ein außerordentlicher Mensch thue, als unzulänglich und von gewisser Seite ungünstig beurtheilt werden könne. In diese Periode fällt auch eine Arbeit Philipp's „Ueber das weibliche Geschlecht", die Goethe zu veröffentlichen rieth. Wenn Seidel als Anonymus auftrete, werde er aus dem Effect auf's Publikum als Unbefangener weitere Erfahrungen auf diesem Gebiete sammeln. Man sieht, wie er ihn ermuthigt, aber auch durchblicken läßt, daß und wo Seidel weiter lernen müsse. Auch dessen Arbeit über „das Geld" ist nicht bekannt geworden. Daneben trieb er seine Naturbeobachtungen, denen Goethe Beifall zollte, weil sie die reellsten Freuden in den Speculationen bringen. Ueberdies hatte er sich in Crystallisations- und microscopische Beobachtungen eingelassen, die Goethe sogar als genau und gut bezeichnete, wenn auch die Erklärungen ihm zu mechanisch erschienen.

Wir wollen damit nicht behauptet haben, daß Seidel in all diesen Richtungen etwas Hervorragendes geleistet habe, sondern nur, daß er geistig thätig war und darum Goethe'n ansprach, der auch für ihn und seinen Wissensdrang Manches über die Berge getragen hat. Bei seiner Rückkunft hoffte er ihm manche Zweifel über die Baukunst lösen und Manches zur Naturkenntniß mittheilen zu können. (Brief 11.) Wären Seidel's literarische Leistungen, die er wie viele Briefe in späteren Jahren vernichtete, auf uns gekommen, so würden wir wohl einen besseren Maßstab für seine Leistungsfähigkeit haben. Entschieden aber zeichnete er sich in Allem, was die Praxis betraf, nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen vortheilhaft aus.

---

ten nur in den Händen der Frau v. Stein, nicht in denen Knebel's wissen wollte: Leite es auch so ein, daß er sie auch nicht darum anspricht, sie cedirt ihn vielleicht aus Gefälligkeit, aber ungern.

Sein Streben nach Vervollkommnung gab sich auch in anderen Richtungen zu erkennen. Er kannte Goethe's Schöpfungen genau, verfolgte ihre Umwandlungen und barg dem Dichter nicht, was ihm gefalle, was nicht. Und wenn Goethe auch nicht überall die Ausstellungen für gerechtfertigt hielt, so war doch die Art und Weise, mit der er Philipp's Urtheile begegnete, für das Verhältniß Beider charakteristisch genug. Habe ich eine fette Oper gemacht, schreibt Goethe mit Bezug auf „Claudine", so ist mein Zweck erreicht. Du bist eben ein prosaischer Deutscher und meinst, ein Kunstwerk müsse sich verschlingen lassen wie eine Auster. Weil Du die Verse nicht zu lesen verstehst, denkst Du, solle Niemand in Versen schreiben. Wäre diese Claudine componirt und vorgestellt, wie sie geschrieben ist, so solltest Du anders reden. Was Musicus, Acteur, Decorateur dazu thun müssen, und was es überhaupt heißt, ein solches Ganze von Deiner Seite anzulegen, daß die Uebrigen mitarbeiten und mitwirken können, kann der Leser nicht hinzuthun und glaubt doch immer, er müsse es können, weil es geschrieben oder gedruckt ist. Wie oft mögen sie sich ereifert haben, wenn es galt, die beiderseitigen Meinungen zu verfechten. Wenigstens deutet solch ein Verhältniß Goethe selbst an, wenn er bei Gelegenheit schreibt: Du wirst Dich ereifern, wenn ich Dir sage, daß ich noch gar nicht überzeugt bin, daß ich Dich vielmehr gewiß zu überzeugen hoffe (Brief 29). Dagegen mußte Goethe doch als richtig anerkennen, was Philipp über die umgearbeitete Iphigenie bemerkt hatte. Leider, schrieb ihm Goethe, ist, was Du sagst, im gewissen Sinne wahr. Als ich mich des Handwerks entschließen mußte, das Stück umzuschreiben, sah ich voraus, daß die besten Stellen verlieren mußten, wenn die schlechten und mittleren gewannen. Du hast zwei Stellen genannt, die offenbar verloren haben. Aber wenn es gedruckt ist, dann lies es noch einmal ganz gelassen, und Du wirst fühlen, was es als Ganzes gewonnen. (Brief 12.)

So begreift man, daß Goethe schreiben konnte, wir schwatzen von unseren beiden Welten, und aus dem innigen Verkehre Beider resultirt deshalb auch noch manches Wichtige zur wahren Erkenntniß des Goethe'schen Lebens. Auf die wirthschaftliche Seite desselben, welche ich nicht hervorgehoben habe, möchte besonders hingewiesen werden. Die Briefe geben hübsche Aufschlüsse über die äußeren Verhältnisse der italienischen Reise.

Schon von Verona aus hatte Goethe seinem Philipp das vollständige Gelingen seiner Reise vorhergesagt; er fühlte sich in Allem vorbereitet und hoffte, seinen Zweck gründlich und in kurzer Zeit zu erfüllen. Noch verheimlichten seine Briefe ohne Ortsangabe den Aufenthalt in Italien, er strebte der ewigen Roma zu, er wollte die Stadt ohne jede Nachricht aus dem Norden betreten. Die Reise ist wie ein reifer Apfel, schrieb er an Philipp, der

vom Baume fällt, ein halbes Jahr früher hätte ich mir die Reise nicht wünschen mögen. Er war fleißig im Notiren und Aufschreiben, und wenn er fühlte, daß sein Philipp fehlte, so erkannte er auch das Gute dieses Mangels, er würdigte die vortreffliche Uebung, allein zu sein, für sich selbst sorgen zu müssen, nachdem er so lange sich habe gängeln und bedienen lassen. Erst nachdem er in Rom eingezogen, das Gesetz und die Propheten nun erfüllt waren, da hatte er Ruhe vor den römischen Gespenstern, aber nicht auf Zeitlebens, wie er damals irrthümlich behauptete. Denn zu jener Zeit schrieb er, daß Einer, der Italien, besonders Rom, recht gesehen, nie ganz in seinem Gemüthe unglücklich werden könne, während er später geäußert hat, daß er seit seinem Weggange von Rom keinen glücklichen Tag mehr gehabt habe. Und nun war auch die Zeit vorüber, in der Philipp mit unglaublicher Standhaftigkeit den Aufenthalt Goethe's zu läugnen hatte; jetzt schrieb ja jeder Deutsche aus Rom, daß Goethe sich dort aufhalte. Goethe überließ ihm, in Weimar Grüße auszutheilen, wo er es für schicklich fand; und die guten Weimaraner werden damals wohl kaum geahnt haben, daß Seidel sich selbst die Wege bestimmte, wenn er nach Goethe's Wunsche „Reihe um" zu grüßen hatte. Von da an beginnen die Mittheilungen Goethe's über sein Leben, sein Wollen und Werden. Ihm war ein neues Leben und ein neuer Sinn aufgegangen, als er Italien betreten hatte, die Stadien der Erkenntniß Goethe's lebte Philipp zuerst durch, überall empfängt er als erster unter Allen die frischen Eindrücke des neuen Lebens, in dem auch der wohlunterrichtetste Ankömmling ganz in die Schule zurückkehren müsse, wenn man das ehrwürdige Rom betreten habe. Goethe schildert genau den Verlauf seiner Studien; berichtet von dem Entstehen seiner Werke (Iphigenie Brief 5 u. 12, Egmont 10. 16. Stella 5.) und verhehlt nicht, was ihn beglückt und was ihn betrübt. Aber mitten aus diesem Sommer, dem „ersten", den Goethe in seinem Leben verlebt, blickt er auch hin zur nordischen Stätte mit tiefem Wohlwollen für Philipp, dessen Briefen er mit Sehnsucht entgegensieht. Das Bedürfniß, Philipp's gute verständige Briefe zu empfangen, seine „treuen" Worte willkommen zu heißen, hatte sich lebhafter als je zu erkennen gegeben. Der Verkehr war eben kein rein geschäftlicher, Philipp's Briefe gingen auf ganz besonderen Wunsch über solch beschränktes Verhältniß hinaus, er berichtete auf Goethe's Verlangen über Alles, was er für seinen Herrn von Interesse hielt, und dieser erhielt dergestalt in der von ihm gerühmten, aber in den gehörigen Schranken bleibenden Freimüthigkeit Seidel's die anziehendsten Berichte über Alles, was im Weimarischen Lande vorging. Persönlichkeiten und Stimmungen kannte Goethe in Italien durch diese Berichte so genau, daß ihm nur der Wunsch übrig blieb, mit Philipp, dessen Gedanken und Ansichten, wie er ausdrücklich anerkennt, so sehr mit den seinigen zu-

sammentrafen, auch nach seiner Rückkunft weiter leben zu können. Ich wünsche, äußerte Goethe, daß unsere gegenwärtige Correspondenz Alles wegheben möge, was zwischen einem unbedingten wechselseitigen Vertrauen stehen könnte, denn ich hoffe, Du sollst mir bei meiner Rückkunft und in der Folge mehr werden, als Du jemals warst. Wie hat Goethe gedankt, wenn Philipp seiner in Liebe gedachte, und welch treffliches Verhältniß setzt es voraus, daß er dankbar Philipp's Rath annimmt und ihn zu nützen verspricht. „Sieh was sich in meinem Hause rücken und legen läßt, bediene Dich meines Hauses und des Wenigen zu Deiner Nothdurft und zu Deinem Vergnügen.“ Das sind herrliche Aeußerungen Goethe's, die unter allen Verhältnissen ihren hohen Werth behalten. Selbst da, wo Goethe eine leise Unzufriedenheit zu erkennen giebt, geschieht es in einer Form, die einzig dasteht. „Ich gebe Dir diese Lehre und Ermahnung, Dir und mir.“ (Brief 11.) Schon lief Anfang des Jahres 1788 das Gerücht, daß Goethe nicht mehr nach Weimar zurückkommen werde. Wie viel mag damals geschwatzt, welche Motive dem unerklärlichen Ausbleiben des Dichters untergelegt worden sein! Philipp allein sah sich in der Lage, offen zu erklären, daß das alte gute Verhältniß mit dem Herzog nicht erkaltet sei, daß Goethe's Kommen und Ausbleiben von dem Willen Carl August's abhänge. — Welche Mittheilungen Philipp gemacht, mag man an Goethe's Antwort erkennen, die eben so schön, wie für das Verhältniß Beider charakteristisch ist: „Was Du mir von den übrigen Verhältnissen schreibst, werde ich in einem feinen Herzen bewahren und Frucht bringen lassen. Da ich die Grillen Carl's V. hatte, mein Leichenbegängniß bei lebendigem Leibe anzusehen, darf es mich nicht wundern, wenn Träger und Todtengräber nach ihrer Weise handeln und die Priester die Exequien anstimmen.“ Philipp war ein Priester in diesem Sinne für Goethe's Leben, und darum konnte der Dichter ihm auch das herrliche Geständniß machen: „Ich habe Dich immer als meinen Schutzgeist angesehen, werde nicht müde, dieses Aemtchen auch noch künftig beiher zu verwalten.“

In solchem Verhältniß stand der Dichter zu seinem Philipp, als er seine Schritte zur nordischen Heimath lenkte. Sie war nach seinem Wunsche von diesem zur Aufnahme vorbereitet. Und doch hatte keiner von Beiden daran gedacht, daß Alles beim Alten bleiben sollte. Schon am 29. October 1787 hatte Philipp nach Besserung seiner Lage verlangt und Goethe war bereitwilligst darauf eingegangen, für ihn zu sorgen und geeignete Wege zur Beförderung einzuschlagen. Widme Dich immer mehr Deiner eigentlichen Bestimmung, schrieb er, ich hoffe es wird Deiner gedacht werden. Wahrscheinlich kurz nach der Rückkehr Goethe's erhielt Seidel, der bisher Kammercalculator gewesen — seit 1786 steht er als solcher im Weimarischen Kalender — die Stelle eines Rentcommissärs, und erst am 19. Februar 1789 wurde er dem

Herzog als Rentamtmann empfohlen. (Carl August Briefw. mit Goethe I 138.) Man traut ihm die Fähigkeit zu, schrieb Goethe, für seine Redlichkeit bin ich Bürge. Die Kammer scheint wohl für ihn gesinnt und ich glaube ihn besonders vor seinen Competenten empfehlen zu dürfen. Ich bin überzeugt, daß außer den gewöhnlichen Dienstverrichtungen er der Erste sein wird, der den magischen Schleier, welcher die Rentamtsgeschäfte noch immer zudeckt, gern und freiwillig wegzieht. Er kennt den Hocuspocus recht gut, wodurch man Kammer und Fürsten in ewigen Zweifeln und in Dunkelheit zu erhalten weiß, und selbst einiger Verlust an eignen Einkünften wird ihn nicht abhalten, Manches zu entdecken, das auf die allgemeine Ordnung und Klarheit von nicht geringem Einfluß sein wird.

Am 15. April 1789 wurde Seidel in sein neues Amt eingeführt, zu welchem Goethe die Bestellung einer Caution von 1000 Thaler zugesagt hatte. In diesem Wirkungskreis, der übrigens bei der damaligen Stellung der Rentämter kein leichter war, arbeitete Seidel mit großer Umsicht, wie Männer bezeugen, die unter ihm gedient und zu gleichem Berufe vorbereitet wurden. Lange, bis 1810, war er in stetem Verkehr mit Goethe geblieben, dem er in seiner schwierigen Stellung ein treuer Beistand war, als plötzlich das Verhältniß zwischen Beiden sich umgestaltete. Seidel bezeichnet die Wendung der Dinge in dem Buche seines Lebens mit den Worten: „Ich lernte das Nein". Wer den vorzüglichen Theil der Schuld trägt, wollen wir nicht entscheiden. Nur so viel scheint gewiß, daß die verantwortliche, oft mit pecuniären Verlusten verknüpfte Stellung Seidels zu dem Erkalten des schönen Verhältnisses nicht wenig beitrug, denn der Hocuspocus, von dem Goethe 1789 redete, behauptete sich im Rentamte auch ferner, wenn er auch nicht die Kammer und den Fürsten, sondern den geschäftsleitenden Beamten selbst in empfindlicher Weise zu treffen pflegte. — Philipp Seidel aber starb geschätzt als Beamter und hochgeachtet von allen seinen Mitbürgern den 19. November 1820. Dr. C. A. H. Burkhardt.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Frage der Kirchenverfassung. Aus Kurhessen. Wie es bei einem seit Alters kriegerischen Volksstamme nicht anders sein kann, hat der große Nationalkampf auch in Hessen alle anderen Interessen zurückgedrängt. Mit Stolz sprach man hier zu Lande von den Thaten des Casseler 83. Regiments, welches, zur 22. Division gehörig, von Wörth an in zahllosen Gefechten mit gestritten und neben dem weimarischen und einigen bairischen Regimentern verhältnißmäßig die größten

Verluste erlitten hatte. Hat es doch 89 Officiere verloren, und mußten ihm Ersatzmannschaften von anderen Regimentern zugeführt werden! Aber von Ort zu Ort erzählen sich nun auch die stämmigen Bauern in Niederhessen und Waldeck, wie unser Kronprinz das Regiment belobt und gesagt habe: „Ah, das sind meine braven Hessen." Und mit nicht geringerer Genugthuung erfüllte es die Angehörigen des ehemaligen kurhessischen Offizierstandes, daß die Hauptstadt des Feindes aus Mörsern beschossen worden ist, welche ein Officier der kurhessischen Artillerie erfunden, der in seiner Jugend ein bürgerliches Gewerbe betrieben, sich dann aber durch seine Tüchtigkeit zum Artillerieofficier heraufgearbeitet hatte. Und dem Interesse, das man an dem Kriege nahm, entsprach die thätige Sorge für das Wohl der Truppen im Felde und die Pflege der Verwundeten und Kranken in der Heimath. So ist es sehr begreiflich, daß ein Ereigniß fast spurlos an dem kurhessischen Volke vorübergegangen ist, das in gewöhnlichen Zeitläufen dasselbe in allen seinen Schichten aufgeregt haben würde. Denn ist auch unser Volksstamm nichts weniger als theologischen Zänkereien zugeneigt, berühren auch kirchliche Fragen ihn nicht so tief als andere Glieder der Nation, so hatten doch die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über unsere Kirchenverfassung Anspruch auf die lebhafteste Theilnahme unserer ganzen Bevölkerung. Aber nur in den geistig höherstehenden Schichten hat man ihnen die Aufmerksamkeit geschenkt, welche sie im höchsten Grade verdienen; das Endurtheil dieser — bis auf eine kleine Coterie — lautet jedoch, um dies gleich im Voraus auszusprechen, nichts weniger als schmeichelhaft für unser Abgeordnetenhaus.

Die hessische Kirchenverfassungsfrage ist alt. Schon vor unserer Verfassungsfrage angeregt, hat sie die verschiedenen Wendungen unseres Verfassungskampfes begleitet. Der böse Dämon Hessens, Hassenpflug, hatte sie zweimal niedergeschlagen, ehe man an die Auflösung unseres Staates dachte. Aber gerade diese Unterdrückung aller der Bestrebungen, welche die evangelische Kirche aus den Banden des Staates erlösen und auf eigene Füße stellen wollten, bewies immer wieder auf das Schlagendste ihre innere Nothwendigkeit. Denn selbst Männer wie Hassenpflug und Vilmar konnten sich dem Zuge der Zeit, der einmal darauf ausgeht, Staat und Kirche zu scheiden, so wenig widersetzen, daß sie demselben auch in ihrer Weise folgten. Statt aber unserer Kirche nach den Grundsätzen der Reformation eine Verfassung zu geben, welche auf der Idee des allgemeinen Priesterthumes ruhend von der Gemeinde und ihrem Rechte ausging, suchten diese Kryptokatholiken eine Geistlichkeitskirche zu etabliren, in der Clerus und Laien vollständig nach katholischer Grundanschauung geschieden, sich nur wie Gebende und Empfangende zu einander verhalten sollten. Schon die Historisch-politischen Blätter haben den Kirchenbegriff Vilmar's als vollständig dem der römischen Kirche

entsprechend anerkannt, und aus den Selbstbekenntnissen des Convertiten G. Bickell, des Sohnes eines Freundes und Gesinnungsgenossen von Vilmar, ergiebt sich nun auch für Jedermann, wie Vilmar z. B. zum Tridentinum stand, dessen Beschlüsse er ausdrücklich acceptirte. Bekanntlich scheiterte der Versuch Hassenpflug-Vilmar, der auf eine Constituirung einer lutherischen Geistlichkeitskirche hinauslief, schon im Jahre 1855 an dem Willen des hessischen Nothbischofs, des Kurfürsten. Nichtsdestoweniger behauptete sich aber die Partei bis zum Jahre 1866, und namentlich die Streitfrage, ob die niederhessische Kirche reformirt, wie bis dahin alle Welt geglaubt hatte, oder lutherisch sei, wie Vilmar behauptete, war in keiner Weise kirchenregimentlich entschieden. Nun hätte man erwarten sollen, daß nach 1866 alle die Vilmar'schen Velleitäten in kirchlichen Fragen beseitigt würden, um so mehr, als gerade die Anhänger Vilmar's in Stadt und Land sich als die entschiedensten Gegner Preußens gerirten und mit vaterlandslosen Demokraten aus bloßem Hasse gegen die neue Ordnung der Dinge Bündnisse eingingen, welche eine spätere Zeit kaum begreifen wird. Aber man transigirte mit der Partei, oder versuchte wenigstens mit ihr zu transigiren. Was dabei herauskommen mußte, konnte jeder Kenner der Verhältnisse voraussagen, und das um so mehr, als die Regierung aus rein äußerlichen Gründen schon an die Umgestaltung der hessischen Kirchenverfassung die Hand anlegen mußte. Seit 1821 hatte es in Hessen drei Consistorien gegeben, die den drei vorzugsweise evangelischen Provinzen Cassel, Hanau und Oberhessen entsprachen. Nun aber wurde ganz Kurhessen in einen Regierungsbezirk verwandelt. Man mußte dem entsprechend nun auch ein Consistorium bilden. Dem hessischen Kirchenrecht war eine solche Neubildung durchaus nicht entgegen, von confessionellem Standpunkte konnte man füglicher Weise auch Nichts einwenden, da ja die drei bestehenden Consistorien schon aus Angehörigen der drei evangelischen Denominationen zusammengesetzt waren. Der Cultusminister von Mühler beantragte daher im Dictaturjahre die Bildung eines solchen einheitlichen Consistoriums. Graf Bismarck aber, der vielleicht nicht wußte, daß die Consistorien bisher schon aus Reformirten und Lutheranern zusammengesetzt seien und an der Aufregung, welche der Umsturz der hessischen Justizorganisation u. s. w. durch den Grafen Lippe in Hessen hervorgerufen, genug haben mochte, sprach sich gegen diese Octroyirung als inopportun aus, und der Entwurf fiel. Doch im folgenden Jahre legte ihn H. v. Mühler wieder der Kammer vor und bat um Verwilligung der zur Einführung erforderlichen Geldsummen. Diese wurden von der Kammer verweigert, und dem Minister in Aussicht gestellt, daß nur, wenn er gleichzeitig mit dieser Vorlage die Einführung einer Synodal- und Presbyterialverfassung in Hessen in Angriff nehme, er die verlangten Geldmittel verwilligt erhalten werde. Da nun

Herr von Mühler bei der successiven Einführung einer Synodal- und Presbyterialverfassung in den östlichen Provinzen Preußens endlich auch daran gehen mußte, den § 15 der preußischen Verfassung zur Ausführung bringen zu lassen, so nahm er die Bedingung des Abgeordnetenhauses an; eine Vorsynode ward einberufen, zur Hälfte aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt und ihr ein kirchlicher Verfassungsentwurf vorgelegt. Die Vilmarianer im Lande hatten sich an den Wahlen zu dieser Vorsynode nicht betheiligt, protestirten in allen Tonarten gegen sie und bearbeiteten die Gemeinden in ihrer Weise: Die Union solle eingeführt werden, hieß es da, neue Steuern würden kommen, auch der Glaube preußisch gemacht werden. Nichts destoweniger kam die Synode zu einem gedeihlichen Schlusse ihrer Arbeiten. Es entstand freilich keine überaus liberale Kirchenverfassung. Doch ein großer Fortschritt gegen früher war gemacht, selbst als das Elaborat der Synode noch einer Nachprüfung der Superintendenten unterbreitet worden war. Nachdem nun fast ein Jahr seit dem Schluß jener Synode vergangen war, legte das Cultusministerium die zwei Gesetzentwürfe, betreffend 1. die Verhältnisse der evangelischen Kirchen im Regierungsbezirk Cassel und 2. die Presbyterial- und Synodal-Ordnung für die evangelischen Kirchengemeinden in Hessen am 19. December 1870 dem Abgeordnetenhause vor. An eine Commission verwiesen, kamen sie am 6. und 7. Februar 1871 im Plenum zur Verhandlung. Am zweiten Tage aber mußte H. v. Mühler erklären: „Nachdem durch die Verwerfung der §§ 1 und 2, sowohl in der Fassung der Regierungsvorlage als in der Fassung der Commission, und durch die Verwerfung der denselben parallel gehenden Amendements das erste Gesetz zu einem lebensunfähigen Torso geworden ist, damit aber zu gleicher Zeit die wesentlichen Voraussetzungen gefallen sind, welche der Durchführung des zweiten Gesetzes zu Grunde liegen, ziehe ich beide Gesetze hiermit zurück.“ Man kann dem Cultusminister hierin nur beistimmen, namentlich da es schon keinem Zweifel mehr unterlag, daß das Herrenhaus dem Gesetz seine Zustimmung unter allen Umständen verweigert haben würde. Hatte doch Herr v. Kleist-Retzow, wie man in Hessen erzählte, sich schon lange dazu hergegeben, die renitenten Vilmarianer in ihrem Widerstande anzufeuern, dann sich in Berlin in Parteiversammlungen gegen die Annahme öffentlich ausgesprochen und in der Kreuzzeitung fulminante Artikel gegen das Gesetz publicirt. Die Ideen dieses Gnesiolutheraners fanden im Abgeordnetenhause ihren Vertreter in Herrn Strosser. Die Ultramontanen secundirten treulich ihren neuen Verbündeten und die Linke stimmte von ihrem Standpunkte in das zum Trio gewordene Duett der Brüder von der Rechten treulich ein. Trotz der geschicktesten Vertheidigung des Gesetzes von Seiten der evangelischen Abgeordneten Hessens, welche in diesem Punkte sämmtlich einig waren, trotz der

warmen Worte, welche im Namen der Freiconservativen der Abgeordnete Dr. Achenbach dafür einlegte, blieb die Majorität fest.

Ich will in keine Recriminationen über das tolle Bündniß eingehen, das protestantische Pastoren mit den Herrn Mallinckrodt u. s. w. bei dieser Abstimmung eingingen; auch die Bitte der hessischen Abgeordneten, man möge doch nur annehmen, was Hessen allein und keine andere kirchliche Gemeinschaft in Preußen berühre, nicht weiter ausführen. Aber gesagt muß werden, welche Zustände in Hessen das Abgeordnetenhaus durch seinen Beschluß verlängert und damit erst recht befestigt hat.

Wie manche Verhältnisse in der hessischen Kirche jetzt rechtlich liegen, wie strenggenommen ein eigentliches Kirchenregiment in ihr augenblicklich nicht existirt, möge man aus folgenden Thatsachen abnehmen. Nach mancherlei Schwankungen im Betreff des gegen Geistliche competenten Gerichtshofes hat das frühere kurhessische Oberappellationsgericht durch Erkenntniß vom 13. Mai 1865 festgestellt: „daß nach den Grundsätzen sowohl des gemeinen, als des vaterländischen Kirchenrechts dem Pfarrer der lebenslängliche Genuß der mit seinem Amte verbundenen Pfründe zusteht, eine Entziehung dieser Pfründe jedoch mittelst Entlassung des Pfarrers von seinem Amte oder durch Erkenntniß des zuständigen Strafgerichts ausgesprochen werden kann.“ Dieses ist im ehemaligen Kurhessen noch heute gültiges Recht, indem weder die Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts, noch die Verordnung vom 12. April 1822, betreffend das Verfahren bei Amtsentsetzung der Geistlichen ꝛc., bei uns eingeführt sind. Die Zuständigkeit der Strafgerichte ist aber wesentlich beschränkt durch das Strafgesetzbuch. Früher konnten unsittliche, aber unter kein Strafgesetz fallende Handlungen, wie Trunkenheit u. s. w., von einem Geistlichen verübt, als Dienstvergehen, insofern sie so erheblich erschienen, daß bloße Disciplinarstrafen nicht ausreichten, zur gerichtlichen Untersuchung gebracht werden und die Dienstentsetzung durch gerichtlichen Spruch zur Folge haben. Jetzt aber ist Dienstverlust überhaupt keine besondere Strafe mehr, sondern nur Folge anderer Strafen, namentlich der Zuchthausstrafe und der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte. Nach §. 31 des Strafgesetzbuches hat die Verurtheilung zur Zuchthausstrafe die dauernde Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter von Rechtswegen zur Folge, und nach §. 33 bewirkt die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte u. A. den dauernden Verlust öffentlicher Aemter, Würden u. s. w. Nirgends ist aber der Kirchendienst als öffentliches Amt bezeichnet, und deßhalb ist es wenigstens selbst zweifelhaft, ob ein Geistlicher durch eine entehrende Strafe seiner Pfründe verlustig werde. Anders aber als mit einer entehrenden Strafe kann ein Strafgericht einen Geistlichen seiner Stelle in keinem Falle verlustig erklären. Damit aber ist dem Kirchenregimente die

Erzwingung des Gehorsams bei renitenten Pastoren in letzter Instanz abgeschnitten. Die Herren können treiben und treiben so ziemlich was sie Lust haben. Machen sie es zu arg, so werden sie suspendirt, und ein Gehülfe versieht die Stelle. Die Folge davon ist dann die, daß in den Gemeinden Parteiungen ausbrechen und der kirchliche Friede geschädigt wird. Die gröbsten Ungezogenheiten haben sich Geistliche gegen die Consistorien erlaubt, ohne daß etwas Anderes als geringe Geldstrafen gegen sie erkannt werden wäre. Derartige Zustände, welche die Kreuzzeitung bei jeder Beamtencategorie als unerträgliche Anarchie stigmatisiren würde, hindern das fromme Blatt nicht, nach wie vor diese seine schwarzen Lieblinge zu verhätscheln und in Nr. 42 als „besten Kern" der Bevölkerung zu preisen, dem der Cultusminister zu nahe getreten sei!

Aber noch mehr. Jedermann in Hessen weiß, daß wir in einem kirchlichen Provisorium leben. Selbst die ausgesprochensten Vilmarianer geben das zu. Ein seiner Stelle als Repetent vom Minister enthobener Privatdocent der Theologie in Marburg giebt ein „Kirchenblatt aus Kurhessen" heraus. In Nr. 4 desselben heißt es: „Durch das ganze Volk geht der Zug und Drang nach einer deutschen Nationalkirche, nach Union und Synodalverfassung, und wenn die von Gott gegebene Gnadenfrist abläuft, wird die Welt ihre Plane auch in's Werk setzen. Wer aber Jesum Christum mehr liebt als Vater und Mutter, als Vaterland, Ehre, Gut und Blut, der wache und bete, daß er zur Zeit der Auferstehung im Stande sein möge, Alles für ihn einzusetzen, und aller Macht und List des Satans zu trotzen. Dazu hilf Du uns Allen, Du treuer Herr und Heiland. Amen." Bei diesem unsinnigen, sein eigenes Ich infallibel erklärenden Trotze kann sich jeder Unparteiische leicht vorstellen, wie in dieser „Gnadenfrist" das arme Volk verarbeitet wird, wie der Zelotismus um sich greifen muß. Schreitet nun das Consistorium gegen solche junge Heißsporne ein, verweigert es die Genehmigung einer Präsentation, läßt dieselben nicht vorrücken u. s. w., nun dann bricht großes Geschrei in Israel aus, und die Consistorien bekommen bei keiner Partei Recht. Und umgekehrt suchen einzelne Superintendenten und Consistorialräthe, welche der Einführung der Synodalverfassung auf erlaubte und völlig unerlaubte Weise entgegen gearbeitet haben, wiederum ihr Müthchen an den Pastoren zu kühlen, die für die Einführung jener Verfassung besonders thätig waren. Kurzum die kirchlichen Zustände werden in Kurhessen jeden Tag unerträglicher, und es bleibt schließlich, da das Abgeordnetenhaus seine Mitwirkung zur Beseitigung derselben versagt hat, der Regierung kaum etwas Anderes zu thun übrig, als den Knoten mit dem Schwert zu durchschneiden. Es wird uns nicht leicht diesen Rath zu ertheilen. Aber ein Ende muß doch geschaffen werden, wenn nicht nach und nach die ernstesten geistigen

Interessen eines ganzen tüchtigen Volksstammes unter der die Minorität des Abgeordnetenhauses in dieser Frage kaum mit zehn Stimmen überragenden, aus den disparatesten Parteien zusammengesetzten Majorität für lange Zeit geschädigt werden sollen. Der Berichterstatter der Commission des Abgeordnetenhauses über die hessischen Kirchenvorlagen, Dr. Wehrenpfennig, sagte vollkommen die Wahrheit, als er am Schlusse seiner Rede der Kammer zurief: „Es ist ja möglich, ja leider wahrscheinlich, daß die hessischen Vorlagen in diesem Hause fallen, eines aber ist gewiß, und das wird Niemand widerlegen können, sie fallen dann nicht durch ihre innere Unbrauchbarkeit, sondern sie fallen durch die Unfruchtbarkeit und Unmöglichkeit der Principien, welche die verschiedenen Seiten dieses Hauses beherrschen." Und um „unmöglicher Principien" willen, soll auf unbestimmte Zeit hinaus die Kirche eines Landes geschädigt werden, das in Folge einer Mißregierung, die nach Menschenaltern zählt, mehr als irgend ein anderes des belebenden Hauches der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechtes bedarf? Und nun, nachdem die Vorlage gefallen ist, kommt die Kreuzzeitung mit der Wahrheit hervor, daß ihre Partei gegen dieselbe habe auftreten müssen, weil durch das Vorgehen des Cultusministers in dieser Angelegenheit und der hannover'schen Schulfrage die gesammte Richtung der inneren preußischen Politik verlassen worden sei. Also die „innere Politik" der kleinen Herren bestimmt auch dies persönliche Verhalten derselben in Bezug auf die Kirche. Wer es noch nicht weiß, mag es sich damit gesagt sein lassen. *†*

Die Stimmung der Deutschen. Aus Wien. Anton Springer's Betrachtung über die Stellung der Deutschen in Oesterreich im ersten Hefte dieser Zeitschrift war im Wesentlichen so treffend und, wo sie nicht zutraf, trotz ihrer Schärfe so sichtlich von Wohlwollen für uns geleitet, daß sie bei der unabhängigen Presse hätte Anklang finden sollen. Aber er hatte doch einen Fehler begangen, den wir ihm nie verzeihen können. Daß die Verwirrung im Innern eine Höhe erreicht hat, von welcher kaum noch ein Rückweg zu finden ist, wagt allerdings Jemand, der ohne Beziehungen zu den verschiedenen Bureaux für Leitung der öffentlichen Meinung ist, nicht mehr zu leugnen, und den Vorwurf der jugendlichen Schwärmerei für das Wort Republik läßt man sich allenfalls als ein Compliment gefallen. Aber jede Anspielung auf die natürliche Schlußfolgerung, daß wir vor Allem einer vertrauenswerthen, energischen Persönlichkeit bedürften und selbstloser Unterordnung unter deren Willen, stachelt unsern Stolz und unser Mißtrauen auf. Wie, Oesterreich, das im Besitze der freiesten Institutionen von allen Nationen rechts und links beneidet wird, sollte sich eine Dictatur gefallen lassen, welche am Ende gar zu — entsetzlich! — zu preußischen Zuständen führen würde? Nimmermehr. Eher mag

Alles weitergehen wie bisher, mag der Staat einem unbekannten aber schwerlich freundlichem Ziele zutreiben. Wir sind nicht weniger entschlossen, als die Republikaner von Bordeaux. Sollen wir untergehen, so wollen wir mindestens in und mit und durch den Liberalismus, wie er im Buche steht, untergehen; dem Despotismus, dem Militarismus, der Bureaukratie und dem Muckerthume, mit einem Worte: der Reaction werden wir freiwillig keinen Fußbreit Boden und keinen Stein ausliefern.

Wenn auch nicht wörtlich, doch entschieden dem Geiste nach lauteten so die Einwendungen hiesiger Blätter gegen das Raisonnement Springer's. Und das waren selbstverständlich nicht jene liebenswürdigen Organe, welche ihre Leser Tag für Tag von den Scheußlichkeiten der preußischen Barbaren, von dem Elende, das sie gleichzeitig über die französische und die deutsche Nation bringen und von dem Vaterlandsverrathe der theils wahnwitzigen theils bestochenen Preußenanbeter in Oesterreich unterhalten. Die Wuthausbrüche dieser Sorte von Publicisten, mit denen verglichen Herr Julian Klaczko doch immer noch wie ein verständiger und gebildeter Mann spricht, sind schon für die Waffe des Spottes zu schlecht; ernsthaft sich mit ihnen zu befassen, fällt keinem Vernünftigen ein. Nein, ein Tagesblatt, welches die Sache der Demokratie mit unleugbarem Geschick und einem gewissen Grade von Ueberzeugung führt und während des Krieges eine Deutschland freundliche, höchst anständige Haltung bewahrt hat, ereiferte sich ganz besonders in dem angedeuteten Sinne.

Oberflächlich betrachtet, liefern solche Aeußerungen nur neue Belege für das, was Springer sagte. Weil ein in der Form und in der Sache unverantwortliches Regiment Oesterreich zu Grunde gerichtet hat, weil vor zwanzig Jahren die Niederschmetterung der Republik in Frankreich das Signal zur einfachen Confiscation der Verfassung in Oesterreich gab, und weil bei uns die conservativen Politiker fast ausnahmslos zugleich starre Ultramontane sind, kann man sich eine starke Regierung ohne Confiscation aller verfassungsmäßigen Freiheiten, Wiederherstellung des Concordats u. s. w. gar nicht vorstellen. Die Finanznoth wird als unser Heiland betrachtet, und während man in dem einen Augenblicke heftig die Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalt fordert, findet sich im nächsten schon die unheimliche Ahnung ein, daß die Erfüllung dieses Verlangens gleichbedeutend sein werde mit dem Ende aller liberalen Freuden.' Das Beispiel Bach's, der in so unglaublich kurzer Zeit die Stufenleiter vom entschiedensten Radicalismus bis zum crassesten Autokratismus in politischen und religiösen Dingen durchlief, hat die Bevölkerung auch gegen die Wortführer der Opposition mißtrauisch gemacht, und Charaktere wie Giskra und Herbst sind wenig angethan, dieses Mißtrauen zu bannen. Allerdings sollten unsere liberalen Po-

litiker durch solche Betrachtungen zu Ergebnissen geführt werden, welche ihr ganzes ganzes System über den Haufen werfen müßten. Wie kann man sich mit republikanischen Nebelbildern schmeicheln, wenn die Ueberzeugung so allgemein ist, daß der Republikanismus nur in der Opposition Farbe halte, vor dem Machtgefühle aber sofort verblassen werde? Wie verträgt sich der Stolz auf freisinnige Institutionen mit dem Bewußtsein, sie nur auf Kündigung, nur von Deficits Gnaden zu besitzen? Doch solchen unangenehmen Erörterungen geht man systematisch aus dem Wege. Nur höchst selten wagt es ein unabhängiges Blatt leise daran zu erinnern, daß die Erfahrungen, welche Oesterreich im letzten Jahrzehnt gemacht hat, zu lehren scheinen, daß mit liberalen Gesetzen noch wenig gethan sei, daß doch vor Allem und unter allen Umständen regiert, verwaltet werden müsse, und daß eine ordentliche, ehrliche Verwaltung vielleicht der idealen Verfassung auf dem Papier vorzuziehen sei.

Es wäre kein glänzendes Zeugniß für unsere politische Bildung, wenn jene Leute, welche führen, öffentliche Meinung machen, in diesen Dingen ebenso naiv, so kindlich dächten. Das ist aber nicht, wenigstens nicht allgemein der Fall. Wohl stehen manche von den Publicisten und Mitgliedern der städtischen und Landesversammlungen auf einer unglaublich niedern Bildungsstufe. Aber die Mehrzahl ist gescheidter, als es den Anschein hat. Gerade sie haben einen sehr begründeten Abscheu vor Dem, was einen Staat stark macht. Sie wollen keine Ordnung, keine Disciplin, keine ehrliche Verwaltung, keine strenge Handhabung der Gesetze, kurzum nichts von den Dingen, die sie unter dem Gesammtnamen „Reaction" verstehen.

Ein solches Urtheil muß dem Fernstehenden sehr hart klingen; Alle, die in der Nähe und ohne Vorurtheil beobachten, sind längst über den wahren Ursprung der so gern zur Schau getragenen Antipathie gegen Preußen und Preußenthum einig. In dem unglücklichen Junkerstaate kennt man ja die Banken nicht, deren einziger Zweck darin besteht, fünfzig Menschen auf die Kosten von Tausenden zu bereichern, nicht den Verkauf von Baronstiteln für hunderttausend bei unsaubern Geschäften verdiente Gulden, nicht die „Betheilungen" der Zeitungen, damit sie die ewig blinden kleinen Capitalisten den Finanzbaronen in die Netze treiben; da erkundigt man sich genau nach den Kenntnissen der Person, welche sich um ein Amt bewirbt; da werden die Gesetze mit ganz ungemüthlicher Strenge durchgeführt; da wäre das schamlose Treiben einer Winkelpresse unmöglich, welche von Eingriffen in das Privatleben, von offenen Erpressungen und von Unsauberkeiten in Wort und Bild lebt — genug, da ist die wahre Freiheit nicht zu finden. Die Corruption und die faule „Gemüthlichkeit" denken mit Schaudern daran, wie es ihnen ergehen müßte, wenn Oesterreich ein strammes Regiment nach

preußischem Muster erhielte, und es wird ihnen nur zu leicht, die des Denkens ungewohnte Menge mit einer Handvoll Schlagworten zu schrecken. Mancher ehrliche Demokrat zieht in dem Haufen mit, unklare Köpfe, an welchen die Weltgeschichte seit 1848 nutzlos vorübergegangen ist; aber deren Zahl ist in Wahrheit nicht so groß, als Jemand glauben mag, der noch die verhältnißmäßig so unschuldige Bewegung von 1848 im Gedächtniß hat.

Noch ekelerregender als gewöhnlich wurde das Phrasengewäsch, als vor einigen Wochen der alte Franz Grillparzer einen neuen Vorwand dazu bieten mußte. Halten wir sonst dem armen Deutschland, dessen gesammte männliche Bevölkerung vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre auf den französischen Schlachtfeldern modert, damit Wilhelm der Blutdürstige als Kaiser die wenigen Uebriggebliebenen doppelt knechten kann, unsere ideale Freiheit, unseren Frieden und Wohlstand gegenüber, so konnten wir es jetzt vollends niederschmettern, indem wir ihm einen großen Dichter und noch dazu einen achtzigjährigen zeigten! Das geflügelte Wort des „Hansjörgel": Sollen's uns nachmachen! — wurde tausendfach in Prosa und Versen umschrieben. Laube überbot als Festredner alle seine Concurrenten. Die Anderen redeten in unbewußter Bescheidenheit vom „österreichischen Schiller", Laube setzte Grillparzer ungenirt neben Goethe und Schiller! Das war ein Gaudium für den wohlgekleideten Janhagel, der am wüthendsten applaudirte, als Laube aus der so schönen, warmempfundenen Preisrede auf Oesterreich, welche dem Reimchroniker Ritter Horneck in „Ottokars Glück und Ende" in den Mund gelegt ist, die heute wie bitterste Ironie klingenden Worte besonders hervorhob:

> 's ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein
> Es Leute gibt, die mehr in Büchern lesen;
> Allein was Noth thut, und was Gott gefällt,
> Der klare Blick, der off'ne, richt'ge Sinn,
> Da tritt der Oesterreicher hin vor Jeden,
> Denkt sich sein Theil und läßt die Andern reden! —

Inzwischen hatte jedoch auch der Kaiser „sich sein Theil gedacht und die Andern reden lassen." Kaum war der Grillparzerrausch verschlafen, so stand vor uns die fragwürdige Gestalt des neuen Ministeriums. Ein Faschingsscherz! sagen die Wiener, und die Zeitungen sprechen fast im selben Tone. Leider scheint in der That das Mißtrauen gerechtfertigt zu sein; unter diesen Männern ist der Retter wohl nicht, dessen wir warten. Nicht mit der sogenannten Reaction, d. h. der Aufrichtung einer festen Staatsordnung, sondern mit dem wirklichen kirchlichen und politischen Rückschritte scheint man wieder einmal den Versuch zu wagen. Wie lange diese neue Strömung dauern kann, wer will das voraussagen. Doch mag sie noch sobald an dem Widerstande der deutschen Bevölkerung, welcher diesmal, von der gemeinsamen

Gefahr in Aufregung gebracht, die polnische und die magyarische zur Seite stehen dürfte, sich brechen; auf jeden Fall wird sie zur quantitativen und qualitativen Stärkung jener Partei beitragen, welche das österreichische Staatswesen verloren giebt und mit derselben Empfindung nach Deutschland hinüberblickt, wie Jahrzehnte lang die Lombarden und Venezianer nach Piemont. Es gehört unheilbare Blindheit dazu, um sich darüber zu täuschen.

Französische Kriegsgefangene. Aus Wiesbaden. Als am Ende des Januars auf Grund einer voreiligen oder, wenn man will, prophetischen Depesche aus Frankfurt hier der Jubel über die Capitulation von Paris begann, als das Krachen und Knallen zwischen den beflaggten Häusern 48 Stunden beharrlich fortdauerte, bis endlich am 29. Nachmittags das ersehnte „Der Kaiserin und Königin Augusta" die Richtigkeit der großen Botschaft bestätigte, als die ältesten Leute mit den kleinen Jungen um die Wette dem von der Feuerwehr veranstalteten Fackelzug nachliefen, oder bis Mitternacht in den Straßen standen, um die festliche Beleuchtung der Stadt zu bewundern, da durfte ein Deutscher wohl die kriegsgefangenen Franzosen bemitleiden. Die meisten schlichen still nach Hause und schlossen die Fensterladen, damit der Siegesglanz nicht in ihre Kammer dringe; einige ältere Officiere konnten sich selbst in Gegenwart ihrer Wirthsleute nicht des Weinens enthalten. Im Ganzen aber ist das Völkchen über unser Mitleid hoch erhaben und tröstet sich weit schneller, als wir vermuthen. Der gewöhnliche Franzose lebt in dem glücklichen Gefühl, daß seine Nation tief, unendlich tief sinken müßte, um nicht noch einige Grade über allen anderen Völkern zu stehen. Ist er daher einmal in Staub und Schmutz gefallen, so wischt er sich rasch ab, marschirt mit strahlendem Gesicht weiter und prahlt mit der Festigkeit der schönen Luftschlösser, die er sich im Handumdrehen für die nächste Zukunft fertig gebaut hat.

An Gelegenheit, die Sinnesart der Franzosen zu studiren, fehlt es hier nicht, da die Hunderte gefangener Officiere, die der Ort seit Monaten beherbergt, sich in Wiesbaden sehr frei bewegen. Andererseits könnten unsere unfreiwilligen Gäste Manches lernen, aber es kommt ihnen äußerst schwer an, sich von ihrem reichen Fond von Unwissenheit zu trennen. Wer diesen kostbaren Schatz antastet, reißt ihnen ihren französischen Gott und Glauben aus der Brust. Von dem Umfang ihres nationalen Glaubens bringt jeder Tag unglaubliche Beispiele. Ein Officier tritt in einen eleganten Laden und läßt sich verschiedene Luxusartikel zeigen. — „Beziehen Sie die Sachen direct aus Paris?" fragt er. — „Verzeihen Sie," entgegnete man ihm. „Dies kommt aus Elberfeld und Jenes aus Pforzheim." — „Bah, wir kennen das. Die Preußen setzen falsche Fabrikzeichen auf die französische Waare." — Ein Stabs-

officier will nie etwas davon gehört haben, daß das Elsaß einst ein deutsches Reichsland gewesen, obwohl dieser Mann seine zwei kleinen Söhne von einem hiesigen Schullehrer in den alten Sprachen unterrichten läßt, also nicht zum Haufen gerechnet werden kann. Daß der Rhein von Natur und von Rechtswegen französisch sei, steht nach der Meinung dieser gebildeten Militärs fest, aber sie leugnen, daß je ein Rheingelüst in Frankreich geherrscht habe; man sei dazu viel zu großmüthig gewesen, man hätte ja sonst den Rhein hundertmal nehmen können, und jetzt erst werde die Nation einsehen, daß es thöricht war, auf die „natürliche Grenze" zu verzichten. Alle erblicken in Bismarck die Fackel des Krieges. Beging auch L. Napoleon eine kleine Uebereilung, als er mit kaum halber Rüstung am Leibe den Krieg erklärte, so benützte Preußen diesen Fehler hinterlistig, um über Frankreich herzufallen. Hätte Preußen wirklich nur an legitime Vertheidigung gedacht, so würde es aus seinen Heeren längs der Grenze eine lebendige Mauer gebildet und sich begnügt haben, eine französische Invasion von sich abzuhalten, anstatt selbst den französischen Boden zu überziehen. Nach den Regeln der Fechtkunst darf der Angegriffene, wenn er nicht Franzose ist, die Stöße des Gegners pariren, aber nicht erwidern, sonst hört er auf ein loyaler Vertheidiger zu sein: die französischen Officiere glauben ferner, daß Deutschland eine wahre Völkerwanderung gegen sie ausgespieen und nur durch die kolossalste numerische Uebermacht einige Vortheile gewonnen habe, aber daß Deutschland so groß sei, wie es auf den „officiösen preußischen Landkarten" aussehe, das glauben sie nicht. Ob sie wohl glauben, daß sie gefangen sind? Die Frage ist nicht überflüssig. Viele haben zu verstehen gegeben, daß man sie nicht als Gefangene im wahren Sinn des Wortes betrachten dürfe; sie seien durch Bismarck, Napoleon und Bazaine „unter dem Vorwande der Kriegsgefangenschaft" herübergeschmuggelt worden, weil man sie zu künftigen geheimnißvollen Zwecken conserviren wollte.

An den Straßenecken, wo die amtlichen Kriegsnachrichten angeschlagen sind, hörte man in den letzten Monaten zuweilen rufen: „Ce n'est pas vrai." Das waren Gefangene, denen ein Bekannter oder eine Bekannte das neueste Telegramm verdolmetschte. Mit „ce n'est pas vrai" schüttelten sie jede Hiobspost ab; dafür suchten sie durch die mit ihnen verkehrenden deutschen, polnischen und anderen Französler die lächerlichsten Gambettaden über den täglichen totalen Untergang der preußischen Kriegsmacht zu verbreiten. Ein halb Dutzend Officiere saß im Wirthshaus beim Dominospiel, als am 27. Januar Abends die erste Kunde vom Falle von Paris durch die Stadt flog. Mit stolzem Kopfschütteln wandte sich einer von ihnen zu den Umstehenden und belehrte sie, daß es Wahnsinn sei, einen solchen Fall zu denken, denn — folgerte er — „Paris ist keine Stadt, Paris ist eine Welt; ist es möglich,

eine Welt auszuhungern?" — „Ce n'est pas vrai," betheuerten die Andern und spielten ruhig weiter. Am 29. endlich machten sie ein elegisches Gesicht. Am 30. erklärten sie, daß sie trotzdem und alledem binnen zwei Jahren triumphreich in Berlin einziehen würden. Elsässische Officiere, denen zur baldigen Heimkehr in's schöne Elsaß Glück gewünscht wurde, antworteten entrüstet, ob man sie für Frankfurter oder Wiesbadener Krämer halte? Nach Cayenne würden sie lieber gehen als preußisch werden. Seit dem 1. Februar singen sie: „Noch ist Frankreich nicht verloren". Jetzt ist Gambetta in ihren Augen auf kurze Zeit durch Bismarck'sche Intriguen unterdrückt. Nun, es giebt hier sogar deutsche Philister, denen der französische Terrorist mehr imponirt hat, als alles deutsche Heldenthum. „Der Moltke und wie sie Alle heißen" — ich citire den radikalen, beim Frühschoppen sitzenden Bürger Fitschig — „scho recht. Was sie thue, das thue sie auf Commando, und es is ihr Fach, aber so e Mann wie Gambetta, wo nix von Militär versteht und gar kei Soldat is, und macht so e Gorilla-Krieg (Guerillas), das is e Kerlche!" Herr v. Schummelmann dagegen, der pensionirte herzogliche Obercanalrath, der zu gleichen Theilen particularistisch und ultramontan ist, auch seit 1866 an demokratischen Anfällen leidet — mit welcher Wehmuth spricht er die Ahnung aus, daß Gambetta bei einer künftigen Generation „der letzte Franzose" heißen werde!

Der Mehrzahl nach haben die Gefangenen durch ihr persönliches Benehmen wenig Grund zur Klage gegeben, und wenn Einzelne manchmal eine komische Arroganz entwickeln, sich z. B. Fahnenschmuck und Beleuchtung oder das Singen der Wacht am Rhein im Hause verbitten möchten, so vergesse man nicht, daß die Franzosen an diesem Spiel- und Badeorte stets gehätschelt worden sind. Dem Ladenhalter, der von den „Herren französischen Officieren" spricht, fällt es doch nie ein, „die Herren" preußischen Officiere zu sagen. „Eine einzige rothe Hose," bemerkte Jemand, „macht eine ganze Straße lebendig." „Sagen Sie, was Sie wollen, die Franzosen haben uns immer die Cur gemacht." — „Daß heißt, Ihren Frauen und Töchtern?" — „Nein, ich meine, es gäbe keine Cursaison ohne sie." — Warum sollten also die Herren Franzosen sich nicht ein wenig als Herren im Hause fühlen? Was würde ohne sie aus Rouge und Noir? Die Spielbank, mit dem, was drum und dran hängt, scheint auf die Weltanschauung, wenigstens eines Theiles der Einwohnerschaft, nicht ganz ohne Einfluß geblieben zu sein. Als ich mir gegen einen achtbaren alten Bürger die Vermuthung erlaubte, daß das Hazardspiel ein Institut sei, welches noch andere Zwecke habe, als die Sitten zu reinigen und Charaktere zu bilden, erwiderte er: „Ja, es bringt Geld in die Stadt. Sehr moralisch ist es nicht, aber ich wünschte, daß es nur noch an zwanzig Jährchen hätte dauern können." Bekanntlich soll das Institut mit

dem Ende des Jahres 1872 aufhören, und bis dahin darf an Sonn- und Festtagen nicht gespielt werden, was die Landleute von den gefährlichen grünen Tischen fern hält. Dem Abgeordneten Braun war von seinen Widersachern der Vorwurf gemacht worden, daß er „eine Lebensfrage" der Stadt vernachlässigt, daß er die Beschränkung des Spiels auf die Wochentage nicht zu hintertreiben gesucht habe! In einem neulichen Schreiben an seine Wähler führte er zu seiner Entschuldigung an, daß ohne die Annahme jener Beschränkung die sofortige völlige Unterdrückung der Bank erfolgt wäre. Ich glaube, daß die Unterdrückung von einer sehr großen Anzahl der besten Familien Wiesbadens ersehnt wird. Man sollte den Leuten auch nicht einreden, wie es oft geschieht, daß die Stadt in Folge der Aufhebung des Spiels nichts verlieren, sondern eher gewinnen werde. Nein, sie wird wahrscheinlich in den ersten Jahren einen pecuniären Ausfall zu tragen haben, und das ist in der Ordnung. Wenn eine gewisse Sorte von Franzosen ihr nicht mehr „die Cur macht", so wird das eine gesunde Cur sein, die einige Geldopfer werth ist.

Leicht bestechlich ist die Menge, selbst wo der Menschenschlag ein guter und begabter ist, wie im Nassauischen. Aber der Deutsche hat in der Regel wenig Anlage zum Pharisäer, und es steht ihm wohl an, beim Urtheil über andere Völker, die Franzosen zum Beispiel, sich einiger schwarzen Pünktchen auf seinem eigenen Antlitz zu erinnern. J. G.

Der Feldzug. Bevor dies Blatt in die Hände der Leser fällt, ist uns die Entscheidung gekommen, ob schneller Friede, ob noch ein neuer Ansatz zu Fortführung des Kampfes. Wir sind zu Beidem gerüstet. Aber obwohl eine französische Nationalversammlung in dem vorliegenden Falle eine völlig unberechenbare Körperschaft ist, so vertraut man zu Versailles doch darauf, daß mit oder ohne neue Schwierigkeiten der Friede ganz nahe bevorsteht. Diese Annahme stützt sich nicht vorzugsweise auf die militärisch und politisch hilflose Lage Frankreichs, sondern vor Allem auf die Beobachtung, welche man in den letzten Wochen gemacht hat, daß sämmtliche Franzosen von Urtheil und daß die ungeheure Majorität des Volkes von der Hoffnungslosigkeit weiteren Widerstandes sattsam überzeugt sind. Thiers und Jules Favre wissen, daß sie jetzt den wahren Wunsch der Franzosen erfüllen und an Popularität in Wahrheit nichts verlieren, wenn sie den Elsaß und Deutsch-Lothringen dahingeben, sie werden also wohl wagen, den Phrasen der Gambettisten in Bordeaux zu trotzen. Ferner aber ist uns seit dem Waffenstillstand ein genauer Einblick in die Verhältnisse zu Paris, und durch die eingelaufenen Berichte in die finanzielle und militärische Lage Frankreichs geworden. Es ist ein sehr düsteres, widerwärtiges Bild. Wir haben erkannt, daß die Vaterlandsliebe und die patriotische Hingabe der Franzosen an ihren Staat, so weit sich diese Gefühle nicht in Declamationen, sondern in Thaten erweisen, nicht groß sind. Die Theilnahme des Volkes an dem Kriege war auch seit Gam-

betta's Herrschaft eine geringe. Frankreich hat mühsam 800,000 Mann oder mit den Gefangenen 1,200,000 Mann aufzustellen vermocht bei einer Bevölkerung von fast 40 Millionen, also im Ganzen nicht mehr als 3 Procent, und diese Zahl konnte zuletzt nur durch Gewaltmittel und durch Einstellung vieler untüchtiger Leute herausgebracht werden. Das ist für einen Volkskrieg „bis auf's Messer" ein zu geringer Bruchtheil der männlichen waffenfähigen Bevölkerung. Frankreichs Regierung hat dabei Alles von Geld ausgegeben, was irgend aufzutreiben war, und eine schwebende Schuld von $2^1/_2$ Milliarden auf das Land geladen. Für neue Schulden fehlen ihr Credit und Sicherheiten. Selbst die ihr zunächst stehen, glauben nicht an ihren Bestand, das Volk betrachtet Thiers nur als ein kurzes Mittel für eine verzweifelte Lage. Was nachher werden soll, weiß Keiner, und kaum Einer hat ein männliches Vertrauen zu seiner Partei. Dazu kommt der moralische Bankerott des Volkes, der sich in diesem Kriege durch das unablässige Bestreben der Einzelnen verräth, aus der Noth des Staates für sich selbst Vortheil zu ziehen. In dieser Beziehung ist schlagend, daß die Stadt Paris noch jetzt, Wochen nach der Capitulation, täglich 850,000 Francs Löhnung an die Nationalgarde bezahlen muß, ohne daß dies Gesindlein etwas dafür thäte. Der Müßiggang, in welchem die Stadt fünf Monate gelebt hat, hört nicht auf. Die Leute haben die Lust — freilich Viele auch die Gelegenheit zu lohnender Arbeit verloren, sie fordern, daß der Staat sie ernähre. Das Gleiche findet in Rouen und Amiens statt, in Lyon ist es wo möglich noch ärger, es wird in wenig großen Städten anders sein. Bei solchen Zuständen ist es keiner Regierung möglich, für ernsten Krieg die Mittel zu beschaffen. Denn sie muß für den militärischen Schein dieser Bürgerbewaffnung vergeuden, was sie noch an Geld allenfalls flüssig machen kann. Die Neutralen und die Franzosen selbst haben zuweilen den Krieg in den Vereinigten Staaten als Vorbild aufgestellt. Aber das faule und militärisch untüchtige Proletariat der französischen Städte und der eitle gespreizte Schein stechen stark ab gegen die rücksichtslose Herrschaft der amerikanischen Generäle über ihre Soldaten. Und dort waren zwei Gegner, welche beide einander Zeit gaben, in langen Kriegsjahren soldatische Erfahrungen zu erwerben. Auch der geschäftliche Verkehr unserer Generäle und Beamten mit den Franzosen trägt nicht dazu bei, die Achtung vor dem französischen Patriotismus zu erhöhen. Ohne Zweifel ist die Zahl feinfühlender und hochsinniger Männer von Ehre in diesem Volk nicht gering, aber die Menschen, mit denen wir zu verhandeln haben, sind in der Mehrzahl ganz dazu angethan, die deutsche Geduld übermäßig in Anspruch zu nehmen. Unsere Führer werden mit der stärksten Mißachtung französischen Wesens nach der Heimath kehren. Ebenso die Soldaten. Die gutmüthige Art, die Höflichkeit und der bescheidene Sinn, welcher in der sehr großen Mehrzahl unserer Leute sich auch den Feinden erträglich erweisen möchte, werden auf die härtesten Proben gestellt. Selbst in Versailles werden unsere Soldaten als Barbaren betrachtet, sie haben täglich Anmaßung und Uebermuth zu ertragen, der in hundert Kleinigkeiten, in den Quartieren, den Restaurants, auf der Straße zu verletzen sucht. Die Truppen haben auch deshalb zureichenden Grund, den Einmarsch in Paris zu wünschen, und wenn den Franzosen diese Demüthigung nicht erspart wird, so ist der letzte Grund das fortdauernd prahlerische Wesen der Bevölkerung. Auch

unseren wackeren Officieren und Soldaten ist die französische Art in einer Weise widerwärtig geworden, welche auf viele Jahre hinaus unsere Stimmungen und in vieler Hinsicht den Gang unserer Kultur beeinflussen wird. Nicht günstiger lauten die Urtheile unserer Generalärzte. Diese haben in den Lazarethen viele Beobachtungen über Krankheiten und Körperbeschaffenheit der Franzosen gemacht, sie haben so ihre Gedanken über die zahlreichen Cabinets d'Aisance, welche in den Straßen der Städte alle funfzig Schritt stehen und stets besetzt sind, sie sehen, wie auch im Tagesleben die französische Frau sich als der stärkere Theil erweist, wie die Frau am Morgen im Comtoir die Correspondenz besorgt, während der Mann das Comtoir ausfegt, wie verhältnißmäßig wenig zahlreich weibliche Dienstboten und wie zahlreich und schlecht die männlichen sind, sie blicken endlich besorgt nach Paris hinüber, wo häßliche und ansteckende Krankheiten in der Zeit der Belagerung nach dem Aufhören der Sanitätspolizei eine ganz unerhörte, von der Presse mehr zugedeckte als besprochene Ausdehnung erhalten halten, sie warnen vor Paris als vor einem Giftpfuhl für unsere Soldaten und besorgen von einer Einquartierung der Truppen in der verpesteten Stadt die schlimmsten Folgen.

Solche Stimmungen in Versailles werden auch auf den Friedensschluß und die Bedingungen einwirken. Der Einmarsch in Paris, der wohl noch nach der Capitulation zu vermeiden gewesen wäre, und erst durch das Verhalten der Franzosen und der Pariser Presse während der letzten Wochen nöthig geworden ist, wird auf möglichst kurze Zeit, am liebsten auf einen Siegesmarsch durch die Stadt beschränkt werden. Bei den Verhandlungen aber wird sich ohne Zweifel als leitender Grundsatz der geltend machen: reine, glatte, schnelle Abrechnung. Von den Franzosen nehmen wir nicht, was wir nach unseren Opfern und Siegen zu fordern berechtigt wären, sondern was sie jetzt bei völlig ruinirten Finanzen zu leisten vermögen. An Gebiet Elsaß und Deutsch-Lothringen mit Einschluß von Metz und Thionville, theilweise Compensation der Geldzahlung durch Einrechnung der Schuldenquote von Elsaß und Deutsch-Lothringen, Einrechnung einiger Contributionen und Einrechnung der Werthe aller Privatbahnen in den abzutretenden Territorien und in Luxemburg, so, daß die französische Regierung die Entschädigung der Actiengesellschaften übernimmt. Was Frankreich nach diesen Abzügen in der That zu zahlen hat, wird weniger sein, als deutsche Zeitungen gern berechneten. Aber die Sicherstellung und Zahlung selbst dieser Summen wird die große Schwierigkeit werden. Denn wie ist möglich, bei den unsicheren Stimmungen wenig zurechnungsfähiger Politiker Garantieen zu erhalten, daß nicht in Kurzem eine Nationalversammlung weitere Zahlungen als eine Schmach für Frankreich verweigert? Eine längere Pfandbesetzung aber von Französisch-Lothringen würde neue Gefahren schaffen, für unsere Besatzungstruppen und für die Dauer des Friedens. Wir haben den Franzosen Schläge gegeben, welche sie, wie wir wünschen, nie vergessen werden, wir wollen fortan mit aller Schonung ihrer Unabhängigkeit friedlich neben ihnen leben, und wir werden uns freuen, wenn auch sie dies recht bald und recht lange für wünschenswerth halten, aber wir wollen mit diesem Volk und seinen unsicheren Regierungen keine lange Geldberechnung halten, und wir wollen die Franzosen ganz und völlig ihrem politischen Schicksal überlassen, um das wir sie nicht beneiden. ♀

Kleine politische Tagesliteratur.

Les conditions de la paix et les droits de l'Allemagne par Historicus. Genève 1871. — Eine Stimme aus Schweden über den Krieg 2c. von General Hazelius. Berlin 1871, S. Wolff. — Ovid kam sich unter den Scythen wie ein Barbar vor, weil ihn Niemand verstand; ich glaube, die deutsche Barbarei, über die jüngst unter den andern Nationen so viel geklagt worden, läuft am Ende auch darauf hinaus, daß sie uns nicht verstehen. Die wenigen Einzelnen, die das vermögen, sind gleichsam unsere Gastfreunde draußen; wie sollten nicht ihre Namen unter uns in Ehren stehen? Darum möge der Verfasser der obengenannten französischen Flugschrift verzeihen, wenn ich das verkleidende Historicus abstreife, das ihm sonst wohl ansteht, da tiefere historische Erkenntniß vielfach aus seinen Sätzen spricht. Ernest Stroehlin, Dr. theol., ein junger Genfer Gelehrter von der freisinnigen Straßburger Schule, verficht unser deutsches Recht auf Elsaß-Lothringen in seiner Muttersprache, die so lange kein gutes Wort für uns übrig hatte. Gerade hierin liegt für uns der Hauptreiz der kleinen Schrift. Die lieben heimischen Gedanken der Treitschke, Strauß u. A. kehren hier wieder, aber in dem bewegten, bald stolzen, bald zierlichen Schritte des französischen Idioms, dessen kunstreiche Schönheit wir nicht vergessen dürfen um der Bosheit und Thorheit willen, die sich so oft damit geschmückt hat. Der Verfasser zeigt sich übrigens auch als selbständiger Kenner deutschen und französischen Wesens und vornehmlich als Kenner des Elsaßes. Er weist nach, daß diese Provinz leider nur sehr kurze Zeit lang für Frankreich die nützliche Rolle gespielt habe, ihm deutsche Bildung zu vermitteln, daß der Elsäßer doch vom eigentlichen Franzosen nie für voll angesehen worden sei. Der Straßburger Hochschule, deren wissenschaftliches Leben noch bis heute aus deutschem Geiste Nahrung zog, verspricht er wahres Gedeihen erst, wenn sie ganz diesem Geiste heimgefallen sein wird: auch den Protestantismus sieht er in freier Lebensluft aufathmen, wie er denn mit dem bezeichnenden Worte schließt, daß der Triumph der germanischen Rasse den Triumph des Friedens, der Erleuchtung und der Freiheit bedeute. Daß die kleine Schrift auf die Franzosen wirken werde, ist nicht anzunehmen, aber in der Schweiz selber könnte sie Gutes thun. Es ist charakteristisch, daß uns eine so zugeneigte Stimme aus der fremdzüngigen, nicht aus der deutschen Schweiz entgegentönt; wie man auch sonst berichtet, daß gerade in Genf die meiste Sympathie mit uns zu finden sei; natürlich, da man dort die Franzosen von jeher am besten gekannt hat.

Nicht ganz so freundlich von Herzen wie der Genfer Theolog tritt uns der schwedische Generalstabschef Hazelius entgegen; aber bei der streng sachlichen Prüfung der Thatsachen, bei der einfachen Schärfe des Urtheils, die ihn auszeichnet, lautet das Ergebniß kaum minder günstig für uns. Seine Schrift ist eigentlich eine Strafpredigt an die schwedische Presse, die aus Leibeskräften in den französischen Lügenton eingestimmt hatte. Hazelius zerstört nun schonungslos das Götzenbild des nordischen Publikums: Frankreichs Schuld am Kriege, sein Leichtsinn und alle andern Fehler vor und während desselben werden völlig enthüllt. Auch über die Folgen der großen europäischen Umwälzung beruhigt

der Verfasser seine Landsleute, er verlangt weniger aus Sympathie als aus Politik eine Annäherung **Skandinaviens an uns, nicht** ohne Seitenblick auf Rußland. Wer wollte so vernünftigen Ansichten gegenüber noch tadeln, daß er uns die Behandlung Dänemarks nicht verzeiht; wer stimmte nicht ein in seinen Wunsch, die nordschleswig'sche Frage endlich aus der Welt geschafft zu sehen? Nicht übereinstimmen können wir dagegen mit dem Verfasser, wo er als Fürsprecher für die Landesvertheidigung auch durch nicht uniformirte Banden auftritt. Zwar bleibt er darin seiner stets nüchternen Anschauung treu, die ohne jede Sentimentalität Thatsachen wie Naturereignisse hinnimmt; die nothwendige Consequenz aber, allgemeine Verwilderung der Kriegführung auf beiden Seiten, berührt er nicht. Möchte uns das Buch in Skandinavien Freunde erwerben; wahrscheinlich liest es sich schwedisch besser, als in der etwas flüchtigen Uebersetzung. — a/D.

Oesterreichs letzter Rettungsanker. Würzburg 1871. Schon vor vielen Jahren hat Dahlmann behauptet, das polyglotte Oesterreich werde auseinanderbrechen, sobald es constitutionell regiert werde. Seit 1859 haben wir alle nur möglichen Verfassungsformen und Regierungssysteme versucht, um immer mehr zu zerbröckeln. Es war recht schön, daß Beseler, Sybel u. A. die Nothwendigkeit des großen Donaureiches bewiesen, aber unterdeß schwand selbst guten Oesterreichern das Vertrauen auf den Fortbestand der Monarchie. In zahllosen Broschüren wurden Rettungsvorschläge gemacht. Auch die vorliegende warm geschriebene Schrift eines Deutschösterreichers, der mit deutscher Gesinnung einige Sympathie für den österreichischen Staat zu verbinden bemüht ist, will ein Mittel — freilich in letzter Stunde — angeben, das ein Großösterreicherthum erzeugen, den verworrenen Zuständen ein Ende machen, dem Reiche neue Kraft geben soll. Ein Blick in die wohlmeinende Schrift, der man es anmerkt, daß es dem Verfasser von Herzen Ernst ist, reicht hin, um zu verstehen, daß er sein Hülfsmittel überschätzt. Denn was sollen Oesterreich die „directen Wahlen“ als letzter Rettungsanker nützen? Wem ist — aus dem Schriftchen selbst (S. 3) läßt sich dies entnehmen — die Consolidirung der Monarchie in erster Linie Lebensfrage, als den Slaven und Magyaren? Der ganze Ton der Broschüre zeigt, daß das Vertrauen in die Lebensfähigkeit der Monarchie in weiten Kreisen geschwunden ist — „das alte Königreich Polen mit seinem sprüchwörtlich gewordenen Reichstag ist in dem cisleithanischen Oesterreich wieder aufgelebt.“ Nach der Reihe bekämpft der Verfasser selbst alle bisherigen Systeme: recht gut weist er nach, daß auch von dem Absolutismus jetzt nichts mehr zu erwarten sei, aber vergebens müht er sich zu beweisen, daß der großösterreichische Gedanke, von dem er Alles hofft, vorhanden oder in Kurzem zu erzeugen sei. Recht beredt sind die Worte, die er schließlich über die „Riesenmacht“ der Begeisterung ausspricht. Aber er vergißt, daß diese Begeisterung im Volke schon vorhanden sein muß, und daß sie, künstlich gemacht, eitles Strohfeuer ist. Für die lesenswerthe Schrift ist es übrigens charakteristisch, daß der Verfasser selbst an dem Fortbestande des Reiches zweifelt — spricht er ja doch von einem „mindestens ehrenvollen Untergange!“

Ausgegeben: 24. Februar 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Der Friede.

Mit dem ersten warmen Frühlingshauch kam uns die Friedensbotschaft. Wer diesmal unter dem Flaggenschmuck einer deutschen Stadt dahinschritt, der fand überall, wie unsere Volksart ist, ruhige Freude, er tauschte mit Bekannten kräftigen Händedruck und wenige Worte, aber Jeder war sich selbst bewußt, daß er die größten Gedenktage seines Volkes erlebe. Und wer in gereiftem Alter das Glück dieser Tage schaute, der fühlte zugleich, daß sie in Vielem die Erfüllung waren seiner höchsten Lebenswünsche, und die wundergleiche Vollendung langjähriger Arbeit seiner Zeitgenossen.

Denn den Aelteren unter uns ist das größte Glück zu Theil geworden, welches ein gnadenvolles Geschick den Geschlechtern der Erde gewährt; sie haben erlebt, Allen greifbar und verständlich, wie unsere Nation zu politischer Einheit und Größe heraufwuchs. Nicht im Genuß sind sie zu Männern gebildet, sondern im Entbehren, sie sahen das Werden, und sie halfen, Jeder in seiner Weise, an dem Wachsthum. Als die jung waren, welche jetzt auf der Höhe ihres Lebens stehen, da waren Kaiser und Reich nur ein undeutliches Traumbild in verbotenen Studentenverbindungen, in Deutschland herrschte ein österreichischer Kanzler, Rußland war der große Hort deutscher Regierungen, in Frankreich suchten deutsche Belletristen guten Stil, deutsche Liberale weltverjüngende Ideen, wer sich als Deutscher fühlen wollte, der dachte an Goethe und Schiller, an Kant und die Arbeit unserer Philologen, und wenn er ein Preuße war, nicht ohne Widerspruch der Anderen, an die Freiheitskriege.

Prinz Wilhelm von Preußen und Herr v. Moltke standen schon im reifen Mannesalter und Herr v. Bismarck war auch nicht mehr Jüngling, da durften noch fremdländische und deutsche Rathgeber uns Deutsche tröstlich mahnen, wir möchten uns nur keine Gedanken um den unsicheren geographischen Begriff Deutschland machen, und was etwa von nationalen Fähigkeiten in uns sei, in friedlicher Bücherarbeit für die Civilisation der Welt nutzbar verwenden. Und jetzt, 32 Jahre später, betrachtet das bestürzte Ausland uns wie märchenhafte Berserker, deren Eisenwaffen nichts zu widerstehen vermag, und wir selbst merken, daß wir wenig auf Erden zu fürchten haben, außer Gott und seine Mahnungen in unserem Gewissen.

Heut können wir alle mit fröhlichem Muth zurückdenken an die Noth,

den Hader, die harten, innern Kämpfe der Vergangenheit, an Vieles, darum wir gesorgt, gezürnt, gerungen haben, das Meiste davon ist uns doch zu Gute gekommen, uns und dem deutschen Staat. Denn unser Volk ist daran heraufgewachsen zu seiner Stärke. Auch vor allen Einzelnen, vor jedem Freunde, dem wir grüßend in das Antlitz schauen, empfinden wir lustig, daß er jetzt ein stolzer Mann geworden ist in sehr stattlichem Volke, und wir prüfen, wie ihn seine neue Großmachtstellung kleidet und auf welchen Pfaden seine Seele dazu herangeklommen ist. Junker aus der Mark, wie lange ist's her, daß dir auf deinem Erbe die dreifarbige Flagge und der ganze deutsche Schwindel tödlich verhaßt war, und jetzt hast du so todesmuthig dein Leben gewagt für dieselben Farben und für die Herrlichkeit des deutschen Reichs. Wo ist dein Widerwille gegen stehende Heere und Militäretats, du entschiedener Unzufriedener? wo, Sachse und Baier, eure Abneigung gegen die preußischen Pickelhauben? ihr alle seid bezüchtigt heimlich Kaiser Wilhelm's Portrait nach Hause getragen zu haben. Vieles hat der Deutsche sich selbstthätig auf eigene Hand verschafft, Eines hat er lange entbehrt, den edeln Stolz auf die politische Geltung seiner Nation. Jetzt fühlt er das Glück, so voll, so mächtig! Aber Keiner mehr, als die Deutschen in der Fremde, und darum gebührt Ihnen der erste Friedensgruß. Liebe treue Landsleute! Eurer Viele sind arm an Glück und unzufrieden mit der Heimath in die Fremde, weit über das Meer gezogen, und Mancher von euch hat lange Jahre an deutsche Wirthschaft ohne Freude gedacht. Jetzt aber, wo die Heimath euch bot, was ihr in der Fremde schmerzlich vermißtet, ist euch im wackren Gemüth die patriotische Begeisterung zu Flammen aufgeschlagen, ihr waret unter den Ersten, welche die volle Bedeutung unserer Siege würdigten, und ihr habt durch Wort und milde That uns fast aus jedem Land und jedem Hafen der Erde bezeugt, wie brüderlich ihr mit uns fühlt. Der Friede erwirbt uns keine Colonien noch Schiffstationen, weder Saigun noch das abenteuerliche Pondichery, und wir halten das für kein Unglück; er überträgt auch nicht die unbesiegte französische Kriegsflotte als unverdiente Beute in unsere Häfen, und das ist uns recht. Aber wir wollen jetzt eifrig an schnellsegelnden Corvetten bauen zum Schutz eures Handels, und wollen um euer Wohl unter den Fremden sorgen mit aller Kraft. Denn nächst unserem Heer seid ihr uns Eroberer, friedliche Eroberer, die durch ihren Fleiß und die bürgerlichen Tugenden unseres Volkes in fremden Welttheilen unsere Tüchtigkeit und Ehre vertreten. Bevor noch die deutsche Flagge an fremden Küsten flog, habt ihr als Einzelne durch feste Arbeit den Grund gelegt zu dem Ansehn und dem Einfluß, den der deutsche Arbeiter und Kaufmann jenseit des Meeres gewinnen. Jetzt sollen die Siege unseres Heeres auch euch zum Heil werden und im Frieden brüderlicher Sinn und gemeinsames Schaffen euch und uns in fester Gemeinschaft erhalten.

Einen anderen Friedensgruß richten wir über den Rhein an die deutschen Schweizer mit artigen Worten: Ihre Regierung hat während des Krieges unter schwierigen Verhältnissen uns Deutschen eine ehrliche Neutralität erwiesen, und wir zollen derselben dafür achtungsvollen Dank. Nicht ebenso ehrliches und unparteiisches Urtheil hat uns die Presse Ihres Landes, und der überwiegend größere Theil der deutschen Schweizer gegönnt. Bei Alemannen und Burgundern war die Blutsverwandtschaft und die Gemeinsamkeit der Sprache Sitte, Literatur nicht stark genug, um die Tagesstimmungen von warmen Sympathien mit Frankreich abzulenken. Möge Ihnen dieses kalte politische Mißtrauen, welches wir mit Trauer wahrnehmen, in dem Frieden weichen. Wir haben auf Belfort verzichtet, wir werden längs dem Berner Jura nicht Ihre Nachbarn und Sie haben nicht mehr zu besorgen, daß ein preußischer Grenzstein bei Delle Ihre Neuenburger an eine alte Verbindung erinnere. Wir überlassen den Wachtdienst über das französische Grenzvolk unsern Gegnern und Ihnen. — Wenn seit Anfang des Krieges Belfort in deutschen Briefen selten als wünschenswerther Besitz erwähnt wurde, so war dazu hinreichender Grund. Im Frieden wurde dieser französische Grenzstrich mit einer wilden und gesetzlosen Bevölkerung eine unablässige Sorge; dazu kam der Nachtheil einer neuen Grenzberührung mit Ihrem Land, die für beide Theile aus naheliegenden Gründen nicht wünschenswerth ist. Militärisch aber hat Belfort allerdings den Werth einer Wegsperre, welche ungefähr ein Armeecorps als Gegengewicht fordert. Für großen Krieg ist dort, wie im badischen Oberland, kein Terrain, auch führen französische Eisenbahnen durch Burgund die feindlichen Heeresmassen fast ebenso schnell an solche Päße der Vogesen, welche der großen Operationsbasis näher liegen. — Möge auch in der Schweiz die Ueberzeugung allgemein werden, daß das kaiserliche Deutschland von jetzt ab ein starkes Interesse an der Unabhängigkeit und dem kräftigen Gedeihen des Schweizervolkes haben muß. Für einen Kriegsfall hat die Neutralität des dreisprachigen Landes in unserer Flanke den höchsten Werth, — wir haben ihn so eben schätzen gelernt — für den Verkehr des Friedens sind wir beide, Deutsche und Schweizer so sehr auf einander einander angewiesen, daß wir gute Nachbarschaft gar nicht entbehren können. Und wie die Schweizer auf ihren Bahnen uns den Weg über die Alpen bereiten, so möchten wir sie auch zu Fürsprechen deutscher Cultur und deutschen Geistes gegenüber den romanischen Nachbarn gewinnen.

Wir Deutsche sehen von der Höhe, die wir erstiegen, langjährige große Aufgaben neuer Friedensarbeit vor uns. Bevor wir uns aber dazu rüsten, haben wir der ersten Pflicht zu genügen, dem Dank gegen alle guten Gewalten unseres Lebens, gegen unsere Feldherrn und unsere Brüder im Felde.

G. F.

Jacob Grimm.*)

Die großen Thaten deutschen Geistes und deutschen Muthes, deren bewundernde Zeugen wir sind, rühren nicht ausschließlich von Denen her, welchen wir an erster Stelle dafür zu danken haben. Daß wir Deutsche endlich nach so vielen Jahrhunderten einig zusammen stehen, dazu haben auch jene Helden im Reiche der Kunst und Wissenschaft mitgewirkt, die längst ein Gemeinbesitz aller deutschen Landschaften und leuchtende Vorbilder für alle deutschen Stämme geworden sind. So führt die Dankbarkeit aus der gewaltigen Gegenwart uns stets wieder in vergangene Zeiten zurück, da das gesät ward und keimte, was neu aufgegangen ist und Früchte zu treiben beginnt.

Jene Jahrzehnte, welche in Frankreich die große Revolution unmittelbar vorbereiteten, haben Deutschland einen reichen Kranz von Männern gebracht, welche die Wissenschaft in neue Bahnen lenkten. Zu Ende der sechziger Jahre sind die beiden Humboldt's, in den siebzigern Niebuhr und Carl Ritter geboren. Das eine Jahr 1785 brachte drei Gelehrte von weitestem Rufe: Dahlmann, Boeckh und Jacob Grimm. So begründete sich, während man drüben in gewaltsamen Umgestaltungen sich versuchte, allmählich in Deutschland der friedliche Neubau der deutschen Wissenschaft. Von den genannten Namen ist keiner so bekannt wie der Name Grimm. Die Kinder- und Hausmärchen, von den Gebrüdern Grimm herausgegeben, sind in alle deutschen Häuser gedrungen, das deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm ist für Jedermann geschrieben, viel besprochen und hoffentlich Manchem bekannt, der sonst nicht gerade in Wörterbüchern zu blättern pflegt. Und wer auch etwa nur den ersten Band des großen Nationalwerks aufgeschlagen und einen Blick auf die beiden ernsten und milden Gesichter geworfen hat, die uns dort im Bilde entgegentreten, der bringt, sollte ich meinen, eine freundliche Stimmung mit für Alles, was diesen Namen angeht, der ja auch in der politischen Geschichte einen hellen Klang hat. Märchen freilich und ein vielbändiges Wörterbuch scheinen auf den ersten Blick wenig mit einander gemein zu haben. Märchen, eine Zauberwelt für groß und klein erschließend und die Aufzeichnung und Beschreibung unzähliger deutscher Wörter, möchte man meinen, sei etwas sehr Verschiedenes. Jenes fordere etwas vom Dichter, dies, das Wörterbuch, alles Andere als poetische Auf-

*) Ein Vortrag, zum Besten der Invaliden am 10. Februar in Leipzig gehalten.

fassung, vielmehr nur klares Verständniß, scharfe Bestimmtheit, reiche Belesenheit. Wie es dennoch kommt, daß derselbe Mann Beides und noch sehr viel Anderes in seinem Geiste trug und gestaltete, wollen wir erwägen und es versuchen, uns annähernd ein Bild jener geistigen Werkstätte zu machen, in der einer der größten Gelehrten unserer Zeit, ja ein in vielem Betracht unvergleichlicher Forscher und edler Mann mit festem Sinne lange Jahre hindurch waltete.

Einen beträchtlichen Theil seines Lebens hat uns Jacob Grimm selbst beschrieben mit jener Einfachheit, die den Grundzug seines Wesens ausmacht. Er war eines hessischen Amtmanns Sohn, in Hanau geboren, von neun Kindern, unter denen sechs zu reifen Jahren gelangten, das zweite. Auf ihn folgte, nur um ein Jahr jünger, sein Bruder Wilhelm, durch Gleichheit des Strebens ihm so eng verbunden, daß die beiden Brüder mit kurzen Unterbrechungen ihr ganzes Leben unter einem Dache zubrachten. 11 Jahre war Jacob alt, als ihm 1796 der Vater, damals in Steinau, starb. Bei den beschränkten Mitteln der Mutter mußte eine Tante in Cassel helfen, daß die Knaben die dortige Schule zur Vorbereitung auf die Universität besuchen konnten. In Marburg studirten sie dann Rechtswissenschaft, und hier fand Jacob den einzigen Mann, dessen Einfluß auf seine ganze Entwickelung er sein Leben lang dankbar rühmte, den damals noch jugendlichen großen Juristen v. Savigny. Durch diesen, dem er durch Eifer und Geschick Achtung und Zuneigung eingeflößt hatte, kam ihm zuerst manch seltenes Buch zu Gesicht, durch ihn gelangte er 1805 zu einem längeren Aufenthalt in Paris, um seinen Lehrer dort bei dessen gelehrten Arbeiten zu unterstützen. Die reichen Schätze der Bibliothek waren in Paris Jacob Grimm's Hauptfreude. Doch kehrte er 1806 heim, um nun seine Laufbahn im kurhessischen Staatsdienst anzutreten. Er erhielt „den Acceß beim Secretariat des Kriegscollegiums" mit 100 Thlr. Gehalt und fungirte mit Puder und Zopf bis zum Eindringen der Franzosen unter dem Titel „Kriegssecretär". Doch widerten ihn diese Geschäfte an, und trotz des Schmerzes, den er als Deutscher über den Umsturz aller Verhältnisse empfand, war es für Grimm eine Erlösung, als er von dem importirten König Jérome als dessen Privatbibliothekar mit angesehenem Gehalt angestellt wurde. Der Wissensdurst des neuen Gebieters war nicht der Art, seines Bibliothekars Dienste sonderlich in Anspruch zu nehmen. Desto mehr Zeit blieb diesem für eigene Studien übrig, die nun immer entschiedener der Poesie, vor Allem gerade im Gegensatz zu dem herrschenden Franzosenthum der vaterländischen Dichtung, in ihrer älteren Periode und dem deutschen Alterthum überhaupt, sich zuwandte. Erst die bewegten Jahre der Befreiungskriege unterbrachen die emsige Arbeit. Nach der Rückkehr des Kurfürsten und des Zopfes ward Jacob Grimm hessischer

Legationssecretär im Hauptquartier der Alliirten, später beim Congreß in Wien. Der schlichte junge Mann paßte wohl wenig in die Gesellschaft der Diplomaten. Er klagt in seinen Tagebüchern über die trostlose Zeitvergeudung. Von allen den zahlreichen Theilnehmern am Congresse war er wahrscheinlich der einzige, welcher seinen Aufenthalt in Wien benutzte, um Slavisch zu lernen, ein Wissen, das ihm bald in mehr als einer Beziehung nützlich wurde. Mehr war Grimm in Paris an seinem Platze, wo er im Auftrage des preußischen Staatskanzlers v. Hardenberg deutsche, von den Franzosen entführte Bücherschätze mannhaft reclamirte. Von da an ließen ihn die lieben Bücher nicht wieder los. Die beiden Brüder wurden an der Bibliothek in Cassel angestellt und führten von 1816—1829 ein Leben stiller gesammelter Arbeit. Nicht Alles freilich war in Cassel idyllisch. Als der Bibliothek die Ehre zu Theil ward, unter eine andere Oberaufsichtsbehörde, nämlich unter das kurfürstliche Oberhofmarschallamt, gestellt zu werden, forderte dies eine besondere Abschrift des umfassenden Bücherkatalogs, und 1½ Jahre kostbarer Zeit mußten dieser Laune geopfert werden. Zu dem hohen Gehalt der sonst verwünschten Franzosenzeit brachten es die treuen Hessen in dieser ihrer Heimath nie wieder, so daß selbst Nahrungssorgen nicht ausblieben. Und dennoch nennt Jacob Grimm diese Zeit eine selige, denn sie gewährte ihm reiche Muße für eigene Arbeiten. Bei Weitem die meisten deutschen Gelehrten sind und waren Universitätslehrer, und sicherlich liegt in dem Berufe wissenschaftlicher Mittheilung und Unterweisung, so wie in dem täglichen Verkehr mit der strebenden Jugend eine Fülle von Anregung. Aber für die Brüder Grimm, die eine fast ganz neue Wissenschaft aufzubauen und eine unübersehbare Masse des Stoffes zusammenzutragen, zu sichten und auszunutzen hatten, war diese nicht all zu sehr unterbrochene Muße durch nichts Anderes zu ersetzen. In dieser Casseler Stille sind die Gedanken für die meisten jener großen Werke gereift, die nach und nach an's Tageslicht traten, und viele von ihnen ausgeführt. So lieb war den Brüdern die Heimath, daß sie 1817 einen Ruf an die neu gegründete Universität Bonn ausschlugen. Aber als 12 Jahre später nach einer empfindlichen Zurücksetzung von Seiten der hessischen Regierung ihnen ein Wirkungskreis in Göttingen angeboten ward, nahmen sie diesen an. In unserer leicht beweglichen Zeit begreifen wir es kaum, wie schwer den Brüdern der Umzug von Cassel in das nur wenige Meilen entfernte Göttingen ward, wie ungern sie den heimischen Boden verließen, obgleich in Göttingen treue Freunde und Fachgenossen ihrer warteten. 44 Jahre also zählte Grimm, als er sein erstes Lehramt antrat. Er war überhaupt keine lehrhafte Natur. „Besser lernen als lehren", lautete sein Spruch. Er freute sich des Stoffes selbst, den er bearbeitete, er wies diesen sammt den Gedanken, die er in ihm

weckte, den Lesenden oder Hörenden vor, wie ein Sammler die geliebten Stücke, die er zusammengebracht hat, freilich nicht, ohne die großartigsten Schlüsse daraus zu ziehen. Aber das Gestalten, Gliedern, Theilen und Zusammenfassen, das Anpassen an das Verständniß des Aufnehmenden, worin die Kunst des Lehrens besteht, lag ihm ferner. Gegen jede Art von Systematik empfand er eine vielleicht übermäßige Abneigung. So kommt es, daß beide Grimm's — denn in dieser Hinsicht waren die Brüder nicht sehr verschieden — immer mehr Gelehrte als Lehrer geblieben sind, obwohl es natürlich keineswegs an empfänglichen Naturen gefehlt hat, die auch aus den mündlichen Vorträgen der trefflichen Männer wichtige Anregungen in sich aufnahmen. Es ist bekannt, wie diese Göttinger Zeit, bis dahin eine glückliche und namentlich durch dauernde Freundschaften, die sich dort anknüpften, gehobene, ein durchaus unerwartetes Ende nahm. König Ernst August trat seine Regierung des Landes Hannover 1837 damit an, daß er die 4 Jahre vorher von seinem Vorgänger anerkannte, von allen Beamten beschworene Verfassung aufhob. Rathlos und schwankend ließ das Land den Gewaltstreich über sich ergehen. Die Universität Göttingen aber hielt es für ihre Pflicht, nicht zu schweigen. Es erfolgte der Protest der sieben Professoren, lauter Männer von höchstem Ansehen in der Wissenschaft, von denen wir ja so glücklich sind, einen in unserer Mitte zu haben. Die Brüder Grimm waren unter ihnen. Alle traf die sofortige Entlassung aus ihren Aemtern, Jacob Grimm mit zweien Anderen überdies noch die Weisung, das Land Hannover binnen dreien Tagen zu verlassen. Wie Jacob Grimm, der sonst am politischen Leben sich nicht in besonderem Maße betheiligte, diese damals ganz Deutschland mächtig bewegende Angelegenheit auffaßte, hat er selbst in der kleinen Schrift über seine Entlassung in seiner kernigen und innigen Weise gesagt. „Weder nach Beifall gelüstet hat mir, noch vor Tadel gebangt, als ich so handelte wie ich mußte." „Denn wozu sind Eide, wenn sie unwahr sein und nicht gehalten werden sollen?" Diese beiden Aussprüche geben die Summa des Ganzen. Es ist die Stimme des Gewissens, es ist echt deutsche Gewissenhaftigkeit, welche diese Männer in einer Zeit trauriger Haltungslosigkeit antrieb, mit Einsetzung ihrer ganzen Stellung einfach ihre Bürgerpflicht zu erfüllen und damit ein Beispiel zu geben, das nicht verloren geblieben ist.

Als Vertriebener mußte Jacob Grimm in seinem Geburtslande eine Zuflucht suchen. Drei Jahre konnte er in Cassel sich wieder ganz in seine Arbeiten vertiefen, die ihn bald über die erlittene Unbill trösteten. Der Wissenschaft aber und dem deutschen Volke brachte diese Amtsentsetzung den Plan zum deutschen Wörterbuch ein. Denn der Gedanke, den beiden Grimm's eine lohnende Arbeit zu verschaffen, war der äußere Antrieb zu diesem großen

in Leipzig entworfenen und von hier aus fortgeführten Unternehmen. Doch sollte glücklicherweise der äußere Anlaß bald fortfallen. Friedrich Wilhelm IV. machte in diesem wie in anderen Fällen gut, was in früheren Jahren gefehlt war. Er gewann 1841 beide Brüder für die Berliner Academie. In ehrenvollster Weise wurden sie berufen, sie hatten, wie alle Academiker, das Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten, ohne aber durch irgend welche Verpflichtungen dazu in der freien Verwendung ihrer Zeit beschränkt zu sein.

So begann der letzte, mehr als 20jährige Abschnitt in Jacob Grimm's Leben.

Es war ein großer Tag für die Berliner Studentenwelt, als Jacob Grimm seine Vorlesungen eröffnete. Er war es nicht gewohnt, vor einer so großen Zuhörerschaft zu sprechen. Die Bewegung des Herzens, das bei ihm stets sehr lebhaft schlug, hemmte den Fluß seiner Gedanken. Nach einigen Sätzen trat eine längere Pause ein, aber völlig ruhig und sinnend blickte der Redende in die Kastanienbäume vor dem Fenster, und lautlose Stille herrschte unter den Hunderten, bis er das Wort wieder gefunden hatte. Im Jahre 1846 und dann wieder 1847 trat nach dem Beispiele anderer sogenannter Wandervereine eine Germanistenversammlung zusammen, bestimmt, alle der deutschen Vorzeit zugewendeten Gelehrten in sich zu vereinigen, zuerst in Frankfurt, dann in Lübeck. Das waren wohl die Tage, in denen Jacob Grimm, dem geborenen Präsidenten dieses Vereines, die höchste und freudigste Anerkennung zu Theil ward. Es war ein unvergeßlicher Augenblick, als in Travemünde bei Lübeck, wo ein Festmahl veranstaltet war, die Grimm's wieder mit Dahlmann an einem Tische saßen und Jacob Grimm bei einem Trinkspruch Angesichts des deutschen Meeres dem alten Freunde gerührt in die Arme fiel. Es waren Stunden der reinsten vaterländischen Erhebung, denen noch kein Mißklang deutschen Haders beigemischt war, wie er im folgenden Jahre so bald sich einfand. Doch auch 1848 durfte der deutsche Mann in der Frankfurter Nationalversammlung nicht fehlen, wo er indeß im Kampfe der Parteien sich wenig wohl fühlte und selten das Wort ergriff.

Die große moderne Stadt Berlin war Jacob Grimm eigentlich sehr fremdartig, aber bald fand er die guten Seiten heraus, richtete sich sein Leben in seinem Sinne ein und arbeitete so rastlos wie immer. Seine Lust an der Natur trieb ihn oft in den Thiergarten, dessen entlegenste Theile er gern durchstreifte, und wer ihn dort in tiefes Nachdenken versunken lustwandeln oder auch, etwa in einem Buche blätternd, durch die Linden der Academie zueilen sah, wird auch, ohne von ihm zu wissen, von dem Manne mit dem glänzenden Blick und den bis in's hohe Alter raschen

Bewegungen den Eindruck einer mehr als gewöhnlichen Persönlichkeit davongetragen haben. Das Grimm'sche Haus war ein gastlich geöffnetes, und Jacob's Zimmer konnte Niemand betreten, ohne eines freundlichen Empfanges und erfrischender Anregung sicher zu sein. Der 75jährige sollte noch den Schmerz erleben, seinen Bruder Wilhelm zu Grabe zu geleiten. Drei Jahre später, am 20. September 1863, erlag er selbst einer kurzen Krankheit, liebevoll gepflegt von der edlen Frau und den Kindern seines Bruders, die ihm ein eigenes Hauswesen ersetzten.

Die Summe seines wissenschaftlichen Strebens beschreibt uns Jacob Grimm selbst mit folgenden Worten: „In die rauhen Wälder unserer Vorfahren suchte ich einzudringen, ihrer edlen Sprache und reinen Sitte lauschend. Weder die alte Freiheit des Volkes blieb mir verborgen, noch daß es schon, bevor des Christenthums Segen ihm nahte, sinnigen, herzlichen Glauben hegte." Es sind damit die Hauptseiten jener Wissenschaft berührt, deren Begründung aus dürftigen Anfängen die große That seines Lebens ist, der Wissenschaft vom deutschen Alterthum. Bedeutende wissenschaftliche Schöpfungen, namentlich historisch-philologische, kommen nur dadurch zu Stande, daß zwischen dem Forschenden und seinem Stoffe eine Art von Verwandtschaft besteht. Bei Jacob Grimm war dies in hohem Grade der Fall. Mag er nun deutschen Glauben und deutsche Sagen, oder deutsche Sitte und Sprache behandeln, überall ahnen wir, derselbe Volksgeist, welcher jene Anschauungen und Formen hervorbrachte, ist auch in dem Darstellenden lebendig, so sehr wie in irgend einem Sohne der deutschen Erde. Verwandtes wird unablässig zu einander gezogen. So ist Grimm immer von inniger Freude zu seinem Gegenstand ergriffen, und diese Freude theilt sich von selber dem Lesenden mit. Eine scheinbar trockene Untersuchung, ja eine bloße Aufzählung erhält bei ihm einen eigenthümlichen, man kann sagen, poetischen Reiz. Ohne solche, nie versiegende Lust, ohne die Heiterkeit der Seele, die daraus entsprang, wäre doch auch ihm wohl der Fleiß erlahmt, dessen er bedurfte, um so Gewaltiges auszuführen. Die deutsche Alterthumswissenschaft, zu Ende des vorigen Jahrhunderts nur eine Liebhaberei weniger Bücherfreunde, steht nach dem Tode der Grimm's reich entwickelt und in mehrfacher Hinsicht als Muster für verwandte Bestrebungen da. Darauf ruht ja eben der große Zusammenhang der Wissenschaften unter einander, daß jede bedeutendere Leistung in einer von ihnen, auch auf andere vorbildlich einwirkt. Versuchen wir in diesem Sinne uns klar zu machen, in welcher Verbindung Jacob Grimm's ganzes Streben mit einigen Hauptrichtungen vor und neben ihm steht.

In der sogenannten Periode der Aufklärung und während des langen Abschnittes, da die Philosophie die ersten Geister unseres Volkes mehr als

Alles beschäftigte, war für das stillere Leben der Völker in fernen Jahrhunderten wenig Empfänglichkeit. Einer der Ersten, welcher erkannte, daß es auch außerhalb der geschulten Gedankengänge der Gelehrten und außer der mehr oder weniger kunstvollen Dichtung einzelner hochbegabter Menschen eine Welt des Denkens und Empfindens gab, war Herder. Bei ihm finden wir gelegentlich tiefsinnige Worte auch über die Vorzeit der deutschen Sprache. „Vieles ist versunken“, sagt er, „wir müssen es wieder emporheben“, „in unseren Sprachwurzeln ist malende Musik“. Bei ihm beginnt die Unterscheidung von Natur- und Kunstpoesie. Diese Keime gingen auf bei den sogenannten Romantikern. Jetzt kam die Zeit, da man das anspruchslose Lied des Schnitters, des Fischers bei seiner Arbeit, der Mutter an der Wiege emsig hervorzog, da man ein kerniges Sprüchwort bewundern, an einem altväterischen Brauch Gefallen finden lernte, und die, so schien es wenigstens, weniger gebundene Poesie des Orients wie des Mittelalters der classischen gegenüberstellte. Diese Bestrebungen haben auf die Brüder Grimm, die mit einem der kühnsten Romantiker, Achim von Arnim, eng befreundet waren, wesentlich eingewirkt.

Aber es zeigt sich noch ein ganz anderer Zusammenhang. Friedrich August Wolf hatte zu Ende des 18. Jahrhunderts der Philologie zuerst höhere Ziele gesteckt und durch seine tief einschneidenden Untersuchungen über Homer gezeigt, wie die gepriesenste Dichtung des Griechenvolkes etwas ganz Anderes sei, als das Werk eines einzelnen „Genies“, mit dem man bis dahin glaubte auskommen zu können. Wilhelm von Humboldt wurde von da aus zu Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Geisteskraft angeregt, die ihn vor Allem auf die geheimnißvollste und unmittelbarste Bethätigung dieser Geisteskraft bei den Völkern, die Sprache, führten. Es waren Aufgaben gestellt, deren Lösung nur begonnen ward. Man forderte eine Wissenschaft, die das ganze Alterthum nach den verschiedensten Seiten und in allen seinen Aeußerungen umspannte. Während man aber bei dieser Forderung wesentlich nur an die griechische und römische Welt dachte, erfüllte sie sich ungeahnt auf einem wenig beachteten Gebiete. Das classische Alterthum, das Wolf im Auge hatte, ist so unendlich vielseitig, daß es höchstens durch ein Zusammenwirken Vieler in jenem großen Maßstabe durchforscht werden kann, den man nun anlegte. Von den großen classischen Philologen und Archäologen haben die umfassendsten und vielseitigsten, wie Welcker, Boeckh, Ottfried Müller, es nicht vermocht, den verschiedenen Seiten der antiken Welt, also der Sprache, der redenden und bildenden Kunst, dem Glauben, der Sitte und dem Staatsleben, auch nur annähernd gleichmäßig gerecht zu werden. Auch sie waren doch immer nur in Theilen des großen Gebietes wirklich heimisch. Das deutsche Alterthum dagegen, dem die bil-

dende Kunst und ein entwickeltes politisches Leben fast ganz abgeht, und dessen Literatur nicht so massenhaft ist, konnte schon eher von der eminenten Kraft eines Einzelnen umspannt werden. Und diese hervorragende Kraft steckte in Jacob Grimm. Man darf es aussprechen. Er ist gleichsam das Urbild eines Philologen, wie man ihn seit Wolf suchte. Freilich hatte auch er seine Schranken. Er blieb insofern Romantiker, als ihn die dunklen Anfänge zu jeder Zeit mehr reizten als die helle Erfüllung. Aber dennoch hat er sich von einem gewissen Streben in's Unbestimmte und Regellose, das in seinen früheren Arbeiten hervortritt, mehr und mehr losgemacht. „Je mehr ich mich beschränke", schrieb er 1820, „desto größeren Erfolg spüre ich bei mir." Diese Beschränkung war freilich, an dem Vermögen Anderer gemessen, riesige Ausdehnung. Denn selbst über die deutschen Grenzen hinaus zu den Romanen, Slawen, Finnen zu schweifen, scheute er sich nie. Den Begriff deutsch zog er so weit, daß auch der skandinavische Norden und das Angelsächsische und Englische mit hinein gehörten. Aber er steckte sich überall deutliche Ziele und verfolgte diese mit jener nie rastenden Arbeitslust, die ihn nie verließ. Vor Allem beschäftigte ihn die Sprache, die schon als Mittel zu allem Weiteren die erste Stelle einnahm. Aber daneben erwuchs ihm die „deutsche Mythologie". Indem er vereinzelte Notizen über deutschen Götterdienst sammelte, vor Allem aber den Spuren des deutschen Heidenthums in Sagen und Märchen nachging, deckte er hier eine unendliche Fülle auf. Die Sitte unserer Vorfahren verfolgte er besonders in alten Rechtsgebräuchen, die Poesie vorzugsweise in der Gattung, die am wenigsten von einzelnen Menschen gemacht werden kann, im Epos, über dessen wahres Wesen er die tiefsinnigsten und treffendsten Aufschlüsse brachte. Dies Alles konnte nur gelingen durch eine Hingebung an den Stoff, wie sie wohl nie größer da gewesen ist und kaum ohne jenes lebendige Nationalgefühl, das Grimm's gesammte Forschung beseelt, erreichbar war. Die vielseitigste Receptivität war bei ihm mit der höchsten Productivität verbunden. „Wo Sie das Alles herhaben, weiß Gott", schrieb ihm einmal sein Freund Lachmann. Allerdings lag in dieser Art zu schaffen auch manche Gefahr. Jacob Grimm arbeitete rasch und ohne zu feilen. So bedurfte sein Schaffen dringend des Correctivs kritischerer Geister, unter denen eben Lachmann hervorragt. Auch traf es sich glücklich, daß Wilhelm Grimm, weniger kühn und umfassend, aber auf beschränkteren Feldern fein und sorgfältig, dem verwegeneren Jacob zur Seite stand. Jacob Grimm ist offenbar da am meisten an seinem Platze, wo das unbewußte Geistesleben unseres Volkes in Betracht kommt. Vielleicht verführte ihn das, diesem unbewußten Geistesleben hie und da einen weiteren Spielraum anzuweisen, als ihm gebührte. Aber ein Gebiet des Volkslebens giebt es, das so gut wie ganz dieser Sphäre des Unabsichtlichen

und Unbewußten anheimfällt. Zur Sprache, die er redet, trägt der Einzelne durch bewußtes Schaffen so gut wie gar nichts hinzu. Die Sprache empfängt vielmehr der Einzelne von seinem Volke als eine ihn wesentlich bindende und bestimmende Macht. Sie ist in aller Stille von ungezählten Generationen geschaffen. Hier also, auf dem Gebiete der Sprache, konnte Jacob Grimm jene seine Hauptrichtung am besten bewähren. Hier hat er in der That das Höchste geleistet. Wie er die deutsche Sprache im innigsten Zusammenhange mit dem Leben und der Art unseres Volkes auffaßte, so hat Niemand auch nur annähernd irgend eine Sprache zu ergründen gewußt. Darum bleibt seine „deutsche Grammatik", obwohl nicht ganz zu Ende geführt, unbestritten das bedeutendste seiner Werke, ein Werk, von dem man sagen kann, daß 50 Jahre nach seinem ersten Erscheinen zwar vieles darin Enthaltene von der unaufhaltsam fortschreitenden Wissenschaft überflügelt ist, daß aber auch wesentliche darin gegebene Anregungen, die weit über die deutsche Sprache hinausgingen, noch jetzt nicht völlig ausgebeutet sind. Eben deshalb wird es gestattet sein, auf diese bedeutendste Seite von Grimm's Wirken noch etwas genauer einzugehen.

Im Jahre 1819 hatte Jean Paul ganz im Sinne seiner Zeit unsere liebe deutsche Muttersprache zum Gegenstand von Verbesserungsversuchen gemacht. Das Morgenblatt enthielt Briefe des geistreichen Humoristen, in denen dieser unter Anderem jenem **s** den Krieg erklärte, welches wir in der Mitte zusammengesetzter Wörter wie Glückskind, Hungersnoth, Liebesdienst zu sprechen pflegen. Jean Paul konnte in vielen Fällen einen Scheingrund für sich anführen. Was Glücks, Hungers ist, sieht jeder; der Genitiv der Wörter Glück, Hunger, aber einen Genitiv Liebes von Liebe kennt unsere Sprache nicht. Folglich, schloß Jean Paul, fort mit diesem widersinnigen Schnörkel! Die Antwort des „Herrn Kriegssecretär Grimm", wie ihn Jean Paul nennt, ist bezeichnend für dessen ganze Auffassung der Sprache. Sie gipfelt in dem Satze; „Jean Paul's Regel ist gänzlich falsch, weil er die Sprache wie etwas von heute betrachtet." Diesen Satz „die Sprache ist nichts von heute" könnte man als Motto über Grimm's grammatische Schriften setzen. Positiv gefaßt, enthält er die Forderung, daß die erste Frage eines Jeden, der über ein Wort oder eine Wortform Auskunft sucht, sei es auch innerhalb seiner Muttersprache, die sein muß, wie sah es früher damit aus? Diese Einsicht scheint ungemein nahe zu liegen. Und doch hatte sie Niemand vor Jacob Grimm bestimmt in sich ausgebildet. Bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts gab es in der Behandlung der Sprachen eigentlich nur zwei Standpunkte. Der eine war der rein empirische und damit praktische. Man lernte Wörter und Wortformen nur zu dem Zwecke, sich mit einem fremden Volke, sei es mündlich oder durch Vermittelung der Schrift,

in Verbindung zu setzen. Auf die Muttersprache, die wir ja von selbst verstehen und sprechen, würde dieser Standpunkt gar keine Anwendung finden. Der andere Standpunkt ist der philosophische. Man fragte dreist nach dem warum, nach den Gründen des Sprachgebrauchs, ja man drang mit jener Keckheit, durch die so oft der Dillettant sich vom Kenner unterscheidet, zu der letzten Frage nach dem Ursprung der menschlichen Sprache überhaupt vor. Ob diese von Gott geschaffen oder von den Menschen erfunden sei, das war ein Lieblingsproblem des 18. Jahrhunderts, und Viele glaubten alles Ernstes es mit einer kleinen Reihe von Schlußfolgerungen endgültig lösen zu können. Kein Wunder, daß über unsere Muttersprache Jeder sich einbildete mitreden, daß Mancher sie durch fein ausgeklügelte Vorschläge meinte verbessern zu können. Friedrich der Große, bekanntlich kein sonderlicher Verehrer des Deutschen, das ihm plump und unfein erschien, gab unsern Dichtern den Rath, des volleren Klanges wegen jedem Infinitiv auf **en** den Vocal **a** beizufügen, also leben**a**, fragen**a**, statt leben, fragen zu sagen. Glücklicherweise wurde dieser Rath von Niemand befolgt.

Kurz vor jenem Streit über das **ß** war eine andere sprachverbessernde Richtung, die Deutschthümelei, diese Carricatur wahrhaft vaterländischen Sinnes im Schwunge, und nicht so ganz unbegreiflich, denn selbst im letzten Sommer gingen die Wogen gegen alle Fremdwörter in unserer Sprache ziemlich hoch. Man wollte also die Fremdwörter mit Stumpf und Stiel ausrotten, hatte aber damals so wenig wie neuerdings eine Ahnung von der Schwierigkeit, das Fremde vom Heimischen zu unterscheiden. So wurde selbst das Wort Nase verpönt, weil man sich einbildete, es sei aus dem lateinischen nasus entlehnt. Man brachte dafür höchst geschmackvoll das Wort „Gesichtserker" in Vorschlag, womit man freilich erst recht ins Undeutsche gerieth, denn der zweite Bestandtheil des Wortes (Erker) ist gerade wirklich ein Fremdwort, das wahrscheinlich mit dem lateinischen arcus, Bogen, zuzusammenhängt. Zu solchem Treiben stand nun Jacob Grimm im vollsten Gegensatz. Für ihn ist die Beobachtung die Seele der Sprachforschung. Festzustellen, was früher war, und daraus zu erkennen, wie das, was ist, geworden ist, war sein Ziel. In die Sprache versenken will er sich, von ihr lernen, nicht sie hofmeistern, Freude am Einheimischen und Echten wecken, indem er es in seiner Mannichfaltigkeit aufdeckt, nicht den Wächter spielen, der ängstlich aufpaßt, daß man nicht irgend einen von des Nachbars Garten herübergefallenen Apfel aufgreift. In seiner tieferen Auffassung vom Wesen der Sprache konnte Grimm, wie wir sahen, an Herder anknüpfen. Nach Herder verfolgte W. v. Humboldt eine mehr speculative, aber in der hohen Achtung vor dem in der Sprache sich bekundenden Geistesleben mit Grimm zusammentreffende Richtung. Wir wissen, daß Jacob Grimm durch einzelne Schriften

Wilhelm von Humboldt's lebhaft angeregt wurde. Dennoch bestehen zwischen beiden Forschern wichtige Unterschiede. Jacob Grimm zeigt nicht da seine Stärke, wo er allgemein sprachliche Fragen behandelt. Seine weit verbreitete kleine Schrift über den Ursprung der Sprache enthält viel Schönes und Sinniges, steht aber ohne Zweifel weit zurück gegen die großartige, weit umschauende Weise, in der solche Probleme von W. v. Humboldt behandelt werden, den seltsamer Weise Jacob Grimm in jener Schrift gar nicht berücksichtigt. Viel näher verwandt war seinen Bestrebungen die neu begründete vergleichende Grammatik. Drei Jahre vor dem ersten Erscheinen von Jacob Grimm's deutscher Grammatik trat Franz Bopp mit seiner Erstlingsschrift hervor. Bopp erwies mit Hülfe des Sanskrit den weiten Zusammenhang der bedeutendsten europäischen Sprachen, darunter auch des Deutschen mit dem indischen und persischen Orient und begann jene tief einschneidenden Zerlegungen der Sprachformen in ihre Elemente, die man nicht unpassend Sprachanatomie genannt hat. Die große Bedeutung dieser Richtung hat Grimm von Anfang an erkannt und sich beständig mit ihr in Verbindung erhalten. Aber seine Ziele waren doch auch davon verschiedene. Grimm will, wie er selbst sagt, von unten noch oben vordringen, das heißt von der reichen Mannichfaltigkeit der einzelnen Sprachen zu dem, was vielen unter ihnen gemeinsam ist, während Bopp von oben nach unten fortschreitet, das heißt von dem sicher erkannten Gemeinsamen aus die Vielheit, in die es zerfiel, betrachtet. Beide Richtungen bedürfen nothwendig einander, beide treffen zusammen in der historischen Betrachtungsweise. Aber während die vergleichende Grammatik sich vorzugsweise in frühen, jenseits aller gleichzeitigen Ueberlieferung liegenden Perioden der Sprachgeschichte bewegt, hat es die Grimm'sche Forschung mit späteren, durch Denkmäler bezeugten Zeiten zu thun. Und fast unübersehbar ist der Gewinn, den Jacob Grimm durch seine die deutschen Sprachen im weitesten Sinne umfassenden, sie bis in ihre feinsten Verzweigungen verfolgenden Untersuchungen der Sprachwissenschaft überhaupt zugeführt hat.

Ihm verdanken wir die bestimmte Einsicht in die Art, wie Sprachen örtlich und zeitlich sich gliedern. Was Mundarten oder Dialekte sind, hatte vor ihm Niemand klar erkannt. Das Vorurtheil ist noch jetzt nicht ganz ausgerottet, ein Dialekt sei gleichsam eine verdorbene oder rohe Sprechweise. Aber Jacob Grimm hat gezeigt, daß Mundarten — wie dies schon der Name passend ausdrückt — vielmehr die natürlichen Varietäten einer Sprache und an sich ebenso berechtigt sind wie die natürlichen Bruchtheile eines Volkes, die Stämme. Mundartliche Formen haben also für den Sprachforscher unter einander völlig gleichen Anspruch auf Beachtung. Allerdings geht aus einer der Mundarten bei höher entwickelten Völkern im Laufe der Zeit

das hohe Gut einer von allen Stämmen anerkannten Schriftsprache hervor, für uns das Hochdeutsche, das bekanntlich erst seit der Reformationszeit diese Stellung sich errungen hat. Nach Begründung einer solchen allgemeinen Schriftsprache bleibt der Gebrauch der Mundarten vorzugsweise auf die weniger gebildeten Volksklassen beschränkt und erscheint daher, namentlich da vielfach Volks- und Schriftsprache durch einander gemengt werden, in unvortheilhaftem Lichte, während alles wirklich Volksthümliche, als natürwüchsiger Ausdruck des ungeschulten Sprachlebens, die Wissenschaft ganz vorzugsweise anzieht.

Der örtlichen Mannichfaltigkeit steht die zeitliche zur Seite. Hier zog Jacob Grimm mit scharfen Strichen die drei großen Perioden des Hochdeutschen: Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch und that, was mehr sagen will, die tiefsten Blicke in den Entwickelungsgang unserer Sprache überhaupt. Der alten Sprache und nicht bloß der deutschen ist die sinnliche Fülle des Klanges, die Buntheit der volltönenden Endungen eigen, die im Laufe der Zeiten mehr und mehr abnimmt. Dem gothischen tuggônô entspricht unser Zungen, wir loben heißt auf Althochdeutsch lopêmês, sie salbten salpôtun. An diesen volltönenden Lautgebilden des Gothischen und Altdeutschen hatte Grimm eine besondere Freude, und doch war er weit davon entfernt, diesen Sprachperioden den Vorzug vor jüngeren zu geben. Er erkannte vielmehr mit dem weiten Blicke des großen Forschers, daß in der Zerstörung dieser schönklingenden aber schwerfälligen Formen ein Fortschritt liege, der Fortschritt vom Sinnlichen zum Geistigen, und daß jüngeren Sprachperioden durch bestimmtere Ausprägung des Wortgebrauches und durch die Gelenkigkeit der Formen reichlich ersetzt werde, was sie an Klangreichthum eingebüßt haben. So kommt es, daß Grimm in seinem Alter gerade die Vorzüge derjenigen Sprache deutscher Abstammung, die diesen Proceß am weitesten durchgeführt hat, der englischen ganz besonders hervorhob.

Ein Lieblingsgebiet des Sprachlebens ist für Jacob Grimm die Welt der Laute. Für das Verständniß dieser Welt hat er, weit über den Bereich des Deutschen hinaus, geradezu schöpferisch gewirkt. Indem sein Ohr mit innigem Wohlbehagen den mannichfaltigen Veränderungen der Vocale lauschte, entdeckte er zwei von Haus aus verschiedene Arten lautlichen Wandels. Unser Wort Vater lautet auf Althochdeutsch vatar, der Plural vetir. Der Grund der Veränderung liegt in dem i der zweiten Sylbe. Dieses i fordert die Verwandlung eines a der vorhergehenden Sylbe in das ihm näherliegende e, wodurch dann eine Art Harmonie zwischen den beiden Sylben hergestellt wird. Dieser Lautwandel, der sich erst weiter verbreitete, als die Quelle desselben, das i, schon meistens dem e gewichen war, nannte er Umlaut. Auf ihm beruht ein großer Theil unserer Plurale: Bruder Brüder, Land

Länder und im Verbum unserer starken Conjugation nahm nähmen, schob schöbe, fuhr führe. Ganz anderer Art ist ein zweiter, in allen deutschen Sprachen noch weiter ausgedehnter Vocalwandel. Viele unserer Wortstämme entfalten sich, wie Jacob Grimm es gern nannte, in einem Dreiklange: finde fand gefunden, Binde Band Bund, fließen floß Fluß, andere wenigstens in doppeltem Vocalklang: schreibe schrieb, ziehe zog. Während jener erste Wandel einen äußeren Anlaß in dem Laut der Nachbarsylbe hat, scheint diesem eine innerliche Begründung beizuwohnen. Insofern hier eine Abstufung der Laute stattzufinden scheint, nannte Grimm diesen Wandel Ablaut. Er hielt ihn für einen uralten besonderen Schmuck der deutschen Sprachen. Das war nicht durchaus richtig; die Wissenschaft faßt diese Dinge jetzt zum Theil anders, aber Grimm bleibt das Verdienst auch hier wenig Beachtetes erschlossen, wichtige Unterschiede zuerst erkannt und mit fein ersonnenen Ausdrücken präcis bezeichnet zu haben. Auf seinen „Ablaut" stützte Grimm nun auch seine Eintheilung der Verba. Solche Verba, welche Kraft genug besaßen, die Vergangenheit durch den Ablaut auszudrücken, wie webe wob, falle fiel, sauge sog, nannte er seiner Vorliebe für bildliche Ausdrücke gemäß starke Verba, die übrigen dagegen, das heißt die große Mehrzahl, welche zu jenem Zweck gleichsam eines äußeren Mittels, nämlich einer angefügten, aus anderem Stamme erwachsenen Sylbe bedurfte, wie hege hegte, lobe lobte, sage sagte, suche suchte nante er schwache Verba. Die erste Classe, bis dahin meist als unregelmäßig und damit gewissermaßen als eine Strafabtheilung behandelt, erschien nun in dem Lichte der alterthümlichsten und frischesten Bildungsweise.

Noch viel durchgreifender und bleibender waren Grimm's Entdeckungen für die Consonanten. Hier konnte er zwar an wichtige Vorarbeiten des nordischen Sprachforschers Rask anknüpfen, aber die volle Erkenntniß Dessen, was wir Leute vom Handwerk wieder mit einem Grimm'schen Worte Lautverschiebung nennen, bleibt sein Verdienst, und darum gebrauchen die Engländer für dies Gesetz mit vollem Recht den Namen Grimm's Law. Dergleichen Betrachtungen stehen, obwohl, wie ich glaube, mit Unrecht, gewöhnlich im Geruche trockenster Stubengelehrsamkeit, so daß ich es nicht wage, darauf näher einzugehen. Aber so viel läßt sich sagen: da wo bisher eine beliebige Lautvertauschung stattzufinden schien, erkannte Jacob Grimm Gesetz und Regel. Daß das deutsche Vater dasselbe Wort mit dem lateinischen pater sei, hatte man natürlich längst gesehen. Aber bis auf Jacob Grimm wußte Niemand zu sagen, warum aus pater nicht etwa bader oder wader geworden sei. Dergleichen hielt man für eine ganz willkürliche, zufällige Verwandlung, etwa so wie Kinder gewisse Laute nur unvollkommen hervorbringen, oder wie Ausländer unser Deutsch radebrechen. Für die Wissenschaft aber, die der gei-

stigen so gut wie die der natürlichen Welt, gibt es nichts Zufälliges. Jacob Grimm erkannte, daß jedem p der verwandten Sprachen deutsches f oder v und nur dieses entspräche. Für unser zwei heißt es auf Sanskrit dva, auf Gothisch tvai. Jedes ursprüngliche d verschiebt sich im Gothischen und Niederdeutschen zu t, im Hochdeutschen zu z. Wer Englisches oder Plattdeutsches in's Hochdeutsche übersetzt, übt fortwährend praktische Lautverschiebung: englisch ten, plattdeutsch tain, hochdeutsch zehn; englisch door, plattdör, hochdeutsch Thür. Wer, ohne beim Plattdeutschen aufgewachsen zu sein, Fritz Reuter oder Claus Groth liest, findet in diesen einfachen Regeln den Schlüssel zum Verständniß zahlloser Wörter. Daß man davon für das Erlernen, namentlich des Englischen, nicht längst allgemeineren Gebrauch macht, würde unbegreiflich sein, wenn nicht der Sprachunterricht fast durchweg gegen die Berührung mit der Wissenschaft sich äußerst spröde verhielte.

Alle diese Dinge werden vielleicht von Vielen für klein und äußerlich gehalten, obwohl ohne sie alle Sprachforschung in der Luft schwebt. Aber Grimm's Sache war es auch gar nicht, dabei stehen zu bleiben. Fast noch eigenthümlicher zeigt er sich in der Wortforschung.

Wie gelingt es dem Menschen, wie gelingt es unserem Volke, die unendlich mannichfaltige Welt der Dinge durch jene tönenden Zeichen auszudrücken, die wir Wörter nennen? Alle Kräfte der Seele haben dazu mitgewirkt, aber keine so wesentlich wie die Einbildungskraft. Die Sprache ist durch und durch bildlich. Das Leibhaftige und mit den Sinnen Wahrnehmbare dient als Bild des Geistigen und Begrifflichen. Auch das dichterische Schaffen besteht im Herstellen und Gestalten bedeutungsvoller Bilder. Insofern kann man sagen, daß in der Bildlichkeit der Sprache die Poesie der Sprache enthalten ist. Es ist eine Poesie vor aller wirklichen Poesie, ein Dichten im Worte, noch nicht mit dem Worte. Zum Verständniß dieser Bilder gehört eine besondere Begabung, so wie unsere Märchen von Menschen erzählen, welche die Stimme der Vögel verstehen. Und hier ist Jacob Grimm der Begabtesten einer. Wenn nach anderen Richtungen hin andere Sprachforscher ihm ebenbürtig sind, so steht Grimm im Erlauschen dieser in der Sprache verborgenen Volkspoesie unübertroffen da.

Der Dichter weiß auch die unbelebte Welt zu beseelen, die Fabel läßt nicht nur Thiere, sondern auch Blumen und Bäche reden. So personificiren viele Sprachen, darunter auch die unsrige, die natürlichen und geistigen Vorstellungen, indem jedes Wort sein Geschlecht erhält. Gott schuf, heißt es in der Genesis, den Menschen nach seinem Bilde. So gestaltet der Mensch die Dinge nach dem seinigen. „Das grammatische Geschlecht“, sagt Jacob Grimm, „ist eine in der Phantasie der menschlichen Sprache entsprungene Ausdehnung des Natürlichen auf alle und jede Gegenstände. Durch diese wunderbare Ope-

ration haben eine Menge von Ausdrücken, die sonst todte und abgezogene Begriffe enthalten, gleichsam Leben und Empfindung empfangen." Offenbar sind die natürlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten des männlichen wie des weiblichen Geschlechts der Grund, warum man dies Wort männlich, jenes weiblich faßte, und bietet umgekehrt das Fehlen jeder Vergleichbarkeit mit dem einen oder dem anderen die Erklärung dafür, daß andere Wörter gleichsam als unentwickelte Kinder oder unbelebte Schattenwesen geschlechtlos aufgefaßt wurden. Nicht zufällig ist der kräftige Fluß oder Strom männlich, die liebliche Quelle und die bewegliche Welle weiblich, der nasse Stoff aber, das Wasser, geschlechtslos. Dem festen Baum steht die Gesicht und Geruch erfreuende Blume und Blüthe zur Seite, während das Holz so wenig wie das Eisen, das Silber, das Gold einer Personificirung werth geachtet wird, wohl aber der vernichtende Stahl. Von einer Nothwendigkeit kann hier nirgends die Rede sein, da die Phantasie eine bewegliche und in verschiedenstem Sinne erregbare ist. Aber eben so wenig herrscht in diesen Dingen Willkür. Gewisse durchgreifende Analogien hat Jacob Grimm mit feinem Sinn herauszutasten gewußt, und meisterhaft versteht er es, die Bedeutung der ganzen Erscheinung in helles Licht zu stellen. Die Geschlechtsbezeichnung steht in enger Beziehung zum Götterglauben. Denn auch der Götterglaube beruht auf der Personification des Natürlichen. Wenn die Griechen die Flüsse als Götter verehrten, die Quellen als Nymphen, so geschah das offenbar aus demselben Grunde, aus dem sie die betreffenden Wörter einerseits männlich, andererseits weiblich gebrauchten. Himmel und Erde als ein Paar zu betrachten, aus dessen Ehebund die übrige Welt entsteht, ist eine uralte Anschauung. Aber eigenthümlich deutsch ist es, daß wir der Mond und die Sonne sagen, und auch dies in der Sprache wie in der Sage, wo der Mond und die Sonne als Bruder und Schwester erscheinen. So läßt uns die Geschlechtsbezeichnung Blicke auch in die dem einzelnen Volke besonderen Anschauungen thun.

Wir müssen es uns versagen, den großen Forscher weiter auf seinen Wegen zu begleiten. Gerade in diesen Dingen, die man das Klein- und Stillleben der Sprache nennen kann, zeigt sich Grimm am größten, hier entfaltet er am meisten jene ihm in hohem Grade zukommende Eigenschaft, die wir mit dem in fremde Sprachen unübersetzbaren Worte sinnig bezeichnen. Denn von Allem, was der unvergleichliche Mann gesagt und geschrieben hat, empfangen wir den Eindruck, daß die Gedanken aus der eigensten Art seines Geistes und Gemüthes hervorgewachsen sind. Wenn wir von ihm in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" durch Betrachtungen über Wörter und ihre Bedeutung in das frühe Leben der Hirten, der Ackerbauer, der Jäger eingeführt werden, wenn uns das Wörterbuch den mannichfaltigen Sinn eines

deutschen Wortes — das wir kannten, und doch so nicht kannten — an fein gewählten Beispielen aufweist, überall spüren wir den Athemzug des frischesten Geisteslebens, überall prägt sich jene innige Freude, ja man könnte sagen, Weihe aus, mit der Jacob Grimm arbeitsvoll, doch mühelos den Gängen der Sprache nachspürt.

Uebrigens ist Jacob Grimm nicht ausschließlich ein gelehrter Schriftsteller. Ich denke dabei weniger an die Märchen. Denn bei diesen kam es ja wesentlich auf das Sammeln und Nacherzählen an, auch soll nach glaubwürdigen Mittheilungen hieran Wilhelm, der ein vorzüglicher Erzähler war, den größeren Antheil haben. Jacob Grimm aber hat es zu aller Zeit geliebt, gelegentlich den Bücherstaub abzuschütteln und von Dingen zu reden, die auf allgemeine Theilnahme rechnen dürfen. Als er sein Amt in Göttingen mit einer lateinischen Rede anzutreten hatte, wählte er als Thema das Heimweh. Als er daraus vertrieben ward, schrieb er die schon erwähnte Schrift „meine Entlassung". Später hat er seinem Freunde Lachmann, seinem Bruder Wilhelm, 1859 Schiller eine Gedächtnißrede und 1860 dem Alter eine Art von Schutzrede in der Berliner Akademie gehalten, wie er denn in seinen späteren Tagen überhaupt an diesem Orte gern über Stoffe von ähnlicher Bedeutsamkeit, z. B. über Frauennamen aus Blumen und „über das Gebet" redete und selbst über Eindrücke auf einer skandinavischen und italienischen Reise berichtete.

Auch über die Sprache Jacob Grimm's ist ein eigenthümlicher Zauber gegossen. Sie ist weder besonders fließend noch sehr eindringlich und von aller bewußten Kunst so weit wie möglich entfernt, vor allem ihm durchaus eigen, sehr reich an Bildern, besonders aus der Pflanzenwelt, für die er eine Vorliebe hatte, bisweilen für den ferner stehenden befremdlich, indem ältere und seltenere Wendungen nicht ohne Eigensinn hervorgezogen werden. Und dennoch hat Jacob Grimm uns Einzelnes hinterlassen, das man zu dem Schönsten zählen darf, was in deutscher Prosa geschrieben ist. So erzählt er z. B. in seiner kleinen Schrift über das Wort des Besitzes seinem hochverehrten Lehrer Savigny, wie er vierzig Jahre früher in Marburg zu dessen hochgelegener Wohnung emporgestiegen, wie gerne er bei ihm verweilt, wie er schon durch den Anblick seiner gewählten Bibliothek beglückt sei. Diesem Marburger Tage vergleicht er dann einen Berliner Tag, an dem er nach einem Spaziergange von seiner Schwägerin „Dortchen", mit allen seinen Orden sorglich geschmückt, bei dem Minister von Savigny an des Königs Geburtstag zur Tafel erscheint, um in einer ihm ziemlich fremden glänzenden Gesellschaft Platz zu finden, von dem aus er vergebens versucht, den ihm theuren Mann in einem Trinkspruch zu feiern. Und wenn er nun das Ganze damit schließt, daß er in seiner kindlich offenen Weise es sehr deutlich merken

läßt, wie viel behaglicher es ihm bei dem jungen Professor, als bei dem Minister gewesen sei, so giebt das ein Bild aus dem Leben der Besten unserer Zeit voll Feinheit und Laune, in dem sich die ganze freie und zartbesaitete Seele des edlen, schlichten Mannes in liebenswürdigster Weise ausspricht.

Es war eine trübe Zeit, in die wir durch dies Vorwort Grimm's versetzt werden, der Anfang der fünfziger Jahre. Auch auf die Brüder Grimm drückte sie schwer, und Jacob's Briefe enthalten manch bitteres Wort über getäuschte Hoffnungen. Doch sank ihm der Muth nicht. Im Jahre 1852 schrieb er in ein Album die schönen, mir von befreundeter Hand mitgetheilten Worte

Wie nach Krieg und Brand
Gottes Segen kommt in's Land,
Steigt auch einmal wieder
Deutschlands Retter aus der fernen Höhe nieder.

Diese Worte sind wohl Zeugniß genug, wenn es dessen bei dem durch und durch deutsch und groß empfindenden Manne noch bedarf, daß Jacob Grimm, hätte er unsere Tage erleben dürfen, den herrlichen Aufschwung unseres Volkes und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches mit rückhaltloser Freude begrüßt haben würde. Georg Curtius.

Die militärischen Leistungen der Republik von 1870.

Die Kriegführung in den Provinzen.

Wir haben neulich die Motive betrachtet, welche die provisorische Regierung spielen ließ, um das Volk zur Verwirklichung ihrer Pläne zu gewinnen; jetzt wollen wir einen Blick auf die Irrthümer werfen, die ihr selber die Chancen des Erfolges größer erscheinen ließen, als sie wirklich waren. Die täuschende Rechnung, welche Gambetta in einigen seiner Reden deutlich genug zum Besten gegeben hat, ist einfach folgende: Frankreich besitzt 38 Millionen Einwohner; es ist unmöglich, daß diese 38 Millionen, sobald nur ein einmüthiger Wille des Widerstandes um jeden Preis sie beseelt, sich von einer Schaar von $^2/_3$ Millionen Eindringlingen dauernd unterdrücken lassen sollten. Es schien dieser Rechnung gemäß zur Vernichtung der Invasion nichts weiter nöthig, als die Beschaffung von einigen Millionen Waffen. Das Exempel hat nur einen einzigen Fehler: es übersieht den Unterschied von bewaffneten Menschen und militärisch organisirten Truppen. Mit wie lauter Stimme auch die Lehren der Kriegsgeschichte diesen Unterschied predigen, wie eindringlich auch in Wort und Schrift die militärisch Gebildeten diese

Lehren stets von Neuem dem militärischen Laienpublikum einschärfen mögen, — es ist und bleibt einmal das sehr erklärliche Streben der radikalen Partei in allen Ländern, ihrem Haß gegen den Militarismus dadurch Vorschub zu leisten, daß sie diesen Unterschied allen Thatsachen zum Trotz ableugnet, oder doch seine Bedeutung weit unter ihr wahres Maß herabzudrücken sucht. Dieser Unterschied ist aber so groß, daß im Gefecht eine organisirte Truppe der vier- bis zehnfachen Anzahl bewaffneter Menschen gleichgestellt werden kann, während in den anderen Momenten des Krieges (z. B. bei strategischen Marschoperationen) das Verhältniß noch ungleicher ist. Allerdings befand sich die Regierung in der günstigen Lage (wie Gambetta selbst in einer zu Bordeaux gehaltenen Rede eingesteht), noch über die größere Hälfte der Armee des Kaiserreichs verfügen und die hier vorgefundenen Cadres als Stämme für die Einreihung neu auszuhebender Mannschaften benutzen zu können, wozu noch als weiteres Contingent die Wiedereinberufung älterer gedienter Soldaten hinzutrat. So fanden die Conscribirten der Republik an den kaiserlichen Officieren und Unterofficieren militärisch tüchtige, wenn auch der Zahl nach nicht hinreichende Lehrmeister, und an dem Bestande der kaiserlichen Soldaten eine Anlehnung für ihr Verhalten auf dem Exercierplatz und im Gefecht. Da die großen Festungen Metz und Paris die Operationen der deutschen Heere lange genug aufhielten, um einige Monate Zeit zur Ausbildung der Recruten zu gewinnen, da ferner die englischen und amerkanischen Waffenfabriken, sowie die versteigerten Waffenbestände der amerikanischen Regierung in demselben Zeitraum die Beschaffung einer hinreichenden Anzahl von Gewehren, ja sogar von Geschützen ermöglichten, so wäre die Lage noch keineswegs eine verzweifelte zu nennen gewesen, wenn nur der französische Volkscharakter nicht allzusehr aller straffen Disciplin widerstrebte. Nach deutschen Begriffen hat auch in den Zeiten der geordnetsten Zustände das Verhältniß des Untergebenen zum Vorgesetzten in der französischen Armee stets eine gefährliche Lockerheit gezeigt; als die gemeinen Soldaten die in den politischen Zuständen des Landes eingerissene Anarchie sahen, verwandelte sich diese Lockerheit in beispiellose Zügellosigkeit. Auch das wollen die Freiheitsschwärmer niemals begreifen, daß nur das gewohnheitsmäßige Einleben in eine solche Disciplin, welche in ruhigen Zeiten dem draußen stehenden Beobachter unmotivirt streng erscheint, die Probe ungeordneter Verhältnisse überdauert. Vergebens suchte das Kriegsministerium die zerrüttete Disciplin durch zahlreiche kriegsrechtliche Erschießungen wieder herzustellen, die ein Correspondent der Wiener „Presse" in Bordeaux durchschnittlich auf 100 pro Tag (macht monatlich 3000) angibt, — die zügellose Soldatesca der vieux troupiers war die denkbar schlechteste Schule der Disciplin für die Neueinberufenen.

Aber noch einen Zug des französischen Volkscharakters hatte die provisorische Regierung außer Acht gelassen, nämlich den, daß der Franzose nicht tapfer ist aus Pflichttreue, sondern aus Eitelkeit und Ruhmsucht, daß die Triebfeder seiner Tapferkeit in gleichem Maße erlahmt, als die Aussichten auf Sieg und Ruhm sich vermindern. Der deutsche Soldat ist tapfer, weil er weiß, daß es seine Schuldigkeit ist, unter allen, auch den schwierigsten Umständen seine Pflicht zu thun, und weil er sich der Feigheit vor sich selber schämen würde; wird ihm nachträglich Anerkennung zu Theil, so nimmt er diese freudig als etwas darüber Hinzukommendes entgegen. Dem Franzosen aber ist die äußere Anerkennung, der Erwerb einer sichtbaren Ehre das eigentliche Motiv seines Handelns: er ist um so tapferer, je mehr Augen er bewundernd auf sich gerichtet weiß. Derselbe Franzose, welcher vor den Augen eines applaudirenden Publikums theatralisch den Tod sucht, benimmt sich auf das Feigste, wo er sich unbeobachtet glaubt. So hohl, gespreizt und unwahr wie das declamatorische Pathos der classischen französischen Tragödie, ist auch der militärische Heroismus der Franzosen; was ihn aufbläht, ist nichts als der Wind der Eitelkeit. Und eben, weil dieser militärische Heroismus durch und durch unwahr und theatralisch ist, darum glaubt er im Grunde des Herzens selber nicht an sich; er gewinnt einen Glauben an sich erst dann, wenn dieses theatralische Heldenthum durch äußere Erfolge eine innere Realität zu erwerben scheint. Darum lehrt die Kriegsgeschichte, daß nur Siege allein den Sieg an die französischen Fahnen zu fesseln vermögen, daß aber nichts leichter zu schlagen ist, als eine geschlagene französische Armee.

Wäre die französische Regierung im Stande gewesen, solche Lehren aus der Kriegsgeschichte zu ziehen, so würde sie eingesehen haben, um wieviel entsprechender es dem Charakter ihres Volkes gewesen wäre, wenn sie den Heeren der Republik die Wiederholung des Fiasco der kaiserlichen Armeen erspart hätte, und so ihrer Nation den Glauben an ihre Unbesiegbarkeit conservirt hätte, indem sie die erlittenen Niederlagen ausschließlich als Niederlagen des unfähigen Kaiserreichs gelten ließ, ohne den precären Versuch einer Beweisführung von der Ueberlegenheit der Republik auf ihre Verantwortung zu nehmen. Wenn der Irrthum noch verzeihlich war, daß sie glaubten, mit Armeen, die zur Hälfte aus Neueinberufenen bestanden, die trefflich ausgebildeten deutschen Truppen schlagen zu können, so wurde dieser Irrthum unverzeihlich, sobald man die beiden anderen Punkte mit in Anschlag bringt: die vollständige Indisciplin der französischen Soldaten und den verlorenen Glauben an ihre Ueberlegenheit.

Die Thatsachen entsprachen vollständig dem, was sich erwarten ließ In der ersten Periode des Krieges begegneten wir nur einmal einer Armee,

welche wesentlich aus Rekruten, Mobilgarden und bereits geschlagenen alten Truppen zusammengesetzt war, und welche außerdem durch unzweckmäßig geleitete Märsche bei höchst mangelhafter Verpflegung abgemattet war, ehe sie zum Gefecht kam. Es war die Armee Mac Mahon's, welche uns trotzdem bei Sedan noch einen Verlust von 11,000 Mann zufügte, obwohl die deutschen Truppen sich fast in der doppelten Stärke der französischen befanden und das Terrain einer concentrischen Ausnutzung unserer überlegenen Artilleriewirkung sehr günstig war. Es giebt nämlich keinen sichereren Maßstab für die Gefechtstüchtigkeit verschiedener Truppen als die relativen Verluste bei gleichen taktischen Erfolgen. Allerdings sind hierbei noch einige andere Umstände in Rechnung zu stellen, wie gegenseitiges Stärkeverhältniß, Bewaffnung, Terrain, Tageslänge u. s. w. Je größer die relative Stärke, desto geringer der Verlust; je günstiger das Terrain zur Verfolgung, je länger die Tagesdauer, um so größer der Verlust des geschlagenen Theils. Legen wir nun diesen Maßstab an die Leistungen der Armeen des Kaiserreichs und der Republik, so ist zunächst zu berücksichtigen, daß die kaiserliche Armee mit Ausnahme der Schlacht von Vionville am 16. August uns stets in demselben Maße an Zahl unterlegen, als die republikanischen Armeen uns überlegen waren. Was das Terrain betrifft, so war dasselbe in beiden Perioden des Krieges meistens zu Gunsten der Franzosen. Als Ausnahmen wären die für uns taktisch defensiven Schlachten von Vionville, Beaune la Rolande und Belfort anzuführen. Die Stellungen der Armee von Aurelles um Orleans und ganz besonders die Chanzy's bei le Mans gaben an Festigkeit denen von Wörth und Gravelotte nichts nach. Die Gewehre der republikanischen Feldtruppen waren, namentlich in letzter Zeit, ebenso gut wie die der kaiserlichen, und den unserigen entschieden überlegen; die etwas zahlreichere Artillerie und Cavallerie der kaiserlichen Heere war ohnehin zu schlecht, um uns viel zu schaden, und an Mitrailleusen hatte die Republik besonders seit Ende November keinen Mangel. Die Kürze der Wintertage und die Ungunst des Wetters, die z. B. die Verfolgung nach der Schlacht bei le Mans der Cavallerie und Artillerie des Glatteises wegen fast unmöglich machten, ersparten den geschlagenen republikanischen Heeren einen großen Theil der Verluste, welche z. B. die bei Wörth geschlagene Armee betrafen. Einen ganz besonderen Schutz gegen energische Ausnutzung unseres Sieges fand ferner die bei Orleans geschlagene Loire-Armee in dem breiten Strombette, das sich wie ein Damm unserem weiteren Vordringen entgegensetzte und unsere strategischen Operationen zur Zersplitterung in zusammenhangslose und deshalb erfolglose Einzelunternehmungen verurtheilte. Man sieht, daß fast alle begleitenden Umstände den republikanischen Heeren ihre Aufgabe erleichterten, und die Thatsache muß deshalb um so schwerer in's Gewicht fallen,

daß, während die kaiserlichen Heere (außer Sedan) uns meistens größere Verluste an Todten und Verwundeten zugefügt hatten, als sie selbst erlitten, die republikanischen Heere immer 2—9 mal so große Verluste an Todten und Verwundeten hatten, als wir, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß das vorzeitige willige Gefangengeben ganzer Truppenmassen häufig die Zahl der Todten und Verwundeten verminderte. Trotz unserer starken Ueberlegenheit fügte uns das 55,000 Mann starke Corps bei Wörth einen Verlust von etwa 11,000 Mann zu; der Tag von Vionville kostete uns 17,000 Mann, der von Gravelotte weit über 20,000 und doch waren schwerlich an einem dieser Tage viel mehr als 100,000 Franzosen im Gefecht. Die bedeutend schlechtere Beschaffenheit der Armee von Sedan, die ebenfalls über 100,000 Mann betrug, drückt sich darin aus, daß unser Verlust an diesem Tage nicht größer als der bei Wörth von einer halb so großen Truppenzahl verursachte war. Man vergleiche mit diesen Zahlen die Schlacht vom 19. Januar, wo die Pariser Ausfalls-Armee von mehr als 100,000 Mann uns nicht mehr als 600 und einige 50 Mann kampfunfähig machte, während sie selbst über 6000 Mann verlor. Am deutlichsten springt der Unterschied in die Augen, wenn man den auf etwa 45,000 Mann zu veranschlagenden deutschen Verlust an den drei Schlachttagen vor Metz mit unseren Verlusten bei den drei- bis fünftägigen Schlachten von Orleans, le Mans und Belfort vergleicht, wo die Franzosen etwa ebenso stark wie bei Metz, wir aber nur etwa ein Drittel, beziehungsweise (bei Belfort) ein Siebentel so stark waren, als am 18. August. Unsere Verluste, den starken Stellungen von Orleans und le Mans gegenüber, wurden auf je 3000, diejenigen in den überaus dünnen Defensivstellungen bei Belfort sogar nur auf 1200 angegeben. Aehnlich stellt sich das Verhältniß der Cernirungen von Metz und Paris. Im Allgemeinen rechnet man, daß zur vollständigen Cernirung einer Festung die doppelte Truppenzahl erforderlich ist, als die Besatzung beträgt; dieses Verhältniß wird aber um so ungünstiger für die Cernirungstruppen modificirt, je größer der zu umschließende Platz ist, so daß man z. B. vor diesem Kriege annahm, daß Paris bei einer Besatzung von nur 100,000 Mann durch nicht weniger als 7—800,000 Mann erfolgreich cernirt werden könne. Die Cernirung von Metz wurde in der That durch 300,000 Mann (10 Armeecorps), also durch das Doppelte der eingeschlossenen Armee von 150,000 Mann (worunter noch zahlreiche Mobil- und Nationalgarden) begonnen, und erst eine Woche später, als alle möglichen Ausfallrichtungen des Vorterrains durch Feldbefestigungen verstärkt und geschützt waren, zogen 3 Armeecorps ab, so daß immer noch die Cernirungsarmee der eingeschlossenen bedeutend überlegen blieb, — und doch stand die Sache bei den Ausfällen am 1. September und 7. October mitunter nicht unbedenklich. Paris dagegen wurde von Anfang an nur mit

8 Armeecorps cernirt, die damals schon mehr zusammengeschmolzen waren, und in der Zeit vor Absendung der Recruten nach dem Kriegsschauplatze schwerlich viel stärker waren, als die selbst bei der Uebergabe noch 180,000 Mann betragende Pariser Armee an Linie und Mobilgarde. Rechnet man aber, wie die Franzosen und Republikaner beanspruchen, die bewaffneten Nationalgardisten als Soldaten, so waren $2^1/_2$ mal soviel Soldaten zur Vertheidigung als zum Angriff vorhanden, während der Theorie nach noch nicht einmal das umgekehrte Verhältniß zu einer vollständigen Cernirung von Paris genügen sollte. Und doch haben sich alle Ausfälle der Pariser nicht über die unter dem wirksamen Granatfeuer der Forts belegenen Ortschaften hinaus erstreckt! Man kann hiernach ermessen, was von dem militärischen Urtheil Jener zu halten sei, welche den Franzosen die neue republikanische Legende in Umlauf bringen helfen, daß die Soldaten der Republik sich besser geschlagen hätten, als die des Kaiserreichs. Die einzigen Truppen, welche sich in der zweiten Periode des Krieges wirklich gut geschlagen haben, sind diejenigen Theile der Nord-Armee, welche aus den kaiserlichen Besatzungen des nordfranzösischen Festungsfünfecks und aus 15,000 kaiserlichen Marinesoldaten zusammengesetzt sind. Diese Kerntruppen haben es Faidherbe ermöglicht, die Nord-Armee in derselben Zeit viermal in den Kampf zu bringen, wo die im Süden gebildeten Heeresmassen nur je zweimal in's Gefecht gebracht werden konnten.

Wenn wir die französische Armee nach der Mobilmachung auf 730,000 Mann, (680,000 Mann Linie und 50,000 ausgebildete Mobilgarde) und den Verlust (einschließlich der Bazaine'schen Armee) nach dem Sturz des Kaiserreiches auf 400,000 Mann schätzen, so blieben der provisorischen Regierung zu ihren Neubildungen 330,000 Mann zur Verfügung. Zu Neujahr, also 4 Monate nach Uebernahme der Regierung, konnte der Bestand der französischen Feld-Armeen auf etwa 550,000 veranschlagt werden (nämlich 180,000 in Paris, Chanzy 150,000, Bourbaki und Garibaldi 160,000, Faidherbe 60,000). Dies ergiebt, wenn man von den disponiblen 330,000 Mann des Kaiserreichs noch etwa 50,000 als Stamm für Festungsbesatzungen abzieht, eine Neueinstellung von etwa 270,000 Mann, worunter sich ein nicht unbeträchtlicher Theil ausgedienter Soldaten befindet. Abstrahirt man demnach von der massenhaften Aufstellung der Nationalgarde, welche auch in diesem Kriege nur eine polizeiliche, keine militärische Verwendung gefunden hat, so schrumpfen die prahlerischen Declamationen von republikanischer Massenerhebung auf die sehr mäßige Conscription von einigen hunderttausend Mann zusammen.

Man mag hiernach beurtheilen, ob die Bewunderung, welche die Leistungen der außerhalb Paris befindlichen Regierungshälfte bei einem großen

Theile der Neutralen gefunden haben, gerechtfertigt sei. Uns wenigstens, denen niemals eine krampfhafte, vernunftlose Energie, sondern nur eine zu edlem und erreichbarem Ziele die zweckmäßigsten Mittel wählende Kraftentfaltung imponirt, uns erscheint das Ziel, sich einer gerechten Sühne zu entziehen, weder edel, noch in diesem Falle erreichbar, und die reellen Leistungen, welche dies Ziel verwirklichen sollten, keineswegs jener blindwüthigen Energie des Wollens und ihren pomphaften Ankündigungen entsprechend. Uns will es nicht als eine bewundernswürdige Leistung erscheinen, einige hunderttausend vom Pfluge gerissene Bauern hilflos zur Schlachtbank zu führen und die Entronnenen ziellos stets von Neuem in den sichern Tod zu hetzen, und ebensowenig scheint uns die Abschließung von großartigen Waffenlieferungs-Contracten und die Abwälzung fast aller Lasten vom Staat auf die Kreise und Gemeinden ein Regierungstalent zu bekunden. Ein nur durch wahnsinnige Vergeudung von Menschen und volkswirthschaftlichen Werthen fortgesetzter Widerstand kann uns nicht Achtung abnöthigen, sondern nur Jammer über eine solche Verblendung und deren beiderseitige Opfer. Nur Empörung und Erbitterung kann es erzeugen, wenn jener freche marktschreierische Usurpator auch solche Mittel zur Bekämpfung der Invasion heranzieht, die, abgesehen davon, daß sie mit doppelter Schwere auf das eigene Volk zurückfallen, zugleich den Krieg aller jener humanen Schranken berauben, in die das mühevolle Ringen der Besten unseres Jahrhunderts ihn zu bannen gesucht hatte. Doch paßt dies Verfahren nur zu wohl zu dem Charakter dieser nur als Sieger mit Humanität und Großmuth prunkenden, in Wahrheit aber grausam herzlosen Nation, wie die wiederholentlich (z. B. bei Orleans und Belfort) vorgekommene Barbarei beweist, daß sie viele Tausende ihrer eigenen Verwundeten dem sicheren Tode langsamen Verschmachtens erbarmungslos preisgegeben haben, ohne auch nur Aerzte oder Nothhelfer bei denselben zurückzulassen. Von dem Schutz der offenen Städte gegen die Kriegsfurie, von der Beschränkung des mörderischen Kampfes auf die militärischen Streitkräfte will Gambetta nichts wissen; er erklärt jede offene Stadt in Frankreich für eine Festung und den Unterschied des friedlichen Bürgers vom Soldaten für aufgehoben; durch die amtliche Organisation des Meuchelmords sucht er der Invasion Herr zu werden. Das freilich erklärt er für himmelschreiendes Unrecht, wenn die deutsche Kriegführung auf die Vertheidigung offener Städte mit deren Beschießung, auf die Organisation des Meuchelmordes mit der Organisation der Scharfrichterei antwortet. Die tapfersten deutschen Officiere, welche voll Kampfesfreudigkeit sich in den dichtesten Kugelregen zu stürzen gewohnt waren, erfaßte Ekel und Grauen vor diesem scheußlichsten aller modernen Kriege, wenn die unerbittliche Pflicht sie dazu zwang, das Amt des Henkers auszuüben. Soviel sich übersehen

läßt, trifft der Fluch, diese gräßlichen Zustände herbeigeführt zu haben, hauptsächlich, wo nicht ausschließlich, das Haupt Gambetta's. Und nicht zufrieden mit diesen ruhmreichen organisatorischen Leistungen unterfing sich dieser dünkelvolle Advokat, von seinem Regierungssitz aus die strategische Oberleitung der militärischen Operationen in seine Hände zu nehmen. In dem Irrthum befangen, daß Franzosen eigentlich nur siegen können, und bloß durch Zufälligkeiten bisher daran verhindert wurden, schien ihm nichts weiter erforderlich, als die zusammengewürfelten Haufen immer und immer wieder vor die Mündung der deutschen Kanonen zu hetzen, um die Eindringlinge endlich sicher zu vertilgen. Daß aber die französischen Verluste an Verwundeten und Todten zusammen stets dreimal so groß und noch größer als die der Deutschen waren, daß die Granaten und Zündnadellangbleigeschosse einen viel größeren Procentsatz an Todten und Schwerverwundeten gaben, als die französischen Chassepots, daß die Sterblichkeitsziffer der Verwundeten in Folge der mangelhaften Pflege bei den Franzosen weit größer war, daß in summa die Zahl der Todten für die Franzosen in Folge dieser verschiedenen Umstände mehr als sechsmal so hoch als bei den Deutschen sich belaufen mußte, und doch bei der schwächeren Propagation des französischen Volkes weit schwerer zu ersetzen sei als für das auswanderungskräftige Deutschland, — das Alles übersah Gambetta. Und außer dieser wesentlich ihm zuzuschreibenden Entvölkerung schuldet sein Land ihm auch den Dank für die verlorene Schlacht bei Orleans, welche Aurelles de Paladines, der tüchtigste französische Stratege in diesem Kriege, in weiser Voraussicht vermieden hätte, wenn Gambetta nicht seine Depesche, worin er ihm die beabsichtigte Räumung von Orleans anzeigte, öffentlich lächerlich gemacht hätte. Natürlich beraubte er nach dem von ihm selbst verschuldeten Fehler den trefflichen General der Möglichkeit, seinem Lande weitere Dienste zu leisten. Noch größeren Schaden fügte er Frankreich zu durch die sinnlose Entsendung der Bourbaki'schen Armee nach Belfort (statt mit Chanzy vereint nach Paris), und durch das Verbot an Bourbaki, sich nach den abgeschlagenen Angriffen auf die deutsche Stellung bei Belfort nach Lyon zurückzuziehen, wodurch er die Umzingelung dieser Armee und ihre Entwaffnung auf neutralem Gebiet verschuldete.

E. v. H.

Goethe's Briefe an Ph. Seidel, 1—12.

1.

Aufträge an Seideln.

Er erbricht in meiner Abwesenheit alle unter meiner Adresse ankommende Briefe.

Wenn darinnen etwas vorkommt, was die Kriegskommission angeht und eine baldige Expedition erfordert, hat er es an des Herrn Geheimen Assistenzrath Schmidt Hochwohlgeb. zu melden.

Jngl. in Sachen den Wegebau betr. an des Herrn Kammerherrn Hendrich Hochwohlgeb.,

auch in Sachen des Bergwerk oder Herzogl. Steuerwesen an des Herrn Hofrath Voigts Wohlgeb.,

in besondern Fällen an Frau Oberstallmeister von Stein.

Die Gelder, welche von dem Buchhändler Göschen an mich ankommen, soll er an den Herrn Kommerzienrath Paulsen auf Rechnung übermachen. Wenn er selbst Geld braucht, hat er sich an den Kammermeister Löschner zu wenden.

An Hrn. Commerzienrath Paulsen sind für Rechnung Hrn. Joh. Philipp Möller 200 Thlr. zu bezahlen.

2 Kasten und 1 Paket gegen Schein auf das Archiv.

Bücher nach beyliegendem Verzeichniß nach Göttingen.

NB. eins hat Waiz.

Weimar den 23. July 1786. J. W. v. Goethe.

2.

Jch habe die Auszüge, Deinen Naturhistorischen Brief und das letzte Paket durch Hrn. v. Jmhof erhalten.

Noch hat sich nichts zugetragen, das mich an Ausführung meines Plans hindern könnte. Gegen Ende des Monats werde ich die Reise antreten. Mit der Post, welche Freytag den 18. von W. abgeht, schicke mir das Letzte von Briefen oder Auszügen, alsdann sammle und schicke nicht eher, bis Du von mir hörst. Ehe ich hier weggehe, schreibe ich Dir noch die Namen, wo mich im Nothfall ein Brief aufsuchen müßte. — Hast Du Paulsen das Geld ausgezahlt?

Bitte Hrn. Professor Sömmering, in meinem Namen, daß er die Unterkinnlade, die zu dem Ochsenschädel gehört, wieder zurückschicke. Wenn eine Partitur, La grotta di Trofonio, von Wien ankommt, so schicke sie gleich an Kaysern nach Zürch, durch seinen Vater, Organisten in Frankfurt.

Der Steg über die Mühllache kommt oberhalb des Gartens, das heißt: zwischen den Garten und den Eisrechen, an den schicklichsten Ort.

Deine Münzschrift möcht' ich noch im Manuscript finden, man druckt nie zu spät, wohl aber leicht zu früh.

Jn das Feld der Naturgeschichte würde ich Dir zu treten nicht gerathen haben, es ist zu weit und fordert, daß man ihm viel Zeit widmen könne. Wenn Du weiter vorwärts darin kommst, wirst Du anders von Liné den-

ken und seine unsterblichen Verdienste erkennen lernen. Selbst das, was ein außerordentlicher Mensch thut, kann als unzulänglich angesehen und von gewissen Seiten ungünstig beurtheilt werden.

Auf innliegendes Schreiben antworte: daß gegenwärtig von einer solchen Anstalt nicht die Rede sey.

Ich bin wohl und wünsche Dir wohl zu leben; wenn Du schreibst, schreibe auch von Fritzen.

Carlsbad, den 13. Aug. 86. G.

3.

Dein Brief und auch die Briefe von meinen beyden Hrn. Collegen sind mir geworden; gehe zu Hrn. Geh. R. Schnauß und Schmidt, danke für ihr Andenken, und empfiel mich ihnen aufs beste; auch ersuche Seegern, mich an Hrn. Grf. K. v. Fritsch, der noch nicht wieder zurück seyn wird, zu empfehlen.

Fahre nur in Deinen Studien fort, wenn ich wieder komme, wird sich darüber allerley reden lassen.

Hrn. v. Hendrich sage: es möchten keine Weiden weggegeben werden; sie seyen zum Wasserbau höchst nöthig.

Grüße Hrn. Hofr. Voigt auf das beste. Ich denke, zu Ende Septembers sollst Du Nachricht von mir haben.

Sage Sutorn, er soll Fritzchen Holz geben, wenn er im Kamin oder sonst Feuer anmachen will.

Wenn jemand nach mir fragt, so sag ich käme bald.

Der Graf Harrach wird von Wien eine neue Oper La grotta di Trofonio in Partitur an mich schicken, der Herzog hat das Büchelchen dazu, das mein gehört. Wenn die Partitur ankommt, so bitte Dir in meinem Nahmen das Büchelchen beym Herzog aus und schicke beydes an Kaysern nach Zürch. Du kannsts nach Frankfurt an seinen Vater den Organisten addressiren.

Wenn ich alles überlege, so kann ich Dir keine frühere Adresse als nach Rom geben und zwar:

A Monsieur Monsieur Joseph Cioja pour remettre à Mr. Jean Philippe Möller à Rome.

Du schreibst mir aber nicht dorthin, als bis Du wieder einen Brief von mir hast, es müßte denn im Nothfall seyn.

Verwahre diesen Brief wohl und läugne übrigens alles gegen alle; aus meinem Munde weiß niemand ein Wort.

Was Du wegen meinen Schriften zu besorgen hast, sagt Dir ein besonderes Blat, auch hat Vogel einige Pakete an Dich, die Du bis zu meiner Rückkunft aufbewahrst.

NB. Die vier ersten Bände meiner Schriften bringt auch Vogel mit.

Carlsbad, den 2. Sept. 86. G.

Noch einige Aufträge.

Zuförderst hefte meine Briefe, die ich Dir schreibe, zusammen, damit wenn ich wieder komme, wir ein anhaltendes haben, und ich mich erinnere, was ich Dir aufgetragen.

1) Vogel bringt einen Kasten Steine mit, diese müssen sogleich an den Berg-Secretair übergeben werden, um sie einzurangiren; in der Tiefe des Kastens ist eine Abtheilung, worunter das Microscop eingepackt ist, es muß sogleich ausgepackt, und wenn es ja feucht geworden wäre, von einem Kunstverständigen etwa von Böbern geputzt werden, damit der Stahl nicht anlaufe.

a) Ferner bringt Vogel ein Paket, an meine Mutter addressirt, mit, das Du, in Wachstuch eingenäht, sogleich abschicken mußt.

Dem Hrn. v. Imhoff bezahlst Du die Summe von 40 Gulden hiesig Geld oder 20 Conventionsthaler, inngleichen was er für Vogeln auf der Reise auslegt. Das heißt an Postgeld, denn Diäten hat Vogel schon.

4.

Du erhältst Gegenwärtiges aus Verona, von wo ich heute abgehen werde. Es ist mir alles nach Wunsch geglückt, und wenn die Reise durchaus so fortgeht, so erreiche ich meinen Zweck vollkommen. Vorbereitet wie ich zu allem bin, kann ich gar viel in kurzer Zeit sehn.

Von Venedig erhältst Du wieder einen Brief, auch werde ich von dort die Iphigenia abschicken, sie kann vor Ende October bequem in Weimar seyn. Auch noch eine Stelle in der Stella zu ändern.

In beyliegenden Briefen ist kein Ort angegeben, auch durch nichts angedeutet, wo ich sey, laß Dich auch, indem Du sie bestellst, weiter nicht heraus.

Du schickest mir nichts nach, es wär denn höchst nöthig, denn ich will Rom ohne Erwartung nordischer Nachrichten betreten. Von Rom schreibe ich gleich und dann ist es Zeit.

Diese Reise ist wirklich wie ein reifer Apfel, der vom Baum fällt, ich hätte mir sie ein halb Jahr früher nicht wünschen mögen.

Lebe wohl. Ich bin fleißig im Aufschreiben und notiren. Es ist mir eine gute Uebung allein zu seyn, da ich für mich selbst sorgen, alles selbst thun muß, nachdem ich mich so lange habe gängeln und bedienen lassen.

Leb wohl. Den 18. Sept. 86. G.

5.

Hier wieder Briefe, die das nöthige enthalten. Was Dich betrifft, Du thust vor wie nach, als wüßtest Du nicht, wo ich sey.

Heute, den 14. October, geh ich von Venedig. Ich habe diese wunder-

volle Stadt recht wohl gesehn. Du erhälst mit der fahrenden Post ein Paket, das Du der Frau v. Stein zustellst, und eine Kiste, die Du eröffnest und die darin enthaltenen Sachen nach der dabey befindlichen Anweisung austheilst. Die Kiste wird später kommen.

Ich bin recht wohl, und sehe auf diese Art fast mehr, als wenn ich mit mehreren Umständen und Empfehlungen reiste. Mit Lohnbedienten besonders hier lebe ich sehr glücklich.

Von Florenz aus schreib ich mehr und dann auch, wohin Du mir schreiben und schicken sollst.

In der Stella ist noch etwas zu verändern, wenn es nicht schon Herder bemerkt hat. Auch diese Veränderung soll mit der Iphigenie kommen, die ich hier nicht habe beendigen können. Es kommt auf einige glückliche Tage an; so ist sie fertig. Auch hat es gewiß keine Eile, denn an Werther und Götz von B. haben sie eine Woche zu drucken. Lebe wohl. Genieße und gebrauche die Zeit. Meine Einsamkeit bekommt mir wohl, doch freu ich mich nach langen Fasten des guten Tischbeins in Rom.

Ich habe die Briefe nur sauber geleimet und nicht gesiegelt, sieh zu, daß Du etwa eine saubere Antike findest, und siegle jeden hübsch in die Mitte des breitsten Ueberschlags und sende sie an die Behörden.

NB. Das Paket, was mit der Fahrenden ankommen sollte, kommt auch erst mit der Kiste und zwar ist es nicht drinnen, sondern in der Emballage in Wachstuch eingewickelt, versiegelt, und mit meiner Addresse versehn. Wenn Du also das äußere Tuch abnimmst, wirst Du es unter dem Stroh finden.

Die Sachen in der Kiste sind alle beschrieben und Du wirst sie demnach austheilen und ausheben.

Sage der Frau von Stein, das versprochene Tagebuch würde später kommen, weil es nicht mit der Post, sondern mit Fuhrleuten ginge.

Hrn. Comm.-R. Paulsen kannst Du melden, Hr. Möller habe in Venedig nur 167 franz. Livres und 14 Scudi erhalten.

Lebe wohl. Grüße Fritzen und sag ihm, er solle nun auch nächstens ein Briefchen von mir erhalten.

Meinen Brief von Verona vom 18. Sept. (glaub ich) mit den Einschlüssen wirst Du erhalten haben.

Schreibe mir alles hübsch sorgfältig zu seiner Zeit. An natürlichen Gegenständen so wie der Kunst halt ich reiche Erndte.

Lebe wohl.

6.

Rom, den 4. Nov. 1786.

Ich bin hier glücklich angelangt, schicke mir nun alles, was Du gesammelt hast. Du machst über den Brief an mich, den Du nur mit Oblaten

siegelst, oder leimst, noch ein Couvert mit der Addresse al Sgr. Tischbein, Pitore Tedesco al Corso, incontro del Palazzo Rondanini. Roma. Heute schreib ich nur dies; nächstens mehr. Laß Dir von Hrn. Hofrath Voigt auch ein Briefchen geben, und verschweige, so lange es geht, wo ich sey. Schreibe mir auch, wann dieser Brief angekommen, er geht den 4. Nov. ab. Lebe wohl. Das Gesetz und die Propheten sind nun erfüllt, und ich habe Ruhe vor den römischen Gespenstern auf Zeitlebens.

Lebe wohl. Liebe mich. G.

7.

Deinen Brief erhalte ich heute Abend, den 9. Dec., also richtig nach Deiner Ausrechnung. Nur noch Ein Wort, weil die Post geht. In der Zwischenzeit habe ich meinen Freunden geschrieben, wo ich bin. Kaum war ich in Rom angekommen, als ich erkannt wurde, doch führe ich mein Incognito durch, sehe nur die Sachen, und lehne alle anderen Verhältnisse ab. Man ist auch diese Sonderbarkeit schon gewohnt, der erste Sturm ist vorüber, und man läßt mich so ziemlich meines Wegs gehn. Du hast Deine Sachen gut gemacht; Deine Relation ist recht brav, und ich freue mich Deines Wohlseyns. Hier ist köstliches Wetter, das nur manchmal von zwey bis drey Regentagen unterbrochen wird. Ich kann alles mit der größten Bequemlichkeit sehn. Jeder Teutsche schreibt nach Hause, daß ich hier bin, also ists, wenn Du diesen Brief erhältst, kein Geheimniß mehr, Du schweigst indessen, und lässest Dich auf nichts ein.

Cioja war bankrutt wie ich hieherkam; ich habe wiederholt bey seinem Concurs nachfragen lassen, ob ein Brief an meine fingirte Addresse dasey, und immer die Antwort mit Nein erhalten. Morgen will ich also wieder fragen lassen. Göschen hab ich an Hrn. Herder gewiesen.

Ich genieße hier köstliche Tage. Man kann sich nichts denken, was man nicht gesehen hat, Rom am wenigsten. Dem denkenden und fühlenden Menschen geht ein neues Leben, ein neuer Sinn auf, wenn er diesen Ort betritt, ja allen Menschen, jedem nach seinem Maße.

Lebe wohl. Mit dem nächsten Posttag mehr, auch über die Geschäftssachen und sonst. Welch ein Unterschied! Ihr steckt im Schnee und Eis, und hier ist alles grün. Die immergrünen Bäume, alles Gras und Kraut, das sich nach der langen Sommerdürrung erst erholt, da die warmen Regen kommen; kaum vermißt man das abgefallene Laub der übrigen Bäume. Leb wohl.

Schicke mir den Voigt'schen Brief in extenso. Es müssen noch andere Geschäftssachen darinnen stehen von der Steuercommission, die mich interessiren. G.

Es versteht sich von selbst, daß Du meinen nächsten Freunden in

W. nun meine Addresse geben oder mir ihre Briefe selbst zuschicken kannst, ich tadle Dich nicht, daß Du die ersten eröffnetest.

8.

Rom, den 13. Dec. 86.

Ich habe Dir schon neulich geschrieben, daß ich bald nach meiner Ankunft hier erkannt worden, indeß blieb diese Entdeckung erst in einem kleinen Zirkel, und wie sie sich ausbreitete, sagte man sich zugleich, daß ich unerkannt seyn wollte.

Ich ging also meines Wegs fort, ward von niemand gehindert, fand viele Menschen, die mir die Betrachtung der Merkwürdigkeiten erleichterten und nützlich machten, ohne daß mich jemand mit meinem ich, noch mit dem seinigen incommodirte. So hab ich nun Rom in kurzer Zeit gesehen und kenne es zur Noth: denn es gehören Jahre dazu, um sich hier ganz zur Kenntniß des höchsten der Künste auszubilden. Ich habe für diesmal meine Absicht erreicht, und einen Grund gelegt, auf den man weiter fortbauen kann, wie es Gelegenheit und Kräfte erlauben.

Meinen Freunden hab ich auch geschrieben; es kann und braucht weiter kein Geheimniß zu seyn. Du gehst zu den Hrn. Geh. Räthen und machst von hier aus meine beste Empfehlungen und empfiehlst mich ihrem Andenken. Ein gleiches kannst Du bey Hrn. u. Fr. v. Wedel und bey den Hofdamen thun; fällt Dir sonst noch jemand ein, so thue das Gleiche, ich gebe Dir Vollmacht; wo Du es schicklich und artig hältst, so gebe ich Dir Vollmacht. Schreibe mir nur nachher, wen Du gegrüßt hast, z. E. Hrn. Geheim. Kammerrath Gülicke; dem Hrn. Hofrath Voigt danke für seine guten Nachrichten, und daß er mich von seiner Seite so außer Sorgen setzt. Bachmann, Löschner, Seeger, Brunnquell grüße auch, und wenn von meinem Aussenbleiben die Rede ist, kannst Du im allgemeinen merken lassen: ich würde wohl einmal eben auch unvermuthet wieder kommen.

Schreibe mir doch, wie viel das Kästchen Steine, das Tischbein geschickt, gewogen, und wie viel es gekostet, daß wir uns wegen der Fracht anderer Sachen darnach richten können.

Schicke und schreibe nur immer fort bis in den halben März, damit Dein letzter Brief vor Ostern hier sey. Die Feierlichkeiten der Charwoche warte ich noch hier ab, und dann rücke ich wieder nordwärts, wenn man von so entfernten Dingen reden darf. Gleich nach dem neuen Jahre geh ich nach Neapel. Briefe werden mir nachgeschicket.

Lebe wohl! Grüße Fritzen und Ernsten, wenn er lebt, auch meine Leute und lebe wohl und vergnügt. So viel sag ich Dir nur noch von Rom, daß man sich keinen Begriff davon machen kann, ohne es gesehn zu haben, und

daß ein wohl unterrichteter Ankömmling wieder ganz in die Schule zurückkehren muß.

Es ist hier herrliches Wetter.

9.

An Seidel. Den 30. Dec.

Frau v. St. schreibt mir es sey ein Kasten über Nürnberg in meinem Hause angekommen, der noch nicht eröffnet worden, das macht mir einige Sorge:

Es ist der Kasten, den ich von Venedig abschickte. Er muß aber emballirt seyn, und zwischen der Emballage und dem Kasten muß noch ein Paquet in Wachstuch stecken, das an Frau v. Stein gehört. Ist er also richtig angekommen, so mache die Emballage los, gib das Paket an Frau v. Stein, mache den Kasten auf. In demselben ist eine große Schachtel, welche auch an Frau v. Stein gegeben wird nebst vielen anderen Paquetchen und Papieren, worauf ihre Adresse steht. Das übrige hebe auf. Wäre aber der Kasten ohne Emballage angekommen, so muß ich mich erkundigen, und deßwegen schreibe mir gleich alles, wie sichs verhält, auch melde mir sonst, was vorgegangen ist.

Ich wiederhole nochmal, das Wachstuch-Paket in Quarto muß zwischen dem Stroh der Emballage stecken.

Du kannst dem Hrn. Voß das Geld, was aus der Tontine gekommen ist, gegen eine Quittung auszahlen. Versteht sich das für den verstorbenen Bruder zurückgezahlte.

Lebe wohl, ich bin gesund und fleißig und vergnügt.

Auf alle Fälle machst Du den Kasten auf. G.

10.

Den 13. Jan. 1787.

Beyliegendes Paket gib Hrn. Herder, es enthält die Iphigenie. Möge sie glücklich ankommen und meine Arbeit daran durch eine freundliche Aufnahme belohnt werden. Mir geht es sehr wohl, das schönste Wetter erlaubt von allen Stunden des Tages Gebrauch zu machen, ich habe mich fast durch Rom durchgesehn, und bin an der Wiederholung, schon fängt das Gesehene an sich zu ordnen, und das unendlich scheinende schließt sich in Gränzen. Indeß bleibt doch das Feld zu groß, als daß man es durch solche Streifereyen recht sollte kennen lernen, es gehören Jahre, es gehören Leben dazu.

Ich verfolge meinen alten Plan und suche das Gründliche, was als Capital Intressen tragen muß und gewinne so viel, daß ich mein übriges Leben davon zehren kann. Wie man sagt, daß einer nicht wider froh wird, der ein Gespenst gesehen hat, so möchte ich sagen, daß einer, der Italien be-

sonders Rom recht gesehen hat, nie ganz in seinem Gemüthe unglücklich werden kann.

Es wird nun ein Brief von Dir unterwegs an mich seyn. Schreibe mir von Zeit zu Zeit und nun auch wie Deine Cassa aussieht, daß ich mich darnach richten kann. Wenn Göschen bezahlt, was Du an Paulsen bezahlst. Die Witterungstabelle ist angekommen.

Ein Brief läuft gewöhnlich 16 Tage; wie Du gegenwärtiges erhältst, melde mir die Ankunft mit umlaufender Post, daß ich beruhigt werde. Ich habe eine Abschrift hier behalten.

Nun gehts an Egmont und die andern Sachen, ich will nichts in Stücken geben. Decke den Apoll, der im Vorsale steht, mit einer Serviette zu, erst hier lernt man ein solch Besitzthum schätzen.

Ich bin wohl, das Wetter herrlich. Lebe wohl. Empfiehl mich hier und da z. E. der Gräfin Bernstorf und Boden, dem Obermarschall, dem alten Hofmarschall und v. Klinkowström u. s. w.

Kayser in Zürich hat Partitur geschickt und zwar den ersten Akt der Oper umgearbeitet und den Anfang des vierten, eröffne das Paket und laß beyde Akte durch Ambrosius sorgfältig in Stimmen ausschreiben. Eben so verfahre mit dem zweiten Akt, wenn ihn Kayser schickt, die erste Abschrift der Stimmen, die wir machen ließen, wird dadurch unbrauchbar. Es ist aber eine Kleinigkeit gegen den Gewinn an Kunst, den der Komponist bey dieser Umarbeitung macht. Sollte noch nicht la Grotta di Trofonio in Partitur von Wien gekommen seyn? ist sie es, so laß sie an Kayser abgehn.

G.

11.

Dein Briefchen vom 15. Jan. mit den Beilagen, so auch die vorhergehenden, sind richtig angekommen.

Vor allen Dingen empfiehl mich Hrn. geh. Rath Schnauß und vermelde, daß ich mit der nächsten Post sein freundschaftliches Schreiben erwiedern werde, Kranzen habe ich gesprochen und zu einem kleinen Concert gehabt. Er war nach seiner Art vergnügt, auch hab ich über Musik mit ihm geredet, ihm da er von komischen Operetten als einem Lieblingsfache sprach, eine von meinen neuen angeboten. Er ließ sich aber nicht recht ein. War es Zerstreuung, Verlegenheit oder sonst was. Er ist nach Neapel, wenn ich ihn wiedersehe, will ich nach Deinen Wünschen und eigener Neigung noch einmal an ihm setzen.

Einen großen Theil der Zweifel über die Baukunst werde ich Dir bey meiner Rückkunft lösen können, werde Dir manches zur Naturkenntniß mittheilen. Auf dieser Reise gewinn ich viel, und wünsche es andern zum Nutzen über die Berge zu tragen.

Sonst ist alles recht und gut, was Du schreibst und thust. Wenn Dir sonst etwas einfällt, so sage mirs. Erinnert gibt man auf manches sorgfältig acht, das man auch nun für andere sieht.

Rom hab ich für die kurze Zeit recht durchgesehen, fast keinen Tag versäumt. Schon wird mir der Blick über diese große Stadt und was sie enthält leichter. Lebe wohl, und fahre fort einzuschicken und zu schreiben.

Den 3. Febr. 87. G.

Grüße sämmtliche HH. Kammerräthe und den Rath Götze, auch mache Hrn. u. Frau Obermarschall, Hrn. u. Fr. v. Oppel eine Empfehlung.

Noch ein Wort! Ich kann nicht billigen, daß Du der Fr. v. Stein nicht nähere Auskunft wegen des Kastens gabst. Ich bin dadurch auf einige Zeit in Sorge gerathen. Wo man aufklären auch in Kleinigkeiten kann, soll man es ja und bald thun. Ich gebe diese Lehre und Ermahnung Dir und mir, indem ich dieß schreibe.

12.

Neapel 15. May 87.

Dein Brief vom 7. März hat mich gestern, da ich vom Schiffe stieg empfangen, und Deine treuen Worte waren mir herzlich willkommen.

Die Reise durch Sicilien ist denn auch glücklich vollbracht, und wird mir ein unzerstörlicher Schatz auf mein ganzes Leben bleiben. Du sollst bey meiner Rückkunft manches hören. Besonders kann man sich keinen Begriff von der Fruchtbarkeit des inneren Landes machen, wenn man es nicht gesehen hat. Von Palermo auf Girgenti und von da auf Messina habe ich die Reise zu Pferde gemacht, und bin mit einem französischen Schiffe nach einer vierthalbtägigen Fahrt hier angekommen. Nun kann ich Fronleichnam und St. Peter in Rom feiern.

Was Du von meiner Iphigenie sagst, ist in gewissem Sinne leider wahr. Als ich mich um der Kunst und des Handwerkes willen entschließen mußte, das Stück umzuschreiben, sah ich voraus, daß die besten Stellen verlieren mußten, wenn die schlechten und mittlern gewannen. Du hast zwey Scenen genannt, die offenbar verloren haben. Aber wenn es gedruckt ist, dann lies es noch einmal ganz gelassen, und Du wirst fühlen, was es als ganzes gewonnen hat.

Doch liegt das Hauptübel in der wenigen Zeit, die ich darauf verwenden können. Den ersten Entwurf schrieb ich unter dem Rekruten-Auslesen und führte ihn aus auf einer Italienischen Reise. Was will daraus werden. Wenn ich Zeit hätte das Stück zu bearbeiten, so solltest Du keine Zeile der ersten Ausgabe vermißen.

Was ich machen kann, wird man vielleicht aus einem Stück sehen, das ich auf dieser Reise erfunden und angefangen habe.

Was Du mir von den übrigen Verhältnissen schreibst, werde ich in einem feinen Herzen bewahren und Frucht bringen lassen. Da ich die Grille Carl des V. hatte mein Leichenbegängniß bey lebendigem Leibe anzusehn, darf es mich nicht wundern, wenn Träger und Todtengräber nach ihrer Weise handeln und die Priester die Exequien anstimmen.

Uebrigens bleibe ja dabey, und ich fordere Dich dazu auf, mir über alles, was mich selbst angeht, und was Du sonst gut finden magst, Deine Meinung unverhohlen, ja ohne Einleitung und Entschuldigung zu sagen. Ich habe Dich immer als einen meiner Schutzgeister angesehen, werde nicht müde, dieses Aemtchen auch noch künftig beyher zu verwalten.

Inliegendes gib an Fr. v. Lichtenberg und grüße wieder einmal von mir nach der Reihe herum, mit dem Vermelden daß ich aus Sicilien zurückgekommen sey.

Hrn. v. Knebel kann ich meinen Garten nicht einräumen, ich habe Schlüssel und Besitz vor meiner Abreise an Fr. v. Stein abgetreten. Leite es auch so ein, daß er sie nicht darum anspricht, sie cedirt ihn vielleicht aus Gefälligkeit aber ungern, Du wirst das schon auf eine gute Weise zu machen wissen. Lebe wohl, und gedenke meiner. Was mögt ihr für Wetter gehabt haben? Wir haben in Sicilien mitunter große Kälte gefühlt. Hier ist wieder ein reiner herrlicher Himmel.

Wenn Du mit der umlaufenden Post noch etwas nothwendiges zu sagen hast, so schreibe gleich, schicke mir aber nachher keine Briefe weiter nach Rom, ich müßte es denn wieder verlangen. Ich werde, sobald ich es mit Gewißheit kann, Dir eine neue Adresse schreiben.

Lebe wohl. Gedenke mein. G.

Kranz ist schon lange fort, ich behalte den Brief an ihn zurück.

Das neue Ministerium in Oesterreich.

Die Wiener klagen über die unaussprechlichen Namen der Männer, welchen des Himmels unerforschlicher Rathschluß gegenwärtig das Schicksal Oesterreichs anvertraut habe. Sie können es sich aber leicht bequemer machen und brauchen nur statt der spröden Namen: Jirecek und Habietinek die gefügigeren: Grävell, Jochmus und Detmold zu lesen. Denn Jirecek und Habietinek sind doch nur die czechische Uebersetzung des letzten deutschen Reichsministeriums, welches weiland der Reichsverweser geschaffen hat. Gerade wie die Frankfurter Nationalversammlung in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach, als sich ihr am 17. Mai 1849 das Ministerium Grävell-Detmold vorstellte, ebenso bemächtigte sich aller Deutsch-Oesterreicher die größte Heiterkeit, als sie zum ersten Male von dem Ministerium Jirecek-Habietinek hörten: damals, wie jetzt, hielt man ein solches Ministerium für unmöglich,

für unerhört; damals, wie jetzt, erwies sich der Fluch der Lächerlichkeit aber nicht wirksam, und behielten die Männer, der öffentlichen Meinung zum Trotze, ihre Aemter bei. Damit ist die Aehnlichkeit leider noch nicht geschlossen. Wie man im Jahre 1849 in dem Ministerium Grävell-Detmold den Bruch der Reichsverfassung, das Ende des Frankfurter Parlaments ahnte, so fürchtet man gegenwärtig von dem Ministerium Jirecek-Habietinek das Ende des Reichstages, den Sturz der bestehenden Verfassung. Das Programm des Ministeriums scheint zwar solche Befürchtungen Lügen zu strafen; es betheuert, nur den Weg der Verfassung wandeln und das Recht der Gesammtheit nicht den Sonderrechten opfern zu wollen. Um aber den Worten des Programms zu glauben, muß man zu den Personen, die hinter dem Programme stehen, Vertrauen hegen.

Daß das Ministerium Potocki keine lange Dauer besitzen werde, war wohl vorauszusehen. Abgesehen davon, daß ein jährlicher Ministerwechsel nun einmal zu den Lebensbedürfnissen Oesterreichs zu gehören scheint, hatte es sich alle Parteien entfremdet; auch das war einleuchtend, daß die Erbschaft Potocki's nicht wieder den Führern der deutschen Mehrheit im Reichstage zufallen werde. Die Giskra, Herbst, Brestel, Hasner haben es nicht verstanden, die Gewalt, welche eine seltene Gunst der Umstände in ihre Hände geliefert, festzuhalten. Unter sich uneins, verpflanzten sie die Uneinigkeit auch in ihre Partei und machten sich dadurch regierungsunfähig. Wer an der Illusion noch hing, die Verfassungspartei könnte wieder an das Ruder gelangen, den mußte das Auftreten ihrer Führer in der Delegation enttäuschen. So schroff und ätzend spricht man nicht, eine so absolut negirende Kritik übt man nicht, wie es namentlich Herbst gethan, wenn man in der nächsten Woche im Ministerrathe sitzen will. Man konnte kein Parteiministerium erwarten, noch weniger aber ein Ministerium, das unter jeder anständigen Partei steht. Ueber die Aufgabe, welche einzig und allein die österreichische Regierung durchzuführen hat, herrscht nicht der geringste Zweifel. Es gilt, die Verfassung mit ihren Gegnern zu versöhnen. Doppelter Natur ist diese Opposition. Verworrene, bald aus den historischen Privilegien, bald aus dem nationalen Rechte entlehnte Gründe werden herbeigeholt, um auf die nahezu absolute Selbständigkeit der einzelnen Provinzen und Stämme zu dringen, die Aufhebung des Wiener Reichstages zu fordern, so daß neben den Landtagen, auf welche die Rechte des Reichstages übergehen, nur noch die Delegationen geduldet würden. Daneben macht sich von Tag zu Tag immer stärker eine Agitation bemerkbar, die unter dem Vorwande, das Centralisationssystem zu bekämpfen, die Herrschaft des Gesetzes überhaupt bestreitet, die Regierungsthätigkeit, die geordnete Verwaltung nach Kräften lähmt und mit Vernichtung bedroht. Erst durch die Verbindung mit diesem wüsten radikalen Element wurde die staatsrechtliche Opposition zu einer wirklichen Gefahr und bedrohte die unmittelbare Sicherheit des Staates. Das Nächste mußte daher die Herstellung der gesetzlichen Ordnung, die Wiederherstellung der staatlichen und selbst sittlichen Autorität sein, welche namentlich in Böhmen vollständig untergraben sind. Männer, geschäftserfahren genug, um in die Administration wieder Einheit und Verstand zu bringen, und hinreichend energisch, um ihren Willen durchzusetzen und der in fast allen Beamtenkreisen herrschenden Schwäche und Rathlosigkeit zu steuern — so durfte man die neuen

Minister sich denken, mit ihnen verbunden noch einzelne Persönlichkeiten, welche die Sicherheit bieten, daß sie die Grundlagen der bestehenden Verfassung nicht leichtsinnig antasten und jedem weiteren Experimentiren in Verfassungsfragen Widerstand leisten, bis die elementaren Wurzeln des staatlichen Lebens wieder festen Boden gefunden haben. Man hätte meinen sollen, aus den höchsten Beamtenkreisen und aus dem mit Recht in allgemeinem Ansehen stehenden Herrenhause ließe sich eine brauchbare Ministerliste zusammenstellen. Von den neuen Ministern kann man in der That behaupten, sie seien nur aus Noth auf der Straße, wie die Hochzeitsgäste des Königs im Evangelium, zusammengelesen worden. Die erste Frage, nachdem man sich über das Cabinet Jirecek-Habietinek satt gelacht, war nach den wirklichen, den eigentlichen Ministern. „Wir sehen nur die Kellner und Hausknechte, wo ist der Wirth?" Niemand glaubt, und kann glauben, daß diese subalternen Beamten, diese der österreichischen Politik bisher wildfremden Menschen selbständig die Reform des ganzen Staatswesens vollziehen, unabhängig die Initiative ergreifen werden. Der Graf Hohenwart, der seit zwanzig Jahren allen Ministern gedankenlos diente, Jirecek, dessen Fähigkeiten als Beamter im Unterrichtsministerium richtig erkannt wurden, indem man ihm nur die geringfügigsten Arbeiten, die jüdischen Cultusangelegenheiten, zuwies; Habietinek, der noch bis vor kurzem keine einzige politische Sünde zu beichten hatte und mit der ganzen Welt zufrieden war, wenn sie ihm nur die Kreise der Gerichtsordnung, die er zu lehren hatte, nicht störte; Schäffle, der erst vor einem Jahre aus Schwaben zugewandert kam, um in Wien seinen großdeutschen Träumen ruhig nachleben zu können, das sind nicht die Männer, welche den Gedanken an eine österreichische Verfassungsreform unabhängig gefaßt haben oder die Autorität besitzen, dieselbe durchzuführen. Sie sind einfach vorgeschoben, weil man Leute brauchte, die sich, wenn man ihrer Dienste nicht mehr bedarf, oder wenn das Verfassungsexperiment wieder mißlingt, ohne Murren ablohnen und wegschicken lassen, und welche auch vor grober, um nicht zu sagen schmutziger Arbeit nicht zurückscheuen, weil sie kein Ansehen zu verlieren, keine Vergangenheit zu berücksichtigen haben. Hinter ihnen, den Augen der Laien unsichtbar, stehen die wahren Lenker des Staates. Kann es dann Wunder nehmen, daß sich die öffentliche Meinung nicht vertrauensvoll dem Ministerium zuwendet? Das Dasein einer Doppelregierung, einer geheimen, aber allein mächtigen, über deren Ziele man im Unklaren ist, ja nur das Schlimmste befürchten muß, wenn das Gerücht, daß sie aus ungarischen Altconservativen und österreichischen Feudalen und Clericalen besteht, die Wahrheit sagt, und einer öffentlichen, die aber nur, wie Drahtpuppen, nach fremdem Befehle handelt, wird schwerlich dazu beitragen, die Ordnung endgültig herzustellen, am wenigsten, wenn in der Vertheilung der Portefeuilles so entsetzliche Mißgriffe geschehen. Konnte man Schäffle's politische Weisheit nicht entbehren, hielt man seinen Rath bei der Umwandlung Oesterreichs in einen Föderativstaat für so wichtig, so mochte man ihm immerhin einen Sitz im Ministerium ohne Portefeuille, eine Stellung, wie sie seiner Zeit Berger einnahm, geben, ihn mit der Ausarbeitung der Programme und Staatsschriften betrauen; daß ihm aber das Handelsministerium ausgeliefert wurde, einem Manne, dessen nationalökonomische Theorien so viele bedenkliche Seiten darbieten, dem notorisch

die österreichischen Handelsverhältnisse völlig unbekannt sind, beweist nur, wie geringschätzig die oberste Geheimregierung die realen Interessen beurtheilt. Und nun vollends Josef Jirecek als Unterrichtsminister! Der Amanuensis Helfert's und Leo Thun's, der schon im Jahre 1850 als Redacteur einer Wiener czechischen Zeitung bei der kirchlichen und politischen Reaction Handlangerdienste leistete, der sich mit der deutschen Bildung niemals befreunden konnte, dem dagegen die Möglichkeit, das Ruthenische mit lateinischen Buchstaben zu schreiben, Herz und Nieren bewegt, ein untergeordneter czechischer Literat, dessen wissenschaftlicher Gesichtskreis nur, so weit slavische Sprachen reichen, sich ausdehnt, soll nun das Unterrichtswesen in Deutsch-Oesterreich leiten, das Schicksal der Universitäten bestimmen. Seine Ernennung ist geradezu ein Faustschlag der deutschen Bildung in's Gesicht geschleudert, der ärgste Schimpf, den man der Wissenschaft und der deutschen Bevölkerung anthun konnte. Und ein derartig zusammengesetztes Ministerium verlangt Vertrauen? Es ruft uns freilich zu: Blickt nicht auf unsere Personen, die nicht glänzen, prüft nur unsere Handlungen. Zwei Thaten hat es bereits vollbracht. Gleich nach seiner Einsetzung hat es eine allgemeine Amnestie verkündigt. Wir sind gewiß die letzten, die es tadeln, wenn ein Fürst bei besonders freudigen Ereignissen seine Gnade walten läßt. Aber die in Oesterreich eingerissene Gewohnheit, bei jedem Ministerwechsel, also durchschnittlich jedes Jahr einmal, alle politischen Verbrecher in Freiheit zu setzen, als ob der Ministerwechsel selbstverständlich auch einen Wechsel des öffentlichen Rechtes in sich schlösse, ist nur dazu angethan, das ohnehin ganz morsche Rechtsgefühl zu zerstören und den letzten Rest von politischer Sittlichkeit zu vernichten. Die andere That besteht in der Ankündigung Hohenwart's, er wolle den Reichstag bestehen lassen, aber seine Geschäftsagende, die Initiative zu allen Gesetzentwürfen auf die siebzehn österreichischen Landtage übertragen. Siebzehn verschieden gestimmte Instrumente spielen jedes ein anderes Stück, und diese Stücke zusammen sollen harmonisch vereinigt werden. Nun wenn der Staat auch dies Experiment übersteht, kann man seine unverwüstliche Lebenskraft nicht mehr bezweifeln. Und man täusche sich nicht. Gelingen wird zwar dies Experiment so wenig wie Belcredi's Sistirungsplan, aber versucht wird es gewiß werden. So wenig ernsthaft die einzelnen Ministerpersönlichkeiten, so einstimmig die Verurtheilung der neuen Regierung in der öffentlichen Meinung: sie wird sich doch einige Zeit am Ruder erhalten. Besitzt sie die Unterstützung der feudalen und clericalen Partei, und die letztere hat sich bereits zu Gunsten der Minister ausgesprochen, so kann sie auch im Reichstage den Sieg davon tragen, durch eine Verbindung der Polen, Slovenen, Tiroler und der Clericalen die bisher herrschende deutsche Mehrheit sprengen. Nach einigen Monaten, wenn man erkannt haben wird, daß man die österreichisch-gesinnte Bevölkerung maßlos gekränkt hat, um von der russisch-gesinnten Haß und Hohn zu ernten, wird man umkehren und gemüthlich einen andern Ausweg versuchen. Wahrlich, Oesterreichs Ordnung und Bestand hat keinen ärgeren Feind, als die Männer, die es regieren wollen; für das ganze widerliche Treiben gibt es aber nur einen Namen: Spanische Wirthschaft.

Anton Springer.

Ausgegeben: 3. März 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Neuschöpfung der Straßburger Universität.

Aus amtlichen Quellen.

Historischer Rückblick.

Treu spiegeln sich die Geschicke und das geistige Wesen der Stadt Straßburg während der letzten drei Jahrhunderte in der Geschichte der Universität ab. Noch in der Glanzzeit des reichsstädtischen Lebens von der Bürgerschaft gegründet, blühte sie unter dem Schutze des Magistrats rasch auf und nahm eine ehrenvolle Stellung unter den deutschen Universitäten ein, bis sie in den Zeiten des ersten Consuls in eine französische Academie umgewandelt wurde. Seitdem mußte sie sich mit dem bescheidenen Loose einer Provinzialacademie begnügen, wie Straßburg selbst, in seiner eigenartigen, selbständigen Entwickelung gehemmt, mehr und mehr auf den Standpunkt einer französischen Provinzialstadt herabgedrückt wurde. Für beide sollte Paris allein der Mittelpunkt sein, von dem alles Leben ausströmte, und nach dem alle Kräfte strebten, um dort ihren angemessenen Wirkungskreis zu finden. Die Möglichkeit einer freien Entwickelung außerhalb des Alles verschlingenden Centrums wurde nicht anerkannt, und wer sich dem allmächtigen Einflusse zu entziehen strebte, galt den Franzosen als unverständlicher Schwärmer, der die Wüste aufsuchte, statt an der Quelle des geistigen Lebens, an dem Pariser Esprit sich zu laben. — Jetzt, wo das Elsaß dem deutschen Mutterlande wieder zurückgegeben ist, wird auch die Straßburger Universität wieder eine Stätte der deutschen Wissenschaft werden, und auf die 70 Jahre, in welchen sie als Academie ein Leben ohne große Bedeutung gefristet hat, wird ein frischer Aufschwung folgen. Bald wird sie, wir sind dessen überzeugt, die ehrenvolle Stellung in dem Kreise deutscher Hochschulen wieder einnehmen, den sie noch im vorigen Jahrhundert inne hatte. —

Seitdem im Jahre 1536 die städtischen Behörden den namhaften Humanisten Johannes Sturm nach Straßburg beriefen, um eine der Stadt würdige höhere Unterrichtsanstalt zu organisiren, war Straßburg ein berühmter Sitz gelehrter Studien. Nach dem von Sturm vorgelegten Plane wurde im Jahre 1538 das Gymnasium eröffnet, das bald eines großen Rufes sich erfreute und Schüler aus allen Ländern herbeizog, aus Deutschland, Frankreich, England, Dänemark, Ungarn u. s. w. Im Anschluß an diese berühmte

Anstalt gründete der Magistrat auf Grund des Privilegiums Kaiser Maximilian's II. vom 1. Juni 1566 eine Academie, deren Eröffnung den 1. Mai 1567 stattfand. Das Gymnasium bildete nach ausdrücklicher Bestimmung des Privilegiums einen Theil derselben. Sie besaß die 4 Falcultäten: Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philosophie, und ihre Leitung war dem academischen Senat übergeben, der aus dem Rector, den Professoren und den Scholarchen bestand. Aber noch besaß sie nicht das Recht, academische Grade zu ertheilen. Nur die philosophische Facultät, in der die humanistischen Studien in den Nachfolgern Sturm's angesehene Vertreter fanden, und die theologische Facultät hatten eine größere Zahl von Studenten. Auch diese aber konnten nur an eigentlichen Universitäten die Grade erwerben. Erst im Jahre 1621 wurde die Academie durch Kaiser Ferdinand II. zur Universität erhoben mit dem Rechte, in jeder der 4 Facultäten Doctoren, Licentiaten u. s. w. zu ernennen. Die Stadt hatte dies zur Bedingung gemacht in dem Aschaffenburger Vertrag, durch den sie von der evangelischen Union zurücktrat und sich verpflichtete, dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Böhmenkönige, keine Hilfe mehr zu leisten, dem Kaiser dagegen eine Geldsumme von 70,000 Gulden zu zahlen. Bei der Capitulation der Stadt im Jahre 1681 wurde im Art. IV ausdrücklich bestimmt: „daß die Universität mit allen ihren Doctoren, Professoren und Studenten in demselben Zustand, in dem sie sich bisher befunden haben, belassen werde." Bis zur französischen Revolution blieb sie in der alten Einrichtung als deutsche Universität bestehen. Einen hohen Grad der Blüthe erreichte sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. An ihr wirkten etwa 20 Professoren, die Leitung hatte der Rector und die drei städtischen Scholarchen. Unter den Professoren erwarb sich vor Andern Schöpflin einen weiten Ruhm. Seine Alsatia illustrata und Alsatia diplomatica bilden noch heute die festen Grundlagen der elsässischen Geschichtsforschung. Obgleich Protestant, war er von Ludwig XV. zum Historiographen Frankreichs und königlichen Rathe ernannt worden und hatte vermöge seiner Verbindungen mit Versailles, seiner großen Gelehrsamkeit, seiner praktischen Erfahrung und seiner Rechtlichkeit einen bedeutenden Einfluß auf die Landesangelegenheiten. Sein Schüler Koch trat als Historiker in seine Fußtapfen, wenn er auch mehr als gelehrter Publicist bekannt wurde. Jeremias Oberlin zeichnete sich aus durch fleißige Sammlung und Bearbeitung der in den Thälern der Vogesen gesprochenen französischen Volksdialecte, durch Herausgabe älterer deutscher Schriftsteller des Elsasses, durch philologische und archäologische Schriften. Der große Philologe Johannes Schweighäuser, dessen Ausgaben des Polybius und Herodot noch heute als classisch angesehen werden, nimmt unbedingt eine der ersten Stellen unter den Philologen des vorigen Jahrhunderts ein. In der theologischen Facultät

erfreuten sich Reuchlin, Blessig, Haffner eines angesehenen Rufes als tüchtige Gelehrte und Lehrer. Die medicinische Facultät zog durch Lehrer, wie Ehrmann, Spielmann, Lobstein, zahlreiche Studenten aus der Nähe und Ferne an. Weniger Bedeutung als wissenschaftliche Anstalt hatte dagegen die juristische Facultät. Hier machte sich zuerst der französische Einfluß geltend. In Wahrheit und Dichtung bemerkt hierüber der Actuar Salzmann, daß es sich in Straßburg nicht etwa wie auf deutschen Academien verhalte, wo man wohl Juristen im weiten und gelehrten Sinne zu bilden suche. „Hier sei Alles, dem Verhältniß gegen Frankreich gemäß, eigentlich auf das Praktische gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebenen verharren. Gewisse allgemeine Grundsätze, gewisse Vorkenntnisse suche man einem Jeden beizubringen, man fasse sich so kurz wie möglich und überliefere nur das Nothwendigste.“ —

Aber gerade in Folge dieser praktischen Richtung der juristischen Facultät und der bequemen Gelegenheit, die Kenntnisse der französischen Sprache auszubilden, wurde Straßburg neben Göttingen mit Vorliebe von Söhnen der vornehmsten Familien aus allen Ländern Europas aufgesucht, die sich der diplomatischen Laufbahn widmen wollten. Unter vielen Anderen seien nur Cobenzl, Narbonne, Destot de Tracy, Metternich genannt, die hier ihren Universitätsstudien oblagen.

In der Facultät wurden Vorlesungen gehalten über Römisches Recht, Lehnrecht, Kanonisches Recht und vom Standpunkt der gallikanischen Freiheiten aus über katholisches und protestantisches Kirchenrecht, über Strafrecht und Staatsrecht des deutschen Reiches. Für Koch wurde im Jahre 1780 noch ein besonderer Lehrstuhl für öffentliches Recht geschaffen; er war es namentlich, der die angehenden Diplomaten anzog.

Die ordentlichen Professoren der Universität wurden von dem academischen Senate berufen und von dem Stadt-Magistrat bestätigt. Vor dem Amtsantritt hatte jeder Professor einen Glaubenseid und der Universität Treue zu schwören und der Bibliothek ein Buch zu schenken. Die Studenten, deren Zahl sich über 300 belief, von denen mehr als die Hälfte Mediciner waren, standen unter academischer Gerichtsbarkeit, hatten ihre Fechtschulen, Reitbahnen, die auf städtische Kosten ihnen erbaut waren, und es wird angegeben, daß sie gegen 21 Millionen Livres jährlich verausgabten. — In den Revolutionszeiten wurde die Universität wie alle ähnlichen Institute in Frankreich durch das Decret vom 15. August 1792 aufgehoben.

Als am 26. Juli 1792 die alte deutsche Universität zum letzten Mal die höchste Würde, die sie zu verleihen vermochte, die Doctorwürde ertheilte, da konnte sich der Dekan der medicinischen Facultät, Professor Lauth, nicht enthalten, mit bitteren Worten in den Protokollen der Facultät die unglück-

lichen Tage zu beklagen, in denen der bisherige Stolz seiner Vaterstadt, die Leuchte der Wissenschaften von der blinden Wuth des Revolutionssturms vernichtet wurde. Die Zeiten der freien Forschung, des selbständigen wissenschaftlichen Lebens, der Selbstverwaltung der Corporation waren vorüber, an deren Stelle traten die von Paris aus geleiteten und reglementirten Anstalten und Studien. Schon durch das Gesetz vom 16. Frimaire des Jahres III war Straßburg zum Sitze einer medicinischen Schule bestimmt worden, „um Heilkundige für den Dienst der Spitäler, hauptsächlich für die der Armee und der Marine zu bilden." Jedoch stieß die neue Anstalt auf vielfachen Widerstand in Straßburg, die Stadtbehörden sowie die alten Professoren der Universität konnten sich von den Traditionen der deutschen Universitätszustände nicht so leicht befreien. Der Director der Anstalt, Noël, ein National-Franzose, wirft ihnen in einer Petition an den Unterrichtsrath im Jahre V vor, „sie suchten die früheren Zustände wieder herzustellen und die Anstalt zu germanisiren gegen den Willen der Nation, die vorschrieb, Alles zu französiren und zu uniformiren." — Erst in den Zeiten des ersten Consuls gelangte die Schule zu einer festen Constitution. Napoleon suchte auch für die protestantisch-theologische Facultät einen Ersatz zu geben, und so ward durch Decret vom 30. Floréal des Jahres XI eine Académie protestante gegründet. Sie sollte als Seminar für Geistliche der Augsburgischen Confession dienen und wurde im Jahre 1808 bei Gründung der Academie in das gegenwärtig noch bestehende protestantische Seminar umgewandelt. Auch eine Rechtsschule als Ersatz der juristischen Facultät wurde durch Decret vom 4. Complementartag des Jahres XII geschaffen und am 3. November 1806 mit 37 Schülern eröffnet. So waren schon die Elemente vorhanden, die durch das Decret vom 17. März 1808 in den großen Mechanismus der Université Impériale eingeordnet werden sollten.

Unstreitig gehört dieses Napoleonische Decret von 1808, das trotz mannigfacher Abänderungen in Einzelheiten noch heute die Grundlage der französischen Gesetzgebung über den höheren Unterricht bildet, zu den merkwürdigsten Thatsachen in der ganzen Geschichte des Unterrichtswesens. Mit eminent praktischem Blick, mit einem organisatorischen Genie ohne Gleichen geht Napoleon direct auf sein Ziel aus und wählt hierzu die richtigsten Mittel. Unbekümmert um jegliche Tradition schafft er einen Mechanismus, so durchsichtig und klar, so zweckentsprechend und handlich, daß, von rein formaler Seite betrachtet, dieses Decret zu den Meisterwerken gesetzgeberischer Kunst gezählt werden muß. Nur daß das Ziel, das Napoleon im Auge hatte und auch erreichte, nicht das wahre Ziel des Unterrichts ist und sein kann. Die Université Impériale sollte nicht die Jugend bilden und den Standpunkt der allgemeinen Cultur erhöhen, nicht Bildung der Menschheit

oder Förderung der wissenschaftlichen Forschung war ihr Zweck; sondern der Kaiser betrachtete die heranwachsende Jugend als ein Material, das für seine politischen Zwecke und für die Bedürfnisse seiner Staatsverwaltung zuzurichten und zu formen sei. Und die Maschine, in der dies zu geschehen hat, ist die Université. Dieselbe begreift deshalb auch das gesammte Unterrichtswesen in sich, Volksschule, Mittel- und Hochschulen. Neben und in ihr kann eben so wenig eine Unterrichtsfreiheit, wie Lehr- und Lernfreiheit bestehen. Der Lehrer der Volksschule so wenig, wie der Professor der Facultät soll eine selbstthätige, wirkende, forschende und neuschaffende Kraft sein, sondern ein Werkzeug in der Maschine, die von dem Staatsoberhaupt oder dessen Vertreter, dem Grand Maitre de l'Université, geleitet wird. Der Schüler soll nicht allgemein gebildet werden, nicht seine sittlichen und geistigen Kräfte sollen entwickelt werden, sondern sie sollen für die Zwecke der Staatsverwaltung brauchbar gemacht werden. Es würde uns hier zu weit führen, eine genauere Charakteristik des Napoleonischen Unterrichtswesens der verschiedenen Stufen zu geben; in Bezug auf Volks- und Mittelschulen hat die Gesetzgebung seit längerer Zeit andere Bahnen eingeschlagen, auch interessirt uns hier zunächst nur der höhere Unterricht, auf den wir uns deshalb beschränken.

Nach dem Decret vom 17. März 1808 bildet die Universität eine Anstalt, welche das gesammte Unterrichtswesen Frankreichs in sich faßt und neben der es keinen Unterricht geben sollte. An ihrer Spitze stand der Grand Maitre, der in völlig centralisirter Leitung über Alles und Jedes im ganzen Lande zu bestimmen hatte, über Organisationen und Personalangelegenheiten, wie alle Schulbücher und Methoden, über das Programm jeder einzelnen Vorlesung wie über die Anschaffung jedes Buches in irgend einer Bibliothek. An seine Stelle ist heute der Unterrichtsminister getreten mit denselben unbeschränkten Befugnissen über den höheren (nach deutscher Ausdrucksweise Universitäts-) Unterricht. Ihm zur Seite steht als berathendes Collegium der Conseil de l'Instruction publique, zusammengesetzt aus den höchsten Staats- und Kirchenwürdenträgern und acht Generalinspectoren des Unterrichtswesens. Das ganze Reich ist in Unterrichtsprovinzen getheilt, deren Zahl häufig verändert worden ist; vor den letzten Umwälzungen gab es 18 solcher Provinzen oder Academien. Innerhalb der Academie ist der Vorstand des gesammten Unterrichtswesens, wie der Minister der Vorstand im Reiche, der Rector, dem ein Academierath als berathendes Collegium zur Seite steht, in ähnlicher Zusammensetzung wie der oberste Unterrichtsrath, ohne bedeutende Functionen. Mit der Aufsicht über das Schulwesen in den Departements ist für jedes Departement ein besonderer Academieinspector dem Rector beigegeben. Unter Rector und Inspector stehen nun die einzelnen Facultäten,

die unter einander durchaus keine Verbindung haben. Befinden sich mehrere Facultäten in einer Stadt, so ist das Zufall; ja, längere Zeit ging man davon aus, die einzelnen Facultäten möglichst zu vertheilen in die verschiedenen Städte der Provinz. Eine Universitas literarum existirt nicht und ist auch unverträglich mit den Zwecken der Napoleonischen Facultäten. In ihnen sollen die Studenten zu den öffentlichen Diensten zugerichtet werden, und zwar in der Weise, wie es die Staatsregierung für wünschenswerth hält. Deshalb werden von Paris aus genau vorgeschrieben die Methoden, deren sich die Professoren zu bedienen haben, das Maaß der Kenntnisse, das den Studenten mitzutheilen ist, die Vertheilung des Stoffes auf die verschiedenen Vorlesungen und Jahre. Die einzige Aufgabe, die den Facultäten gestellt ist, besteht darin, die Studenten für den öffentlichen Dienst brauchbar zu machen. Darin besteht unzweifelhaft auch eine der Aufgaben der deutschen Universitäten, aber es ist nicht ihre einzige Aufgabe, sie wollen in erster Linie die geistigen Kräfte der studirenden Jugend entwickeln, und dieselbe so tief in das Reich der Wissenschaften einführen, als nothwendig ist, damit sie später ihre Berufspflichten erfüllen kann. Die französische Facultät ist allein dazu da, um dem Studenten diejenigen Kenntnisse zu geben, die zur Bestehung des Staatsexamens erforderlich sind. Die deutsche Universität will vor Allem den Studenten mit der Methode wissenschaftlicher Forschung vertraut machen und ihm die Ergebnisse der Wissenschaft übermitteln. Dies aber kann eben so wenig durch eine Vorschrift reglementirt werden, wie die französische Facultät ihr Ziel nur erreichen kann, wenn sie sich streng an das Reglement hält. Daß auch in Deutschland gar manche academische Vorlesung nur auf das Examen berechnet ist, soll damit nicht geläugnet werden; wo dies geschieht, ist es aber Fehler des Einzelnen, der sich von dem Geiste der Institution entfernt; in Frankreich ist es nothwendiges Ergebniß der Institution. In engem Zusammenhange damit steht die Verschiedenheit zwischen den Aufgaben des deutschen und französischen Professors. Letzterer hat keine weitere Pflicht, als seine Zuhörer examensreif zu machen, von dem deutschen Professor wird verlangt, daß er die Wissenschaft fördert durch selbständige Forschungen; eine solche Forderung erscheint in Frankreich als absurd, sie wird von Niemandem gestellt. Wissenschaftliche Forschung hat mit der Facultät nichts zu thun, und eine Zusammenstellung der bedeutendsten wissenschaftlichen Größen Frankreichs in diesem Jahrhundert dürfte ergeben, daß nur ein verschwindender Theil den Facultäten angehörte, während es bei uns bekanntlich gerade umgekehrt ist. Fast jede deutsche Universität ist ein Mittelpunkt wissenschaftlicher Bestrebungen, in Frankreich gibt es eigentlich nur einen derartigen Mittelpunkt, Paris, und Paris bildet dieses Centrum, nicht weil hier zugleich die bedeutendsten Facultäten Frankreichs sind, sondern weil

hier überhaupt das gesammte geistige Leben des Volkes seinen Ausgangspunkt hat, weil hier die bedeutendsten Hilfsmittel aller Art gesammelt und geschaffen sind. Daß die Facultäten Frankreichs allein ein praktisches Ziel, nicht aber zugleich ein wissenschaftliches verfolgen, geht am deutlichsten aus dem fast gänzlichen Mangel wissenschaftlicher Institute an denselben hervor. Philologische und historische Seminarien sind so gut wie unbekannt, chemische und physiologische Laboratorien, physikalische und mineralogische Cabinete sind an den französischen Hochschulen auf das Dürftigste ausgestattet. Wo naturwissenschaftliche Sammlungen und größere Bibliotheken vorhanden sind, rühren sie meist aus den vergangenen Jahrhunderten her und sind mit so unbedeutenden Mitteln ausgestattet, daß sie für den Gebrauch der Studenten so gut wie nicht existiren. Eine Vereinigung der Facultäten zu einer Universitas Literarum konnte den Grundanschauungen, aus denen das Decret vom 17. März 1808 hervorging, nicht als wünschenswerth erscheinen. Ein Zusammenwirken, ein Einfluß der einen wissenschaftlichen Thätigkeit auf die andere erschien nicht erforderlich, wo überhaupt keine wissenschaftliche Thätigkeit vorausgesetzt wurde. Wohl aber war zu befürchten, daß bei einer auch nur örtlichen Vereinigung der Facultäten die alten Traditionen einer Universität als freier Corporation mit Lehr- und Lernfreiheit wieder erwachen könnten. Zum Examen vorbereitet wird der Student in einer kleinen Provinzialstadt mit einer einzigen Fachfacultät, wo er weder durch andere, seinem Brodstudium ferner liegende wissenschaftliche Bestrebungen, noch durch ein größeres studentisches Leben abgezogen wird, vielleicht besser als auf einer deutschen Universität. Aber die Folge davon ist, daß diese kleinen Facultäten eben nur von denjenigen Studenten besucht werden, die durch Vermögensverhältnisse dazu gezwungen werden, daß Jeder, der kann, nach Paris eilt.

An der Spitze einer jeden der fünf Facultäten (Theologie, Rechtswissenschaft, Medicin, literarische Wissenschaften [Lettres] und Naturwissenschaften [Sciences]) steht ein ständiger Dekan, der von dem Minister ernannt ist. Derselbe ist beauftragt, unter Autorität und Aufsicht des Rectors, die Verwaltung der Facultät zu führen und für die Ausführung der bestehenden Gesetze und Verordnungen Sorge zu tragen. Er hat die Disciplin aufrecht zu erhalten und kann im Nothfall die Vorlesungen jedes Professors suspendiren. Die Zahl der ordentlichen Professoren ist meist sehr beschränkt, sie werden von dem Staatsoberhaupt ernannt, wenn auch die Facultät und der Academierath das Recht des Vorschlages haben. Die Facultät versammelt sich zwar mehr oder weniger häufig unter Vorsitz des Dekans, aber die Berathungen haben keine Bedeutung. Die Stunden der Vorlesungen werden darin bestimmt und Einzelheiten geregelt, Studenten vom Collegiengeld befreit, Ausländer zum Doctorat zugelassen, untere Beamte angestellt und

Wünsche ausgesprochen, die aber in der Regel in den Büreaus des Ministeriums unerwiedert verhallen. — Das Programm der Vorlesungen ist durch den Minister festgestellt, die Professoren haben sich streng daran zu halten, der Spielraum, der ihrer freien Anordnung des Gegenstandes gegeben ist, ist nur ein sehr kleiner, eine Wahl des Gegenstandes findet überhaupt nicht statt. Ergeht sich ein Professor in seinen Vorträgen auf neu entdeckte Gebiete seiner Wissenschaft, von denen aber das ministerielle Programm noch nichts weiß, so setzt er sich einem disciplinaren Einschreiten aus. Die von den Professoren vorgeschlagenen Erweiterungen des Programms einer Vorlesung werden nicht angenommen. Als der Professor der Zoologie in Straßburg die neuen Entdeckungen der Histologie in seine Vorlesungen aufnehmen wollte, erhielt derselbe eine Verwarnung, er überschreite die Grenzen des Programmes und habe sich streng innerhalb derselben zu halten!

Bei diesem System ist selbstverständlich für außerordentliche Professoren und für Privatdocenten kein Platz. Zwar existiren sogenannte Aggrégés, die jedoch eine durchaus andere Stellung innehaben. Der Titel Aggrégé wird durch eine Concursprüfung verliehen und ist an sich nichts als ein Titel. Nur wenn eine programmmäßige Vorlesung durch den ordentlichen Professor wegen Krankheit oder aus sonstigen Gründen nicht gelesen werden kann, ernennt der Minister aus den Aggrégés denjenigen, der die Vorlesung für den Professor zu halten hat. Sie werden je nach Bedürfniß der Facultät zugetheilt, und wenn die Vorlesung wieder durch einen ordentlichen Professor gehalten werden kann, hört die Verbindung auf. Mit der deutschen Lehrfreiheit der Privatdocenten ist gar kein Vergleichungspunkt gegeben.

Eben so wenig wie eine Lehrfreiheit existirt eine Lernfreiheit. Der Student hat sich in den ersten 14 Tagen des Novembers bei Eröffnung des Schuljahres einschreiben zu lassen, und hat von nun an die Gesammtheit seiner Studien und Vorlesungen nach dem genau vorgeschriebenen Reglement zu verfolgen und zu vollenden. Immatriculations- und Collegiengelder, die in den einzelnen Facultäten verschieden sind, fließen bekanntlich in die Staatscasse, ebenso wie die Examengelder. Die Professoren beziehen außer ihrem Gehalt nur Präsenzgelder für ihre Anwesenheit bei Prüfungen, die sich auf 7 Franken für die Prüfung belaufen. Die Aggrégés erhalten für die Repetitorien (Conférences), die sie ertheilen dürfen, den 4. Theil der von den Studenten hierfür bezahlten Honorare. Die drei anderen Viertel fließen in die Casse des Ministeriums. Diese Repetitorien müssen sich übrigens streng an das Programm der eigentlichen Vorlesungen halten, und als vor einigen Jahren in Straßburg versucht wurde, praktische Entbindungs- und Operationscurse mit den Conférences zu verbinden, wurde dies sofort untersagt. — Bei der großen Verschiedenheit der deutschen und französischen Universitäts-

verhältnisse mußten diese allgemeinen Schilderungen der französischen Facultäten vorausgeschickt werden, um deutschen Lesern ein Bild der Straßburger Hochschule verständlich zu machen. Nur aus diesen allgemeinen Zuständen heraus lassen sich die Straßburger begreifen, und ihre Kenntniß ist erforderlich, um die Nothwendigkeit einer gänzlichen Reorganisation, ich möchte sagen, einer Neuschöpfung darzuthun. Doch ehe ich hierauf übergehe, sei eine etwas genauere Darlegung der Verhältnisse, wie sie in Straßburg bis 1870 bestanden haben, gestattet. Bei dem Eintritt in eine neue, hoffentlich glänzende Zukunft dürfte ein Rückblick auf die Zustände der jüngsten Vergangenheit nicht ohne Interesse sein. Zugleich wird sich daraus ergeben, welche Bruchstücke die Reorganisation mit in die Neuzeit herüber nehmen könnte.

Lg.

Die militärischen Leistungen der Republik von 1870.

Die Belagerung von Paris.

Ein günstigeres Urtheil als über die Kriegführung in den Provinzen können wir über die militärischen Leistungen der in Paris eingeschlossenen Regierungshälfte fällen. Das organisatorische Verdienst fällt hier wesentlich dem zwar keineswegs genialen, aber maßvollen und besonnenen General Trochu zu, der nur leider nicht die rücksichtslose Festigkeit besaß, den verrückten Anforderungen der Pariser Dilettanten durchweg entschlossenen Widerstand zu leisten. Er war es, der in geräuschloser Weise alles Mögliche that, um Paris in den bestmöglichen fortifikatorischen Zustand zu versetzen, und die ihm zu Gebote stehenden militärischen Kräfte in angemessener Weise verwendete. Seine Proclamationen mit den stets wiederkehrenden heuchlerischen Lobpreisungen der Nationalgarde machen, ebenso wie diejenigen Faidherbe's, den Eindruck abgenöthigter Concessionen. Er erkannte sehr richtig, daß mit den ihm zu Gebote stehenden Truppen an ein Durchbrechen der Cernirung nicht zu denken sei, wenn nicht gleichzeitig an derselben Stelle von außen die Cernirungsarmee angegriffen würde, und wollte sich deshalb bis zum Eintritt dieses Ereignisses auf die Defensive beschränken, ein Plan, von welchem er nur durch die gebieterischen Forderungen des Pariser Pöbels und einmal (am 30. November) durch die Lügendepeschen Gambetta's sich ablenken ließ. Trochu war von viel zu klarem militärischem Blick, um sich von der Aufstellung der bewaffneten Nationalgarde irgend welchen taktischen Nutzen zu versprechen; er wußte aber, daß er durch diese Maßregel alle diejenigen Elemente, welche Energie genug zu offener Widersetzlichkeit gehabt hätten, solidarisch mit dem

Interesse einer möglichst langen Belagerung verknüpfte; denn von den längst an ihre politische Unmündigkeit gewöhnten, energielosen Mittelclassen hatte er keine Kreuzung der militärischen Forderungen zu befürchten, zumal da seine Collegen dafür sorgten, daß das in dem abgeschlossenen Paris noch leichter als im offenen Lande durchzuführende System der Lüge die politische Ehrsucht fast zum Fanatismus entflammte und die fixe Idee der Uneinnehmbarkeit des heiligen Paris epidemisch machte. So lange noch die geringste Hoffnung auf das Herandringen eines Ersatzheeres vorhanden war, war es keineswegs ein besonderer Heroismus sondern nur die Erfüllung ihrer Pflicht und Schuldigkeit, wenn die Pariser sich den mit einer Belagerung verknüpften Entbehrungen ohne Murren fügten; es war so wenig mehr als Schuldigkeit, daß das Gegentheil einen verbrecherischen Mangel an Patriotismus und Staatsbewußtsein bekundet hätte, und die Erfüllung dieser Pflicht kann nur Denjenigen als etwas Großartiges und Erfreuliches erscheinen, welchen selbst bereits jeder Patriotismus und jedes Staatsbewußtsein abhanden gekommen ist. Nachdem jedoch jede Aussicht auf Entsatz geschwunden war und selbst Gambetta durch Entsendung der Bourbaki'schen Armee nach dem Osten documentirt hatte, daß er fernere Entsatzversuche als hoffnungslos ansah, da verlor die Fortsetzung der Vertheidigung jeden vernünftigen politischen und militärischen Sinn, und die jetzt erst recht eigentlich beginnenden Entbehrungen der eingeschlossenen Stadt waren nichts weiter als ein dem unersättlichen Moloch des nationalen Wahnsinns dargebrachtes Brandopfer. Ist der Anblick eines einzelnen Wahnsinnigen schon widerwärtig genug, so kann der epidemische Wahnsinn einer ganzen Nation im Beschauer nur Entsetzen, Grauen und Ekel hervorrufen, und dieser Ekel kann höchstens überboten werden durch denjenigen, welchen die winselnde Sentimentalität jener falschen Menschenfreunde einflößt, die über empörende Inhumanität schreien, wenn der providentielle Irrenwärter sich mit Gefahr seines Lebens abmüht, dem Wahnsinnigen die Zwangsjacke anzuziehen.

Soviel Glück wir auch im Ganzen in diesem Kriege gehabt haben, so entschiedenes Unglück bei der Belagerung von Paris. Die provisorische Regierung selbst glaubte beim Beginn der Cernirung ihre Stadt nur auf 2½ bis höchstens 3 Monat verproviantirt, und wir konnten bei dem bekannten Lügensystem der Franzosen diesen Zeitraum höchstens für zu lang, keinesfalls für zu kurz bemessen wähnen. Da nun der Beginn einer förmlichen Belagerung, beziehungsweise eines artilleristischen Angriffes auf die Forts keinenfalls früher als zwei Monat nach dem 19. September zu ermöglichen war, so glaubte man auf ein energisches Betreiben der Vorbereitungen um so eher verzichten zu dürfen, als man die dem Ausbruch von inneren Zwistigkeiten entgegenwirkenden Momente verkannte oder unterschätzte. Sicherlich ist

der deutschen Heeresleitung hieraus kein Vorwurf zu machen, da diese für die Dauer der Belagerung so verhängnißvollen Irrthümer nach menschlichem Ermessen unvermeidlich waren und so ziemlich in allen Ländern getheilt wurden. Unzweifelhaft hätte man bei Voraussicht der Dauer der Belagerung durch sofortige Ausführung großartiger Eisenbahnbauten von Nanteuil nach der Südwestecke der Pariser Cernirung den Beginn des Angriffes um fünf Wochen beschleunigen können und auch ohne dieses Mittel um zwei bis drei Wochen, wenn man nur von vornherein von der Nothwendigkeit des artilleristischen Angriffs überzeugt gewesen wäre. Wir würden im ersteren Falle bei den Ausfällen vom 30. November und 2. December nicht die erheblichen Verluste zu beklagen gehabt haben, welche uns wesentlich durch das mörderischen Granatfeuer des Mont Avron zugefügt wurden; aber freilich würden wir statt dessen bedeutend mehr Verlusttage in Folge der Beschießung selbst zu addiren gehabt haben. Noch im Januar die Beschießung der Südfront beginnen, konnte kaum zur Beschleunigung der Uebergabe dienen, sondern nur, ebenso wie das starke Schießen der französischen Forts im Anfang, den moralischen Nutzen haben, die Stimmung der eigenen Truppen zu heben, während die Art, wie das Bombardement der Stadt gehandhabt wurde, wiederum nur auf eine *moralische* Wirkung auf die Pariser berechnet sein konnte, da es zu erheblichen physischen Zerstörungen viel zu unbedeutend war; ein Gesichtspunkt, den Graf Bismarck in einer amtlichen Note besonders hervorgehoben hat. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, die Artillerie könne einen größeren Häusercomplex *einschießen*, sie kann ihn nur durch Erregung von Feuersbrünsten *einäschern*. Da aber bei der Trefflichkeit der Pariser Löschanstalten jede entstehende Feuersbrunst sofort im Keime erstickt wird, wenn die Arbeit des Löschens nicht auf das Aeußerste erschwert und gefährdet wird, so wäre für Paris die Einhaltung der artilleristischen Grundregel für das Bombardement von Städten doppelt nothwendig gewesen, daß man ein möglichst heftiges und concentrirtes Feuer gegen wenige bestimmte Punkte zu richten und bei entstehenden Bränden die Wirkung aller Geschütze mit verdoppelter Heftigkeit auf die Brandstätten zu vereinigen habe. Sucht man sich dann eine recht windige und regenlose Nacht aus, womöglich bei einem Frost, der das Wasser in den Spritzenschläuchen und Zuleitungsröhren gefrieren macht, dann darf man von einer solchen Nacht mehr physisches Verderben und in Folge dessen auch einen weit größeren moralischen Eindruck erwarten, als wenn man dieselbe Anzahl von Schüssen, wie es von uns geschah, auf einige Wochen vertheilt. Da es mit Recht von vornherein ausgesprochene Absicht war, auf den sogenannten förmlichen Angriff zu verzichten und die Beschießung der Forts nur als Mittel zur Erlangung günstiger Positionen für das Bombardement der Stadt zu betrachten, so kann man

mit Bestimmtheit sagen, daß es andere, als artilleristische Rücksichten gewesen sind, welche diese schüchterne Behandlung des Bombardements veranlaßt haben, — Einflüsse, die man vielleicht achten, aber nicht billigen kann, da in solchen Fällen die heroischen Mittel, als die am schnellsten zum Ziele führenden, in Wahrheit stets auch die mildesten und humansten sind. Da wir einmal bei der Kritik sind, so wollen wir nicht verhehlen, daß wir auf alle Fälle ein Bombardement der südlichen Stadthälfte aus einigen hundert Feldgeschützen von den Höhen von St. Cloud, Sèvres, Meudon und Clamart aus erwartet hatten; auf roh von Balken gezimmerte Blocklafetten (ohne Richtmaschine) gelegt, hätten die in Unzahl zur Disposition stehenden Feldgeschütze bei einer Elevation von über 30 Grad mit Brandgranaten diesen Zweck sehr wohl erfüllt, und es ist schwer zu sagen, was beim Beginn der Cernirung die Folgen des moralischen Eindrucks gewesen sein würden, den die Einäscherung einiger Stadtviertel hervorgebracht hätte.

Man wird aus diesen Andeutungen wenigstens soviel entnehmen, daß es nicht eine besondere Bravour oder Geschicklichkeit, sondern nur ein Zusammentreffen besonderer Umstände war, welche durch Verhinderung einer rechtzeitigen Ausnutzung aller modernen Angriffsmittel die Cernirungsdauer auf den unerwartet langen Zeitraum von mehr als vier Monaten ausgedehnt. Kämen wir noch einmal in die Lage, Paris angreifen zu müssen und ungestört angreifen zu können, so würden wir, Dank den jetzt gemachten Erfahrungen, sicherlich die Sache anders anfassen und schneller beendigen. —

E. v. H.

Instruction Al. v. Humboldt's für Helene, Herzogin von Orleans.

Es war in Mitten des Wonnemonats, am 15. Mai 1837, als Prinzessin Helene von Mecklenburg als Braut des Herzogs von Orleans die stille deutsche Heimath verließ. Die Erbherzogin geleitete selbst die geliebte Tochter nach Frankreich, um sie persönlich der Königin vorzustellen und dem Thronerben des schönen Frankreichs die Gemahlin zuzuführen.

„So lebe wohl, du stilles Haus,
Ich zieh betrübt aus dir hinaus,
Und blüht mir fern ein schönes Glück,
Ich denke gern an dich zurück. 14. Mai 1837."

Diese Zeilen, welche die Prinzessin in eine Fensterscheibe des Schlosses zu Ludwigslust eingeschrieben, sind ein unzweideutiger Ausdruck des tiefen Gefühls der Freude und der Wehmuth, mit der sie abreiste.

Es war damals kein Geheimniß, daß der Großherzog, ihr Bruder, anfangs der Verbindung wenig geneigt war, daß er Bedenken hatte, die Schwester einem Thron nahe treten zu lassen, der so verhängnißvoll für deutsche Fürstentöchter gewesen. Es war sehr ostensibel, daß auch am nahe verwandten preußischen Königshofe eine Partei, theils aus systematischer Opposition gegen die neuen Ideen von 1830, theils aus Abneigung gegen das Haus Orleans, „im Stillen dagegen raisonirte." Aehnlicher Zwiespalt mochte auch am Hofe zu Weimar obwalten, dem die Prinzessin als Enkelin Karl August's nahe verwandt war. Aber König Friedrich Wilhelm III. war persönlich von den Vorzügen des Herzogs von Orleans eingenommen und begünstigte die Verbindung.

Alexander v. Humboldt in Berlin und Frau v. Wolzogen in Weimar hatten nunmehr die Aufgabe, den Boden zu festen, die Wege zu markiren und zu sichern, welche die liebenswürdige Prinzessin am Hofe der Tuilerien zu betreten im Begriff war. Frau v. Wolzogen bat Humboldt, den feinen Beobachter und Kenner des Pariser Hofes, den hochgeehrten Freund und stets willkommenen Gast im engsten Familienkreise Louis Philipp's, um Fingerzeige, um Informationen über Verhältnisse und Personen, denen die fremde Prinzessin nahe treten sollte. Und so schrieb denn Humboldt den folgenden Brief, der in gewissem Sinne als Führer für die Prinzessin am Hofe Louis Philipp's noch heute von hohem Interesse ist.

Der Brief an Frau v. Wolzogen lautet:

Potsdam 6. Mai 1837.

Wenn gleich ich auch nur ein einziges Mal und auf sehr kurze Zeit die Freude genossen habe, die Prinzessin Helene allein zu sehen, so war der Eindruck doch so tief und bleibend, daß auch ich den wärmsten Antheil an ihrem Schicksale nehme. Alle Albernheiten tiefgewurzelter Vorurtheile und historischer Vergessenheit haben sich bei dieser Gelegenheit in den nordischen Höfen auf das Leidenschaftlichste geäußert und die Verbindung einer liebenswürdigen und geistreichen Prinzessin mit einem feingebildeten, durchaus edlen, vornehmen Fürsten ist eine Ursach tiefen Grolls geworden. Alles ist vollbracht, Mutter und Tochter haben Stärke und moralische Würde dabei gezeigt, und in dem Königspalaste wird die Braut bald alle die Aufregung vergessen, die gemüthlose Stupidität und Neid erregt haben. Für das innere Glück der Prinzessin Helene, eine der reizendsten Erscheinungen, die mir je vorgekommen, bin ich keineswegs besorgt. Sie tritt in einen Familienkreis, der sie mit Wärme empfangen wird. Sie ist des Eindruckes, den sie machen wird, gewiß. An physische Gefahren und besonders für eine Gemahlin des Herzogs von Orleans glaube ich gar nicht.

Die, welche so gern daran erinnern, suchen listig andere Gründe des

Mißfallens zu bemänteln. Die Braut kommt dazu nach Frankreich in einer Epoche, wo ein neues, farbenloses Ministerium wenigstens den Vorzug hat, frei zu sein von dem Intimidations-System der zwar geistreichen und rechtlichen, aber, als dogmatisirende, stets drohende Pädagogen, dem französischen National-Charakter ganz antipathischen Doctrinärs. Man kann viele Jahre lang die Majorität der Kammern haben und deshalb doch nicht des Landes gewiß sein, weil bei einem so eingeschränkten Wahlrechte (selbst im Vergleich mit dem alten England) die Kammern nur einige höhere Volksclassen repräsentiren. Ein ewiges Streben, das Arsenal der Beschränkungs- und Strafgesetze zu vermehren, hat unter den unteren Volksclassen das Vorurtheil verbreitet, die Regierung wolle jetzt ihre Macht brauchen, stromaufwärts zu schiffen. Zur Begründung dieses Vorurtheils hat schon die Leidenschaftlichkeit von dem viel zu viel gepriesenen Casimir Perrier beigetragen, der (den Barrikaden so nahe) viel zu unvorsichtig zu intimidiren suchte. Die Gewohnheiten des militärischen Despotismus tragen auch täglich zu solcher Unvorsicht bei, und der Zwang, der das National-Ehrgefühl an den Besitz des elenden, doch nur Korn und Oel hervorbringenden Algiers knüpft, gibt den Militärpersonen oft einen verderblichen Einfluß. Sie werden, theure Freundin, die letzte großmäulige, mongolisch-unmenschliche Proclamation des Generals Bugeaud gelesen haben. Algier macht die Nation unmoralischer durch die Administratoren, die dort betrogen, erpreßt und geprügelt haben. Algier donne aussi de la férocité à l'armée.

Die junge Fürstin, unter sehr schlauen Verwandten lebend, wird lange sich jeder tiefer eindringenden politischen Aeußerungen enthalten; in ihrem Innern aber, davon bin ich überzeugt, wird sie sich bald liberaler vorkommen, als viele der Personen, welche sie umgeben. Es würde nicht gut sein, ihr eigenes Urtheil zu leiten, gleichsam demselben vorzugreifen. Ich weiß bestimmt von Bresson, daß sie den Schauplatz, in dem sie auftritt, vollkommen kennt, daß sie dem Gange der Begebenheiten auf das Scharfsinnigste gefolgt ist. Ihrem Tact entgeht nichts, und wenn man sie auf die Schwächen gewisser Personen vorbereitete, so würde sie weniger unbefangen auftreten, ihre herrliche Erscheinung könnte dann von ihrem milden Glanze verlieren. — Zum Ruhme der Königin, der personificirten Güte, etwas zu sagen, wäre unnütz. Die eine Tochter hat neben ihrem plastischen Kunstgenie auch viel Anmuth geselliger Lebendigkeit. Doch im Ganzen sind die Sitten des Hauses still, an das Einförmige gränzend, nicht aus Zwang, sondern aus Liebe zum Maaße in Geberden und Reden. Das gilt von der Abendgesellschaft, wo alles um einen runden Tisch arbeitet, während die Besuchenden kommen und gehen. Dieser Anblick der Ruhe wird anfangs die Prinzessin Helene in Erstaunen setzen. Ich hoffe, daß sie nicht die Vorurtheile gegen Madame Ade-

laide hegt, die in Deutschland und unter den niederen Classen von Frankreich über Härte des Charakters, Herrschsucht und ausgeübten Einfluß verbreitet sind. Madame Adelaide ist eine der feingebildetsten Frauen ihres Geschlechts, voll Kunstkenntniß, voll Sinn für Literatur und intellectueller Beweglichkeit. Jede Stärke des Charakters ist nicht Herbigkeit. Sie ist die wichtigste Person in der Liebe und dem Vertrauen des Königs.

Ich freue mich, daß die Marschallin Lobau (geborene Aremberg) die erste Hofdame wird. Sie ist sanft und sehr liebenswürdig, kennt genau den Hof und ist nicht abgeneigt, die Hofleute zu schildern. Die Duchesse de Broglie, in einer religiösen, schwärmerischen Stimmung, entzieht sich leider! sehr der Gesellschaft. Sie gehört zu dem Edelsten, das Paris aufzuweisen hat. Die Hofdamen der Königin und der Madame Adelaide, die Marquise de Dolormien und ihre Schwester die Gräfin Montjoye sind in Braunschweig erzogen, sehr deutsch gesinnt, lebhaft gebildet und unterhaltend. — Die zwei politischen Mächte, die Fürstin Lieven und Gräfin Flahaut (einst Miß Keith) werden ihre Netze ausstellen. Viel Menschenkenntniß und Schlauheit, aber die niedrigste Temperatur der Gefühle. — So ist nicht die Duchesse de Dino, welche die Prinzessin Helene hoffentlich viel sehen wird. In dieser hat das politische Interesse (und eines, das sich über die Kenntniß der Personen erhebt) der Zartheit weiblicher Gefühle und Leidenschaften nicht geschadet. Sie ist unendlich liebenswürdig. — Die Frau des jetzigen Polizei-Präfecten Gabriel Delessert ist die Tochter der durch Schönheit auch einst berühmten Comtessa de Laborde und des spanischen und kleinasiatischen Reisenden Comte Alessandre de la Borde. — Der Bruder von Gabriel Delessert ist in Cassel, Verfasser der Voyage pittoresque à Petra (en Arabie). Die ganze Familie ist sehr ausgezeichnet, voll Kunstsinn und kunstausübend. Sie selbst, theure Freundin, erinnern sich des ganzen Delessert'schen Hauses. Der Chef, Baron Benjamin Delessert, und seine Schwester Madame Gautier (dieselbe, für welche Rousseau die Lettres sur la Botanique geschrieben) stehen an der Spitze fast aller Wohlthätigkeits-Anstalten. Diese Familie übt durch Edelmuth, Patriotismus und eigenen Reichthum einen großen Einfluß auf das Pariser Gemeinwesen aus, alle Protestanten. Die liebenswürdige Madame Delessert, deren Schwestern auch durch große Schönheit berühmt sind, besucht viel die Tuilerien.

Mit Madame Gautier wird die Prinzessin Helene (hoffe ich) später bei Wohlthätigkeits-Vereinen zusammen kommen. Madame de Saint Aulaire und ihre geistreichen mit deutscher Literatur sehr vertrauten Töchter sind leider jetzt (wie die sanfte und höchst musikalische Gräfin Apponi, der einzige Glanzpunkt der diplomatischen weiblichen Welt) in Wien.

Wollten Sie nicht bei dem Vertrauen, das Ihnen die Prinzessin schenkt,

diese Gelegenheit benutzen, ihr (durch eine geschriebene Note) das Glück von Steuben an das Herz legen? Glück heißt in Paris eine Aufmerksamkeit, die ihm die neue Kronprinzessin schenkt. Er hat wunderschöne Portraits in Lebensgröße von Frauen gemacht. Man beschäftigt ihn wohl bisweilen bei Hofe (der König kennt ihn persönlich) aber man hat ausschließliche Vorliebe für Horace Vernet, Scheffer und Laroche, die (nach Künstlerart) Steuben eben nicht lieben. Steuben's eigenes Talent und die Bande zwischen Steuben's Eltern und Schiller und Wolzogen könnte wohl die Prinzessin Helene rechtfertigen, wenn Sie (ohne sich kalt gegen die vorgenannten Drei zu zeigen) einen Morgen Steuben zu sich bescheiden ließe, besonders in den ersten Wochen, wo man jeder ihrer Fantaisien zuvorkommen wird. Erfüllen Sie, Theure, diese meine Bitte. Bei der Achtung, welche die liebenswürdige Prinzeß Helene Ihnen seit so vielen Jahren schenkt, wäre die Protection für Steuben ja leicht durch das Wort „ältere Versprechungen" motivirt und entschuldigt. Die Prinzessin wird den 16. hier erwartet. Sie will blos beim König speisen, nicht hier schlafen. Verzeihen Sie die Unordnung dieser Zeilen. Ich hatte wenig Zeit, und Sie befahlen schnelle Antwort. Dazu bin ich fieberartig schnupfig und etwas leidend.

Dankbarst Ihr

Al. Humboldt.

Die Ankunft der Prinzessin in Fontainebleau war eine der herrlichsten Scenen, welche dieser Ort gesehen. Es war das einer von den so selten gewordenen Augenblicken, wo das Land und die Familie, die dasselbe regierte, durch gleiche Gefühle vereint waren, wo das politische Interesse und das Privatglück der Familie Orleans Hand in Hand gingen. Die Heirath des Thronerben schien alle Besorgnisse für die Zukunft zu beseitigen. Man glaubte, mit vollen Segeln in eine Zeit der Wohlfahrt hineinzulenken, die Zeichen der öffentlichen Befriedigung waren unzweideutig und mit dem endlosen Rufe: „Es lebe der König!" empfing man den Wagen der Prinzessin.

„Es war eine rührende Scene", schrieb man damals aus Fontainebleau. „Die junge Prinzessin hat ein ächt königliches Ansehen; sie scheint Alles, was sie umgiebt, zu überragen, und dennoch liegt Jugendreiz, ja Kindlichkeit in ihrem Blick. Ihr Gesicht ist schön genug, um den Reiz des Geistes und des Characters zu erhöhen: es ist ein Gesicht, welches Dolmetscher der Seele wird, ohne die Aufmerksamkeit auf sich selber zu lenken. Ihre Augen sind klug und lebhaft, und unmöglich kann man mehr Vornehmheit zeigen. Sie hat ein ungenirtes und doch nicht herausforderndes Wesen. Sie ist eine originelle, zugleich starke und einfache Natur, welche Alles in hohem Stile thut und dabei viel Selbstbeherrschung zeigt .... Mitten unter den Reichthümern der Hochzeitsgeschenke, den Edelsteinen, Schmucksachen, Spitzen und

allen den Herrlichkeiten, welche die Seele mit einem Gefühle der Traurigkeit und der Leere erfüllen, scheint die Prinzessin nicht ein einziges Mal verlegen geworden zu sein ... Gegen Ende des Aufenthaltes hier hatte man einige Befürchtungen über die Ankunft in Paris, und eine gewisse Beklommenheit hing über allen Schaustellungen und Festlichkeiten. Aber die Ankunft daselbst war herrlich; trotz aller Begeisterung ging es mit Ordnung, trotz alles Jubels ruhig zu. Bei der Einfahrt in die Tuilerien stellte sie sich in einer Art kindlicher Unbefangenheit aufrecht in den Wagen, um die Aussicht besser zu übersehen, und sie machte dabei den besten Eindruck. Welch ein merkwürdiger Eintritt in die Lebenslaufbahn für ein zwanzigjähriges weibliches Wesen! Nicht einen Augenblick verläßt der ruhige Ausdruck ihre Züge, und deshalb glaubt man, daß sie Gott wahrhaft im Herzen trägt. Sie gleicht den Prinzessinnen in den Feenmärchen, welche ein guter Genius in einen strahlenden Palast versetzt!" —

Wer glaubt nicht geträumt zu haben, wenn er diese festliche Einholung der Prinzessin unter dem Jubelrufe der Bevölkerung mit dem fast nur ein Jahrzehend späteren verhängnißvollen Gange von den Tuilerien nach der Deputirtenkammer vergleicht! — —

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Ministerkrisen in Ungarn. Aus Pest. Professor Pauler ist zum Cultus- und Unterrichtsminister ernannt; der Minister des Innern, Herr v. Rajner, hat in seinem bisherigen Staatssecretär Herrn Wilhelm v. Tóth definitiv einen Nachfolger erhalten, der Minister für Kroatien, Herr v. Bedekovich, einen solchen in dem Grafen Peter Pejacsevich, der Banus von Kroatien, Baron Rauch, wieder einen in Herrn v. Bedekovich; das Demissionsgesuch des Justizministers Herrn Horvát ist von dem Ministerpräsidenten und der Deákpartei nicht angenommen worden; Graf Julius Andrásy wird nicht Reichskanzler, Herr Melchior v. Lónyai wird nicht ungarischer Ministerpräsident. Ungarn hat, wie Sie sehen, nicht eine allgemeine Ministerkrisis hinter sich, wie Cisleithanien, wohl aber eine Reihe von partiellen Ministerkrisen, und eine dieser partiellen Krisen, die Ersetzung des Herrn Grafen Beust durch den Grafen Andrásy und des Herrn Grafen Andrásy durch Herrn v. Lónyai hätte sich wahrscheinlich zu einer allgemeinen Ministerkrisis erweitert. Ich enthalte mich aller allgemeinen Bemerkungen und gehe gleich auf die interessanten Details dieser Ministerkrisen über. Baron Eötvös, das

Bouquet des gegenwärtigen Ministeriums, wie ihn Graf Andrássy zu nennen pflegte, war gestorben. Eine Unzahl von Candidaten wurde für sein Portefeuille genannt. Was sie mit einander gemein hatten, war, daß Jeder von ihnen eine Eigenschaft besaß, die ihn trotz alledem, was für seine Candidatur sprach, als ungeeignet für den Posten erscheinen ließ. Anton Csengeri und Franz Pulszky sind Protestanten, Michael Horváth katholischer Bischof und dabei doch bei der katholischen Geistlichkeit persona ingratissima; der bisherige Unterstaatssecretär Tanárky ist ebenfalls Protestant; Anton Zichy hat als provisorischer Intendant des Nationaltheaters eben nicht jene Energie bewiesen, die ein Cultus- und Unterrichtsminister von Ungarn nothwendig besitzen muß. Von der Linken wurde gleichzeitig der Gedanke angeregt, das Cultusministerium von dem Unterrichtsministerium zu trennen, und ganz unerwarteter Weise schien auch Anton Csengeri, gegenwärtig der erste Essayist Ungarns und einer seiner geschultesten Politiker, für den Gedanken gewonnen zu sein, mit ihm Franz Deák, dessen unbedingtes Vertrauen Csengeri besitzt. Dem Grafen Andrássy mußte es bedenklich erscheinen, diese Frage gerade in dem Augenblick in Anregung zu bringen, in welchem in Cisleithanien die ultramontane Richtung eine unerfreuliche Probe von ihrem Einfluß in Kreisen geliefert hatte, mit denen bei allem Constitutionalismus, hier so gut wie in Cisleithanien, noch immer sehr zu rechnen ist. Ein coup d'état des Ministerpräsidenten zerhieb den gordischen Knoten. Auf den Vorschlag des Finanzministers Kerkápolzi, der ihm dasselbe ist, was Anton Csengeri Franz Deák ist, präsentirte er dem Könige einen außerhalb des Parlaments stehenden Gelehrten, den Professor des Vernunftrechts und Criminalrechts an der Universität Pest, Dr. Pauler, als Nachfolger des verewigten Eötvös. Das Geheimniß dieser Candidatur wurde im Ganzen genommen streng bewahrt. Das Ernennungsdecret war bereits von dem König unterschrieben, als die erste Kunde davon in die Oeffentlichkeit drang. Vorletzten Sonnabend erschien in „Pesti Napló" ein Artikel gegen Pauler, der von Csengeri selbst verfaßt war, und Sonntag Morgen brachte „Budapesti-Közlöny", der hiesige Staatsanzeiger, bereits den Wortlaut des Ernennungsdecrets. Hätte Anton Csengeri selbst Cultusminister werden wollen, das Land hätte im Allgemeinen die Wahl freudig begrüßt; in der Deákpartei hätte sich keine Stimme gegen ihn erhoben, und auch Graf Andrássy hätte ihn unbedingt vorgeschlagen. Aber Anton Csengeri hat bisher stets ein Portefeuille beharrlich ausgeschlagen. Dieses Mal soll er (ich habe diese Mittheilung von sehr zuverlässiger Seite) gewillt gewesen sein, in das Ministerium einzutreten, und zwar wollte er das Unterrichtsministerium gesondert von dem Cultusministerium übernehmen; aber ganz abgesehen von den principiellen Schwierigkeiten, die dieser Lösung der Frage entgegen standen, so hat er seine Geneigtheit erst in dem Augen-

blick zu erkennen gegeben, wo die Ernennung Pauler's bereits eine vollzogene Thatsache war, und selbst wenn seine Bereitwilligkeit früher bekannt gewesen wäre, mußten Diejenigen, welche die Eigenthümlichkeiten Csengeri's kannten, fürchten, in dem Augenblick, wo sie an ihn mit dem bestimmten Anerbieten herantraten, wieder einen entschiedenen Korb zu bekommen. Die Presse nahm die Ernennung Pauler's mit großem Mißtrauen auf. Sie wollte wissen, daß er ein Ultramontaner von reinstem Wasser sei. Nach Allem, was ich gehört habe, ist dieser Verdacht unbegründet. Die hiesige Universität trägt noch immer einen streng katholischen Charakter. Protestantische Docenten und Professoren werden nur ausnahmsweise zugelassen. Die eigenthümliche Verbindung der Universität mit der Kirche hat eine gewisse Deferenz des Professorencollegiums gegen den hohen Clerus zur Folge. Auch Professor Pauler scheint sich in seiner amtlichen Wirksamkeit von dieser Deferenz nicht frei gezeigt zu haben. Aber demjenigen unter seinen Collegen, welcher diesesmal um das Portefeuille eines Cultusministers ambirte, wie er zu einer anderen Zeit um das Portefeuille des Justizministers ambirt hat, Professor Hoffmann, kann nicht gerade das Gegentheil nachgerühmt werden. Professor Pauler ist der intimste Freund des verstorbenen Eötvös' gewesen. Wenn der Verewigte von den parlamentarischen Kämpfen ausruhen wollte, dann suchte er in trautem Gespräch mit seinem Freunde Pauler Erholung und Kräftigung. Pauler kennt den ganzen Gedankengang und alle Pläne Eötvös', wie kein Anderer, und wird die Bahnen ganz gewiß nicht verlassen, die Jener eingeschlagen hat. Was sonst für ihn sprach, das war, daß er unbedingt der beliebteste Professor an der hiesigen Universität ist, daß er im Lande mehr als zehntausend Schüler besitzt, die sich in geachteten und einflußreichen Lebensstellungen befinden und an ihm mit einer einzig dastehenden Liebe hängen, daß er auch in Kroatien aus früherer amtlicher Wirksamkeit her wohlbekannt und gelitten, daß er endlich ein gewissenhafter und fleißiger Beamter ist, und daß Ungarn an gewissenhaften und fleißigen Beamten eben keinen Ueberfluß besitzt. Die beste Bürgschaft dafür, daß Professor Pauler kein Ultramontaner ist, scheint mir darin zu liegen, daß Kerkápolzi ihn vorgeschlagen hat, der selbst ein ungarischer Protestant von echtem Schrot und Korn ist. Ich habe mit vielen hiesigen Politikern über die sonst möglichen Candidaturen gesprochen, und Alle stimmten sie darin überein, daß, da Csengeri es wahrscheinlich doch nicht hätte werden wollen, ein Anderer aber sonst es nicht hätte werden können, die Wahl nur zwischen Pauler und Georg Bartal hätte schwanken können. Georg Bartal aber zählt zwar zu den tüchtigsten Kräften im ganzen Lande; andererseits jedoch ist es auch unzweifelhaft, daß er ein ziemlich orthodoxer Altconservativer ist, und trotz einzelner liberaler Alluren, die sich in seiner Haltung im Katholikencongreß geäußert haben,

mit dem Episcopat in zu enger Verbindung steht, als daß ein entschiedenes Auftreten gegen dasselbe zu Gunsten der Freiheit der Schule von der Kirche von ihm zu erwarten gewesen wäre. Pauler ist nach einer Aeußerung, die er nach seinem Amtsantritte gethan hat, dazu fest entschlossen. Einen Nutzen wird hoffentlich jedenfalls das Widerstreben haben, mit welchem die Ernennung Pauler's aufgenommen worden ist. Sie wird den Herren Grafen Andrássy und Kerkápolzi die Nothwendigkeit beweisen, den guten Willen, liberal vorzugehen, den ihr neuer College gegenwärtig äußert, durch eine nachdrückliche Pression ihrerseits zu stärken; denn für jeden Mißgriff, den Pauler begeht, würden sie Beide, und zwar mit vollem Recht, verantwortlich gemacht werden. Gleichzeitig mit der Ernennung des Professor Pauler ist die Ernennung des Herrn Wilhelm Tóth, bisher Staatssecretär im Ministerium des Innern, zum Nachfolger seines bisherigen Chefs erfolgt. Herr Tóth ist in erster Linie avancementslustiger Büreaukrat, der mit dem Ministerposten das Ziel seiner Wünsche erreicht hat. Die Opposition haßt ihn wegen seines schroffen, rücksichtslosen Auftretens im Parlament. In seiner eigenen Partei ist er eben nicht gerade beliebt. Dabei versagt ihm jedoch Niemand die Anerkennung, daß er ein vortrefflicher, wohlunterrichteter, unermüdlich fleißiger und energischer Beamter sei. Auch die Ernennung des Herrn Tóth ist gewissermaßen ein coup d'état des Grafen Andrássy gewesen. Graf Andrássy wird, wie Sie wissen, schon seit langer Zeit als eventueller Nachfolger des Herrn Grafen Beust genannt. Für den Fall, daß er das Hotel des Ministerpräsidiums verläßt, gilt Herr Melchior v. Lónyai, gegenwärtig gemeinsamer Finanzminister, als sein präsumtiver Nachfolger. Herr v. Lónyai stößt in der eigenen Partei auf einen Berg von Antipathien, vor Allem auf die Antipathie von Franz Deák und Anton Csengeri. Aber auch seine erbittertsten Gegner bestreiten nicht, daß er der verwaltungsfähigste unter allen Candidaten sei, die als eventuelle Nachfolger des Grafen Andrássy genannt werden; außerdem ist er bei dem Kaiser, um dessen Familienangelegenheiten er sich Verdienste erworben hat, persona gratissima. Gerade die Schwierigkeit, für den Grafen Andrássy einen anderen Nachfolger zu finden, als Herr v. Lónyai, hat Franz Deák bisher zu dem entschiedensten Gegner der Candidatur des Grafen Andrássy für den Reichskanzlerposten gemacht. Nun heißt es, Herr v. Lónyai sei ein etwas ungeduldiger Erbe und verstehe es nicht, das natürliche Ausscheiden seines Vorgängers ruhig abzuwarten. Die Bildung einer kleinen Gruppe von Frondeurs und Malcontenten innerhalb der Deákpartei wird mit seinem Namen in Zusammenhang gebracht, wie ich glaube, mit Unrecht und nur deshalb, weil einer seiner Brüder, der jedoch politisch mit ihm durchaus nicht in enger Verbindung steht, zu dieser Gruppe gehört. Bin ich recht berichtet, so hatte Herr v. Lónyai, dem diese

Gerüchte unbequem geworden waren, die Absicht, ihnen ein entschiedenes Dementi entgegenzusetzen; Opportunitätsgründe haben ihn bestimmt, diese Absicht wieder aufzugeben. Aber soviel scheint fest zu stehen, daß Herr v. Lónyai sehr gern Ministerpräsident werden möchte, und daß er sich für diesen Fall gern gleichzeitig das Portefeuille des Innern reservirt hätte. Ungeduldige Erben werden von Denen nicht geliebt, auf deren Scheiden sie warten, und Graf Andrássy, der sich im Uebrigen mit dem Gedanken ausgesöhnt hat, eventuell Herrn v. Lónyai seinen Platz zu überlassen, hat sich doch nicht enthalten können, seiner Ungeduld einen kleinen Streich zu spielen, und das Ministerium des Innern definitiv zu besetzen. Nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dieser Ernennung steht das schroffe Dementi, welches Graf Andrássy durch sein (jetzt einziges) officiöses Organ, die „Pester Correspondenz", den Gerüchten von seiner Candidatur für die Reichskanzlerschaft entgegengestellt hat. Vertagt ist dieselbe gegenwärtig auf längere Zeit; aufgehört hat sie keineswegs. Herr v. Bedekovich ist bisher Minister für Kroatien und Slavonien in dem ungarischen Ministerium gewesen. Thatsächlich ist dieses Amt ziemlich bedeutungslos. Kroatien und Slavonien sind nicht ungarische Provinzen, sondern partes adnexae der Stefanskrone. Sie haben eine ganz autonome Gesetzgebung und Civilverwaltung, deren Chef der Banus ist. Als Kroatien und Slavonien ihren Ausgleich mit Ungarn geschlossen hatten, schlug Franz Deák dem Grafen Andrássy Herrn v. Bedekovich für das Amt eines Banus vor. Graf Andrássy war der Ansicht, Herr v. Bedekovich sei zu schwach, um den Gegnern des Anschlusses an Ungarn die Spitze zu bieten. Er präsentirte den Baron Levis Rauch. Baron Rauch war ein „starker" Banus. Die Geschichte seiner Verwaltung zu skizziren, behalte ich mir für ein anderes Mal vor. Aber das Resultat derselben ist das gewesen, daß er unmöglich geworden war. Er galt für eine Art von Industriellen, und zwar für einen solchen, der sehr gern gute Geschäfte macht. Ein in der Militärgrenze erscheinendes kroatisches Ultrablatt, der „Zatoczik", warf ihm Dinge vor, die kein anständiger Mann auf sich sitzen lassen kann. Graf Andrássy hält etwas auf die gute Reputation der Mitglieder seiner Regierung. In diesem Punkte ist er rücksichtslos. Er verlangt von Baron Rauch kategorisch, er solle die Verleumdungsklage gegen den „Zatoczik" einleiten. Die (dem Baron Rauch übrigens feindlich gesinnten) Militärgerichte erster und zweiter Instanz sprechen den Angeklagten frei. Graf Andrássy fordert jetzt den Banus auf, sein Entlassungsgesuch einzureichen. Ein Zwischenfall soll ihn gedrängt haben, die Entscheidung zu beschleunigen. Ein alter Bekannter des Ministerpräsidenten überreichte demselben einen Brief, der von Baron Rauch handelte, mit der Bitte, ihn Seiner Majestät vorzulegen. Graf Andrássy glaubte dem Betreffenden die Bitte nicht abschlagen zu dürfen. War das aber wahr, was in dem

Brief zu lesen war, so konnte — so sagt man mir — Baron Rauch nicht einen Augenblick Banus bleiben. Graf Andrássy legte den Brief und das Entlassungsgesuch des Banus gleichzeitig vor. Es wurde angenommen, der einzig mögliche Candidat für den erledigten Posten, Herr v. Bedekovich, gleichzeitig zu seinem Nachfolger ernannt. An Stelle des Herrn v. Bedekovich wurde Graf Peter Pejacsevich, ein Ungarn freundlicher Magnat aus Kroatien, dem auch diejenigen, die von seinen Fähigkeiten nicht viel halten, doch den Ruf eines ehrenwerthen Charakters nicht streitig machen, Minister für Kroatien. Die Krisis im Justizministerium ist über Nacht gekommen und über Nacht wieder verschwunden. Man sprach freilich schon seit längerer Zeit von Differenzen zwischen Herrn Horvát und dem Ministerpräsidenten. Nach einem Artikel des von Herrn Csernatóny redigirten „Ellenör" sollte Herr Horvát sich mit Herrn Moritz Jókai von der Linken, dem bekannten Romandichter, zum Sturze des Ministeriums Andrássy verbunden haben. Wie sich schließlich herausstellte, beruhte die ganze Nachricht auf einem harmlosen Gedankenaustausch dieser beiden von Alters her befreundeten und ihrem Charakter nach zur gemüthlichen politischen Causerie sehr geneigten Politiker. Seit der Zeit schwiegen die Gerüchte über eine Aenderung im Justizministerium. Nur so oft die Candidatur Lónyai genannt wurde, hieß es, Horvát werde in einem Ministerium Lónyai unmöglich Platz behalten. Im Ganzen genommen herrscht innerhalb der Deákpartei bei aller Anerkennung der großen Vorzüge des Justizministers eine gewisse Mißstimmung gegen denselben. Herr Horvát ist ein vortrefflicher Jurist, in Urbarialangelegenheiten sogar Autorität, ein ausgezeichneter politischer Redner, ein ehrenhafter Charakter, dabei aufrichtig liberal. Aber was ihm fehlt, das ist jede Entschiedenheit des Willens. Er ist im Stande, über einen und denselben Gegenstand vier verschiedene Gesetzentwürfe auszuarbeiten, deren jeder von seinem Ideenreichthum Zeugniß ablegt, und sie sämmtlich mit gleicher Wärme und gleichem Talent zu vertheidigen. So großes Vertrauen man auch zu seiner Redlichkeit und zu seiner Fähigkeit besitzt, so hat er sich doch durch diese Schwäche seines Charakters um alles und jedes Vertrauen zu seinem Glauben an die Nothwendigkeit dessen gebracht, was er einbringt und vertritt. In der ungarischen Verfassung vom Jahre 1848 ist die Bildung eines Staatsrathes vorgesehen. Von Haus aus sollte er nur die Möglichkeit bieten, die durch die Aufhebung der Statthalterei und Hofkanzelei freigewordenen Kräfte dem Dienste für den Staat zu erhalten. Der Paragraph ist ein todter Buchstabe geblieben. Politische Doctrinäre ohne Erfahrung und ehrgeizige Stellenjäger interessirten sich vorzugsweise dafür, ihm Leben einzuhauchen. Nur vereinzelt tauchte bei praktischen Politikern der Gedanke auf, daß ein solcher Staatsrath am besten geeignet sei, die nothwendigen codificatorischen Arbeiten vorzunehmen. Von

anderer Seite wurde mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß diese Arbeit am besten von einer Commission ausgearbeitet werde, die sich aus tüchtigen Fachmännern der einzelnen Ministerien zusammensetzt. Herr Horvát fand, wie gewöhnlich, das Eine gut und das Andere nicht übel. Als in der Finanzcommission für die codificatorischen Arbeiten im Ministerium 50,000 fl. verlangt wurden, und einzelne Mitglieder derselben Auskunft über die Art der Verwendung verlangten, wurden von Seite der Regierung so viel verschiedene Erläuterungen derselben abgegeben, als sie Vertreter in der Commission zählte. Diese babylonische Verwirrung hatte zur Folge, daß die Commission, obgleich die Deákpartei in ihr in der Majorität war, die Forderung der Regierung in der Höhe und in der Form, in der sie beantragt war, verwarf. Das Haus, durch dieses Vorgehen der in ihrer Majorität deákistischen Commission aus aller Haltung gebracht, schien geneigt, die ganze Forderung zu verwerfen, und das Ministerium sah sich genöthigt, die Vertrauensfrage zu stellen und die 50,000 fl. als eine Art von Dispositionsfond für codificatorische Arbeiten zu verlangen. Vorletzten Dienstag erreichte die Debatte über diesen Punkt nicht ihr Ende. Am Abend desselben Tages fand eine Conferenz der Deákpartei statt. Der Justizminister hatte Nachmittag dem Ministerpräsidenten sein Demissionsgesuch eingereicht, um dem Ministerium im Ganzen die Freiheit seiner Haltung zu sichern. Die Conferenz war eine der stürmischsten, wenn nicht die stürmischste, welche die parlamentarische Geschichte der Deákpartei aufzuweisen hat. Die Vertrauensfrage, die das Ministerium gestellt hatte, berührte zunächst den Justizminister. Alle Beschwerden gegen denselben kamen mit einem Mal zu einem unverblümten Ausbruch. Franz Pulszky erklärte rund heraus, er habe kein Vertrauen zu demselben, und als Hauptgrund seines Mißtrauens führte er den Modus an, welchen der Justizminister für die Ablösung der Urbariallasten vorschlagen wollte. Es ist dies ein schwieriges Thema, über welches ich Ihnen ein anderes Mal zu schreiben gedenke, aber im Allgemeinen stimmt das öffentliche Urtheil darin überein, daß der Justizminister bei der Ausarbeitung des Entwurfes über diesen Gegenstand mehr von Gründen der Staatsraison, mehr sich von der Nothwendigkeit einer Rücksichtsnahme auf die socialistisch durchwühlte bäuerliche Bevölkerung habe leiten lassen, als daß er die Rechtsansprüche der Parteien zu einem correcten Ausdruck und Ausgleich gebracht hätte. Ob der Standpunkt des Herrn v. Pulszky oder der des Herrn Horvát in dieser Frage der richtige ist, darüber läßt sich streiten; daß aber derjenige, der die Rechte der Grundbesitzer vertritt, dabei mehr oder weniger vor der großen Menge die Rolle des advocatus diaboli spielt, werden Sie leicht begreifen. Die hiesige Presse kann es außerdem Herrn v. Pulszky nicht vergessen, daß er erst vor Kurzem ihre Haltung während des französisch-deutschen Krieges schonungslos

desavouirt hat, und ein Theil derselben rächt sich jetzt dafür durch Beschimpfungen nicht nur seiner Person, sondern auch der seines, gleich dem Vater ungewöhnlich begabten Sohnes, des neugewählten Abgeordneten für Fülek, Dr. August v. Pulszky. Aber auch in der Conferenz selbst stießen die Ausführungen Franz Pulszky's auf heftigen Widerspruch. Die Gemüther waren durch den Ministerwechsel in Cisleithanien lebhaft erregt. Bei Völkern, die einen vieljährigen politischen Druck hinter sich haben, und deren Politiker zum Theil durch die Schule der Emigration gegangen sind, ist das politische Mißtrauen eine festgewurzelte Krankheit. Viele witterten hinter dem Angriff Pulszky's eine reactionäre Verschwörung. Das Anerbieten Horvát's, sein Portefeuille abzugeben, wurde mit orientalischer Leidenschaftlichkeit zurückgewiesen und mit donnerndem „Eljen Horvát" beantwortet. Der Ministerpräsident erklärte in schmuckloser, ruhiger aber bestimmter Rede, daß er seinerseitens Horvát's Demissionsgesuch nicht annehme. Den tiefsten Eindruck machte das Auftreten von Franz Deák. Der greise Parteiführer hielt dem Justizminister offen die Mißgriffe vor, die er begangen, wies aber gleichzeitig auf die Nothwendigkeit hin, gerade jetzt Alles zu vermeiden, was der Meinung Raum geben könnte, die Deákpartei falle auseinander. Die Abstimmung, die am anderen Tage im Hause erfolgte, gestaltete sich zu einer imposanten Manifestation von allgemein politischem Charakter, die ihre Spitze gegen die jüngsten Vorgänge in Cisleithanien kehrte. Noch nie ist das Haus so gefüllt gewesen wie an diesem Tage. Keines von den Mitgliedern der Deákpartei, die in Pest anwesend sind, fehlte; wie ein Mann stimmten sie sämmtlich für die Forderung der Regierung; die beiden Pulszky's, Vater und Sohn, mit einer gewissen Ostentation.

Die Demonstration von vorletzter Mittwoch hat den Beweis geliefert, daß es in der Deákpartei Frondeurs und Unzufriedene gibt, daß es aber doch an Elementen fehlt, die zu einer neuen Parteibildung Kraft oder Lust hätten. Zum Theil haben gerade hervorragende und anerkennenswerthe Tugenden einzelner Minister die Reihen der Gegner des Ministeriums verstärkt: zum Theil ist auch Graf Andrásy nicht von der Schuld freizusprechen, daß er durch sein Auftreten unnützer Weise Unzufriedene geschaffen hat. Graf Andrásy gehört nicht zu den alltäglichen Ministererscheinungen. Er ist ein Politiker von hoher natürlicher Begabung. Aber er hat in seinem politischen Auftreten Etwas von einem verzogenen Liebling der Grazien. Sein Benehmen zeigt oft nicht blos die imperatorische Entschiedenheit des kräftigen Parteiführers, sondern auch die rücksichtslose Laune des Autokraten. Mir scheint darin ein wenig imitation de Bismarck zu liegen und nicht immer eine glückliche. Ich will Niemandem, der an die die rücksichtsvollen Verkehrsformen der nach Stellung und Bildung vornehmen deutschen Gesellschaftskreise gewöhnt

ist, gerathen haben, sich zu einer persönlichen Annäherung an den ungarischen Ministerpräsidenten verleiten zu lassen; so liebenswürdig er ihn in der persönlichen Begegnung findet, so wird und muß ihn doch in der Regel die Potenzirung der berechtigten Eigenthümlichkeiten der magyarischen Verkehrsweise brüskiren, wie sie sich in den Gewohnheiten des Verkehrs des Ministerpräsidii, vielleicht ohne sein Wissen, aber doch nicht ganz ohne seine Schuld zu erkennen gibt. Hier freilich werden diese Sachen etwas leichter genommen, aber selbst für die magyarische Gewöhnung sind die Ungenirtheiten oft zu stark, die der Herr Ministerpräsident besonders seinen Parteifreunden von Zeit zu Zeit bietet. Ich habe Wenige gefunden, die sich nach dieser Richtung hin über den Grafen Andrásy nicht zu beklagen haben; aber ich muß andererseits sagen, daß die Anzahl Derer, die ihm böse sind, noch viel geringer ist. Wie viel Fehler den Magyaren auch nachgesagt werden mögen, immerhin ist es eine Nation, deren Angehörige in ihrer weitaus großen Mehrheit das Herz auf dem rechten Fleck haben, und was man auch dem Grafen Andrásy vorwerfen mag, in dieser Beziehung gehört er zu den besten Typen der ungarischen Nation. Ueber Andrásy, und was ebenfalls nicht verschwiegen werden soll, über Franz Deák fällt manchmal aus den Reihen der eigenen Partei manch herbes Wort; aber in dem Augenblick der Entscheidung sind es doch diese beiden Männer, deren Fahne nicht nur die gesammte Rechte, sondern, wenn wir von den Vertretern der unzufriedenen Nationalitäten absehen, das gesammte Abgeordnetenhaus und mit ihm die gesammte Nation folgt. 24. Februar.

Der Feldzug. Der Einmarsch in Paris, der Schluß einer fast unabsehbaren Reihe der größten militärischen Leistungen, hat die Humanität unserer Officiere, die Geduld unserer Soldaten auf die härteste Probe gestellt. Er war für die Zucht und das Ehrgefühl der Truppen die schwerste aller Prüfungen, welche dieser Krieg voll Haß und Grimm aufgelegt hat, er war vor der ganzen Welt die beste Widerlegung der gemeinen Schmähungen, durch welche die niedergeworfenen Feinde ihren Haß auszudrücken bemüht waren. Und wir dürfen ohne Selbstüberhebung behaupten, daß nur bei der Langmuth und Gutherzigkeit und der straffen Disciplin unserer Leute ein solches Experiment möglich war. Es hat freilich bei unseren Soldaten die Mißachtung französischer Volksart mehr gesteigert, als irgend ein Ereigniß des Krieges, und wenn den Franzosen daran lag, dies Gefühl in Deutschland recht allgemein und dauernd zu machen, so war der Ton ihrer Presse in den letzten Tagen vor dem Einmarsch und das Verhalten der Stadtbevölkerung gut gewählt. Obgleich aber den deutschen Soldaten das unbequeme Gefühl bleibt, daß sie den Parisern eine Anzahl wohlverdienter Püffe

schuldig geblieben sind, so war doch für unser Commando diese Form der Besetzung nicht zu verändern, wenn man nicht ungleich Werthvolleres auf das Spiel setzen wollte. Denn da man schon bei Abschluß der Capitulation vermeiden wollte, die Friedensaussichten durch einen Straßenkampf in Paris zu zerstören, so blieb jetzt nach Abschluß der Präliminarien vollends nichts übrig, als eine kurze Demonstration, welche Allem sorgfältig aus dem Wege ging, was den theuer erkauften Frieden und die unsichere, kaum geschaffene Regierungsgewalt Frankreichs umstürzen konnte. Wir sind durch die Franzosen gezwungen worden, Frankreich so zu demüthigen, daß sein Schicksal in diesen Tagen von den trunkenen Einfällen der Pariser Straßenläufer und ihres Gleichen abhing. Wohl, in der Stimmung von Straßenbuben haben die Franzosen uns den Krieg erklärt und schimpfend wie Straßenbuben toben sie am Ende um ihre abziehenden Sieger. Eins ihrer Blätter, die Independance Belge vom 24. Februar hat die Dreistigkeit gehabt, auch den Schreiber dieser Zeilen als Gewährsmann für ihre Schmähungen gegen unsere Officiere zu citiren. Da ist sie just an den Rechten gekommen. Sie konnte keinen Zeugen finden, der stärker von der Unwahrheit ihrer Behauptungen überzeugt ist.

Unsere Armeeleitung hatte seit dem Einmarsch in Frankreich allem Staatsgut, welches nicht den Zwecken des Krieges, sondern friedlichen Culturzwecken dient, die größte Schonung angedeihen lassen, die Verwaltungen der französischen Museen und Bibliotheken könnten davon berichten. Als in Sèvres die französischen Granaten die berühmte Porzellanfabrik einzuäschern suchten, da retteten die Deutschen die vorhandenen Vorräthe mit Lebensgefahr. Es war französisches Staatsgut, welches von den Franzosen selbst dem Verderben geweiht war. Da war es ganz bestehendem Kriegsrecht und Brauch gemäß, daß unser Commando dies Gut confiscirte, nachdem man vorher der Fabrik das Werthvollste, ihre Modelle und Alles, was dem Weiterbetrieb dienen konnte, erhalten und für die Franzosen in Sicherheit gebracht hatte. Der confiscirte Theil der Vorräthe wurde von dem Kriegsherrn an Persönlichkeiten seiner Umgebung vertheilt. Ebenso verfuhr man mit einem Theil dessen, was unsere Soldaten aus dem Brande von St. Cloud gerettet hatten. Es war in beiden Fällen, wohl zu merken, nicht eine Confiscation von unversehrtem Staatsgut, sondern Confiscation von Staatsgut, das der Feind selbst zum Verbrennen und Einschlagen bestimmt hatte. Und die verdienten Generäle und Officiere unseres Heeres, welche ein unter so außerordentlichen Umständen erhaltenes Geschenk nach der Heimath sandten, trifft selbstverständlich nicht der leiseste Vorwurf. Wir bitten diese Art von Kriegsbeute zu vergleichen mit dem, was die französischen Heere aus dem Museum von Kertsch, was sie in China und Mexico gebeutet haben, ja selbst mit der Kriegsbeute, welche die Engländer nach der

Einnahme von Magdala auf einen Haufen trugen und zum Besten des Heeres versteigerten, es ist immerhin ein Unterschied, bezeichnend für den Grad der Moral und Zucht in den betreffenden Heeren. Und doch wurde es nach diesem völkerrechtlich und militärisch unsträflichen Verfahren der Deutschen wünschenswerth, darauf aufmerksam zu machen, daß auch vor Paris ein Unterschied sei zwischen Staatsgut und Privatgut. Denn war das Privatgut in Villen und Schlössern um Paris nicht auch von den Feinden aufgegeben und der Zerstörung durch Kriegsereignisse preisgegeben? Und wenn die Generäle Andenken heimsandten, konnten das die Krieger nicht auch thun? Zu diesem Zweck wurde der mehrfach erwähnte Artikel in No. 6 dieser Zeitschrift geschrieben. Er behandelte u. A. die Frage: Ist feindliches Privatgut, welches von den Feinden der Zerstörung durch ihre Geschütze preisgegeben ist, als Beute zu betrachten? Uns scheint wieder der Umstand, daß eine solche — keineswegs kurz abzuweisende — Frage zwischen dem Heer in der Ferne und dem Volke daheim ehrbar und gewissenhaft verhandelt wird, von einem Standpunkt der Ehre und Moral zu zeugen, um den uns Deutsche wenigstens die Nation beneiden könnte, deren Generäle beim Beginn des Krieges ihr Heer durch die Aussicht auf Raub und Beute in Feindesland zu ermuthigen suchten. Jener Artikel aber war unter diesen Verhältnissen nützlich und zeitgemäß, und wenn es dem Verfasser gelungen sein sollte, hier und da einen wackeren Kameraden im Felde zur Beistimmung zu bringen, so würde er sich herzlich freuen. Daß freilich die Franzosen in ihrer Art den Artikel lügenhaft verkehren würden, war auch anzunehmen. Aber dieser Krieg hat uns so hoch gehoben, daß uns die ungerechten Schmähungen der Fremden nur sein dürfen, wie Geschrei der Sperlinge und Gebell von Hündlein. Wir haben nur eine Macht, mit welcher wir uns in Frieden erhalten müssen, und diese Macht ist unser Gott in unserem Gewissen.

Mit den Parisern haben wir kein Mitleid. Es ist bei ihnen selbstverständlich, daß sie über die Verwüstung ihrer Sommerwohnungen ein Zetergeschrei erheben. Es ist nur albern, wenn sie fordern, daß der Krieg, den sie uns frevelhaft erklärt, ihnen nicht wehe thue, und daß die Habe, die sie der Vernichtung des Festungskampfes preisgegeben, ihnen erhalten bleibe. Sie hatten nicht den Schatten eines Rechtes zu fordern, daß wir ihr Eigenthum schonten, das sie selbst aufgaben und in Brand schossen. Und nur um uns selbst zu genügen, hatten wir dafür zu sorgen, daß wir nicht mehr verwüsteten, als der Zwang des Krieges unvermeidlich machte. Wenn jetzt die Pariser Blätter unsere Officiere Räuber schalten, so huldigten sie, wie häufig, den Stimmungen ihres Straßenvolkes, und es ist darüber nichts weiter zu sagen, als daß wir dieser Demoralisation der französischen Presse den Krieg, aber auch den Sieg über eine heruntergekommene Nation verdanken. Wenn

aber die Independance Belge in dasselbe Geschrei einstimmt, so steht ihre Sache noch schlechter. Die Pariser Blätter verläumden in der Wuth, ihr aber ist die Unwahrheit angeboren, sie ist ein vaterlandsloses Blatt, das sich den Schein der Unbefangenheit geben muß, um fremden Interessen zu dienen, die das Blatt gegründet und gekauft haben. Darum ist sie in der Presse Europas eine besonders unerfreuliche Erscheinung.

Den Franzosen aber antworten wir auf ihre abgeschmackten Ausfälle gegen die Ehre unseres Officiercorps mit einer kurzen Frage. Worin liegt im letzten Grunde das Geheimniß unserer unerhörten Siege über sie? darin, daß unsere Soldaten nicht nur mit ihren Officieren, auch für ihre Officiere in den Tod gehen. Und das ist nur deshalb möglich, weil die Officiere im Großen und Ganzen ihnen Vorbilder nicht nur militärischer Ehre, sondern auch der Ehrlichkeit, Menschenfreundlichkeit, opfervollen Hingabe an die Pflicht sind, weil die Soldaten in den Officieren die gebildeten und ehrenwerthen Menschen ehren und lieben. Bei unserem Heer ist ganz unmöglich, daß der Soldat seine Officiere des Verrathes oder der Bestechung durch den Feind für fähig hält, es wäre ein Ausnahmefall, wenn er ihm überhaupt irgend eine unehrenhafte Handlung zutraute. Die oberen Führer dieser stolzen Genossenschaft aber sind wieder solche, in denen das ganze Heer nicht nur die höchste Tüchtigkeit, auch das edelste Pflichtgefühl ehrt. Und so lange die Franzosen dies nicht einsehen, und so lange sie nicht im Stande sind, für das französische Heer ähnliche Verhältnisse zu schaffen, ist ihr Rachegeschrei Theaterphrase und ihre Hoffnung auf künftige Genugthuung das Traumbild von Thoren. G. F.

Politische Uebersicht: Februar.

Auf den Monat der Kriegsentscheidungen sind vier Wochen der Friedensunterhandlungen gefolgt, für uns eine unbehagliche Zeit des Harrens, denn was erwartet man mit größerer Ungeduld als das beinah, aber eben auch nur beinah Gewisse? In den ersten Februartagen hielten uns noch die Kämpfe der nachdrängenden deutschen Südarmee gegen die Bourbaki'schen Heerhaufen in Spannung, erst nach der Mitte des Monats capitulirte das hartnäckig von der Besatzung und vor Allem von der Natur vertheidigte Belfort, nachdem acht Tage zuvor nach heißer Arbeit zwei seiner Forts genommen worden. Nun erst ruhten allenthalben die Waffen. Mittlerweile waren aller Augen halb mitleidig, halb neugierig auf Paris gerichtet, das körperlich Dank der deutschen Hilfe rasch wieder zu sich kam, geistig aber durchaus in den eitlen Phantasien seines Größenwahns verharrte. In der

Nation dagegen ſiegte das praktiſche Intereſſe der Noth entſchieden über die Freude an ferneren leichtſinnigen Demonſtrationen. Die Einſicht in dieſe Sinneswandlung und die Erkenntniß, daß es die höchſte Zeit ſei, ſich ſelber für beſſere Tage beiſeite zu ſtellen, ließ Gambetta nach einem letzten kecken Verſuche, ſich mit einer gefügigen Verſammlung republikaniſcher Nullen zu umgeben, ohne großen Widerſtand vor der an ſich geringen, doch von deutſcher Seite geförderten Energie der Pariſer Regierung zurückweichen. Sobald einmal der Nation in freien Wahlen die Entſcheidung über ihr Geſchick anheimgegeben war, ſprach ſie ſich weit und breit in wahrhaft „conſervativem“ Sinne, das hieß diesmal für die Erhaltung ihres Daſeins aus. Die Frage der künftigen Regierungsform trat dabei vorerſt ganz in den Hintergrund. Und ſo wäre es auch ein Irrthum, in der Wahl Thiers' zum Haupte des Staates irgend eine Hindeutung in dynaſtiſcher Beziehung zu erblicken; man erhob in ihm den in erſchütternder Weiſe gerechtfertigten Gegner dieſes Krieges und daneben wohl auch den alten Diplomaten, alſo den Mann, aus deſſen Hand man ſicher den Frieden und vielleicht den erträglichſten Frieden erwartete. Man mag ihm glauben, daß ihm ſeine Aufgabe ſchwer angekommen iſt, aber man muß einräumen, daß er ſie mit Gewandtheit gelöſt hat; die mehrfarbige Zuſammenſetzung des Miniſteriums, die Art, in der er dem Keller'ſchen Antrage die Spitze abbrach, das Stoßkiſſen der diplomatiſchen Fünfzehnercommiſſion, das er zwiſchen die Unterhändler und die Verſammlung ſchob, das Alles zeigte deutlich, daß an Stelle des advocatiſchen Dilettantismus wieder wirkliche politiſche Kunſt in Frankreich zur Ausübung kommt. Ja auch die thatſächliche Ermäßigung der Kriegskoſtenforderung, beſonders aber die Herausgabe Belforts haben die Franzoſen gewiß eher Thiers zu verdanken, der auf die abſolute Nothwendigkeit hinwies, der Phraſe des „ehrenvollen Friedens“ einigen Schein zu verleihen, als den Fürbitten der ſanftmüthigen engliſchen Regierung; Thiers war der Arzt Frankreichs, Gladſtone ſpielte die barmherzige Schweſter. Die Abſtimmung über die Friedenspräliminarien legte mit ihrer Fünfſechſtelmajorität ein erfreuliches Zeugniß für die Ernüchterung der Nation ab; denkt man von den 107 Kriegsſtimmen noch die Vertreter der abgetrennten Landſtriche hinweg, ſo bleiben wenig mehr als die unverbeſſerlichen Phraſenhelden übrig, deren hohe Schule heut nicht mehr die Gascogne, ſondern Paris zu ſein pflegt. Wir berühren damit eine Frage, an deren Entſcheidung die nächſte Zukunft des unglücklichen Landes geknüpft ſein wird, die Frage nach dem Verhältniß der Pariſer Lärmpolitik zu der Aufgabe der Conſtituante. Wenn man die Ergebniſſe der hauptſtädtiſchen Wahlen, die Haltung der dortigen Preſſe bis unmittelbar vor dem wirklichen Einzuge der Deutſchen, endlich das meiſt von der Preſſe abhängige Gebahren des Pöbels erwägt, ſo erſcheint

als dringendste Forderung für eine ruhige Reconstruction des Staatswesens, daß der Sitz der Nationalversammlung nicht alsbald nach Paris verlegt werde. Aber obwohl dies „Bauernparlament“ noch am ersten einen solchen Beschluß zu fassen im Stande wäre, obwohl der noch immer arge Gesundheitszustand vollkommen Vorwand dazu böte, hegen wir doch keine Hoffnung, daß es dazu komme; die Regierung wird den Muth nicht finden, die nun gar noch mit der Märtyrerkrone prunkende Tyrannin des Landes einstweilen abzusetzen, und wieder, wie so oft schon, werden Schwarmpropheten und Rottengeister an der Seine die mühsame Arbeit der Berathenden wie der Regierenden stören und zu Schanden machen. Hierin liegt dann eine Bedrohung für die republikanische Staatsform selbst, die sich sonst als die am schwersten zu compromittirende für die Uebergangszeit mit ihren unscheinbaren und zum Theil gehässigen Aufgaben durchaus empfiehlt. Das Ausland und wir vornehmlich könnten mit der Erhaltung der Republik wohl zufrieden sein, da an eine bonapartische Restauration doch nun und nimmermehr zu denken ist. Das schwächliche Manifest des Kaisers, der für sich alle Hoffnung aufgegeben hat und damit höchstens für seine Dynastie einen losen Steg in die Zukunft hinüberschlagen wollte, hat nur Verachtung gefunden, die Gesinnungstreue seiner wenigen Anhänger gab jüngst der Versammlung zu Bordeaux lediglich Anlaß, den einst gefürchteten und umschmeichelten Mann mit wohlfeiler sittlicher Entrüstung abermals feierlich als Sündenbock auszustoßen. Den zudringlichen Patriotismus der königlichen Prinzen gelang es zunächst fernzuhalten; und da, wenn man den unsicheren Zählungen trauen darf, Legitimisten und Orleanisten sich so ziemlich die Wage halten, so möchte man wirklich der gemäßigten Republik ein paar Jahre ruhiger Existenz voraussagen, wenn nicht das unsinnige Geschrei der Republikaner selbst, die ewigen Hoch's auf diese „Sonne, die nur der Blinde nicht sieht“, anzudeuten schienen, daß sie am wenigsten an die Dauer ihres Ideals glauben.

Soweit, was Frankreich angeht; wenn wir nun die Führung unserer eigenen Sache in diesem Monat des werdenden Friedens ins Auge fassen, so müssen wir darin dieselbe Mischung von Energie und Besonnenheit anerkennen, die unsere Kriegführung auszeichnet. Zu den Beweisen der Besonnenheit rechnen wir die Aufgabe Belforts, nachdem man es einmal für strategisch nicht gerade nothwendig erkannt; wenn wir Anfangs gemeint hatten, die Capitulation selbst sei nur darauf hin verlangt, daß man ein Object der Großmuth in die Hände bekäme, so geht aus der nachträglichen Grenzberichtigung im Präliminarvertrage das Gegentheil hervor, ein seltener Beweis für die Mäßigung, freilich auch für das eigene Friedensbedürfniß des Siegers. Was die sogenannte Härte der Bedingungen anbelangt, so stehen sie einfach im Verhältniß zu der Höhe des begangenen Verbrechens und haben sehr mit

Recht wie dieser Krieg selbst in der Geschichte kaum ihres Gleichen, wenigstens die Größe der rund ausgesprochenen Geldsumme nicht, bei deren Betrachtung sich selbst das weitbeutelige Herz der englischen Nation schmerzlich beengt fühlt. Man hat sich auch bei uns in theilweise fröhlichen Rechnungen ergangen über den Reingewinn, den wir an den fünf Milliarden machen würden, die sich übrigens durch Abzählung des elsässischen Schuldenantheils, der Entschädigung französischer Bahngesellschaften u. s. w. sehr nah auf vier reduciren möchten. Behielten wir wirklich, nachdem allen Ehren- und Dankespflichten genügt, alles direct vernichtete Material ersetzt worden, einen erklecklichen Reingewinn übrig, so läge darin eine dringende Mahnung für unsere Volksvertreter, sich nicht durch Hinweisung auf unser heidenmäßig vieles Geld zu dieser oder jener Ausgabe bewegen zu lassen, vielmehr dahin zu arbeiten, daß für das ganz unberechenbare lucrum cessans, das der Krieg geschaffen, Ersatz gewonnen werde durch jede denkbare Förderung des Verkehrswesens, vornehmlich durch energischen Betrieb der Eisenbahn- und Canalbauten. Erwägt man diese unabweisbare Nothwendigkeit der Wiederbelebung unserer — wie namentlich die hauptstädtischen Finanzverhältnisse zeigen — ihren Aufgaben nicht mehr gewachsenen Steuerkraft, so kann von einer Ueberforderung unsererseits an den Feind, der uns rücksichtslos aus den Kreisen unseres Erwerbs gerissen, nicht mehr die Rede sein. — Unter allen Punkten der Versailler Verhandlungen hat keiner das große Publikum, das ja die Symptome weit über die Thatsachen zu stellen pflegt, in Frankreich, wie in Deutschland und lächerlicher Weise auch anderwärts so lange in Aufregung erhalten, als die Besetzung von Paris durch unsere Truppen. Diese Blätter haben auf die bedenkliche Seite der übrigens sehr gerechtfertigten Demonstration deutlich hingewiesen; wie sie nun ausgefallen, bildet sie einen nicht gerade glänzenden Abschluß des glorreichen Feldzugs und eine Art Seitenstück zu dem äußerlichen Schreckmittel des verspäteten und nur vereinzelt wirksamen Bombardements. Auch werden die Herren Pariser aus der Kürze und den schonenden Formen der Besetzung doch wieder Kapital schlagen für die noch im Elend imposante Heiligkeit ihrer „unbezwungenen" Stadt. Von unseren Truppen endlich haben nur wenige und diese wenig davon gehabt. Wenn wir aber die Maßregel an sich nicht zu loben wüßten, so müssen wir sie um so mehr anerkennen als das, was sie gewiß in der Absicht unserer Staatsmänner sein sollte, als einen beschleunigenden Druck auf die Debatten zu Bordeaux. Diese Wirkung hat sie trefflich geübt; daß dagegen der Einmarsch in Paris und der Besitz Belforts als Aequivalente behandelt sein sollten, dünkt uns unmöglich zu glauben.

Während wir noch den letzten Thaten des Schwertes oder des Geistes unserer Reichsgenossen und Reichsbeamten im Felde in wachsender Hoffnung auf ein glückliches Ende zuschauten, rüsteten wir uns daheim im Reiche selber überall zu den Wahlen der Abgeordneten, denen das große Ziel gesteckt worden ist, den friedlichen Ausbau der im Kriege gegründeten Einheit zwar nicht zu vollenden, aber mit ernster Zuversicht zu beginnen. Man kann es wohl eine Rüstung nennen, denn Kampf gilt es auch hier, Kampf gegen die geistliche Natur desselben Romanismus, dessen weltliche Entartung wir in Paris bezwungen haben. Man schelte uns nicht, daß wir in langweilig catonischer Wiederholung immer aufs Neue auf diesen dunklen Punkt zurück kommen;

denn die Erfahrungen gerade des jüngſten Monats haben die Größe dieſes nationalen Schadens nur zu deutlich wieder enthüllt, Erfahrungen, die, ſoweit ſich das Ergebniß der Reichstagswahlen ſchon überſehen läßt, wenigſtens hier und da warnend gewirkt haben. Wir erinnern damit an die Vorgänge im preußiſchen Landtage während ſeiner Verhandlungen vom 1. bis zum 17. Februar. Die Coalition der Klerikalen mit den Altconſervativen iſt freilich nicht, wie man gemeint hat, ein feſtgeſchloſſener Bund zu ganz einheitlichen Zwecken, wohl aber eine Art Geſchäftsverhältniß zu gegenſeitigen politiſchen Vorſchüſſen und Deckungen; die „todte Hand" wäſcht die ritterliche und umgekehrt. Es hätte nicht der ausdrücklichen Liebeserklärung des welfiſchen Führers der norddeutſchen Katholiken an das Herrenhaus bedurft, um die heimliche gemiſchte Ehe an's Licht zu bringen; gerade dieſe ſcheute ſich unſere Junkerpartei zu beantworten: dafür, daß ſich die ultramontanen Abgeordneten der gutsherrlichen Intereſſen bei der Berathung des Armenpflegegeſetzes angenommen hatten, blieb der Dank in Bezug auf die kirchlichen Stiftungen aus; ſo ward es glücklicherweiſe möglich, das wichtige Geſetz, wenn auch mit manchen Mängeln des Compromiſſes behaftet, rechtzeitig zu Stande zu bringen, Preußen genügte damit einer Bundespflicht. Um ſo ſchlimmer wirkte die Coalition bei den anderen wichtigen Vorlagen. Das Geſetz über das hannöveriſche Schulweſen, das dem Staate ſein unentbehrliches Aufſichtsrecht gewähren ſollte, fiel bei den Herren zu Gunſten der katholiſchen Intereſſen der Minorität im anderen Hauſe. Die ſtaatliche Ordnung der heſſiſchen Kirchenverfaſſung ſcheiterte leider ſchon an dem doctrinär unbefriedigten Verlangen eines Theils der liberalen Abgeordneten; auch ihr hätte das Herrenhaus ſchwerlich ſeine Zuſtimmung gegeben; H. v. Mühler iſt ihm bereits viel zu liberal geworden. Die üblen Folgen für Heſſen ſind im 8. Hefte dieſer Blätter beſonders beleuchtet worden; in Hannover handelt es ſich um ein ſo klares Princip unſeres Verfaſſungsrechts, daß in der nächſten Seſſion die Regierung daſſelbe mit allen Mitteln gegen die von den Feudalen adoptirte Anſchauung der „Verfaſſungspartei" wird durchführen müſſen. Wenn nun aber die Verbindung des ariſtokratiſchen mit dem konfeſſionellen Egoismus ſchon üble Früchte gezeitigt hat, ſo ſtellt ſie noch weit traurigere für die Zukunft in Ausſicht. Die Ultramontanen hielten wir bisher für die Hauptfeinde der ſtaatlichen Entwicklung im deutſchen Süden, das Junkerthum ſpielte dieſelbe Rolle im Norden. Beide vereinzelt, wie ſie waren — denn die preußiſchen Klerikalen ſtanden früher, wie z. B. in der Conflictszeit, in unkirchlichen Rechtsfragen mehr oder minder entſchieden auf Seiten des Liberalismus — wären von einer geſammtdeutſchen Oppoſition leicht zu bewältigen geweſen; vereinigt bilden ſie eine compakte Macht, und deshalb ſehen wir mit Beſorgniß dem Reichstage entgegen. Der Liberalismus neigt ohnehin wegen ſeines idealeren Charakters allemal von ſelbſt zu Spaltungen. Es wird Alles darauf ankommen, ob der Reichskanzler vorziehen wird, ſich der vorhandenen bequemen Majorität zu bedienen, oder ob er es nicht doch bedenklich findet, ſich zum Theil auf eine Partei zu ſtützen, die zuletzt nur ſein größtes Werk zu zerſtören befliſſen ſein kann. —

Ausgegeben: 10. März 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Humboldt als Judengenoß.

Alexander v. Humboldt und das Judenthum. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts von Adolph Kohut. Leipzig, F. W. Pardubitz, 1871.

Es gibt Geister, wenn sie anders diesen Namen noch verdienen, an denen Jahre, selbst Jahrzehnte doch spurlos vorübergehen. Höchstens spinnen sie sich dichter ein in das fesselnde Netz ihrer dürftigen Gedanken, statt sich kräftig daraus hervor zu entwickeln. Man glaubt wohl, sie bewegten sich rückwärts, doch auch das ist nur eine scheinbare Bewegung: das Zeitalter eilt rastlos an ihnen vorbei, sie selbst aber stehen still, heute wie gestern, auf dem Fleckchen, das ihnen Geburt und, was sie etwa an Unterricht genossen, einmal angewiesen haben. Wer mit dem Strome der Zeit fährt, mag an ihnen die Strecke Weges ermessen, die er zurückgelegt hat, wie sie da kleiner und kleiner erscheinen — endlich sieht man sie gar nicht mehr; wohl ihnen! dann sind sie vergessen.

Unsere Junker und Pfaffen — sie selber sorgen dafür, daß wir von den alten Scheltnamen nicht lassen können — haben wieder einmal der Nation ein trauriges Schauspiel solches geistigen Stillstandes dargeboten. Wer unter uns hat noch den Muth, über die Brutalität der neuen russischen Kleiderordnung für die Juden Polens zu zürnen oder zu lachen, wenn er der Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 16. Februar oder gar der Verfügung des Oberkirchenraths über den Uebertritt zum Judenthume daneben gedenkt? Fast ein Vierteljahrhundert ist verstrichen, seitdem zum ersten Male in Preußen in öffentlicher Rede zu Gunsten der Judenemancipation alle frischen und edlen Culturgedanken moderner Humanität von rheinischen Bürgern und schlesischen Edelleuten siegreich in's Feld geführt worden, und heut kommen uns diese Kleist und Senfft mit den alten boshaften und neidischen Späßen über jüdische Sitten und jüdischen Reichthum, mit denselben mittelalterlichen Argumenten angeblich christlicher Engherzigkeit, die man einst im vereinigten Landtag etwa beim Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen wegen der naiven Ursprünglichkeit ihrer Aeußerung belächeln durfte. Welch schneidender Anachronismus! Dieser Mann ist seitdem herausgetreten in die freie Luft der Neuzeit, eine ungeheure Umwälzung der deutschen Geschicke hat sich unter seinen Händen vollzogen, unsere Volksgenossen jüdischen Glaubens haben ihm dabei nicht minder zugejauchzt als wir anderen, nicht minder Gut und Blut dafür hingegeben, und jene seine alten Freunde und Gesin-

nungsgenossen von damals sind bei ihren kümmerlichen Kreuzzügen stehen geblieben und rufen noch heut ihr „Consuln, habt Acht!“ über die Staatsgefahr, daß den unehelichen Kindlein jüdischer Mütter die zudringliche Gnade der Zwangstaufe nicht mehr auferlegt werden soll. Möchten sie doch rufen, was sie wollen, wär' es nicht in den Räumen eines preußischen Oberhauses!

Doch fürwahr, das geistige Aergerniß, das diese schlichten ländlichen Gemüther gegeben, ist klein gegen das sittliche, das von unserem hochgelahrten Oberkirchenrathe ausgegangen, der sich evangelisch nennt. Gemeindemitglieder, die zum Judenthum übertreten, sollen unter öffentlichem Wehgeschrei gleichsam an den Pranger gestellt werden; dem Wesen aller Religion zuwider, wie als ob man an ihrer positiv gewinnenden Kraft verzweifle, sucht man sie zu stützen durch das sittlich leere Mittel des abschreckenden Beispiels. Dabei wird den Juden vorgerückt, daß sie nicht allein einst Christum verworfen hätten, sondern auch heut noch in gleichem Haß und der nämlichen Feindschaft gegen ihn verharrten. Jesus betete sterbend um Vergebung für die Juden, die nicht wüßten, was sie thäten; der evangelische Oberkirchenrath ist nicht gemeint, so gütlich zu verfahren; als eine Art geistlichen Obertribunals verwirft er den Antrag des erhabenen Vertheidigers auf Straflosigkeit wegen Unzurechnungsfähigkeit; er weiß wahrscheinlich besser, wie es vor mehr denn achtzehnhundert Jahren in Kopf und Herzen der Juden aussah, sieht er ihnen doch auch heut noch in's Herz und kündet uns klärlich, was für Haß und Feindschaft er darin entdeckt hat! Ob er wohl dann und wann, vielleicht einmal im Jahre, etwa wenn das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner an die Reihe kommt, auch in sein eigenes Herz schaut? Wir wissen's nicht, aber was wir wissen, ist, daß man auf solche Weise mit dem Frieden im Volke ein gefährliches, herausforderndes Spiel treibt. Ist's nicht genug des Tumults für unsere nationale Sache mit dem drohenden Anmarsch der Feinde von jenseits der Berge, daß ihr uns auch noch die Juden über den Hals ruft? Muß wieder einmal das Gezänk vom verschiedenen Glauben beginnen, wo wir endlich nach gemeinsamem Leben trachten? Hat Lessing wieder einmal vergebens geschrieben für einige Hauptpastoren, welche die Ehre haben, nach ihm zu leben, und das Glück zugleich, nach seinem Tode gesündigt zu haben, denn mit welchen Keulenschlägen wäre er unter sie gefahren! Schade um das verlorene Schauspiel und schade auch, daß aus der ewigspeienden Mappe des seligen Varnhagen nicht noch ein paar Todtengespräche mit dem alten Satiriker Humboldt hervorzuzaubern sind. Bestes Fräulein Ludmilla, spricht denn der Onkel, dessen Nachlaß nicht nachläßt, da drüben gar nicht mehr von Neuigkeiten? Und wo du auch weilst in den altvertrauten kosmischen Räumen, gutmüthig ironischer Alexander, komm herab: hienieden ist ein köstliches Geschichtchen passirt, es wirft eine prächtige Randglosse ab für

deine schiefgewickelten Briefe; du kannst es nach allen Ecken der Welt schreiben, sechsmal des Tags, es ist pikant genug dazu; auch lassen sich leicht unparlamentarische Ausdrücke daran anknüpfen, wie du sie in den funfziger Jahren so sehr liebtest — ich verarge dir's nicht, denn das war eine unparlamentarische Zeit. Aber denke dir nur: sie ärgern deine Juden! „Meine Juden?" Wie, so weißt du auch das noch nicht, daß du von Herzen, nur leider nicht auch durch Geburt, einer von unseren Leuten warst? Hast du Kohut nicht gelesen? Doch nein, das ist ja euer seliges Vorrecht: droben liest man nicht mehr, was gelesen zu haben so herzlich reut. —

Alexander von Humboldt war ein Kind des Geistes der Aufklärung; der verständige und humane Sinn, der, von Lessing vornehmlich ausgehend, in der gebildeten Gesellschaft Berlins waltete, ward auf ihn schon von seinen Jugendlehrern übertragen; es genügt an einen unter ihnen, an Engel zu erinnern. Keineswegs baar aller religiösen Empfindung, war er natürlich noch weniger in christlichen Dogmen befangen, er war geübt sie in der damals gewöhnlichen Weise rationalistisch zu bestreiten. Wie die gleichdenkenden christlichen Zeitgenossen überhaupt, namentlich aber die Kreise der Berliner Aufklärung, begegnete also auch er in seiner Weltanschauung vielfach den Spitzen des damaligen Judenthums, das sich seit Moses Mendelssohn an die Oberfläche der modern gebildeten Welt zu erheben begonnen. Aufkommende Classen erzeugen Talente; so war es kein Wunder, daß damals einige hervorragende Erscheinungen des gebildeten Berlins diesem humanistischen Neujudenthum entstammt waren. Der Oede des entarteten Hoflebens entging der junge Humboldt gern, um in diesen Kreisen Anregung zu empfangen; den Häusern der Mendelssohn, Friedländer, Herz u. a. ward er befreundet. Gleich allen anderen Menschen von Geschmack und Urtheil huldigte er der liebenswürdigen Henriette Herz, wie er später Rahel zu schätzen verstand. — War er nun von vorn herein über Vorurtheile des Bekenntnisses erhaben zu humaner Sinnesart aufgewachsen, so mußte sich in ihm diese über Rassen- und Denkungsunterschiede hinwegsehende Achtung vor dem Menschen als solchem durch langwierigen Aufenthalt unter den verschiedensten Völkern und Stämmen zum eigentlichen Grundzug seines Wesens ausbilden: er war vielleicht der internationalste Mensch, der je gelebt hat. So verstand es sich denn auch in seinem späteren Leben von selbst, daß er die Juden als allen übrigen Nationalitäten gleichberechtigt ansah und behandelte. Den praktisch nicht bedeutenden Einfluß, den er am Hofe Friedrich Wilhelm's IV. hatte, verwandte er denn auch zu ihren Gunsten, sowohl in Bezug auf die staatliche Stellung der Juden überhaupt als auf das Wohl Einzelner. Wie er so unendlich viele akademische Wahlen und ihre Bestätigung durchgesetzt hat, brachte er auch hervorragende jüdische Gelehrte in die Akademie. Auch

sonst war er jedem Juden förderlich und dienstlich wie jedem Menschen und schrieb an Juden stets ebenso freundlich und schmeichelhaft wie an andere Sterbliche, wobei denn, da Artigkeiten stets individuell sein müssen, auch manches Lob für das Judenthum an sich aus dieser an Lob unerschöpflichen Feder floß. Selbstverständlich erkannte er so klar, wie wir alle, daß die mosaische Religion, da sie nur Gesetz ist und fast nirgends Dogma, noch am leichtesten von allen positiven, besonders verquickt, wie sie jetzt ist, mit allerhand außerjüdischen Ideen, sich mit einer naturwissenschaftlichen Weltansicht vertrage. Das eigentliche Wesen der jüdischen Religion dagegen, eben das Gesetz in seiner veralteten, auf andere Zustände berechneten, lebeneinengenden Gestalt, war ihm natürlich theils unverständlich, theils lächerlich, und harmlos witzelnde Anspielungen darauf begegnen mitunter in seinen Briefen. — So ungefähr würden wir in Kürze antworten, wenn uns jemand über Humboldt's Stellung zum Judenthume befragte.

Adolph Kohut, ein ungarischer Jude, hat sich dieselbe Frage vorgelegt und „glaubt", wie er selbst sagt, darüber „ein gutes Buch geschrieben zu haben". Leider gehört Schreiber dieser Zeilen auch in dieser Beziehung nicht zu den Glaubensgenossen des Verfassers. Das „prachtvolle Paradoxon" Franz Baader's: „Das Heil kommt uns von den Juden" hat in seinem „Gehirn die gegenwärtige Schrift erzeugt". Er hat sie erst ein Jahr nach dem Humboldtjubiläum erscheinen lassen, damit sie nach Ablauf der Sündfluth der Humboldtiana von der „Arche des deutschen Lesepublikums mit Freuden als die Friedenstaube mit dem Oelzweige im Munde" empfangen werde. So hat der Verfasser „kalkulirt". Er selbst spricht einmal (S. 177) von der „widerlichen Arroganz so mancher jüdischer Forscher", doch kann er damit auf diese Stellen seiner eigenen Vorrede nicht gezielt haben, da er sein aus bekanntem Material bunt zusammengeflicktes Buch gewiß nicht als Forscherarbeit wird bezeichnen wollen; zählt er doch selbst Männer wie Ehrenberg und H. W. Dove nur unter die „begabten Literaten". Die Schrift Kohut's nun leidet, wäre sie auch in Auswahl und Anordnung des Stoffes weniger liederlich gemacht, an einem Hauptgebrechen, das öfters an Monographien hervortritt, an der Isolirung des gewählten Gesichtspunktes. Der Verfasser hat, was er über Humboldt's andere zahllose Seiten und Verhältnisse etwa gelesen hat, nicht einmal in sich selbst aufgenommen, geschweige denn in sein Buch. Von vornherein — darauf kann der Leser dreist schwören — hat er sich diesem merkwürdig vielseitigen und beweglichen Geiste einzig in der Absicht genähert, ihn als Judengönner, Judengenossen, ja gewissermaßen als Juden im Herzen, kennen zu lernen. Wie sehr dadurch Humboldt's Bild entstellt wird, ist klar; er hat ihm kurzweg eine krumme Nase gedreht, wenn er von seiner „unendlichen Liebe zum Judenthum" spricht. Ebenso bündig

läßt sich Humboldt's unendliche Liebe zum Franzosen-, Spanier-, Indianerthum u. s. w. beweisen, vom Hellenenthum gar nicht zu sprechen, oder wenn man religiös fragt, zum Islam, Buddhismus, zur Ormuzdlehre u. s. w. Herr Kohut theilt also bestenfalls den Irrthum des Klosterbruders im Nathan, auch er könnte ausrufen: „Humboldt, Humboldt! Ihr seid ein Jude, ein bess'rer Jude war nie!" Eine so harmlose Begriffsverwechselung von Gattung und Art, Humanität und Judenthum möchte noch hingehen, und wer Humboldt sonst kennt, könnte sein Ergötzen daran haben, ihn auch einmal im Rockelor spazieren zu sehen, allein Kohut's Friedenstaube trägt nicht lauter Oelzweige im Schnabel: Das ganze Buch ist eine mit großer — ich weiß nicht, ob ich nicht doch sagen darf: nationaler — Eitelkeit geschriebene Verherrlichung des Judenthums, wobei es denn ohne harten Unglimpf gegen das Christenthum nicht abgeht, das einfach selbst mit den Verirrungen seiner Bekenner gleichgesetzt wird; christliche Gesittung und christliche Civilisation heißen da schlankweg „Phrasen". Daß die einzelnen besprochenen Juden sämmtlich „berühmteste, genialste" u. dgl. m. Leute sind, versteht sich von selbst, wie denn der Stil des Verfassers überhaupt der bekannte blühende, süßliche ist, ganz abweichend von der anderen jüdischen Schreibart, der klaren, schneidig scharfen, die wir z. B. an Spinoza bewundern; Kohut scheint sich mehr am hohen Liede gebildet zu haben. Die hebräische Poesie schätzt er gewaltig hoch, hierin thut ihm sogar sein Humboldt nicht genug. Ueberhaupt wie willkürlich springt er doch mit seinem Helden um! Daß dieser einmal einem Juden abräth, sich taufen zu lassen, läßt er fett drucken — keine Renegation hätte Humboldt je empfohlen — einen sehr treffenden Tadel aber wider Heine's Poesie zweifelt Kohut an, weil ein schmeichelhafter Brief des Kosmographen an Heine vorhanden ist — und der Mann will Humboldt kennen und wagt es über ihn zu schreiben! —

Es ist genug; wir sind nach beiden Seiten billig, wir zürnen gleich euch, wenn ihr verfolgt werdet, aber überhebt euch nicht selber! Bleibt, was ihr seid, aber nicht, wie ihr seid! Wollt ihr eine neue Aristoktatie bilden unter uns, und die eitelste, stolzeste, geschlossenste unter allen Aristokratien der Welt? Ist es edler, uns unsere Pfaffen vorzuwerfen, als euch eure Pharisäer? Wir glauben heut mit euch dasselbe, eure Bräuche sind uns gleichgültig, ihr habt manche Tugend, die uns abgeht; aber sitzt uns das Mittelalter im Nacken, so euch das graue Alterthum. Diese Verbindung von Glauben und Abstammung hat keinen Sinn mehr, darüber haben eben eure größten Geister einst der Menschheit hinweggeholfen. Seid Deutsche mit uns und laßt unsern dann gemeinsamen Heroen ihren Ruhm der Universalität unentstellt und unbeschnitten. Und wenn ihr schlechte Bücher schreibt, so stoßt nicht dazu in die Posaunen von Jericho! —

Alfred Dove.

Die Neuschöpfung der Straßburger Universität.

Aus amtlichen Quellen.

Bisheriger Zustand und Vorschläge zur Reform.

Die nachfolgende genaue Darstellung der Institutionen der Straßburger Universität, wie sie bis in die jüngste Zeit bestanden, wird am besten zu einer Wiedergründung der altberühmten Hochschule in deutschem Sinne die Wege weisen.

I. Verwaltung der Straßburger Academie. — Die academische Provinz Straßburg (L'Académie de Strassbourg) umfaßt die beiden Departements Ober- und Nieder-Rhein in Bezug auf das gesammte Unterrichtswesen, die Volksschulen, Mittelschulen und Facultäten. Wir haben hier uns nur mit den letzteren zu beschäftigen. An der Spitze der Academie steht der Rector. Seit dem Jahre 1866 bekleidete diese Stelle Herr Chéruel (mit 17,000 Frcs. Gehalt), ein Nationalfranzose, der von der deutschen Sprache ebensoviel verstand wie der Inspector der Academie für das Departement Nieder-Rhein, Herr Eudes (mit 4500 Frs. Gehalt), d. h. nichts, und der der Ansicht huldigte, Goethe habe in Straßburg die ersten Gedanken zu Werther gefaßt und verarbeitet*), der aber, abgesehen hiervon, als ein kenntnißreicher, wohlgesinnter Mann geschildert wird. Mit Eifer und nicht ohne Erfolg unterstützte er die Versuche des Ministeriums Duruy zur Hebung des Schulwesens, und manche Verbesserung ist unter seinem Rectorat durchgeführt worden. Der Einfluß des Rectors auf die Facultäten ist von keiner großen Bedeutung. Er ist nicht wie in Deutschland die Vertrauensperson des Corpus Academicum, der seine Würde in Folge der Wahl seiner Collegen als Ehrenamt bekleidet, sondern außerhalb des Lehrkörpers stehend ist er ein bloßer Staatsbeamter. Er kann den Berathungen der Facultäten beiwohnen, hat dann den Vorsitz, ohne jedoch ein Stimmrecht zu besitzen. Jeden Monat versammelt er die Decane zu einem Comité de perfectionnement, dessen Sitzungen jedoch, wie es scheint, von keinem erheblichen Resultat bis jetzt begleitet waren. In kleinen Verwaltungsstreitigkeiten über Inscription, Collegiengeld der Studenten u. s. w. hat er ein Entscheidungsrecht. Im übrigen ist seine Aufgabe, Aufsicht zu führen und dem Minister Berichte zu erstatten. Die eigentliche Verwaltung der Facultäten wird nicht von dem Rector geführt, sondern sie hat ihren Sitz in dem Ministerium zu Paris, das in allen Fragen, die einigermaßen Bedeutung haben, und auch in vielen, die keine Bedeutung haben, die Entscheidung nicht aus der Hand geben will.

*) Séance Annuelle de Rentrée de facultés. 1866. Strassbourg. 1867 p. 20.

Bis zu welch unglaublichem Grade dies geht, zeigt die Verwaltung der Bibliothek. Für die Bibliotheken sämmtlicher Facultäten sind im Budget für 1870 7570 Frs. bestimmt. Davon werden 2800 zum Gehalt des Bibliothekars und Unterbibliothekars verwandt, 1370 auf Bureaukosten u. s. w., so daß für den Ankauf von neuen Büchern 1600 Frs. und für das Abonnement von Zeitschriften und Einbänden 1800 Frs. kommen. Diese 3400 Frs. werden jährlich unter die 5 Facultäten vertheilt, jedoch wird vorausgesetzt, daß die Facultäten nicht im Stande sind, die paar hundert Franken richtig zu verwenden, sondern jeden Monat wird die Liste der Bücher, welche die Facultät anzuschaffen wünscht, dem Rector übersandt, derselbe prüft sie und schickt sie mit seinen Bemerkungen in das Ministerium nach Paris, und hier entscheiden die Herrn in dem Bureau natürlich mit viel größerer Kenntniß des Bedürfnisses und des Buches, ob diese große Ausgabe gemacht werden soll oder nicht. Hat ein Professor ein Buch, das er sich nicht selbst anschaffen kann, zu seinen Forschungen nöthig, und hat er gerade einen guten Freund im Unterrichtsministerium, so wird die Sache beschleunigt, und, nachdem er drei Monate seine Arbeiten hat unterbrechen müssen, erhält die Facultät die Ermächtigung, das Buch anzuschaffen. Man halte das nicht für Satire, es ist der wahre Sachverhalt. Und nicht blos in Straßburg, sondern bei allen anderen Facultäten ist es gerade so. Die herrliche städtische Bibliothek, die leider das Opfer der Wiedergewinnung Straßburgs geworden ist, bot für die Dürftigkeit der Academiebibliothek keinen genügenden Ersatz. Sie hatte allerdings ein jährliches Budget von 7000 Frs. für Büchereinkäufe u. s. w., aber sie konnte selbstredend nicht die Bedürfnisse der Professoren und Studenten im Auge haben, sie war die erste Bibliothek für elsässische Geschichte und Literatur, sie war die Bibliothek der Bürgerschaft und der Stadtverwaltung. Daß sie alle neuern Werke von wissenschaftlicher Bedeutung anschaffe, konnte ihr nicht zugemuthet werden, die französischen Facultäten bedürfen keiner Bibliotheken, denn nicht Gelehrte und wissenschaftlich gebildete Beamten sollen sie erziehen, sondern ihre Aufgabe ist es, für das Examen den Studenten reif zu machen. — Selbst nicht über die wenigen Franken, die jährlich dem Decan jeder Facultät für den Einband und die Einrichtung der Facultätsbibliothek zugewiesen werden, darf frei verfügt werden. Vor kurzem kam es vor, daß ein Decan zwanzig Franken für Einbände weniger gebraucht hatte, als im Budget bestimmt war. Er wollte hierfür einige Repositorien, die dringend nothwendig waren, anschaffen; der Rector bekam davon Kunde, schritt sofort ein und erklärte eine derartige Verwendung einer Summe zu Zwecken, zu denen sie nicht durch das Budget bestimmt sei, könne nur durch den Minister vorgenommen werden.

II. Facultät der protestantischen Theologie. Eine ganz eigen-

thümliche Stellung nicht blos in der Academie von Straßburg, sondern unter allen Universitäten Frankreichs nehmen die protestantische Facultät und das protestantische Seminar zu Straßburg ein. Es sind deutsche Oasen in dem französischen Unterrichtswesen. Als durch das Decret vom 30. Floréal des Jahres XI der erste Schritt zur Wiederherstellung der Straßburger Hochschule geschah, wurden der neuen protestantischen Academie die alten Stiftungen der Straßburger Universität zugewiesen und sie der Verwaltung des Directoriums der Augsburgischen Confession zu Straßburg, der obersten Behörde der lutherischen Kirche Frankreichs, unterstellt. Vor allen waren es die großen St. Thomas- und St. Wilhelmstiftungen, welche die materielle Grundlage einer selbständigern Entwickelung dieser wissenschaftlichen Anstalt noch heute bilden. Bei der Gründung der Academie im Jahre 1808 wurde die protestantische Academie in das Seminar verwandelt, dem sich durch Verordnung vom 7. December 1818 eine theologische Facultät anschloß. Jedoch ist letztere durchaus Beiwerk, die wichtigste Anstalt ist das Seminarium, das fast ganz aus eigenen Mitteln sich erhält. Das Seminarium zerfällt in zwei Abtheilungen, die der Philologie und Philosophie, und die der Theologie. Jeder Seminarist muß wenigstens ein Jahr die erste Abtheilung besucht haben, ehe er in die zweite aufgenommen wird. In der ersten erstreckt sich der Unterricht auf die lateinische und griechische Sprache, vergleichende Philologie, hebräische Sprache, alte und neue Geschichte, Geschichte der alten Kunst, Philosophie und Geschichte der Philosophie. In der theologischen Section werden Vorträge gehalten über Exegese des neuen Testaments, christliche Archäologie, praktische Theologie und Symbolik, gemeinsam für beide Sectionen sind die Vorlesungen über Encyklopädie der theologischen Wissenschaften und Exegese des alten Testaments. Zur Uebung wissenschaftlicher Methode bestehen unter Leitung eines Professors eine philologische, eine philosophische, eine theologische Gesellschaft und eine für Kirchengeschichte. Die Vorträge werden theils in französischer, theils in deutscher Sprache gehalten. Die ordentlichen Professoren, deren es 10 gibt, und die außerordentlichen werden auf Vorschlag des Professoren-Collegiums von dem Directorium ernannt. Ergänzend tritt zu dem Seminar die Facultät. Sie besteht aus 6 Professoren, von denen 5 aus der Zahl der Seminarprofessoren ernannt werden auf Vorschlag der Facultät und des Directoriums, einer für den reformirten Cultus auf Vorschlag der reformirten Consistorien Frankreichs. Die Gehälter betragen 4000 und 5000 Frs. Der Decan, seit 1834 der ehrwürdige Bruch, erhält 1000 Frs. Zulage. In dem Schuljahre von November bis August werden Vorlesungen gehalten über lutherische Dogmatik (Bruch vierstündig), Kirchengeschichte (Schmidt, dreistündig), christliche Moral (Lichtenberger, dreistündig), reformirte Dogmatik (Sabatier, dreistündig), Kanzelbe-

redsamkeit (Colani, dreistündig) und Literaturgeschichte des alten und neuen Testaments (Reuß, dreistündig). Fast alle diese Namen haben den besten Klang in der deutschen theologischen Wissenschaft. Colani, seinem Ursprung nach aus Graubündten, und Sabatier sind allerdings Franzosen ihrer Bildung und ihrem Wesen nach. Während die übrigen Professoren ihre Vorlesungen in diesem Winter wieder begonnen haben, haben Colani und Sabatier seit der Capitulation die Stadt verlassen. Die Vorträge an der Facultät wurden sämmtlich in französischer Sprache gehalten. Da in diesem Semester die Studenten aus dem Innern Frankreichs ausgeblieben sind, so hat Reuß seine Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten begonnen. Die Zahl der Studenten betrug 1864—65: 67; 1865—66: 57; 1866—67: 59; 1867—68: 66; 1868—69: 53. Die Studenten gehören der theologischen Abtheilung des Seminars an, während die erste Abtheilung desselben im letzten Jahre 38 Seminaristen zählte.

Bruch und Reuß sind es namentlich, die zu allen Zeiten die Verbindung mit der deutschen Wissenschaft aufrecht erhalten haben, und die immer, ohne zu ermatten, unter Anfeindungen aller Art deutsche Sprache und deutsche Sitte in Wort und Schrift kräftig geschützt und vertheidigt haben. Der männliche Aufsatz von Reuß „Wir reden deutsch!", der zuerst 1838 erschien, ist heute noch im Elsaß unvergessen. Ihnen schließt sich von den jüngeren Professoren des Seminars insbesondere Professor Weber an, dessen Schriften über deutsche Philosophen, über Schelling und Leibnitz, auch in Deutschland gerechte Beachtung gefunden haben. Wenn heute der größte Theil der protestantischen Geistlichen des Elsasses deutsch gebildet und deutsch gesinnt ist, so ist es diesen Männern zu danken, die immer die deutsche Fahne hochgehalten haben, während die oberste Kirchenbehörde in Straßburg sich allerdings durch französische Lockungen in das welsche Lager hat hinüberreißen lassen. Kennzeichnend für den deutschen Charakter der theologischen Facultät ist es, daß Studenten, die von der zweiten französischen protestantischen Facultät in Montauban oder von Genf nach Straßburg kommen, sich in das dortige streng wissenschaftliche Leben vielfach nicht einfinden können. In den jährlichen Rechenschaftsberichten des Decans finden sich häufig Klagen über die Unregelmäßigkeit, mit der jene Studenten den Vorlesungen folgen, und die fremden Sitten, die sie einzuführen suchen (1867 pag. 22; 1869 pag. 25).

Ohne wesentliche Veränderungen werden die theologische Facultät und das Seminar in die neue deutsche Universität übergehen können und unzweifelhaft eine der ersten Stellen unter den deutschen Facultäten der Theologie einnehmen.

III. Die literarische Facultät (Faculté des Lettres). Mit den üb-

rigen 15 literarischen Facultäten zu Aix, Besançon, Bordeaux, Caen, Clermont, Dijon, Douai, Grenoble, Lyon, Montpellier, Nancy, Paris, Poitiers, Rennes und Toulouse theilt die Straßburger das schlimmste Schicksal, das eine Hochschule haben kann — sie hat keine Schüler. Ihr Gebiet sind Philosophie, Philologie (alte und moderne) und Geschichte. Hierfür sind, wie an jeder der 15 Facultäten, fünf Professoren angestellt. Die Facultät hat zwar Aggrégés, meist Professoren der Lyceen, die aber nur Vorlesungen halten dürfen, wenn der Minister einen von ihnen mit Vertretung eines ordentlichen Professors betraut. Für die Vorlesungen besteht ein genaues, auf drei Jahre sich erstreckendes Programm, das von dem Minister festgesetzt ist und strenge eingehalten werden muß. Der freien Wahl bleibt kaum ein Spielraum übrig. Der Professor der Philosophie muß in dem ersten Jahre lesen: Psychologie und Logik, in dem zweiten Theodicee und Moral und in dem dritten Geschichte der Philosophie. Für alte Literaturgeschichte ist folgendes Programm gegeben: erstes Jahr: griechische Literatur bis zur Zeit des Perikles, lateinische Literatur bis zu Augustus; zweites Jahr: griechische Literatur bis Alexander, lateinische im Augusteischen Zeitalter: drittes Jahr: griechische Literatur bis Justinian, lateinische bis zum Untergang des weströmischen Reichs. Aehnliche Programme sind für die Vorlesungen über französische und fremde Literatur und über Geschichte gegeben (Verordnung vom 7. März 1853). In dem Schuljahre 1869—70 wurden in Straßburg folgende Vorlesungen gehalten:

Philosophie, Professor Maurial: Fundamentalfragen der Moral, einstündig. — Geschichte, Professor Fustel de Coulanges: Englische Geschichte, einstündig. — Alte Literatur, Professor Campaux: Geschichte des Naturgefühls bei den Alten, einstündig. — Französische Literatur, Professor Heibal: Geschichte der politischen Beredsamkeit im 17. und 18. Jahrhundert, einstündig. — Fremde Literatur, Professor Bergmann: Die provenzalische und italienische Poesie im 13. und 14. Jahrhundert, einstündig, und Professor Bergmann: Linguistik, einstündig.

Außerdem hielt noch jeder Professor zweistündige sogenannte Conférences nach dem Wunsche des Ministers Duruy, der in seinem großen Bericht an den Kaiser vom 15. November 1868 meinte: „Es kann sich bei uns nicht darum handeln, unsere Facultätsprofessoren zu ebensoviel wöchentlichen Vorträgen anzuhalten, wie an den deutschen Universitäten gelesen werden, aber es wird gut sein, auf die alte Regel von drei Vorlesungen wöchentlich zurückzukommen; die eine würde für das Publikum bestimmt sein, das über Wissenschaft und Literatur sprechen hören will, die beiden anderen für die Studenten, welche eine ernsthafte Vorbereitung für die academischen Grade oder einen stoffreichen Unterricht suchen. Sie werden mit den Professoren

in den Conferenzen bis auf den Grund der Wissenschaften gehen." Um nach diesem Recepte in zwei Stunden wöchentlich bis auf den Grund der Wissenschaften zu gelangen, haben die Professoren in Straßburg Conferenzen eingeführt. Schon hieraus geht hervor, daß sich die literarische Facultät eigentlich mit unseren philosophischen Facultäten gar nicht vergleichen läßt. Nehmen wir eine der kleineren deutschen Universitäten, auf der die entsprechenden Fächer gerade nicht in besonders hervorragender Weise vertreten sind, z. B. Erlangen in dem Wintersemester 1870—71; dort wird gelesen:

Philosophie: Philosophische Encyklopädie, vierstündig. — Religionsphilosophie, zweistündig. — Logik und Metaphysik, vierstündig und zwar von zwei Professoren. — Geschichte der neueren Philosophie. — Pädagogik und Geschichte derselben.

Sprachwissenschaft: Griechische Literaturgeschichte, vierstündig. — Erklärung von Catullus, Tibullus u. s. w., vierstündig. — Pindar's Oden, vierstündig. — Ueber das Privatleben der Römer, vierstündig. — Geschichtliche Grammatik der deutschen Sprache, vierstündig. — Althochdeutsche Sprachdenkmäler, einstündig. — Altnordisch, einstündig. — Dante's Hölle. — Sanskrit Grammatik, zweistündig. — Arabische Grammatik, zweistündig. — Vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, dreistündig.

Geschichte: Griechische Geschichte, dreistündig. — Ueber Quellen der deutschen Geschichte im Mittelalter, zweistündig. — Geschichte der französischen Revolution, vierstündig.

Hierzu kommen noch die vierstündigen, von zwei Professoren geleiteten Uebungen im philologischen Seminar.

Unsere philosophische Facultät dient zur wissenschaftlichen Ausbildung von Gymnasiallehrern und Gelehrten, in Frankreich werden die Professoren der Lyceen in der École normale supérieure zu Paris gezogen, und wer sich allein der Wissenschaft widmen will und kann, geht nach Paris, um dort an den Specialschulen und in der kaiserlichen Bibliothek zu studiren. Das Studentenpersonal für die literarische Facultät fehlt. In Straßburg zählte die Facultät Studenten: 1864—65: 10; 1865—66: 8; 1866—67: 10; 1867—68: 14; 1868—69: 14; es sind nur solche, die den Ehrgeiz hatten, einen academischen Grad zu erlangen. Allerdings sind die Säle der meisten Professoren in der Regel angefüllt; in dem angeführten Berichte sagt der Minister: „die Professoren haben Zuhörer jeden Alters, jeden Standes, welche das Talent der Professoren anzieht, aber auf welche der Lehrer nicht diese dauernde Wirkung ausübt, die allein den fruchtbaren Unterricht ausmacht." In der That sind die Vorlesungen nichts Anderes, als was in Deutschland die populären Vorträge sind. Das Auditorium besteht aus älteren Herren, die ihre Mußestunden angenehm ausfüllen wollen, aus streb-

samen Officieren, aus Damen und aus den Studenten der Rechtsfacultät, die nach dem Decret vom 10. April 1853 zwei Vorlesungen an der literarischen oder naturwissenschaftlichen Facultät gehört oder vielmehr bezahlt haben müssen. Bei dieser Zusammensetzung der Zuhörerschaft ist es begreiflich, daß die Vorträge keinen wissenschaftlichen Character tragen, sie sind meist sehr fein ausgearbeitet, die Form höchst elegant und auf den augenblicklichen Effect berechnet. Denn, da der Professor keine wahren Studenten haben kann, muß er sein Streben dahin einsetzen, ein möglichst großes gemischtes Publicum zu bekommen und zu fesseln.

Die Kosten der Facultät sind nicht erheblich. Die Ausgaben belaufen sich auf 29,550 Fcs. (4 Professoren mit 5500 Fcs., 1 Professor mit 4000 Fcs., der Decan mit 1000 Fcs. Zulage u. s. w.), von denen jedoch etwa 25,000 Fcs. durch Collegien- und Examengelder gedeckt werden.

Die gegenwärtigen Professoren sind, mit Ausnahme des Decans Bergmann, Nationalfranzosen, von denen insbesondere der Professor der Geschichte Fustel de Coulanges durch sein von der Pariser Academie gekröntes Werk La Cité antique auch in Deutschland bekannt geworden ist.

IV. Die naturwissenschaftliche Facultät (Faculté des Sciences). In derselben Lage wie die literarische befindet sich die naturwissenschaftliche Facultät. Auch sie hat keine Studenten. Die Zahl derselben ist minimal, sie betrug 1864—65: 4; 1865—66: 4; 1866—67: 5; 1867—68: 8; und 1868—69: 10. Auch hier ist der Grund derselbe. Die jungen Chemiker, Physiker, Mathematiker, überhaupt die Naturforscher können an den schlecht ausgestatteten, mit wenig Lehrstühlen besetzten Facultäten, außer in Straßburg in Besançon, Bordeaux, Caen, Clermont, Dijon, Grenoble, Lille, Lyon, Marseille, Montpellier, Nancy, Paris, Poitiers und Rennes, die keine genügenden Laboratorien und Sammlungen besitzen, ihre wissenschaftlichen Zwecke nicht erreichen, sie müssen nach Paris und in die verschiedenen Specialschulen gehen. Das Publicum der Vorlesungen an den Facultäten setzt sich in ähnlicher Weise zusammen, wie das der literarischen Facultät. In Straßburg bestehen Lehrstühle für reine Mathematik und Astronomie, für angewandte Mathematik, für Physik, für Chemie, für Mineralogie und Geologie und für Zoologie und Physiologie. In den letzten Jahren wurden mit Nebenvorlesungen über Botanik und Agriculturchemie zwei Aggrégés betraut. Die Vorlesungen sind meist einstündig die Woche, jeder Professor hält noch eine Conferenz, die wie die Conferenzen der literarischen Facultät, die Studenten in die Tiefen der Wissenschaft einführen soll. — Da die medicinische Facultät und die militärische medicinische Schule stark besucht sind, muß es auffallend erscheinen, daß die Collegien über Physiologie und Physik, selbst Chemie, nicht zahlreiche Zuhörer aus der medicinischen Facultät

besitzen. Indessen in Folge einer Bestimmung des Reglements, deren Grund allerdings schwer zu errathen ist, sind in der medicinischen Facultät besondere Lehrstühle gegründet für Physiologie, Chemie und Physik, mit besonderen Laboratorien. Die nothwendige Folge hiervon ist natürlich, daß weder in der naturwissenschaftlichen noch in der medicinischen Facultät die vorhandnen Mittel hinreichen, um die Laboratorien mit Apparaten u. s. w. genügend auszustatten. Die naturwissenschaftliche Facultät kommt allerdings hierbei am schlechtesten weg. Für die gesammten Kosten des Unterrichts in derselben werden jährlich 2800 Fcs. ausgesetzt, von denen 500 Fcs. auf Anschaffung neuer Apparate und Instrumente verwandt werden müssen. Von Zeit zu Zeit erhält eines dieser Laboratorien größere Geschenke von Seiten der Regierung, so das physikalische Cabinet von dem Ministerium Duruy. Aber selbstredend kann hierdurch der Mangel an genügenden Fonds nicht ersetzt werden.

Nicht mit der Facultät in directer Verbindung stehend, aber doch ihr dienend ist das naturgeschichtliche Museum der Stadt (Musée d'histoire naturelle), das im Anfange dieses Jahrhunderts durch Ankauf der großen Sammlung eines Professors, Hermann, gegründet, insbesondere in dem zoologischen Theile sehr reichhaltig ist. Die Stadt verwendet jährlich 1200—1500 Fcs. zu neuen Ankäufen, zu denen eine Privatgesellschaft noch ungefähr 2000 Fcs. hinzugibt.

Die Facultät hat 6 ordentliche Professoren (zwei mit 5500 Fcs., 1 mit 5000 Fcs. und 3 mit 4000 Fcs.) und zwei Aggrégés, denen Vorlesungen übertragen sind. Die Zahl der Lehrkräfte entspricht also ungefähr der, mit welcher die entsprechenden Fächer an den kleinern deutschen Universitäten besetzt sind. Während aber die acht Straßburger Professoren zusammen 15 Collegien und Conferenzen halten, haben z. B. in Giessen die 6 ordentlichen und 3 außerordentlichen Professoren für das Wintersemester 1870—71 22 Collegien angezeigt und die 7 Professoren der Erlanger Universität 21 Collegien. Uebrigens besitzt die Facultät einige sehr bedeutende Kräfte, der Professor der Mineralogie und Geologie, Schimper, kann wohl zu den Sommitäten der Straßburger Academie gerechnet werden. Er ist, soviel wir wissen, ein Deutscher und Vetter des bekannten, vor wenig Jahren verstorbenen berühmten Botanikers.

V. Die medicinische Facultät. Wie in den Zeiten der alten Straßburger Universität, ist auch heute die medicinische die wichtigste unter allen Facultäten, sie ist die einzige, die von dem Staate in würdiger Weise ausgestattet ist, und die sich unseren großen deutschen Facultäten, sowohl was Zahl der Lehrkräfte und Bedeutung derselben, als was Zahl der Studenten anlangt, an die Seite stellen kann. Schon oben ist angeführt worden, daß

nach Auflösung der Universität durch das Gesetz vom 14. Frimaire des Jahres III in Straßburg eine medicinische Schule zunächst für Militärärzte gegründet wurde, die im Jahre 1808 in eine medicinische Facultät verwandelt wurde und noch bis jetzt eine der drei einzigen medicinischen Facultäten Fankreichs bildete; die beiden andern sind in Paris und Montpellier. Von ihnen wird allein der Doctorgrad vergeben, der zur unbeschränkten Ausübung der Heilkunde in Frankreich die Berechtigung gibt. Nach einem höchst eigenthümlichen Systeme bestehen daneben noch 22 medicinische Vorbereitungsschulen (écoles préparatoires de medicine) in den Departements, an welchen die Aerzte zweiten Ranges, die Officiers de Santé ihre Ausbildung empfangen. Sie dürfen nur in dem Departement, für welches sie die Berechtigung empfangen haben, die Heilkunde ausüben und größere chirurgische Operationen nur unter Aufsicht eines Doctors vornehmen, wenn an ihrem Wohnsitze einer vorhanden ist. Die Städte, in welchen diese Vorbereitungsschulen ihren Sitz haben, müssen die Kosten der Anstalt tragen, während die Professoren von dem Staate einen Gehalt von 1500 Fcs. erhalten. Die Studienzeit beträgt 3 Jahre. Eine derartige Einrichtung ist allerdings schwer zu begreifen. Geht man davon aus, daß für die Heilung der Kranken aus ärmeren Classen und der Landbevölkerung, auf welche hauptsächlich die Aerzte zweiten Ranges angewiesen sind, weniger Kenntnisse nothwendig sind, als für Heilung der übrigen Menschheit? Oder kann erwartet werden, daß der Staat für 1500 Fcs. Gehalt einen tüchtigen Professor der Medicin erhält, während ein gewöhnlicher Schreiber in den Präfecturen mehr bezieht? Das Werthverhältniß, das der Staat zwischen diesen Anstalten und den Facultäten selbst ausgerechnet hat, indem er für diejenigen, die sich zum Doctorexamen vorbereiten, 6 Vorlesungen an den Vorbereitungsschulen gleich 4 an den Facultäten setzt, wird häufig genug noch unter dem richtigen Verhältniß bleiben; von der Eigenthümlichkeit einer derartigen Werthschätzung ganz abgesehen.

Was jedoch die Straßburger Facultät betrifft, so ist sie in jeder Beziehung in einer überaus günstigen Lage. Seit 1856 besteht in Straßburg die große militärische medicinische Schule (École du Service de Santé militaire) die unter den neuen Statuten vom 27. April 1864 und unter oberster Leitung des berühmten Sedillot einen großen Aufschwung genommen hat. Ihre Schüler besuchen die medicinischen Collegien und steigern die Zahl der medicinischen Studenten weit über das Doppelte. Die Facultät wurde besucht von

	1864—65	1865—66	1866—67	1867—68	1868—69
Schülern der Militärschule	344	359	351	361	375
andern Studenten	184	204	229	239	256
Summa	528	563	580	600	631

Die Zahl der ordentlichen Professoren beläuft sich auf 16, die der Aggrégés, die mit Vorlesungen betraut sind, auf 14. Der Gehalt der erstern beträgt 5500, der der letztern 1000 Fcs.

Im Winter 1869—70 wurden Vorlesungen gehalten über Anatomie, generelle Pathologie und Geschichte der Medicin, specielle Pathologie, chirurgische Pathologie, Materia medica, Physik, Chemie und über gerichtliche Medicin; im Sommer 1870 über Physiologie, Operationslehre, Geburtshilfe, medicinische Naturgeschichte, specielle Pathologie, pathologische Anatomie, chirurgische Pathologie, Materia medica, Chemie und Gesundheitslehre. Daneben wurden Secir-, geburtshilfliche und chirurgische Uebungen und Conferenzen in großer Zahl gegeben. Für die von Sedillot, Stoltz, Schützenberger, Küß u. A. geleiteten Kliniken bieten die großen Hospitäler Straßburgs reiches Material dar. Das aus der frühsten Zeit des Mittelalters stammende, reich dotirte*) und trefflich eingerichtete Bürgerspital zu Straßburg hat 42 Säle mit 612 Betten; in ihm fanden in den letzten Jahren Aufnahme

1866:	4793	Kranke	mit	184,491	Krankheitstagen	und	365	Todesfällen
1867:	5306	"	"	202,106	"	"	381	"
1868:	5554	"	"	240,002	"	"	420	"

Dazu kommt das große Militärhospital, in dem jährlich 4—5000 Kranke aufgenommen werden, und in dem hauptsächlich die Schüler der École de Service de Santé militaire ihre Studien machen.

Ein neues großes Gebäude wurde 1863—1866 für die Facultät gebaut, das sich jedoch jetzt schon als zu klein für das vorhandene Bedürfniß herausstellt. Die innere Einrichtung wird von Sachverständigen als trefflich gerühmt. Es enthält zugleich das chemische und physikalische Laboratorium der Facultät, sowie die naturgeschichtlichen Sammlungen. Für die Erweiterung der Sammlungen bestimmt das Budget 2260 Fcs., für das chemische Laboratorium 1500 Fcs. Die Gesammtausgaben der Facultät belaufen sich auf 158,055 Fcs.

Der Decan der Facultät, Professor Stoltz, zeigte gegen Ende des Jahres 1870 an, daß mit Neujahr die Vorlesungen wieder aufgenommen werden sollten, wenn die Zahl der sich meldenden Studenten eine hinreichende sei, jedoch konnten nur die klinischen Vorträge eröffnet werden.

Eine Ergänzung der medicinischen Facultät bildet die pharmaceutische Schule (École supérieure de pharmacie), die in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Gegründet durch das Gesetz vom

*) Seine Ausgaben beliefen sich 1868 auf 465,576 Fcs.; die Einkünfte der vereinigten Stiftungen (Hospital, Waisenhaus, St. Markusstiftung) auf 715,566 Fcs.

21. Germinal des Jahres XI wurde sie im Jahre 1835 neu organisirt, und seit 1865 ist sie auch mit einem vollständigen Lehrerpersonal versehen, nämlich drei ordentlichen Professoren, zwei Professeurs adjoints und 3 aggrégés. Die Zahl der Schüler ist seit 1864, seitdem die Schüler der pharmaceutischen Section der militärischen Schule die Vorlesungen besuchen müssen, bedeutend gestiegen. Sie betrug 1864—65: 25; 1865—66: 60; 1866—67: 80; 1867—68: 96 und 1868—69: 88, davon 45 der militärischen Schule angehörten. Die Gesammtkosten beliefen sich im Jahre 1869—70 auf 40,740 Fcs. (Zulage des Directors 1000 Fcs., ein Professor mit 4500 Fcs., zwei mit 3000, zwei mit 1500 und 3 aggrégés mit 100 Fcs. Kosten des Unterrichts 14,470 Fcs.)

VI. Juristische Facultät. Seit 1809 bildet die juristische Facultät, die als Rechtsschule im Jahre XII gegründet war, gemäß dem Decret vom 17. März 1808 einen Bestandtheil der Academie und eine der elf juristischen Facultäten Frankreichs, die übrigen sind in Aix, Caen, Dijon, Douai, Grenoble, Nancy, Paris, Poitiers, Rennes und Toulouse.

Frankreich nimmt in der Rechtswissenschaft eine würdige und ehrenvolle Stellung unbestritten ein. Aber die Vorzüge der französischen juristischen Literatur liegen auf anderen Gebieten wie die der Deutschen. Die geschichtliche Erforschung des Rechts, die historische Darstellung vergangener Rechtszustände und der Nachweis der Entwickelung der bestehenden aus früheren, die philosophische Ergründung der Rechtsbegriffe und Rechtsinstitute, der Zusammenhang des Rechts mit der gesammten Cultur des Volkes — das sind die Aufgaben, deren Lösung die deutsche Rechtswissenschaft als ihre höchsten Aufgaben betrachtet, ja die sie zuerst richtig gestellt hat. Hierin ruhen ihre Ansprüche, die erste Stelle in der Wissenschaft der Gegenwart einzunehmen. Um ihrer Leistungen und Bestrebungen auf diesen Gebieten willen, eilen mit jedem Jahre mehr Ausländer in die deutschen Hörsale, um hier in die Tiefen und in die Methode der Wissenschaft eingeführt zu werden. In Frankreich sind es nur wenige Männer, die den geschichtlichen und philosophischen Forschungen der Jurisprudenz ihre Studien widmen. Vielmehr ist es durchaus die practische Richtung, welche verfolgt wird, und in der die bedeutendsten Leistungen zu Tage treten. Frankreich hat das Glück, seit mehr als sechzig Jahren einheitliche, abgeschlossene Gesetzesbücher zu besitzen, die, wenn sie auch heute vielfach von der Wissenschaft überholt sind, für alle Zeiten Marksteine in der Geschichte des europäischen Rechtes bilden werden. Diese Gesetzesbücher nach allen Seiten hin zu commentiren, ihre practische Anwendung für die Wissenschaft zu verwerthen, die Praxis im Einklang mit ihrer richtigen Auslegung zu halten, sind die Bestrebungen der französischen Rechtswissenschaft im 19. Jahrhundert. Und wer wollte läugnen, daß die

Wissenschaft sich hierdurch große Verdienste erworben hat? An Klarheit und Eleganz der Darstellung, an umsichtiger Behandlung aller Fragen, an Verwerthung der practischen Erfahrung können gerade uns Deutschen die Troplong, Demolombe, Helie, Cormenin u. s. w. als Vorbilder dienen. Die juristischen Facultäten Frankreichs können von diesen Leistungen einen wichtigen Theil in Anspruch nehmen, sowohl durch die literarischen Arbeiten ihrer Mitglieder wie durch die sachgemäße Methode ihrer Vorträge. Wie die ganze Wissenschaft in Frankreich ein rein practisches Ziel verfolgt, so auch die Facultäten. Der Student, der die höhere juristische Laufbahn einschlagen will, muß in dem keineswegs leichten Lizentiaten-Examen, das er nach dreijährigen Studien abzulegen hat, beweisen, daß er die verschiedenen Codes und ihre practische Anwendung genau kennt, alles Uebrige ist Nebensache, und die Aufgabe der Facultäten ist es, zu diesem Examen vorzubereiten. Es müssen deßhalb gelesen werden: die Institutionen Justinian's in zwei Jahrescursen (jeder Curs dreistündig wöchentlich), bei welchen Vorlesungen die Professoren die Legalordnung innezuhalten haben, aber bei der Interpretation die Ergänzungen aus den Pandecten, dem Codex und den Novellen hinzufügen sollen, Code civil (drei Jahrescurse, jeder vierstündig die Woche), Code pénal und Code d'Instruction crim. (ein Jahrescurs, zweistündig die Woche), Code de procédure civile (ein Jahrescurs, zweistündig), Code de Commerce (ein Jahrescurs, vierstündig) und Vorlesungen über Verwaltungsrecht (ein Jahrescurs, dreistündig). Hierfür bestehen in Straßburg 7 Lehrstühle (zwei für römisches Recht, drei für den Code civil, einer für den Code pénal und Code d'Instruction crim. und einer für Verwaltungsrecht). Die Vorträge über Handelsrecht sind einem Aggrégé übertragen. Ein Lehrstuhl für Völkerrecht wurde 1867 aufgehoben. Die Professoren sind in ihren Vorlesungen an ein sehr eingehendes Programm gebunden, das diejenigen Gegenstände, die besonders ausführlich zu behandeln sind, diejenigen, die nur zu berühren sind, und diejenigen, die übergangen werden müssen, genau bezeichnet. Römische und französische Rechtsgeschichte, Staatsrecht, Verfassungsrecht, Völkerrecht, Kirchenrecht, Rechtsphilosophie, Encyklopädie der Rechtswissenschaft u. s. w. sind den Privatstudien überlassen, sie haben weder in das Programm der Vorlesungen, noch in das der Examina Aufnahme gefunden. — Unter den gegenwärtigen Professoren zeichnet sich namentlich Lederlin, Professor des römischen Rechts, durch deutsche wissenschaftliche Bildung aus, derselbe ist der deutschen Sprache völlig mächtig und bewährte sich, als er vor Kurzem vor dem Kriegsgericht in Straßburg in deutscher Sprache eine Vertheidigungsrede hielt, als tüchtiger Jurist. Von den bisherigen Zierden der Facultät, Aubry und Rau, den bekannten Bearbeitern des „Zachariä“, ist letzterer unmittelbar vor dem Kriege nach Paris in den Staatsrath berufen worden,

ersterer wird bei seinem hohen Alter seine academische Thätigkeit fortzusetzen kaum noch geneigt sein.

Die Zahl der Studenten betrug 1864—65: 80; 1865—66: 117; 1866—67: 110; 1867—68: 125 und 1868—69: 123.

Sonderbarerweise sind die Professoren der juristischen Facultät am schlechtesten besoldet von allen Professoren. Während der Decan in den anderen Facultäten 1000 und 1500 Fcs. Zulage erhält, hat er in der juristischen nur 800 Fcs. Das Maximum des Professorengehaltes, das gegenwärtig zwei Professoren beziehen, ist 4000 Fcs., wie in der theologischen Facultät. Jedoch können die Juristen mit den Theologen nicht gleich gestellt werden, weil diese zugleich Professoren des Seminars sind und als solche einen sehr bedeutenden Gehalt, Dienstwohnung u. s. w. genießen. In allen anderen Facultäten ist das Maximum 5500 Fcs., das in der literarischen 2, in der naturwissenschaftlichen 4 und in der medicinischen Facultät den 16 ordentlichen Professoren zukommt. Die anderen Professoren in der juristischen Facultät beziehen 3500 und 3000 Fcs. Allerdings sind die Examengelder, die zum Theil den Professoren zufließen, in der juristischen Facultät etwas größer als in den anderen, ohne daß aber hierdurch der Unterschied auch nur entfernt ausgeglichen werden könnte. Daß heutzutage in einer Stadt wie Straßburg ein höchster Gehalt von 4000 Fcs. für den ersten Professor der Jurisprudenz nicht anständig ist, bedarf keines Nachweises. Hat doch in Deutschland mehr als ein Pandectist in einem Semester eine größere Einnahme allein durch Collegiengelder! Da das deutsche System der Berufungen in Frankreich nicht besteht und die Collegiengelder dem Staate anheimfallen, da von den meisten Studenten das Studium an einer Provinzialfacultät nur als ein Nothbehelf angesehen wird, wenn es ihnen unmöglich ist nach Paris zu gehen, so begreift es sich, daß der Zudrang zu der academischen Laufbahn kein bedeutender ist. Hiermit hängt denn auch die gesellschaftliche Stellung der Professoren zusammen. In Deutschland spielt die Universität selbst in Städten, die nicht in erster Reihe Universitätsstädte sind, wie in Berlin, Leipzig, München, eine wichtige Rolle im öffentlichen Leben, die Professoren bilden ein hervorragendes Element in der Gesellschaft, in Straßburg verschwinden die Facultäten und die Professoren und werden gänzlich in den Hintergrund gedrängt durch Beamtenthum und Kaufmannschaft. Von jener Anhänglichkeit der Bürgerschaft an die Universität, die in ihr den Stolz der Vaterstadt und in ihrer Blüthe zugleich die Blüthe der Stadt sieht, von jener Wechselwirkung von Professorenthum und Bürgerthum, wie es so vielfach bei uns besteht, ist in Straßburg kaum eine Spur zu finden. Dazu trägt auch allerdings viel bei, daß die Facultäten nicht eine Corporation mit Ehren und Rechten bilden, sondern vereinzelt, ohne Zu-

sammenhang unter einander, aber in engster Abhängigkeit von dem Ministerium stehen. Die Professoren werden nicht als Träger der Wissenschaft und Bildung betrachtet, sondern als schlecht besoldete Beamten. —

Aus dieser flüchtigen Skizzirung der Zustände der Straßburger Academie wird wohl unzweifelhaft hervorgehen, daß, wenn in Straßburg eine Hochschule weiter bestehen soll, eine neue deutsche Universität erst geschaffen werden muß. Aber auch über die Vorfrage, ob Straßburg der Sitz einer Universität bleiben soll, wird wohl kaum eine Verschiedenheit der Ansichten sich geltend machen. Die deutsche Universität muß der Centralpunkt werden, von dem aus sich deutsche Wissenschaft und Bildung, deutsche Gesittung und Anschauungsweise über das Elsaß verbreiten. Wenn sich die Blüthe der elsässischen Jugend um die Lehrstühle deutscher Meister schaart und von ihnen der deutschen Wissenschaft zugeführt wird, dann wird bald auch ihre Gesinnung und ihr Patriotismus ein deutscher werden. Deutsch gebildete Geistliche, Aerzte, Advocaten und Lehrer werden den Kern einer deutsch gesitteten und deutsch gesinnten Bevölkerung bilden. Wenn irgendwo die deutsche Wissenschaft Gelegenheit und Veranlassung hat, ihre moralische Macht zu zeigen, so ist es hier. Und daß sie dieser Aufgabe gewachsen ist, dürfen wir überzeugt sein. Was die Kraft der Schwerter und das Genie der Feldherrn gewonnen, die Kraft der Wissenschaft und der sittliche Ernst ihrer Jünger wird es Deutschland eigen zu machen verstehen. Denn der Einfluß der Universität wird nicht auf die engen Kreise der wissenschaftlich Gebildeten beschränkt bleiben. Er wird unfehlbar weiter und weiter dringen und alle Schichten der Gesellschaft erreichen. Mit der Achtung vor der deutschen Wissenschaft und Cultur wird sich die Achtung vor dem Volke und das stolze Gefühl, ihm anzugehören, verbinden. Nicht blos Hypothesen sind es, die wir aufstellen. Nichts hat in den Rheinlanden so wirksam für Preußen und Deutschland Propaganda gemacht, wie die Universität Bonn, und wie mit vollem Rechte vor drei Jahren die ganze Provinz das funfzigjährige Stiftungsfest der Universität als ein Fest der Provinz mitfeierte, so wird auch in aber fünfzig Jahren das ganze Elsaß die Stiftung der „Alma mater Guilelmina" mitfeiern als einen Ehrentag des ganzen Landes.

Gerade die Stiftung Bonns gibt uns die Zuversicht, daß Kaiser Wilhelm, den Traditionen seines Hauses getreu, nachdem sein Volk unter seiner Führung die herrlichsten Siege mit den Waffen errungen, in dem neu gewonnenen Lande der Wissenschaft eine feste Burg gründen wird. Die Stiftung einer deutschen Universität muß den Schlußstein in der Reihe jener großartigsten Thaten, die Deutschland je vollbracht hat, bilden. An die Stelle der französischen Academie und der vereinzelten Facultäten wird eine Universitas Literarum treten, eine selbständige Corporation, in die einzelnen

Facultäten gegliedert, mit Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten. Wir bekennen uns offen zu der Ansicht, daß die heutigen Einrichtungen der deutschen Universitäten im Großen und Ganzen einer Reform nicht bedürftig sind, daß also die Straßburger Universität durchaus nach dem Muster der bestehenden zu bilden sei. Vor Allem ist dazu nöthig, daß die Anstalt mit den nöthigen Mitteln ausgestattet werde, und zwar in reichlichem Maaße. Eine Universität in Straßburg kann ihre Zwecke nach jeder Richtung hin nur erfüllen, wenn sie wenigstens auf der Höhe von Bonn oder Göttingen steht. Die kleinen deutschen Universitäten mögen in historischen und landschaftlichen Verhältnissen die Berechtigung ihrer Fortexistenz haben, eine neue kleine Universität zu gründen, kann kein Grund vorliegen. Je schwieriger die Verhältnisse im Elsaß in den ersten Zeiten sein werden, um so nothwendiger ist es, neue bewährte Männer von bedeutendem Rufe auf die Lehrstühle zu berufen. Das kann selbstverständlich nur mit Aufwendung großer Mittel erreicht werden. Wir haben gesehen, daß fast alle Universitätsanstalten sich in einem überaus dürftigen Zustand befinden. Hier sind großartige Neuschöpfungen dringend geboten. Der Fond für die neue Bibliothek, die nur eine Universitätsbibliothek werden kann und darf, muß reichlich bemessen werden; es kommt darauf an, sie sobald wie möglich in den Stand zu setzen, den Bedürfnissen aller Facultäten zu genügen. Wenn auch jetzt große Sammlungen für die Bibliothek zu Stande kommen, so sind diese Sammlungen eben doch nicht systematisch gemacht; die Lücken, die nothwendiger Weise vorhanden sein werden, gilt es auszufüllen. Durch den Brand der Stadtbibliothek haben Straßburg und die Wissenschaft Schätze verloren, die nicht zu ersetzen sind. Eine großartige neue Bibliothek zu schaffen, ist eine Ehrenpflicht, der sich Deutschland nicht entziehen darf und wird. Um dies zu erreichen, müssen in den ersten Jahren der Bibliothek außerordentliche Mittel zu Gebote gestellt werden, und darf das ordentliche Budget, das auch für künftighin festgestellt wird, nicht karg bemessen sein. —

Um der neuen Universität die Selbständigkeit zu ermöglichen und ihrer Selbstverwaltung eine sichere, materielle Basis zu geben, wäre es höchst wünschenswerth, wenn nicht nur durch jährlich zu bewilligende Staatsgelder die Anstalt unterhalten wird, sondern wenn ein Universitätsfond gegründet wird, der von dem Senat verwaltet und zu den Stiftungszwecken verwandt werden muß. Hierbei wird denn auch die Frage entstehen, ob die großen protestantischen Stiftungen, die gegenwärtig noch vorhanden sind, der Universität zur Verwaltung nicht zurückzugeben seien. Die fünf großen Stiftungen haben jährlich einen Reinertrag von 201,000 Fcs. Es sind Stiftungen der alten protestantischen Universität, und sie waren für die Zwecke sämmtlicher Facultäten bestimmt. Nach Auflösung der Universität wurden sie durch das

Decret vom 30. Floréal des Jahres XI (Art. 2) der protestantischen Academie übergeben, die, wie oben erwähnt, 1808 in das Seminar verwandelt wurde.*) Die ganzen Einkünfte werden gegenwärtig für das protestantische Seminar und das protestantische Gymnasium verwandt, abgesehen von einigen Stipendien für Juristen und Mediciner. Es würde jedenfalls einer genauen Untersuchung werth sein, ob diese Stiftungen, die ursprünglich für die Universität bestimmt waren und nach Auflösung derselben durch eine Bestimmung des Staatsoberhauptes der Verwaltung einer neuen Anstalt anvertraut worden sind, nicht jetzt nach Neugründung einer Universität ihrem alten, ursprünglichen Zwecke und mit voller Wahrung ihres rein protestantischen Charakters zurückgegeben werden müßten. Doch müssen wir uns hier begnügen, diese Frage angeregt zu haben; zu ihrer Lösung bedürfte es genauerer und sehr weitläufiger Untersuchungen über die rechtlichen Verhältnisse und Schicksale jener Stiftungen.

Jedenfalls aber würden wir es mit Freuden begrüßen, wenn die neue Universität vom Staate und von Privaten mit eigenem Vermögen und Stiftungen ausgestattet wird. Auf der Basis einer materiellen Selbständigkeit und Selbstverwaltung wird sich hier, wo die französische Centralisation und Büreaukratie schon so tiefe Wurzeln gefaßt hat, die Universität leichter und sicherer eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben erringen und ihren hohen Aufgaben gerecht werden. —

Was die einzelnen Facultäten betrifft, so wird die protestantische Facultät am meisten auf dem vorhandenen Material sich aufbauen können. Doch wird sich die Nothwendigkeit ergeben, das Verhältniß zwischen Facultät und Seminar anders zu gestalten. Gegenwärtig ist erstere nur ein Annex des letzteren. Die deutsche academische Freiheit, die doch auch den angehenden Theologen nicht vorenthalten werden kann, verlangt, daß der Schwerpunkt des academischen Lebens und Studiums in der Facultät und nicht in dem Seminar liege. Die sog. theologische Abtheilung des Seminars kann fast durchweg in die Facultät gezogen werden, und wenn das etwas klösterliche und abgeschlossene Leben, in das sich gegenwärtig die theologischen Studenten, die fast sämmtlich in dem Seminar wohnen müssen, zu fügen haben, durchbrochen wird und die Studenten mehr in Berührung kommen mit dem frischen Strom des deutschen academischen Lebens, so wird die Kirche davon sicherlich keinen Schaden haben, für die künftige Generation der elsässischen Pastoren aber nur Nutzen daraus entstehen.

---

*) Decret vom 30. Floréal XI Art. 2: Les fondations de l'Académie etc. sont affectées à cette Académie protestante. Art. 3: Les changes, dont ces fondations étaient grevées précédemment, continueront à être aquittées.

Von wichtigem Vortheile würde es sein, wenn der protestantischen Facultät eine katholische zur Seite gestellt werden könnte. Es wäre dadurch wenigstens die Möglichkeit geboten, die heranwachsende katholische Geistlichkeit an die Luft der modernen Bildung zu gewöhnen, der Einseitigkeit der mittelalterlichen Ideen und Anschauungen, in denen sie gegenwärtig in den Seminarien erzogen werden, ein Gegengewicht zu geben, und sie wenigstens theilweise davor zu bewahren, daß sie sich der extremen ultramontanen Richtung, ohne auch nur zu schwanken, hingebe. Der Staat würde sich wenigstens ein Mittel bewahren, um auf die Bildung der von ihm besoldeten Geistlichkeit einen Einfluß auszuüben. Indeß fürchten wir, daß die Gründung einer katholisch-theologischen Facultät außer dem Bereich der Möglichkeit liegt. Zwar bestehen einige katholische Facultäten in Frankreich, jedoch mehr dem Namen nach, als daß sie irgend eine Wirksamkeit ausübten. Sie werden von der katholischen Kirche als nicht vorhanden betrachtet; obgleich sie academische Grade vertheilen können, so werden dieselben von der Kirche nicht anerkannt. Gemäß den Bestimmungen des Concils von Trient haben die Bischöfe nach dem Concordat von 1801, Art. 11, das Recht, in ihrer Diöcese ein Seminar zu errichten, und in diesem werden die Geistlichen erzogen und gebildet. Die Bischöfe ernennen die Directoren und Professoren desselben und setzen sie ab, ohne daß dem Staate irgend ein Einfluß zustände. Der gesammte Unterricht steht allein unter Aufsicht und Leitung des Bischofs (Decret vom 17. März 1808, Art. 3). Befindet sich an dem Orte des Seminars auch eine katholische Facultät, und ist an derselben gerade zufällig ein Professor angestellt, der mit dem Bischof befreundet ist, und über dessen Ultramontanismus kein Zweifel bestehen kann, so dürfen die Seminaristen nicht sich als Studenten einschreiben lassen, um bei ihm zu hören, sondern sie erhalten die Erlaubniß, als auditeurs bénévoles seine Vorlesungen zu besuchen. Deshalb gibt es in Frankreich wohl katholische Facultäten, aber keine Studenten. Die Vorlesungen kommen an den Facultäten nur in dem eben angegebenen Falle zu Stande, oder aber, wenn der Professor als bedeutender Redner bekannt ist und seine Vorlesungen wie öffentliche Vorträge betrachtet und von dem gebildeten Publikum der Stadt besucht werden. Wollte man in Straßburg den Versuch machen, eine katholisch-theologische Facultät zu gründen, so würde sie sicherlich demselben Schicksale verfallen. Seit dem Jahre 1848 ist bekanntlich von Rom aus ein Kampf gegen die theologischen Facultäten Deutschlands ununterbrochen geführt worden, der seit dem Vaticanischen Concil von 1870 eine neue Heftigkeit erlangt hat. Gegen die Neugründung einer Facultät würde man sich im Vatican und in dem bischöflichen Palaste zu Straßburg mit äußerster Energie wehren. Sollte versucht werden, den Besuch der Facultät durch indirecte Zwangsmaßregeln

zu erzwingen, wie z. B. durch die Bestimmung, daß kein Geistlicher vom Staate Gehalt erhält, der nicht eine bestimmte Zahl von Collegien an der Universität gehört hat, so würde dadurch ein Conflict zwischen Staat und Kirche hervorgerufen, der in diesem Augenblick nur dem ersteren zum Unheil gereichen könnte. —

Ganz neu gegründet wird die philosophische Facultät werden müssen, nur dürfte die Beibehaltung der Trennung in zwei Facultäten, in die eigentlich philosophische und in die naturwissenschaftliche Facultät, begründet sein, wie dies ja auch an mehreren süddeutschen Universitäten der Fall ist. Die Zusammenschweißung der verschiedenartigsten Wissenschaften, die unter einander gar keine Verbindung haben, in eine Facultät ist an den alten deutschen Universitäten nur historisch zu erklären, und wenn bis jetzt die Trennung an den meisten Universitäten noch nicht durchgeführt worden ist, so ist die vis inertiae zum größten Theil daran Schuld; durch die Trennung in eine philosophische und eine naturwissenschaftliche Facultät wird die selbstständige Entwickelung jeder einzelnen nur gefördert. Eine Verbindung der philosophischen und der Naturwissenschaften zu einer Facultät an einer neuen Universität würde nur die Nachahmung eines Zopfes des deutschen Universitätswesens sein, den man in Deutschland schon längst hätte abschneiden sollen. Für beide Facultäten werden große Mittel aufgewandt werden müssen, um sie auf die Höhe der deutschen Facultäten zu bringen. Die Zahl der Lehrstühle wird wenigstens verdoppelt werden müssen, mit der Errichtung von großen, den Ansprüchen der Wissenschaft Genüge leistenden chemischen und physikalischen Laboratorien muß sofort vorgegangen werden, die naturwissenschaftlichen Sammlungen sind zu ergänzen und zu vervollständigen, eine archäologische und kunstgeschichtliche Sammlung (Gypsabgüsse) ist zu gründen, philologische und historische Seminarien einzurichten und auszustatten. Vor Allem ist auch ein Lehrstuhl für Volkswirthschaft zu errichten, eine Wissenschaft, für die in Frankreich, und zwar erst seit wenigen Jahren, nur zwei Lehrstühle bestehen, der eine am Collège de France und der andere an der juristischen Facultät zu Paris. Obgleich der Minister Duruy in seinem Bericht an den Kaiser von 1868 diese Lücke anerkannt und lebhaft beklagt hat, so ist doch auch seitdem nichts geschehen, um sie auszufüllen. Die juristische Facultät Straßburg hat schon mehrere Male in ihren Jahresberichten auf die Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Einführung der Volkswirthschaft in den Kreis der academischen Wissenschaften nachdrücklichst hingewiesen, aber trotz Minister und Facultät konnte das Napoleonische Kaiserreich nicht so viel Mittel erübrigen, um in Straßburg eine neue Professur zu gründen. — Die Reorganisation der juristischen Facultät selber wird insbesondere der Rechtsgeschichte und den Staatswissenschaften zu ihrem Rechte ver-

helfen müssen. Von großer Wichtigkeit halten wir es, daß gerade die Staatswissenschaften in Straßburg eine hervorragende Stellung in der juristischen Facultät einnehmen. Den rein idealistischen und Phantomen nachstrebenden Theorien über Staat und Gesellschaft, wie sie heutzutage den größten Theil der französischen Studentenwelt beherrschen, wie anderer Seits dem allein auf das Brotstudium gerichteten Sinne, muß eine gesunde, auf Erkenntniß des wirklichen Staatslebens beruhende Staatswissenschaft entgegentreten. Ja, wir halten eine stärkere Vertretung der Staatswissenschaften, als sie an den meisten deutschen Universitäten besteht, gerade in Straßburg für dringend geboten. Kürzlich hat Lorenz Stein in energischen Worten, bei denen allerdings gar manche Uebertreibung unterläuft, darauf hingewiesen, daß noch immer unsere academische Rechtswissenschaft sich allzusehr von dem gegenwärtig bestehenden öffentlichen Rechtszustande abwendet und die Staatswissenschaften als Nebensache behandelt. Nicht ohne Wahrheit sagt er, daß der Fachjurist an seinen Universitäten Alles lernt, nur nicht das, was er am nöthigsten braucht, das wirkliche Leben der menschlichen Gemeinschaft und seine Anstalten und Bedürfnisse, daß die Zeit kommen müsse und werde, wo das öffentliche Recht dieselbe Stelle an den Universitäten einnehmen werde, welche das öffentliche Leben allmählig im deutschen Volke einnimmt. Wenn der neuen Universität neben ihren wissenschaftlichen Aufgaben auch eine politische zugetheilt werden muß und zugetheilt wird, dann ist es von großer Bedeutung, daß der elsässische Student schon auf der Universität in das Leben des deutschen Staates eingeführt und ihm durch die Wissenschaft Verständniß der staatlichen Entwickelung Deutschlands gegeben wird. Vorzugsweise von diesem Standpunkte aus ist auch die Beibehaltung des gegenwärtig bestehenden Lehrstuhls für Verwaltungsrecht zu wünschen. Erst mit Kenntniß der Verwaltung und ihres Organismus kann das Staatsleben und seine Functionen erforscht und begriffen werden. Allerdings ist die wissenschaftliche Verarbeitung des Verwaltungsrechts in Deutschland noch im Beginne, die Ueberlegenheit der französischen Rechtswissenschaft auf diesem Gebiete ist anerkannt, Straßburg aber ist gerade der Ort, wo die deutsche Wissenschaft am geeignetsten sich die Vorzüge der französischen anzueignen vermag.

Die medicinische Facultät wird die sehr große Anzahl von Studenten, deren sie sich gegenwärtig erfreut, kaum beibehalten können. Voraussichtlich wird die militärische ärztliche Schule (École du Service de Santé militaire) aufgehoben werden und für das eingetretene größere Bedürfniß an Militärärzten das Friedrich-Wilhelmsinstitut in Berlin eine entsprechende Vergrößerung erhalten. Indeß bei den trefflichen, großartigen Spitälern Straßburgs und bei der Besetzung der Lehrstellen mit tüchtigen Kräften wird die Facultät immer eine große Zahl von Studenten anziehen. —

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, ein Budget der neu zu gründenden Universität zu entwerfen, doch eine Schätzung der Gesammtausgaben auf 200,000 Thaler jährlich wird kaum zu hoch gegriffen sein. Davon aber sind wir überzeugt, wenn irgend eine Ausgabe productiv ist, so wird es diese sein. Durch die Universität wird die festeste Brücke geschlagen zwischen den gebildeten Classen des Landes und Deutschland. Der Besuch aller Facultäten wird, unter der Voraussetzung einer genügenden Ausstattung der Universität, voraussichtlich ein sehr bedeutender werden. Wie viele Studenten werden angelockt werden durch das Streben, die wiedergewonnenen Provinzen des deutschen Reiches kennen zu lernen! wie viele werden sich angezogen fühlen durch die so höchst merkwürdige Mischung deutscher und französischer Elemente in Straßburg! selbst die leichte Gelegenheit, in der französischen Sprache sich auszubilden, wird, wie im vorigen Jahrhundert, so auch in diesem gar manchen jungen Mann in das schöne Elsaß führen. Wie die Goethe'schen Erinnerungen die Liebe und Anhänglichkeit des Mutterlandes an die verlorene Provinz wach gehalten haben, wie kaum etwas Anderes, so werden sie auch vor Allem der studirenden Jugend die Stadt und die ganze Landschaft in poetischem Glanze erscheinen lassen. In dem Zusammenleben der elsässer und deutschen Studenten werden bald die trennenden Unterschiede verschwinden, und schon nach kurzer Zeit wird das „schwarz-weiß-rothe Band" auch die Brust gar manches elsässischen Studenten umziehen. Zwar hegt jetzt schon der Straßburger Spießbürger, der die deutschen Universitäten nur aus den Reisebeschreibungen französischer Feuilletonisten kennt, Besorgniß vor den rohen und ungeschlachteten Studentensitten, welche die deutschen Studenten nach Straßburg verpflanzen werden, aber diese Besorgniß wird bald schwinden, und der heitere und lebensfrohe Straßburger wird binnen Kurzem sich mit der Lebensfreudigkeit und selbst dem Uebermuthe des deutschen Studentenlebens versöhnen.

Möge das Schicksal dem ruhmreichen Kaiser es bald vergönnen, nachdem er durch einen ehrenvollen Frieden Deutschlands Macht und Deutschlands Ehre sicher gestellt hat, den alten Sitz der Wissenschaften wieder aufzurichten und damit für alle kommenden Geschlechter das edelste Denkmal zu setzen jener großen Zeiten, die wir mitzuerleben begnadigt sind! Lg.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Der Umschwung der Volksstimmung. Aus Altbaiern. Die plötzliche und tiefgreifende Umgestaltung der politischen Verhältnisse des deutschen

Volkes dürfte sich vielleicht, in allen ihren Consequenzen, bei keinem der süddeutschen Bruderstämme so fühlbar gemacht haben und noch mehr in Zukunft fühlbar machen, als bei dem altbairischen. In Hessen, in Baden, in Schwaben, auch im nördlichen Baiern pulsirte längst schon mit kräftigem Schlag deutsch-nationales Leben, — nicht so in Altbaiern, das unter dem Einfluß eines fremden Princips stand. Auf dieser Hochebene herrschte römische Malaria, die böse Sumpfluft des Südens, vergiftend den Hauch nationalen Lebens. Altbaiern macht nicht, wie jene Bruderländer, gleichsam nur den letzten Schritt in's neue Reich, sondern vielmehr den ersten, und in Wahrheit sind es der Kinder drei, welche die Mutter Germania zurück erhält: Elsaß, Lothringen und Bavaria. Wohl war in allen Südstaaten die politische Haltung lange Zeit hindurch unsicher und schwankend. Die politische Magnetnadel irrte unstät und planlos in allen Richtungen der Windrose umher; allein kaum hatte Preußen mit Entschiedenheit die Bahn seines nationalen Berufes wieder betreten, so nahm jene sofort, dem Naturgesetz folgend, ihre Richtung nach Norden. In Baiern dagegen war der Magnet nicht von jenem unbestimmten Schwanken ziellos hin- und herbewegt, sondern, dem Naturgesetz zuwider, sahen wir ihn mit nur allzu deutlich erkanntem Ziel nach Süd gerichtet, und seine Bewegungen beschränkten sich lange Zeit hindurch nur darauf, bald nach Rom, bald nach Wien zu deuten. Dank den consequenten Bemühungen unserer Ultramontanen war der Stamm der Bajuvaren dem nationalen Interesse entfremdet worden, und das ist es, was ihm die politische Neugestaltung des Vaterlandes mehr als Anderen fühlbar machen muß.

Wir sagen nicht, daß das Volk im Herzen, im Gemüth dem deutschen Vaterlande gänzlich fremd gewesen wäre, aber die Stimme der Natur konnte unter jenen Einflüssen nicht zum Durchbruche kommen. Zudem trugen ein beschränkter Sinn, schwerfälliges, störrisches Wesen, das Gefühl geistiger Abhängigkeit, mit welchem gleichwohl particularistische Selbstüberschätzung Hand in Hand ging, das ihrige dazu bei, die Kluft zwischen Nord und Süd immer mehr zu erweitern, so daß endlich der Preuße dem Altbaiern so verhaßt und fremd gegenüberstand, wie es — wir sagen nicht zu viel — sein erklärter Feind kaum hätte sein können. So unglaublich es scheint, so ist es doch nur die volle Wahrheit, daß man noch vor wenigen Jahren in bürgerlichen Kreisen Altbaierns in einer völligen Unkenntniß der Zustände Preußens befangen war und die crassesten Vorurtheile hegte. Hörte man vollends Meinungen über Berlin und seine Bevölkerung äußern, so unterschieden sich diese kaum in etwas von denen, welche die Flaneurs der Pariser Boulevards noch zu Anfang des Krieges über die Berliner aufzutischen pflegten.

Diesem unnatürlichen Verhältniß konnte nur durch die persönliche Be-

kanntschaft, wie sie in weitester Ausdehnung durch die Truppen im Felde herbeigeführt ward, ein Ende gemacht werden. Die Söhne Germania's kamen, sahen und siegten nicht nur, sondern sie lernten sich auch kennen und schätzen. Mächtig aber war der Rückschlag, welcher von der Verbrüderung im Felde auf das Herz des Volkes selbst erfolgte und zumal des altbairischen, des durch Lug und Trug bethörten Opfers römischer „Patrioten". Es hatte nur der ersten Waffengemeinschaft seiner Söhne mit den nordischen Brüdern bedurft, um mit Eins das falsche Lügengewebe zu zerreißen und die schwach lodernde Flamme nationalen Lebens auch im Volke selbst wieder anzufachen. — Allein wie stark zugleich der Gegenzug von der anderen Seite, wie schwer die Krisis war, welche Baiern durchzumachen hatte, das zeigten recht deutlich die Kammerverhandlungen über die Verträge. Was man im ganzen übrigen Deutschland mit patriotischer Begeisterung in zwei oder drei Tagen erledigt hatte, dazu brauchte man in München eben so viele Wochen. Es war eine schmachvolle, traurige Zeit. Die Geschichte derselben zu schreiben, bleibt einer späteren Zeit überlassen, doch darf man vielleicht schon jetzt der Vermuthung Raum geben, daß die neueste Wendung der Dinge in Oesterreich ihren Schatten hierher vorausgeworfen und den zähen Widerstand unserer „Patrioten" wesentlich erhöht hatte. Wie nun endlich der harte Kampf noch seinen befriedigenden Ausgang fand, auch dies möchte in unseren Tagen noch nicht völlig aufgeklärt sein. Gewiß haben es die gut gemeinten Reden unserer Liberalen nicht allein bewirkt; denn dem Gegner, zum mindesten den Führern der Patriotenpartei, fehlte es ja nicht an Einsicht, sondern an gutem Willen. Wir sind auf das Bestimmteste überzeugt, daß auch in diesem Fall der Segen von „oben" kam. Die entschiedene Haltung des Königs, wie sie während der Verhandlungen wiederholt und noch ganz kurz vor dem entscheidenden Momente der Abstimmung ganz unzweideutig in dem Brief an den Erzbischof hervortrat, hat sicher das Beste hierin bewirkt. Zumal dieser Brief wirkte niederschlagend auf den Eifer unserer patriotischen Heißsporne, und einzelne derselben zogen darauf hin sofort ihren Namen von der Liste der Verschworenen zurück. Nur an dem Ausfall dieser wenigen Stimmen hing bekanntlich der glückliche Erfolg der Verhandlungen. Und wahrlich, es stand nichts Geringes auf dem Spiel! Wohl konnte man sich, was Baiern betrifft, damit trösten, sein Eintritt in das neue Reich sei nur eine Frage der Zeit, der nächste Landtag werde dennoch zu diesem Ziele durchdringen, — bedenkt man aber die äußerst schwierige Situation jener Tage, erwägt man, wie damals, noch so fern dem Frieden, ein eclatantes Scheitern der Einigung Deutschlands ermuthigend auf den Widerstand Frankreichs und nicht minder ermuthigend auf die Haltung unserer ehrenwerthen Neutralen hätte wirken müssen, so konnte immerhin der ungünstige Ausgang

jener Verhandlungen verhängnißvoll werden. — Somit dürfte sich vollkommen bestätigt haben, was schon vor mehreren Jahren Richard Wagner in einem Brief an den Verfasser dieser Zeilen schrieb: Sehen wir den jungen König nur erstarken, so können wir sagen: Heil Deutschland!

Wie aber jener Kampf und Sieg hart war, so wirkte um so lebhafter beim Volk die frohe Kunde von dem endlichen Erfolg. Die Freude war, außer in den Kreisen der „Patrioten", allgemein, und sie harrte nur einer Gelegenheit, um in lauten Jubel auszubrechen. Diese bot sich bei der Siegesnachricht von der Capitulation der feindlichen Hauptstadt, deren Feier auf den zweiten Februar festgesetzt war. Es trägt wesentlich zur Charakteristik hiesiger Zustände bei, mit wenigen Worten auf jenes Fest zurückzukommen. Wohl mochte dasselbe als eine Friedensfeier damals etwas voreilig erscheinen; allein es war eben nicht die Friedenshoffnung allein, welche gefeiert ward, sondern vor Allem war es der nun gesicherte Eintritt in den deutschen Reichsverband. Und das gab dem Feste seine eigenthümliche Bedeutung, die es unter den oben bezeichneten Umständen auch nur in München haben konnte; es war ein Fest der Wiedergeburt. Einen schöneren Lichtmeßtag als den des Jahres 1871 sah München nie und wird ihn auch nie wieder sehen. Schien es doch nicht anders, als strahle die neuverjüngte Sonne an diesem Tag nur wie ein Abglanz desjenigen Lichtes, das am geistigen, am politischen Horizont des Volkes aufgegangen war. Die ganze Stadt, deren einförmiges Leben sonst nur während der Bocksaison in höherem Grade erregt zu sein pflegte, hatte sich in das ungewohnte Festgewand geworfen. Nach dem Siegesdonner der Kanonen stimmten die großen Domglocken von den Frauenthürmen herab das Festgeläute an, und das waren andere Klänge als am 9. December des Jahres 69, wo dieselben Glocken den Beginn des römischen Concils feiern mußten! Besonders hervorzuheben aber ist der Umstand, daß man lebhaft empfand, wie dieses Fest aus der innigsten und allgemeinsten Theilnahme aller Schichten der Bevölkerung hervorgegangen war. Da war auch nicht das kleinste, ärmlichste Häuschen der entlegensten Vorstadt, das nicht in allerlei Schmuck und Lichterglanz Versuche gemacht hätte, ohne nur im Geringsten auf vorüberziehende Bewunderer seiner Herrlichkeiten zählen zu können. — Sieht man in Rom bei festlichen Gelegenheiten die Peterskirche in unendlichem Lichterglanz erstrahlen oder die Obelisken gleich Flammensäulen gen Himmel ragen, so steht man staunend und überwältigt von der Größe des Anblicks. Innigere Freude aber mußte man empfinden, wenn man an jenem Abend durch die Straßen der bairischen Hauptstadt wandernd, bei einem Fest von der nationalen Bedeutung wie dieses war, eine solche Theilnahme seitens einer ganzen Bevölkerung wahrnahm. Wer in der Flammenschrift der reich geschmückten Häuser zu lesen verstand, dem leuchtete überall in dem sonst so

dunkeln, damals aber glanzerfüllten Monaco Monacorum das freudige Bewußtsein entgegen, daß ein neues Leben eingezogen sei, daß das ganze politische Dasein eine neue Grundlage und Richtung gewonnen habe. Und was die heiteren Feierstunden versprachen, hat der ernste Wahltag wenigstens zum Theil erfüllt; nur Niederbaiern und vor Allem Oberpfalz übertreffen durch die Verhältnißzahl ihrer ultramontanen Wahlen noch das hochcultivirte preußische Rheinland, das auch zu unserem Erstaunen seine blühende Gestalt in den schwarzen Priestermantel einhüllt. Auf die bairischen Wahlen selbst und die Gründe ihrer provinziellen Verschiedenheit kommen wir ein andermal zurück. G. W.

Feste und Reichstagswahlen in Schwaben. Aus Stuttgart. Eine Festwoche liegt hinter uns, reich an schönen und erhebenden Eindrücken. Eine volle Festwoche — nicht als ob das Programm der Feierlichkeiten, was doch des Guten mehr als billig gewesen wäre, auf sieben Tage vertheilt worden wäre. Aber indem nach der Kunde vom Abschluß des Friedens das eine Städtchen sich nicht genug beeilen konnte, durch Böllerschießen, Umzug, Festrede und Illumination seine Freude an den Tag zu legen, andere aber erst nach mehr oder weniger gründlichen Vorbereitungen zu diesem Werke schreiten wollten, so zumal in der Haupt- und Residenzstadt, welche erst am 7. und 8. März ihre Festtage hielt, und da noch überdies in diese Zeit die ersten Reichstagswahlen, sodann die Rückkehr des Königs Karl aus Versailles und endlich gar das Geburtsfest des Landesvaters fiel, das gleichfalls von der großen Zeit erhöhten Glanz empfing, so ist es kaum übertrieben, zu sagen, daß Schwaben acht Tage lang aus dem Festjubel gar nicht herauskam. Erwägt man die bewegenden Gedanken, welche überall den Freudenkundgebungen zu Grunde lagen, so wird man es nicht schelten wollen, daß das schwäbische Volk so rückhaltlos seinen Empfindungen sich hingegeben hat. Von ganzem Herzen wurde der wiedergewonnene Friede begrüßt, mit Stolz und warmem Danke dachte man der Armee, die so Großes gethan, und deren Contingent wir bald als heimkehrende Sieger bekränzen dürfen. Aber vor allen Empfindungen schlug doch diejenige durch, daß wir wieder ein Volk geworden, daß Reich und Kaiserthum wieder aufgerichtet worden sind. Es kann nicht geläugnet werden, daß es einige Zeit gebrauchte, bis man sich darauf besann, welch herrliche Güter damit der Nation gewonnen sind, und während des andauernden Krieges wollte ein freudiger Ausdruck dieses Gefühls nicht so recht gelingen. Jetzt aber, da der Friede erstritten ist, der die Früchte der Siege sichert, brach jenes Gefühl um so lebhafter durch und ergriff mit unwiderstehlicher Gewalt das schwäbische Volk in seinen Tiefen. Niemals ist eine Feier erlebt worden, die so allgemeine Verbreitung durch Stadt und

Land gefunden hätte und allerwärts mit so gleichen Empfindungen begangen worden wäre. Nur an das Schillerfest, wie es in der Heimath des Lieblingsdichters im Jahre 1859 gefeiert wurde, kann man vergleichend zurückdenken. Aber selbst damals war die verständnißvolle Theilnahme in allen Classen und bis in die Landgemeinden hinein nicht eine so allgemeine wie diesmal. Es scheint endlich die Zeit gekommen, wo der Name des Vaterlandes populärer ist als der Name selbst des populärsten Dichterfürsten, und man kann sich solcher Thatsache aufrichtig freuen, ohne zu vergessen, daß auch die Helden unserer Literatur ihren vollen Antheil an den jetzigen Ruhmestagen haben.

Das Bewußtsein, daß wir zum Reich gehören und die kaiserlose, die schreckliche Zeit vorüber, ist durch diese festlichen Kundgebungen mächtig erregt und befestigt worden. Auch dem einfachen Landmann ist durch sie ein Gefühl von der Herrlichkeit dieser Zeit aufgegangen. Solche Tage vergessen sich nicht, ihre Eindrücke prägen sich in dem heranwachsenden Geschlecht ein. An vielen Orten hat man in feierlichem Zug unter Rede und Gesang eine Kaisereiche oder eine Reichslinde gepflanzt, zum dauernden Gedächtniß für die späteren Generationen. Wetteifernd bemühten sich die Städte nach Maßgabe ihrer Kräfte das Beste zu thun. In vorderste Reihe stellte sich die Universitätsstadt, deren Feier durch die Rede von Prof. Julius Waizsäcker ihre besondere Weihe erhielt. In Ulm war die Beleuchtung des Münsters und der Citadelle der Festung, in Eßlingen die Beleuchtung des zierlichen Thurmes der Frauenkirche, eines Juwels der gothischen Kunst, der Höhepunkt der Festlichkeiten. In Reutlingen steht auf dem Marktplatz ein steinernes Bild des Kaiser Maximilian; heute trug er eine mächtige schwarz-weiß-rothe Fahne im Arm, die fröhlich in die Straßen der alten Reichsstadt winkte. Hatte die Feier überall den ernst religiösen Untergrund, so blieb doch auch für Humor und Kurzweil Raum genug, und manche Stätte weckte bedeutsame historische Erinnerungen. Besonders ansprechend war die Feier auf der kahlen Höhe des Hohenstaufen, wo am Abend des 5. März eine mächtig emporlodernde Flamme neidlos den Ruhm des neuen Kaisergeschlechts verkündigte. Und mit ihr um die Wette loderten zur selben Stunde ungezählte Feuer von den Höhen des vielhügeligen Landes empor, von der majestätischen Kette der Alb, welcher der Staufen wie der Zollern angehört, bis zu den Rebenbergen des Neckar hinab und weit in's Fränkische, ein vielstimmiger Chor von feurigen Zungen, die den Sieg und Ruhm des wiedererstandenen Reiches priesen.

Den glänzenden Abschluß bildete dann die zweitägige Feier zu Stuttgart, die durch das Zusammenströmen einer ungeheuren Menge von Besuchern aus der näheren und weiteren Umgebung sich fast zu einem allgemeinen

Landesfeste gestaltete. Der Zug, der sich am 7. März durch die Hauptstraßen an dem königlichen Schloß vorbei nach dem Marktplatz bewegte, wo der Oberbürgermeister der Stadt die Festrede hielt, und die reiche, wohlgelungene Beleuchtung am Abend des 8., bei welcher die öffentlichen und die Privatgebäude an Pracht und sinnreichem Schmuck mit einander wetteiferten, bildeten die Hauptmomente eines Festes, wie es der Hauptstadt würdig war. Auch die königliche Hofbühne that in diesen Tagen durch zeitgemäße Vorführungen ihr Bestes. In den Festbanketten strömte recht der volle Jubel einer Bevölkerung aus, die, wie dankbar anerkannt werden mußte, weniger als die anderen deutschen Landschaften durch schwere, tief in das Leben der Familien einschneidende Verluste vom lauten Ausdruck der Freude zurückgehalten wurde. Der König selbst verherrlichte den Festtag durch eine solenne Galatafel, und nicht unbemerkt blieb es, daß er nach seiner Rückkunft aus Versailles am Tag seines Geburtsfestes zum ersten mal die schwarz-weiß-rothe Flagge auf seinem Schloß aufgezogen hatte, mit der alle Straßen der Stadt fast bedeckt waren.

Darf man aus dem Allem einen Schluß ziehen, so ist auch in der Residenzstadt endlich das Eis gebrochen. Wenn man sich bisher gerade in dieser schwerer als auswärts an den Gedanken gewöhnte, daß wir fortan unter Kaiser und Reich stehen, so ist das verzeihlich und soll ihr nicht zu streng angerechnet werden. Noch in neuerer Zeit hat es nicht an Symptomen einer Gesinnung gefehlt, die noch viel zu wünschen übrig ließ. War doch eine einflußreiche überloyale Partei nahe daran, es durchzusetzen, daß die Siegesfeier mit der Feier des königlichen Geburtstags verschmolzen werde, ein Gedanke, der freilich auf entschiedenen Widerspruch stieß, der aber doch hauptsächlich daran gescheitert sein soll, daß sich wegen der Reihenfolge der Toaste bei dem Festmahl leicht begreifliche Etikettenschwierigkeiten erhoben, welche nicht zu überwinden waren. Auch ist es noch in frischer Erinnerung, wie der Vorschlag, daß auch Stuttgart nach dem Vorgang anderer deutscher, und selbst einiger schwäbischer Städte, den Kaiser in einer Adresse begrüßen möge, nur geringen Sympathien begegnete. Zwar hatte der Bürgerausschuß (das Stadtverordneten-Collegium) einstimmig eine solche Adresse beim Magistrat beantragt, allein dieser hatte, ohne Zweifel aus Besorgniß, daß ein solches Beginnen mit derjenigen Loyalität schwer vereinbar sein möchte, welche der Magistrat der Residenzstadt dem eigenen Regentenhause zu widmen gewohnt, durch Machtspruch die Sache hintertrieben. Einzelne Bürger hatten dieselbe dann aufgenommen und eine Adresse an den Kaiser zur öffentlichen Unterzeichnung aufgelegt; doch hat man nicht gehört, daß diese Adresse, die freilich nicht sehr glücklich abgefaßt war, großen Anklang unter der Bürgerschaft gefunden hätte. Mit um so größerer Genugthuung hat es nun er-

füllen müssen, daß der Oberbürgermeister selbst bei der Hauptfeier auf dem Marktplatz die Festrede hielt und mit einem begeisterten Hoch auf Kaiser und Reich schloß, das von der Menge stürmisch erwiedert wurde. Auch wäre es in der That unbillig, der guten Stadt Stuttgart eine üble Nachrede anzuhängen, nachdem sie so eben in den Reichstagswahlen ihre Gesinnung unzweideutig kundgegeben und in Verbindung mit dem Amtsbezirk mit über 11,000 Stimmen den Candidaten der nationalen Partei, Gustav Müller, Mitglied des Ausschusses des deutschen Handelstages, zu ihrem Vertreter erwählt hat.

Wir würden uns hüten, den Festlichkeiten der letzten Woche irgend ein Gewicht beizulegen, wenn sie nicht zusammengetroffen wären mit der Reichstagswahl, deren Ausfall beredter ist als alles Glockengeläute und Böllerschießen, welches in diesen Tagen lautbar war. Heute dürfen wir uns sagen, daß die Scharte der Zollparlamentswahlen ausgewetzt ist. Die Hoffnungen der nationalen Partei, durch den Ausfall der Landtagswahlen ermuthigt, sind gleichwohl noch übertroffen worden, und selbst die Betheiligung an der Wahl ist eine verhältnißmäßig erhebliche gewesen, wenn man bedenkt, daß in der Hälfte der Bezirke die nationalen Candidaten ohne ernsthafte Gegenbewerber waren und nur in einem Theile derselben ein eigentlicher Kampf gegen demokratische und ultramontane Candidaten stattfand.

In zwei von unseren siebzehn Wahlkreisen ist eine Stichwahl erforderlich, jedoch haben die nationalen Candidaten gleichfalls die höchste Stimmenzahl auf sich vereinigt, so daß deren Sieg wahrscheinlich ist. Von den fünfzehn definitiven Wahlen sind vierzehn siegreich für die nationale Partei ausgefallen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß sie in zwei Bezirken wegen der confessionellen Verhältnisse in denselben genöthigt war, gemäßigte Katholiken, die sich zum nationalen Programm bekannten, gegen entschiedene Widersacher zu unterstützen, so im dreizehnten Bezirk gegen den Fanatiker der Localsouveränität Moritz Mohl, der nicht anders zu beseitigen war, und im sechszehnten Bezirk, wo der Fürst von Waldburg-Zeil gegen einen Ultramontanen durchdrang. Nur im siebzehnten Bezirk gelang es den Ultramontanen nach hartem Wahlkampf Rudolf Probst durchzusetzen, der eine Zierde der Partei Windthorst-Mallinkrodt sein wird. Es ist der einzige von unseren siebzehn Zollparlaments-Abgeordneten, der in den Reichstag gewählt ist; die einzige Niederlage, welche die nationale Partei erlitt. Die übrigen Gewählten sind entschiedene Nationale und werden zum größten Theil der nationalliberalen Partei beitreten, darunter die bewährten Häupter der deutschen Partei im Lande, die Hölder, Römer, Müller, Reyscher, Elben, Goppelt, Weber rc., zum Theil mögen sie der freiconservativen Partei näher stehen. So der Fürst Hermann von Hohenlohe-Langenburg, der während

des Kriegs im badischen Hauptquartier als Chef des Sanitätswesens sich befand, und der um die Organisation unseres Heerwesens hochverdiente frühere Kriegsminister Freiherr v. Wagner, der im März vorigen Jahres vor dem Geschrei einer turbulenten Kammermehrheit zurückzutreten genöthigt war. Daß nur ein Ultramontaner gewählt ist, daß die Volkspartei, die sich allerdings nicht übermäßig angestrengt, aber doch in fünf Wahlkreisen ihre Candidaten aufgestellt hatte, gänzlich durchgefallen ist, daß Moritz Mohl, dieser Schrecken aller parlamentarischen Versammlungen, unterlegen ist, daß Freiherr v. Varnbüler, der längere Zeit das Terrain sondirte, schließlich gar nicht öffentlich aufzutreten wagte, dies Alles kennzeichnet den Umschwung in der Stimmung des Landes, die sich fast noch entschiedener kundgegeben hat als bei den Landtagswahlen am 5. December vorigen Jahres. Und so tritt denn Württemberg mit allen Ehren, mit allen Zeichen der wiedergefundenen Genesung ein in das neue Reich.

Die Hansestädte im neuen Deutschland. (Eine Erwiderung.) Unter dem obigen Titel hat Nr. 3 d. Bl. einen ernsten eingehenden Aufsatz gebracht, der im hanseatischen und noch mehr im deutschen Interesse die folgenden Bemerkungen veranlaßt.

Der Verfasser nennt die Hansestädte „drei zufällig erhaltene städtische Republiken im neuen Reiche deutscher Nation.“ War ihre Erhaltung jetzt ein „Zufall“ nach dem Bündniß von 1866, welches den Hansestädten wie den anderen deutschen Staaten ihre Selbständigkeit neu garantirte, nach ihrer Theilnahme am Kampf und nach ihren Opfern für die nationale Sache? Oder war die Erhaltung ihrer Selbständigkeit ein Zufall, als sie — unter den Ersten, welche das französische Joch abschüttelten — sich dieselbe in den Freiheitskriegen erkämpft hatten, und als diese Freiheit ihnen vom Wiener Congreß besiegelt wurde? Oder nennt der Verfasser überhaupt die von den Hansestädten bewiesene Fähigkeit, selbständig zu bleiben, „Zufall?“

Dann fordert der Aufsatz von den Hansestädten das Anerkenntniß, „daß sie aufgehört haben, Staaten zu sein, und Communen mit einigen fortbestehenden staatlichen Functionen und Annexen geworden sind“. Wir meinen, daß die politische Stellung der Hansestädte Kaiser und Reich gegenüber staatsrechtlich gerade dieselbe ist, wie die der übrigen deutschen Staaten, wie die von Sachsen, Mecklenburg, jetzt auch Baiern, Württemberg u. s. w.

Endlich behauptet der Verfasser, in den Hansestädten sei die staatliche Thätigkeit einzig und allein auf Handel und Schifffahrt gerichtet gewesen. „In allem Uebrigen hielt man sich nur nothdürftig über Wasser.“ — Die Bremer Verhältnisse sind uns nicht so genau bekannt, aber von Hamburg wissen wir, daß es sich bei Eintritt in den Norddeutschen Bund der Resul-

tate seiner staatlichen Thätigkeit, auch auf andern Gebieten, als denen von Handel und Schifffahrt, nicht zu schämen brauchte. Wir waren nicht unter dem Niveau der übrigen Bundesstaaten, im Gegentheil nur sehr wenige Bundesgesetze haben uns Fortschritte gebracht, wir hatten längst Gewerbefreiheit, vollständige Gleichstellung aller Religionsgenossen (nicht nur auf dem Papier, sondern auch in der Praxis) Civilehe u. s. w. u. s. w., darunter Manches, was für Gesammtdeutschland noch zu erstreben bleibt.

Doch von diesen beiläufigen Bemerkungen zum Hauptthema! Wir sind mit dem erwähnten Aufsatz der Ansicht, daß die drei freien Städte ihre „Sonderstellung" (wenn man ihre republikanische Selbständigkeit so nennen will) „verdienen" und fortdauernd „begründen" müssen. Sie sollen — wie der Verfasser richtig sagt — nicht meinen, „gleichsam ohne Seele fortzuleben." — Aber was ist ihre eigentliche „Seele"?

Der Artikel sagt: „Die handelspolitische Aufgabe der Hansestädte, einst die Substanz ihres öffentlichen Lebens, reducire sich jetzt auf ein paar Häfen und einige Eisenbahnanlagen. Die Concentration der deutschen Handelspolitik in Berlin habe aus ihren Stadtstaaten — großstädtische Communen gemacht mit staatsmäßiger Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Die Aufgabe der Hansestädte sei es jetzt „wahrhafte Muster-Communen" zu sein. „So führen sie für die Gesammtheit den practischen Beweis der Forderung, daß die Ministerial-Vormundschaft über sie (alle deutschen Städte gleichen Ranges) in ihren eigensten und alleinigen Angelegenheiten endlich aufhöre."

Wir finden es erfreulich, wenn die Hansestädte in der Ausbildung der communalen Angelegenheiten dieser oder jener deutschen Stadt als Vorbild dienen können, und sind mit dem Verfasser der Ansicht, daß sie Ueberlebtes ausmerzen, reformiren und fortschreiten müssen, wozu derselbe manchen sehr beachtenswerthen Wink gibt. Freilich können wir dabei die Befürchtung nicht unterdrücken, daß die volle communale Selbständigkeit freier Städte von andern Städten gar nicht erreicht werden kann, weil sie bei den Hansestädten mit ihrer allgemeinen Selbständigkeit in der engsten Verbindung steht.

Wir glauben aber damit den Beruf der Hansestädte keinenfalls erschöpft, wir halten ihre eigentliche Aufgabe im deutschen Reich für eine andere und höhere.

Der Verfasser meint freilich, die deutsche Handelspolitik sei jetzt „in Berlin concentrirt" und damit scheint er die Wirksamkeit der Hansestädte in dieser Beziehung als erledigt anzusehen. Wir können diese Ansicht nicht theilen. Mag die deutsche Handelspolitik in Berlin „concentrirt" sein, trotz dieser natürlichen und zweckmäßigen Concentration, da wo alle Fäden zusammenlaufen, muß die Initiative für weite Gebiete des Handels und die

sachkundige Beurtheilung vieler Handelsmaßregeln da sein, wo die Ader des deutschen Handels am vollsten schlägt und ihr leisester Puls fühlbar wird.

Dieser Initiative und der einwirkenden Beurtheilung, die wir meinen, leisten Handelskammern kein Genüge. Abgesehen davon, daß die Handelskammern der Hansestädte neben denen aller andern deutschen Städte und diesen nur gleichstehen, haben Handelskammern, der Natur der Sache nach, einen Parteistandpunkt und verfechten mehr oder weniger Fachinteressen. Die Hansestädte aber haben in ihren unabhängigen Senaten höchste Regierungsbehörden, an denen Kaufleute Theil nehmen, und die in allen ihren Mitgliedern dem Handel nahe stehen und dabei doch als allgemeine Regierungsbehörde einen Standpunkt einnehmen, der eine weitere Umsicht gewährt und niemals ein einseitiger ist.

Weiter sind die Senate der Hansestädte durch einen instruirten Bevollmächtigten im Bundesrathe vertreten und haben dort zu dieser Initiative und dieser einwirkenden Beurtheilung die erste und beste Gelegenheit. Es kann uns nicht einfallen, die Wirksamkeit des Reichstags zu unterschätzen, aber die Vorlagen, die an denselben gelangen, haben doch größtentheils ein so festes Gepräge, daß man ihre Principien nur annehmen oder zurückweisen kann, ein Umguß der schon compacten Masse ist nur in seltenen Fällen möglich. Jedenfalls ist die Abdämmung des Stroms an seinem Ausfluß ein ungleich schwierigeres und seltener gelingendes Unternehmen, als die Leitung desselben an seiner Quelle in die Bahn, welche man ihm vorzuschreiben wünscht. Groß ist zwar die Macht der öffentlichen Meinung, der Presse, der Agitation, aber immer nur in einigen besonders hervortretenden Fragen, diese Factoren werfen nur einzelne Fäden in das Gewebe, das in den vielen Einzelheiten, die zusammen doch das Ganze ausmachen, ohne ihre einflußreiche Mitwirkung gesponnen wird.

An dem eigentlichen Webestuhl der deutschen Staatsgeschäfte sitzt der Bundesrath, hier wird in vielen Fällen die alleinige Entscheidung getroffen und auch für das Werk, an dem später noch Andere mitzuwirken haben — um im Bilde zu bleiben — der Einschlag geworfen.

Wer den Gang von Verhandlungen kennt, der weiß, wie unendlich wichtig es ist, im ersten Stadium der Sache mit reden zu können, und wie sich dort oft leicht erreichen oder beseitigen läßt, was im weiteren Verlauf zu unübersteiglichem Hinderniß wird. Jeder begreift den großen Unterschied der darin liegt, ob man „gutachtlich, schriftlich" gehört wird, oder ob man in persönlicher Vertretung seine Ansicht zur Geltung bringen kann. Auch die erhöhte Wichtigkeit einer Theilnahme durch Vertretung, welche nicht eine rein persönliche ist, sondern durch die Mitberathung und Instruction der vertretenen höchsten Regierungsbehörde ergänzt wird, liegt auf der Hand.

Die Abnahme der staatlichen Thätigkeit, welche der Verfasser bei den Regierungen im neuen Reiche voraussetzt, findet allerdings bei dem anderen Factor der gesetzgebenden Gewalten in den Einzelstaaten, nämlich bei ihren parlamentarischen Vertretungen, wirklich statt. Diese haben allerdings einen großen Theil ihrer Geschäfte an den Reichstag abgegeben und für die Bürgerschaften der freien Städte bilden jetzt wirklich größtentheils communale Angelegenheiten den Gegenstand der Berathungen.

Man irrt aber, wenn man glaubt, bei den höchsten Regierungsbehörden den Einzelstaaten sei das ebenso. Hier ist die Aufgabe dieselbe geblieben, nur die Mittel, durch welche sie erreicht werden muß, sind andere geworden. Früher brachten die Senate Vieles an die Bürgerschaften, früher verhandelten sie Manches mit dem Auslande, was jetzt unter ihrer Mitberathung und nach ihrer Vorberathung im Bundesrathe verhandelt wird. Die Aufgabe ist hier sogar eine größere und höhere geworden, einmal weil an ihren Resultaten ganz Deutschland directen Theil nimmt, und dann, weil die Mittel, welche dem Gesammtvaterlande zu Gebote stehen, größere Ziele erreichen lassen. Die Wichtigkeit dieser Thätigkeit wird sich immer klarer herausstellen, die Senate der freien Städte selbst werden sich immer mehr und mehr in dieselbe hineinleben. Während die Gesetzentwürfe für den ersten Ausbau der Verfassung eine so rasche Erledigung erforderten, daß in vielen Fällen eine Instruction des Bevollmächtigten unmöglich war, wird weiterhin eine, der Regel nach, frühere Mittheilung der Vorlagen an den Bundesrath eine noch größere Mitwirkung der Regierungen der Einzelstaaten ermöglichen, welche in viel geringerem Grade den Einzelstaaten, als dem Gesammtvaterlande von Nutzen sein wird.

Die Vertretung der Hansestädte im Bundesrath hat deshalb nach unserm Dafürhalten für das Gesammtvaterland eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Sie sind hier allen militärischen und bureaukratischen Anschauungen gegenüber, das, was der von uns besprochene Aufsatz ihnen an anderer Stelle und in wohl minder wirksamer Weise zur Aufgabe machen will — die Vertretung des Bürgersinnes, der größtmöglichsten Selbstverwaltung und freier Bewegung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Vornehmlich aber sind sie an diesem einflußreichen Platz die hier dem Gesammtvaterlande so nothwendigen Vertreter der practischen Volkswirthschaft, der gewerblichen, Verkehrs- und Handelsinteressen.

Durch ihre höchsten Regierungsbehörden, von denen das rein Fachliche sachkundig in allgemeinere Gesichtspunkte gebracht wird, müssen die Hansestädte nach dem Maße ihrer Berechtigung dazu, nach ihrer Erfahrung und Geschäftskenntniß, auf den Gang der deutschen Handelspolitik ein-

wirken, während durch ihre Bürger die Früchte dieser Handelspolitik in dem Deutschland gebührenden Antheil am Welthandel dem Gesammtvaterlande zugetragen werden. Die Sorge, daß die neue politische Großmacht Deutschland bleibt, was es schon war, eine Großmacht des Handels, das ist, nach unserer Auffassung, die Hauptaufgabe der Hansestädte, der Handelsrepubliken, im neuen Deutschland.

Neue kunstgeschichtliche Literatur.

Alb. Jansen: Leben und Werke des Malers Giovannantonio Bazzi von Vercelli, genannt il Soddoma. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1870. — Es ist ein liebenswürdiger Zug unserer modernen Wissenschaft, daß wir gern versuchen, das Gedächtniß hervorragender Männer gegen das harte und vermeintlich ungerechte Urtheil ihrer Zeitgenossen in Schutz zu nehmen. Auch die Kunstgeschichte hat in solchem Sinne alte Processe wieder aufgenommen. Gelang es jüngst, den altflorentinischen Maler Andrea del Castagno von der vierhundert Jahre bestandenen Anklage des Mordes freizusprechen, so konnte man umsomehr hoffen, ähnliche Resultate in leichteren Fällen zu gewinnen. Daß es aber nicht immer gelingt, beweist die vor uns liegende Biographie des Giovannantonio Bazzi (nicht Razzi) aus Vercelli, welchem Vasari, wie es scheint mit Recht, einen bösen Leumund gestiftet hat, wenn man auch heute gewohnt ist, seinen Beinamen „Soddoma" ziemlich unbefangen zu brauchen. — Herr Albert Jansen sagt ganz zutreffend, daß Leben und Werke Soddoma's jetzt zum ersten Male beschrieben worden sind; er sieht es als ein sonderbares Geschick an, daß die größten Kenner aller Jahrhunderte Soddoma bewundert haben, und daß trotzdem kein Mensch sich die Mühe gegeben hat, seinen Lebenslauf zu schildern. Der Grund, weßhalb Soddoma in Vergessenheit gerieth, ist einfach und natürlich. Er gehörte, wie sein neuer Biograph selbst zugibt, nicht unter die größten Maler seines Jahrhunderts. Als Künstler zweiten Ranges in einer Zeit, wo das Schönste und Erhabenste von Lionardo, Rafael und Michelangelo geschaffen wurde, blieb er nothwendigerweise im Hintergrund. Wie Lotto in der Venezianischen Schule, dem nur wenig fehlte, um groß wie Tizian als Colorist, hoch wie Correggio als Meister des Helldunkels zu erscheinen, war Soddoma hinter den Ansprüchen des damaligen Publikums zurückgeblieben, das einmal gewohnt war, Alles nach höchstem Maßstab zu messen. Er war obendrein als Mensch wegen der Zuchtlosigkeit seines Lebens verschrieen und verspottet, und wenn auch einzelne Berichte über seine unerhörte Liederlichkeit auf Rechnung des damaligen Stadtklatsches zu setzen sind, so hat man doch kein Recht, ihn als leichtlebigen, frohunschuldigen Menschen passiren zu lassen; denn dieser gute Wille eines späten Verehrers ändert leider Nichts an der Hauptsache. Herr Jansen macht Soddoma zur glänzenden Figur in einer bewegten Zeit, bespricht die Ereignisse jener Tage mit viel Wohlredenheit und in der farbigen Erzählungsweise, in welcher ihm offenbar Hermann Grimm Vorbild gewesen,

und bringt auf angenehme Art ein hübsches, aber nicht eben treues Bild zu Stande. Dem ernsten Forscher wird es nicht entgehen, daß er sehr selten über das hinauskommt, was frühere Schriftsteller schon zusammen gebracht haben. Es gibt wenig Maler des 16. Jahrhunderts, die man besser kennen lernen kann als Bazzi. Seine Jugendjahre hat Bruzza nach sicheren Urkunden beleuchtet. Seinen Aufenthalt in Siena haben Milanesi's Forschungen in vielen Einzelheiten klar gemacht. Vasari ist ein treuer und, wie es jetzt herauskommt, ein genauer Chronist seines Lebens gewesen, und mancherlei Ergänzungen bieten Della Valle's Lettere, Aretin's Briefwechsel, Gaye's Carteggio, Pecori's San Giminiano, Campori's Artisti und Rumohr's italienische Forschungen. Nicht Alles hat der Verfasser in diesen Büchern gefunden, er hat aber reichlich aus ihnen geschöpft, und es wäre nicht nur Pflicht der Dankbarkeit gegen seine Gewährsmänner, sondern auch Obliegenheit des wissenschaftlichen Schriftstellers gewesen, wenn er die Quellen je an ihrem Orte angegeben hätte, was er überall sorgfältig vermeidet. Wäre Pecori benutzt worden, so hätte Herr Jansen einen Irrthum vermeiden können: Das Wandgemälde im Palozzo Pubblico in San Gimignano ist nach seiner Ansicht zweifelhaft als Werk von Soddoma's Hand oder muß zu seinen frühesten Arbeiten gezählt werden. Beides ist unrichtig. Denn Bazzi vollendete das Fresco und bekam Bezahlung dafür im Juli 1513. Neu sind zwei Angaben, die auf ungedruckte Quellen hinweisen. Die eine über ein Bild angeblich im Besitz eines französischen Edelmanns, die andere eine Einkommensteuer-Angabe aus dem Sienesischen Archiv. Wir irren schwerlich, wenn wir annehmen, daß beide Notizen von einem italienischen Gönner des Verfassers herrühren; denn sonst wäre uns unverständlich, warum der Marquis de Beauregard in Chambery, der Besitzer eines Soddoma'schen Gemäldes, als „Marchese di Beauregard in Ciamberi" figurirt. Und was Soddoma's Einschätzungs-Angabe betrifft, so kann sie nur von einem Manne mitgetheilt sein, der den Schlüssel zum Sienesischen Archiv verwahrt. Ist die Vermuthung erlaubt, daß es dem italienischen Finder unerwünscht war, eine Urkunde drucken zu lassen, die, wenn wir sie für ächt und ernsthaft nehmen, dazu dienen muß, Alles zu bestätigen, was Vasari gegen Soddoma geschrieben hat, und daß er es deshalb vorzog, das Document einem fremden Enthusiasten zu überlassen, der auch mit diesem gravirendsten Beweisstück in der Hand noch den Muth hatte, den Soddoma zu retten? Das konnte nur gewagt werden, wenn man, wie Herr Jansen thut, die Sache als höchst spaßhaft und amüsant betrachtet. Ohne Bedenken schreibt er, daß wir niemals eine Handlung erfahren, die Bazzi zur Unehre, zum moralischen Vorwurfe gereichen könnte. „Er hat durch feige Unterwerfung nie sich selbst, durch gemeine Verleumdung nie einen Andern verkleinert. Seine Muse hat etwas Zartes, Vornehmes, Edles, die duftigste Poesie umgibt sie." Ueber den Werth seiner Kunst soll hier nicht gestritten werden: aber was schreibt der Mann der zarten Muse, der beiläufig bemerkt, verheirathet war, von sich selber? In der erwähnten Einschätzungsnotiz (bei Jansen S. 166) zählt er höchst heiter nach seiner aus mancherlei Gethier bestehenden Hausmenagerie auch seine schlimmsten Bestien, drei Maitressen auf, und beantragt beim Magistrate Steuerfreiheit in Anbetracht der Masse seiner Bastarde. Von Bazzi's Menagerie und von seinem Stall voller

Berber, mit denen er sich auf den Wettrennen in Florenz und Siena hervorthat, wußte man früher schon; wenn die übrigen Angaben in seinem Steuerzettel gleich wahr sind, so wissen wir, was wir von ihm und seinem Rufe zu halten haben. Der Biograph hätte aber bedenken sollen, daß, wer dergleichen in solchem Tone aussprechen kann, zum Mindesten auf moralische Rettungsversuche an seiner eignen Person mit Vergnügen verzichtet. — Das Meiste von dem, was Bazzi an künstlerischen Arbeiten hinterlassen und was noch in Italien existirt, hat Herr Jansen sorgfältig aufgesucht und geschildert. Er kann nicht immer mit der nothwendigen Genauigkeit sagen, wo sein Held diesen oder jenen Zeitgenossen nachgeahmt hat, auch wäre es unbillig, von ihm zu verlangen, daß er andere Maler ebenso gut kennen sollte, wie den Soddoma. Wir machen ihm auch keinen schweren Vorwurf daraus, daß er hier und da Mängel zeigt. Hervorheben müssen wir nur Folgendes: Wenn Herr Jansen die Kunstschätze in Deutschland besser kennte, so wäre er nicht in den Irrthum verfallen, dem Bazzi die Lucrezia zuzuschreiben, die der Familie des Legationsraths Kestner in Hannover gehört. Zu behaupten und zu glauben, wie Herr Jansen es thut, daß die Technik, wie sie Cenino Cenini im 15. Jahrhundert beschrieb, dieselbe gewesen sei, wie die des 16. Jahrhunderts, ist sehr gewagt, und die Annahme, wonach Bazzi Anfang 1498 nach Mailand, 1500 nach Siena gekommen sein soll, ist ziemlich willkürlich. Pinturicchio und Beccafumi weit über ihre Verdienste gepriesen und den Signorelli beinahe vergessen zu sehen, ist bei einem Werke, wie das vor uns liegende auffallend, umsomehr, da Rumohr schon längst darauf hingewiesen hat, welchen Einfluß Signorelli auf Bazzi geübt. Manche Fresken, die bei Jansen für zerstört gelten, existiren doch zum Theil noch, wie z. B. „Lucretia und Collatinus“ von Pinturicchio und der Triumph Cupido's, das eine in London, das andere in der Academie zu Siena, beide aus dem Palast des Pandolfo Petrucci. Daß der todte Christus mit Engeln in der Berliner Gallerie für einen ächten Montegna, die Lebensgeschichte des heiligen Benedicts in S. Severino zu Neapel für Fresken des Zingaro, die Madonna im Palazzo de Conservatori zu Rom für Pinturicchio gehalten werden, ist ein Zeichen, daß der Verfasser noch tiefere Studien zu machen hat, ehe er, ohne eigenen Schaden fürchten zu müssen, über andere Kritiker herfallen darf, wie z. B. über Otto Mündler, weil derselbe — ganz richtig — auf einzelne Aehnlichkeiten aufmerksam macht, die zwischen Bazzi und Gaudenzio bestehen. Wohl aber sollte heute Niemand mehr behaupten, daß Mantegna irgend etwas von Squarcione gelernt hätte. — Immerhin ist Herrn Jansen's Buch, das viel Darstellungsgeschick offenbart, als Monographie, wenn auch nicht vollkommen, doch willkommen. C.

S. Vögelin: Die Madonna von Loretto. Eine kunstgeschichtliche Untersuchung. Zürich, Orell, Füßli und Co. 1870. — Eine kunstgeschichtliche Untersuchung über Entstehung und Schicksal eines (dem Namen nach) wohlbekannten Bildes von Rafael könnte uns nur willkommen sein, selbst wenn sie nicht mit dem außerordentlichen Scharfsinn geführt wäre, den wir an der Schrift des Prof. Vögelin zu rühmen haben. Veranlassung zu dieser Untersuchung war das Bild „Madonna di Loretto“, angeblich von Rafael, jetzt auf Schloß Kyburg bei Winterthur aufgestellt. Obgleich es dem Ver-

fasser nicht gelingt, die Echtheit des Bildes zu beweisen, weiß er uns eine Fülle von Nachrichten zu geben, die wir sonst nur mit großer Mühe hätten erlangen können, und eine Klärung der Geschichte herbeizuführen, die auf andere Weise kaum zu erreichen gewesen wäre. — Mit verlorenen Bildern geht es wie mit verlorenen Handschriften. Wir schmeicheln uns immer wieder, sie entdeckt zu haben, und finden immer Sachkundige, die den neuen Fund für echt erklären, und doch ist das Gefundene im seltensten Falle das, was es sein müßte, um als Original gelten zu können. — Ob die Madonna zu Kyburg von Rafael ist, wird wohl mit der Zeit entschieden werden. Einstweilen möchten wir nur darauf aufmerksam machen daß, wenn es bewiesen wäre, sie sei dieselbe, die einst in Maria del Popolo zu Rom existirte, es doch nicht sicher sein würde, daß sie von Rafael's Hand herrührt. — Daß die Rafael'sche Madonna di Loretto, wie die Madonna del Cardellino öfters entdeckt worden ist, brauchen wir kaum zu erzählen. Mehrere Exemplare sind schon von Academien für Originale erklärt worden, ohne daß die Welt sie als solche anerkannt hätte. Jede neue Entdeckung hat zum alten Material addenda hinzugethan, bis zuletzt ein colossaler Stoß Acten vorlag, den nun Vögelin durchgesehen und geordnet hat. — Dabei sind die ergötzlichsten Irrthümer zum Vorschein gekommen, am ergötzlichsten der von Passavant, welcher behauptete, Sandrart, geb. 1606, hätte die Madonna di Loretto 1575 in Rom gesehen. — Vögelin theilt seine Untersuchungen unter verschiedene Rubriken. Die Entstehung des Bildes wird aus den bekannten Quellen zusammengestellt. Ueber fernere Schicksale wird Neues oder längst Vergessenes erzählt. Wir sehen z. B. die Madonna in die Hände des Cardinals Sfondrato kommen, der Besitzer einer Gallerie war, die Kaiser Rudolf II. kaufen sollte. Aus des Cardinals Nachlaß sehen wir sie verschwinden. Es folgt dann ein Capitel über das Vorhandensein des Bildes in Loretto, das außerordentliches Interesse darbietet. Ganz sicher scheint zu sein, daß eine Madonna ähnlich der, die im sechszehnten Jahrhundert in S. Maria del Popolo war, gegen 1749 in S. Maria di Loretto auftauchte, gleichfalls sicher, daß das Bild nur kurze Zeit dort verweilte, da anstatt des guten ein schlechtes Exemplar oder eine schwache Copie ausgestellt wurde. — Dadurch aber, daß diese Facta fest gegründet sind, fällt die ganze Legende über den Verlust der Madonna aus Loretto in nichts. Es wird nämlich erzählt, daß, als Anfang dieses Jahrhunderts Napoleon mit seiner Armee Loretto bedrohte, Colli, General des Papstes, die Schätze der Kirche zusammenpackte und nach Rom brachte. Später wurden diese Schätze auf Verlangen an Frankreich ausgeliefert und wanderten nach Paris. Dort entdeckte man, daß anstatt Rafael's Madonna eine untergeschobene Copie angekommen sei. Factisch waren schon Copien im vorigen Jahrhundert untergeschoben worden, das angebliche Original war nicht durch Colli nach Rom geschafft, folglich auch nicht den Franzosen abhanden gekommen. Das Einzige, was wir als nicht erschöpfend in Vögelin's Schrift betrachten, ist die Uebersicht der bekannten Exemplare der Madonna di Loretto, von denen er die meisten nicht gesehen hat. Nichts destoweniger danken wir ihm sehr, daß er wenigstens ein Register solcher Exemplare zusammengestellt hat. — C.

Ausgegeben: 17. März 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

König Franz I. von Frankreich.

Jugendthaten und Culturstellung.

Wenn wir Deutschen uns an König Franz I. von Frankreich erinnern, so denken wir zunächst wohl an die unaufhörlichen blutigen Kriege, welche dieser Fürst mit Kaiser Karl V. geführt hat, und dann liegt die Folgerung nahe, daß auch König Franz zu der Reihe jener französischen Herrscher gehöre, die sich eroberungslustig gegen Deutschland erhoben und uns den Gedanken aufgedrängt haben, daß unsere Nachbarn jenseits der Ardennen die Erbfeinde unserer Nation seien. Hieran ist etwas Wahres. Denn in der Geschichte des Königs Franz findet sich allerdings schon der Keim derjenigen Politik, unter welcher das deutsche Reich vornehmlich während des siebzehnten Jahrhunderts bitter gelitten hat; es findet sich aber nur der Keim einer solchen Politik, und auch dieser noch vermischt mit ganz anderen politischen Bestrebungen, die ihren Ursprung in viel weiter zurückliegenden, in durchaus mittelalterlichen Zuständen haben, so daß wir entschieden fehl greifen würden, wenn wir unser Urtheil über die Entwickelung der auswärtigen Verhältnisse Frankreichs in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts nur nach jenem der neueren Geschichte angehörenden Gesichtspunkt bilden wollten. Aehnlich steht es auf dem moralischen Gebiete, auf dem sich die Mischung von Mittelalter und neuerer Zeit, die in der politischen Sphäre zu beachten ist, ebenfalls in eigenthümlicher Weise bemerkbar macht. Es erscheinen nämlich in jenen Jahrzehnten sowohl Charaktere von der reinsten Integrität, der idealsten Haltung, als auch Verbrecher von einer so grauenhaften Unmenschlichkeit, wie sie nur sehr wenige Zeitalter erzeugt haben; ja sogar in den einzelnen Personen tritt diese Doppelheit hervor, so daß sich ein und derselbe Mensch bald den edelsten Regungen überläßt, bald den niedrigsten Trieben hingiebt. Daher ist es auch wohl rathsam, unser sittliches Urtheil ebenfalls nicht ohne Weiteres auf jene Epoche anzuwenden, die Ereignisse derselben vielmehr in moralischer wie in politischer Beziehung möglichst unbefangen und frei von allen vorgefaßten Meinungen zu betrachten und eine Geschichtserzählung aus diesen Jahren etwa in dem reflexionslosen Tone zu halten, der damals zuerst und vornehmlich in Frankreich hohe Bedeutung gewann, in dem Tone der Memoiren, von denen ja so viele

von den Verwandten, den Staatsmännern und Feldherren des Königs Franz geschrieben worden sind.

Das Jahrhundert, welches der Regierung Franz' I. voranging, das fünfzehnte, war für die Geschichte Frankreichs von ganz besonderer Bedeutung. Denn in diesem Jahrhundert gelang es, die Engländer, die nach blutigen Siegen die Hälfte des Reichsbodens besetzt hatten, wieder zurückzudrängen und ihnen alle Eroberungen bis auf Calais zu entreißen. Und wie hierdurch der Bestand des Reiches nach außen gesichert wurde, so gelang es nicht minder, auch den inneren Zusammenhang des Reiches zu festigen, indem einerseits die Macht der großen Vasallen gebeugt, Karl der Kühne besiegt, Burgund gewonnen, die Bretagne erworben wurde, und indem andererseits der kleine Adel, der bisher in feudaler Ungebundenheit Stadt und Land unsicher gemacht hatte, durch die Errichtung der Gensdarmen, dieses ersten stehenden Heeres in Frankreich, an Zucht und Unterordnung gewöhnt wurde. Durch alles dieses wuchs aber nicht allein die Einheit und Festigkeit des französischen Reiches, sondern es wurde auch noch in außerordentlichem Grade die Macht der Krone gesteigert. Denn unter der Führung der Krone wurde der Sieg über die Engländer errungen, die Krone bezwang Burgund und errichtete die Gensdarmen. Und so kann es nicht Wunder nehmen, daß die patriotischen Stimmungen der Franzosen einer Steigerung der königlichen Macht ganz besonders günstig waren, daß neben dieser Macht alle übrigen politischen Gewalten im Lande mehr und mehr in den Schatten traten und selbst die Reichsstände allmählich in Vergessenheit kamen.

Wenn sich der französische Staat von dieser Stufe aus, die er gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erreicht hatte, so fortentwickelte, daß er die Consequenzen der Vergangenheit unbeirrt zog und seine Thaten nach realpolitischen Gesichtspunkten bestimmte, so mußte im Innern die vollkommene Durchbildung der centralisirten und unbeschränkten Monarchie erfolgen und nach außen hin ein letzter Kampf gegen die Engländer sowie ein Eroberungskrieg gegen das deutsche Reich, dessen Grenzen sich noch bis auf wenige Märsche von Paris erstreckten, in kurzer Frist unternommen werden. Aber der französische Staat hat keineswegs versucht, seine Entwickelung sogleich in all den genannten Punkten zu vollenden; er hat namentlich den deutschen Krieg erst um Vieles später begonnen. Denn es machten sich damals mit bisher ungeahnter Kraft noch anderweitige Interessen geltend.

Deren Ursprung ist in Italien zu suchen. Denn in Italien hatten diejenigen Elemente, welche das Mittelalter zur neueren Zeit umwandeln sollten, schon die stärkste Wirkung gehabt, die reifsten Früchte gezeitigt. In Italien hatte „das Wiedererwachen der Wissenschaften" eine allgemeine Regsamkeit hervorgerufen, welche wiederum zur Folge hatte einen er-

höhten Wohlstand der Staaten wie der Einzelnen, ein reichlicheres, freieres, heitreres Leben, in stolzen Palästen und anmuthigen Villen, erfüllt von der Arbeit scharfsinniger Denker und geschmückt vor allen Dingen durch einen Glanz der bildenden Künste, wie er seit Perikles' Zeiten der Welt nicht gegönnt war und der noch heute einem Jeglichen allein schon durch die Nennung der Namen Rafael und Michelangelo wieder vergegenwärtigt werden kann. Aber diesem herrlichen Aufschwunge der italienischen Cultur fehlte eine finstere Kehrseite nicht: der Genuß des Lebens führte zu wilder Ueppigkeit, die freiere Sitte erzeugte Sittenlosigkeit, die Ausbildung aller Fähigkeiten gab Anlaß zu so argen Verbrechen, wie sie kaum unter den Kaisern des classischen Rom vorgekommen waren. Am schärfsten tritt dieser Gegensatz zwischen blendendem Licht und tiefem Schatten in dem ganzen Umkreise der politischen Geschäfte hervor. Denn in demselben sehen wir neben dem edeln Schwärmer Hieronymus Savonarola, der durch politische wie kirchliche Reformen die Einfalt und Einfachheit des apostolischen Zeitalters wiederherzustellen suchte, neben dem hochgesinnten Staatsmann Nicolo Machiavelli grauenvolle Ungeheuer wie den blutigen Alfons II. von Neapel, wie die entsetzliche Familie der Borgia, der kein gegebenes Wort heilig genug, keine List, kein Verrath, kein Mord zu abscheulich waren, wenn es galt, ihren Leidenschaften zu fröhnen oder ihre fürstliche Macht zu erweitern. Es trat jener Zustand ein, von dem der große Florentiner Geschichtschreiber Guiccardini sagt: weder die Furcht vor Gott, noch die Achtung vor der Meinung der Menschen vermochten das Staatsinteresse aufzuwiegen. Jener Zustand, als dessen denkwürdigen Ueberrest wir noch heute Machiavelli's Buch vom Fürsten besitzen, in welchem dieser Patriot dem ersehnten Retter Italiens zu den gewaltsamsten, zu den tyrannischsten Maßregeln räth, weil er die Lage seines Vaterlandes für so verzweifelt hält, daß dasselbe gleichsam nur noch durch Gift an Stelle einer Arznei geheilt werden könne.

Dieses glänzende, üppige, von Talenten und Verbrechen strotzende Italien war es nun, welches auf das damalige Frankreich eine fast zauberhaft scheinende Wirkung ausübte, welches die Bevölkerung dieses Landes mit unwiderstehlicher Gewalt in all seine Pracht und seine Laster hineinriß. Hierbei ist nur noch nöthig, daran zu erinnern, daß Italien mehrfach in der Weltgeschichte eine solche Wirkung ausgeübt hat, daß ja schon in alter Römerzeit die nordischen Barbaren in dieser Weise von der Pracht Italiens angelockt worden waren, und daß die Errichtung des römischen Reiches deutscher Nation zu gutem Theile auf dem gleichen Grunde geruht hatte. Selbst in der Zeit, mit der wir uns hier beschäftigen, empfand ein deutscher Herrscher diesen Einfluß Italiens, unser Kaiser Maximilian I., als er nämlich den

abenteuerlichen Plan faßte, sich zum Papste wählen zu lassen und somit der Regent des reichen Kirchenstaates zu werden*).

Da zog zunächst der französische König Karl VIII. nach Italien hinab, um als ein Erbe der Grafen von Anjou, der ehemaligen Könige Neapels, sich diesen Theil der Halbinsel zuzueignen. Mit der Blüthe des französischen Adels rückte er vorwärts von Schlachten zu Belagerungen, von stolzen Siegesfesten zu zügellosen Orgien. Nach schnell errungenen Triumphen dachte er schon daran, die Türken aus Europa zu jagen, in Constantinopel die griechische Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen und in Jerusalem das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Doch ließ er sich einstweilen an seinen italienischen Lorbeeren genügen. Es folgte ihm Ludwig XII., der als ein Erbe der Visconti Mailand begehrte, in der Hauptstadt dieses Herzogthums als Sieger und Herrscher erschien und dann ebenfalls seine Hände nach Süditalien, nach dem angiovinischen Erbe ausstreckte.

Diese Kriege waren in politischer Hinsicht ziemlich abenteuerlich, und noch mehr waren sie dies in militärischer Beziehung. Trotzdem aber bildeten sie für militärische Tüchtigkeit eine Schule, die für mehrere Menschenalter von der höchsten Bedeutung werden sollte. Denn in diesen Kämpfen vornehmlich gewannen nebst so vielen Anderen ihren Ruf die Seigneurs de la Palisse, de la Tremouille, Louis d'Ars, jene Edelleute alle, die noch heute in Frankreich als die Vorbilder für ritterliche Tapferkeit und für die Kunst der Schlachtenlenkung betrachtet werden. Und auf der gegnerischen Seite zeichnete sich unter den Spaniern, welche den Franzosen die süditalischen Lande streitig machten, in noch höherem Grade aus der große Feldherr Gonsalvo, der nach seinem eigenen Worte lieber Löwen gezähmt hätte als die wilden Asturier, die seine Regimenter ausfüllen sollten, der sie aber dennoch zähmte, der der Schöpfer der furchtbaren spanischen Infanterie wurde und unter dessen Augen ihre Talente ausbildeten die Leyva, Pescara Alba, Farnese, die Feldherren, welche bestimmt waren, die Schlachten Karls V. und Philipps II. zu schlagen.

Auch der schon mehrfach berührte Gegensatz jener Zeiten, der scharfe Gegensatz zwischen gut und böse, zwischen wilder Zügellosigkeit und edler Sitte findet sich deutlich ausgeprägt in diesen Kriegen. Da wendeten die Kämpfenden zur Schädigung oder Vernichtung des Gegners ungescheut jede Gewaltthat an, und insbesondere die Franzosen erschienen den verweichlichten, von offenem Streite fast entwöhnten Italienern wie die schlimmsten aller nordischen Barbaren, wenn sie die Mauern einer belagerten Stadt in brausendem Ungestüm erstiegen, die fliehenden Truppen und Bürger zu Tausen-

*) Im Jahre 1511, während einer schweren Krankheit des Papstes Julius II.

den niedermetzelten, die Beute mit gierigen Händen zusammenrafften und auf endlosen Wagenzügen davonschleppten, oder wenn sie gar, wie einmal geschah, mehrere Tausend Geflohener, die sich in einer unterirdischen Grotte zusammengedrängt hatten, durch Feuer, welches sie am Eingang entzündeten, erstickten und verbrannten. Aber neben solchen Unmenschlichkeiten begegnen fast überall Züge echt ritterlichen Wesens, und wieder ist es ein Franzose, der allen Uebrigen voranleuchtet, Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, der nicht allein als tapferer Degen und als Feldhauptmann europäischen Ruf gewann, sondern der auch wegen seiner zarten Milde gegen besiegte Feinde, wegen seiner Freigebigkeit und Leutseligkeit gegen jeden Unglücklichen schon von den Zeitgenossen unverhohlen bewundert wurde. Es kam wohl vor, daß er einem Gefangenen, der sein Mitleid erregte, die als Lösegeld nothwendige Summe selber schenkte, oder daß er in einer eroberten Stadt nicht nur das Quartier, welches ihm angewiesen wurde, vor jeder Plünderung schützte, sondern die Gelder, die ihm zufielen, sofort zur Linderung der drückendsten Noth verwendete.

Als nun aber die Regierung des Königs Ludwig XII. zu Ende ging, sah es in und um Frankreich doch ganz anders aus, als nach allem bisher Erwähnten zu erwarten wäre. Der König, in seiner Jugend zu einem fürstlich glänzenden, ja üppigen Leben geneigt und nach kriegerischem Ruhm und weiten Eroberungen begierig, hatte in späteren Jahren eine milde, sparsame und gleichsam hausväterliche Haltung gegen alle seine Unterthanen angenommen. Da hatte er die Steuern erst um ein Zehntel, dann um ein Drittel herabgesetzt, hatte jede Bedrückung, vornehmlich der unteren Volksschichten mit Festigkeit abgewehrt, die autokratische Straffheit der Regierung gemildert, ständischen Gewalten neuen Einfluß gestattet, — kurz die Stellung eingenommen, die ihm mit vollem Rechte den Namen le père du peuple erworben hat. Die Folge hiervon war, daß der innere Zustand Frankreichs das Bild eines fröhlichen Gedeihens zeigte, aber eines Gedeihens, welches auf dem so eben betretenen Wege nicht leicht weitere Fortschritte machen konnte, da eine neue Anspannung der Gewalt der Krone nach den Vorgängen der letzten Menschenalter allzusehr in der Natur der Dinge lag. Noch bedeutender war der Umschwung in den auswärtigen Verhältnissen. Denn es bildete sich allmählich eine große Liga gegen die Franzosen, welche nun nicht allein nach höchst blutigen Kämpfen alle ihre italienischen Eroberungen einbüßten, sondern sogar schon an der Grenze ihres eigenen Landes eine Schlacht verloren, die wegen der übereilten Flucht der Gensdarmen spottend „das Sporengefecht" genannt wurde.

Dies war die Lage der Dinge, als Ludwig XII. am 1. Januar 1515 starb und Franz I. die Zügel der Regierung ergriff.

König Franz war damals erst zwanzig Jahre alt, aber schon ein vollständig entwickelter Mann. Denn die Natur hatte ihn mit reichen Gaben versehen; seine Erziehung war mit Sorgfalt geleitet worden, und so war er zu einer frühzeitigen Reife gekommen. Mit zehn Jahren hatte er, wie man sagte, einen Hof gehabt und eine Geliebte, Günstlinge und Kriege. Wenige Jahre später war es das ersehnteste Ziel seines Strebens, dem ritterlichen Frankreich ein leuchtendes Vorbild, der vollendetste Edelmann in seinem Staate zu werden. Er war von schlankem Wuchs und doch muskulös; er hatte lebhafte Augen und kräftige Gesichtszüge, die trotz einiger Derbheit allenfalls für schön gelten konnten. Seine Kleidung war glänzend: das Wamms von kostbarem Stoff, mit Goldstickerei bedeckt. Einen großen Theil seiner Beschäftigung bildeten Jagden und Tourniere: er hat an einem einzigen Tage bis zu sechzig Lanzen gebrochen und als einstmals ein lebendig gefangener Eber aus dem Schloßhofe, in den er gebracht war, in das Schloß selber und mitten in die dort versammelte Gesellschaft hineinstürmte, ist der junge Fürst allein dem wüthenden Thiere entgegen gegangen und hat es mit seinem Schwerte auf den Tod getroffen. So zeigte er sich tapfer, kraftvoll und prächtig unter den Edelleuten Frankreichs. Seine Betheuerungsformel: foi de gentilhomme ließ ihn vollends als einen der Ihrigen erscheinen, und was er that oder unterließ, wurde allmählich so sehr zum Muster für den Adel des Reiches, daß er z. B. sogleich nachgeahmt wurde, als er wegen einer Kopfwunde die französische Sitte, langes Haupthaar aber keinen Bart zu tragen, aufgab und sich nach italienischer Weise das Haar kurz scheeren und den Bart wachsen ließ.

So lange Ludwig XII. lebte, war die lebensfrohe Weise des jungen Thronfolgers manchmal getadelt worden. Der alternde König hat da mit Schmerz ausgerufen: „ce gros garçon gâtera tout!“ Und in der That, wenn sich Franz I. zu nichts weiter entwickelt hätte, als zu einem das Leben fröhlich und üppig genießenden Cavalier, so wäre von vornherein ein zureichender Grund zur ernstesten Sorge vorhanden gewesen. Aber hinter der ritterlichen Außenseite barg Franz I. eine erstaunliche Fülle anderweitiger Begabung. Er besaß politischen Scharfblick und Unternehmungsgeist, regen Wissensdurst und einen empfänglichen Sinn für die edelsten Erzeugnisse der Kunst. Die nächste Folge davon war, daß er seine Jugendkraft zur Vermehrung seiner königlichen Macht zu benutzen gedachte. Er wünschte, die Gewalt der Krone im Innern seines Staates wieder zu heben und soweit nur möglich von allen lästigen Fesseln zu befreien; er sehnte sich, den Adel Frankreichs zu neuen Siegen zu führen und zwar zunächst nach Italien, wo verlorene Provinzen wieder zu erwerben und die Genüsse einer reicheren Cultur, reizvolle Feste und Rafaelische Gemälde zu finden waren; dann aber

wollte er weiter und weiter greifen, bis er als der mächtigste Fürst an der Spitze der christlichen Völker die Schicksale derselben bestimmen würde.

Als ihn daher die Venetianer, die einzigen Verbündeten, die Frankreich damals in Italien hatte, nicht lange nach seinem Regierungsantritt aufforderten, über die Alpen hinabzusteigen, da antwortete er: ich will kommen, ich will siegen oder sterben. Er ließ sofort auf das Nachdrücklichste rüsten und ein starkes Heer bei Lyon versammeln. Aber die Gegner waren auch nicht müßig: König Ferdinand von Aragonien, der Papst zu Rom und der deutsche Kaiser Maximilian verbanden sich mit dem Herzog von Mailand, und diese Fürsten gewannen außerdem die Unterstützung des kriegerischsten Volkes, welches damals in dem weiten Bereiche des christlichen Namens zu finden war, die Unterstützung der Schweizer, deren Phalanx seit den Siegen über Karl den Kühnen nicht blos europäischen Ruf gewonnen hatte, sondern seit den blutigen Tagen von Granson, Murten und Nancy unbesiegt durch alle Kriege hindurchgegangen war. Diese gefährlichen Feinde besetzten nun sogleich diejenigen Alpenstraßen, welche von Frankreich nach der Lombardei hinüberführen. König Franz ließ sich aber Fußpfade weisen, auf denen jene Straßen umgangen werden konnten; er ließ in der Sommerhitze des Jahres 1515 Tausende von Pionieren arbeiten, um jene Pfade nur etwas brauchbarer zu machen, und dann zog er — wie man ihn genannt hat als ein zweiter Hannibal — über die Berge in die schöne Ebene hinab.

Die Schweizer wichen vor ihm her nach Mailand zurück. Der König eilte ihnen nach, ging aber südlich an Mailand vorüber, um sich zunächst mit den Venetianern, die von Osten herankamen, zu vereinigen. Er hatte Marignano erreicht, einen Ort südöstlich von Mailand, da wurden die Schweizer, deren Kriegseifer schon stark abgekühlt war, durch fanatische Predigten zu neuer Leidenschaft entflammt. Unter den schmetternden Klängen des Stiers von Uri und der Kuh von Unterwalden brachen sie am 13. September aus Mailand hervor, küßten nach ihrer Gewohnheit vor dem Kampfe die Erde und warfen sich dann auf die französischen Schlachtreihen. Diese hatten eben nur noch Zeit gehabt sich zu ordnen, in der Mitte eine gewaltige Batterie, die tiefe Lücken in die anstürmenden Schweizer-Bataillone riß, rings umher die Haufen der Landsknechte und die Geschwader der Gensdarmen, die Alle darnach brannten, die Niederlagen aus der letzten Zeit Ludwig's XII. wieder gut zu machen. Aber der Ansturz der Schweizer war kaum zu ertragen; eine französische Schaar nach der andern wich aufgelöst und blutend zurück; vergeblich warf sich der König selber in das Getümmel; schon waren die Feinde bis hart vor die französischen Kanonen, mit deren Eroberung der Tag entschieden gewesen wäre, vorgedrungen, da machte die beginnende Dunkelheit dem entsetzlichen Morden fürs Erste ein Ende.

In der nun folgenden Nacht bereitete sich die Entscheidung vor. Denn die Schweizer lagerten sich sorglos, voll Siegsgefühl, ein jeder Haufe auf dem Platze, den er gewonnen hatte. Dagegen wurden die Stunden der Ruhe von den Franzosen vortrefflich benutzt. Die verwirrten Schlachtreihen wurden wieder geordnet, jede Vorbereitung zu dem Kampfe des nächsten Tages wurde getroffen. Der junge König blieb die ganze Nacht unter den Waffen; nur eine kurze Ruhe gönnte er sich mit gelösten Helmbändern auf einem nahen Geschützkasten; den Durst löschte er wie die Seinen aus einem mit blutiger Lache erfüllten Graben. Als dann der Morgen anbrach und der Streit sich erneuerte, hielten die Franzosen besser Stand als am vergangenen Tage; allmählich ermattete die Kraft der Schweizer, und wie endlich, gegen Mittag, die längst ersehnten Venetianer den Franzosen zu Hülfe kamen, da gaben die Gegner die Sache verloren und gingen nach Mailand zurück.

Die Folgen des Sieges von Marignano waren höchst bedeutend. Einzelne Schweizer-Cantone machten sogleich ein Bündniß mit den Franzosen, die übrigen folgten später. Mailand öffnete dem Sieger die Thore, und als nach einigen Monaten Kaiser Maximilian einen Versuch machte, dem König Franz seine Beute zu entreißen, mußte er, da er von den Schweizern, die er noch in seinem eigenen Heere hatte, Verrath fürchtete, mit Schimpf und Schande entfliehen.

Die Franzosen fühlten sehr wohl, welche Vortheile sie errungen hatten. Der König hatte noch auf dem Schlachtfelde Bayard vorgerufen und sich von diesem zum Ritter schlagen lassen, um auf solche Weise nach seiner ersten Waffenthat seinen Durst nach ritterlichen Ehren zu befriedigen. In Frankreich erging man sich der Sitte des Zeitalters nach in antiken Vergleichen: man sprach davon, daß wie zur Zeit Julius Cäsar's endlich wieder die Helvetier bezwungen worden seien. Die Mutter des Königs Franz, Louise von Savoyen, sagte: ich ging zu Fuß nach unsrer Frau des Fontaines, um für den zu beten, den meine Seele mehr liebt als mich selbst; es ist mein Sohn, der glorreiche Cäsar, der triumphirende Unterjocher der Helvetier.

Franz I. brachte übrigens keineswegs blos kriegerischen Ruhm und die Herrschaft über Mailand aus Italien zurück. Er hatte dort auch eine Unterhandlung geführt, die für die Steigerung seiner fürstlichen Macht im Innern von Frankreich überaus wichtig werden sollte. Denn der Verlauf des Krieges hatte eine freundschaftliche Zusammenkunft zwischen ihm und Papst Leo X. in Bologna herbeigeführt, in welcher vornehmlich die Verhältnisse der französischen Kirche zur Sprache gekommen waren. In Frankreich galt seit dem Jahre 1438 die sogenannte pragmatische Sanction, in welcher der französischen Kirche ein hoher Grad von Unabhängigkeit sowohl von dem

römischen Stuhl als auch von der eigenen Krone gewährt worden war. Nun ließ der König die gallikanischen Freiheiten der Curie gegenüber fallen, erhielt dafür aber vom Papste ein beinahe unbeschränktes Ernennungsrecht zu den wichtigsten geistlichen Stellen seines Landes, zu nicht weniger als 10 Erzbisthümern, 83 Bisthümern und 527 Abteien. Das Concordat, welches hierüber abgeschlossen wurde, gab dem Könige weitgreifenden Einfluß auf einen der mächtigsten Stände seines Reiches, beugte, man kann vielleicht sagen, die stärkste und geschlossenste ständische Corporation unter seinen Willen. In ähnlicher Weise wurden dann auch die Parlamente, jene alterthümlichen Gerichtshöfe Frankreichs, die oftmals ebenso hohe Bedeutung im Gebiete der Politik wie in dem des Rechts gehabt hatten, dem Könige dienstbar gemacht. Gesetze, die ihnen mißliebig waren, wurden ihnen aufgezwungen, erledigte Sitze in ihren Reihen wurden nach königlichem Gutdünken besetzt, kurz sie wurden Schritt um Schritt zur Stellung gehorsamer Beamtencollegien herabgedrückt. Durch diese Maßregeln gewann Franz I. in seinem eigenen Lande eine solche Macht, wie sie in jenem Jahrhundert fast unerhört war. Unser Kaiser Maximilian hat das nach seiner naiven Weise in einem launigen Vergleiche angedeutet, indem er die trotzige Selbständigkeit der deutschen Reichsstände und die Oppositionslust der spanischen Cortes dem schweigenden Gehorsam der Franzosen gegenüberstellte und sagte, er, der Kaiser, sei ein König der Könige, denn Niemand halte sich für verpflichtet, ihm zu gehorchen, der König von Spanien ein König der Menschen, denn man mache ihm Einwendungen, leiste ihm aber Gehorsam, der König von Frankreich sei wie ein König über die Thiere, denn Niemand wage ihm den Gehorsam zu verweigern. Als Franz I. hiervon hörte, lachte er laut; er fühlte in stolzer Erregung, wieviel Wahrheit jene Worte enthielten.

Die Machtsteigerung der Krone, welche auf diese Weise erworben wurde, führte natürlich zu manchem Mißbrauch, und wenn auch die Klagen, welche aus den Reihen der gedemüthigten Prälaten und Parlamentsmitglieder stammen, mit Vorsicht aufzunehmen sind, so ist doch außer Zweifel, daß der König seine fürstliche Allgewalt gelegentlich zu schlimmer Willkür benutzt hat. Die scharfe Zunge des Venetianers Cornaro erzählt uns sogar, daß in Frankreich Bisthümer auf Bitten von Damen vergeben, Abteien an alte Soldaten geschenkt worden seien, ja daß man am französischen Hofe mit den höchsten geistlichen Stellen gehandelt habe, wie in Venedig mit Pfeffer und mit Zimmet. Das waren aber doch nur einzelne Uebelstände bei einem Verfahren, welches im Uebrigen durchaus innerhalb des natürlichen Entwickelungsganges der französischen Monarchie lag und welches daher auch von der Majorität der Nation ohne ernstlichen Widerspruch ertragen wurde.*)

*) Vergl. besonders Ranke, französische Geschichte, Band I, an mehreren Orten.

Der junge König führte übrigens alle diese Maßregeln nicht allein nach seinen eigenen Ansichten durch, sondern er stützte sich dabei vornehmlich auf zwei Personen seiner nächsten Umgebung, auf den Kanzler seines Reiches, Antoine Duprat, und auf seine Mutter, Louise von Savoyen. Antoine Duprat war früher Präsident des Pariser Parlamentes gewesen, hatte dort zu derjenigen Partei gehört, welche eine Beschränkung der parlamentarischen Freiheiten wünschte, und schaltete als Kanzler recht nach dem autokratischen Sinne des Königs. In der französischen Geschichte hat er einen bösen Nachruf erhalten; es ist aber daneben nicht zu vergessen, daß sich auch manche gute Maßregel von ihm herschreibt: so ist er es z. B. gewesen, der die erste geordnete Staatsschuld in Frankreich geschaffen hat. Die königliche Mutter, Louise von Savoyen, wird uns vollends in den dunkelsten Farben dargestellt, und in der That ist sie eine Frau von den leidenschaftlichsten Affecten gewesen, gefährlich in Liebe und in Haß, doch ist von ihr sogar noch mehr Gutes zu sagen, als von dem Kanzler Duprat. Die Energie ihres Willens und ihre Kenntniß der Geschäfte waren gleich groß. Wie spricht es nicht für sie, daß ihr Sohn ihr täglichen Bericht von den Staatsangelegenheiten erstattete und nie anders als in bescheidenster Haltung, das Barett in der Hand, mit ihr redete! Und als Frankreich, wie wir sehen werden, eine tödtliche Krisis erlebte, da ist sie es vornehmlich gewesen, die den Staat gerettet und die Gefahren zerstreut hat.

Außer der Herrschaft über Mailand und dem Concordate von Bologna gab es aber noch eine dritte Errungenschaft des italienischen Feldzuges. Das war die Uebertragung der Cultur der italienischen Renaissance nach Frankreich. Denn wenn König Franz auch sein ganzes Leben lang die regste Empfänglichkeit für alle Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft gezeigt hat, so doch vielleicht zu keiner anderen Zeit in höherem Grade als jetzt, wo er die Reize Italiens zum ersten Male gekostet und in dem Gefolge des Papstes Leo die größesten Künstler der Halbinsel kennen gelernt hatte. Nun warf er sich mit unendlichem Wissensdurste auf alles nur irgend Wissenswürdige. Auf Jagden und Reisen, bei der Tafel selber führte und veranlaßte er Gespräche, die dem Hofe gelegentlich das Ansehen einer Philosophenschule gaben und von denen die Zeitgenossen sagten, daß sowohl ein Staatsmann wie ein Krieger, ein Gelehrter wie ein Arbeiter davon hätten Nutzen ziehen können. Den vielseitig gebildeten Bischof Peter Duchatel machte er zu seinem Vorleser und nannte ihn den einzigen Menschen, dessen Kenntnisse er nicht in zwei Jahren erschöpft habe. Da füllten sich die Hörsäle der Universitäten; da erhoben sich theils in Frankreich selber hervorragende Geister, theils zogen sie von dem Auslande hinüber, wie Wilhelm Budé, den Erasmus von Rotterdam wegen seiner Gelehrsamkeit das Wunder Frankreichs nannte, wie

Julius Cäsar Scaliger, der von Verona aus nach Frankreich übersiedelte, wie die Familie der Etienne, dieser gelehrtesten aller Buchdrucker. Und bemerkenswerth ist es, daß grade dasjenige, was König Franz aus eigenstem Antriebe that, für seine Unterthanen besonders fruchtbar wurde. Denn indem er Bücher und seltene Handschriften mit großem Eifer sammeln ließ, verschaffte er ihnen das Material zu gelehrter Arbeit, und indem er Uebersetzungen der classischen Autoren, die er in der Ursprache nicht wohl zu lesen vermochte, zunächst für sich selber veranstaltete, gab er zugleich seinem Volke ein unschätzbares Bildungsmittel in die Hand. Mit vollem Rechte führt er daher auch den ehrenvollen Beiname: le père des lettres.

Am Berühmtesten aber hat ihn in diesen Dingen seine Stellung zu den bildenden Künsten gemacht. Wer weiß nicht, wie der König den edeln Lionardo da Vinci dem Papste aus Rom entführte und sich demselben mit so inniger Verehrung anschloß, daß sich hierüber die seelenvollsten Erzählungen bildeten! Franz soll darnach den Künstler seinen Vater genannt, er soll den sterbenden Greis in seinen Armen gehalten haben. Wer kennt nicht aus Benvenuto Cellini's Selbstbiographie die zahlreichen Arbeiten, welche Franz I. von diesem vielseitigen Manne anfertigen ließ, von den herrlichsten, durch Schönheit, Größe und Kostbarkeit ausgezeichneten Kunstwerken und Geräthen bis hinab zu den einfachen Stempeln der französischen Münzen! Wenn ein Rafaelisches Gemälde nach Frankreich kam, so wurde es dort mit solchen Ehren empfangen, wie dergleichen in früheren Jahrhunderten etwa den kostbarsten Reliquien zu Theil geworden waren, und wenn ein lange ersehntes Kunstwerk in einem der königlichen Schlösser angelangt war, so galt es als ein Zeichen hoher Gnade, dasselbe flüchtig betrachten zu dürfen, ehe es unter besonderen Feiern der allgemeinen Bewunderung Preis gegeben wurde. Und bei alledem war es keineswegs nur eine Liebhaberei, oder auch nur der reiche fürstliche Lohn, wodurch Franz I. die Künstler an sich zog, sondern sie verehrten „den großen König von Frankreich", weil er ein eindringendes Verständniß für ihre Arbeiten zeigte, weil er in ihren Werkstätten verweilte und ihren Eifer durch das Urtheil des Kenners erregte.

Unter solchen Einflüssen verwandelte sich die Haltung des französischen Hofes, wie sich schon früher die Haltung der italienischen Höfe verwandelt hatte. An die Stelle der ehemaligen Männergesellschaft, von kriegerischem Aussehn, in den finsteren, durch Wall und Thurm geschirmten Burgen des Mittelalters, trat die festliche Vereinigung der Cavaliere und der Damen in den prächtigen Sälen und Galerien, in den lachenden Parks der Schlösser von Blois, Chambord und Fontainebleau. Der König sagte: ein Hof ohne Damen ist wie ein Jahr ohne Frühling, wie ein Frühling ohne

Rosen, wie ein Garten ohne Blumen; an seinem Hofe vereinigte er nun, was ihm Frankreich an adliger Sitte und Tapferkeit, an Geist und Schönheit bot. Eine schlimme Kehrseite fehlte dabei freilich nicht. Denn zahllose Liebeshändel und manche dunkle Intriguen sind in dieser glänzenden Gesellschaft angesponnen worden, und vielleicht gibt es kein charakteristischeres Bild für die zugleich talentvolle und leichtfertige Art des damaligen französischen Hofes als das Schicksal des Dichters Clement Marot. Dieser begabte Sänger — man darf ihn wohl den Béranger jener höfischen Kreise nennen — war nur der Sohn eines königlichen Kammerdieners. Durch seine gute Figur, seine Tapferkeit, den Zauber seiner Verse wußte er aber einen Platz unter den Edelleuten des Hofes selber zu gewinnen. Er erhob seine Augen zu der schönen Diana von Poitiers, die dereinst, als Geliebte Heinrich's II., eine so merkwürdige Rolle in der Geschichte Frankreichs spielen sollte und die damals noch in dem ersten Glanz der Jugend strahlte, ja er soll seine Wünsche sogar auf die Schwester des Königs, Margaretha, gerichtet haben. Er preist sie mit witziger Wendung als la marguerite des marguerites, und er hat zum Wenigsten ihre aufrichtige Freundschaft gewonnen. Später ist aber Marot verdächtigt worden, als ob er sich dem Protestantismus zuneige, und um sich zu retten, um ein der Kirche wohlgefälliges Werk zu vollziehen, hat er darauf die Psalmen in's Französische übersetzt. Aber sein leichtes spielendes Talent war der wuchtigen Sprache der biblischen Poesie nicht gewachsen, und obgleich er anfangs Erfolg hatte, so daß der König, der Dauphin, die Damen des Hofes ihm Beifall zollten, sich ein Jeder einen Lieblingspsalm auswählten und denselben bei jeder Gelegenheit, auf der Jagd, bei der Tafel, wir müssen sagen, trällerten, so hat sich doch endlich die Pariser Universität gegen ihn erhoben und hat ihn mit neuen Verfolgungen bedroht, so daß er zuletzt fliehen und sein Leben in der Fremde beschließen mußte.

Bernhard Kugler.

Goethe's Briefe an Ph. Seidel, 13—18.

13.

R. den 17. Febr.

Die Nachricht, daß Iphigenie angekommen, freut mich sehr. Nun geh ich ganz frey nach Neapel.

Schreibe mir nun einmal, wie meine Kassa steht. Was Paulsen überhaupt von mir in Händen hat, und was mir von meiner Besoldung bis Ostern übrig bleibt, auch auf wieviel ich deductis deducendis bis zu Ende des Jahres rechnen kann.

Ich freue mich, daß Du wohl bist und meiner in Liebe gedenkst; gehe Deinen Weg fort, sey fleißig in Deinem Aemtchen, sey aufmerksam auf das, was sodann am nächsten liegt, und sieh Dich manchmal zur Erholung in einem weitern Felde um. Ich bin wohl und vergnügt. Auf der Neap. Reise brauch ich schön Wetter, das hat sich eingestellt. Die Klarheit des Himmels ist unbeschreiblich, die Wärme gegen Mittag kaum zu dulden. Die Mandelbäume blühen, auch der Lorbeer, Buxbaum. Ueber das Papiergeld sollst Du befriedigt werden. Das Carneval gibt mir wenig Freude, man gewinnt dabey nur einen sonderbaren Begriff mehr. In die Theater komme ich auch fast gar nicht, man mag hier keine Zeit auf diese Chandelpossen verwenden, da man zu so viel soliden Betrachtungen Gelegenheit hat. Auch habe ich sehr wenig Menschen kennen lernen, obgleich hier und da mancher interessante Mann verborgen ist und vielleicht Lebenskluge an keinem Orte mehr sind, obgleich auf einen Punkt gerichtet.

Ungeheuer ist übrigens die Masse wichtiger Gegenstände aller Art, sie wachsen nur wie aus der Erde. In den letzten Tagen macht ich einen Catalogus von dem, was ich noch nicht gesehen habe. Wie viel das ist! Lebe wohl. Grüße meine Leute. Es ist recht gut, daß Hr. v. Kn. Götzen mitgenommen hat. Sutor kann mir auch einmal schreiben, wenn er Lust, und mir etwas zu sagen hat. Leb wohl. G.

Schreibe nur nach wie vor hierher, ich laße mir die Briefe wo ich auch sey nachschicken.

14.

Rom den 20. Febr. 87.

Du erhältst wieder eine Menge Briefe auszutheilen.

Die Banknoten werden hier von der Bank niemals realisirt. Sie bezahlen höchstens die Noten von 10 Scudi aus. Für die übrigen zahlen sie wenig Geld und wieder Papier, dabey schickaniren sie den Abholer durchs Warten, daß jeder lieber wo anders hingeht. Jetzt verliert man 2½ Procent daran. Man glaubt sie belaufen sich auf 24 Millionen. Eine Staatsschuld die nie wieder abgetragen werden kann. Vor einiger Zeit verlor man mehr bis 5 auch 6 Procent. Silber sieht man hier nur spanische Piaster, die sie erhöht haben, daß sie einen Scudo, also 100 Bajoki voll gelten, da sie vorher nur 96 galten. Durch diese Operation ist also gleich das Silber um 4 pr. Cent erhöht worden, damit lockte man die Piaster herein, das kann aber nicht lange dauern, so müssen sie wieder hinaus, denn was sind sie nicht gegen Papierwerth.

Ueberhaupt ist der päbstliche Staat ein Muster einer abscheulichen Administration, und da jetzt das fremde Geld ausbleibt, muß es in Kurzem zu großem Uebel kommen, da sie denn wohl lernen werden, ihre Felder zu

bauen u. s. w. Wegen der Pleßigschen 60 Thl. hab ich Göschen den Auftrag gegeben. Du kannst es Plessig melden. Göschen wird dann an Dich zahlen.

Ist ein Paket in Wachstuch, das mit von Karlsbad an Dich kam, an meine Mutter nach der Vorschrift abgegangen? Es ist mir viel daran gelegen, es in ihren Händen zu wissen.

Siegle die Briefe an Hrn. v. Hendrich und Göschen. Schreibe mir, was die Iphigenie und ein anderes schweres Paket mit den Kupferplatten an Herder Porto gekostet hat.

Fr. v. Stein und Hr. Herder werden bestimmen, wie die ankommenden Exemplare meiner Schriften ausgetheilt werden sollen, laß sie nach ihrer Anweisung durch Sutorn herumtragen überall mit einer Empfehlung. Hier ist was ich aufgenommen auf einem Blatte.

Venedig	167 : 14
Rom 24. Nov.	555 : 10
„ 5. Jan.	274 : —
„ 20. Febr.	540 : 10
	1537 : 14
Dazu der letzte Brief bei Balley	2000
Livres	3537 : 14

Das wird ohngefähr 900 Thlr. in Louisd'or zu 5 Thlr. machen, berechne Dich gleich mit Paulsen und melde mir, was es mit den übrigen Spesen, Provision 2c. gemacht hat, und was mir pr. Saldo übrig bleibt. Dann ersuche Hr. Paulsen mir unter dem vorigen Namen noch auf 2000 Livres bei Belloni Credit zu machen, doch so, daß ich nicht genöthigt sey, die ganze Summe auf einmal zu nehmen, sondern, daß ich nur soviel davon als ich nach und nach brauche erheben kann.

15.

Neapel den 3. März.

Glücklich hier angekommen und auch den Vesuv schon bestiegen, zur Nachricht. G.

16.

Rom den 18. August 1787.

Deinen guten treuen, verständigen Brief habe ich lange zu beantworten unterlassen, auch habe ich zwey aufgenommene Posten Geld Dir nicht angezeigt, es wird aber doch alles in Richtigkeit seyn.

Die Verhältnisse, die Du mir gleichsam in einem Spiegel hinstellst, wollen wir der Zeit zu entwickeln überlassen. So viel kann ich Dir sagen, daß Deine Gedanken sehr mit den meinigen zusammentreffen, ja bis auf geringe Modificationen dieselbigen sind.

Vor jetzo ist mein Aufenthalt in Italien bis Ostern verlängert. Sieh was etwa in meinem Hauswesen sich rücken und legen läßt, ich überlasse alles Deinem Gutdünken, dann schreib mir: wenn meine Hausmiethe um ist, ich erinnere mich nicht genau.

Sage mir sonst über eins und das andre Deine Meinung, und bediene Dich indeß meines Hauses und des Meinigen zu Deiner Nothdurft und zu Deinem Vergnügen.

Mache Dir einmal wieder ein Geschäft, mir einen langen Brief zu schreiben, und mir mit Deiner gewöhnlichen Freimüthigkeit über die gegenwärtige Lage unsers kleinen Staats, insofern Du sie übersiehst, und was das Publikum denket und sagt, über das neue Kammersystem u. s. w., Deine Gedanken zu eröffnen. Füge sonst was einzelne Personen und Neuigkeiten betrifft hinzu. Ich wünsche, daß unsere gegenwärtige Correspondenz alles wegheben möge, was zwischen einem unbedingten wechselseitigen Vertrauen stehen könnte, denn ich hoffe Du sollst mir bey meiner Zurückkunft und in der Folge mehr werden, als Du mir jemals warst.

Schreibe mir auch einmal einen kurzen Auszug meiner sämmtlichen Ausgaben und Einnahmen seit meiner Abwesenheit, damit ich weiß, wie ich im Ganzen stehe, und was meine Haushaltung kostet.

Ich habe Anfangs Juny von Meurikofre in Neapel 204 Neapol. Ducati und 83 Gran erhalten, deßwegen auch direkt an Paulsen geschrieben. Bald darauf von Belloni 2000 Livres, welche Du mir anweisen ließest. Laß jetzt wieder 2000 an Hrn. Hofrath Reifenstein in Rom für Rechnung des Geh. R. v. Göthe zahlen.

Ich thue dieß, weil ich nicht weiß, wie lang ich noch hier bleibe, und weil ich im Herbste auf dem Lande herumziehen will.

Der Sommer war sehr und ungewöhnlich heiß, daß ich also einmal sagen kann, ich habe einen Sommer gelebt. Der Herbst wird unvergleichlich werden. Ich bin sehr fleißig, Egmont ist fertig! was noch in den 5. Band kommt, wird auch zugerichtet. Uebrigens werden alle Künste mit großem Eifer getrieben. Die Masse dessen, was man hier kennen lernt, ist so groß, daß ich mit aller Vorbereitung, dieses ganze Jahr nur in Vorbereitung zugebracht habe, nun scheint es sich aber aufrichten zu wollen. Ich habe denn doch in Kenntniß und Uebung zugenommen, so wenig es auch ist, wenn man aufs ächte sieht, und sich nicht vom Scheine blenden läßt. Briefe kommen wohl gar nicht mehr an mich. Empfiehl mich den Hrn. geh. Räthen mit dem Vermelden, daß ich ehestens schreiben würde. Versäume nicht bald und ausführlich zu schreiben, es macht mir viel Vergnügen, aus der Ferne näher gerückt zu werden, besonders, da ich schon beinah als ein Fremder nach dem Ettersberg hinsehe. Leb wohl, liebe mich und grüße die liebenden. G.

17.

Rom den 28. Octob. 87.

Deinen lieben Brief hab ich bey meiner Rückkehr vom Lande erhalten, ich bin wieder wohl und vergnügt in Rom, wo ich Kaysern erwarte, der mit seiner Partitur unterwegs ist, Du kannst Dir denken, welch ein Fest das werden wird. Dank für Deinen Zuruf, Deinen Rath, ich bin auf dem Wege ihn zu nützen.

Wenn ich nicht sehr irre, so ist nächste Ostern meine Miethe herum. Gehe nun gerade zum Rath Helmershausen, grüße ihn von mir, und sage ihm: Im Fall (wie ich mich zu erinnern glaubte) Ostern 88 unsere Miethe um sey, wünschte ich die Prolongation derselben vor der Hand noch auf 1 Jahr bis ich wieder käme, und die Sache weiter in Ordnung setzen könnte. Mich dünkt so ists auf mehr als eine Weise wohlgethan, hast Du aber ein Bedenken dabey, so schreibe mir gleich wieder, denn es hat mit einer solchen Erklärung und Prolongation noch einige Zeit. Was Deine kleine Schrift über das weibliche Geschlecht betrifft, so möchte ich Dir fast rathen, sie geradezu drucken zu lassen, besonders wenn Du unbekannt bleiben könntest. Jene Ausarbeitung übers Geld kann nicht reif genug werden, moralische Sachen aber lernt ein Unbefangner recht gut aus dem Effekt aufs Publikum erst recht kennen. Ich lege einen Brief an Göschen bey, und wiederhole nichts was daraus zu ersehen ist, zeig ihn auch Hrn. Leg.-R. Bertuch, damit er erfahre, was ihm zu wissen Noth ist.

Laß die 6 Exemplare nur liegen, ich habe keinem auswärtigen Freunde eines gegeben. Wie viele müßt ich da austheilen!

Du sollst auch eine Iphigenia in Prosa haben, wenn sie Dir Freude macht, der Künstler kann nur arbeiten, Beyfall läßt sich wie Gegenliebe wünschen, nicht erzwingen. Schreibe Dir den Brief an Göschen ab, oder zieh Dir ihn wenigstens aus; daß Du in der Suite bleibst, und behältst, was mit ihm verhandelt wird. Es ist nicht just mit ihm wie mit alle dem Volke.

Wenn Du den 8. Punkt berichtigt hast, so schreibe mir, auf welche Weise es geschehen ist. Deine Vorschläge, die Du mir schriebst, sind gut. Egmont wird nun angelangt seyn. Er ist an Hr. Herdern abgegangen. Der Rest des 5. Bandes mit der Kupfer-Platte soll durch Deine Hände gehen, und Du giebst ihn nicht als gegen baare Bezahlung aus. Der Contrakt besagts, und man muß keine Complimente machen.

Lebe wohl. Gedenke mein, schreibe mir manchmal, wenn auch nicht eben Geschäftssachen. Ich bin wohl, vergnügt, und lerne, daß es eine Lust ist.

G.

18.

Rom den 10. Nov. 87.

Ein Italiäner Namens Philipp Collina, der für den Dienst der Herzogin Mutter bestimmt ist, wird in Zeit von 3 Wochen nach diesem Briefe, vielleicht früher bey Dir eintreffen. Mache ihm in meinem Hause etwa oben in Fritzens Stube ein Quartier zurecht, logire, speise und leite ihn, bis er seine Einrichtung machen kann, wozu Du ihm nach Deinen Kenntnissen und Deinem guten Willen behülflich seyn wirst.

Es ist ein verständiger und so viel ich ihn nach einer jährigen Erfahrung beurtheile wohldenkender Mensch, behandle ihn als einen solchen und mache ihm zuförderst die Namen und den Stand der Personen bekannt, denen er in gewissem Sinn untergeben ist. Führe ihn zuerst zu Hrn. von Einsiedel und frage wann er der Herzoginn aufwarten kann, bringe ihn zur Fräulein und sorge, daß er der Herzoginn vorgestellt wird, sodann zu Herrn Rath Ludecus, allen diesen Personen hab ich geschrieben, er braucht sich nur auf meine Briefe zu beziehen.

Besonders führe ihn bald zu Herrn Gen.-S. Herder. Er spricht nur italiänisch und Du kannst ihm allenfalls zum Dollmetscher dienen.

Wenn Kaysers Bruder nach Weimar kommt, so führe ihn zum Hrn. Gen.-Super. Herder, ich habe diesem von dem jungen Manne geschrieben.

Die verlangten Quittungen schicke ich mit nächster Post.

Alle Briefe, die an mich kommen, sind voll Klagen und Trauer über die Veränderungen, die sich bey uns zugetragen haben.

Kranzen habe ich eine Schachtel mitgegeben, die er nicht einmal den Verstand gehabt hat, auf eine fahrende Post zu geben, da er nicht nach Hause gieng. Es ist nichts von Werth darin, aber Samen und Späße für die Kinder, die mich doch verdrießen, wenn sie verloren gehn.

Kaysers Gegenwart macht mir viel Vergnügen.

Empfiehl mich Hrn. Geh. R. Schnauß, gratulire ihm zu seinem Geburtstage und danke ihm, daß er an demselben mir einen Brief schreiben wollen. Ich antworte bald.

Lebe wohl nächstens mehr.

NB. Du kannst auch dem Italiäner einige andere Personen bezeichnen, wo Du es artig und schicklich fändest, daß ich sie grüßen ließe. Führe ihn zur Frau v. Stein.

Er bringt auch etwas für die Kinder und für die Herzoginn von Gotha, das besorge alles.

Noch eins, da mir daran gelegen ist zu wissen, wie viel eine solche Reise kostet; so hab ich ihm gesagt, er solle alles notiren. Laß es Dir zuletzt geben und schicke mir einen Auszug, wie Du es nöthig findest.

Auch die Zeit wie lang so eine Reise dauert und was er von Orten notirt hat. G.

Voigts Büchelchen können mit der fahrenden Post kommen und sollen mir recht lieb seyn.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Lage der Deutschen in Zürich. Die deutsche Presse hat sich so wenig mit den jüngsten Ereignissen in Zürich beschäftigt, daß ein möglichst vollständiger und treuer Bericht Pflicht geworden ist. Mag auch in Deutschland die öffentliche Aufmerksamkeit durch bessere Siege in Anspruch genommen sein, und diese Angelegenheit als „Sturm in einem Glase Wasser" betrachtet werden — immerhin sind es Deutsche, die sich um der nationalen Sache willen in ernster Lage finden, es ist eine Colonie von einigen Tausenden, welche inmitten einer fremd fühlenden Bevölkerung Zusammenhang mit der Heimath zu haben wünscht. Eine deutsche Colonie in einem deutsch redenden Lande! Wäre der Hohn, der in diesem naiv von Allen und als selbstverständlich gebrauchten Ausdruck liegt, nicht für sich allein genügend, Theilnahme für uns zu wecken? Von den funfzig Professoren, welche gegenwärtig an der Universität Zürich angestellt sind, ist gerade die Hälfte, von denen am eidgenössischen Polytechnicum ist ungefähr ein Drittel deutsch; auch in anderen Kreisen, namentlich im Kaufmannsstande und unter den Juristen der Stadt, stehen deutsche Namen in erster Linie. Sogar der deutsche Arbeiter ist hier vielfach geschätzt und erfreut sich in Folge seiner Geschicklichkeit und seiner Ausdauer einer besseren äußeren Stellung. Nach so unerhörten Erlebnissen haben wir daher ein Recht auf denjenigen Schutz, welcher wirksamer ist als Alles, was wir leider von Bern erwarten dürfen, auf den Schutz der öffentlichen Meinung in Deutschland. Indem wir dieses Recht fordern, liegt es begreiflicher Weise in unserem eigenen Interesse, uns durch keine andere Sprache als die der nackten, ungeschminkten Thatsachen vertreten zu lassen. Die folgende, wie ich hoffe sachgemäße Darstellung, welche zum Theil auf Selbsterlebtes, zum Theil auf zuverlässige Aussagen der verschiedensten Zeugen gegründet ist, beabsichtigt an ihrem Theile nichts Anderes. Sie will übertriebenen Auffassungen vorbeugen, welche unserer Sache nur schaden könnten, und jene unverdiente Passivität aufrütteln helfen, der wir es mit verdanken, daß die politische Begriffsverwirrung hier zu Lande sich bis zu einer Manie ausbilden konnte, welche unsere besten beiderseitigen Interessen gefährdete.

Die hier lebenden Deutschen waren früher ein bunt und zufällig zu-

sammengewürfelter Auszug aller in Deutschland möglichen und unmöglich gewordenen Parteien; aber an ihnen hat sich die einigende Kraft der großen vaterländischen Thatsachen bewährt. Selbst die Wenigen, welche durch 1866 noch nicht bekehrt waren, auch wer noch mit jener edlen objectiven Unentschiedenheit, die eine Art Vorrecht der Professoren zu sein scheint, zwischen Irrthumstreue und Wahrheitssinn hin und her lavirte, erfuhr seit dem Beginn des Krieges eine politische Neugeburt durch den Zauber und die Gewalt der großen deutschen Sache. Nur ganz vereinzelte Ausnahmen, die wir bedauern, ohne ihnen zu nahe treten zu wollen, nur wer sein persönliches Guthaben von 1848 an die deutschen Regierungen dem deutschen Volke nicht vergeben konnte, oder wer die dichterische Begeisterung für ein zukünftiges Polenreich der wirklichen Freude über das gegenwärtige deutsche Reich vorzog, ließ sich von dem großen Strome beiseit an's Ufer treiben, um in ewigem Strudel um den Mittelpunkt der eigenen Person zurückzubleiben. Es waren schöne Tage, als nach den ersten Siegen die Vereinsamten sich einmüthig zusammenfanden, Unbekannte sich wie Vertraute freudig die Hand reichten, als über der tiefen innerlichen Freude selbst die wachsende Mißgunst des größten Theils der schweizerischen Bevölkerung vergessen wurde, welche wie alles Alltägliche peinigender und drückender wirkte, als wirkliches Unglück es vermöchte. Es war wahrlich nicht Mangel an Theilnahme, nicht Mangel an deutscher Gesinnung, was uns während des Kriegs von jeder öffentlichen patriotischen Aeußerung zurückhielt. Die Glocken, welche von Thurm zu Thurm dem deutschen Volke unter Siegesdonner und jauchzender Begeisterung die Tage von Wörth und Sedan verkündeten, haben in allen Herzen den reinsten Nachklang gefunden; mit Sehnsucht haben wir die Berichte von den großen Festen gelesen, deren Jubel dem Fluge der gewaltigen Ereignisse kaum zu folgen vermochte, und Jeder, der konnte, ist hinüber gezogen, um ohne Störung sich der Zusammengehörigkeit zu erfreuen. An unsere bescheidene Stellung und an das blinde Selbstgefühl der Schweizer gewöhnt, welche an das unbedingte Primat ihrer Verfassungen und Zustände fast wie an ein Naturgesetz der Weltschöpfung glauben, haben wir mit Allem, was uns bewegte, zurückgehalten, haben in schweigender Trauer die Haltung der schweizer Presse betrachtet, welche sich maßlos steigerte und mit einer wahren Sündfluth von Entstellungen und Verläumdungen das Land überspülte, und haben uns still zu allen öffentlichen Demonstrationen verhalten, welche bis zu dieser Stunde allerwärts von Franzosen und Franzosenfreunden unter dem Schutze der freien Institutionen dieses Landes abgehalten wurden. Als eine Zahl gallischer Gesinnungsgenossen die ungeheure Niederlage der Deutschen bei Wörth im Hôtel Baur durch ein Diner feierte, als man die französischen Gefangenen wie Herren begrüßte und durch großartige Feierlichkeiten, wie z. B. in

Schaffhausen, oder, wie hier, durch Festfahrten auf dem See ehrte — wie hätte es sich für uns schicken können, an die thatsächlichen Verhältnisse zu erinnern? Aber freilich, unsere Gutmüthigkeit hat uns schlimme Früchte eingetragen.

Denn einmal wenigstens wünschte man allerdings sich festlich zu versammeln. Nachdem Paris capitulirt hatte und der Frieden in naher Aussicht schien, ward dieser Wunsch aus allen Kreisen der deutschen Colonie mächtig laut. Ein Comité der angesehensten deutschen Gelehrten und Kaufleute — darunter Professor Semper und der zeitige Rector der Universität Gusserow — hatte sich zu diesem Zweck zusammengefunden und erließ in den Zeitungen die nöthigen Anordnungen. An dem Vorhaben konnte ein lithographirter Schmähbrief nicht beirren, welcher in den Schenkstuben der Stadt cursirte und in der bekannten Sprache der internationalen Arbeiter das Volk zu öffentlichem Skandal aufhetzte; wohl aber veranlaßte die ungeahnte plötzliche Internirung der Bourbaki'schen Armee, welche, wie überall in der Schweiz, so auch in Zürich, die begreiflichste Aufregung hervorrief, und für welche alle großen Localitäten der Stadt requirirt zu werden schienen, eine Verschiebung der Feier auf unbestimmte Zeit. Einige Wochen später wurde von demselben Comité ein neuer Termin auf Donnerstag den 9. März angesetzt, in der wohlbegründeten Voraussetzung, daß die Evacuirung der Internirten sich bis dahin, wenigstens größtentheils, vollzogen haben würde. Als diese aber wider alles Erwarten auf den 13. März hinausgeschoben wurde, konnte man unmöglich noch einmal, schon wegen der einfallenden Hochschulferien, von der getroffenen Bestimmung abgehen. Immerhin traf man alle möglichen Vorsichtsmaßregeln. Von drei Behörden des Canton, von der Stadtpolizei, der Staatspolizei und dem Militärcommando war die ausdrückliche Genehmigung der Feier mit der wiederholten Versicherung gegeben worden, daß man jeder etwaigen Störung rechtzeitig vorbeugen werde. Um den Charakter einer privaten Versammlung streng zu wahren, wurden die Theilnehmer nur auf Eintrittskarten hin zugelassen, welche schriftlich auf ihre persönlichen Namen ausgestellt waren. Eine bestimmte Ordnung der Feier ward vereinbart und den geeignetsten und zuverlässigsten Rednern die Abhaltung der ersten Trinksprüche reservirt. Die Feier fand in dem großen Concertlocale von Zürich, in der dicht am See auf einem freien Platze gelegenen Tonhalle statt. Das Gebäude besteht aus einem großen, basilicaartig angelegten, durch eine oben ringsumlaufende Reihe Fenster erleuchteten Saal, vor dessen einer Schmalseite einige Eingangsräumlichkeiten, vor dessen anderer ein Wirthschaftslocal vorgelegt sind. Auch dieses letztere, nur durch dünne Bretterwände von dem großen Saale geschieden, hatte man zu miethen gesucht; der Wirth hatte sich aber trotz aller anerbotenen Entschädigungen nur dazu verstanden, die Ein-

gänge aus demselben zum Saale verschließen zu lassen. Im Saale selbst war eine Rednerbühne angebracht und dicht mit grünen Gewächsen umstellt worden; auch sonst waren durch Guirlanden und Fichtenreiser, durch ein lebensgroß gemaltes Bild der Germania und mächtige schöne Fahnen, festliche Decorationen geschaffen.

Daß an demselben Tage unter den Inseraten des Züricher Tageblattes eine Aufforderung „an die flotten Bursche der Stadt" stand, am Abend vor dem Theater sich zu versammeln und gemeinschaftlich nach der Tonhalle zu ziehen, war wie es scheint von Allen nicht genügend beachtet worden. Ja man hatte Deutscherseits den Zusicherungen der Behörden so vollen Glauben geschenkt, daß man gegen die lebhaft und von vielen Seiten gewünschte Theilnahme der Frauen nichts einwenden mochte. Schon um 7 Uhr begann sich der Saal zu füllen. Etwa 100 Damen, darunter viele Professorenfrauen und einige Schweizerinnen, nahmen auf den Tribünen der Langseiten Platz, während über 900 Männer — man hatte aus Mangel an Raum viele abweisen müssen — sich im Saale selbst versammelten. Die Lehrer der Universität und des Polytechnikums, mehrere deutsche Vereine, darunter derjenige der Arbeiter, saßen an besonderen großen Tischen, auch mehrere schweizer Gäste hatten sich eingefunden. Leider wurde die Feier von Beginn an getrübt. Um 8 Uhr schon hatten bedenklich große Haufen von Straßenjungen und übelwollendem Volke sich an den Eingängen angesammelt und die zuletzt Erscheinenden nur unter Beschimpfungen aller Art zum Eintritt gelassen. Der Vorsitzende Wislicenus mußte die Versammlung mit der Bitte eröffnen, sich durch keinerlei Vorgänge außerhalb des Gebäudes beirren zu lassen und auf alle Fälle ruhig innerhalb der Mauern zu bleiben, was pünktlich wie alle seine Anordnungen bis zuletzt befolgt worden ist. Zugleich gab er das Wort Jedem frei, erinnerte aber nachdrücklich an alle die Rücksichten, welche Pflicht der Versammlung seien, vor Allem müsse jede politische Discussion vermieden werden. Seine eigene Rede, welche mit einem Hoch auf das deutsche Reich schloß, konnte als Muster einer taktvollen Ansprache gelten. Nicht nur die unbeirrte Erfüllung der Neutralität Seitens der schweizer Regierung wurde mit Anerkennung hervorgehoben, sondern in förmlichster Weise erklärt, man wolle und könne keine Demonstration gegen das unglückliche niedergeschlagene Nachbarvolk begehen, man wünsche vielmehr im Kreise Gleichgesinnter lediglich der Freude Ausdruck zu geben, daß der geschlossene Friede das deutsche Volk politisch im neuen Reich geeinigt finde. Während dieser Rede flogen Steine durch die Fenster herein und ließ sich lautes Pfeifen und Schreien vernehmen, welches einmal so stark wurde, daß der Redner die Versammlung apostrophiren mußte, sie möge sich durch das Geheul der Meute draußen nicht stören lassen. Mit merkwürdiger Kalt-

blütigkeit blieb die Ruhe gewahrt. Als vorübergehend Stille eintrat, konnte die Versammlung, allerdings mit sehr eigenthümlichen Gefühlen, von ihren Sitzen erhoben, den Choral „Nun danket alle Gott" absingen. Den zweiten Trinkspruch, eine Volksrede im guten Sinn des Worts, brachte Professor Johannes Scherr auf das deutsche Nationalheer aus. Auch er hob nachdrücklich hervor, daß der Feier jede Ueberhebung fremd sei, für den Sieger schicke sich, eingedenk zu bleiben, daß von dem unterlegenen Volke in letztern Zeiten Thaten ausgegangen seien, welche die ganze Welt erleuchtet hätten. Gerade jetzt bei dem Friedensschlusse in Versailles gezieme es sich, daran zu erinnern, daß vor 82 Jahren in demselben Versailles ein Sternfunke in der Augustnacht geschimmert, aus welcher die Morgenröthe eines neuen Tags über Europa hineingeleuchtet habe.

Die häufigen Beifallsbezeigungen, welche diese Rede unterbrachen, und das dreifache Hurrah, mit dem sie schloß, sind, wie es scheint, die Veranlassung zu den Tumulten geworden, welche nunmehr über die Gesellschaft hereinbrachen. In dem anstoßenden stark besuchten Wirthschaftslocal hatte sich eine große Zahl französischer bewaffneter Officiere mit ihren Burschen eingefunden, welche die Polizei nicht zu entfernen wagte. Ohne irgend wie provocirt worden zu sein, fanden sie gut, auch hier ihre Rache für Sadowa zu versuchen. Etwa ein Dutzend von ihnen, wie es heißt, von einem Schweizer angeführt, und von anderm knittelführenden Anhang gefolgt, drangen mit gezogenen Säbeln, trotz der Gegenwehr des Wirths, die Treppe auf die Musiktribüne hinauf und schlugen hier unter furchtbarem Lärm die wohlverschlossene Thür ein. Sofort war aber auch Aufforderung zur Hilfe in den Saal hinabgerufen, und rasch entschlossen, rüsteten sich die nächststehenden Musiker und Studenten mit zerschlagenen Stühlen und Musikpulten zur Vertheidigung. Die nächsten Eindringlinge schlug man auf der Stelle nieder und verfolgte die andern trotz mehrfacher, zum Theil ernster Verwundungen, welche die blanken Waffen anrichteten, muthig in den Wirthschaftssaal hinab. Hier entwickelte sich ein Kampf, in welchem Weinflaschen, Biergläser und porzellanene Untersätzer unsererseits den Mangel an Waffen ersetzen mußten. Ohne irgend eine Hilfe vom schweizerischen Militär oder Polizei, gelang es einige Franzosen zu entwaffnen und den Rest aus dem Saal zu drängen. Ihre Flucht war energischer als ihr Widerstand, einer von ihnen hatte Sicherheit unter dem Buffet gesucht. Dabei beschränkte man sich streng auf die Abwehr, obwohl dies Manchem schwer fiel, und setzte die Verfolgung nicht auf die Straße fort. Die Kämpfer kehrten auf die Musiktribüne zurück und wiesen unter einem wahren Beifallssturm den Anwesenden die erbeuteten rothen Cäppis und französischen Säbel vor. Auch einen Unterofficier, dessen Gesicht von Blut troff, schleppte man in der ersten Aufregung zur Stelle

und wenn nicht Deutsche ihn in Schutz genommen hätten, würde er beinahe noch einmal zu Boden geschlagen worden sein. Die beiderseitigen Verwundeten wurden auf der Stelle im Saale selbst von den anwesenden Aerzten untersucht und verbunden.

Indessen reizte die glücklich vollzogene Abwehr, bei welcher von keiner Schußwaffe Gebrauch gemacht worden war, die versammelten Volkshaufen zur Rache für ihre geschlagenen Schützlinge. Den Versuch, eine Thür einzustoßen, welche direct von der Straße in den Saal führt, vereitelte freilich eine rasch vor ihr errichtete Barrikade von Bänken und Stühlen. Desto eifriger und kunstgerechter wurde der Steinhagel betrieben. Da auf dem Platz selbst nicht genug Wurfmaterial vorhanden war, hatte man im Nachen über den See eine größere Menge zur Stelle gebracht, und französische Officiere waren beim Ausladen behilflich. Bald wurden faustgroße Steine massenweise von allen Seiten hereingeschleudert. Das unablässige Klirren der zerbrochenen Fensterscheiben, das Geräusch der aufprallenden Steine und der niederfallenden Glassplitter war unheimlich. Auch die Vorkehrungen, die man im Saal selbst zu neuer Abwehr traf, das massenhafte Zerschlagen von Stühlen und Bänken flößte bei dem ungestümen, unaufhörlichen Lärm um so mehr Besorgniß ein, als man im Saale auf keine Weise übersehen konnte, was weiter folgen werde. Die Situation war ähnlich wie in einem Blockhaus, welches von Indianern umstellt wird. Trotzdem blieb das Verhalten der anwesenden Frauen bewunderungswürdig unerschrocken. Erst als auf die bisher am meisten geschützten Damentribünen schwere Pflastersteine dutzendweise fielen, und als der Präsident die jungen Männer auffordern mußte, sich zur weitern Abwehr an den Eingängen des Saales aufzustellen, da der versprochene Schutz vom Militär nicht mehr gewährleistet werden könne — erst da begann wirkliche Angst sich ihrer zu bemächtigen, und diese Angst stieg, als auf die Anordnungen der Polizei in später Stunde die großen Gasleuchter ausgelöscht wurden und nur noch mattes Licht den großen Raum erfüllte. Viele Damen mußten es nun wohl oder übel wagen, unter dem Schutze ihrer Männer den Saal zu verlassen. Eine ziemliche Zahl zog es jedoch vor, zurück zu bleiben und vor dem Steinregen von Ort zu Ort zu flüchten. Als nirgends mehr genügender Schutz zu finden war, spannten sie Regenschirme auf oder hielten umgekehrte Stühle über den Kopf. Erst nach vierstündiger Belagerung, als sich die Angreifer ermüdet und befriedigt fühlen mochten, konnten sie ohne Gefährdung das Local verlassen, zum Theil durch Militärescorten geschützt, und trotzdem durch Schimpfreden und Steinwürfe auf dem Heimwege insultirt. Auch die übrigen Anwesenden entkamen in den ersten Morgenstunden, mit aller Vorsicht in kleinen Abtheilungen. Einzelne fuhren über den See und wurden auch da noch in Schiffen verfolgt. Die

letzten auf dem Platze waren die Mitglieder des Comités, welche sich halb drei Uhr zurückzogen, nachdem sie von Seiten des Platzcommandanten Garantie und Zusicherung von Schutz für die zurückbleibenden Fahnen und Decorationen erhalten hatten.

Alle diese Vorgänge sind nur durch die halb böswillige, halb feige Haltung des Züricher Militärs möglich geworden. Obwohl die Acten der Untersuchung noch nicht geschlossen sind, läßt sich dieses Urtheil nach zahlreichen, nur zu sehr begründeten Beobachtungen als vollkommen sicher hinstellen. Nicht mehr als zwei Compagnien Infanterie, ungefähr 150 Mann, waren zur Hand — eine Abtheilung Cavallerie war von der Regierung wenige Stunden vorher, man weiß nicht, aus welchem Grunde, entlassen worden — aber diese Truppen hätten vollauf genügt, durch rechtzeitiges kräftiges Einschreiten, ohne irgend eine gewaltsame Maßregel den Platz zu säubern und die Zugänge zu demselben abzusperren. Statt dessen beschränkte man sich darauf, einen Cordon rings um das Gebäude zu ziehen und dann ruhig Gewehr bei Fuß, nicht einmal mit aufgesteckten Bayonetten, der Menge gegenüber zu stehen, um geduldig stundenlang dem Steinhagel zuzusehen. Es waren viele schweizer Officiere in Uniform zugegen; anstatt bei der Truppenmannschaft ihre Autorität geltend zu machen, zogen sie vor, meistentheils im Saal der Tonhalle oder in der Wirthschaft sich aufzuhalten. Als sie von Festtheilnehmern bestürmt wurden, sie möchten wenigstens blind schießen lassen, hieß es, daß das in einer Republik nicht ohne Weiteres möglich sei; man könne nicht mehr schützen, denn das Militär selbst sei in Gefahr. Also das Militär schonen um hundert wehrlose Damen in Gefahr zu lassen, den Pöbel schonen, um lieber tausend gebildeter Leute der absoluten Schutzlosigkeit preiszugeben — und das vollkommen naiv bekannt und eingestanden von Officieren! Einige Militär- und Civilbeamte hatten freilich ein richtiges Gefühl der Lage und exponirten sich unermüdlich und in ehrenwerthester Weise, aber leider mit keinem anderen Erfolge, als daß ihnen direct der Gehorsam verweigert, daß sie persönlich mißhandelt und verhöhnt wurden. Ein Unterofficier rief laut, er werde seine Waffen wegwerfen, wenn es Jemandem einfallen sollte zum Angriff zu commandiren. — Wie die Züricher Freitagszeitung berichtet, (die einzige Stimme der schweizer Presse, die bisher den Muth und die Ehrlichkeit gehabt hat, diesen wundesten Punkt, wenn auch schonend, zu berühren) wurde einem hochachtbaren „Obersten, der in Civil auf den Platz kam, von Soldaten bedeutet, er solle zuerst die Uniform anziehen, wenn er befehlen wolle; er eilte heim, zog sie an — und wurde ebenfalls beschimpft. Das Steinwerfen war förmlich organisirt; baumstarke Kerls sahen wir, denen hinten Stehende die massenhaft herbeigeführten Steine boten, sogar bis zwischen die Soldaten mit den Worten: Excusez!

Excusez! sich vordrängen und sicher zielend werfen. Wir hörten Soldaten rufen: „Werfet nur nicht auf uns!“ Wieder andere: „Wir sind eigentlich gar nicht dazu im Dienst, hier zu stehen, sondern die Franzosen zu bewachen!“ Einer soll sogar das Volk beruhigt haben: „Wenn wir schießen müßten, so würden wir lieber hinein, als heraus schießen.“ Und so fort. — Die ritterliche Galanterie eines Officiers, welcher eine Anzahl Damen in Schutz nahm, äußerte sich in der Ermahnung: „Macht was ihr wollt; aber die Frauenzimmer beschimpft und bewerft nicht!“

Auch eine große Zahl Schutzmannschaft, theils in Uniform, theils in Civil, war aufgeboten. Man rühmt ihr nach, daß sie wacker ihre Pflicht gethan habe, und hebt namentlich hervor, daß verschiedene Polizeidiener Verwundungen erhielten. Ohne diese Anerkennung, namentlich ihren Chefs gegenüber, schmälern zu wollen, darf man die verhängnißvollen Unterlassungen, die sie sich zu Schulden kommen ließ, nicht verschweigen. Die Polizei hat nicht einmal den Versuch gemacht, die Wirthschaft zu räumen und die französischen Officiere zu entfernen. Sie war bei der Nothwehr gegen dieselben in keiner Weise mit behilflich, und hat namentlich die nothwendigen Verhaftungen nicht rechtzeitig vorgenommen. Nicht mehr als nur zwei Franzosen, welche auf der Stelle liegen geblieben waren, fielen ihr nach der That in die Hände. Noch am selbigen Abend konnte sich ein französischer Officier mit blutendem Gesicht und ohne Kopfbedeckung im Hotel Baur zum Souper niedersetzen. — Auch die gerichtliche Untersuchung ist nicht mit Energie und Umsicht eingeleitet worden. Erst auf besondere Erinnerung eines Mitgliedes des deutschen Comités und erst vier Tage später sind die verwundeten Deutschen gerichtlich untersucht und vernommen worden und haben einen besondern Anwalt erhalten, der nach hiesigem Gesetz das Recht hat, die Voruntersuchung mit zu überwachen. Erst nach acht Tagen und auf wiederholtes persönliches Ansuchen hin, konnte der Vorstand des Comités ein Verhör erreichen. Von der öffentlichen Proclamation des Staatsanwaltes Forrer ganz zu schweigen, welcher — zur Zeit als die weitern Unruhen in voller Blüthe standen — zur Beruhigung der Wohlgesinnten und Einschüchterung der Uebelwollenden erklärte, die sofortige Entlassung aller Derjenigen verfügen zu wollen, „welche entweder unschuldig verhaftet worden sein sollten, oder mit Bezug auf welche, obgleich sie der Thäterschaft verdächtig sind, die Fortdauer des Verhafts nicht durch die Vorschrift des Gesetzes, welches uns alle bindet, geboten erscheint.“

Aber nicht genug mit alle dem! Am folgenden, hellen lichten Tage, konnte neues Gesindel in die Tonhalle einbrechen; und keine Polizei hinderte, daß von demselben die deutschen Fahnen beschmutzt, Decorationen zerstört und das Bild der Germania zerrissen wurde. Als ob die Beschimpfung der vergangenen Nacht ihre Absicht nicht deutlich genug ausgesprochen habe, sollte

nun an den deutschen Abzeichen vor allen Augen statuirt werden, daß man in der Versammlung die Nationalität, nicht mehr als nur die deutsche Nationalität, habe verhöhnen wollen. — Man muß zur Erklärung der Vorgänge anerkennen, daß Niemand auf so Unerhörtes gefaßt war, und daß die allgemeine Bestürzung sich dermaßen den Behörden mittheilte, daß ihnen die Fähigkeit, richtig zu sehen und zu handeln, abhanden kam. Nur so begreift man auch die sich steigernden Unruhen der folgenden Tage, im Hinblick auf welche, allem Anschein nach ohne genügenden Grund, die eidgenössische Intervention in Anspruch genommen wurde, und in denen man, ebenso grundlos, eine planvoll angelegte Revolution hat erkennen wollen. Der Pöbel, welcher an jenem Abend dem Militär gegenüber seine Souveränität kennen gelernt hatte, durfte eben nach der natürlichsten Logik der Welt sich weiter versuchen.

Fabelhafte Androhungen von Brand und Mord, welche in den folgenden Tagen verschiedenen der angesehensten Deutschen auf allen Wegen der Mittheilung zukamen, und welche die Polizei sehr ernst genommen hat, sind bis jetzt wenigstens bloße Drohungen geblieben oder haben den Charakter ungefährlicher Demonstrationen angenommen. Aber so gering verhältnißmäßig der materielle Schaden ist, über den wir Klage führen können — so tief ist in Allen der Stachel der beleidigten Ehre zurückgeblieben. Pöbel giebt es überall, und Pöbelexcesse, so bedauerlich sie sein mögen, haben an sich nicht die Bedeutung tiefkränkender Beleidigungen. Dafür, daß wir vollkommen schutzlos waren, daß das Militär uns preis gab, soll die Bundesjustiz Gerechtigkeit üben und wir *hoffen*, daß sie Gerechtigkeit üben werde.

Alle diese Beschwerden überragt aber die Empörung, daß wir als *Deutsche* mißhandelt worden sind, daß in uns die *deutsche Nationalität* verhöhnt worden ist. Eine Genugthuung *dafür* ist uns nicht widerfahren — und so lange wir *dafür* keine Genugthuung haben, bleibt ein Makel auf uns, der die Nation mittrifft. Wir wollen auch unsere Beleidigung nicht vertuscht und todtgeschwiegen, sondern gesühnt wissen. Alle unsere Interessen stehen und fallen mit diesem Ehrenpunkte.

Ich sagte, wir hätten keine Genugthuung. Weit schlimmer! Wir haben in der Folge das gerade Gegentheil erhalten. Drei Proclamationen sind an das Züricher Volk erlassen worden, und in keiner wurde auch nur mit einer Silbe der Deutschen Erwähnung gethan, geschweige denn ein versöhnendes Wort an sie gerichtet. Wohl haben einige Stimmen der Presse — und wie vereinzelt stehen sie da! — wohl hat der große Rath von Zürich „tiefe Entrüstung" über die Vorfälle des 9. März ausgesprochen. Aber jene sogenannte tiefe Entrüstung galt und gilt nur der Verletzung der öffentlichen Gesetze, ging nur aus dem Wunsch hervor, den Makel wegzuwaschen, welcher den

gegenwärtigen republikanischen Zuständen anklebte; daß das Volk sich schwer verging dadurch, daß es die große Nachbarnation in Tausend ihrer Vertreter beschimpfte — darüber hat sich noch nirgends tiefe Entrüstung geäußert.

Eine an den Regierungsrath des Cantons gerichtete Adresse von Einwohnern der Stadt Zürich und Umgebung hat den Versuch gemacht, uns in diesem wichtigsten Punkte Seitens der Behörden eine Genugthuung zu verschaffen. Sie hat, obwohl colportirt, unter einer Bevölkerung von beinahe 50,000 Seelen nicht mehr als 437 Unterschriften erhalten und der Regierungsrath hat sie abschläglich beschieden, weil er „nicht in der Lage sei, die Adresse eines Theils der Einwohnerschaft an einen anderen Theil derselben (sic!) in amtlicher Stellung zu vermitteln.“ Die Regierung würde eben ihre Popularität einsetzen, wenn sie den Deutschen als Deutschen Genugthuung gäbe, und was ginge dieser Regierung über die Popularität! Die Regierung herrscht hier zu Lande, wie es scheint, nur um zu folgen. — Ueber die weiteren Schritte des Cantonraths erlaube ich mir später zu berichten.

Ich müßte, um vollständig unsere Lage zu charakterisiren, über das seitherige Verhalten der schweizerischen Presse mich verbreiten. Aber ich vermag es nicht, all die Gemeinheit zu charakterisiren, die sich über uns ergossen hat. Die Flugkraft der schweizer Presse reicht nicht weiter als nach Süddeutschland — daher hat sich, während der ganzen letzten 7 Monate, nur von dort aus Entrüstung und Abwehr vernehmen lassen. Dem Gift, welches in diesem Sumpfe verspritzt wird, möge die Ehre eines Exports nach Deutschland versagt bleiben. Lieber sei mit Dank und Anerkennung hervorgehoben, daß einige Blätter zur Ehre der Wahrheit eine offene und muthige Sprache führen. Möchten sie sich rasch verstärken und kräftig durchdringen.

Dies ist unsere Lage. Was haben wir zu thun? Was haben namentlich die hier angestellten deutschen Beamten zu thun? Dies ist eine Frage, die wir nicht nur an uns selbst, sondern an die deutsche Nation richten.

Zur künftigen Stellung der Hansestädte. 1. Replik aus Bremen. Die Hamburger Erwiderung auf die Betrachtung über den veränderten Beruf der Hansestädte im neuen deutschen Reiche, welche Nr. 3 d. Bl. brachte, nöthigt dem Schreiber der letzteren in der Hauptsache herzliches Einverständniß ab. Er hat auch in seiner eigenen Stadt ähnliche Einschränkungen seines Satzes von wohlverstehender Seite her gehört, und gesteht denselben gern einen gewissen Grund zu. Vorab jedoch muß er einige Hamburgische Mißverständnisse seiner Meinung aufklären. Wenn die Hansestädte „zufällig erhaltene Republiken“ genannt worden sind, so sollte damit weder ihrer Bevölkerung noch ihren diplomatischen Vertretern das Verdienst gekürzt werden, welches sie sich um diese Erhaltung erworben haben; sondern es galt nur, auf die

äußerliche Anomalie ihres Bestandes inmitten des monarchischen Deutschlands hinzuweisen, welche ihnen fortgesetzte Erwerbung von Verdiensten um das Ganze und augenfällige Bekräftigung ihres Rechts auf Dasein besonders angelegen machen muß. Es war ferner behauptet worden, die Hansestädte hätten im Wesentlichen aufgehört Staaten zu sein und wären Communen mit einigen fortbestehenden staatlichen Functionen und Annexen geworden. Dagegen stellt die Hamburger Erwiderung die staatsrechtliche Gleichheit ihrer Stellung zu Kaiser und Reich mit Sachsen, Mecklenburg u. s. f. Es handelte sich in jenem Satze aber offenbar um die practisch-politische Bedeutung, nicht um die rechtliche Würde ihrer Sonderexistenz; und in Betreff jener trägt die Erwiderung das Ihrige bei, den ursprünglich aufgestellten Satz zu verstärken, indem sie bezeugt, daß die Thätigkeit der hanseatischen Bürgerschaften immer mehr auf communale Angelegenheiten zusammenschrumpft. Was endlich die bisherigen staatlichen Leistungen der Hansestädte betrifft, so haben sie freilich manche Kleinstaaten in befreiender Gesetzgebung überholt: aber erst in neuester Zeit. Preußen gegenüber können sie sich in dieser Beziehung keines allgemeinen und durchgreifenden Vorsprungs rühmen. Darin liegt aber für sie bei der Beschränktheit ihrer geistigen und technischen Mittel sicherlich kein Vorwurf, sondern es versteht sich im Grunde von selbst, daß sie, wofern nur Handel und Schifffahrt mit wirklich beherrschender Sachkunde behandelt wurden, in Bezug auf Rechtsgesetzgebung u. dgl. zufrieden sein durften, sich so eben „über Wasser zu halten."

Nun aber der Hauptpunkt der Erwiderung, die Fortdauer des handelspolitischen Berufs der Hansestädte in neuer Form. Wer wollte bestreiten, daß ein Sitz im Bundesrath des Reiches hohen Werth hat und einer vernünftigen Handelspolitik wichtigen Nutzen gewähren kann. Aber mich dünkt: hierin den Schwerpunkt der hanseatischen politischen Existenz erblicken wollen, hieße die Dinge doch etwas sehr aristokratisch — ohne Beischmack gesagt — ansehen. Es würde die Mitwirkung der Masse auch der activeren und intelligenteren Bürger auf die gelegentliche Wahl eines Senators beschränken. Für gewöhnlich hätten sie weder directen noch indirecten Einfluß auf das, was doch fast die Hauptrolle der Hansestädte ausmachen soll. Ich bestreite daher nicht sowohl an sich, was die Erwiderung hierüber bemerkt, als daß man sich im Schoße des hanseatischen Patriotismus dabei beruhigen dürfte, wenn nur im Bundesrath Männer von der Einsicht und Geltung eines Kirchenpauer oder Krüger die handelspolitischen Interessen Deutschlands zugleich mit dem ihrer Städte vertreten. Das ist schön, das ist nothwendig, und um das zu sichern, muß gewiß alles Zweckdienliche geschehen. Aber die allgemeine politische Thätigkeit in den Hansestädten empfängt damit noch keinerlei Inhalt, wie die Erwiderung selbst ausdrücklich bezeugt. An der Vertretung der

hanseatischen Bevölkerung geht jener Antheil an den Verhandlungen des Bundesraths genau so spurlos vorüber, wie etwa der bairische Antheil an den Stadtverordneten von München oder Augsburg. Ihr kann nur eine weit lebendigere Entwickelung der eigentlich communalen Functionen, als bisher zu spüren war, aus dem drohenden Vorfall in schwunglose und dilettantisch-egoistische Kleinigkeitskrämerei empor helfen. Und das wird schwerlich anders, wenigstens auf kurzem und geradem Wege geschehen können, als dadurch, daß der Senat ihr die Hand reicht und entschlossen auf der neuen Bahn vorangeht, wiewohl seine Sphäre den alten höheren Inhalt nicht in gleichem Maße verloren hat.

Die Verlegung des eigentlich politischen Schwerpunkts nach Berlin überhebt die Hansestädte nicht der Wahrung der nautischen und commerciellen Interessen, denen sie früher selbständig dienten — darüber bin ich mit der Hamburger Erwiderung völlig einverstanden —, sondern nöthigt sie nur, ihre Hebel anderswo anzusetzen. Nehmen wir z. B. den Deutschen Nautischen Verein, das junge Organ des zu Selbstgefühl aufgestiegenen deutschen Seemannsstandes. Sein Vorstand sitzt in Bremen, sein Blatt erscheint in Hamburg; seine Jahresversammlungen aber hält er in Berlin ab. Das ganze Jahr hindurch bekümmert sich in der volkreichen deutschen Hauptstadt vielleicht kein Mensch ernstlich um die Sorgen, welche dieser freiwilligen Standesvertretung zu schaffen machen. Einmal aber, im Februar, berichten die Berliner Zeitungen plötzlich von Verhandlungen über so unerhörte Dinge wie ein Tiefladegesetz oder zwangsweise Abmusterung, und da dieselben in einem Gasthof unter den Linden vor sich gegangen sein sollen, so leitet das bekannte Local den Leser auf einige Theilnahme für die unbekannten Männer und Verhandlungsgegenstände. Obgleich aber dann die Führung der Geschäfte allemal wieder neubestätigt nach den Hansestädten zurückkehrt, kann man doch nicht von einem eigenthümlich oder wesentlich hanseatischen Betriebe sprechen; vielmehr nehmen andere Hafenplätze und Küstenstriche ebenbürtig daran Theil. Die langangesammelte nautisch-merkantile Intelligenz der Hansestädte gibt nur eben die freiwillig erkorenen natürlichen Führer her. Aehnliches gilt von der officiellen handelspolitischen Thätigkeit der Senate im Bundesrath oder auf dem Correspondenzwege. Sie ist um so einflußreicher und werthvoller, je planmäßiger sie allemal das allgemein nationale Verkehrs-Interesse aufsucht, in welchem speciell hanseatische Forderungen oder Beschwerden aufgehen. Auch in dieser Beziehung sollte der Bundesrathssitz — wie die Erwiderung erfreulich andeutet — mehr wie ein allgemeines Mandat handeltreibenden deutschen Bürgerthums betrachtet werden, als im Lichte einer particularen Anwaltschaft.

So, glaube ich, bleibt zwischen der Erwiderung und mir nicht viel

wirkliche, unauflösliche Meinungsverschiedenheit übrig. Ich erkenne den Werth der handelspolitischen Functionen des Senats bereitwillig an, und auf jener Seite wird im Allgemeinen nicht abgeleugnet, daß eine kraftvollere communalpolitische Entwicklung allein die Bürgerschaft und die gesammte Bevölkerung würdig und ausreichend beschäftigen und den drei Städten ihre nationale Stellung erhalten kann.

2. Zuschrift aus Lübeck. Auf die Hauptfrage, die der interessante Aufsatz im 3. Hefte d. Bl. über die Hansestädte im neuen Deutschland aufgeworfen, die nach der ferneren Möglichkeit ihrer Einwirkung auf die deutsche Handelspolitik, hat vor acht Tagen eine Hamburger Stimme erwidert; einem Lübecker sei es gestattet, noch Einiges zur Vertheidigung ihrer bisherigen Verwaltungsformen beizubringen.

Von einer „sehr unzweckmäßigen Isolirung von der allgemeinen Entwickelung deutschen städtischen Communallebens" kann bei den Hansestädten nicht ernstlich die Rede sein. Man sollte nicht vergessen, daß der Freiherr von Stein für die von ihm geschaffene preußische Städteordnung gerade auch die Verfassungen jener Städte als Muster betrachtet und benutzt hat (vgl. z. B. Pertz, aus Stein's Leben II p. 622. 666), — daß in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei der Einrichtung des Armenwesens in Wien das Armenwesen in Hamburg zum Muster genommen ist, — daß in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts, als in Hannover das Feuerlöschwesen neu geordnet werden sollte, ein dortiger städtischer Beamter, Hausmann, welcher mit einer Rundreise durch die bedeutendsten deutschen Städte beauftragt war, um sich überall die darauf bezüglichen Einrichtungen anzusehen, dieselben nirgends besser geordnet fand, als in Lübeck, und daß deshalb die dortigen Lösch-Einrichtungen zum Muster für Hannover genommen sind, — daß im Sommer 1868 der Geh. Justizrath Dr. Förster, vortragender Rath im preußischen Justiz-Ministerium und in solcher Eigenschaft Verfasser des für die alten Provinzen bestimmten Entwurfs eines Hypotheken-Gesetzes, eine amtliche Dienstreise in alle drei Hansestädte gemacht hat, um ihre, auf diesen Gegenstand bezüglichen, an Einfachheit, Ordnung und Sicherheit nirgends in der Welt übertroffenen Einrichtungen anzusehen und davon zu lernen. Diese Beispiele zeigen, daß die Fruchtbarkeit des inneren Lebens der Hansestädte für das übrige Deutschland, welche der Verfasser als eine von ihnen erst in Zukunft zu lösende Aufgabe hinstellt, sich stets wirksam erwies. Doch verhielten sich unsere Städte dabei keineswegs bloß gebend, sondern auch empfangend. Aus den gedruckten Anträgen unserer Senate an die Bürgerschaften, den gedruckten Berichten unserer zahlreichen Deputationen und Commissionen kann der Verfasser sehen, wie sehr man bei uns gewohnt ist, auf

die Einrichtungen anderer Staaten und Städte Rücksicht zu nehmen und von ihnen zu lernen, wie unbillig er den hanseatischen Geschäftsmännern sogar die Fähigkeit hierzu abspricht, indem er von den Deputationen redet, in welchen Alles blos durch den senatorischen Präses und den bürgerlichen Rechnungsführer besorgt werde, indem er sodann die Zusammensetzung der Senate aus Juristen und Kaufleuten bemängelt. Jene Aeußerung über die Deputationen zeigt, daß der Verfasser nicht vollständig mit den Einrichtungen aller drei Hansestädte bekannt ist; denn der bürgerschaftliche Rechnungsführer ist ein specifisch bremisches Institut, welches auch dort noch ziemlich jung ist, während z. B. in Lübeck, wo die aus Senatoren und Bürgern gemischten Deputationen am längsten bestanden haben (indem hier schon der Cassa-Receß von 1665 zu dieser Einrichtung geführt hat) man von einer solchen speciellen und ausschließlichen Ueberweisung der Rechnungsführung an ein bürgerschaftliches Mitglied nichts weiß. Hat nun hier der Verfasser ein specifisch Bremisches Institut zu einem allgemein hanseatischen generalisirt, so hat er in Betreff der Zusammensetzung der Senate blos aus Juristen und Kaufleuten gerade vor bremischen Erscheinungen die Augen verschlossen. Der weiland so bekannte Bürgermeister Smidt war ursprünglich Candidat der Theologie, in dieser Eigenschaft Professor an dem früher in Bremen existirenden Gymnasium illustre geworden und aus dieser Stellung in den Senat gewählt. Der jetzige Senator Otto Gildemeister, welcher als Bremisches Mitglied des Bundesrathes fungirt, war vor seiner Wahl in den Senat Redacteur der Weser-Zeitung und ist bekanntlich noch jetzt als Shakespeare-Uebersetzer in einer mit seiner amtlichen Stellung überall nicht in Verbindung stehenden Weise literarisch thätig; der jetzige Senator Feldmann war vor seiner Wahl ein seminaristich gebildeter Schullehrer, der sich in der Bremischen Bürgerschaft als Parteiführer hervorgethan hatte. — In Hamburg und Lübeck kommen freilich Fälle dieser Art weniger vor, obwohl sie gesetzlich nicht ausgeschlossen sind.

Der Verfasser mag bei Kritisirung solcher Composition unserer Senate daran gedacht haben, daß man in preußischen Städten nicht selten einen Regierungsassessor oder Regierungsrath zum Stadtrath oder Oberbürgermeister wählt, ein Verfahren, das sich aus zwei Momenten erklärt. Einmal nämlich pflegen in Preußen die wissenschaftlich gebildeten Geschäftsleute ihre practische Laufbahn regelmäßig durch Eintritt in den königlichen Dienst zu beginnen, und sodann ist auch in Preußen die ganze Verwaltung der Städte seit den Zeiten Friedrich Wilhelm's I. bis zur Stein'schen Städte-Ordnung in den Händen königlicher Beamter gewesen. Aus diesen Umständen mag es sich erklären — um nicht zu sagen entschuldigen — daß man sich an solche Wahlen gewöhnt hat, die doch mit dem Grundsatze communaler Selbstregie-

rung selbst dann schwer vereinbar sind, wenn der Beamte bisher in der Stadt gelebt hat, welche ihn in ihren Magistrat gewählt, weil die königlichen Beamten in Preußen von Communal-Steuern frei sind und durch solche Exemtion sich gewissermaßen als außer der Gemeinde stehend, als in communaler Hinsicht heimatlos darstellen. Der Begriff communaler Selbstregierung heischt, daß die Träger der communal-obrigkeitlichen Aemter Bürger der Gemeinde seien, welche schon vorher als solche das dazu nöthige persönliche Ansehen erlangt haben. Dadurch ist die passive Wahlfähigkeit von selbst beschränkt auf den Kreis solcher in der Gemeinde lebender Männer, die daselbst einem Berufe obliegen, der seinen Mann nährt und auch für den Besitz der Fertigkeiten und localen Kenntnisse, welche für ein gemeinde-obrigkeitliches Amt erforderlich sind, einige Garantie bietet. Für viele Zweige der Gemeinde-Verwaltung ist das bei Kaufleuten in höherem Maße der Fall, als eine außerhalb der Verhältnisse stehende rein theoretische Betrachtung vielleicht einräumen würde. Aber auch die Juristen der Hansestädte darf man sich nicht als Leute denken, die bloß mit Criminal- und Civilprocessen sich abzugeben gewohnt sind. Ihre Thätigkeit beschränkt sich keineswegs auf Processe. Danebenher geht für jeden Advocaten schon im Verhältniß zu seinen Clienten eine Thätigkeit, die für Manchen viel einträglicher ist, als die Proceßführung, nämlich einerseits die Verwaltung umfassender Vermögenscomplexe von Stiftungen, Erbschaften oder Concursmassen, und andererseits die sogenannte Supplikenpraxis, d. h. die Abfassung von Bittschriften oder Beschwerden, die an Verwaltungsbehörden oder den Senat gerichtet sind und die Wünsche der Bittsteller aus Gesichtspunkten erörtern müssen, die mit der Jurisprudenz in der Regel nichts, wohl aber viel mit dem Gemeinwohl zu thun haben. Außerdem suchen und finden viele hanseatische Advocaten einen für Manche finanziell unentbehrlichen Neben-Verdienst in der Protokoll-Führung bei Verwaltungsbehörden, wobei staatswissenschaftliche Vorkenntnisse sehr nützlich sein können, und die zugleich eine ganz gute Schulung und Empfehlung für den höheren Staatsdienst darbieten. Zu dem Allen kommt dann endlich die Thätigkeit in den Versammlungen und Commissionen der Bürgerschaft, zu deren Mitgliedern begabte und strebsame Juristen vielfach gewählt werden, und worin ihnen in der Regel die schriftlichen Arbeiten zufallen, deren tüchtige und befriedigende Ausführung den Advocaten auch das Vertrauen des Publikums zu erwerben und zu erhalten geeignet ist. Daß so vorbereitete Juristen, wenn sie im reifen Mannesalter zu obrigkeitlichen Aemtern berufen werden, so beschränkt und engherzig sein sollten, wie der Verfasser die hanseatischen Juristen sich zu denken scheint, das ist eine Voraussetzung, die denn doch zu wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, um als Grundlage politischer Bestrebungen acceptirt werden zu können.

Die Heimfahrt im Kaiserzuge. Ein Brief. Ich bin in der Heimath bei Weib und Kind, ein glücklicher Mann. Wir haben im Eisenbahnwagen einen Triumphzug durch Deutschland gemacht, dessen eigenthümliche begeisternde Wirkung sich mit anderen Empfindungen, die das Leben giebt, gar nicht vergleichen läßt. Zwar die ersten Begrüßungen, welche das neue Deutschland entgegenbrachte, als wir, von Pont-à-Mousson kommend, bei Pagny die deutsche Grenze überschritten, waren nicht übermäßig erhebend. Da stand Präsident von Kühlwetter in großer Uniform; hinter ihm zwei seiner Herren in ähnlicher Gala, 20 Mann Landwehr als ihre Leibgarde und als Chorus für Rede und Hoch, welche der Präsident im Namen der neuen Lande huldigend darbrachte; im Hintergrund schlichen einige Bewohner in schmutzigem Gewande ohne Ahnung des großen Actes, der vor sich ging. Dabei regnete und schneite es und das neue Deutschland sah sehr traurig aus. Aber in uns war heller Jubel und mit Ausnahme der drei würdigen Herren vom Civil, welche die Bedeutung der Situation und ihre eigene schwierige Stellung ernsthaft empfanden, waren die Beobachter der Scene — wir Heimziehenden — sehr zu einer humoristischen Auffassung geneigt. Denn uns stand das Wiedersehen des heißgeliebten Vaterlandes bevor, das Betreten der Heimath, deren Luft wir athmen müssen, um wirklich zu leben. Es war ein volles und reines Entzücken, da wir die Grenze bei Saarbrücken überschritten. Die Blicke der Begrüßenden, die Befriedigung, Freude und der Stolz, womit sie auf uns sahen — das Herz ging einem auf und manche Thräne der Freude floß aus unseren Augen. Und von jetzt begann ein Fest der Heimkehr, viel schöner und gewaltiger, als im Jahr 1866, die gethane Arbeit war auch schwerer und gründlicher gewesen, die Resultate völliger. — Welche Reden der neue Kaiser überall erhalten, das haben Sie wohl in den Zeitungen gelesen, aber was kein Blatt verkünden kann, das ist der Ausdruck, die stille ergreifende Sprache in den Gesichtern der tausend und tausend Menschen, welche zwei Tagefahrten lang überall am Wege standen, Jeder voll von Hingabe und rührender Liebe und Dankbarkeit in Auge und Zügen. Den Kaiser suchte Jeder, und wenn sie ihn erkannt, dann wiesen sie mit den Händen nach ihm: „da, da ist er", freudestrahlend, mit feuchtem Blick riefen sie ihr Hurrah, warfen Hut und Mützen und grüßten mit den Tüchern. Der kleine Junge schwenkte die schwarz-weiß-rothe Fahne, der Greis schwenkte mit dem Feuer eines Jünglings den Hut, aber ihm flossen die Thränen in den weißen Bart, er fühlte ganz anders, was erfüllt war. Und dies wiederholte sich an jeder Bahnsperre, an jedem Haltepunkt, auf jeder Station, uns schien das ganze deutsche Volk zum Gruß an die Bahn geeilt, auf der wir so schnell dahinsausten. Es waren überall dieselben Grüße, und gerade in ihrer endlosen Widerholung erhoben sie Gemüth und Gedanken ganz un-

beschreiblich. Wir fuhren dahin wie Selige, wie auf Engelsflügeln durch ein Reich des Glanzes und der Liebe getragen. In der gehobenen Seele erhielten alle Erlebnisse der letzten Vergangenheit die Klarheit und Lebendigkeit sichtbarer Bilder. Neun Monate harter Kämpfe zogen durch den Sinn. Alles, was man in diesem Feldzuge erlebt und gelernt, die Menschen und ungeheure Verhältnisse, das Edle und Scheußliche, Freund und Feind, die Bundesgenossen in ihrer Bedeutung und Schwäche, das Alles fuhr geisterhaft in wachem Traume an dem innern Auge vorüber, unzählig waren die Gestalten, schmerzlos wurde auch das Sorgenvolle, das man erlebt hatte, frei und sicher schwebten die Gedanken darüber. Und immer wieder hob neues Hurrah, der wehende Gruß, der feuchte Glanz glückseliger Blicke der Landsleute am Wege das Gemüth zu frohem Genuß der Gegenwart. — Auch traurige Eindrücke blieben nicht aus, schwarze Gestalten in der Menge oder an den Fenstern verdeckten mit dem Tuch das Antlitz, wenn der Freudenruf um sie erscholl, ihnen kehrten die Liebsten nicht zurück.

So fuhren wir zwei Tage durch das Vaterland. Es war ein Triumphzug, wie ihn die Vorfahren sich vielleicht für die Helden ihrer Sage dachten, wenn diese vom Schlachtfeld zu den Göttern heraufgetragen wurden. Freilich auch darin waren manche unter uns der Erde entrückt, daß sie unterwegs wenig Gelegenheit hatten, irdische Nahrung einzunehmen. Die jubelnde Menge trennte als undurchdringliche Mauer von den Buffets und die dem Kaiser und Kronprinzen kredenzten Becher, Tassen u. s. w. trugen nicht dazu bei, allen Andern das Leid dieser Trennung zu verringern. Als wir der Heimath näher kamen, schlug das Herz schneller, und die Ungeduld wurde schwer gebändigt. Und als man endlich Frau und Kind an das Herz schloß, da war Ruhm und Gefahr, die ganze Welt war vergessen, das langentbehrte Haus, das Daheim in der ganzen Fülle seiner Seligkeit, nahm ganz gefangen. Es ist schön als Deutscher stolz zu sein, und es ist auch nicht übel für das Vaterland den Feind zu hauen. Aber die ganze Welt, aller Siegerstolz und alle Erfolge und Ehren sind wenig gegen das Glück, nach solcher Trennung sich unter den Seinen als ein stiller, zufriedener Mensch zu fühlen.

Der Charakter der jüngsten Kaiserstadt. — Das Heimweh ist ein Grundrecht des Menschen. Darf nur der Schweizerbub in der Fremde bei fernen Alphornklängen sich nach einem urkräftigen Züricher Prügelreigen zurücksehnen, nur der französische Soldat das Ende seiner unbewaffneten Winterübung in Deutschland zähneklappernd herbeiwünschen, nur der Britte dann und wann zwischen der illustrirten Wanderlectüre seines Reisehandbuchs wehmüthig nach den Fleischtöpfen der seligen Neutralitätsinsel ausschauen? Uns Berliner Kindern hier außen im Reich stehen die Gedanken auch nach Hause, ganz besonders, wenn daheim etwas „los ist“. Und diesmal war wirklich etwas los: Friedensfeier, Rückkunft des Kaisers, Eröffnung des

deutschen Reichstags, Kaisers Geburtstag — wenn's nach Goethe ginge, müßte solche Reihe von guten Tagen unerträglich geworden sein. Bloße Schaulust hätte sich in der That gar bald daran ersättigt, aber darin besteht auch die Hauptfreude des Berliners zu solchen Zeiten nicht; seine Schaulust befriedigt er täglich durch die einfachsten Mittel: ein gefallenes Droschkenpferd, ein vermeintlicher Habicht, der sich angeblich auf eine Thurmspitze niedergelassen, ein Angler, der seit einer Stunde nichts gefangen hat, das sind alles Gegenstände, denen er stets dieselbe ausdauernde und eingehende Betrachtung widmet, wie den aus Tausenden von Flämmchen und Lämpchen zusammengesetzten Adlern, Sternen und großen W.'s der prächtigsten Festerleuchtung. In beiden Fällen beruht vielmehr sein Genuß auf dem Gemeingefühl und dessen freier, oft übermüthiger Aeußerung, auf dem sicheren Bewußtsein verstanden zu werden — selbst den persönlich Unbekannten ruft er an und freut sich einer raschen Antwort. Aus diesem Herüber- und Hinüberspringen des geistigen Funkens besteht, was man Berliner Witz zu nennen pflegt: kein Einzelner hat ihn in sich, noch weniger aus sich, sie haben ihn alle zusammen oder er hat sie, wenn man lieber will; eben deshalb wirkt er auf die Massen, weil er aus den Massen hervorgeht — dem Fremdling bleibt er unverständlich. Doch nicht immer ist muthwilliger Scherz das Element jenes Gemeingefühls; auch in ernsten Momenten strömt diese bewegliche Bevölkerung zusammen, wieder von gleichem Herzschlag angetrieben: dann zeigt sie Haltung, um so mehr, je weniger man sie von außen dazu ermahnt, denn etwas Widerspruchsgeist lebt doch immer in ihrem Herzen: sie weiß, daß sie sich selber schlecht regiert, sie läßt sich nicht ungern leiten, nur darf man sie's nicht merken lassen. So hat sie denn auch jetzt dem Kaiser einen würdigen Empfang bereitet und ihre freudige Dankbarkeit in herzlicher Ergebenheit an den Tag gelegt. Es hat etwas von dem wechselvollen, spannenden Verlauf einer Novelle, das Verhältniß dieser Stadt zu diesem Fürsten, aber es ist eine Novelle mit gutem Schlusse, darum kann man mit freier Heiterkeit den Blick über die vergangenen Irrungen hin streifen lassen.

Gewiß hat in diesen lauen Märztagen so mancher Berliner kopfschüttelnd und mit behaglichem Lächeln an jenen anderen frühwarmen März vor 23 Jahren zurückgedacht, wie man beim Frühstück eines wüsten Morgentraumes gedenkt; man staunt, wie wunderlich alles darin zugegangen, aber wie froh ist man doch, daß zuletzt ein Erwachen zum hellen Leben des Tages den räthselhaften Knäuel durchschnitten hat! Damals, in der heißen Erregung einer nach edlen Zielen strebenden, aber verhängnißvoll unklaren Leidenschaft, traf — wie denn das Volk allezeit Neigung und Abneigung auf bestimmte Personen zu concentriren liebt — die Mißstimmung der hauptstädtischen Menge vornehmlich dies fürstliche Haupt. Wer hätte geahnt, daß eben diese schlichte, echt militärisch nur gerade vor sich hinsehende Tüchtigkeit des Prinzen dermaleinst das beste Rüstzeug abgeben würde, die höchsten Wünsche jener wirren Tage glorreich ins Werk zu setzen? So ging er in die Fremde, wie der Königssohn im Märchen auf die Fahrt geht; auch ihm waren die Wege noch dunkel, auf denen er am Ende zu seiner lieben, schmollenden Stadt wiederkehren sollte, um ihr Herz durch den Glanz seiner ritterlichen Thaten zu begeistern, durch die schimmernde Morgengabe des kaiserlichen Namens ihre

Treue zu verdienen. Aber längst zuvor schon hatte sie seinen Werth erkannt. In der wachsenden Zerrüttung des Staates, welche die zuletzt nicht einmal mehr ihrer selbst frohe geistreiche Haltlosigkeit Friedrich Wilhelm's IV. über uns brachte, sahen wir von Tag zu Tag bänglicher nach der rettenden Mannhaftigkeit eines geraden und ehrlichen Charakters aus; so kam es, daß über die Zeiten der Regentschaft sich die belebende Luft reiner, klarer Verhältnisse ausbreitete: es waren schöne Tage freundschaftlich biederen Einverständnisses zwischen dem neuen Herrscher und seiner Hauptstadt, die in ihren Gedanken, wie ihr zukam, nur die des Volkes in seiner ungeheuren Mehrheit wiederspiegelte. Es waren schöne Tage, aber sie dauerten nicht lange, die Reihe der trennenden Prüfungen war noch nicht vorüber; denn zu wahrhafter Verbindung zwischen Menschen genügt nicht die unbestimmte Gleichheit wohlwollender, rechtlicher Gesinnung, auch die Endziele ihres Strebens müssen dieselben sein; daß man neben einander hin denken kann, zeugt nur von gegenseitiger Achtung, was sich liebt, muß mit einander denken. Der König verfolgte mit ganzer Energie das eine, was er mit richtigem Blicke für Noth erkannt hatte, die militärische Kräftigung Preußens, Land und Hauptstadt hatten gerade dafür den Sinn verloren; in hoffnungslosem Argwohn, der aus den Erfahrungen der jüngsten traurigen Vergangenheit seine Erklärung, freilich nicht seine Entschuldigung erhielt, fragten sie, wozu? Und hierauf eine deutliche Antwort zu geben war damals wiederum der Herrscher nicht im Stande. Sie hatten noch zu lernen, beide Theile, der eine mußte noch höhere politische Ideale ins Auge fassen, vom Standpunkte altpreußischer Selbstgenügsamkeit stufenweise zum Gipfel wahrhaft nationaler Wünsche aufsteigen; den andern gebrach es noch durchaus an practischem Sinn, an Muth und Entschluß, die saure Arbeit mit hartem Werkzeug zu beginnen. Bevor es dazu kam, gab es wieder trübe Jahre der Verbitterung; es war, als hätte man sich in einander getäuscht. Es waren unheimliche Tage selbst in der von Natur so frohen Hauptstadt, der Fürst — wer will es leugnen? — war wieder wie ein Fremdling darin geworden. Man zürne mir nicht, daß ich daran erinnere, denn was ist heut erfreulicher, als die Empfindung, daß es nun so anders gekommen? Ueber alle Genüsse geht doch die Wahrnehmung der eigenen Entwickelung. Ja, sie haben sich entwickelt, sie haben gelernt; daß sie Gelegenheit und mit sich fortreißendes Genie zu Erziehern und Lehrmeistern empfingen, bricht ihrem Verdienste nichts ab. Nicht darum muß man unseren Kaiser glücklich preisen vor anderen Gebietern, daß ihm in so hohem Alter vergönnt war, von Jahr zu Jahr an Ehren und Würden zu wachsen, sondern darum, daß er in sich selbst wuchs an Kühnheit und Freudigkeit, sie sich zu erringen, auf einer Höhe des Lebens, wo anderen Wagemuth und Frische schwinden. Der guten Stadt Berlin dagegen, die, wenn sie nicht unsterblich ist, was ich ihr wenigstens wünsche, doch jedenfalls noch in ihren besten Jahren steht, rechn' ich's gar so hoch nicht an, daß ihr Haltung und Zuversicht wiedergekommen sind. Aber interessant wär' es, wenn uns einer ihrer echten Bürger recht treuherzig die Stimmungen der letzten Jahre aufgezeichnet hätte, wie ihn die Fahnenweihe und die Königskrönung kalt ließ oder gar verstimmte, wie ihm um's Herz war in den Conflicts-Zeiten, wie er den Einzug der Düppelsieger zwar mit ansah, in den Jubel aber doch nur einstimmte mit gewissen, in abgemessenen Pausen wiederholten Vorbehalten; wie

ihm am Nachmittage des Attentats auf Bismarck wunderlich zu Muthe ward — damals zuerst trat, wenn auch noch sehr verschämt, eine Art Liebe für diesen Mann unter den Berlinern hervor, aus allerhand leichtsinnigen Reden klang doch heraus, daß man fühle, wieviel auf dem Spiele gestanden. Von da an würde das Tagebuch unseres wackeren Berliners steigende Fröhlichkeit verrathen: mit den Siegen von 1866 brach das Eis völlig, er nahm Alles dankbar hin, Ruhm, Annexion, selbst den norddeutschen Bund. Freilich hindert das nicht, daß auf dem nächsten Blatte verzeichnet steht, wie er dann doch wieder hinging, seine Stimme für Jacobi abzugeben, der all jene Dinge nicht anerkannte. Und warum diese Wahl? Erstens, weil eine kleine Aufmunterung von links her der Regierung nie schadet, man muß sie auch nicht verwöhnen, Aerger in mäßigen Portionen ist gesund; dann, weil Berlin als Hauptstadt an Freisinn hinter keinem anderen Orte zurückstehen darf; ferner, weil Jacobi eine ehrliche Haut ist, er wird morgen genau so sprechen, wie er gestern gesprochen, das ist freilich nicht amüsant, aber es liegt Charakter drin; endlich weil dieser Mann der unterliegende Theil ist, gequält und verfolgt haben sie ihn oft, in aussichtsloser Minorität bleibt er doch, gerade deshalb muß er gewählt werden. Versteht es sich doch übrigens in Berlin von selbst, daß, wenn zwei Jungen sich prügeln, ein hinzukommender dritter, ohne Schuldunterſuchung dem körperlich schwächeren Theile beispringt. Sind nun etwa die Tausende, die auch bei der letzten Reichstagswahl in jedem Berliner Bezirk wieder für Jacobi gestimmt haben, darum gegen den Erwerb des Elsasses oder gegen die Aufrichtung des Reiches gesonnen? Bewahre! Einige Wenige mögen darunter sein, die meisten haben die ganze Stufenleiter der Empfindungen durchgemacht vom 15. Juli bis zum 17. März, von der Ankunft des Königs nach dem Ueberfalle in Ems bis zu seiner jetzigen Siegerheimkehr, sie haben gebangt, gejubelt, getrauert, sind müde geworden und verzagt, hernach wieder hoffnungsvoll und frisch, in Summa sind sie am Ende höchlich zufrieden, selbst nicht ohne berechtigten Stolz, ihre radicalen Anwandlungen entspringen zuletzt nur aus der Ansicht, daß scharfe innere Mittel mitunter von Nutzen seien; wie man früher neben Aderlässen auch regelmäßig purgirte. Auch der Kaiser aber kann mit seiner Hauptstadt wohl zufrieden sein; sie hat sich wacker gehalten, und Dank und Glückwunsch, den sie darbringt, kommt ihr von Herzen. Die Novelle, von der wir sprachen, ist als solche zu Ende und schließt, wie es Novellenart ist, mit einem frohen Ausblick auf Glück und Eintracht auch in folgenden Generationen.

Der Kaiser ist mit seiner Hauptstadt zufrieden, aber auch das Reich? Mit der Stadt wohl, weniger mit ihren Bewohnern. Die Romantik der Erinnerungen ans alte Reich ist im Schwinden; wohl Niemand mehr möchte den Herrschersitz des neuen dahin verlegen, wo so zu sagen die meisten alten Gerichtslauben vorhanden sind; gerade daß Berlin so modern, so baar alles Mittelalters ist — das Amerika unter unseren Städten — macht es geeignet für das Leben der Gegenwart und Zukunft. Schon im Jahre 1867 haben das einige Zollparlamentsmitglieder aus Baiern empfunden und naiv ausgesprochen. Auch wenn sie nicht bis an die Südost- und Nordwestenden der Stadt vordringen, wo aus zahllosen Schornsteinen der heiße Athem des Jahrhunderts aufwallt, schon fast vor den Schwellen ihrer Parlamentsnoth-

baracken in der Leipziger Straße können die Abgeordneten des deutschen Reichs die ruhelose Zukunftsmusik des Wagengerassels vernehmen, die dem Ungewohnten schwer in Ohr und Herz dröhnt. Eben dort erwiderte mir einmal einer unserer zartsinnigsten Dichter auf die Frage, warum er nicht ins heimische Berlin zurücksiedele: „Wie könnt' ich hier leben? Ein Gang durch diese Straße und alle Poesie ist zum Teufel!" Es mag wahr sein für das, was man so Poesie nennt, obwohl mich bedünkt, daß selbst die Dichtung, die wir eigentlich brauchen, immerhin auch das brausende Leben dieser Werkelzeit in ihre Kreise hineinziehen müßte; doch Poesie hin, Poesie her! Gott sei Dank, daß wir Politik und werdende Geschichte nicht mehr für ein poetisch-philosophisches Geschäft ansehen; und daß für diese Berlin das wahre deutsche Centrum sei, wird wirklich kaum irgendwo mehr bestritten. Aber — die Berliner! Zwar sie stören nicht etwa, wie die Pariser, die freie Berathung der großen Landes- und Reichsvertretungen, im Gegentheil, sie verhalten sich ziemlich gleichgültig gegen dieselben. Vor Eröffnung interessanter Sitzungen entsteht ein sehr mäßiges Gedränge an dem Pförtlein, das zu den Tribünen führt, lange nicht so heftig, als am Opernhause, wenn Frau Lucca singt; einige Delicatessenhändler richten schüchterne Reclamen an die Herren Abgeordneten; die Vermiether schlagen ein paar Goldleisten um Sims und Thürsturz ihrer möblirten Zimmer und stellen dadurch eine etwas theurere „Wohnung für ein Parlamentsmitglied" her — darauf beschränkt sich im Grunde die thätige Theilnahme der Spreeanwohner an den Sessionen der Volksvertretung. Ueberhaupt — das hört man hier außen so oft — zu Hause sind die Berliner gutmüthig, bescheiden, sogar gastfrei, aber auf Reisen sind sie um so schlimmer, und was bereisen sie denn nicht? Ueber ganz Deutschland hin ergießt sich vom Frühjahr bis in den Herbst diese anmaßliche, kritelnde, prahlende Bevölkerung, ein Stamm für sich und doch keiner von den deutschen Volksstämmen, wie sie unsere Sprach- und Geschichtsforschung einmal festgestellt hat. Ob sie überhaupt noch deutsch heißen dürfen, gemischt wie sie sind mit Wenden, Franzosen und Juden? Jedenfalls fehlt ihnen das echte Wahrzeichen des Deutschthums, das Gemüth.

Die so sprechen, beobachten zum Theil richtig, urtheilen aber sehr falsch. Großstädte schaffen allerdings Stämme, wie sie Dialekte schaffen, Beides auf dem Wege der Cultur, statt dem natürlichen, auf dem die ursprünglichen Volks- und Stammarten zu Stande kommen. Man kann darüber streiten, ob das auch hübsch organisch zugehe, aber am Ende wird daraus eine lebendige Macht, die ihren eigenen Geist in sich trägt und ihr Dasein durch ihr Dasein rechtfertigt. Mechanisch kommen ihr unaufhörlich neue Bestandtheile zu; daß sie diese aber mit wunderbarer Schnelligkeit assimilirt und ihrem Leben und Denken dienstbar macht, das, mein' ich, beweist eben ihre organische Natur. Daß nun die deutsche Hauptstadt keinen der alten Stämme allein zur Unterlage hat, wie etwa München, ist gerade zu loben und befähigt sie erst zu ihrer allgemeineren Aufgabe. Von Athen rühmte man mythisch dasselbe, was von Berlin historisch feststeht, die coloniale Mischung seiner Bevölkerung. Sind darin zwei deutsche Stämme, der schwäbische und bairische, bisher minder vertreten gewesen, als die übrigen, so mag sich das gerade von jetzt an nachholen lassen.

Schon der Untergrund, die derbe märkische Bevölkerung, die sich in

den Jahrhunderten der deutschen Ansiedelungen bildete, war mannichfach gemischt; daß auch slavisches Blut — in den Städten übrigens doch sehr spärlich — hinzukam, hat die rührige Tüchtigkeit der Bürger Berlins nicht geschädigt. Aus der gleichförmigen Masse des Märkerthums erhob sich dann Berlin zuerst unter dem Großen Kurfürsten; die geistig regsamen Hugenotten, deren Nachkommen heut so viel besser berlinisch als französisch sprechen, brachten ein verständiges Element hinein, die Juden, die sich seit der späteren Zeit Friedrich's des Großen in lebhafter, auch geistiger Thätigkeit hervorwagten, wirkten in ähnlicher Weise. Und überhaupt weckt das schnelle Emporkommen einer menschlichen Gemeinschaft allemal vornehmlich Scharfsinn und Verstand der Einzelnen und übt sie im täglichen Wettkampf des hastig vordrängenden Erwerbs. Der Berliner Geist in seiner scharfen Eigenthümlichkeit, seiner Lust an verneinender Kritik, an nie verblüffter Schlagfertigkeit, an schonungsloser Ironie, die er aber gerechterweise nicht minder an sich selbst übt, dieser Geist ist nichts als das Product einer ungewöhnlich raschen, daher relativ frühreifen Entwicklung. Berlin ist ein altkluges Kind unter den Weltstädten, ein naseweiser Backfisch, der unangenehm richtig urtheilt. Ueberall blickt noch die unfertige Natur hindurch: Diese Stadt krankt an nichts Anderem, als an den Folgen zu geschwinden Wachsthums, sie kann sich im langen Kleide der Weltdame noch nicht zierlich bewegen, mit ihrem Taschengelde kommt sie niemals aus; auch den Kaiserschmuck, der ihr nun zur Einsegnung umgehängt ist, wird sie nur unter allerhand Possen tragen; aber Geduld! all dieser Ueberschuß an Leben, dies jugendliche Planmachen in's Blaue, diese Spaß-Freude und Zungenfertigkeit zeugen von einer inneren Kraft, die lange blühen und gedeihen wird. Was hülfe uns eine uralte Hauptstadt mit greisenhaften Thorheiten und Lastern? Nichts macht Berlin mehr Ehre, als daß es nirgends weniger Geschmack zeigt, als in der Unsitte.

Und was euch Andere haußen im Reich betrifft, so denk' ich, die unruhige Wanderlust der Spreetäuflinge sollte euch lieb sein. Wo sind die andern Hauptstädter, die ihre Nation, ihr Vaterland so kennen, wie wir? Es ist wahr, gemüthlich treten wir nicht auf, denn unser Verstand schämt sich, wie das die Art des Verstandes ist, das deutsche Gemüth zu enthüllen, das wir besitzen so gut wie ihr. Auf Alpenhöhen oder am Meeresstrand, in Kirchenhallen oder an der fremden Table d'hôte, überall sind wir am ersten mit dem Worte heraus. Alle Unterschiede in Welt und Leben fassen wir alsbald nur quantitativ auf und deshalb scheint uns von dem Erhabenen draußen in Natur und Kunst zum Lächerlichen daheim der Schritt nur winzig. Das ist der Grund, warum wir euch zum Ueberdrusse Thiergarten und Kreuzberg citiren. Daß wir bei allen auch noch so mächtigen Eindrücken das Gleichgewicht des Denkens bewahren, das allein läßt uns kalt und lieblos erscheinen; aber ihr solltet uns nachher daheim von euch, euren Sitten und Landschaften erzählen hören, da sind wir Enthusiasten! Tadelt uns immerhin, wie wir euch tadeln und uns selber tadeln, aber lernt uns ertragen! Wie lange hat man sich durch leere Schlagwörter über Preußen getäuscht, heute wirken sie nirgend mehr in Deutschland; die Zeit ist reif, daß man auch die Schlagwörter wider Berlin und die Berliner unters alte, verbrauchte Gerümpel werfe.

Alfred Dove.

Das Zerreißen des Elsaß. Die unerfreuliche Nachricht, daß der Kreis Weißenburg von dem Reichsland abgelöst, und als ein Land-Complex von ca. 100,000 Seelen an Baiern überliefert werden soll, hat in Deutschland eine Bestürzung erregt, welche schlecht zu der freudigen Erregung dieser Tage stimmt. Die Nachricht wird merkwürdigerweise von bairischen Zeitungen in Abrede gestellt, von der officiellen Norddeutschen Allgemeinen Zeitung bestätigt. Empfinden die Baiern mehr Scham, eine solche Gabe anzunehmen, als die officiellen Federn Berlin's, ein solches Geschenk anzubieten? Sollte in Wahrheit die Reichsregierung im Bedrängniß der Stunde, auf fremdem Boden, einer solchen Concession nicht abgeneigt gewesen sein, so flehen wir in Sorge um die Autorität der neuen Kaiserwürde und um die künftigen Folgen dieses ruhmreichen Friedens, daß dergleichen Pläne als unverträglich mit unserer Neugestaltung jetzt bei Seite gelegt werden. Es wäre eine unheimliche Inauguration des deutschen Kaiserthums, wenn eine seiner ersten Maßnahmen die Begünstigung dynastischer Hausinteressen durch Zerstücklung neuerworbenen Reichslandes sein sollte. Und für alle Zukunft würde als ein Makel an der Kaiserkrone haften, wenn man annehmen müßte, daß sie nur durch solche Concessionen an den widerstrebenden Particularismus möglich geworden wäre. Wie kann man ferner hoffen, die widerwillige Bevölkerung des Elsaß mit den neuen Verhältnissen zu befreunden, wenn die erste große Maßregel ihr beweist, daß sie zerrissen und zurückgeworfen wird unter die Herrschaft der Territorialinteressen, denen sie durch ihre Verbindung mit dem Großstaat Frankreich vor zwei Jahrhunderten enthoben wurde? Man wende auch nicht ein, daß es nur ein kleiner Theil des Elsaß sei; und wäre er noch zehnmal kleiner, die widerwärtige, brennende Erinnerung an eine frühere völlige Einheit in Gesetzgebung und Verwaltung würde dem abgetretenen Theil und dem Reichslande doch bleiben. Es wird den Elsassern ohnedies sauer genug werden, ihr französisches Selbstgefühl mit einem deutschen zu vertauschen, wie will man dem abzutretenden Theil außerdem noch zumuthen, sich in gute Baiern umzuformen? Wir haben alle Achtung vor der Tüchtigkeit unserer bairischen Reichsbürger, aber daß ihr Ueberschuß an Beamtenkraft und Eroberern nicht gerade groß ist, werden sie selbst am wenigsten leugnen. Man frage doch die Rheinpfälzer. Um das gefährdete Deutschthum im Elsaß zu pflegen, ist vor Allem nöthig, daß dort das einheitliche landschaftliche Selbstgefühl, welches Kräftigung sehr ersehnt und von den Franzosen systematisch zurückgehalten wurde, gehegt und gehoben werde. Dazu ist ein Zerreißen des Landes das schlechteste Mittel. — Alles betrachtet, neigen wir uns zu der Ansicht, daß dieser gefährliche und demüthigende Gedanke vielleicht einmal Project gewesen ist, daß aber seine Ausführung noch keineswegs Vorsatz ist. Und in dieser Annahme sei zunächst an die Mächte, welche unsere officiöse Presse inspiriren, die dringende und respectvolle Bitte gerichtet, daß sie recht bald durch eine feste, runde, zweifellose Erklärung die ernsten Besorgnisse zerstreuen mögen, welche an dem sonnigen Frühlingshimmel unserer Hoffnungen aufsteigen.

G. F.

Ausgegeben: 24. März 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Neues und altes Kaiserceremoniell.

Bevor der erste deutsche Reichstag durch den Kaiser eröffnet wurde, war den Anwesenden eine kleine Ueberraschung bereitet. An Stelle des preußischen Königsthrones war ein werthvolles Museumstück aufgestellt, wenn die Zeitungen recht berichten, ein Stuhl aus der Sachsenzeit, in welchem einmal alte Kaiser gesessen haben konnten, von Goslar in eine Privatsammlung gerettet, unten von Stein, oben von Erz, eine sehr merkwürdige Erinnerung. Der geheimnißvolle Stuhl aus dem Urwald deutscher Geschichte war dem Vernehmen nach widerwillig, sich der modernen Feierlichkeit einzupassen, es mußte lange an ihm herumgepocht werden. Wurde vielleicht gar durch ihn die ganze Feierlichkeit um eine halbe Stunde aufgehalten? Uns Draußenstehenden macht der Schmuck des Stuhles antiquarische Gedanken. Dergleichen Stein- und Erzwerk wurde in alter Zeit bei Feierlichkeiten nur als Gerüst betrachtet, es wurde mit einem Teppich überdeckt, den Frau Adelheid nach italienischem Muster gestickt, oder Frau Theophano aus der Damastweberei von Byzanz mitgebracht hatte, und auf den Sitz wurde jedenfalls ein schönes, weiches Kissen gelegt. Ohne das Kissen hätte sich ein alter Sachsenkaiser nur unwillig in den kalten Stein gesetzt. Warum? Er hatte ja keine Hosen an; die Strümpfe, welche ihm das Frauengemach seiner Gemahlin anmaß und nähte, reichten zwar hoch hinauf, indeß — um es kurz zu sagen, man hatte damals nach dieser Richtung viel natürliches Zartgefühl. Wir hoffen, daß der Stuhl noch lange zur Freude von uns Alterthümlern unter seiner Nummer dort aufbewahrt wird, wo man derlei ehrwürdigen Trödel zu schätzen die Muße hat.

Von der Tagespresse wurde mit großer Befriedigung hervorgehoben, daß die Reichskleinodien, welche im Zuge getragen wurden, unsere alten preußischen waren. Sie haben freilich für den Schauenden nicht sämmtlich gleiche Bedeutung. Wenn Graf Moltke das Schwert des Kaisers hielt, so sind die Gedanken, welche gerade jetzt bei diesem Anblick aufsteigen, so mächtig, daß sie einem ehrlichen Gesellen wohl Rührung in die Augen treiben können. Von den anderen ehrwürdigen Kleinodien sind uns Krone und Scepter noch von Thalern und Wappenschilden so ziemlich verständlich, obgleich die wahre und

eigentliche Krone des Königs von Preußen und des neuen Kaisers der Helm ist. Schlimmer daran ist der liebe alte Reichsapfel, lateinisch das Pomum genannt, dessen eigentliche symbolische Bedeutung keineswegs feststeht. Und es ist keinem kleinen Prinzen zu verdenken, wenn er beim Anblick dieses fürstlichen Brummküsels in Versuchung kommt, eine Peitschenschnur herumzuwickeln und denselben in stillem Gemach als Kreisel herumzutreiben.

In ältester Zeit freilich hatten diese Stücke weit andere Bedeutung. Nur durch sie konnte man König und Kaiser werden. Nur dadurch, daß dem gekürten Mann die Kappe um den Leib gelegt, die Krone auf das Haupt gesetzt, Speer und Scepter in die Hand gegeben wurden, ward sein deutsches Königthum geschaffen. Ohne die Ceremonie war er nicht König und vermochte nicht eines seiner Königsrechte auszuüben. Aber noch mehr, auch die Königskleinodien vermochte er sich nicht arbeiten zu lassen. Die Fähigkeit, alle Rechte der Würde auszuüben, hing an bestimmten überkommenen Stücken. Und nicht blos, weil diese gerade ehrwürdig waren und zum Königsschatz gehörten. Sie hatten vielmehr ein gewissermaßen persönliches Leben. Sie waren irgend einmal durch starke Weihen und Gebete der Frommen geweiht und erfreuten sich des besonderen Schutzes der einflußreichsten Heiligen im Himmel. Zur Verstärkung ihrer Kraft waren in alle Reliquien gebunden. Die Kappe war selbst die Reliquie eines Heiligen, und man wußte, daß sie am Schlachttage getragen, dem Tragenden Sieg verlieh, die Reliquien im Bügel der Krone, im Schaft des Speers, im Knopf des Schwertes bewahrten vor dem Messer des Mörders, oder gaben klugen Entschluß im Rathe, auch der Reichsapfel war wahrscheinlich, seitdem er nachweisbar ist, eine Reliquienattrape. Und noch anderer Zauber hing daran, den nicht die christliche Kirche zugefügt hatte. Alle diese Stücke hatten ein Schicksal, sie hatten früheren Besitzern Ruhm und Ehre gebracht, um ihren Besitz war schwere That gewagt und abgewehrt worden, wer sie empfing, der empfing Segen und Fluch vergangener Geschlechter, der über sie und gegen sie gemurmelt worden war. So waren sie Gegenstände einer hohen, furchtsamen Verehrung, welche ihren Besitzer in Vielem über das gewöhnliche Menschenloos heraushoben und unter den besonderen Schutz der Heiligen stellten. Kein Wunder daher, daß sie ängstlich behütet wurden, und daß ein Besitzer vor seinem Tode sie zuweilen sorglich seiner Gemahlin oder einem treuen Verwandten zur Bewahrung überwies, wenn er wußte, daß diese bei dem nächsten Wahlherrn der Deutschen geringe Freundschaft finden würden. Er konnte seinen Lieben kein besseres Erbe hinterlassen, denn sie erhielten dadurch Gelegenheit, mit dem nächsten Kronträger einen vortheilhaften Vertrag zu machen.

Doch das Alles ist lange her. Jetzt sind uns diese Kleinodien bedeutungs-

arme Schaustücke geworden, die unsre Herrscher nach Zeitgeschmack und persönlichen Wünschen umformen lassen, um sie nicht zu gebrauchen. Selbst die Krone ist so unwesentlich, daß der König oder Kaiser, in dessen Nähe niemals dieses Goldgeschmiedewerk sichtbar wäre, auch nicht den kleinsten Theil seiner Machtfülle und Majestät verlieren würde. Wir hören jetzt, daß dergleichen doch für die neue Kaiserwürde in Arbeit gegeben sein soll. Und wieder melden die Zeitungen, daß die Majestät von Baiern sogar die Krone ihres kaiserlichen Ahnherrn Ludwig als Ehrengeschenk dem Kaiser verehren wolle. Das ist gewiß recht freundlich von dem Haupt des erlauchten Hauses Wittelsbach gedacht, und wir möchten um Alles nicht eine deutsch-patriotische Absicht kränken. Aber wir haben ja von solchen guten Werthstücken bereits den erwähnten Stuhl. Und sollte die Krone Ludwig's eine Aufmerksamkeit sein für eine andere Aufmerksamkeit, welche Weißenburg hieße, so würde dieses Geschenk von den Deutschen mit Blicken betrachtet werden, deren bösen Schein wir sowohl von dem Haupte unserer Hohenzollern als des Königs Ludwig für immer abgewandt wünschen.

Ja, wir haben eine entschiedene Abneigung Erinnerungen an das alte Kaiserthum des heiligen römischen Reiches im Hause der Hohenzollern wieder aufgefrischt zu sehen. Wir im Norden haben den Kaisertitel uns — ohne große Begeisterung — gefallen lassen, soweit er ein politisches Machtmittel ist, unserem Volke zur Einigung helfen mag und unseren Fürsten ihre schwere Arbeit erleichtert. Aber den Kaisermantel sollen unsere Hohenzollern nur tragen, wie einen Officierspaletot, den sie im Dienst einmal anziehen und wieder von sich thun; sich darin drapiren, und nach altem Kaiserbrauch unter der Krone dahinschreiten sollen sie uns um Alles nicht. Ihr Kaiserthum und die alte Kaiserwirthschaft sollen nichts gemein haben, als den — leider — römischen Cäsarnamen. Denn um die alte Kaiserei schwebte so viel Ungesundes, so viel Fluch und Verhängniß, zuletzt Ohnmacht und elender Formenkram, daß sie uns noch jetzt ganz von Herzen zuwider ist. Von Pfaffen eingerichtet, durch Pfaffen geweiht und verpfuscht, war sie ein Gebilde des falschesten und verhängnißvollsten Idealismus, welcher je Fürsten und Völkern den Sinn verstört, das Leben verdorben hat. Schwer hat unsere Nation diese innerlich unwahre Idee gebüßt, Jahrhunderte der Schmach und des politischen Verfalls sind aus ihr hervorgegangen.

Die Hohenzollern haben uns aus dem Jammer herausgehoben, und gerade sie sollen nicht der Rache der höhnenden Dämonen verfallen, welche noch immer hinter den Lappen des alten verschossenen Kaisermantels lauern, und unseren Herren den Schein für das Wesen, den Vorsitz an fürstlicher Tafelrunde für die Herrschaft über ein einiges Volk geben möchten. Unsere Kaiser sollen ernsthafte Geschäftsleute sein, welche das Wesen der Macht

freut, nicht der Goldglanz, nicht ein neuer Reichsherold Germania, nicht ein abenteuerliches vierfarbiges Kaiserbanner und nicht die große fürstliche Gallatafel, bei welcher verdiente Generäle, die unsere Feinde geschlagen haben, verurtheilt werden, hinter dem Stuhl durchlauchtiger Herren aufzuwarten, welche vielleicht als müßige Touristen die Reise in Feindesland mitgetrödelt haben.

Doch diese Zeit voll Politik lenkt auch einen bescheidenen Antiquar aus Stil und Ordnung des Vortrags. Es war hier nur die Absicht, einige alte Momente kaiserlicher Thätigkeit neben neue zu halten. Wenn kritische Naturen des Berliner Hofes über solchen Brauch, wie den Vortritt des Hofes bei dem feierlichen Eintritt des Kaisers zur Thronrede urtheilen, so äußern sie wohl die resignirte Ansicht: bei uns macht man dergleichen nicht gut. In Wahrheit macht man's wahrscheinlich so gut wie anderswo, uns fehlt nur gar sehr das Gemüth für solche dramatische Schauaction. Unser ganzes Interesse liegt ganz wo anders. Nicht das Ceremoniell um die Thronrede, sondern ihr Inhalt, nicht Uniform und Orden des Kaisers, sondern der Ausdruck seiner Mienen, die Betonung seiner Worte sind uns bedeutsam. Das andere geht so nebenher, je anspruchsloser, desto besser.

Wir haben jetzt nur eine häufigere öffentliche Action, bei welcher der Kaiser vor seinem Volk in wirklicher Repräsention erscheint, und das ist unsere Parade. Die Königsparaden sind die größten und am meisten charakteristischen Repräsentationsfeste der deutschen Königsmacht; das soll auch der nicht leugnen, der sie vielleicht einmal langweilig findet und der Störung des hauptstädtischen Verkehrs grollt. Es ist lehrreich damit die etwa entsprechenden Acte der alten Kaiserwürde zu vergleichen, aus dem sechzehnten Jahrhundert, der Zeit, wo sich die Kaisermacht auf einige Jahrzehnte aus tiefem Verfall zu außerordentlichem Glanz erhob und wo alter Brauch des Mittelalters noch sorgfältig geübt wurde. Freilich bei militärischen Musterungen hatte der alte Kaiser selten Gelegenheit, in seiner Machtfülle zu erscheinen. Bis zur Hohenstaufenzeit hatten die Römerfahrten zuweilen eine großartige Veranlassung geboten, seitdem war das Mustern gesammelter Vasallen oder geworbener Fähnlein eine peinliche, schmucklose Arbeit geworden. Und die Nation sah wenig von ihrem Kaiser. Nur eine häufig wiederkehrende Veranlassung zur öffentlichen Darstellung kaiserlicher Majestät war geblieben, die Ertheilung von Fahnenlehen. Sie fand statt nicht nur nach neuer Kaiserwahl, auch nach jeder Besitzänderung in den großen Adelsgeschlechtern, sie war wohl auf jedem Reichstag das größte Fest. Und da der Brauch dabei sehr alterthümlich war, uns ganz fremdartig und selten beschrieben ist, und da er genau ebenso die alte Kaisermacht charakterisirt, wie die Königsparaden der Hohenzollern die moderne, so soll hier kurz davon berichtet werden.

Auf dem Platz der Reichsstadt wurde ein Gerüst errichtet, mit breiten

Stufen, es mußte unter freiem Himmel sein und es mußte umritten werden können. Darauf der Kaiserstuhl, und die Sitze der Kurfürsten, alles mit schönen Teppichen und goldenen Stücken bekleidet, in der Nähe waren Ankleidezimmer für den Kaiser und die Kurfürsten. Zur bestimmten Stunde kam der Kaiser mit den Kurfürsten und großem Gefolge angeritten, stieg bei seinem Ankleidezimmer ab und legte den schweren goldenen Kaisermantel und die Krone an. Dann schritt er im Kaiserornat und der Krone mit großem Zuge auf das Gerüst und setzte sich auf den Kaiserstuhl, weit sichtbar, sehr stattlich; zur rechten und zur linken Hand saßen die Kurfürsten, welche ihre Embleme im Zuge getragen hatten: Mainz das Evangelienbuch zum Schwur, Sachsen das Schwert, Brandenburg den Scepter, Rheinpfalz das Pomum. Darauf ritt, bis dahin unsichtbar, der Rennhaufe des fürstlichen Vasallen heran, der das Lehn erhalten sollte. Es waren seine Vasallen und Reisigen in seinen Farben gekleidet, die Edelleute darunter in Sammt mit Federn, alle kleine Fähnlein in den Händen oder auf den Häuptern der Rosse; in der Mitte aber führte der Haufe die rothe Rennfahne, die auch Reichsfahne oder Blutfahne genannt wurde. In gestrecktem Roßlauf umrannte die Schaar das Gerüst mit dem Kaisersitz dreimal, — die schnelle Gangart dabei war uralter Brauch der Deutschen, die auch beim Turnier so gegeneinander ritten, die Romanen nur im Trabe. — Nachdem der Kaiserstuhl zum erstenmal „berannt" war, ritten die Boten des Vasallen heran, Reichsfürsten von seiner Freundschaft, sie stiegen vor dem Gerüst ab, knieten auf den Stufen nieder, und knieend bat der Sprecher unter ihnen den Kaiser um die Ertheilung der Lehne. Darauf stand Mainz auf, besprach sich mit dem Kaiser, dem laut zu reden gar nicht zugemuthet wurde, und antwortete, daß der Kaiser bereit sei. Hatten die Boten wieder ihre Rosse bestiegen, so kam nach dem zweiten und dritten Rennen der Blutfahne der Reichsfürst selbst unter Trompeten- und Paukenschall mit seinem Gefolge und einem neuen Heerhaufen in allem Glanz, den er aufzubringen vermochte, angeritten, vor ihm alle Fahnen seiner Lehen, deren Bilder in den Wappenfeldern unserer alten Familien erhalten sind. Auch er ritt im Galopp an das Gerüst, stieg ab und kniete nieder. Dann legte Mainz das Evangelienbuch in den Schooß des Kaisers, der Kaiser faßte mit beiden Händen die oberen Ecken, der Lehnsfürst legte die Hand auf das Buch und schwor den Vasalleneid. Darauf ergriff der Kaiser das Schwert am Kreuzgriff und bot den Knopf dem Vasallen, dieser faßte daran und küßte den Knopf, war er aber ein geistlicher Fürst, so wurde ihm die Spitze des Scepters geboten. Darauf wurden die Fahnen gebracht, zuerst die Blutfahne, dann die Lehensfahnen, der Kaiser faßte mit der Hand an jede, und darunter ebenso der Vasall. Waren die Fahnen angefaßt, so wurden sie von dem kaiserlichen Herold Germania unter das schauende Volk geworfen,

die Leute rissen sich darum und trugen die Fetzen als Beute heim. Als aber im Jahr 1566 bei der Belehnung des Kurfürsten August durch Maximilian II. ein kecker Reiterknabe die Fahne des Herzogthums Sachsen — die mit dem Rautenkranze — behend ergriff und unversehrt entführte, freuten sich die Sachsen über das gute Omen und der Reiter erhielt eine Belohnung. Nicht immer ging dieser Act der Belehnung ohne Zwischenfall vor sich. Als im Jahre 1530 Karl V. die Herzöge Jörg und Barnim von Pommern belehnte, erhob sich Kurfürst Joachim von Brandenburg nach dem ersten Rennen der Pommern und wahrte in schöner Rede seine Ansprüche auf die Pommerschen Lande, und als darauf die beiden Herzöge knieend an die Fahnen faßten, trat auch er hinzu und faßte auch mit der Hand an die Stangen. — Der Belehnte trat unter die Fürsten auf dem Gerüst. War allen Werbern ihr Lehen ertheilt, dann kehrte der Kaiser im Zuge zu seinem Ankleidezimmer zurück, legte die Bürde des Kaiserschmucks ab, verabschiedete freundlich die Fürsten und ritt nach seiner Herberge.

Man beachte sein Verhältniß zu der feierlichen Handlung. Er war der geweihte Repräsentant des Reiches, er mußte die Kaiserkrone tragen, unter freiem Himmel sitzen, von den Reichskleinodien umgeben sein, gewisse Handgriffe thun, um die wichtigsten Rechtsacte des Reiches zu vollziehen. Das Volk freute sich, wenn er tapferlich dasaß, und es schätzte sorgfältig den Geldwerth der Krone und seines goldenen Chormantels, auf dessen Rückseite der kaiserliche Adler gestickt war. Sprechen durfte er nicht, das besorgte für ihn der Erzbischof von Mainz; die bewaffnete Mannschaft gehorchte — abgesehen von seiner Hausmacht — denselben Vasallen, deren Landbesitz nur durch seine Verleihung zu einem rechtlichen wurde; das Geld hatten die Fürsten und Reichsstädte, und dies war für ihn noch schwerer zu bekommen, als die Schaaren seiner Vasallen. Dauerte die Feierlichkeit lange, dann wurde ihm die Krone zu schwer, und der König von Böhmen mußte sie im Schooß halten, nur so oft ein Lehnsmann mit den Fahnen anrannte, mußte sie ihm wieder aufgesetzt werden. Aber das Ceremoniell, dem er leidend diente, war wieder sehr bedeutsam. Trug er nicht die Krone auf dem Haupt, so konnte er nicht Lehen zutheilen, faßte der Vasall nicht an die Fahnenstange, so begab er sich seines Rechtes an den Landbesitz.

Ist das nicht grundverschieden von moderner Auffassung der Kaiserwürde? Auch die Kaiserparade unter den Linden hat manchen eigenthümlichen Brauch, den ohne Zweifel ein kundiger Mann in ferner Zukunft seinen Deutschen schildern und als höchst bedeutsam darstellen wird. Was aber ist bei uns die Hauptsache? Nicht daß der Kaiser in kriegerischem Schmuck vor Heer und Stadtvolk repräsentirt, sondern das Urtheil, welches er über seine Truppen fällt, seine soldatische Ansicht, seine Zufriedenheit, sein Lob, sein Tadel. Wir

sehen und suchen in ihm stets den Kriegsherrn, den Befehlshaber, den höchsten Beamten des Reiches, den tüchtigen Mann von Sinn und Urtheil. Vor der Majestät des alten Kaisers beugte auch der stolzeste Reichsfürst sein Knie zur Erde, aber jede persönliche Willensäußerung des Kaisers war den Vorfahren unbequem, oft gleichgültig; unserem Kaiser stehen wir Mann zu Mann mit offenem Auge gegenüber, wir respectiren an ihm nicht Krone und goldnen Chormantel als die weitsichtbaren Attribute seines Amtes, und nicht die Handgriffe und dramatischen Bewegungen, durch welche er waltet, sondern wir verehren in seinem hohen Amt seine persönliche Tüchtigkeit, den Wollenden, den großen Arbeiter für die Nation. Und deshalb ist der Nation das Ceremoniell und die äußerliche Darstellung seines Kaiserthums nur soweit erträglich, als das Unwesentliche nicht die Zeit und den Ernst seines thätigen Lebens beengt.

G. Freytag.

König Franz I. von Frankreich.

Bei allem Genusse fürstlicher Machtvollkommenheit und unter allen Schätzen der neuen Cultur verlor König Franz die großen europäischen Ziele nicht aus den Augen. Da entwarf er, seinem vorletzten Vorgänger Karl VIII. gleich, einen Plan, mit gewaltiger Macht gegen die Türken zu ziehen; ehe aber die Ausführung desselben auch nur ernstlich vorbereitet werden konnte, trat ein Ereigniß ein, welches der Geschichte Frankreichs eine neue Wendung geben und in seinen Nachwirkungen die Regierung des Königs Franz bis an ihr Ende ausfüllen sollte. Am 12. Januar 1519 starb nämlich Kaiser Maximilian, und unter den Bewerbern um die römische Kaiserkrone deutscher Nation trat nun König Franz hervor. Es ist freilich richtig, daß es keineswegs im wohlverstandenen Interesse des französischen Staates lag, die schwere Bürde der Kaiserkrone auf denselben zu übernehmen, und es ist richtig, daß König Franz nichts Vortheilhafteres hätte thun können, als die Candidatur eines deutschen Fürsten, und zwar nach der damaligen Lage die Candidatur des sächsischen Kurfürsten, des edlen Beschützers Luther's, nachdrücklich zu betreiben und zu unterstützen, aber dabei ist doch festzuhalten, daß die französische Bewerbung um die Kaiserkrone sich als die klare und einfache Consequenz derjenigen Politik ergab, welche Karl VIII. begonnen, Ludwig XII. fortgesetzt und Franz I. bisher mit großem Glücke aufrecht gehalten hatte. Es wurden daher nun auch alle nur möglichen Mittel in Bewegung gesetzt, um zu dem ersehnten Ziele zu gelangen. Die französischen Gesandten zogen, mit Schätzen beladen, von einem deutschen Hofe zum anderen, spendeten ihr Gold mit vollen Händen, und die deutschen Fürsten jener Tage entblödeten sich leider nicht, um die Ertheilung der

Kaiserkrone einen heute fast unglaublich erscheinenden Schacher zu treiben. König Franz schilderte sich in einer Instruction, die er seinen Gesandten mitgab, selber auf das Schmeichelhafteste. Und die französischen Gesandten trieben schließlich die Heuchelei so weit, daß sie in einer Rede, die sie schriftlich zur Wahlhandlung nach Frankfurt am Main hineinschickten, die Aeußerung gebrauchten, es sei doch kein Grund vorhanden, warum die Deutschen einem Bunde mit den Franzosen entgegen sein sollten, den mildesten und sanftesten aller Menschen durch Natur, Gewohnheit und Unterricht.

Aber weder listige Rede noch dreiste Bestechung führten diesmal zum Ziele, sondern es trug den Sieg davon der neunzehnjährige Karl V., der Enkel Maximilian's, der Herr von Spanien und Indien, von Neapel und den Niederlanden.

Damit war ein Weltkampf inaugurirt. Denn wenn auch Franz I. in seiner chevaleresken Weise zu den Gesandten Karl's V. gesagt hatte, sie, die beiden Herrscher, sollten bei der Kaiserwahl nur so handeln, wie zwei Rivalen, die sich das Herz einer gemeinsamen Geliebten streitig machen, und wenn auch nunmehr bei den Franzosen die Erkenntniß zu dämmern begann, daß die bisher befolgte auswärtige Politik dem Staate wenig reellen Nutzen gebracht habe,*) so war der Krieg zwischen Franz und Karl doch unvermeidlich. Kaiser Karl besaß jetzt den Platz, den der französische König so sehnlich für sich erstrebt hatte; als Inhaber der kaiserlichen Würde und als Oberherr so vieler Reiche war er unbestritten der vornehmste und mächtigste, schlechthin der erste Fürst der Christenheit, und dazu kam noch, daß die beiden großen Gegner sich bedeutende Stücke ihres augenblicklichen Besitzes, Neapel und Mailand, Burgund und Navarra, gegenseitig mißgönnten.

Dem offenen Kriege gingen diplomatische Kämpfe voraus. Es galt zunächst, die neutralen Mächte zur Theilnahme zu bestimmen, und hierbei wurden alle nur erdenklichen Mittel von Ueberredung und Bestechung, List und Trug in Bewegung gesetzt. Papst Leo X. vereinigte sich zuerst mit den Franzosen, schloß aber bald darauf, nachdem ihm von der gegnerischen Seite sehr lockende Anerbietungen gemacht worden waren, einen geheimen Vertrag mit dem Kaiser. König Franz verlor hierdurch einen wichtigen Bundesgenossen und konnte sich nur damit trösten, daß er die unzuverlässige Gesinnung des Papstes richtig beurtheilt hatte. Denn er hatte treffend von ihm gesagt: je ferai avec le saint père un traité qui ne vaudra que pendant la paix. Eine ähnliche Entwickelung hatten die Verhandlungen mit dem englischen Reiche. Dort herrschte, wie in Frankreich und in Deutschland, ein

*) Mignet. Une élection à l'empire en 1519. Revue des deux mondes, 15. Januar 1854. Die Höflinge und Räthe beglückwünschten sich nach der mißlungenen Bewerbung um die Kaiserkrone wegen dieser für Frankreich vortheilhaften Niederlage.

junger, ehrgeiziger und begehrlicher Fürst, Heinrich VIII., unter der Leitung eines noch ehrgeizigeren Ministers, des allmächtigen Cardinals Wolsey. Seit dem October 1518 bestand ein freundschaftlicher Vertrag zwischen Franz I. und Heinrich VIII., die einander noch dazu eine persönliche Zusammenkunft versprachen und dabei geschworen hatten, sich nicht den Bart zu schneiden, ehe nicht ihr Versprechen erfüllt sei. Trotzdem ließen sich jetzt Wolsey und Heinrich VIII. von dem Kaiser gewinnen und entfernten sich Schritt um Schritt von den Franzosen, bis sie denselben den Krieg erklärten.

Jene durch einen Schwur gesicherte Zusammenkunft fand freilich noch während der Verhandlungen statt, aber sie diente gleichsam nur dazu, die charakteristischsten Züge des Zeitalters, maßlose Prunksucht, politische Treulosigkeit und ritterliche Romantik, in einem einzigen Bilde zu vereinigen. Das glänzende, strahlende Lager, welches König Franz aufschlagen ließ, verschaffte der Stätte der Zusammenkunft den Namen des Gefildes von Goldstoff; von den französischen Cavalieren sagte man im Hinblick auf den Schmuck ihrer Gewänder, sie trügen ihre Dörfer, Aecker und Wiesen auf den Schultern. In den ersten Tagen war die Zusammenkunft durch ein überaus ängstliches, argwöhnisches Ceremoniell behindert, bis der lebhafte König Franz, dem dies eine Qual war, Heinrich VIII. eines Morgens im Bette überraschte, ihn lachend zu seinem Gefangenen erklärte und ihn damit völlig gewann. Nun gab es fröhliche Ritterspiele, Wettkämpfe der Könige in verschiedenen Leibesübungen, sogar im Ringen. Dabei hoffte der athletische König der Engländer den weniger starken Franz I. zu Fall zu bringen. Franz aber siegte vermöge seiner Gewandtheit. Heinrich erhob sich, roth vor Zorn, vom Boden und forderte einen neuen Gang, doch verhinderten nun die Königinnen die Fortsetzung des gefährlichen Spiels. Nachdem man mehrere Tage auf diese Weise in der zwanglosesten, zum Theil herzlichsten Cordialität verlebt hatte, begab sich Heinrich VIII. zu einer Zusammenkunft mit Karl V., um bei dem bevorstehenden Kriege seine freundschaftlichen Beziehungen zu diesem Herrscher noch mehr zu befestigen.

Als dann endlich die Waffen gekreuzt wurden, hatte Franz I. das gleiche Mißgeschick wie bei den diplomatischen Verhandlungen. Wie er das Bündniß mit Leo X. und Heinrich VIII. verloren hatte, so erlitt er nun auch im Kriege einen Verlust nach dem anderen, namentlich in dem Gebiete, in welchem er seinen militärischen Ruf begründet hatte, in Italien. Dort mußte nach blutigen Niederlagen Mailand geräumt werden, und nicht lange darauf war die französische Herrschaft jenseit der Alpen völlig vernichtet.

Die wesentlichsten Ursachen aller dieser Nachtheile und Unglücksfälle lagen in König Franz's Charakter und Begabung. Denn er war

wohl politisch scharfsichtig, geschickt Pläne zu entwerfen, voll großer Kühnheit bei jeder Unternehmung, aber er besaß schlechterdings keine Ausdauer; hatte er einen Plan gemacht, oder etwa noch die Ausführung begonnen, so sah er die Sache schon als erledigt an, entschlug sich der lästigen Geschäfte und gab sich wieder der Jagd, dem Tanz, den reizvollen Festen in seiner Damen- und Künstlerwelt hin. Dabei verschwendete er oftmals die Gelder, die für den Krieg bestimmt waren, sorglos darum, ob seine Truppen hungerten oder desertirten. Und fast noch schlimmer war, daß er bei seiner oberflächlich-sanguinischen Art, die Staatsangelegenheiten zu behandeln, nur selten die geeigneten Männer zur Erfüllung der wichtigsten Aufgaben zu finden wußte; ein stattlicher und vornehmer Cavalier galt ihm manchmal schon als ein tauglicher Heerführer.

Ganz anders Karl V. Körperlich weit unscheinbarer als Franz und weniger geistreich, aber solider; vorsichtig, zäh ausdauernd und die Menschen scharf beobachtend; so fesselte der Kaiser das Glück an seine Schritte. Was er nicht selber zu erledigen vermochte, das konnte er getrost seinen Staatsmännern, seinen Feldherren, seinen Untergebenen allen überlassen; er wußte die Vollstrecker seines Willens so zu wählen, daß vielleicht niemals ein Herrscher so gut bedient worden ist, als er.

Franz I. aber meinte, das Blatt würde sich wenden, wenn nur er, der König, die Leitung der Krieges wieder wie in den Tagen von Marignano in die Hand nähme. Er war seit dem Jahre 1515 nicht in Italien gewesen; nun nahm er im Sommer 1523 Abschied von dem Parlamente von Paris mit der Versicherung: ich werde nach Mailand gehen, ich werde es nehmen, ich werde den Feinden nichts von ihrem Raube lassen.

Da, während er sich rüstete, die Alpen zu überschreiten, trat ihm ein neuer Feind entgegen. Der erste Prinz von Geblüt war Karl, Herzog von Bourbon, der in seinen weiten Territorien, Steuern erhebend, Truppen haltend, Stände versammelnd, beinahe noch eine so machtvolle und unabhängige Stellung besaß, wie jene großen Vasallen, die in früheren Zeiten dem Ansehen der Krone und der Einheit des Reiches so oft geschadet hatten. Dieser hervorragende Mann war außerdem als Staatsmann und vornehmlich als Feldherr hochbegabt, ganz besonders aber erfüllt von einem starken Selbstgefühl und von brennendem Ehrgeiz. Sein Porträt, welches wir dem Pinsel Titian's verdanken, zeigt unter einer stolzen Stirn finstere, stechende Augen und einen fest geschlossenen Mund; es sind die Züge eines Menschen, der zu jeder Gewaltthat fähig ist. Im Anfange der Regierung Franz's hatte der Herzog dem Könige treu gedient und ihm wichtige Dienste geleistet. Trotzdem aber hatte sich kein gutes Verhältniß zwischen den beiden Mächtigen gebildet; der Charakter des Prinzen stieß den König zurück; er vernach-

lässigte und beleidigte ihn, anstatt ihm zu danken, und ließ endlich Schritte zu, durch welche die Macht des gefährlichen Verwandten verringert werden sollte. Da conspirirte dieser mit Kaiser Karl, und als der König nach Italien ziehen wollte, erhob er sich in offener Rebellion.

Nun zeigte sich jedoch, wie fest das Gefüge der französischen Monarchie schon war. Bourbon hatte gehofft, einen gewaltigen Aufruhr erregen oder zum Wenigsten ein starkes Heer von Rittern und Knechten mit sich fortführen zu können; von alledem gelang ihm aber lediglich nichts, und er mußte froh sein, als er nur sich selber und einzelne von seinen Genossen unter tausend Gefahren über die Grenze zu flüchten vermochte. Andererseits unterblieb freilich unter solchen Umständen der große italienische Zug des Königs Franz, und die Kaiserlichen gewannen nach kurzer Frist soviel Muth, daß sie mit starken Heeresmassen unter der Führung Bourbon's tief nach Frankreich hineinrückten. Sie lagerten sich vor den Wällen von Marseille, theils in der Hoffnung, in den französischen Provinzen doch noch einen bourbonischen Aufstand zu Wege zu bringen, theils auch deshalb, weil sie sich auf der Verbindungslinie zwischen Spanien und Italien festzusetzen wünschten. Aber von Neuem trat hervor, auf welcher unerschütterlichen Grundlage das französische Staatswesen ruhte. Die Besatzung und die Bürgerschaft von Marseille widerstanden allen Angriffen mit dem höchsten Heldenmuthe, in den Provinzen war auch nicht die Spur einer feindlichen Erhebung zu bemerken, und als König Franz mit einem schlagfertigen Heere zum Entsatze nahte, mußten die Kaiserlichen unter großen Verlusten nach Italien zurückweichen.

Hiermit schien endlich Karl V. von seinem bisherigen Glücke zu scheiden, und Franz I. konnte nunmehr die Rolle des kecken Angreifers übernehmen. Er folgte den retirirenden Feinden auf den Fersen, drängte sie in einzelne lombardische Festungen und in die Schluchten der Gebirge hinein, und lagerte sich schließlich vor Pavia, um vor Allem diese große, stark verschanzte und von einem ausgezeichneten kaiserlichen General vertheidigte Stadt zu nehmen. Dorthin richteten sich nun die Augen der halben Welt. Wenn Pavia fiel, so waren Mailand, die Lombardei, vielleicht Italien für den Kaiser verloren. Man konnte aber berechnen, daß die Stadt fallen mußte, denn das französische Heer schien andauernden Widerstand unmöglich zu machen; es war zahlreich genug zu wiederholten Stürmen, wie zur Einschließung; es war diesmal mit Geld, Speise und Trank auf's Beste versehen; es bestand zum großen Theile aus der Blüthe des tapferen französischen Adels und wurde geführt von dem nach Rache und Sieg, nach neuen Lorbeeren dürstenden König. Hier konnte höchstens noch Entsatz helfen. Aber woher sollte dieser kommen? Die Trümmer der kaiserlichen Armee waren

zerstreut, fast verschwunden, und schon wagte eine spottlustige Hand, an einer Bildsäule zu Rom einen Zettel anzuheften mit der Anzeige: im Genueser Gebirg ist eine Armee verloren gegangen; wer von ihr Nachricht geben kann, erhält eine Belohnung.

Diese verloren gegangene Armee kam jedoch allmählich wieder zum Vorschein. Den rastlosen Bemühungen der kaiserlichen Feldherren Bourbon und Pescara gelang es, die Trümmer zu sammeln, zu verstärken und mit neuem Muthe zu erfüllen, und nachdem noch der deutsche Landsknechtoberst Georg von Frundsberg eine stattliche Hilfsschaar herbeigeführt hatte, wurde der Beschluß gefaßt, den Entsatz von Pavia um jeden Preis zu versuchen. Die Aufgabe, die König Franz bei dieser neuen Wendung der Dinge zu erfüllen hatte, war leicht erkennbar. Er mußte von Pavia ablassen, um nicht zwischen zwei Feinden in die Klemme zu gerathen. Er mußte eine günstige Vertheidigungsstellung wählen und den Angriff der Kaiserlichen in Ruhe abwarten. Denn sobald er die Entscheidung verzögerte, war er des Erfolges beinahe gewiß. Das Heer der Gegner war nur mit der äußersten Anstrengung, mit Aufbietung der letzten Kraft zusammengebracht worden; es konnte sich auf keinen Fall lange im Felde behaupten, es mußte wieder auseinander gehen, und dann war der Sieg nach allen Seiten hin ein zweifellos sicherer. Aber solch vorsichtiges Verfahren war nicht nach dem Sinne des Königs Franz. Er hatte zwanzig Mal geschworen, lieber zu sterben, als die Belagerung von Pavia aufzuheben, und er hatte somit nach Guicciardini's Wort die größte Unklugheit begangen, deren ein Feldherr sich schuldig machen kann. Als er dann doch noch einen Kriegsrath berief, hörte er nicht auf die warnenden Stimmen einzelner verständiger Hauptleute, sondern freute sich an dem ritterlichen Trotze der Andern, die mit lärmenden Reden forderten, daß der König nicht vor dem Verräther Bourbon zurückweiche.

Inzwischen stachelten die kaiserlichen Feldherren, die wohl einsahen, daß sie siegen oder zu Grunde gehen mußten, ihre Truppen zur wildesten Kampflust an und begannen endlich am Morgen des 24. Februar 1525 den Angriff auf das französische Lager. Der König erwartete sie mit der Lanze in der Faust, noch zuversichtlicher als bei Marignano, vertrauenden Geistes und freudigen Herzens. Aber der Ausgang sollte ein anderer sein, als er hoffte, ein solcher, wie er bei der gefahrvollen Stellung des französischen Heeres fast unvermeidlich geworden war. Die Söldnerhaufen der Fußknechte wichen zuerst dem unwiderstehlichen Andrang der entflammten Gegner, die von allen Seiten auf sie einstürmten; die Gensdarmen und die großen Edelleute Frankreichs suchten den Kampf zwar mit ritterlicher Tapferkeit aufrecht zu halten und wiederherzustellen, aber vergebens; ihre Zahl reichte dazu doch nicht hin; sie erlagen der Uebermacht und wurden in ganzen Massen erschlagen oder

gefangen genommen; der König selbst that sein Aeußerstes, zerbrach seine Lanze im dichten Feindesgewühl und lehrte die Gegner, seine Schwerthiebe bewundern; noch hätte er fliehen können, doch verschmähte er es und hielt aus, bis sein Pferd unter ihm erstochen wurde. Damit war der Kampf zu Ende und auch König Franz ein Gefangener im Heere des Kaisers.

So erhoben sich die Erfolge Karl's V. zu schwindelnder Höhe. Der stolze Gegner hatte die Eroberungen von 1515 verloren, seine Allianzen eingebüßt, einen Verräther unter seinen nächsten Verwandten gefunden und lag nun selber in enger Haft, die Entscheidung seines Schicksals von der Gnade des glücklichen Rivalen erwartend.

Indessen so groß, wie er im ersten Siegesrausche erschien, war der Triumph des Kaisers doch nicht. Nur der König war vollständig besiegt, oder höchstens noch die französische Armee, nicht aber Frankreich. Dort brachen zwar jetzt Unruhen aus, und manche Gegner der bestehenden Regierung sprachen von einem Umsturz derselben, aber schon nach wenigen Schwankungen gewann eine patriotische, opferbereite und kampfesmuthige Stimmung vollkommen die Oberhand. Die Mutter des Königs Franz, Louise von Savoyen, verlor nach ihren eigenen Worten keineswegs den Muth, als sie nach dem Schlage von Pavia die Nothwendigkeit erkannte, die Staatsgeschäfte zu versehen und die Vertheidigung des Reiches zu leiten. Sie sammelte die Trümmer des besiegten Heeres, verordnete neue Rüstungen, sorgte für Geldmittel, suchte und fand auswärtige Allianzen. Ihrem Beispiele folgten die Seigneurs in den Provinzen, die Magistrate in den Städten die Einwohner im Norden des Reiches wie im äußersten Süden desselben. Ueberall wurde die öffentliche Sicherheit aufrecht gehalten, die entschlossenste Abwehr jedes feindlichen Angriffes vorbereitet, und nach kurzer Frist konnte Louise den stolzen Ausspruch thun, „daß man bereit sei, auf Verhandlungen einzugehen, wenn der Kaiser ein Lösegeld für den König verlange, daß Frankreich aber nicht so niedrig sei, auch nur einen Fuß breit seines Bodens aufzugeben; vielmehr werde es sich einer solchen Forderung gegenüber, obgleich der König gefangen sei, zu vertheidigen wissen."

Franz I. machte während dessen alle Qualen durch, welche die Gefangenschaft seinem lebhaften Temperamente nur irgend auferlegen konnte. Anfangs befand er sich in Italien, dann wurde er auf seinen eigenen Wunsch nach Spanien gebracht: er meinte, den Kaiser dort leichter zu einem günstigen Vertrage bewegen zu können. Seine Stimmung wechselte von der erhabensten Ergebung in sein Schicksal bis zu unwürdiger Demuth gegen den großen Sieger, den Kaiser Karl. Gleich nach der Schlacht bei Pavia schrieb er jenen Brief an seine Mutter, von dem man sich erzählt, daß er nichts enthalten habe, als die Worte: tout est perdu fors l'honneur. In der

That war es ein längeres Schreiben, in welchem nur folgende, den obigen Worten ähnliche Stellen vorkommen: Madame, pour vous faire savoir comment se porte le reste de mon infortune, de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie, qui est saulve. Dann dankte er seinen Unterthanen für die mannhafte Haltung, die sie bei seinen Unglück zeigten, und versicherte sie gleichfalls brieflich, daß er, ebenso wie er eine ehrenvolle Gefangenschaft schimpflicher Flucht vorgezogen habe, so auch niemals die Freiheit durch eine Schädigung seines Landes erkaufen werde. Aber im Gegensatz zu solchen stolzen Aeußerungen schrieb er einmal an Karl V. die flehentlichsten Bitten um milde Bedingungen für seine Freilassung und fügte hinzu: Vour pouvez être sûr, au lieu d'un prisonnier inutile, de rendre un roi à jamais votre esclave.

Die Ungeduld, mit der er das Ende seiner Gefangenschaft herbeisehnte, zeigt sich vielleicht am Deutlichsten in den Dichtungen, in denen er sein Gemüth zu entlasten suchte. Da vergleicht er sich mit einem Schiffe, dessen Ladung Beschwerde und Gram sei; täglich wächst sein Kummer; er wünscht sich den Tod, denn er habe das köstlichste der menschlichen Güter, die Freiheit, verloren. Doch klagt er in seinen Liedern nicht blos über das Unglück, das ihn betroffen; er wendet sich auch an seine Geliebte, an seine Mutter und an seine liebe Schwester Margaretha, die zu ihm gekommen ist, um ihn zu trösten und ihm beizustehen. Wohl ist es daher auch passend, aus dem reichen Schatz der Dichtungen des Königs Franz an dieser Stelle eine Probe zu geben und zwar diejenige, die wir von Ludwig Uhland's Meisterhand in deutscher Uebertragung besitzen. Es ist eine Bitte um Liebe, freilich ohne eine bestimmte Beziehung auf die Qual der Gefangenschaft.

O Herrin, wendet nicht der Augen Schein
Von treuem Dienste, keiner Müh' erliegend,
Laßt sie, des Mitleids frommer Pflicht sich fügend,
Dem unheilbaren Unheil Thränen weihn!

Feuer und Wasser, Feinde von Natur,
Vereinten sich, zu fristen mir ein Leben,
Das feindlicher, denn Tod, sich mir ergeben,
Versöhnten sich zu meinem Unglück nur.

Denn hätte Feuer einzig mich gequält,
Ich wäre längst in Schmachten aufgegangen;
Durch Strenge stets beleidigtes Verlangen
Es hätte sicher frühe mich entseelt.

Auch wenn das Auge, das von Thränen quillt,
Sein Widerspiel nicht hätt' an jenen Gluthen,
Zerschmolzen wär' ich, oder in den Fluthen
Erstickt und all mein bittrer Schmerz gestillt.

So gibt das Wasser vor dem Feuer Wehr,
Derweil die Flamme jenes wieder zähmet,
Dem ein- und andern ist die Kraft gelähmet,
Mir bleibt ein Leben, allzu freudenleer.*)

Kaiser Karl bestimmte allmählich, während sein Gefangener seinen Gemüthsbewegungen in Versen Luft machte, die Bedingungen der Freilassung. Sie waren von ungemeiner Strenge, indem sie nämlich nur in den Hauptpunkten enthielten die Wiederherstellung Bourbon's, den Verzicht auf Italien und, was das Schlimmste war, die Abtretung des großen Herzothums Burgund. Karl V. that nicht wohl daran, Zugeständnisse zu fordern, die nur billig gewesen wären, wenn Frankreich völlig besiegt und tief erschöpft am Boden gelegen hätte, die jetzt aber, da nur der König gefangen, die Nation dagegen zum entschlossenen Kampfe bereit war, kaum zu einer glücklichen Lösung führen konnten. Franz I. fiel vor Kummer in eine schwere Krankheit; auch nachdem er sich erholt hatte, zauderte er noch lange, jene drückenden Bedingungen anzunehmen. Endlich that er es: er beschwor unter religiösen Feiern, die Hand auf dem Evangelium, den nun geschlossenen Vertrag zu halten oder, wenn ihm das nicht möglich sei, innerhalb sechs Monaten in die Gefangenschaft zurückzukehren; er fügte einen Eid auf seine Ritterehre hinzu, und er gab zum dritten Male sein Wort, als ihn Karl V. von Angesicht zu Angesicht dazu aufforderte. Aber er dachte gar nicht daran, sein Wort zu halten. Am Tage vor jenen religiösen Feiern hatte er sammt den französischen Staatsmännern, die in seiner Umgebung waren, heimlich gegen den Vertrag protestirt: er hatte erklärt, daß ein Vertrag und ein Eid, zu denen er als ein gefangener Mann gezwungen werde, ihn „nach den Gesetzen der Ritterschaft" keineswegs binden könnten, daß er durchaus nicht verpflichtet sei, dieselben zu halten.

Es ist keine Frage, wir haben es hier mit einem Meineide zu thun, der sich durch nichts entschuldigen, geschweige denn rechtfertigen läßt. Trotzdem aber darf man sagen, daß hier einer von jenen Punkten gegeben ist, in denen die moralische Auffassung des sechszehnten und des neunzehnten Jahrhunderts weit von einander abweichen. Oder wie wäre es sonst zu erklären, daß die französische Nation in ihren hervorragendsten Vertretern der Erörterung des Königs hätte Beifall schenken können, daß der erzwungene Eid keine verbindliche Kraft besitze? Wie hätte der Papst, der sich, von dem Waffenglücke des Kaisers erschreckt, schon längst wieder den Franzosen zuge-

*) Das obige Gedicht, auf welches ich von dem gelehrten Kenner der Uhland-Literatur, Professor Dr W. L. Holland, aufmerksam gemacht worden bin, befindet sich in den Süddeutschen Miscellen für Leben, Literatur und Kunst, herausgegeben von P. J. Rehfues, III., 1813, S. 108.

wendet hatte, den König von dem gegebenen Worte als von einem ungültigen lossprechen können? Und wenn Karl V. auch mit großer Bitterkeit empfinden durfte, daß er überlistet war, so hatte er doch kaum ein Recht dazu, eine sittliche Entrüstung zur Schau zu tragen. Denn seine Staatskunst ist ebenfalls eine ränkevolle gewesen, und den gefangenen König hat er nicht blos hart, sondern auch unedel behandelt. Als derselbe schwer erkrankt war, so daß sein Tod befürchtet wurde, ist der Kaiser zu ihm geeilt, um ihn mit herzlichen, Hoffnung erregenden Worten zu trösten, hierdurch die Macht der Krankheit zu brechen und sich somit den kostbaren Gefangenen zu erhalten*). Nachdem Franz I. aber genesen war, sind ihm jene strengen Vertragsbedingungen sofort wieder vorgelegt worden.

Der Vertragsbruch, den sich König Franz zu Schulden kommen ließ, machte ihn natürlich wieder zu einem Gegner des Kaisers. Es kam zu einem neuen Kriege, außerdem aber auch zu einem der abenteuerlichsten Vorgänge dieses widerspruchsvollen Zeitalters. Denn während der König und der Kaiser alle Mittel einer rücksichtslosen Staatskunst und alle Streitkräfte ihrer Länder gegen einander aufboten, wanderten die Waffenherolde von Frankreich und Spanien zum kaiserlichen Hofe, um einen Zweikampf der beiden Rivalen zu Stande zu bringen. Karl V. hatte nämlich schon während der Gefangenschaft des Königs Franz gesagt, er werde denselben für lâche et méchant halten, wenn der Vertrag irgendwie verletzt werden sollte. Jetzt wiederholte er die harten Worte. Der König hörte davon und entsandte sogleich einen Herold mit der Forderung zum Zweikampf nach Spanien. Der Kaiser nahm dieselbe in einer feierlichen Versammlung an und schickte nun seinerseits einen Herold mit einem Vorschlag über den Ort des Zweikampfes nach Frankreich. Als sich dieser aber vor König Franz und den Großen des französischen Hofes seines Auftrages entledigen wollte, wurde er unter nichtigen Vorwänden vom Könige selber daran verhindert und mußte unverrichteter Dinge nach Spanien heimkehren. Die Ursache für diese wenig ehrenvolle Störung des von französischer Seite angesponnenen Handels lag darin, daß König Franz während der Vorbereitungen zum Zweikampfe öffentliche Erörterungen über seinen Meineid hätte mit anhören müssen, was er im Bewußtsein seiner Schuld nicht zu ertragen vermochte.

Aehnlich wie bei dieser romantischen Episode ging es auch im Kriege. Franz plante die großartigsten Unternehmungen, um seinen Gegner ent-

---

*) Der Kaiser sagte z. B. zu König Franz: Mon bon frère et ami qui deviendra libre . . . . . Je ne désire rien plus que votre santé, ne pensez qu' à elle; tout le reste se fera, seigneur, comme vous pouvez le souhaiter. Mignet, rivalité de Charles-Quint et de François I. Revue des deux mondes, 15. Februar 1866.

scheidend zu demüthigen, und sammelte zahlreiche Verbündete um sich, da der Kaiser wegen seines bisherigen Glückes allgemein gefürchtet wurde. Der Papst hielt zu Frankreich. Heinrich VIII. trat gleichfalls über und schickte den Cardinal Wolsey zum Abschluß inniger Beziehungen an den französischen Hof. Der stolze Priester kam mit blendendem Prunke, als wollte er zu einem neuen „Gefilde von Goldstoff“ ziehen, und wurde von dem klugen Franz mit königlichen Ehren empfangen. Unter den Kriegsthaten war die bedeutendste ein gewaltiger Angriff der Franzosen auf Neapel, der zu Wasser und zu Lande ins Werk gesetzt wurde. Aber trotz aller Anstrengungen wurde kein irgend wesentlicher Erfolg erreicht, theils weil es die Bundesgenossen der Franzosen an Manchem fehlen ließen, vornehmlich aber weil bei König Franz die alten Mängel wiederum hervortraten. Bald führte er energielos aus, was er geistvoll entworfen hatte, bald ließ er die Truppen darben, während er in Festlichkeiten schwelgte, bald verletzte er, sorglos um die Folgen, die treuesten Diener. So endete der neapolitanische Feldzug mit einer totalen Niederlage, und gleichzeitig riß der Admiral Doria, der bisher dem Könige die wichtigsten Dienste geleistet hatte, aber mit Undank belohnt worden war, seine Vaterstadt Genua von Frankreich los und gab ihr diejenige Verfassung, die alsdann ungestört bis zum Jahre 1796 bestanden hat.

Unter solchen Umständen mußte Franz I. nun doch an Frieden denken, und es war noch ein Glück für ihn, daß der Kaiser, von anderen Gegnern in Anspruch genommen, gleichfalls die Beendigung des französischen Krieges wünschte. Karl V. gestattete daher auch seiner Tante Margarethe, der Statthalterin der Niederlande, mit Franzens Mutter in Cambrai Unterhandlungen zu beginnen, und diesen beiden klugen Frauen gelang es in der That, ihr Ziel zu erreichen, d. h. am 5. August 1529 den sogenannten Damenfrieden abzuschließen. Die Bedingungen desselben waren, daß der Kaiser sich mit sehr geringen Gebietsabtretungen von Seiten Frankreichs begnügte und auf die große Provinz, die er früher gefordert hatte, das Herzogthum Burgund, einstweilen Verzicht leistete, wogegen Franz I. Italien Preis gab und jede feindliche Einmischung in die deutschen Verhältnisse zu unterlassen versprach.

Konnte aber dieser Friede Dauer gewinnen? Durfte man wirklich hoffen, daß die Rivalität zwischen Karl V. und Franz I. nun endlich erloschen sei? — Keineswegs. — Denn durch den bisherigen Waffengang war für den Kaiser nur das eine Ziel erreicht worden, daß er den Nebenbuhler gleichsam aus den allgemeinen europäischen Angelegenheiten verdrängt hatte, während es ihm nicht gelungen war, eine wesentliche Schmälerung und Niederbeugung der französischen Macht innerhalb ihrer eigenen Grenzen durch-

zusetzen. Auf der anderen Seite war es für König Franz ein unerträglicher Zustand, daß er von nun an, man kann sagen, in Frankreich internirt sein, sich nur mit der Verwaltung seines Staates beschäftigen und sich um Deutschland und Italien, d. h. beinahe um alle auswärtigen Verhältnisse nicht mehr bekümmern sollte.

Franz I. war daher auch keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß der Friede von Cambrai nur die Bedeutung eines Waffenstillstandes hatte, und anstatt sich friedlichen Geschäften zu widmen, traf er sofort die umfassendsten Vorbereitungen für einen neuen Krieg. Das Erste, was er da that, war freilich etwas höchst Unwürdiges. Denn er protestirte heimlich gegen den Frieden von Cambrai, wie er dereinst in Spanien gegen jenen Freilassungsvertrag protestirt hatte, und als ob er nun gar einen etwaigen Bruch desjenigen Friedens, den er als regierender König ohne jeden Zwang geschlossen hatte, durch einen solchen Protest rechtfertigen könnte. Dann begann er emsige Rüstungen, zu denen er theilweis schon in früherer Zeit den Grund gelegt hatte. Denn schon im Anfange seiner Regierung hatte er den starken Kriegshafen Havre de Grâce geschaffen, hatte zum ersten Male in Frankreich eine beständige Kriegsflotte für den Dienst des Staates errichtet und strebte nun nach der Ausbildung einer französischen Infanterie. Bisher nämlich enthielt jedes französische Heer im Wesentlichen nur zwei Gruppen: die einheimischen adlichen Reiter und im Auslande geworbene Fußknechte. Jetzt aber schuf Franz I. die Infanterie der sogenannten Legionen, eine Art Provinzialmiliz, die bei den folgenden Kämpfen mit Karl V. in nicht unbedeutenden Massen mitgewirkt hat.

Am Bemerkenswerthesten ist aber aus den wenigen ruhigen Jahren, die dem Frieden von Cambrai folgten, Franzens Stellung zu den Protestanten. Der Protestantismus hatte schon kurze Zeit, nachdem er in Deutschland Bedeutung gewonnen, auch in Frankreich Eingang gefunden, und schon im Jahre 1525, während der spanischen Gefangenschaft des Königs, waren Verfolgungen gegen die Anhänger der neuen Lehre von der Regierung angeordnet worden. Franz I. hatte aber nach seiner Befreiung nicht sogleich eine besonders feindselige Haltung gegen die Protestanten angenommen. Es gab in ihm sogar ein Element, welches eine Annäherung an die Gegner der römischen Kirche als möglich erscheinen ließ. Das war seine Hinneigung zu gelehrten Studien, zum freien Betriebe der Wissenschaft, womit er bei Männern strenger Kirchlichkeit starken Anstoß erregte. Die Theologen der Sorbonne sind mehrfach gegen seine Neigungen aufgetreten, und ein predigender Mönch hat sich einstmals nicht entblödet, darauf aufmerksam zu machen, daß man jetzt eine neue Sprache erfunden habe, die man die griechische nenne, die aber äußerst verwerflich sei, weil aus ihr lauter Ketzereien hervorgingen,

und daß man sich auch vor der hebräischen Sprache hüten solle, weil Alle welche dieselbe erlernten, sofort zu Juden würden. Indessen dieser Kampf mit beschränkten Pfaffen hat den König doch niemals bis zu einer eigentlichen Opposition gegen die römische Kirche gebracht, und als die französischen Protestanten nun ihrerseits grobe Fehler begingen, da hat sich Franz I. mit Strenge gegen sie gewendet. Die Protestanten traten nämlich in aufreizender Weise hervor, besonders im Jahre 1534, als sie eine heftige Streitschrift an den Straßenecken von Paris und sogar an der Thür der königlichen Gemächer im Schlosse zu Blois anzuheften wagten. Franz I. wurde hierdurch zu leidenschaftlichem Zorne erregt: er sah von nun an in den Protestanten nicht blos kirchliche Sectirer, sondern Rebellen gegen das Staatsoberhaupt, und so führte ihn die Verletzung seines monarchischen Selbstgefühls zu grausamer Verfolgung der unglücklichen Freunde unserer großen Reformatoren.

Daß hierbei, wie gesagt, politische Erwägungen im Vordergrunde standen und nicht religiöse Ueberzeugung, das zeigte sich aufs Deutlichste an den auswärtigen Verhandlungen, welche König Franz in der gleichen Zeit führte. Denn während er sein Reich im Innern zu einem abermaligen Kriege mit Karl V. vorbereitete, suchte er draußen dem Kaiser neue Gegner zu erwecken, oder mit schon vorhandenen Gegnern sich zu vereinigen, dieselben zu stärken und zum Angriffe zu reizen. Dabei waren ihm aber keine Anderen wichtiger als die protestantischen Stände des deutschen Reiches, die schon seit geraumer Zeit am Rande eines Krieges mit Kaiser Karl standen, und die nunmehr an der französischen Macht einen starken Rückhalt empfingen. Hier ist vornehmlich an die Restitution des württembergischen Fürstenhauses zu erinnern, welcher Franz I. allen nur möglichen Vorschub leistete, in der einzigen Erwägung, daß er hierdurch den habsburgischen Herrschern Schaden zufüge, und völlig unbekümmert um die gleichzeitige Einbuße, welche die katholische Kirche treffen mußte.

Die nüchtern politische Gesinnung, welche sich in diesem Verhältnisse zum Protestantismus ausspricht, führte den König sogar noch einen bedeutenden Schritt weiter. Er hatte schon in früheren Jahren, seitdem er die Ueberlegenheit der kaiserlichen Waffen so empfindlich hatte kennen lernen müssen, eine Verbindung mit den Türken herbeizuführen gesucht und nun schloß er mit diesem Volke einen Handelsvertrag ab, der aber nur der Deckmantel für noch innigere Beziehungen war. So vereinte sich also derjenige Herrscher, der den Namen des allerchristlichen trug, und der in seiner Jugend den Plan gefaßt hatte, den Sultan aus Europa zu verdrängen, mit diesem gefährlichen Feinde der Christenheit zum Kampfe gegen den Kaiser.

Aber die Schöpfung der Legionen-Infanterie, die Verbindung mit Pro-

testanten und Türken bezweckten keineswegs, einen neuen großen Angriffskrieg gegen Karl V. zu ermöglichen. Franz I. hatte in den vergangenen Jahren eins gelernt: nämlich, daß er im Angriffskriege nicht glücklich war, sei es wegen der großen Macht des Kaisers, sei es wegen der Fehler, die er selber begangen hatte, während sich Frankreich in der Defensive ausgezeichnet bewährt hatte. Deshalb rüstete er jetzt zwar auf das Nachdrücklichste und begann auch den Krieg, im Wesentlichen aber nur in der Absicht, den Kaiser zu einem unvorsichtigen Angriffe zu reizen und alsdann die Macht desselben durch eine glänzende Vertheidigung des eigenen Reiches zu schwächen.

Seine Absicht gelang vollkommen. Denn der Kaiser, durch neue Triumphe, die er soeben errungen hatte, in seinem Selbstvertrauen gesteigert und durch die französischen Provocationen heftig erregt, erhob sich mit einer Leidenschaftlichkeit zum Angriffe, die er sonst nicht oft gezeigt hat. In Rom, wo er gerade anwesend war, äußerte er vor einer großen Versammlung kirchlicher und weltlicher Würdenträger, er wollte dem König Franz, um den Frieden zu erhalten, einige Zugeständnisse machen; wenn dieselben aber nicht genügen sollten, so wolle er sich zum Zweikampfe stellen mit Schwert oder Dolch, auf einer Brücke, einer Insel, oder einem Schiffe, im bloßen Hemde; wenn der König aber auch hierauf nicht einzehen wolle, so werde er nicht rasten, bis einer von ihnen Beiden der ärmste Edelmann geworden sei. Nicht lange darnach rüstete er in seinen weiten Reichen zu einem ganz Frankreich umklammernden Angriff, und schließlich zog er im Jahre 1536 mit solcher Siegeszuversicht in den Kampf hinaus, daß er seinem Geschichtsschreiber Jovius rieth, zur Verzeichnung der bevorstehenden Kriegsthaten einen großen Vorrath Papier mitzunehmen.

Er sollte über alle Erwartung hinaus sich getäuscht finden. Franz I. hatte in den Grenzlandschaften seines Reiches einige Hauptplätze stark befestigt und gut besetzt; die übrigen Ortschaften hatte er, Städte wie Dörfer, vollständig räumen lassen, so daß mit den Einwohnern nicht nur alle Thiere und alle Vorräthe von Speise und Trank entfernt, sondern, daß selbst die Mühlen und Backöfen zerstört, die Brunnen verschüttet worden waren; er aber, der König, hatte außerdem ein treffliches Heer um sich versammelt, mit dem er für den Fall der Noth, jedem bedrängten Gebiet zu helfen, sich bereit hielt. Als nun die feindlichen Heere durch die verwüsteten Grenzstriche zogen, fingen sie bald an, bitteren Mangel zu leiden. Das stärkste Heer, bei dem sich auch der Kaiser befand, kam in die größeste Noth. Es hatte den Angriff von Italien aus begonnen, hatte auf schnelle Erfolge im Süden Frankreichs gerechnet, mußte sich nun aber gegen das feste Marseille wenden, in der Hoffnung die Stadt zu erobern und sich in derselben zu erholen. Vor den Wällen von Marseille hatte der Kaiser jedoch dasselbe Schicksal wie zwölf

Jahre früher der Herzog von Bourbon. Nach vergeblichen Mühen, nach ungeheuren Verlusten durch Hunger und Krankheiten, mußte er endlich, als Franz I. sich nahte, eilig zurückweichen. In seinem Lager blieben die Kranken hilflos liegen; die Straße, auf der er gen Italien zog, war durch Sterbende, weggeworfene Waffen, herrenlose Pferde bezeichnet.

So wurde Karl V. besiegt und zwar so nachdrücklich besiegt, daß schon die Zeitgenossen die Vertheidigung des französischen Reiches im Jahre 1536 als einen Glanzpunkt in der Geschichte des Königs Franz betrachtet haben. Der Kampf ging dann noch eine Weile in der gleichen Art fort. Französische Heerhaufen machten wohl hie und da Angriffe auf kaiserliche Gebiete, Festungen und Truppenkörper, doch blieben sie im Wesentlichen in der defensiven Haltung, die sich nun einmal so gut bewährt hatte. Aber selbst bei dieser nüchtern verständigen Kriegführung fehlte es nicht ganz an romantischen Episoden, zu denen Franz I. immer wieder hinneigte. So erschien der König am 15. Januar 1537 mit glänzendem Gefolge im Parlamente von Paris; sein Advocat trat vor dem Gerichtshofe auf und klagte, daß „Karl von Oesterreich" als Inhaber der Grafschaften Flandern, Artois und Charolois und somit als französischer Vasall sich durch den Krieg der Rebellion und Felonie schuldig gemacht habe; in Folge davon wurde dieser „Karl von Oesterreich" zur Führung des Felonieprocesses vor die Schranken des Gerichtes geladen.

Der große Defensivkrieg dauerte jedoch nicht ununterbrochen fort, sondern wurde in unerwarteter Weise wenigstens für einige Zeit beigelegt. Es gab nämlich unter den Fürsten Europas und unter den Großen Frankreichs eine Partei, welche die unaufhörliche Gegnerschaft des Kaisers und des Königs bitter beklagte, welche eine aufrichtige Versöhnung der beiden Herrscher und eine gemeinsame, freundschaftlich vereinigte Thätigkeit derselben zum Wohle der ganzen Christenheit mit Sehnsucht erstrebte. Diese Partei erwirkte zunächst im Anfang des Sommers 1538 den Abschluß eines zehnjährigen Waffenstillstandes, und nicht lange darauf wendete sich der leicht bestimmbare, sanguinische Franz I. selber an Karl V., um eine innige Verbindung mit dem bisherigen Rivalen zu begründen. Da kam es noch im Sommer 1538 zu einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Fürsten, bei welcher dem Kaiser die ausgesuchtesten Ehrenbezeigungen erwiesen wurden: der Dauphin reichte demselben Handtuch und Waschwasser, der König schenkte ihm einen kostbaren Ring, in welchem die Worte: dilectionis testis et exemplum (der Liebe Zeuge und Zeichen) eingravirt waren. Dann machte Franz dem Kaiser mehrere Vorschläge zu großen Unternehmungen, die mit vereinten Kräften ausgeführt werden sollten: eine Theilung Englands, welches durch seine Schwenkungen von der einen auf die andere Seite den Haß beider Mächte erregt hatte,

wurde beantragt; die Vertreibung der Türken aus Europa wurde in's Auge gefaßt; ja einem Gerüchte nach soll König Franz hierbei sogar den Wunsch nach seiner Erhebung auf den griechischen Kaiserthron ausgesprochen haben. Und als im Jahre 1539 ein Aufstand in den niederländischen Provinzen ausbrach, erhielt Karl V. sofort eine Einladung, von Spanien aus, wo er sich gerade befand, auf dem nächsten Wege mitten durch Frankreich nach dem bedrohten Gebiete zu reisen. Er nahm diese Einladung an, sah sich an jedem französischen Orte, den er berührte, mit den glänzendsten Festlichkeiten empfangen und wurde namentlich von Franz I. selber mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelt. Seine Lage war dabei freilich nicht ganz ohne Gefahr. Denn kaum hatte er das französische Gebiet betreten, so wurde König Franz von vielen Seiten gedrängt, diese günstige Gelegenheit nicht vorüber zu lassen, sondern den Kaiser gefangen zu nehmen und so mit einem Schlage Alles, was er seit Marignano verloren, sich von Neuem zu sichern. In dieser Weise sprachen sich die einflußreichsten Personen aus, an ihrer Spitze die damalige Maitresse Franzens, die Herzogin von Etampes, und selbst der Hofnarr des Königs, Tribolet, suchte durch seine Possen den Kaiser zu verderben. Tribolet hatte ein Täfelchen, auf dem er einige Namen einzutragen und diese Liste alsdann seinen Narrenkalender zu nennen pflegte. Eines Tages hielt er seinen Kalender dem Könige vor die Augen. Der las den Namen „Karl", verstand die Anspielung und sagte: wenn ich den Kaiser nun aber ruhig ziehen lasse? Dann, antwortete Tribolet, dann werde ich den „Karl" auslöschen und „Franz" hinschreiben. Der König ließ sich jedoch zu keiner neuen Treulosigkeit hinreißen, sondern blieb in seiner freundschaftlichen Haltung gegen den Kaiser, bis derselbe die Niederlande erreicht hatte.

Indessen diese innige Verbindung der beiden Gewaltigen ruhte auf einem nicht sehr soliden Grunde. Franz war wohl aufrichtig in seinen Freundschaftsbezeugungen und wünschte wirklich, mit dem Kaiser zu gemeinsamer politischer Action zu kommen, aber er wollte dafür auch eine Gegenleistung empfangen, oder richtiger, er wollte dafür ganz besonders belohnt werden. Für die Hingebung, die er an den Tag legte, für die Unterstützung, die er in gemeinsamen Kriegen zu leisten bereit war, begehrte er, daß ihm ein Stück der Weltstellung, der Macht außerhalb Frankreichs, die er im Kampfe gegen Karl V. eingebüßt hatte, wieder zurückgegeben werde, und zwar verlangte er vornehmlich die Cession des Herzogthumes Mailand. Der Kaiser aber zögerte und zögerte, die Wünsche Frankreichs zu befriedigen; endlich that er Schritte, die keinen Zweifel darüber ließen, daß er sich gutwillig zu einer solchen Befriedigung nicht verstehen werde, und sofort war die Freundschaft zu Ende und der Krieg wiederum unvermeidlich.

Auch dieser letzte Krieg zwischen Franz I. und Karl V. blieb den Hauptzügen nach in den Formen der Defensive auf der französischen, und in den Formen des Angriffs auf der kaiserlichen Seite. Aber diesmal war die Gefahr für den König zu guter Letzt noch außerordentlich groß. Denn Karl V. stand grade damals in sehr nahen Beziehungen zu den deutschen Protestanten und zu den Engländern, die über Franzens politische Haltung mit gutem Grunde erzürnt waren, und so war es ihm möglich, einen übermächtigen Einfall in das Gebiet des französischen Staates, und zwar in den verwundbarsten Theil desselben, in die niederländisch-lothringischen Grenzlandschaften zu machen. Er hatte große Erfolge dabei und drang nach und nach bis auf zwei Märsche von Paris vor. Aber auch diesmal bewährte sich die defensive Kraft Frankreichs. Der Kaiser fand wiederum nicht genug Lebensmittel zur Ernährung seines großen Heeres; eine stattliche französische Armee war zur Deckung von Paris bereit; König Franz zeigte viele persönliche Haltung, so daß er z. B. die schon von Angst verwirrten Pariser Bürger mit den zuversichtlichen Worten wieder ermuthigte: wenn ich euch auch nicht vor Furcht bewahren kann, so werde ich euch doch vor Schaden behüten — kurz: Karl V. sah sich in seinen Hoffnungen auf eine gründliche Demüthigung des Gegners abermals getäuscht, und da ihn gleichzeitig anderweitige Aufgaben lebhaft beschäftigten, so schloß er endlich am 18. September 1544 den Frieden von Crepy, in welchem Frankreichs bisherige Machtstellung im Wesentlich ungeschmälert blieb, ja durch den Franz I. sogar noch eine, später freilich wieder vernichtete Hoffnung auf den Gewinn von Mailand erhielt.

Und wie es in den auswärtigen Verhältnissen, bei der Vertheidigung des Reiches gegangen war, so auch im Innern desselben. Die unaufhörlichen Kämpfe hatten freilich die stolze französische Ritterschaft furchtbar decimirt; die königliche Familie beklagte mehrere Todesfälle, und der Hof war nicht mehr so fröhlich und brillant, wie in Franzens jüngeren Jahren; auch war der Wohlstand des Volkes durch die Kosten der Kriege, die häufigen Einfälle der Feinde, die üppigen Liebhabereien des Königs vielfach geschädigt: trotz Alledem war aber das Reich noch vollkommen in der Lage, einen feindlichen Angriff nachdrücklich zurückzuweisen. Ein schlagfertiges Heer war in jedem Augenblick leicht auf die Beine zu bringen, die jährlichen Einnahmen überstiegen die Ausgaben, und eine bestimmte Summe Geldes lag für äußerste Nothfälle bereit.

Daher konnte auch König Franz, als er am 31. März 1547 die Augen schloß, die Regierung seinem Nachfolger mit der Hoffnung übergeben, daß der Bestand seines Reiches auf keinen Fall verringert, wohl aber, wenn günstigere Zeiten kommen sollten, vergrößert werden werde.

Und wenn wir von diesem Punkte aus auf die Regierung Franz' I. zurückblicken, so begreifen wir nun wohl, weshalb dieser Herrscher bei unsern Nachbarn jenseits der Ardennen bis auf den heutigen Tag populär geblieben ist. Der König Franz hat freilich mehrfach sehr illoyal gehandelt; auch hat er oftmals seine Regentenpflichten vernachlässigt und die Kraft seines Volkes in unverständig geführten Kriegen oder in den verschwenderisch ausgestatteten Festen seines Hofes vergeudet; dennoch aber hat er die Hauptaufgaben, welche das Schicksal ihm entgegenbrachte, sämmtlich erfüllt. In seiner Jugend hat er die kampfesdurstige französische Ritterschaft zu glorreichen Siegen hinausgeführt und eine leuchtende Stellung an der Spitze Europas errungen, soweit das nur irgend möglich gewesen ist. Dann hat er sein Volk auf eine neue Stufe der Cultur emporgehoben, hat mit eigenen Mühen viel dazu beigetragen, daß die Künste Italiens, die Schriftwerke Roms und Athens in Frankreich bekannt wurden und Nacheiferung erregten. Und als ihm endlich jener mächtige, rastlos thätige und hochbegabte Fürst, Kaiser Karl, dem nicht zu unterliegen schon eine Ehre war, feindlich entgegentrat, da hat er den Bestand seines Reiches durch alle Gefahren hindurch gerettet und somit die Grundlage für die spätere Erhebung Frankreichs unversehrt bewahrt. Daher hängen die Franzosen auch heute noch an ihrem Franz I.

Bernhard Kugler.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Doppelregierung in Oesterreich. Aus Wien. Ein gewiegtes Urtheil hat in Heft 9 d. Bl. in drastischer Bezeichnung das Geheimniß der neuesten Krisis in Oesterreich enthüllt. Ihr Ursprung, ihr Wesen, ihre Gefahr liegen in den Mächten hinter den Coulissen, in den anonymen Mitgliedern der zweiten Regierung unseres Staates. Einer Doppelregierung staatsgefährliches Wesen blickt aus der Geschichte der pfäffischen Ferdinande, wird erkennbar aus den oft widerspruchsvollen Sprüngen des Regimes der nachjosephinischen Aera; ja selbst zu Zeiten Metternich's zeigen sich kreuzende Intriguenfäden, wie in der Cabinetskanzlei des Kaisers noch ein Geheimministerium bestand neben dem, welches öffentlich den Namen des Kanzlers trug. Im habsburgischen Familien-Charakter, der nur bei Maria-Theresia und Joseph nicht stets hervortrat, mag ein Erklärungsgrund für solche, jedem Staatsleben bedrohliche Institution liegen. Mißtrauen, Zweifel selbst in die ergebensten Männer hat sie erstarken, und, da der Staat namentlich zu Zeiten

einer Neuconstruction einer einheitlichen energischen Leitung bedarf, zu einem Hemmniß werden lassen manch tüchtig durchdachten Wirkens. Die de facto Mächtigen kämpfen mit geheimen Widerständen und sehen oft über Nacht überrascht ihr Wirken oder Theile desselben wie von boshafter Gnomenhand zerstört. Das ist die Doppelregierung. Und seit Oesterreich besteht, trieb sie ihr Wesen nie auffallender als unter dem Fürsten, der es gegenwärtig beherrscht. Auch das ist natürlich. Jung und unerfahren bestieg Franz Joseph den Thron seiner Väter. Die Möglichkeit, von seinen Räthen getäuscht zu werden, schien selbst seinen natürlichsten Freunden groß; eine Vorsichtsmaßregel mußte ergriffen werden. Dies geschah, indem die zweite Regierung sich als eine Art von Vormundschaft etablirte, die sie heute noch nicht aufgegeben. In der Cabinetskanzlei des Kaisers hatte sie ihre Organe, ja einen förmlich bureaukratischen Apparat. Die fünfziger Jahre kamen der Constituirung dieses anonymen Ministeriums vortrefflich zu Statten. Reglementsmäßig wurden die Statthalter als Vertreter des Kaisers erklärt. Ihre geheimen Berichte gingen an die Cabinetskanzlei, die hie und da auch ungenirt den Statthaltern bis in unsere Tage Aufträge ertheilt, die den Plänen und Wünschen der jeweiligen Minister zuwiderlaufen. Wie die Statthalter, erstatten die Polizeidirectoren, wie diese die Generalcommanden der Armee ihre Referate. Das geheime Cabinet hat ein Netz, das über Oesterreich reicht. Nicht genug hieran. In den verschiedensten Kreisen giebt es Referenten der Cabinetskanzlei, die über Stimmung, Parteientwickelung, Demonstrationen, Verlauf von Scandalen ꝛc. für den Kaiser Berichte machen. Je wichtiger der Gegenstand — je höher der Rang des Referenten. Für Böhmen ist ein Feldmarschalllieutenant bestellt. Die zweite Regierung ist übrigens nicht schaffender Art. Sie ist die Kritik der Minister, deren Macht sie anfangs häufig fördert, um sie später zum mindesten zu modificiren oder ganz zu Nichte zu machen. So hat sie, wie jetzt Hohenwart, einst Bach zum Portefeuille geholfen. Aber als Bach seine Centralisirungspläne verfolgte, trieb ihn die geheime Cabinetsgewalt plötzlich in's clericale Lager. Oesterreich erhielt einen in Weihwasser getränkten Staatsvertrag. Wie unter Bach wirkte der Einfluß jener kaiserlichen Umgebung unter Goluchowsky, unter Schmerling, Belcredi, unter Herbst-Giskra u. s. f. Denn wiewohl die Einflußreichen des zweiten Ministeriums Anderen Platz machen, wiewohl die Personen wechseln, sein Wirken besteht fort in gleicher Tendenz, gleicher Richtung. Kein Minister kann übrigens das Vorhandensein dieser Macht bezweifeln. Die Art der Theilnahme des Kaisers an den Geschäften verräth sie. Denn obgleich der Monarch nur wichtigen Ministersitzungen beiwohnt, er fordert alle Protokolle ab. Mit verschiedenartigen rothen und blauen Strichen kehren sie zurück. Die Anzeichnung aber ist in der Regel Ursache der kaiserlichen

Forderung um einen „schriftlichen" Vortrag des hierzu verpflichteten jeweiligen Fachministers. Wieder sieht diesen der Minister abermals mit Zeichen und vielfachen Anmerkungen, deren Inhalt der Kaiser ausforschend vertritt. In überraschender Weise zeigt er sich dann bis ins Detail als Kenner der Schattenseiten des ministeriellen Standpunktes. Er führt die Kritik seiner zweiten Regierung aus. Unter dem Bürgerministerium war dieselbe besonders scharf, und wer wie Giskra es liebte, seine Vorträge fremden Federn zu überantworten, hatte dann moralisch Spießruthen zu laufen. Daß übrigens der Kaiser sich so glücklich zum Interpreten jener Kritik eignet, ist begreiflich. Er hat Fleiß, rasche Auffassung und ein gutes Gedächtniß. Dabei paßt der Gemüthsstandpunkt des Monarchen ganz eigenthümlich zu dieser kühlen Thätigkeit seines Geheimrathes; wie diesem jede Person nur Sache ist, die der angeblichen Wohlfahrt Oesterreichs und der Dynastie dienen soll, so hat auch der Kaiser nach einem eigenen Ausspruche „keine eigentlichen Sympathien. Was in und für den Staat lebt" sind ihm „Schachfiguren am Brett". Aber nicht nur kritisch, auch mit Plänen und Rathschlägen wirkt die geheime Regierung. Der Kaiser, von Natur sehr liebenswürdig und durch seine Stellung sicher, daß jedes freundliche Wort doppelt freundlich klingt, octroyirt dieselben in der anmuthigsten Form seinen factischen Ministern. Wer erinnert sich nicht der Ausgleichsideen Giskra's, die den Geheimregierenden entstammten, für deren Mißlingen aber, und das nicht ohne Recht, der mit der Ausführung betraute Minister verantwortlich gemacht ward. So hören die wirklichen Minister, die als Vertreter eines Principes ins Conseil getreten, schnell auf, solche Vertretung zu führen. Naturgemäß steigt hierdurch die Unsicherheit des wirklichen Regimes, wie der Einfluß der lenkenden Geheimmacht; bald hält sie die Drähte in den Händen, an denen wie Marionetten die nominal Mächtigen erst gehen, dann zappeln, dann — fallen. Komisch genug, daß solcher Wechsel der Situation von den Regierenden selbst am allerwenigsten geahnt wird, ja je mächtiger der Einfluß der Regierung hinter den Coulissen, desto sicherer fühlen sich die jeweiligen Minister. Natürlich: die äußere Liebenswürdigkeit des Monarchen steigt, wenn die Organe unbewußt sich in Creaturen wandeln. Uebrigens soll es überhaupt auch im günstigsten Falle sehr schwer sein, die Gefühle des gegenwärtigen Kaisers aus seiner Haltung zu enträthseln. Nur sehr selten läßt er sich von Heftigkeit hinreißen — der bescheidene Brestl soll das einmal in einer Ministerrathssitzung sehr lebhaft empfunden haben — für gewöhnlich läßt Franz Joseph sein Antlitz nicht den Spiegel der Seele sein. Das ist anerzogen. Er vermeidet selbst im lebhaftesten Gespräche jedes Begegnen der Blicke — als er die letzte czechische Deputation des böhmischen Landtags empfing, wandte er kein Auge von dem Frackknopf Dr. Belsky's — in der Regel schweift sein

Auge in der Höhe, während sein Mund spricht. Aber auch dieser ist äußerst bedächtig, und seit der Thronbesteigung Franz Joseph's bis heute hat sein Volk kein Wort gehört, das zum geflügelten sich aufgeschwungen und den Charakter des Monarchen gekennzeichnet hätte.

Noch kommt jedoch eine sehr hervortretende Eigenthümlichkeit des Kaisers der verborgenen Regierung zu statten, der zwischen Ungeduld und Unentschlossenheit schwebende Hang, in die Verhältnisse einzugreifen. Was in diesem Punkte geleistet worden, zeigt nicht nur die Montursreformkarte unserer Armee. Nein. Auch Oesterreich hat seine Kleidung und die Art derselben überoft gewechselt und heute steht der Monarch mit seinem anonymen Conseil vor der Berathung, welche Schnüre die Livree erhalten dürfte, in der die Reaction in Oesterreich einherschreiten soll. Aber zum großen Theil ist der Plan der Herren hinter der spanischen Wand bereits enthüllt. Man will Zertheilung der Heeresmacht, Wahl eines neuen Stützpunktes, statt des bisherigen deutschen, nämlich des — slavischen. In dieser slavischen Richtung ist vorläufig Hohenwarth Verkörperer der Pläne und Wünsche der zweiten Regierung, derselben, die einst den Kaiser nach Frankfurt schickte. Wie entstand solcher Wechsel? Einfach durch die deutschen Siege. Vortrag auf Vortrag mußte der Kaiser hören, wie sein alterndes Reich bald zur Hälfte zum neuen Reiche geschlagen, Cisleithanien zum Kreise des deutschen Kaiserstaates herabsinken werde. Die zweite Regierung hat durch die Furcht hievor gesiegt. Ohne ihre Vorstellungen gäbe es kein Ministerium Hohenwarth, keine Herrlichkeit Jirecek's, keine von der Regierung protegirten Prügelscenen auf der Prager Aula und keine Verbote deutscher Siegesfeste. So war denn der Kaiser wieder schlecht berathen, als er seiner unglückseligen Nebenregierung die Hohenwarth's concedirend Oesterreich auf einen neuen Weg drängte. Es ist der achte entschiedene Principienwechsel seit 1861, der zwölfte seit dem Regierungsantritte des Monarchen überhaupt. Einmal haben wir den finanziellen Bankerott gemacht, ein Dutzendmal haben wir unsere politische Zahlung bald sistirt, bald suspendirt, bald gänzlich abzuleugnen versucht. Wohin — wohin müssen wir gerathen? —

Der Deutschenhaß in Zürich. Der Cantonsrath von Zürich hatte in außerordentlicher Sitzung die Excesse vom 9. März u. folg. berathen und eine Commission niedergesetzt, um ihre Ursache zu untersuchen und blos zu legen. Der Referent dieser Commission, ein hoch angesehenes Mitglied der Regierungspartei, Stadtpräsident Sulzer, hat constatirt, daß unter den am 9. März Arretirten nur Wenige, die man in die Categorie der verdächtigen Subjecte rechnen dürfe, dagegen manche unbescholtene Männer und ehrenwerthe Personen sich befinden, hat constatirt, daß als hauptsächliches Motiv

jener Vorgänge die „Regung des Deutschenhasses“ zu betrachten sei. Es ist nicht unwichtig wörtlich seine Begründung kennen zu lernen. „Es ist eine eigenthümliche Wahrnehmung unter uns“, (so sagte Herr Stadtpräsident Sulzer nach dem Referat der Neuen Züricher Zeitung) „daß, während wir desselben Stammes sind, dieselbe Sprache sprechen und von demselben Culturelemente getragen werden, doch ein so großer Theil des Volkes von tiefer Abneigung gegen die politische Stellung unsers Nachbarreiches erfüllt ist. Diese Thatsache ist unbestreitbar. Wir können die Presse hüben und drüben zu Rathe ziehen, überall liegen diese Manifestationen klar zu Tage, die Stimmung jenseits des Rheins ist nicht weniger freundlich gegen uns, als die unsrige gegen jene. Wenn wir diese Betrachtung auf die Vorgänge vom letzten Donnerstag anwenden, so ist die Erklärung nicht weit zu suchen. Es kann dies sogar dazu dienen, die Spannung etwas zu mildern. Wenn die Stellung der Deutschen noch dieselbe wie vor 10 Jahren gewesen, so wäre eine solche Spannung nicht eingetreten, seither aber sind die Forderungen und Ansichten der deutschen Nation ganz andere geworden. Sie war von der Ueberzeugung erfüllt, daß ihr nicht die Achtung gezollt würde, auf die sie Anspruch machen könnte. Dies hat sie nun in glänzendem Siegeslaufe erreicht. Was heißt aber das, eine Machtstellung ersten Ranges in Europa erringen? Das, jedem Andern, sobald es beliebt, Furcht einzuflößen. Wer diese Stellung einnimmt, muß sich nicht wundern, daß man ihm nicht mit Liebe entgegenkommt. Von der Furcht zum Haß ist aber nur ein kleiner Schritt. Wenn daher in unserer Bevölkerung Befürchtungen aufgetaucht sind, so ist dies nichts Unerklärliches. Es kommt zu diesem noch eine andere psychologische, nicht zur Unehre gereichende Regung, das Mitleid mit der zu Boden getretenen Nation. Es ist in einem großen Theile unserer Geschichte niedergelegt, daß das schweizerische Volk mit stärkeren Banden der Freundschaft mit jener Nation verbunden ist, die nicht unsere Sprache spricht und zu einem andern Stamme gehört.“

Die Thatsache des Deutschenhaßes ist allerdings unbestreitbar, es kann sie nur leugnen, wer nicht sehen und hören will. Eine verschwindend kleine Zahl ehrenwerther Schweizer denkt anders — und diese gehören sämmtlich dem gebildeten Stande an — aber diese Minderzahl ist dem Volk gegenüber machtlos und wird nur im äußersten Nothfall die Person für die politische Meinung compromittiren. Einzelne und zwar durch Stellung und Charakter hervorragende Mitglieder des Cantonsraths haben den von Herrn Sulzer legitimirten Deutschenhaß laut und öffentlich mißbilligt — aber diese Stimmen verhallen wirkungslos, und die Behörde selbst hat sich nicht zu ihnen bekannt.

Die Feinde der Deutschen in der deutschen Schweiz haben seitdem die

Befriedigung erlebt, unter den Rumänen an der unteren Donau Gesinnungsgenossen zu finden, welche genau mit derselben Bildung und derselben Methode das Festmahl der deutschen Colonie unter ihnen störten. Wir möchten nicht hochmüthig reden. Aber es ist doch ein gutes Zeichen, daß Alles, was in Europa verdorben, verfault, entartet ist, sich in demselben wüthenden, pöbelhaften Haß gegen unser Wesen begegnet. Und nur der Umstand, daß die Elenden in der Schweiz die Ehre haben, von deutschem Blut zu stammen und uns in deutscher Sprache zu fluchen, fügt zu der Verachtung, welche man bei uns diesen Feinden gönnt, ein Bedauern, dessen die Schweizer Francillons nicht werth sind.

Während wir aber den Zorn und die Forderung unserer Freunde in der Schweiz ganz in der Ordnung finden, möchten wir sie daran erinnern, daß sie jetzt in derselben Lage sind, als ob sie in Erfüllung einer ernsten Pflicht von Dorfkötern angebellt werden. Ihre ernste Pflicht ist, deutsche Wissenschaft und Gesinnung unter einem abgelösten und in gefährlicher Krisis lebenden Volk zu vertreten. Scheiden sie aus der Schweiz, so wird das deutsche Element schwächer, die dort bevorstehende Katastrophe hoffnungsloser.

Die Schweiz ist zu Deutschland seither in ähnlicher Lage gewesen wie die Niederlande. Ihr nationales Selbstgefühl beruht ganz auf dem Gegensatz zu einem schwachen, politisch kraftlosen Deutschland. Dadurch allein wurde ihre Geschichte, ihre zeitweise politische Bedeutung, ihre gegenwärtige commerciell günstige Lage möglich. Kein Wunder, daß die Schweizer in der dunkeln Empfindung, daß sie nur durch Deutschlands Schwäche zum selbständigen Volke geworden sind, jetzt in der großen Majorität ihren Stolz durch den deutschen Stolz tödtlich gefährdet sehen. Diese Stimmung wird nicht unverändert dauern. In wenig Jahren wird das Gedeihen und die Kraft des Großstaats unter unsern Gegnern eine Trennung herbeiführen. Der intelligente Theil wird darnach streben, seine Interessen mit der neuen Macht zu versöhnen, und wird ihrem Zuge folgen. Die zuchtlosen Elemente werden sich feindseliger und wilder geberden und die Besonnenen zum rettenden Anschluß an Deutschland treiben. Denn das wollen wir vor Allem uns klar machen. Dieser große Krieg ist am letzten Grunde ein Kampf staatlicher Zucht gegen sociale Desorganisation gewesen, und er hat das Resultat gehabt, diesen Gegensatz völliger heraus zu treiben.

Das schweizer politische System, dem nicht die Züricher allein verfallen sind, ist ein Socialismus in der Gesetzgebung, welcher sich den Socialismus in Eigenthumsfragen nicht mehr lange vom Halse halten wird. Wie bei uns die Genossen der internationalen Liga nicht deutsch, sondern französisch empfinden, so wird auch in der Schweiz die Masse der Arbeiterbevölkerung wie die Radicalen im höchsten Interesse ihres Systems französisch bleiben.

Der Kampf wird ein langdauernder, erbitterter innerer Kampf der Schweiz werden. Es ist uns nicht zweifelhaft daß derselbe in einzelnen Stadien alle besonnenen und politischen Männer auf unsere Seite drängen, und daß er zuletzt nach vielen widerwärtigen Erscheinungen und harter Noth, mit einem Sieg des deutschen Elementes enden wird. Und Viele von denen, welche sich jetzt im Geheimen der Steine freuen, durch welche ein deutsches Fest verdorben wurde, werden sich in kurzer Zeit kleinlaut, angsterfüllt in Sorge um Gut und Existenz an Deutschland als rettende Macht zu klammern suchen.

Es braucht keiner großen Voraussicht, um zu erkennen, daß den französischen Sympathien in der Schweiz auch französische Zustände folgen werden. In der That waren diese Sympathien nur möglich, weil die sociale Verderbniß Frankreichs auch in der Schweiz schon übermächtig geworden ist.

Das Reichstagshaus. Aus Baden. Die Unfertigkeit der deutschen Zustände, die sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens fühlbar machte, trat unter der staatlichen Gestaltung der letzten Jahre schon in einem äußerlichen Umstand unliebsam hervor. Es gab eine Vertretung des deutschen Volks, ihrer thatkräftigen, verständnißvollen Mitwirkung verdankten die ersprießlichsten Schöpfungen ihre Entstehung, aber dieser Vertretung einer mächtigen Nation, einer Körperschaft, die sich allen ähnlichen Versammlungen an die Seite stellen durfte, fehlte bisher ein eigenes Haus, in dem sie schaltete und waltete, in dem sie Herrscherin war. Die preußischen Abgeordneten und Herren mußten ihre Räume zur Verfügung stellen, wenn die Vertreter der Nation in voller oder beschränkterer Zahl tagten; das leichte Werk des Baumeisters und Tapezierers schuf aus dem, was heute Abgeordnetenhaus, morgen Zollparlament, oder aus dem, was gestern Herrenhaus, heute Reichstag. Die Beweglichkeit der Verhältnisse, die Uebergangsnatur der Zustände kam selbst in dieser Wohnungsfrage zur Erscheinung, die inmitten ernsterer Sorgen und wichtigerer Geschäfte nicht dringlich empfunden, sondern den Lieblingswünschen für die Zukunft zugezählt ward.

Das neue Reich hat dieser Wohnungsfrage des deutschen Volkes ein neues Gesicht gegeben. Heute bestehen keine Zweifel, wie groß das Haus des deutschen Volkes sein muß, kaum Zweifel, daß der Zeitpunkt für den Beginn des Hausbaues gekommen. Auf was sollte denn gewartet werden, welcher Augenblick wäre würdiger, einen solchen immer bedeutsamen Entschluß zu fassen als der, wo die deutsche Vertreterschaft sich zum ersten Mal vereinigt zur Vollziehung von Acten, die für das künftige Leben der Nation von unvergänglichstem Werthe sein werden? Liebt es der Einzelne, wichtige Wendepunkte seines Lebens auf diese oder jene Weise äußerlich zu verherrlichen, wie sollte ein Volk nicht das Gleiche thun!

Die schwierigste Frage beim Bau des Reichstagshauses ist die Platzfrage, sie sollte ohne Voreingenommenheit, ohne Nebenrücksichten, ohne jeden andern Gedanken als den für ein so bedeutendes Gebäude auch die bedeutendste Stelle in der bedeutendsten Umgebung zu wählen, erfaßt werden. Sind die beiden Plätze, die in neuerer Zeit vorzugsweise genannt wurden, von diesem Gesichtspunkt aus wählenswerth? Das Grundstück neben dem Herrenhaus, wie der Garten des Reichskanzleramts an der Königsgrätzer Straße, besitzen schwerlich die nöthigen Eigenschaften. Die Leipziger Straße ist für einen solchen Bau nicht der Ort. Dem stattlichsten Bauwerk würde es hier ähnlich ergehen, wie dem prunkreichen Tempel der Oranienburger Straße, bei dessen Anblick das Gefühl nicht abzuweisen, daß er sich in die Gegend verirrt habe. In der Nähe des Brandenburger Thores aber, wer würde den Palast dort suchen, wo der Wanderer, der dem Straßenlabyrinthe der deutschen Hauptstadt entronnen — auf Natur hofft? Als Plätze für öffentliche Gebäude mögen beide Stellen viele und große Vorzüge aufweisen, als Plätze für dies Gebäude geht ihnen das charakteristische Merkmal ab. Das Haus des deutschen Volks muß dem Besucher Berlins von selbst in die Augen fallen; er darf es nicht übersehen können, nicht erst zu fragen brauchen, wo denn das Gebäude stehe, in dessen Mauern sich die Geschichte unseres Volks abspielen soll. Dies ist indeß allein zu erreichen, wenn das Reichstagshaus in die Nähe der Baudenkmäler eingefügt wird, die den Mittel- und Glanzpunkt der neuen Kaiserstadt bilden.

Der Standort des jetzigen Academiegebäudes, von dem früher die Rede war, erscheint als der gegebene Bauplatz. An der großartigsten Straßenflucht, im Angesicht des Kaiserhauses und des Denkmals des größten Vorfahren des Kaisergeschlechts, wo der Blick die Paläste und Denkmäler entlang zu Schlüter's Schloßbau schweift, das der Rathhausthurm überragt, wo das Gewirr des Handels- und Gewerbetreibens fern, und doch das Leben der Großstadt vollkräftig pulsirt, dort ist der Platz für das Reichstagshaus. Mit der Massenhaftigkeit und Großartigkeit des Capitols von Washington wird es an keiner Stelle zu wetteifern vermögen; die neue Kaiserstadt mit ihren zahlreichen Prachtbauten mag ein Bauwerk missen, das der neugegründeten Hauptstadt des neugegründeten Freistaats jenseits des Oceans Schmuck und Zier verleihen sollte.

Auch mit der Stattlichkeit und Augenfälligkeit des trefflichen Bundesrathhauses zu Bern wird das Haus des deutschen Volks nicht leicht den Vergleich bestehen: wie ließe sich der unvergleichliche Hintergrund der Schneeberge ersetzen? Wohl aber wird es an jener Stelle der Reihe von Baudenkmälern sich würdig anschließen können, die den Stolz und Ruhm Berlins bildet und die glänzendsten Züge der preußisch-deutschen Geschichte in beredter Weise ver-

kündet. Und wenn die bedeutendsten Künstler ihrer Zeit zur Aufrichtung jener Baudenkmäler berufen waren, drängt sich unwillkürlich der Wunsch auf, den ersten deutschen Kunstbaumeister der Gegenwart zur Lösung der Aufgabe berufen zu sehen, die zu den schwierigsten, wie zu den dankbarsten der Baukunst gehört. Möchte sich Semper's Genie nicht mit voller Hingabe einem Auftrage widmen wollen, bei welchem dem Künstler nur die Grenzen gezogen sein würden, welche die Forderungen der Schönheit und der Zweckmäßigkeit ziehen?

Dem modernen Staatsmann ist es nicht wie im Alterthum vergönnt, seinen Namen mit Kunstwerken zu verknüpfen, die den Wechsel der Zeiten überdauern und noch späten Geschlechtern die einstige Größe zur Anschauung bringen. Kein Baudenkmal hat das Andenken an einen der größten deutschen Staatsmänner, den Freiherrn von Stein, bewahrt. Dem ersten deutschen Kanzler fällt auch hier ein glücklicheres Loos, um so glücklicher, als er, der über die Rechte der Volksvertretung oft eigene Auffassungen hegte, so in glänzendster Weise zu bekunden vermag, daß er über ihre Würde die allgemeine Anschauung theilt.

Bemerkung der Redaction. Gleichzeitig geht uns von Berliner Seite ein Druckblatt zu, welches „ein Haus für das deutsche Parlament als Siegesdenkmal" zu errichten vorschlägt. Wenn die herrlichste Frucht unserer jüngsten Siege die Begründung der nationalen Einheit ist, so wird der Aufbau eines würdigen eigenen Hauses für den lebendigen Ausdruck dieser Einheit, den deutschen Reichstag, in der That zugleich das beste Monument für Krieg und Sieg abgeben. Der reale Nutzen, dem unser Zeitalter mit vollem Rechte von Herzen zugethan ist, verbände sich darin mit dem idealen Zwecke, ein ästhetisch vollendetes Kunstwerk als dauerndes Zeugniß für eine große Epoche hinzustellen. Eben diese practische Seite der Sache, das unleugbar vorhandene Bedürfniß wird den Plan zu einem Parlamentsgebäude vor dem Schicksale des Berliner Dombauplanes bewahren, der, alsbald nach den Freiheitskriegen gefaßt, noch heute seiner Ausführung harrt. Bei solchen Vorsätzen ist die Hauptsache der Entschluß selber, dessen Ernst sich in der unmittelbaren Bestimmung des Zeitpunktes für den Beginn, in der Bewilligung des Kostenaufwandes in großartigem Maßstabe und in der Wahl eines einzelnen tüchtigen Meisters zum Entwurfe wie zur Leitung des ganzen Unternehmens kundgiebt. Alle drei Punkte würden diesmal am besten durch den Reichstag selbst zu erledigen sein, wir Andern haben nur allseitig und entschieden unsern zustimmenden Wunsch auszudrücken. Von einer Beschäftigung „aller Bildhauer und Maler hohen Ranges", von historischen Wandgemälden und Standbildern schon jetzt zu reden, wie das oben erwähnte Flugblatt thut, erscheint uns

noch als verfrüht und, ebenso wie die Frage nach dem zweckmäßigsten Bauplatze, leicht geeignet, durch Erregung langathmiger Geschmacksstreitigkeiten, zu denen wir Deutsche ohnedies hinneigen, die Entwickelung des ganzen Gedankens im Keime zu hemmen.

Unsere Aufgabe in Frankreich. Wir haben mit den Franzosen Friede geschlossen, sobald uns die ersten Anfänge einer Regierung greifbar wurden, welche die Absicht zeigte, die nationalen Interessen Frankreichs wahrzunehmen. Wir haben nicht verhindern können, daß diese Regierung sofort einer Schwäche verfiel, welche ihre Existenz und unseren Frieden in Frage stellt. Bereits ist die Heimsendung unserer Truppen, die Rücksendung der Gefangenen sistirt, in Paris und Versailles wächst täglich die Zahl der Franzosen, welche von einem Einschreiten unserer Truppenmacht Rettung für Frankreich aus Anarchie und Bürgerkrieg, aus einem gräulichen Chaos erwarten. Wir haben durchaus keine Veranlassung, für sie die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Wohl aber ist nöthig, daß wir über die Sachlage in Frankreich im eigenen Interesse uns keine Illusionen machen.

Die furchtbare Verlegenheit der Regierung Thiers' ist einmal die Ernährung des Pariser Mob durch Frankreich, dann die Bildung eines zuverlässigen Heeres. Mit diesen Schwierigkeiten müssen die Franzosen allein fertig werden, wir können sie nicht einmal unterstützen. Das Einrücken unserer Truppen in Paris würde die Lösung beider Probleme nur hinausschieben, nicht erledigen. Die Ernährung des Mob und der Moblots durch den Staatssäckel ist fernerhin in Wahrheit unmöglich. Daß Thiers vorläufig, um den Frieden mit Paris herzustellen, die Soldzahlung an die Nationalgarde versprochen hat, war eine ganz falsche und verderbliche Maßregel. Das heißt den Aufstand des Gesindels durch ganz Frankreich privilegiren. Außerdem vermag die französische Regierung gar nicht, ihr Versprechen zu halten. Ja, sie vermag nicht 8 Tage lang das Geld zu zahlen. Die täglichen Zahlungen an die Nationalgarde von Paris betragen mehr als 800,000 Franken — über andere Städte fehlen die Angaben —, die von der französischen Regierung an die deutsche Armee täglich zu zahlende Verpflegungssumme beträgt 1,300,000 Fr. Wie soll die Regierung täglich mehr als 2 Millionen baar schaffen, während der Credit und die Einnahmen immer mehr in's Stocken gerathen, und die Auflösung der eigenen Armee und die Bildung einer neuen ganz ungeheure Summen nöthig macht? Die Regierung ist deshalb auch ihren Verpflichtungen gegen die deutschen Besatzungstruppen nur in sehr geringem Maße nachgekommen, sie hat weder die Verpflegungsgelder noch die fällige Rate der Kriegsentschädigung zu zahlen vermocht. Sie ist eben außer Stande, den Friedensvertrag zu erfüllen, und derselbe ist nach

dieser Richtung bereits illusorisch geworden, so sehr, daß schon die mangelhafte Verpflegung unserer Truppen voraussichtlich auch uns zu energischen Schritten in dem besetzten Terrain zwingen wird.

Soll der Friede bewahrt und die Kriegsentschädigung an uns gezahlt werden, so wäre Voraussetzung, daß die Zahlung an die Nationalgarden aufhört und der Aufstand in Paris niedergeschlagen wird. Aber jeder versäumte Tag steigert die Unternehmungslust des Pöbels in anderen großen Städten: und deshalb macht auch jeder versäumte Tag eine größere Truppenzahl nöthig, um die Ordnung wieder herzustellen. — Doch wie und woraus dieses Heer schaffen, ein Heer, welches der Regierung Thiers unter allen Umständen gehorcht? Die vorhandenen Elemente liefern der Regierung ein solches Heer nicht. Frankreichs Heer und Frankreichs Macht gingen an der gräulichen Zuchtlosigkeit zu Grunde, welcher das ganze Volk verfallen ist, an dem Mangel an Disciplin und Achtung vor dem Gesetz, an der Willkür und der ungebändigten Selbstsucht der Einzelnen. Das Alles ist seit Napoleon unvergleichlich ärger geworden. Jedes neue Regiment, welches die Regierung bilden läßt, setzt sie in neue Gefahr, durch sein Fraternisiren mit den Aufständischen die Macht der Emeute zu verstärken. Mit einer anderen Gefahr bedrohen die 300,000 Mann, welche noch in deutscher Kriegsgefangenschaft sind. Zwar hat ihnen ihre Haftzeit größere Disciplin gegeben, als sie im französischen Heere hatten, aber wie will man die brauchbaren Elemente von den verdorbenen ausscheiden? Zumal unter den Officieren hat Jeder, der Talent zum Befehlshaber und einige Autorität bei den Soldaten besitzt, auch das Streben, seine eigene Politik zu verfolgen. Die große Mehrzahl hat durchaus nicht den guten Willen, eine Regentschaft Thiers-Favre zu unterstützen. In jedem Fall ist die Autorität dieser Regierung bei den gefangenen Truppen gering. Der feste, organisirende Officier aber bedarf zu eigener Autorität vor Allem die Autorität einer festen Regierung, nur eine solche kann ein disciplinirtes Heer schaffen. Deshalb darf man dreist behaupten, die gegenwärtige Regierung Frankreichs ist völlig außer Stande, auch nur *ein* treues Armeecorps zu organisiren.

Auch die Prätendenten Frankreichs, die Orleans, Bourbons haben gar keine Aussicht treue Generäle und treue Soldaten zu gewinnen. Die größte hat immer noch Napoleon. Kein Zweifel, daß die Mehrzahl der Oberofficiere, wenigstens eine nicht unbedeutende Minderzahl der gefangenen Soldaten mehr oder weniger bonapartistisch gesinnt ist. Und wäre der Kaiser selbst noch der Mann, der er vor dem mexicanischen Feldzuge war, so ist uns kein Zweifel, daß er in wenigen Monaten wieder Herr des Heeres und Herr von Frankreich sein würde, zum Theil durch seine Anhänger, noch mehr weil Frankreich an ihn gewöhnt ist. Aber der Kaiser ist sehr gealtert, und es läßt sich

kaum erwarten, daß seine Kraft für eine neue Occupation ausreichen wird. Er hat durch 22 Jahre die Auflösung und Zersetzung Frankreichs wohl oder übel aufgehalten, seit seiner Entfernung setzen die ruchlosen Schulbuben der Revolution gerade so das Spiel fort, wie ihre Lehrmeister im Jahr 1848.

Wohin wir in Frankreich sehen, droht das Chaos. Und dieses Chaos heißt: Herrschaft der Massen, Krieg gegen das Eigenthum, Socialismus in der rohsten und wildesten Gestalt. Es ist keine Hoffnung, daß Herr Thiers oder eine andere Regierung diesen Verfall aufhalten wird. Nur eine Macht gibt es, welche zur Zeit stark genug ist, Frankreich vor dem äußersten Elend zu bewahren, und diese schützende und rettende Macht ist unser Heer. Und deshalb haben wir zu fragen, was ist vor solchem Elend unsere Aufgabe?

Bei Allem, was Fürst Bismarck in den Friedenspräliminarien und seitdem durchgesetzt, scheint er von der Ansicht auszugehen, daß eine Occupation des französischen Landes, vorläufig bis Paris, dann auf Jahre hinaus in militärisch haltbaren Positionen bis zu völliger Abzahlung der 5 Milliarden nothwendig sei, zunächst um uns die Zahlung zu sichern, dann aber wohl auch, um ein gesetzliches Regiment in Frankreich möglich zu machen, um die socialistischen Elemente niederzuhalten, ja um das ganze romanische Europa vor einer neuen Revolution zu bewahren, deren Tragweite und Culturschaden unabsehbar sein würde.

Daß Frankreich und die von seinen Einflüssen abhängigen Nachbarländer in Wahrheit einer socialen Zersetzung unterliegen, welche zeitweise die wildesten revolutionären Acte verursachen wird und daß diese Zersetzung durch den Krieg mit Deutschland sehr beschleunigt wurde, wird jetzt unter uns selten geleugnet werden.

Eine andere Frage ist, ob die Gegenwart unseres Heeres in Frankreich von wirklichem Nutzen ist, um uns die 5 Milliarden zu sichern, den Franzosen und dem westlichen Europa bessere Zustände möglich zu machen. Es ist wahr, unser Heer ist der beste moralische Verbündete der Regierung Thiers', aber wohlgemerkt nur so lange, als diese Regierung noch sonst, unabhängig von uns überhaupt einer Machtentwicklung fähig ist; es ist ferner wahr, daß unser Heer durch seine kostspielige Anwesenheit der beste Executor für unsere Kriegsforderungen ist; aber, wohlgemerkt, wieder nur so lange, als die französische Regierung überhaupt in der Möglichkeit lebt, Geld zu schaffen. Beide Annahmen aber sind bereits jetzt, bei Eröffnung der Friedensverhandlungen zu Brüssel, hinfällig geworden. Die Regierung Thiers vermag weder ihre Autorität zu behaupten, noch uns das Geld zu schaffen. Sie ist dem Untergange verfallen, selbst wenn sie durch einen demüthigenden Vertrag mit der Pariser Insurrection noch einige Zeit Scheinexistenz bewahren sollte. Dann

bleibt ja aber noch der Einmarsch unseres Heeres in Paris selbst! — Möge ein gnadenvolles Geschick diese verderblichste aller Maßregeln von uns fern halten. Jeder Tropfen deutsches Blut, der jetzt noch vergossen wird, ist ein Unrecht. Die Besetzung von Paris zwänge uns gerade das zu thun, was wir während des ganzen Krieges zu vermeiden suchten: nämlich die Verwaltung Frankreichs auf uns zu nehmen, das furchtbare Geschick dieses unglücklichen Landes auf unsere Schultern zu laden. Wir verlieren dann sicher die Milliarden, und wir mengen unsere Leute und Interessen in die gräßlichsten Processe sittlicher und politischer Verwahrlosung.

Für uns giebt es nach den Ereignissen der letzten Wochen keinen bessern Schutz unserer Interessen als den: von den Franzosen jetzt zu nehmen, was wir erhalten können, unsere Truppen so schnell als möglich zur Heimath, in unsere Zucht und friedliche Arbeit zurückzuführen, die neue Grenze mit gepanzerter Hand zu bewachen, aus dem neu erworbenen Besitz die französischen Agitatoren erbarmungslos hinaus zu werfen, sofort die Verwaltung sicher zu organisiren, die Gefangenen bis zu einem zweckdienlichen Momente zu bewahren, im Uebrigen Frankreich und das übrige romanische Europa seinem traurigen Geschick zu überlassen.

Der Kampf der Unzucht dort gegen die sittliche und gesetzliche Ordnung kann durch uns vielleicht verzögert, nicht jetzt auf fremdem Boden ausgekämpft werden. Wir selbst aber waren nie so einig, so gut gerüstet, so voll von Widerstandskraft und warmem Glauben an unser Volksthum als jetzt. Keine Zeit ist für uns so günstig als die Gegenwart, um die große Krisis im Leben der europäischen Völker ohne Einbuße zu beobachten, schließlich mit einem Siege unseres Gottes beenden zu helfen.

Keine Zahl von Milliarden und keine fruchtlose Vorsorge für die Culturprocesse Frankreichs sollte unsere Truppen noch einen Tag länger in Frankreich zurückhalten. Je länger wir zögern, um so weniger werden wir an Geld erhalten, und jede Stunde weitern Garnisondienstes in dem unseligen Lande bedroht uns mit Demüthigungen und ernsten Gefahren, unsere Truppen aber mit allem Unheil einer verfaulten Civilisation. ♀

Die Anfänge des Reichstags. Wer etwa der gegenwärtigen ersten Session des deutschen Reichstags mit der Erwartung großartiger parlamentarischer Leistungen und Kämpfe entgegengesehen hat, dürfte sich zunächst sehr enttäuscht fühlen. Schon die Thronrede hatte bei Weitem nicht den gleichen Schwung, wie die vom 24. Februar 1867, die den constituirenden norddeutschen Reichstag eröffnete; in würdiger Einfachheit wies sie auf die nächsten praktischen Aufgaben der Versammlung hin. Der Wortlaut der Erwiderungsadresse, wie sie jetzt im Entwurfe vorliegt, nimmt allerdings einen etwas höheren Flug und klingt stellenweis selbst an jene frühere Rede an; aber

auch in ihr waltet ein zur Thätigkeit bereiter Ernst vor, wie er dieser Stätte zukommt. Verhältnisse und Stimmungen von 1867 und heut stehen zu einander ungefähr wie Verlobung und Hochzeit; dort handelte es sich um den innerlich entscheidenden Schritt, die endliche Vollziehung der damals halb geschlossenen, halb nur beschlossenen Verbindung hat nun sofort eine überwiegend verständige Betrachtung der neuen Lage, eine gewisse Ernüchterung zur Folge, wie sie gesicherte Umstände hervorzurufen pflegen. Die grundlegenden, eigentlich schöpferischen Thaten für die nationale Einheit gehören, wie sehr sich auch manches süddeutsche Selbstgefühl dagegen sträuben mag, jenen früheren Jahren an; die Versailler Verträge sind nicht der Art, daß sie als eine Neuschöpfung bezeichnet werden dürften. An ihnen aber vorerst nicht zu rütteln, wird von allen einsichtigen Parteien des Reichstags so gut wie der Nation als selbstverständliches Gebot betrachtet. Die Verhandlung über die neu redigirte Reichsverfassung wird daher ohne eigentliche Debatte zu Ende gehen. Selbst die Ankündigung künftiger Verbesserungsanträge „im Sinne der Freiheit“ von Seiten der Fortschrittspartei verrieth mehr guten Willen den Forderungen der Wähler und des eigenen Gewissens gegenüber, als Zuversicht auf irgend welchen praktischen Erfolg. Da nun wichtigere Gesetzesvorlagen bisher nicht gemacht wurden, ja einige durch die böse Wendung der französischen Dinge vielleicht noch weiter hinausgeschoben werden müssen — denn wer wird über die Verwendung der 5 Milliarden berathen wollen, so lange ihr leibhaftes Erscheinen in Deutschland so ungemein zweifelhaft ist? — so müssen sich unsere Abgeordneten in Ermangelung eines besseren vorläufig mit sich selbst beschäftigen und in der That nimmt die Mischung und Entmischung der Parteien, das Hin- und herwandern angezogener und abgestoßener Persönlichkeitsatome das Interesse vornehmlich in Anspruch. Die großen, sehr einfachen Parteigegensätze stehen ja fest und haben sich bei der Wahl des zweiten Vicepräsidenten theilweise schon enthüllt. Waiblinger und Welfen, Reichsfreunde, d. h. Freunde einer Reichsentwicklung, und geheime Gegner derselben aus kirchlichen, landschaftlichen oder körperschaftlichen Gründen — das sind die Hauptrichtungen, die durch alles andere kleine Kreuzundquer hindurchgehen. Das sieht nun freilich nach großen und erbitterten Principienkämpfen aus, allein in Wirklichkeit ist die einzige Gelegenheit, bei der es dazu kommen könnte, die Frage nach der Organisation von Elsaßlothringen, und auch diese wird, da ja im Bundesrathe dieselben Richtungen sich begegnen, dem Reichstage schon in einer Form gestellt worden, welche beiden Seiten eine wesentlich bejahende Antwort möglich macht. Und so wird es auch in anderen Fällen gehen: Compromisse dort werden Compromisse hier hervorrufen. Die Gesetzgebung des Reichs wird zuletzt wie die des norddeutschen Bundes aus Compromissen in zweiter Potenz bestehen.

Was nun aber ferner das Aufeinanderplatzen der Hauptgegensätze im Reichstage verhindern muß, ist der Umstand, daß man, wie gesagt, auf beiden Seiten zunächst nicht an die mühsam geschaffene Verfassungsgrundlage zu rühren gedenkt. Die Nationalen im weitesten Sinne begreifen die leidige Nothwendigkeit, zuerst darauf stehen zu bleiben, die Gegner, im Herzen leidlich zufrieden mit der gegenwärtigen Gestaltung, können doch nicht daran denken, sie in noch „föderativerem“ Sinne wieder rückwärts umzubilden. Bei

dieser Lage der Dinge scheint uns die Gründung einer neuen Centrumsfraktion aus Individuen von ziemlich gemischter politischer Vergangenheit auf dem einfachen Fundamente der „Erhaltung der gegenwärtigen Verfassungsverhältnisse" etwas sehr Ueberflüssiges. Wenn eine solche Neubildung irgend eine Entwicklung haben sollte, so kann diese zuletzt nur nach ihrer negativen Richtung, der verborgenen partikularistischen sich äußern. Wir müssen überhaupt gestehen, daß wir von der Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung diesmal keineswegs so überzeugt sind, als im Jahre 1866. Damals ging man einer ganz frischen Ordnung der Dinge entgegen, eine plötzliche Umkehr der Regierungspolitik, ja aller nationalen Verhältnisse nöthigte dazu, die verbrauchten Parteiformen, welche die Zwangslage der preußischen Conflictszeit geschaffen, entschlossen zu zerbrechen. Heut aber erfährt für uns Norddeutsche wenigstens die Situation gar keine wesentliche Veränderung; die Süddeutschen aber thun am besten, sich den vorhandenen großen Gruppen des Nordens einfach einzureihen, wie ihre Staaten dem Bunde eingereiht worden sind. Daß dabei eine so verschiedenartig zusammengesetzte Gesellschaft wie die baierische Fortschrittspartei auseinanderfällt, ist nur ein Glück zu nennen. Wir hätten nichts dawider, wenn die beiden Parteien, auf denen das zukünftige Wohl der nationalen Sache vorzugsweise beruht, die nationalliberale und die freiconservative sich vereinigten, wir glauben aber nicht an einen dauernden Zusammenschluß. Ueber große politische Zielpunkte würde man sich wohl einigen, aber danach richten unsere deutschen Politiker nun einmal ihr Parteileben nicht allein. Thatsächlich bestimmen persönliche Verbindungen und persönliche Gegensätze nicht minder stark die Gruppirung der Einzelnen. So können unsere Parteien über eine gewisse Kopfzahl nicht hinaussteigen, ohne ihre parlamentarische Verwendbarkeit einzubüßen. Auf eben diesen persönlichen Bedürfnissen beruht auch zum großen Theil das Fraktionsleben, das wir übrigens in seiner heutigen Gestalt, wo es einer seminaristischen Zurichtung zum Examen nicht unähnlich sieht, zu vertheidigen die letzten wären. Alles in allem genommen glauben wir, ehe nicht neue und bedeutungsvolle Fragen an den Reichstag herantreten, an keine fruchtbare Umwandlung der Parteikörper. Es wird genügen, wenn Nationale und Freiconservative nebst den beweglicheren Elementen von rechts und links in jedem Einzelfalle zusammentreten. Die erste und überaus günstige Gelegenheit dazu dürften die Versuche der Clericalen, von denen die Rede geht, abgeben, das Nichtinterventionsprincip, das im Adreßentwurf mit trefflicher Energie ausgesprochen ist, um Roms willen zu verleugnen. — a/D.

Nachwort über Gervinus.

Wer ließe nicht gern die Todten ihre Todten begraben und wendete sich schweigend ab von dem Schatten eines Mannes, der einsam zürnend hinabfährt zu den Geistern, die er so vergeblich angerufen wider die Mächte des ihm fremd gewordenen Lebens? Aber wenn der Tod die kleinen Zwistigkeiten der Einzelmenschen beschwichtigend löst und die Anklage vor der Wehklage verstummt, so steht es anders um den Wettkampf der Gedanken in Wissenschaft und Staat, auch vor den Gräbern hält er nicht inne, er ruft daraus hervor zu seinem Dienste, was die Abgeschiedenen erkannt und was sie geirrt,

ihnen selber freilich gönnt er Ruhe. Gervinus, stolz und unerschrocken wie er im Urtheil war, würde uns zuerst vor Allen feiger Schwäche zeihen, wollten wir sein Andenken weichmüthig und unaufrichtig in schönfärbende Worte kleiden. — Gervinus ist in jenem stillen Zeitalter herangewachsen, dem wir so viele große Gelehrte verdanken, vornehmlich solche, die von der Gegenwart abgestoßen oder doch nicht angelockt, der ernsten Erforschung des Vergangenen im Rechts-, Staats- und Geistesleben der Völker ausschließlich ihre Kraft gewidmet haben. Auch seine Neigung wandte sich den historischen Studien zu, aber das eindringliche Vorbild seines Lehrmeisters Schlosser und das starke Maß subjectiver Selbständigkeit in seiner eigenen Natur wiesen ihn alsbald darauf hin, den wahren Werth der Geschichtsschreibung in ihren lebendigen Beziehungen zur Gegenwart zu erblicken. Man kann sagen, daß ihm Schlosser's Gestalt immerdar vor der Seele gestanden; wie er ihn schildert als „einen Censor der Zeit und der Menschen und zugleich in geistiger Beschaulichkeit einen Anachoreten", so ist er selber gewesen bis an's Ende, oder besser, so hat er sein wollen, denn was bei Schlosser naiv war, ist bei Gervinus Reflexion. Zum practischen Politiker war auch er nicht geschaffen, aber seine reifenden Jahre fielen in die wunderliche Zeit, da unsere Nation vom Erkennen zum Handeln überging und eben deshalb die Muthigsten gerade unter den Erkenntnißreichen plötzlich zu Handlungen berufen wurden, denen sie doch nur wenig gewachsen waren. Die Jahre 1837 bis 1849, von der Göttinger Protestation bis zum Untergange des Frankfurter Parlaments, bilden dies Zeitalter der Professorenpolitik, des Doctrinarismus in seiner Blüthe. Ehre dem Namen der Männer, die standhaft mitten im Kreuzfeuer despotischer und anarchischer Feinde die Brücke vom Jenseits in's Diesseits, von der Theorie zur Praxis für unser Volk geschlagen, aber kein Wunder, daß man ihrer hernach zu den Kämpfen hüben nicht fürder bedurfte; wohl denen, welche, die Uebergangsnatur ihrer öffentlichen Thätigkeit begreifend, bescheiden und zufrieden zu ihrer idealen Arbeit zurückkehrten. Gervinus wandte sich früher ab, als die Genossen, schon im Sommer 1848 gab er die Frankfurter Versammlung auf, nie aber hat er die Gedanken aufgegeben, für die er damals gestritten; von Allen, die an ihre Lehrsätze glaubten, ist er der gläubigste gewesen, nie hat er die Axt an die eigenen Meinungen zu legen gewagt. Eine merkwürdige Mischung von Klarheit und Verblendung in diesem Geiste! Ihm bangte nicht, wie Goethe, vor den Umwälzungen, die uns Deutschen ein großes Staatsleben bringen sollten, sie dünkten ihm ein wohlthätiges Gewitter — als es heraufzog im Jahre 1866, hat er dem Gewitter geflucht. Er rief für uns einen Mann herab zur politischen Reformation des Vaterlandes, einen „Münzer von lutherischem Gepräge" — als der Münzer erschien, hat er ihn verkannt und geschmäht. Er sah die Zeit nahen, wo Deutschland in unserem Welttheile die bisherige Bedeutung Frankreichs überkommen werde — als die Zeit erfüllt war, hat er in seinem Groll die Todten dagegen anreiten lassen. Er war ein blinder Seher, der die Wahrheit seiner Weissagungen nicht schauen konnte, die historischen Gestaltungen, die er nun leibhaftig mit Händen griff, fühlten sich doch anders an, als sie vor seinem inneren Auge standen; er erkannte nicht an, was er nicht als sein erkannte. Niemand hat beredsamer und entschiedener als er uns aufgefordert, unser eitles Dichten fahren zu lassen und der Wirklichkeit zu leben,

er aber ist inmitten der gewaltigen Wirklichkeit in seinem Dichten befangen geblieben. Denn was ist es anders, als ein dichterisches Geschäft, wenn man sich vermißt, die Ideen, die man aus der Geschichte herausgesponnen, mit vorschauender Berechnung zum Gewebe der Zukunft wieder zusammen zu fügen? Gervinus, so tief und bedeutsam, so gehaltvoll und gewichtig seine historischen Werke sind, ist doch kein Historiker gewesen. In ihm ist noch der systematische Trieb unserer poetisch-philosophischen Epoche lebendig, so umfassend seine Induktion ist — über Erdtheile und Weltalter schweift sein Blick — doch verfährt er im Ganzen wie im Einzelnen deduktiv. Wo käme man in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts zum Genusse wahrhaft erzählender Darstellung? Es sind lauter Urtheile und Schlüsse; Grundsätze und Definitionen hat er in der berühmten Einleitung vorausgeschickt. Es ist, als ob man Spinoza läse, eine „Geschichte nach geometrischer Methode bewiesen." Wie schade, daß durch dies drübergespannte schematische Gitternetz historisch-politischer Theorie der volle Anblick eines Werkes getrübt wird, das an Kühnheit des Entwurfes wie an sittlicher Strenge seines Gleichen sucht! Denn sittliche Reinheit und Festigkeit spricht ja aus Allem, was dieser Mann gewirkt und geschaffen, darin ist er stets der Göttinger Protestant geblieben; selbst wo er verbittert auf den Weltlauf schalt, geschah es immer nur, weil er ihn auf moralischen Abwegen zu ertappen vermeinte. Diese vorwiegend ethische Natur hat sogar seinen Leistungen auf seinem andern Hauptgebiete, dem ästhetischen, mitunter Eintrag gethan. Nicht zwar in der „Geschichte der deutschen Dichtung"; denn die zahlreichen Klagen, die sich auch gegen sie, unter den Kennern besonders unserer älteren Literatur, erhoben haben, erklären sich einfach aus der Größe des von einem Einzelnen vielleicht niemals zu bewältigenden Unternehmens wie aus dem Uebergewicht, das auch hier ästhetische Doktrin, aus völkerumfassender Kunstkenntniß gewonnen, über die historische Auffassung und Darstellung hat. Wohl aber tritt in seinem „Shakespeare" deutlich ein moralisirendes Element hervor, das allzuängstlich bestrebt ist, die oft rein künstlerische, ja theatralische Struktur der shakespearischen Dramen auf einen kahlen, dann und wann langweilig symmetrischen Grundriß von ethischen Ideen zurückzuführen. Noch schlimmer hat Gervinus geirrt in der einseitigen, maßlosen Ueberschätzung Händels, in dessen Musik er gleichfalls vorzugsweise „ein sittliches Bildungsmittel" erblickte; wie er dabei den wahren Charakter aller Tonkunst verkennen mußte, liegt auf der Hand. — So sind nun einmal die Werke dieses Mannes, anregend wie wenige sonst, oft zum Beifall, öfter zum Widerspruch, immer zum Nachdenken; ein reicher Geist spricht aus jeder Einzelheit, aber aus dem Ganzen kein großer; oft ersticken die leitenden Gedanken fast unter der erdrückenden Fülle anderer, die gesellig aus allen Provinzen seines weiten Wissensreiches herzuströmen — daher sein übertriebener Hang zu Parallelen und Antithesen. Es ist schwerer aufzuhören mit der Rede über seine denkwürdige Erscheinung, als damit zu beginnen. Man hüte sich Welt und Kunst mit seinen Augen zu betrachten, aber man rühme ihm nach, daß, wenn er zu den größten Doktrinären aller Zeiten gehört, er auch der ehrlichsten einer gewesen ist.

Alfred Dove.

Ausgegeben: 31. März 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die biblischen Erzväter.

Je stärker die Gliederung in Stämme und Geschlechter bei einem Volke hervortritt, desto näher liegt es, dasselbe wie eine Familie aufzufassen; das ganze Volk, nimmt man da an, stammt von einem gemeinschaftlichen Vater ab, dessen Abkömmlinge in näherer und weiterer Geschlechtsfolge die Ahnherren der Stämme, Geschlechter und Familien sind; alle Mitglieder des Volks sind also im strengsten Sinne unter einander blutsverwandt. Diese Auffassung findet sich denn auch bei den verschiedensten Nationen. Aber freilich, sieht man näher zu, gewahrt man gar bald, wie mißlich sie ist. Alle neueren Culturvölker sind ja aus einer starken Mischung verschiedener Bestandtheile hervorgegangen, nicht blos die Romanen, von denen dies Jeder weiß, sondern auch die Engländer, die stark mit keltischem, die Deutschen, die mit keltischem und slavischem, die Slaven, die mit finnischem Blute versetzt sind. Aber auch von den gebildeten Völkern des Alterthums, über die wir genauere Kunde haben, gilt dasselbe. Die Römer, ihrer eigenen Ueberlieferung zufolge ein Mischvolk, absorbirten zunächst die sehr verschiedenartigen Nationalitäten Italiens. Die Griechen haben die Erinnerung bewahrt, daß sie mannigfache fremde Bestandtheile in sich aufgenommen; sind doch die Pelasger und Leleger, von denen sich so viele Hellenen ableiteten, nach den besten Zeugnissen „Barbaren". Namentlich waren die am frühsten zu hoher Blüthe gelangten Jonier stark mit Asiaten gemischt.*) Ebenso läßt es sich beweisen, daß auch die Israeliten, so streng sie sich später abschlossen, noch lange Zeit nach der ersten Ansiedelung in Palästina fremde Elemente mit sich verschmolzen haben.

Kein größeres Volk wohnt auf seinem ursprünglichen Boden, Eroberungen fremder Sitze sind aber fast immer mit der Unterjochung eines zurückgebliebenen Theiles der früheren Bewohner verbunden oder auch wohl mit dem freiwilligen Anschluß eines solchen an die neuen Ankömmlinge. Ein Zusammenwohnen ursprünglich verschiedener Nationalitäten war so gegeben,

*) Damit mögen sich die Neugriechen trösten, wenn ihnen der Nachweis der Vermischung mit Slaven und Albanesen den süßen Wahn rauben will, daß sie alle directe Nachkömmlinge der Kämpfer von Marathon und Platää wären.

und daraus geht mit der Zeit trotz aller durch Sitte, Gesetz und Religion gezogenen Schranken immer eine gewisse Vermischung hervor. Dieser Verschmelzungsproceß hat sich aber im Laufe der Jahrtausende bei den meisten Völkern mehrfach wiederholt. Ferner kann sich nicht leicht ein Volk so vom Verkehr mit anderen abschließen, daß sich nicht Fremde unter ihm ansiedelten und allmählich wieder mit ihm verschmölzen. Im Alterthum sorgte noch der Sclavenhandel für die Mischung der Nationalitäten. Die Nachkommen des fremden Sclaven wurden oft Freigelassene und endlich Bürger, die ihren Ursprung vergaßen. Dazu kommt noch, daß harte Schicksalsschläge vielfach Bruchstücke eines Volkes veranlaßt haben, sich in ein anderes aufnehmen zu lassen. Man sieht, die reine Nationalität ist bei gebildeten Völkern eine bloße Einbildung. Ob sie bei ganz rohen Völkern vorkommt, wollen wir dahingestellt sein lassen. Aber selbst bei einem Nomadenvolk wie den Arabern, die besonders viel Gewicht auf Reinheit des Blutes legen, läßt sich trotz der Dürftigkeit unserer geschichtlichen Ueberlieferung eine ziemlich starke Vermischung mit den benachbarten Völkern, z. B. schwarzen Afrikanern, nachweisen. Der Begriff der Nation ist also schon von diesem Gesichtspunkt aus weit verwickelter als der der Familie.*)

Was nun von der Nation im Ganzen, das gilt auch von den Abtheilungen, in welche sie zerfällt. Die Verschmelzung mit Fremden trifft auch den einzelnen Stamm, wie das ganze Volk. Dazu kommt aber, daß die Eintheilung in Stämme, soweit wir wissen, in Wirklichkeit von ganz anderen Rücksichten bedingt ist, als von der Blutsverwandtschaft. Da wirken hauptsächlich geographische und politische Gründe. Die Stammeseintheilung ist denn auch nichts Bleibendes, sondern fortwährend lösen sich einzelne Stämme auf und vertheilen ihre Mitglieder an andere, oder es sondern sich wenigstens einzelne Bruchstücke ab, um zu anderen überzugehen. Große Stämme werden durch inneren Zwiespalt oder durch anderes Mißgeschick in mehrere kleine zersprengt, welche dann selbständig fortleben, so daß vielleicht der Name des ursprünglichen Stammes verloren geht oder nur von einem einzelnen jener weitergeführt wird. Diese Verhältnisse lassen sich ganz besonders genau beobachten bei dem Volk, dessen aristokratischer Sinn uns die vollständigsten genealogischen Stammtafeln überliefert hat, den Arabern. Da kennen wir

*) Ich verweise für die Unmöglichkeit der Entwickelung eines Volkes aus einem Elternpaar auf die treffliche Auseinandersetzung in A. Bernstein's Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und Jakob (Berlin 1871) S. 11. Diese geistvolle Schrift ging mir zu, als ich den vorliegenden Aufsatz beinahe vollendet hatte. In der Negation stimmen wir meistens überein, dagegen kann ich seinen Erklärungen des Ursprungs dieser Sagen trotz alles von ihm aufgewandten Scharfsinns nur in sehr geringem Maße beistimmen.

den Stammbaum so ziemlich jedes hervorragenden Arabers aus dem 7. und 8. Jahrhundert genau bis Adam durch Familie, Geschlecht, Stamm und Volk hindurch; aber bei genauerer Untersuchung sehen wir, wie viel Fiction hierbei ist. Auch bei den Arabern haben die Stammesverhältnisse beständig gewechselt. Jene Genealogien ihrer Stämme geben uns nur ein Bild der thatsächlichen Stammeseintheilung in jener Periode oder vielmehr ihrer Auffassung beim Volke selbst, ergänzt und künstlich in ein großes System gebracht durch kundige, aber unkritische und nicht gewissenhafte Gelehrte; diese bedienten sich dabei vielfach biblischer Nachrichten, welche sich auf ganz andere Völker bezogen.

Wollte man nun aber wirklich annehmen, daß sich bei manchen minder gebildeten Völkern die Geschlechter unvermischt erhalten hätten, so müßte man doch sagen: wie konnte man gerade bei solchen diese Genealogie Jahrhunderte oder vielmehr Jahrtausende lang im Gedächtniß behalten? Die übertriebenen Vorstellungen, die man früher von der Treue der mündlichen Ueberlieferung bei schriftlosen Völkern hatte, müssen vor den Thatsachen verschwinden. Man weiß jetzt, daß z. B. zu Muhammed's Zeit die Araber den Namen Abraham's und Israel's nicht durch gerade Tradition, sondern durch Mittheilung von Juden kannten, man weiß, daß die heutigen Beduinen gelegentlich von Ereignissen längst vergangener Tage nach Romanen erzählen, die sie etwa in einem Kaffeehause einer Stadt vorlesen hörten, nicht nach uralter Stammesüberlieferung. Geschichtliche Tradition ohne Schrift erstreckt sich nur höchstens über einige Jahrhunderte. So sind denn auch die Genealogien der arabischen Stämme sammt und sonders viel zu kurz. Die Gelehrten, welche jene aus der Volksüberlieferung und sonsther zusammentrugen, hatten nicht Material genug. So lassen sie denn die Väter ausgebreiteter Stämme, ja Stammesgruppen, welche durchgängig die Namen dieser ihrer angeblichen Nachkommenschaft tragen, nur 12—20 Generationen vor Muhammed leben. Die Taiten, ein aus Südarabien nach dem Norden gewanderter Stamm, waren schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung so bedeutend, daß die syrisch redenden Christen und Juden schlechtweg alle Wüstenaraber „Taiten" nannten, während nach den Genealogien der angebliche Stammvater Tai erst etwa um 200 n. Chr. gelebt haben müßte. Wollte man nun auch die natürliche Beschaffenheit Arabiens und die Lebensweise seiner Bewohner, welche gewiß einer raschen Vermehrung der Bevölkerung wenig günstig sind, ganz ignoriren, so müßte man doch diesen Tai, wenn er je wirklich gelebt hätte, mindestens 1000 Jahre früher setzen, und wie sollte sich aus jener Zeit eine sichere Ueberlieferung erhalten haben? Demnach sind also alle diese Väter gleichnamiger Stämme erst aus diesen abstrahirt, heroes eponymi, die allerdings schon vom Volke selbst als wirk-

liche Personen angesehen wurden. Die Eponyme der Stammesgruppen, der Stämme und Geschlechter mit ihren zahlreichen Unterabtheilungen wurden nun nach den Verhältnissen der Gegenwart in genealogische Verbindung gebracht; an diese mythischen Stammbäume wurden dann die wirklich bekannten unmittelbar oder auch wohl durch einige erdichtete Mittelglieder gereiht. Uns, die wir die Einzelheiten nicht kennen, fehlt gewöhnlich die Möglichkeit, die geschichtlichen Theile dieser Genealogie von den blos abstrahirten scharf zu trennen.

Noch viel weniger streng geschichtliche Bedeutung haben solche Stammbäume bei Völkern, die seit den Urzeiten ansässig waren. Kein Verständiger wird dies von den Griechen leugnen. Wenn uns da z. B. Hellen mit seinen Söhnen Aeolus und Dorus, seinen Enkeln Jon und Achäus vorgeführt wird, so weiß Jeder, daß das keine historischen Personen, sondern Vertreter des Gesammtvolkes der Hellenen und der vier in geschichtlicher Zeit wichtigsten griechischen Stämme sind. Die griechischen Stammesgenealogien sind denn auch zum großen Theil sehr durchsichtig; namentlich gilt dies von den zahlreichen geographischen Eponymen. Wenn z. B. das nördliche Küstenland des Peloponnes, Aegialus (d. h. „Ufer") genannt, seinen Namen von einem König Aegialeus haben soll, so zeigt schon die Form dieses Namens, daß er vielmehr erst aus jenem gebildet ist. Die vielen Repräsentanten von Städten, Flüssen, Quellen u. s. w. in den heroischen Stammtafeln der Griechen sind alle in derselben Weise zu beurtheilen; es sind nur Personificationen der Oertlichkeiten selbst. Wie diese geographischen mit den Stammeseponymen in Verbindung gebracht wurden, mag man z. B. daran sehen, daß sich nach der Ueberlieferung Jon mit der Helike, der Tochter des Selinus, vermählt, d. h. der Repräsentant der Jonier mit dem der alten Achäerstadt Helike, unweit deren der Fluß Selinus („der mit Eppich Bewachsene") fließt: das Ganze also eine Darstellung von der ionischen Ansiedelung in Achaia. Auch auf das Colonial- und auf ganz fremdes Gebiet dehnte man diese Ausdrucksweise aus. Sinope, die alte Colonie an der Küste der früher „Syrer" genannten Kappadocier, sollte z. B. seinen Namen haben von der Sinope, welche dem Apollo (wohl dem griechischen Stellvertreter eines einheimischen Sonnengottes) den Syrus geboren hätte. Selbst rein politische Begriffe wurden so bezeichnet, wie wenn z. B. der alte Bund der Amphiktyonen (d. h. der „Umwohner", „Nachbarstämme") auf einen König Amphiktyon zurückgeführt ward.

Auch das Alte Testament enthält Genealogien, die sich für jeden nur einigermaßen Unbefangenen als bloße Versinnlichung geographischer und politischer Verhältnisse ergeben. Eine solche ist vor Allem die Tafel der 70 Völker, 1. Mose 10. Es ist allgemein anerkannt, daß deren Verfasser

keine gewöhnliche Stammtafel geben will, sondern eine Uebersicht aller (d. h. natürlich aller ihm bekannten) Völker nach verschiedenen Gesichtspunkten in genealogischer Form gruppirt. Hielt er es doch bei einigen nicht einmal für nöthig, das Pluralsuffix zu tilgen, so daß z. B. einer dieser Stammväter den Namen Pathrûsîm „die Bewohner von Pathros" (Oberägypten) führt, ähnlich wie die Väter arabischer Stämme mit Pluralnamen, z. B. Kilâb und Aklub „die Hunde", Anmâr „die Panther", ebenso geheißen haben sollen. Was nun aber von den Stammvätern gleichnamiger Völker in jenem Verzeichniß 1. Mose 10, gilt auch von allen ähnlichen, wie Moab, Ammon, Midian u. s. w. Und ganz ebenso sind zu beurtheilen die 12 Männer, deren Nachkommen die nach ihnen benannten 12 Stämme Israel's gebildet haben sollen. Es liegt kein Grund vor, Ruben und Juda eher für geschichtliche Personen zu halten, als Jon und Achäus bei den Griechen oder als Tai und Himjar bei den Arabern. Die Gliederung eines Volkes oder Bundes nach der heiligen Zahl der Monate findet sich bekanntlich bei semitischen wie bei anderen Völkern mehrfach wieder. Die Israel nah verwandten Ismaeliten zerfallen in 12 Stämme; bei den Griechen haben wir den Bund der 12 achäischen, 12 ionischen, 12 äolischen Städte und die 12 Amphiktyonen; auch die Etrusker haben mehrere solcher Eidgenossenschaften von je 12 Gemeinden gehabt. Diese Zwölfzahl ist aber, wie theilweise auch bei anderen Völkern, bei den Israeliten mehr hieratisch als politisch. Sie wird durch sehr ungleiche Einheiten gebildet. Der Stamm Simeon ist z. B. schon früh im Grunde nur ein Theil Juda's gewesen. Manasse ist seit der Urzeit in zwei, auch geographisch getrennte Theile gespalten, und diese werden doch noch zur Bewahrung der Zwölfzahl als ein Stamm gezählt. Ja, um auch dem Priestergeschlecht der Leviten eine besondere Vertretung unter den Söhnen des gemeinsamen Vaters Jakob zu verschaffen, werden beide Manasse mit Ephraïm zusammen — allerdings ohne Zweifel auf Grund eines alten, nicht mehr genau zu ermittelnden, näheren Verhältnisses — unter den gemeinschaftlichen Namen Joseph gestellt, an dem jedoch an einer sehr interessanten Stelle auch der sonst nur als leiblicher Bruder Joseph's erscheinende Benjamin Theil hat (2. Sam. 19, 21). Man sieht, das System ist nicht ohne Künstlichkeit, und wahrscheinlich würde sich das noch besser zeigen, wenn wir über die Verhältnisse der einzelnen Stämme genauer unterrichtet wären. Zwölf wirklich gleichberechtigte Stämme Israel's hat es schwerlich je gegeben. Aber die Symbolik, womit diese 12 Stämme von 12 Brüdern, Söhnen des den Namen des Gesammtvolkes tragenden Israel, abgeleitet werden, ist völlig klar. Für den Buchstabengläubigen muß es geradezu als ein Wunder erscheinen, daß nicht blos Jakob-Israel, sondern auch sein Oheim Ismael eben 12 Söhne hatte, aus denen 12 Stämme des Volkes Ismael

erwuchsen, während diese Gleichheit der Zahl für uns nichts Befremdliches hat.

Die einzelnen israelitischen Stämme zerfallen in Geschlechter, die von ihren Ahnherren, den Söhnen oder Enkeln der Jakobsöhne ihre Namen tragen sollen. Natürlich müssen auch diese wieder als bloße Personificationen der Geschlechter selbst betrachtet werden. Dasselbe gilt auch noch zum großen Theil von ihren angeblichen nächsten Nachkommen, Repräsentanten der weiteren Verzweigungen der Geschlechter. Da die Israeliten ein ackerbauendes Volk sind, so hatten für sie die Städte und Flecken eine ganz andere Wichtigkeit als für die Araber. Die Bewohner eines Ortes betrachteten sich oft als Geschlechtsgenossen, und so finden wir denn in den Stammbäumen (namentlich denen im Anfang der Chronik) manche Städtenamen schlechthin (wie Hebron, Sichem) oder in genitivischer Verbindung mit „Vater" (z. B. Vater von Bethlehem); diese Eponymen sollen die Stammväter der Stadtbewohner sein. Freilich wird es auch hier oft unmöglich, bei der Zusammensetzung wahrer Stammbäume mit solchen mythischen die beiden Bestandtheile genau zu scheiden; doch gelingt das uns gerade in einigen wichtigen Fällen. So kennen wir z. B. von David nur 3 Ahnen (Isai, Obed, Boas), die anderen Namen seines Stammbaums sind die von Geschlechtsabtheilungen und Geschlechtern. Mose's Vater war schon der Ueberlieferung unbekannt, denn Amram, der als solcher genannt wird, ist Bezeichnung einer der Abtheilungen des Levitengeschlechts Kehat, angeblich eines der 3 Söhne Levi's.

Den Verehrern des Buchstabens muß es ein besonderer Stein des Anstoßes sein, daß sich diese Genealogien so viel widersprechen. Wenn dieselben Namen arabischer Völker in der Genesis zum Theil in verschiedener Ableitung erscheinen, so läßt sich dafür noch zur Noth eine andere Deutung finden, als daß die Quellenschriftsteller verschiedene Ansichten über deren Stellung zu anderen Völkern gehabt hätten, aber die starken Abweichungen hinsichtlich der nächsten Nachkommen der Söhne Jakob's lassen sich nur dadurch erklären, daß ein Berichterstatter eine andere Gruppirung der Geschlechter vorfand als der andere, oder die thatsächlichen Verhältnisse wenigstens anders auffaßte. Denn, wie gesagt, die Abgrenzung und Eintheilung der Geschlechter war nicht unveränderlich. Ein Clan, der zu einer Zeit eine große Rolle gespielt hatte, verlor seine Bedeutung, löste sich auf oder schloß sich einem anderen an; dann konnte sein angeblicher Stammvater nicht mehr Sohn des Stammgründers bleiben, sondern höchstens dessen Enkel oder Urenkel. Finden wir nun auch die Eponymen desselben Geschlechts bei verschiedenen Stämmen, so haben wir darin ein Zeichen davon, daß sich dieses in verschiedenen Zeiten zu verschiedenen Stämmen gerechnet, oder aber daß es sich einmal gespalten und der eine Theil sich einem anderen Stamm, als dem ursprünglichen, an-

geschlossen hat. Ja selbst mit den Stammlisten benachbarter Völker, wie der Edomiter und Ismaeliter, zeigen die israelitischen so manche Berührung, daß man auch hier ähnliche Vorgänge annehmen muß. Man darf sich die Absonderung Israel's von diesen ihm noch sehr ähnlichen Völkern ursprünglich lange nicht so scharf denken, wie es die späteren Gesetze fordern. Daher konnten hier gelegentlich selbst die Grenzen der Nationalität wechseln. Alle diese Vorgänge lassen sich bei den Arabern aus einem weit reicheren Material vielfach nachweisen.

Von den Namen, welche Noah genealogisch mit Abraham verbinden, ist ein Theil deutlich geographischer oder ethnologischer Bedeutung. Sem bezeichnet in der althebräischen Welteintheilung die Völker der Mitte, zu welchen sich Israel rechnete, wie Ham die Süd- und Japhet die Nordvölker.*) Eber ist Vertreter der Hebräer (Ibrijîm), welcher Name ursprünglich außer Israel noch mehrere andere Völker umfaßt haben muß. Ebenso bezeichnet Nahor ein den Israeliten nah verwandtes Volk in deren Ursitzen im westlichen Mesopotamien. Personificationen von Landschaften oder Orten sind in dieser Reihe Arphachsad, Serug und wahrscheinlich Peleg. Die noch übrigen Namen Salah, Regu und Tharah entziehen sich bis jetzt einer Erklärung, aber nach aller Analogie bedeuten auch sie nur Stämme oder Localitäten und keinenfalls geschichtliche Personen.

Zwischen diesen beiden Gruppen, den mythischen Nachkommen Sem's und den Eponymen israelitischer Stämme und Geschlechter, stehn mitten inne die drei hochgefeierten Erzväter Abraham, Isaak und Jakob. Bei einer solchen Umgebung müßte man schon sehr zwingende Gründe haben, um in ihnen Männer der wirklichen Geschichte zu erblicken. Allerdings unterscheiden sich diese drei Patriarchen sehr von den meisten übrigen Gestalten der Genesis. Wir haben über sie ausführliche, anschauliche Berichte, welche sie scharf charakterisiren. Das gilt freilich gewissermaßen auch von den ganz mythischen Wesen im Anfang der Menschheit, von Adam, Eva, Kain und ganz und gar von Joseph, dessen Geschichte, ein wahres Meisterwerk dramatischer Entwicklung und lebendiger Darstellung, doch keine historische Prüfung aushalten kann; und in geringerem Grade auch von dem Eponym des Stammes Juda (1. Mose 38). Und dann weiß man ja jetzt hinlänglich, wie wenig Bürgschaft anschauliche Schilderung oder scharfe Charakterisirung für die geschichtliche Treue giebt. Schon die Volkssage kann ihren fabelhaften Gestalten streng individuelles Gepräge geben, es kann das auch die Kunst des Schriftstellers thun. Gerade die schönsten oder am genauesten ausgemalten Erzählungen von den Erzvätern erweisen sich aber für Jeden, der über den ersten naiven

*) Vergl. meine Artikel „Ham" und „Japhet" in Schenkel's „Bibel-Lexikon".

Glauben hinaus ist, als völlig ungeschichtlich. Daß Abraham die Engel bewirthet und mit Gott über das Schicksal Sodom's unterhandelt, daß er mit diesem einen förmlichen Bund schließt und von ihm bestimmte Verheißungen für die nächste wie für die fernste Zukunft erhält, daß er auf seinen Befehl den eigenen Sohn schlachten will und von ihm im entscheidenden Augenblick auf wunderbare Weise daran verhindert wird, das Alles kann ja nicht den geringsten Anspruch auf Geschichtlichkeit erheben, während diese Erzählungen im Sinne des Schriftstellers doch gerade die allerwichtigsten sind und in ihnen das ideale Charakterbild Abraham's am klarsten hervortritt. Ich glaube an einem anderen Ort (Untersuchungen zur Kritik des A. T. S. 156 ff. vrgl. den Nachtrag in Hilgenfeld's „Zeitschrift f. wissenschaftl. Theologie“ 1869 S. 213 ff.) nachgewiesen zu haben, daß auch der Bericht vom Kampfe Abraham's mit den vier Königen ohne allen geschichtlichen Grund ist. Die Erwerbung des Erbackers bei Hebron mit aller ihrer Förmlichkeit (1. Mose 23) hat man längst als eine juristische Fiction anerkannt; es soll hier gezeigt werden, daß der Urvater schon auf völlig gesetzliche Weise Eigenthum in Palästina erworben hätte. Der Zug Abraham's nach Aegypten (1. Mose 12) soll ein Vorbild der Einwanderung seiner Nachkommen dahin sein wie die Befreiung seiner Frau aus Pharao's Gewalt durch Gottes unmittelbares Eingreifen die Befreiung Israels unter Mose vorher abgespiegelt. Und so verschwindet uns ein Zug nach dem andern unter den Händen, wenn wir die wirklichen Erlebnisse eines Mannes fassen wollen. Vom Isaak weiß selbst die Ueberlieferung sehr wenig. Der Pragmatismus der Darstellung verlangt es, daß er als der rechte Erbe erst spät geboren wird; dann erhalten wir eine Menge von Erklärungen seines seltsamen Namens, der bedeutet „er lacht“, und von Anspielungen darauf; alle übrigen Züge, die von ihm persönlich berichtet werden, finden sich mit geringer Abwechselung auch im Leben seines Vaters oder seines Sohnes. Die schöne Idylle von der Brautwerbung (1, Mose 24) bezieht sich allerdings auf ihn, aber die wird doch Niemand für Geschichte halten wollen. Jakob's Charakter ist trefflich gezeichnet; mit vollem Behagen*) erzählt die Genesis wie er sich Erstgeburtsrecht, Segen, Habe durch Klugheit, List und Betrug verschafft und sowohl den ehrlichen, starken aber beschränkteren und leidenschaftlichen Bruder wie den verschlagenen Oheim übervortheilt. Allein geschichtliche Glaubwürdigkeit

*) Ganz falsch meint Bernstein, daß die Erzählung Jakob's Benehmen als tadelnswerth hinstelle und sieht hier die Tendenz diesem Erzvater Unrühmliches nachzusagen; die Naivetät des Hebräers freut sich vielmehr über die erfolgreiche Verschlagenheit des Jakob wie der Grieche über die Listen des Odysseus. Anders freilich schon der Prophet Hosea (12, 4) vom streng sittlichen Standpunkt aus (vgl. Jer. 9, 3).

haben Scenen wie die lebendig geschilderte Erlistung des Segens mit Hilfe der Mutter natürlich so wenig wie die Gotteserscheinungen in Bethel. Wirklich bedeutsam sind jedoch bei Jakob wie bei seinen Vätern die Züge, welche auf die gegenseitigen Beziehungen der Völker hindeuten, die Verbindung mit der Gegend von Haran, welche nach verschiedenen Zeichen wirklich die vorägyptische Heimath Israel's war, das Ringen mit Esau, dem Vater des feindlichen Brudervolkes Edom u. s. w. Hier haben wir wieder Vertreter von Völkern, größtentheils heroes eponymi, deren Verhältniß zu Israel's Vätern als Typus für die Beziehungen ihrer angeblichen Nachkommen zu diesem dient. Wenn z. B. Ismael mit seiner Mutter in die Wüste gejagt wird, so bedeutet das Nichts, als daß gewisse unter diesem Namen zusammengefaßte arabische Völkerschaften, obwohl den Hebräern verwandt (etwa durch Sprache und ursprüngliche Heimath), dem Wanderleben in der Wüste treu blieben oder sich höchstens in den Oasen ansiedelten; wird doch der Character der wilden, raubsüchtigen Wüstenschwärme geradezu dem Ismael persönlich beigelegt (1. Mose 16, 12). Von seinen 12 Söhnen läßt sich etwa die Hälfte als Bezeichnung arabischer Stämme oder Localitäten nachweisen, zum Theil noch nach dem Beginne unserer Zeitrechnung. Ismael's Mutter Hagar vertritt gleichfalls ein arabisches Volk, die Hagriter, welche einigemal im A. T. vorkommen und noch im ersten Jahrhundert n. Ch. als Agraei erwähnt werden. Die Erzählung macht nun gar kein Hehl aus ihrer Tendenz, die von den Erzvätern noch abgeleiteten nichtisraelitischen Völker in der Person ihrer angeblichen Stammväter hinter Israel zurückzusetzen, während man doch weiß, daß sich dieses erst verhältnißmäßig spät zu einem bedeutenden Volke entwickelt hat. Israel hat erst allmählich Ismael und Edom die Erstgeburt abgewonnen. Auch noch die Kinder Abraham's von der Ketura, eine ganze Reihe von Eponymen arabischer Völker, darunter das große Volk der Midianiter, werden in die Wüste geschickt. Der seltsame Widerspruch, daß Abraham, der schon vor der Geburt Isaak's für zu alt zur Erzeugung eines Sohnes galt, nun nachher noch eine Reihe von Söhnen bekommt, war unvermeidlich, da einerseits Isaak als Spätgeborener dargestellt werden sollte, andererseits aber die Kinder der Ketura in Israel's Augen zu tief standen, als daß sie auch nur eine Rivalität mit jenem hätten aufnehmen können wie Ismael; sie mußten also von vornherein die Letztgebornen sein. Lot, der Neffe, nach anderen Angaben der Bruder Abraham's, wendet sich nach Südosten, denn er ist der Stammvater der dort wohnenden Völker Moab und Ammon, deren Eponymen er in Blutschande erzeugt haben soll; in dieser Angabe haben wir ein Produkt des bittern Hasses gegen jene Völker. Edom zieht auf das Gebirge Seir, wo das Volk der Edomiter bis zur Zerstörung von Jerusalem wirklich wohnte. Also lauter Typen

weit späterer Verhältnisse! Und die drei Erzväter, welche überall mit diesen Personificationen von Völkern und Landschaften in engster Verbindung stehn, sollten selbst geschichtlich sein?

Nun überlege man sich aber noch, wie wohl aus so entfernten Zeiten geschichtliche Nachrichten hätten erhalten sein können. Wäre hier wirklich die Entwickelung einer einzigen Familie, so hätten doch die wahren Väter eines Volkes, das um's Jahr 1000 ein mächtiges Königreich aufrichtete, nachdem es in langen Jahrhunderten Palästina allmählich erobert und viele innere und äußere Kämpfe bestanden hatte, lange vor den Erbauern der Pyramiden leben müssen: wer hätte aber aus jenem Alterthum Kunde aufbewahrt, in welchem vielleicht noch nicht einmal die Hieroglyphenschrift entstanden war, Jahrtausende vor dem Gebrauch der Schrift bei einem anderen Volke als den Aegyptern? Die Chronologie, welche der Pentateuch giebt, begründet keinen Einwand gegen das Gesagte; sie ist als durchaus künstlich anerkannt, und selbst wer noch nicht zugiebt, daß erst in den Berichten über die Königszeit eine wirklich historische Zeitrechnung für die Geschichte Israel's beginnt, muß doch eingestehn, daß die Zeitperioden der biblischen Urgeschichte viel zu kurz sind.

Nun haben freilich neuere Forscher die Gründe gegen die Geschichtlichkeit der Erzväter durch die Hypothese wegzuschaffen gesucht, daß diese nicht strenggenommen Stammväter des Volkes, sondern bloß Führer schon bestehender Stämme gewesen wären. Man beruft sich da auf die in unserer Zeit hie und da bei Arabern vorkommenden Sitte, daß sich ein Stamm als „Söhne“ des Anführers bezeichnet. Aber diese Sitte finden wir weder bei den alten Arabern, noch sonst bei semitischen Völkern. Das A. T. giebt dieser Annahme keine Stütze, denn die „Knechte“ Abraham's, mit denen er noch 1. Mose 14 die Könige schlägt, sind eben Knechte, nicht Stammgenossen; sie werden ja ausdrücklich als seine Haussclaven bezeichnet (V. 14). Die Hypothese streitet geradezu gegen die entschiedene Tendenz der Genesis, Israel als echten geistigen und leiblichen Nachkommen der großen Väter darzustellen; sie ist also auch gegen die Ueberlieferung, ohne irgend einen andern Haltpunkt zu haben, während die meisten Schwierigkeiten, welche zur Verwerfung der Tradition nöthigen, auch gegen sie gelten.

Dazu kommt, daß der eigentliche Kernpunkt unserer Berichte über die Patriarchen, ihr Aufenthalt in Palästina und das damit zusammenhängende Versprechen Gottes, daß ihre Nachkommen ebenda wohnen sollen, in hohem Grade bedenklich ist. Den Israeliten genügte das historische Recht der Eroberung Kanaan's durch das Schwert und die Arbeit nicht, sie verlangten, wie wir schon oben andeuteten, noch andere Rechtsgründe, und so mußten denn nach ihrer Anschauung die Väter schon da gelebt und Eigenthum erworben

haben. Vollends nothwendig war diese Auffassung für den religiösen Pragmatismus unserer Erzähler: einen historischen Werth kann sie so wenig beanspruchen wie der Glaube der Dorier, daß die Eroberung des Peloponnes nur eine Wiedereinsetzung der sie führenden Herakliden in ihr Erbrecht gewesen wäre. An sich ist es wenig wahrscheinlich, daß die Israeliten vor ihrem Aufenthalt in Aegypten (über dessen wahre Veranlassung der Geschichtsforscher nur auf unsichere Vermuthungen angewiesen ist) in Kanaan angesiedelt gewesen.

Man begreift aber leicht, daß nicht alle Israeliten den vorausgesetzten Aufenthalt der Väter in Palästina ganz auf dieselbe Weise auffaßten. Ein großes Glück ist es, daß der Redactor unseres Pentateuchs neben judäischen auch sehr stark ein ephraimitische Quelle benutzt hat, aus der z. B. die Geschichte des ephraimitischen Stammvaters Joseph herrührt (dieselbe Quelle läßt sich noch im Buche der Richter nachweisen). Da läßt nun z. B. ein judäischer Bericht die erste Landerwerbung durch Abraham in Hebron, der alten Hauptstadt Juda's, geschehen, ein ephraimitischer durch Jakob in Ephraim's Hauptstadt Sichem (deren Eponym in der Erzählung selbst erscheint, wie sonst und zwar in verschiedener Weise auch als Nachkomme Manasse's 4. Mose 26, 31; Jos. 17, 2; 1. Chron. 7, 19 zum Zeichen, daß diese Stadt zeitweilig dem Stamme Manasse gehört hat). Dem Ephraimiten ist Rahel, Joseph's Mutter, die Lieblingsfrau Jakob's; der Judäer läßt nur Lea mit im Erbbegräbniß der Väter in Hebron bestattet werden, weil er sie als Mutter seines Stammes auszeichnet (1. Mose 49, 31 zu vergleichen mit 35, 19; 48, 7). Man muß sich übrigens davor hüten, in solchen Abweichungen einen bewußten Gegensatz zu sehen. Scheidet man nun die Nachrichten genau nach ihren Quellen, so ergiebt sich, daß das lebendige Bild der Erzväter gar nicht allen gleichmäßig angehört. Gerade die äußerst wichtige judäische Schrift, der z. B. das chronologische Gerüst, die Stammbäume und die Hauptmasse der Gesetze in den mittleren Büchern des Pentateuchs entnommen sind, hat über jene nur einige trockne Angaben, die aber durchaus nach dem strengen Pragmatismus dieses Werkes disponirt sind: von dem idealen Charakter Abraham's und der Verschlagenheit Jakob's ist da Nichts zu finden, aber desto sorgfältiger wird ihre Chronologie und ihre Nachkommenschaft registrirt. Wir können also gar nicht einmal sagen, wie weit die Charakterbilder der Erzväter schon für den Volksglauben feststanden, müssen aber jedenfalls annehmen, daß gerade die am meisten charakteristischen Züge zum Theil erst den Schriftstellern angehören, deren Werke der Redactor des Pentateuchs benutzt hat. Allerdings stimmen die verschiedenen Quellen wieder in manchen Einzelheiten überein: dahin gehören z. B. die Verbindung Jakob's mit dem heiligen Stein in Bethel und seine Wanderung nach Meso-

potamien. Solche Uebereinstimmungen deuten schon auf eine festere Ausprägung der Stammsagen im Volksglauben hin, während andererseits die Verschiedenheit in den einzelnen Umständen und in der Motivirung zeigt, daß eben nur die Grundzüge feststanden und dem Erzähler viel Freiheit in der Ausführung blieb. So ist z. B. nach einer Quelle die Veranlassung von Jakob's Wanderung nach Mesopotamien der Auftrag seiner Eltern, sich dorther aus seiner Verwandtschaft ein Weib zu nehmen, weil die einheimischen Frauen zu dem reinen Stamme nicht passen, wie sie gerade an des ältesten Sohnes Esau kanaanitischen Weibern nur Herzeleid erleben; nach der anderen Quelle flieht er dorthin vor dem Zorne Esau's.

Nach allem Gesagten dürfen wir es für sicher erklären, daß die drei großen Erzväter eben so unhistorisch sind wie ihre Vorfahren und nächsten Nachkommen. Aber außerordentlich schwer ist die Frage zu beantworten, was sie denn ursprünglich bedeuteten. Denn einfache heroes eponymi wie Eber, Juda, Benjamin sind es allem Anschein nach nicht. Nur Jakob trägt auch den Namen des Volkes Israel und ist in dieser Hinsicht Eponym; ob aber die Vereinigung beider Namen auf eine Person ursprünglich, ist sehr zweifelhaft gerade wie bei seinem Bruder Esau, der als Edom Vertreter des Volkes Edom ist. Daß sich die Völker je selbst Jakob und Esau genannt hätten, ist unwahrscheinlich. Wenn Propheten und Dichter gelegentlich die Völker Israel und Edom so nennen, so setzen sie die Identität der Namen nach den Erzählungen des Pentateuchs voraus; für den populären Sprachgebrauch wird damit Nichts bewiesen. Wir könnten vermuthlich weit sicherer über die ursprüngliche Bedeutung der Erzväter urtheilen, wenn wir auch nichtisraelitische Berichte über sie hätten. Es ist ja durchaus wahrscheinlich, daß wenigstens ein Theil der im A. T. von Abraham abgeleiteten fremden Völker auch von ihm zu erzählen wußte. Da würde uns diese Gestalt gewiß in einer ganz anderen Beleuchtung erscheinen; aber eben durch die Differenzen würden wir dann in den Stand gesetzt, den ursprünglichen Kern auszuscheiden und sein Wesen zu erkennen. Doch leider fehlen uns ganz solche abweichende Ueberlieferungen, da die arabischen, wie wir oben sahen, unecht sind.

Da nun die Namen der drei Väter keine ethnologische oder geographische Bedeutung zu haben scheinen, so liegt es am nächsten, in ihnen alte Gottheiten zu sehen. Mit der Entwicklung des reinen Monotheismus in Israel mußten nothwendig die alten Gegenstände der Verehrung, sinnliche wie blos vorgestellte, in den Hintergrund treten und entweder ganz verschwinden oder sich in irgend einer Weise den neuen Ideen unterordnen. Dies konnte geschehen durch Verwandlung alter Götter in fromme Stammheroen, wie ja auch bei Griechen und andern Völkern zahlreiche, einst göttlich verehrte Wesen hinter neuen Hauptgöttern zurücktraten und zu Heroen wurden. Freilich darf

man die üppige mythische Phantasie der Indogermanen, unverbesserlicher Polytheisten, nicht bei den Semiten suchen, die bei einer viel energischeren Religiosität immer weit einfachere religiöse Anschauungen hatten, und bei denen sich schon früh ein starker Zug zum Monotheismus zeigt, der erst im Islam seinen völligen, allerdings harten und einseitigen Abschluß gefunden hat. Aber wie sollten wohl in diese Reihe von Personificationen ethnologischer Begriffe ganz andersartige Wesen kommen? Nun, solche ausgebildete genealogische Systeme pflegen gar nicht einfach und in sich gleichartig zu sein, da sie durchweg aus mehreren kleinen Reihen künstlich zusammengesetzt sind, die vielleicht sehr verschiedenen Charakters waren. So stehen in den mythischen Stammbäumen der Phönizier zwischen lauter elementaren und kosmischen Wesen die Personificationen der Gebirge Libanon u. s. w. Und in den griechischen Genealogien finden wir sehr häufig Götternamen mitten unter Eponymen von Stämmen und Oertlichkeiten. Hellen ist, wie wir oben sahen, Vater der Eponyme Aeolus und Dorus, aber sein dritter Sohn Xuthus, als dessen Söhne dann wieder die beiden Eponyme Jon und Achäus erscheinen. Xuthus ist eine Bezeichnung des Sonnengottes, der gewiß einmal unter diesem Namen bei den Joniern oder den Achäern verehrt ward; auch seine Frau Kreusa („die Herrscherin") ist vermuthlich ein göttliches Wesen. Und das mitten in einer so durchsichtigen Tafel der Stammnamen! So wird das Geschlecht der in Argos verehrten Mondgöttin Jo von verschiedenen Eponymen der argivischen Gegend, z. B. von dem bei Argos fließenden Inachus, abgeleitet. Man kann gradezu sagen, die Zusammenstellung ganz heterogener Wesen ist in den heroischen Genealogien der Griechen die Regel. In den Anfängen derselben steht aber fast immer Zeus oder ein andrer Gott. Nun müssen wir bedenken, daß auch noch in unserer Ueberlieferung mit Abraham eine ganz neue Entwicklung beginnt, und daß die ihn mit Noah verbindenden Namen deutlich das Gepräge künstlicher Zusammensetzung, nicht volksthümlicher Sage, tragen. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß nach der älteren Anschauung Abraham eben den Ursprung des Menschengeschlechts überhaupt bezeichnete, womit nicht im Widerspruch stünde, daß die eigene Nation sich ganz speciell von ihm ableitete, vgl. die directe Herleitung der drei germanischen Eponyme vom Urmenschen Mann (Tacitus, Germ. Cap. 2). Erst durch Zusammenfügung des Stammbaums der Abrahamiden mit ganz anderen Darstellungen des Anfangs der Menschheit wäre dann das jetzige künstliche System entstanden. An den Anfang der Entwicklung ein göttliches Wesen zu stellen, ist nun aber den verschiedensten Völkern gemein, nicht blos den Griechen und Deutschen. Nun bedeutet Abram (wovon das entschieden falsch als „Vater der Menge" gedeutete Abraham nur eine alte dialectische Nebenform ist) „hoher Vater" und der Name seiner Frau Sara (Nebenform Sarai)

„Fürstin". Beide Namen würden sehr wohl für göttliche Wesen passen. Dazu stimmt, daß wir bei den nördlichen Semiten, zu denen auch die Israeliten gehören, sonst durchweg hohe Götterpaare haben wie Baal und Baalti („Herr" und „meine Herrin") oder Astarte, Melech und Milkath („König" und „Königin") und noch manche andere, die mit wechselnden Namen doch immer dieselben sind, ursprünglich wohl einfach der Sonnengott und die Mondgöttin. Ein solches Götterpaar könnte auch „der hohe Vater" und „die Fürstin" bei den ältesten Hebräern gewesen sein. Es würde sich hieraus die hohe Bedeutung erklären, welche dies Paar auch nach seiner Vermenschlichung und der Umbildung der Vorstellungen von ihm unter dem Einfluß höherer Religionsideen noch bewahrt hat. Abraham und Sara standen, wenn unsere Auffassung richtig ist, nach dem ursprünglichen Glauben als göttliche Wesen an der Spitze der menschlichen und nationalen Entwicklung; sie bilden noch im A. T. den Anfang einer neuen Periode, als Begründer des Volkes Gottes und Vorbilder für alle frommen Israeliten.

Aus dem Göttermythus dürfte auch die Erzählung von der Opferung des Sohnes Isaak noch ein Ueberbleibsel sein, zumal sich dazu eine Parallele im phönizischen Götterglauben findet; freilich wage ich es nicht, diesen Zug zu deuten. Ueberhaupt ist die auch in unserer Ueberlieferung sehr dunkel gehaltene Gestalt Isaak's äußerst schwer zu erklären. Der Name Isaak „er lacht", „spielt", „scherzt" scheint auf ein freundliches, gütiges Wesen hinzuweisen.

Auch die ursprüngliche Bedeutung Jakob's kann ich nicht errathen. Der Name wird in unseren Berichten aufgefaßt als der „Fersenhalter", „Hinterlistige", und dazu stimmt die Charakteristik wenigstens der einen Hauptquelle, die aber gerade durch jene Etymologie beeinflußt sein mag. An sich könnte Jacob auch der „Aufspürer" oder der „Wachsame" sein. Entschieden weist auf eine sehr alte Cultusform hin Jakob's Stein in Bethel. Das Ansehen dieses ist so groß gewesen, daß selbst der Verfasser der judäisch-priesterlichen „Grundschrift", der sonst keines der alten Heiligthümer gedenkt und die strengste Einheit des Cultus (der Form nach für die „Stiftshütte", in Wirklichkeit für den Tempel in Jerusalem) verlangt, ganz ausnahmsweise auch die Gotteserscheinung in Bethel und die Aufrichtung des heiligen Steines erwähnt; beiläufig bemerkt, geschieht das nach ihm auf der Rückkehr aus Mesopotamien, in den anderen Berichten auf der Reise dahin. Auch darin stimmen die Angaben überein, daß Jakob den Stein mit Oel gesalbt habe. Dies Salben erscheint noch in weit späterer Zeit als ein Zeichen göttlicher Verehrung. Es ist nämlich schon längst festgestellt, daß wir hier ein Beispiel des bei den Semiten sehr weit verbreiteten Steincultus haben, von dem sich noch ein seltsamer Rest in der Verehrung des schwarzen Steines zu Mekka in den aller Abgötterei so feindlichen Islam hinein gerettet hat. Der Stein ist ein

Fetisch und genießt als solcher göttlicher Ehre. Der Ort, an welchem er war, hieß Bethel, „Haus Gottes“, und war noch bis zum Ende des nördlichen Reiches der Sitz eines von den Anhängern des bildlosen Gottesdienstes verabscheuten Cultus, der aber doch schon hoch über dem alten Fetischdienst stand, nämlich der Verehrung des Nationalgottes in der Gestalt eines goldenen Kalbes. Der Fortschritt der religiösen Anschauung hatte zur Zeit, wo die Quellen des Pentateuch geschrieben wurden, die jenem Steine gewidmete Verehrung noch nicht ganz beseitigt, aber die Motivirung, die sie ihr geben, machten sie völlig unschädlich. Ich aber möchte noch die Frage aufwerfen, ob dieser heilige „Stein Jakob's“ nicht am Ende ursprünglich den Stein bedeutet, welcher den Jakob (als Gott) selbst darstellt. Die Uebereinstimmung der Quellen in der Verbindung gerade dieses Erzvaters mit dem Steine ist doch gewiß von Bedeutung, und die Wendung, daß er den Stein dem Gott seiner Väter errichtet habe, war nöthig, sobald man ihn als Menschen auffaßte. Die Vermuthung, daß Jakob ursprünglich ein Gott war, erhält dadurch eine Bestätigung, daß sein Bruder Esau aller Wahrscheinlichkeit nach bei den Phöniziern als ein göttliches Wesen angesehen ward. Man hält nämlich mit Recht den Esau mit dem fellbekleideten Jäger Usôos zusammen, der nach Philon von Byblus in der phönizischen Mythologie Bruder des Samêmrûmos ist. Der Name des Letzteren wird griechisch erklärt durch Hypsuranios; genauer wäre es wohl „Himmel der Höhe“. Jedenfalls haben wir hier ein kosmisches Götterwesen. Doch darf man aus der phönizischen Verbindung Beider wohl noch nicht geradezu die Identität von Samemrumos und Jakob schließen. Wenn nun Esau dem Stammvater der Edomiter gleich gesetzt wird, so liegt darin wohl, daß diese einst jenen Gott verehrt und auch wohl ihr Geschlecht wirklich von ihm abgeleitet haben; ein ähnlicher Schluß ist auch für Jakob — Israel gerechtfertigt.

Was die Frauen der beiden jüngeren Patriarchen bedeuten, vermag ich durchaus nicht zu enträthseln. Ihre Namen geben keinen Aufschluß darüber. Vielleicht beziehen sie sich wieder auf irgend welche politische Verhältnisse der alten Stämme. Es ist gewiß nicht zufällig, daß nur sechs von den Söhnen Jakob's als Kinder der eigentlichen Frauen Lea und Rahel erscheinen, während die übrigen ihm von den Mägden Bilha und Silpa geboren worden. Damit ist jedenfalls ein niederer Rang dieser ausgedrückt; die geschichtlich wichtigsten Stämme werden von den legitimen Frauen abgeleitet.

Wie man nun aber auch über die wahre Bedeutung der Patriarchen und über unsere bescheidenen Vorschläge zur Lösung dieser äußerst schwierigen Frage denken möge, so viel steht fest, daß wir es hier so wenig mit geschichtlichen Personen zu thun haben, wie in der griechischen oder phönizischen Mythologie und Heroensage. Th. Nöldeke.

Rußland in Innerasien.

Land und Leute Innerasiens.

Mitten in die großen Ereignisse des vorigen Jahres fiel das pontische Intermezzo, ebenso schreckenerregend wie — im eigentlichsten Sinne des Wortes — kurzweilig. Der Schrecken, der ganz Europa durchzuckte, war wohlbegreiflich, denn man hatte allerwärts an dem einen Kriege genug; überraschen aber muß die schnelle Beseitigung der Gefahr, zumal wenn man weiß, wie mächtig es in England und Magyarenland aufbrauste, in welchen patriotischen Eifer Presse und Publikum in Rußland zu gerathen sich anschickten. Eins nur ist wieder einmal klar geworden: daß nämlich im orientalischen Drama England und Rußland die Hauptakteurs sind. Der Mäßigung dieser Beiden ist es denn auch zu verdanken, daß nicht, wie am Anfang des 18. Jahrhunderts, zum westeuropäischen ein osteuropäischer Krieg hinzu kam. Woher hüben und drüben die Mäßigung? Die Antwort auf diese Frage lautet: Rußland und England sind einander Rücksichten schuldig wegen ihrer gegenseitigen Stellung in Asien. Es sei uns vergönnt, auf diese fernen, aber bedeutenden Dinge in einigen Betrachtungen den Blick der Leser d. Bl. zu lenken.

Die englische Grenze in Ostindien ist seit dem Krimkriege im Wesentlichen dieselbe geblieben, wenn sich auch im Innern ihres Rahmens sehr bedeutende Wandlungen zugetragen haben. Die russische Grenze läuft in Asien auf einer gewaltig veränderten Linie. Schon hieraus folgt, daß wir von Rußland, als dem activen und aggressiven Theile, der die jetzige asiatische Situation beider Mächte geschaffen hat, bei weitem mehr zu sprechen haben als von England. Nun hat Ersteres zwar am Ostende Sibiriens nicht minder erkleckliche Fortschritte nach Süden hin gemacht, als am Westende, aber nur hier zeigen die Wegweiser in der eingeschlagenen Richtung nach Bombay oder Calcutta. Darum lassen wir die Gebietserweiterungen Rußlands am Amur völlig unbetrachtet und richten unser Augenmerk nur auf die in den westlicheren Theilen Asiens eingetretenen Veränderungen. Rußland marschirte aber hier der chinesischen Westgrenze entlang, und jenseits derselben fielen ziemlich gleichzeitig mit den russischen Bewegungen so wichtige Ereignisse vor, daß wir, um einen vollständigen Begriff von der Tragweite der russischen Unternehmungen zu gewinnen, gewisse innerhalb der chinesischen Grenzen spielende Scenen des innerasiatischen Völkerlebens nothwendig mit ins Auge fassen müssen. Bedeutung und Folgen der jüngsten russischen Eroberungen werden überhaupt eingehender zu prüfen sein. Die Dinge, die auf asiatischem Boden theils in und durch Rußland, theils in und

gegen China in den letzten Jahrzehnten sich vollzogen, sind an und für sich werth, mehr als bisher bekannt zu werden. Ihr Rückschlag auf Europa kann nicht ausbleiben, nicht nur in der Beziehung auf England und Rußland. — Versuchen wir zuvörderst, uns über Land und Leute desjenigen geographischen Gebiets, welches der Schauplatz der hier zu erzählenden Begebenheiten ist, ein wenig zu orientiren.

Das russisch-asiatische Arbeitsfeld, das uns allein angeht, umfaßt den Theil Asiens, der auf unseren Karten und in Lehrbüchern als Turan oder Türkistan bezeichnet wird, einen Ländercomplex, dessen Flächenausdehnung etwa die von Spanien, Frankreich, Deutschland zusammen noch um einige Tausend Quadratmeilen übertrifft, auf welchem indeß höchstens 8—10 Millionen Menschen leben. Man sieht hieraus, daß der Besitz dieser Gebiete für Rußland direct und materiell von keiner großen Bedeutung ist. Desto größer freilich ist der indirecte und eventuell-zukünftige Werth derselben. Die Natur des Landes verräth sich genugsam in der schwachen Bewohnung desselben; es ist größtentheils Steppe und Wüste. Aber nicht eben überall. Der nördliche Theil Turans allerdings, den wir vom südlichen durch die Linie des 44. oder 45. nördlichen Breitengrades abgrenzen, besteht fast nur aus Flachland, welches, im nördlichen Theile steppenartig, im südlichen mehr und mehr zur Wüste wird und nur im mittleren durch schwache Höhenzüge unterbrochen ist. Hier ist das Land der Passage, wo Asien und Europa im großen „Völkerthor“ zwischen dem kaspischen Meer und dem Uralgebirge unmerkbar in einander übergehen. Hier ist auch der Tummelplatz echter Nomaden, der Kaissaken oder Kasaken, die eine Zeitlang fälschlich mit dem Namen eines anderen Volkes, der Kirgisen, benannt wurden und nun, wahrscheinlich um den Uebergang zur richtigen Benamung vorzubereiten, Kirgis-Kasaken zu heißen sich bequemen müssen. Dieses große Weideland mit seiner unstäten Bevölkerung bewaffneter Hirten ist allmählich und ohne Geräusch, theils im vorigen, theils in diesem Jahrhundert, von Rußland occupirt worden. Erst seitdem Letzteres in den südlichen Theil des großen turanischen Ländergebietes eingedrungen ist, hat Europa begonnen, den Nachrichten von dorther eine erstaunte Beachtung zu widmen. Und in der That in Südturan liegen die Verhältnisse anders als in Nordturan. Hier finden wir Hochgebirge, Stufenlandschaften, Ebenen, Städte und Dörfer, uralte Culturstätten. — Man kennt nach bisheriger Lehre den großartig-einfachen Bau des Gebirgsskeletts von Innerasien: Himalaya, Künlün oder Karakorum, Thian-Schan oder Mustag, Altai, 4 fast parallele, von Osten nach Westen gehende Gebirgssysteme. Die ersten beiden convergiren nach ihrem Westende zu, und von ihrem Treffpunkt aus streicht angeblich ein von S. nach N. gerichteter Höhenzug zum Thian-Schan hinüber, der Belur oder Bolor-Tag. Der

letztere allerdings ist durch neuere Forschungen, zu denen einen nicht geringen Theil russische Gelehrte und Officiere beigesteuert haben, bedeutend gekürzt worden und erscheint mehr als ein großartig-massiger breiter Gebirgsknoten, zu welchem eine Convergenz des Thian-Schan in der Richtung nach Südwest ähnlich der des Himalaya nach Nordwest sich herausgestellt hat. Jedenfalls liegt da, wo unsre Karten jetzt den Bolor zeigen, eine wichtige Wasser- und Länderscheide Asiens, die Grenze zwischen West und Ost-Türkistan, den beiden Theilen von Südturan.

Jenes ist bekannter als dieses, bekannter namentlich seit den bewunderungswürdigen Reisen jenes kühnen, sprachgewandten Ungarn, der kaum genannt zu werden braucht, H. Vámbéry's. Wenn wir den beiden großen Parallelströmen, welche West-Türkistan bewohnbar machen, dem Amu und dem Syr, Oxus und Jaxartes, auf ihrem Laufe nach Westen folgen, so stehen wir an ihren Quellen inmitten gewaltiger Hochgebirge, treffen in ihrem Mittellaufe auf eine Zone städtischen Lebens und sehen um ihren Unterlauf sich, wie in Nordturan, Steppe und Wüste ausbreiten. Dies gilt ziemlich vollständig von dem nördlicheren Jaxartes, ebenso von dem Saraffchan, dem großen intentionellen Nebenflusse des Oxus von rechts her, nur theilweise jedoch vom Oxus selbst, dem im Mittellaufe von Süd her die Wüste zu weit sich naht, während sie am Unterlaufe zurücktritt, um der blühenden, städtebesetzten Oase von Chiva Platz zu machen. Am wichtigsten in politischer und commercieller Beziehung ist natürlich der städtisch bewohnte Strich, die Heimstätte einer seßhaften Bevölkerung, neben welcher auf den Höhen und in den Tiefen Nomaden hausen. Auch auf den Höhen, denn das zeichnet die Gebirge Innerasiens aus, daß sie größtentheils kahl und baumlos, nur mit Gras und Gesträuch bedeckt, ferner breite Hochthäler auf ihrem Rücken tragend, das Bild der Steppe und damit das Leben der Steppe, das in der Ebene sich entfaltet, ihrerseits wiederholen. So sind im Grunde die städtischen Districte in Innerasien sämmtlich nur Oasen, welche eine ewig-bewegliche Völkerschaar von Viehzüchtern umschwärmt. Hauptsächlich aber dieser Oasenhaftigkeit der Stadtbezirke ist es zuzuschreiben, wenn wir im Herzen Asiens dieselbe politische Zersplitterung gewahren, wie im Herzen Europa's, — zu einem nicht geringen Theile allerdings dort, wie hier, auch bedingt durch Rasseneigenthümlichkeiten. In der That, die Gegenden am Syr und Amu erscheinen wie ein asiatisch-muhamedanisches Deutschland: neben den (absolut sehr kleinen) oesbegischen Großstaaten Chokand, Buchara, Chiwa, die 10—20 Mittel- und Kleinstaaten (und, nebenbei bemerkt, echte Raubstaaten) des obern Amugebietes, theils völlig souverän, theils mehr oder minder abhängig von ihren Nachbarn. Diese kleineren und größeren Staatengebilde gruppiren sich, mit Ausnahme vielleicht einiger Bergcantone, um städtische

Mittelpunkte. Neben ihnen und durch sie hindurch ziehen sich die Weidestriche der Nomaden: im Westen, d. h. im mittleren und unteren Amulande bis zum Kaspischen Meere hin, die der räuberischen Turkmenen, im Syrgebiete und im Osten, d. h. auf dem Kamm der Gebirge die der echten Kirgisen, die bei den Chinesen Buruten, bei den Russen Kara- oder Dikokamennyje Kirgisy heißen, die Schweizer Mittelasiens. Diese sind es, welche im Thianschan, auf den Höhen des Bolor und in den westlichen Strecken des Künlün hausend, die Vermittlung zwischen Ost- und Westtürkistan herstellen, resp. durch räuberisches Verhalten die Verbindung beider Theile stören. Auch die Kirgisen sind, wie die Turkmenen, wie die oben erwähnten (Kirgis-) Kasaken, wie die in West- und Osttürkistan herrschenden Oesbegen ein Theil der großen turk-tatarischen Völkerfamilie, auf die Rußland mit Ausnahme der kurzen armenisch-persischen Strecke überall stößt, sobald es einen Schritt nach Süden macht.

Aber neben den türkisch-redenden leben noch andere Menschen in Mittelasien, die vielleicht der Zahl nach wenig, desto mehr aber in andern Beziehungen bedeuten. Wir meinen die von Vámbéry her wohlbekannten Tadschiks oder Ssarten. Diese gehören durch Sprache, Physiognomie und Körperbau dem großen Völkerrahmen an, der unter anderen uns selbst umspannt. Ihre Sprache ist, wofern sie dieselbe nicht, wie nach neueren Nachrichten in Taschkend, vertauscht haben, ein altpersischer Dialect, und ihr ganzer körperlicher Habitus weist auf Iran, jenes große sonnige Hochland, welches die westturanischen Gebiete Asiens im Süden begrenzt. Die Tadschiks wohnen in den Städten und Dörfern aller Oesbegenstaaten und sind vielleicht selbst als Urbewohner derselben anzusehen. Neuerdings wenigstens hat sich herausgestellt, daß sich auch in den Bergthälern des sogenannten Bolor neben den Kirgisen versprengte Theile dieses Volkes vorfinden, die sogenannten Bergssarten, doch ist über diese erst wenig bekannt. Die städtischen Ssarten bilden überall in den Städten der Oesbegenreiche einen gewissen Bruchtheil der Bevölkerung, sind als Ganzes politisch einflußlos, — denn das herrschende Volk sind überall dort die türkisch-sprechenden Oesbegen —, nehmen aber trotzdem nach europäischen Begriffen in den Chanaten eine wichtige Stelle ein. Diese knüpft sich an ihre iranische Intelligenz, die der oesbegisch-turanischen weit überlegen ist. Nicht nur nämlich haben Einzelne dieses Volkes, namentlich in den letzten Zeiten, sich vermöge ihrer Brauchbarkeit und durch die Gunst ihrer turanischen Herrscher zu den höchsten Staatsämtern emporgeschwungen, sondern auch die Masse des Volkes selbst ist ein wichtiger Factor des Staatslebens dadurch geworden, daß es allen Handel und ziemlich die ganze Industrie in seinen Händen concentrirt hat. Die Tadschiks sind geborene Kaufleute, die als solche weit über Mittel- und Ost-Asien verbreitet sind. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten sie den Handel

von ganz Sibirien monopolisirt, indem sie nach der bedeutendsten Stadt Türkistans Bucharer oder russisch Bucharzi genannt wurden. Erst durch strenge Prohibitivmaßregeln, denen die damalige Völkerrevolution in Innerasien, der chinesische Vertilgungskrieg gegen die dsungarischen Kalmüken unbeabsichtigt aufs wirksamste zu Hülfe kam, gelang es damals der russischen Regierung, die unternehmenden Concurrenten aus Mittelasien vom sibirischen Boden zu verdrängen. Auf den Märkten zu Nischni-Nowgorod dagegen haben sie als Käufer europäischer und Verkäufer heimischer Waaren fast nie gefehlt; mochten sie aus Chiwa, Buchara, Taschkend stammen, es waren wahrscheinlich immer Tadschiks, Leute des unterworfenen dienenden Stammes, ein Verhältniß, das erst in unserer Zeit völlig aufgeklärt ist. Wie weit dieses ebenso schlaue wie gewissenlose iranische Krämervolk seine Fangarme nach Ostasien hineinstreckt, können wir beim gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse nicht mit Bestimmtheit bezeichnen; sie sollen bis zu den chinesischen Häfen am Stillen Ocean vorgedrungen sein, doch beruht diese aus Ritter geschöpfte Angabe vielleicht auf einer Verwechselung, die wir alsbald erklären werden. Soviel ist sicher, daß der Tadschik wie in den Städten des westlichen, so auch in denen des östlichen Türkistan in ziemlichen Mengen den Handels- und Gewerbestand bildet. Türke und Tadschik gehören im Innern Asiens etwa so zu einander, wie in Osteuropa der Pole und der Jude. Nur mit einem wichtigen Unterschiede. Die Tadschiks bekennen sich zu derselben Religion wie ihre in türkischen Mundarten sprechenden Herren, sie sind Muhamedaner und zwar größtentheils Sunniten, nicht, wie ihre in Persien selbst sitzenden Stammverwandten, Shiiten, wodurch die Gemeinschaft zwischen ihnen und dem herrschenden Stämmen nur um so inniger geworden ist.

Oestlich vom Bolor, jenem erhabenen Massengebirge, das auf seinem Rücken die noch immer räthselhafte Pamir-Ebene Marco Polo's trägt und die gewaltigsten Bergsysteme der Erde, nach Nordost das Himmelsgebirge, nach Südost das turanisch-indische System (Künlün, Himalaya) ausstrahlt, erstreckt sich das vor Kurzem noch chinesische Ostturkistan, auch Kleine Tatarei oder Hohe Bucharei genannt. Schmal im Westen, verbreitert es sich immer mehr im Osten, je weiter seine Gebirgsränder, südlich der Künlün, nördlich der Thianschan, auseinander treten, eins der großartigsten Hochthäler, im Durchschnitt 4000 engl. Fuß hoch. Ein nach Osten fließender Strom, der Tarim, der im Hochsommer durch die brennend heiße Sonne Innerasiens und die Bewässerungsanstalten seiner Anwohner fast erschöpft im Steppensee Lop sein Ende findet, sammelt alle von Westen, Norden, Süden den Hochgebirgen entströmenden ostturkistanischen Gewässer, wofern sie nicht, vorher versiegend, wie so häufig in Innerasien, jenem nur intentionelle Zuflüsse bleiben. Etwa auf der Breite von Neapel fließt dieser Strom, und

die größere Ausweitung des Thales liegt auf seiner Südseite, zwischen ihm und dem Künlün, gegen Osten hin immer wüster und öder, nach chinesischer Bezeichnung ein Sandmeer (Wüste Schamo). Die Geschichte dieses eigenthümlich construirten Landes ist ein deutlicher Beweis dafür, daß Wüsten viel stärkere Ländergrenzen abgeben, als selbst die höchsten unserm Erdball aufgethürmten Bergreihen, sobald diese nur mit leidlichen Pässen gesegnet sind. Chinesische, von Osten über die Wüste vordringende Herrschaft und Cultur fristete hier immer nur ein vorübergehendes Dasein, während trotz mächtiger Gebirgswälle nach Süden, Westen und Norden die Fäden lebhaftester Verbindung nie abrissen und bald stärker, bald schwächer gesponnen waren. So wurde z. B. einst von Süden der Buddhismus hierher gebracht, von Westen sogar, wie es scheint, das Christenthum in der Gestalt des Nestorianismus, endlich aber der Islam, der alle früheren Bildungen weit überwucherte. Die Bewohner Osttürkistan's suchten und empfingen demnach ihre auswärtigen Anregungen weniger am Laufe ihrer Flüsse abwärts, als vielmehr denselben entgegen. Diesen eigenthümlichen Ultramontanismus bestätigt auch die neueste Landesgeschichte.

Das politische Leben pulsirte hier, mehr noch als in Westtürkistan, in einigen größeren Städten, die durch ihre Lage besonders zu einer solchen Rolle berufen waren. Sie liegen nämlich sämmtlich, soviel zu ersehen ist, am Ausgange größerer Gebirgsdéfilé's, an den Punkten oder nicht weit unterhalb der Punkte, wo die größeren Zuflüsse des Tarim aus ihren Gebirgsthälern aus- und in die Ebene eintreten; sie liegen ferner an den unteren Enden solcher Thalspalten, die nach oben an einen gangbaren Paß führen, der die Vermittlung zwischen diesseit und jenseit der Berge ebenso erlaubt wie herausfordert. Es ist ein hübscher Kranz von Stadtgebieten, der auf solche Weise den Fuß der osttürkistanischen Randgebirge saumartig einfaßt. Zunächst im innersten Winkel des Landes treffen wir Kaschgar, 7—8 Meilen südlich davon Janyssar oder Jangissar, jenes in der von Bolor und Thianschan, dieses in der von Bolor und Künlün gebildeten Ecke, Kaschgar aber weit älter und bedeutender als die Nachbarin. Von Jangissar führt der Weg am Fuße des Künlün entlang südöstlich nach Jarkand und weiter in derselben Richtung nach Chotan oder Iltschi; von Kaschgar nordöstlich am Abhang des Thianschan liegt Usch-Turfan und weiter östlich Aksu. Diese 6 Städte bilden die Altyschär, d. h. Hexapolis des westlichen und eigentlichen Osttürkistan. Ihnen gegenüber stehen die Städte des östlichen Osttürkistan, die sich indeß nur in einer Reihe am Südfuße des Thianschan hinziehen, u. a. Kutscha, Karaschar, Turfan, Chamil, stets in größerer Abhängigkeit von dem ihnen näheren China.

Darf man Großes mit Kleinem vergleichen, so erinnert dieses von einem

blühenden Städtering umwundene Wüstenplateau an jene Teller, die man mit nassem Sande füllt, um einen ringsum gelegten Blumenkranz frisch zu erhalten. Das Bild ist nicht so unpassend. Der Engländer Johnson, der im Jahr 1865 vom 18. September bis 4. October in Chotan verweilte, erzählt von einem dichten, feinen, aus der Wüste hereingetragenen Staube, der zuweilen die Atmosphäre so verfinsterte, daß der Reisende sich zum Lesen Mittags ein Licht anzünden mußte. Das Merkwürdigste aber war, daß die Eingeborenen diesen aus Erde gemachten Londonnebel für den besten Dünger ihrer Aecker erklärten! — Von den Landeserzeugnissen Osttürkistans wollen wir hierbei bemerken, daß sie im Allgemeinen denen von Westtürkistan gleichen, von diesen aber wird später die Rede sein.

Was die Bevölkerung Osttürkistans angeht, so gehört der dominirende Theil derselben zu der auch in Westtürkistan hausenden turk-tatarischen Völkerfamilie, die dem Linguisten nicht wenig, dem Ethnologen aber wegen der Schwierigkeit ihrer Einreihung in das große Rassengemälde der Menschheit sehr viel zu schaffen macht. Je weiter wir aber nach Osten vordringen und uns den Nordwestprovinzen des eigentlichen China nähern, je mehr stoßen wir auf ein neues, interessantes Bevölkerungselement, das in unseren folgenden Betrachtungen eine hervorragende Rolle zu spielen berufen ist. Es sind die Dungenen oder Dunganen (bei Vámbéry Döngenen oder Töngens). Ueber den mit diesen Namen bezeichneten Bestandtheil der innerasiatischen Menschheit hat erst das letzte Jahrzehnt reichlicheren Aufschluß gebracht. Dungenen sind Chinesen, welche Muhamed ihren Propheten nennen. Ob diese chinesisch-sprechenden und bis vor kurzem bezopften Muhamedaner echte Schößlinge am Stamme jenes großen ostasiatischen Culturvolkes, oder ob sie ihm nur aufgepfropft und darum im Punkt des Glaubens aus der Art geschlagen sind, d. h. ob wir in ihnen etwa Nachkommen eines einst nichtchinesischen, aber später zu chinesischer Sprache und Sitte freiwillig oder gezwungen übergegangenen Volkes, vielleicht der Niguren oder einer andern in der älteren Geschichte Asiens erwähnten und seitdem verschwundenen Nation zu recognosciren haben, das sind Fragen, die uns hier nichts angehen, deren endgültige Beantwortung überhaupt noch weit im Felde liegt. Ebenso wenig erörtern wir hier die gleichfalls noch wenig aufgeklärte Frage, wann und wie dieser Theil der chinesisch-sprechenden Menschen zu den Segnungen des Islams kam. Für uns genügt es zu wissen, wo die muhamedanischen Chinesen ihre Wohnsitze haben. Selbst hierauf können wir keineswegs ausreichende Antwort geben. Dungenen treffen wir in den ehemals oder noch jetzt unter chinesischer Herrschaft stehenden Städten, sobald wir von Westen her den Bolor überschreiten: sie sind Kaufleute und Handwerker wie die Tadschiks, mit denen sie jedenfalls in den westlichen Strichen Osttürkistans zusammen

wohnen. Weiter nach Osten hin nimmt die Zahl der Dungenen zu, die der Tadschiks ab, bis wir endlich nach Uebersteigung der sogenannten chinesischen Mauer in den Provinzen Kansu und Schensi, den nordwestlichen des echten Chinalandes, die ersteren in compacten Massen vorfinden, untermischt freilich mit Zopfträgern der Mandschu- und eigentlichen China-Rasse. Wir wissen ferner, daß sporadische Colonieen der Dungenen ostwärts durch ganz China bis zum Strande des Stillen Oceans sich erstrecken, ja daß fast in allen größeren Städten Chinas, namentlich auch in den Hafenplätzen muhamedanisch-chinesische Gemeinden leben, und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß diese mit den Tadschiks Mittelasiens (s. oben) identificirt wurden. In Kansu und Schensi hört, wie es scheint, der Name der Dungenen (bei den Chinesen !Hoei-Hoei! d. h. überhaupt Muhamedaner) auf, mit dem Namen aber, wie wir sahen, nicht die Sache, d. h. der Islam. Ja in der von Kansu und Schensi nur durch die Provinz Ssütschuan getrennten Südwestprovinz Jünnan hat sich ein bedeutendes Contingent chinesischer Muhamedaner erst jüngst sehr bemerkbar gemacht, und daß dieselben auch in der Mittelprovinz Ssütschuan nicht fehlen, würde ohne Weiteres anzunehmen sein, wenn es nicht auch ausdrücklich in englischen Berichten angegeben würde. So finden wir an den Grenzen Chinas merkwürdige Verhältnisse. Es ist ein Saum mehr oder weniger dicht wohnender, mehr oder weniger fanatischer Muhamedaner, der das „Reich der Mitte" im Westen umrahmt; oder wenn wir bedenken, daß dieser muhamedanische Randstreifen sich nach Westen zu in Osttürkistan mehr und mehr erweitert, daß Westtürkistan ihn fortsetzt, daß in den nördlichen Theilen des englischen Ostindiens die muhamedanische Bevölkerung am dichtesten sitzt, so können wir dieselbe, für die Verhältnisse in Innerasien sehr wichtige Thatsache auch so ausdrücken: Tübet, die Hochburg des Dalai-Lama, ist mit Ausnahme einer allerdings ausgedehnten südöstlichen Strecke rings umlagert von Bekennern des Islam. (Nach neueren Nachrichten sind dieselben sogar in Tübet selbst nicht unbedeutend vertreten.) Anders als die Tadschiks zählen die Dungenen nach Millionen, und so sind sie auch in allen möglichen Lebensstellungen anzutreffen, namentlich wissen wir, daß die chinesische Regierung sie gern zu Soldaten aushob; — das kriegerische Feuer des Islam entflammt auch noch den weichlichen Chinesen. Einen District dungenischer Wohnsitze, den wir im Folgenden zu erwähnen haben, ließen wir bisher unberührt. Jene Islamiten sind nicht nur südlich von dem großen centralen Gebirgszuge Asiens, dem Thianschan oder Himmelsgebirge, heimisch, sondern auch im Norden desselben, in der sogenannten Dsungarei, in und bei den dort gelegenen Handelsstädten, z. B. Kuldscha, Tschugutschak, Urumtschi ꝛc. Muhamedaner eben bildeten in dem gesammten Westen Chinas mit Ausnahme Tübets den Kern der Bevölkerung.

Wir sind bei dieser flüchtigen Umschau über die Völkerverhältnisse Innerasiens sehr weit nach Osten gerathen, doch werden die folgenden Artikel dies hoffentlich rechtfertigen. Es bliebe nun noch übrig, über die Productions- und Handelsverhältnisse wenigstens Turans zu sprechen, doch verschieben wir dies auf eine spätere Stelle, wo wir den Werth und die Bedeutung der neuen russischen Eroberungen zu prüfen versuchen werden. Unsere nächste Aufgabe ist es, den historischen Verlauf der letzteren darzustellen, soweit es eben möglich ist.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Adreßdebatte im Reichstage. Aus Berlin. Schon bei der Eröffnungsfeier im weißen Saale mußte die im eigentlichen Sinne schwarze Gruppe in's Auge fallen, die sich um den um Haupteslänge aus der Menge hervorragenden Bischof Ketteler von Mainz gesammelt hatte. Gestalten in langen schwarzen Priesterröcken, mit beobachtenden und festgeprägten Zügen, die souveränen Herrscher so vieler Gewissen anzeigend, den inneren Stolz mit einem leichten Mantel äußerer Demuth überbreitend, standen sie etwas im Hintergrund, dem Throne gerade gegenüber. Von den Kreisen, in welchen sie ihre Candidaten aufstellten, haben sie zwar nur etwa die Hälfte, sechzig bis siebenzig, erobert, aber sie sind ein geschlossener, vordringender Haufe, angreifend und streitlustig, und es sollte sich bald ergeben, wie sie entschlossen sind, im Reichstag den Kampf um ihre ausschweifendsten Grundsätze in größter Tragweite aufzunehmen. Den ersten Anlaß bot dazu bekanntlich eine Stelle der Thronrede, welche den Entschluß ausspricht, dieselbe Achtung, die Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten zu zollen, der schwachen wie der starken.

Einmischung in die italienischen Händel ist nun bekanntlich das Programm der ultramontanen Partei durch die ganze Welt, und es gibt eben kein anderes Volk als gerade das italienische, welches einen Angriff auf die Selbständigkeit und Unabhängigkeit seiner Entschließungen zu fürchten hätte. Man nahm daher wohl mit Recht an, daß jener Passus auch im Sinne der Regierung gerade auf die römische Frage hinziele, und brachte in die Adresse, welche von Vertrauensmännern aller Parteien des Reichstages zunächst gemeinsam vorbereitet wurde, eine Stelle, welche die Nichtintervention in die Angelegenheiten anderer Völker noch etwas stärker betonte und in einem historischen Rückblick die Schädlichkeit solcher Intervention eben an dem Ver-

hältniß der großen deutschen Kaiser gegenüber Italien hervorhob. Diesem Passus gegenüber sonderte sich die clericale Partei ab, sie beschloß eine Gegenadresse einzubringen und damit die römische Frage im Reichstag zum Austrag zu bringen.

Ein Zwang dazu war jedoch nicht gegeben; denn die Adresse der Mehrheit bewegte sich doch immer noch in ziemlich zweideutigen und allgemeinen Redewendungen. Allein die Clericalen handelten dabei nach dem bekannten Satz, daß dem leicht aufspielen ist, der gerne tanzt, und von ihrer Seite wurde die Schlacht auf dieser Position beschlossen.

Nun hätte man, nachdem jeder Zweifel darüber verschwunden war, daß die Clericalen die Herstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes in der Adreßdebatte zu verfechten entschlossen waren, dieser Frage geradezu in's Gesicht sehen sollen, statt nur allgemeine und in ihrer doctrinären Fassung allerdings ziemlich anfechtbare Sätze vorzubringen, aus denen erst durch eine dem Leser überlassene Schlußfolgerung die Meinung der Adresse über die concrete Frage hervorgehen sollte. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß es ein sonderbarer Grund für das Verhalten Deutschlands der römischen Frage gegenüber ist, wenn darauf hingewiesen ward, vor sechs und mehr Jahrhunderten hätten die deutschen Kaiser nur Schaden davon gehabt, wenn sie sich um italienische Händel kümmerten; namentlich da dieser Grund ganz allein aufgeführt war und damit gleichsam als der einzige und ausschlaggebende betrachtet zu werden schien. Auch versäumten die Ultramontanen nicht, von diesen offenbaren Mängeln Vortheil zu ziehen, und wenn ihnen das nicht besser gelang, als es in der That der Fall war, so lag dies nicht in der Fassung der Mehrheitsadresse, sondern in der ungeschickten und kleinlich-hämischen Weise, die ihr Auftreten an jenem Tage kennzeichnete.

In der That war es eine große Stunde für die ultramontane Partei, als die Adreßdebatte begann. Sie sollte nun vor den Augen Europas die Sache vertreten, welche sie als ihre oberste Aufgabe bezeichnet hatte, in der nach ihrem Vorgeben Wohl und Wehe der ganzen römischen Kirche beschlossen lag. In Hunderten von Versammlungen hatte sie ihre Getreuen ermahnt, zur Ausfechtung dieser Frage Kämpen zu wählen, von Tausenden katholischer Kanzeln war sie gerade als der Mittelpunkt der ultramontanen Bestrebungen auf dem Reichstage bezeichnet worden. Alle Strafen der Hölle sind zu dem Zwecke auf die schwankenden Wähler herabgerufen worden, um sie zur Wahl clericaler Candidaten zu bestimmen, damit jetzt die Stellung des Papstthums, wenn auch keinen materiellen, doch einen moralischen Erfolg erringen möchte. Und nun — wie so armselig der Erfolg, wie matt und verschwommen die Haltung dieser den Gewissen der Katholiken abgepreßten Vertreter!

Die Clericalen hatten drei Redner aufgestellt: den älteren Reichen-

sperger, dem die juristische Deduction zugefallen war, den Mainzer Bischof v. Ketteler, der die Macht katholischer Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen hatte, und den hannöverischen Exminister Windthorst, der den polemischen Theil übernommen hatte und gleichsam Abzug und Rücken der Fraction decken sollte. Die Manier der clericalen Juristen ist bekannt genug; jene wortklaubende Casuistik, die nie in den inneren Werth und die Bedeutung der Grundsätze und Thatsachen eingeht, sich schwebend an Form und Aeußerlichkeiten hängt, den Sinn von Worten nach Bedürfniß streckt oder zusammenzieht. Diese unserer realen und auf das Wesen der Dinge gerichteten Zeit so veraltet und nichtig erscheinende Weise besitzt an Reichensperger nur einen sehr mittelmäßigen Vertreter. Wir lassen uns Paradoxen gefallen, wenn sie in geistreichem Gewande auftreten, und zur Noth die Sucht, Widersprüche beim Gegner auf Schritt und Tritt aufzuspüren, wenn Scharfsinn und Schlagfertigkeit am Steuerruder stehen. Von Reichensperger hörte man aber nur eine mangelhaft zusammengestellte Vorlesung über die Zulässigkeit von Interventionen in die Angelegenheiten fremder Völker. Und wenn man die Anfechtbarkeit allgemeiner Sätze in dieser Beziehung zugeben kann, so bleibt doch der alte Grundsatz, der im Leben wie im Recht und der Politik gilt, übrig: in dubio abstine. Hat man uns bewiesen, daß wir in Rom interveniren dürfen, so führe man uns doch den Beweis, daß wir dort interveniren müssen. Die Politik, in welche uns die Clericalen hineintreiben möchten, hat in ihrer letzten Consequenz die Nothwendigkeit, 300,000 Mann über die Alpen zu schicken, und zu Ehren eines doctrinären Satzes ist es doch lächerlich, einer Nation dies zuzumuthen. Nur das innerste Lebensinteresse Deutschlands könnte ein solches Vorgehen rechtfertigen; es wäre allerdings schwer gewesen, ein solches Interesse aufzuweisen.

Mit Spannung erwartete man das angekündigte Auftreten des Bischofs v. Ketteler. Wie er sich zum Sprechen erhebt, lagert sich eine lautlose Aufmerksamkeit über der Versammlung; ist es doch der streitbarste Bischof der streitenden ultramontanen Partei in Deutschland, der Held so vieler sonderbarer Abenteuer des letzten Concils, dem der Ruf eines außerordentlichen Talentes vorausgeht. Gesicht und Haltung dieses Mannes sind nicht aus unserer Zeit, er steht da unter den modernen Vertretern des modernsten Reiches wie die Gestalt eines mittelalterlichen Bischofs, der seinem Grabstein entstiegen ist und Fleisch und Blut gewonnen hat. Eine die Nase entstellende Hiebwunde erhöht die Seltsamkeit der Erscheinung. In den ersten Worten des Redners spiegelt sich die Ruhe und Sicherheit des Mannes, der gewohnt ist, große Versammlungen zu beherrschen. Die Einleitung seiner Rede gilt den großen Thaten des deutschen Heeres, sie ist in großem Styl gehalten und gesprochen und macht einen würdigen Eindruck. Aber alsbald

nimmt sie an Sicherheit und Bedeutung ab. Es sei für ein Reich nicht genug an der einen Stütze, dem Heere, andere Stützen müßten die Gerechtigkeit und die Gottesfurcht sein; justitia fundamentum regnorum. Der Redner bewegt sich in Zweideutigkeit darüber, ob diese Stützen existiren, oder ob er deren Abwesenheit verurtheilt. So wird durch Doppelsinn der erste günstige Eindruck verwischt, nicht die Rede, sondern die Persönlichkeit erscheint unheimlich, und die Unruhe, die durch das Haus geht, zeigt, wie gleichförmig und übereinstimmend dies Gefühl sich geltend macht. Der polemische Theil der Rede ist schwach, dem Adreßentwurf der Mehrheit wird vorgeworfen, er leide an Phrasenmacherei, ein Wort, das zwar die parlamentarische Sitte nicht unbedingt verbietet, das aber doch die Stellung der Debattirenden herabzieht. Die Art der Redaction der Kriegsnachrichten solle auch der Friedensadresse zum Muster dienen — also der Telegrammenstyl in Staatsschriften eingeführt! Die Behauptung ist paradox, ja geradezu komisch, und der von dem Bischof vertheidigte Entwurf ist selbstverständlich gleichfalls vom Styl Podbielski's meilenweit entfernt. Dem Abgeordneten Miquel wirft der Bischof vor, er habe den clericalen Adreßentwurf nicht verstanden. Das Wort erregt Sensation, Ketteler erklärt, es möge wohl zu hart sein und zieht es zurück. Die Deduction über die Zulässigkeit der Interventionen im Allgemeinen ist mangelhaft, die gebrauchten Beispiele unlogisch und übel gewählt; über die Nothwendigkeit in der römischen Frage zu interveniren, will sich der Bischof gar nicht aussprechen, während es doch heißt: hic Rhodus, hic salta! Den Schluß bildete der Versuch, ein Wort, das klar und deutlich in der Mehrheitsadresse stand, hinweg zu sophistisiren. Die Versammlung ruft ihm dieses Wort zu, der Bischof erneuert seinen Versuch, es zu umgehen und von Neuem schallt ihm das Wort entgegen. Der Redner, auf den seine Freunde so große Hoffnungen, auf den Alle so hohe Erwartungen gesetzt, hat geendet. Es ist Allen klar und wahrscheinlich dem Bischof selbst, daß sein Debut ein verfehltes war. Der Dritte im Bund ist der Abgeordnete Windthorst. Jede seiner Redewendungen endet mit einem Witze. Vertheidigt man in dieser Art eine Sache, die einem wirklich am Herzen liegt, oder ist es nicht vielmehr das Behagen des parlamentarischen Klopffechters, der die ganze Debatte nur als eine famose Gelegenheit betrachtet, die Schärfe seines Geistes und die Tragweite seiner Sarkasmen am Gegner zu erproben? Der Mann hat einen gewissen niedersächsischen Humor und eine gute Art sein geistiges Kleingeld aufklingen zu lassen, als wäre es gewichtige Münze. Aber die Absätze seiner Rede, an die ein Witz angehängt werden muß, sind doch zu häufig für den Vorrath, den er herstellen kann, so kommt denn gar viel Schaales und selbst Wiedriges zum Vorschein. Dem Grafen Bethusy-Huc ruft er zu, er wolle Privatissimum

bei ihm nehmen, nur über den Preis sei er noch nicht einig. Dem Abgeordneten Wehrenpfennig, er wolle zu seiner Belehrung heut Abend zu ihm kommen und Aehnliches in diesem Styl. In diesen trivialen Rahmen passen keine Gesichtspunkte, die auch dem Gegner zu denken geben, es ist ein hämisches Meistern und Kritteln. Dazu füge man noch den stereotypen Versuch, die Gegner unter einander zu verhetzen, den Conservativen vor den Liberalen Angst zu machen und umgekehrt, die Polen zu locken, mit den Demokraten zu liebäugeln; dazu ein selbstgefälliges Dehnen aller Sätze und Worte, die Kunstpausen, die auf ein Gelächter warten, ein scharfes Herumlugen des kleinen Mannes nach der Wirkung seiner Scherze — und man hat das Bild des Führers der clericalen Partei. Das Beste, was Windthorst vorbrachte, war der klarformulirte Satz, daß die Mehrheit die Intervention verwerfe, weil sie eben in Rom nicht interveniren wolle. Den Beweis dafür, daß die deutsche Nation mit ihrem Blute den päpstlichen Stuhl wieder zusammenzuleimen habe, unterließ aber auch er zu führen. Das Auftreten seiner Partei führt ohne Weiteres den schlagendsten Gegenbeweis.

Die Mehrheitsadresse wurde von Bennigsen eingeführt, von Miquel, Völk, v. Oheimb und Graf Bethusy-Huc vertheidigt. Das größte Interesse knüpfte sich an den Baiern Völk, als ein verhältnißmäßig neues Mitglied, das unmittelbar nach Bischof Ketteler das Wort erhielt. Die rednerischen Mittel dieses Abgeordneten sind bedeutend, die sogenannte Frühlingsrede, mit der er durch die Baumwollenballen und Zuckerhüte des Zollparlamentes durchbrach und dem obersten Anliegen der Nation begeisterte Worte weihte, waren für die Geschichte jener Versammlung geradezu epochemachend. Auch bei der Adreßdebatte war der Beginn der Rede voll Wärme und Ueberzeugungskraft. Den Gegensatz zwischen deutschem und römischem Geiste hob er scharf hervor, später verlor sich die Ausführung zu sehr in das Specifisch-Baierische, als daß sie auf der Höhe des Anfanges hätte bleiben können. Der Abgeordnete Römer (Württemberg) wußte die Unruhe der ermüdeten Versammlung nicht mehr zu überwinden. Das Facit der ganzen Debatte aber war eine colossale und entscheidende Niederlage der ultramontanen Partei gleich bei Beginn des parlamentarischen Feldzugs. Die Clericalen hatten geglaubt an Stärke zu gewinnen, als sie mit aller Gewalt eine confessionelle Partei zu Stande brachten. Sie haben damit nur erreicht, alle anderen Parteien von nach jener Seite neigenden Elementen zu reinigen und eine erhöhte Kraft des Widerstandes gegen den Ultramontanismus zu geben. Sie hatten gehofft, das Zünglein an der parlamentarischen Waage zu bilden und finden das ganze Haus in compacter Masse sich gegenüber. Ihre Erwartung, die Reichsregierung zu einem Eingreifen in die italienischen Verhältnisse bringen zu können, ist durch das entschiedene Nein der überwie-

genden Mehrheit des Reichstages als gänzlich vereitelt zu betrachten, und sie können noch nicht einmal mit dem Bewußtsein auf die Adreßdebatte zurücksehen, ihren Gesinnungen einen klaren und unverhohlenen Ausdruck gegeben zu haben. — g.

Aus den süddeutschen Königreichen. Zugleich mit dem Beginn der Arbeiten des Reichstags kehrt auch im Süden nach den mannigfachen Festlichkeiten der jüngsten Wochen eine normale Werktagsstimmung wieder ein. Die Wirkung dieser frohen Tage ist darum nicht verflogen und sie wird eine dauernde sein. Gleichwohl muß gesagt werden, daß sie ihres schönsten Schmucks entbehrten. Wie unendlich wäre der Jubel dieser Tage erhöht worden, wenn das Volk die Gestalt des Heldenkaisers nicht blos in den Büsten und Transparentbildern, die bei den Illuminationen verwandt wurden, sondern in lebendiger Majestät hätte unter sich schauen dürfen. Unmittelbar aus dem besiegten Feindesland kommend, mit dem noch frischen Lorbeer geschmückt und zugleich den Frieden bringend — wie hätte ein solcher erstmaliger Besuch des Kaisers im Süden zünden müssen! Eben jetzt wäre ihm die wärmste Begeisterung, die reinste Empfänglichkeit entgegengekommen. Der Gedanke Kaiser und Reich ist noch eine gar zarte Pflanze; durch die persönliche Erscheinung des Reichsoberhaupts hätte sie wunderbar gekräftigt werden müssen.

Eine Zeitlang war der Besuch des Kaisers an den Residenzen des Südens in Aussicht gestellt worden. Später war wenigstens von einem Besuch in Karlsruhe die Rede, wo auch die Beherrscher der beiden Königreiche sich einfinden würden. Nur vermuthen läßt sich, warum diese Projecte aufgegeben wurden. Doch die Erklärung ist verzeihlich, daß die an den süddeutschen Königshöfen herrschende Temperatur noch wenig zu einer solchen Reise ermuthigen mochte. Man hat seiner Zeit dem jungen König von Baiern, als er in entschiedenen Krisen der Patriotenpartei seines Landes gegenüber die bessere Ueberzeugung starkwillig aufrecht hielt und zumal, als er den Wunsch nach Annahme der Kaiserwürde zuerst an den König Wilhelm brachte, nach Gebühr Weihrauch gestreut, und Niemand zürnt ob der poetischen Ueberschwenglichkeiten, die dabei zu Tage kamen. Leider lieferten schon die Verhandlungen mit den bairischen Räthen zu München und Versailles den Beweis, daß eine sehr nationale Gesinnung zugleich mit einer ausnehmend hohen Meinung von dem Werth der bairischen Selbständigkeit vereinbar ist. Und als ob es an jenen Errungenschaften des Particularismus noch nicht genug gewesen wäre, hat man noch überdies den glücklich geführten Nationalkrieg als eine schickliche Gelegenheit erachtet, dem Territorium der bairischen Krone einen Zuwachs zu verschaffen. Jene Sitzung der bairischen Reichsrathskammer, in welcher ein wittelsbachischer Prinz offen die Frage der Ge-

bietsvergrößerung aufwarf und das Verlangen danach umständlich und ohne Scheu motivirte, bleibt immer eine fatale Erinnerung, auch wenn es, — wie zu hoffen steht — gelingen wird, das aufregende Weißenburger Gespenst wieder völlig zu verscheuchen. Daß dann der jugendliche Monarch keine Zeit gefunden hat, das ehrwürdige Reichsoberhaupt in seiner neuen Würde persönlich zu begrüßen, hat vollends dazu beitragen müssen, gewissen Gerüchten über gar wechselnde Launen und Stimmungen Nahrung zu geben. Darf man aus einer Fluth unnützer Anekdoten und Mythen, wie sie romantische Persönlichkeiten zu umgeben pflegen, einen geschichtlichen Kern herausschälen, so ist nicht zu bezweifeln, daß man in der Münchener Residenz zuweilen aufrichtige Trauer empfindet über die capitis deminutio, zu der man in der neuen Reichsverfassung selbst die Hand geboten.

Aehnliche Gedanken stiegen auch in der Stuttgarter Hofburg auf. Nachdem die entscheidenden Beschlüsse über die neue Verfassung vollzogen waren und die Umrisse des neuen Kaiserthums in fast erschreckender Deutlichkeit sichtbar wurden, verfiel man Anfangs auch hier in melancholische Betrachtungen über die empfindlichen Opfer, die man der nationalen Sache gebracht hatte. Aus mannigfachen Aeußerungen, die verbreitet wurden, ließ sich entnehmen, daß die Meinung sich festgesetzt habe, man habe gleichsam ein Uebriges gethan. Mindestens gab man zu verstehen, daß jetzt die äußerste Grenze erreicht und dem nationalen Drängen ein entschiedenes Halt zugerufen werden müsse. Gerade von den Nationalen schien man nun wie zum Dank eine besonders ausgesprochene Loyalität zu erwarten, und man begriff nicht daß die national-gesinnte Mehrheit der Abgeordnetenkammer die Rücksicht unterließ, für die Präsidentenstelle dem König einen Mann zu präsentiren, der eine besonders angenehme Persönlichkeit gewesen wäre. Auch war es bezeichnend, daß eben in dieser Zeit, obwohl die wichtigsten Verhandlungen, die das Königreich jemals führte, ohne einen Minister des Auswärtigen besorgt worden waren, die seit August erledigte Stelle des Freiherrn v. Varnbüler neu besetzt, ja das gesammte Personal des auswärtigen Ministeriums mit Eifer wieder ergänzt wurde. Mit Mißfallen wurde sogar wahrgenommen, daß das Publikum an öffentlichen Orten, z. B. bei Ausstellungen, die von Allerhöchsten Personen eines Besuchs gewürdigt wurden, einen tadelnswerthen Cultus mit Bildnissen des Königs von Preußen und des Kronprinzen zu treiben schien. Ja man hatte nicht übel Lust, es dem Herrn v. Mittnacht ernstlich vorzurücken, daß er, um seine üble Vergangenheit bei Preußen, wie man sagte, auszulöschen, zu Versailles in seiner Nachgiebigkeit gegen die preußischen Forderungen gar zu weit gegangen sei. Wenn er nur wenigstens dieselben Zugeständnisse wie Baiern davongetragen hätte! Solche Stimmungen mochten, wenn man billig sein will, in der Umgebung eines souveränen Hofs

verzeihlich sein; der König jedenfalls war klug genug sie zu beherrschen. Wurde doch die vielbesprochene Reise des Königs in das Hauptquartier des neuen Reichsoberhauptes wirklich beschlossen und, nachdem sie wiederholt verschoben worden, woran die unsicheren Berichte über den Termin der Capitulation von Paris Schuld waren, auch in letzter Stunde noch in's Werk gesetzt. Daß die Art des Einzugs in die feindliche Hauptstadt die Theilnahme des Königs Karl ausschloß, war sicher in dessen eigenem Sinne. Und höchst erfreulich waren die politischen Wirkungen dieser Reise. Der König machte kein Hehl daraus, daß er in Versailles die günstigsten Eindrücke empfangen hatte. Ueber seine Unterredungen mit dem Kaiser und mit Bismarck sprach er sich gegen seine Umgebung in befriedigendster Weise aus und er rühmte den Gewinn, den die Erörterung politischer Fragen durch den persönlichen Verkehr erfahre. Deutlicher als Alles sprach, daß gleich nach der Rückkehr des Königs, die mitten in die Festlichkeiten zur Feier des Sieges fiel, am königlichen Schlosse zum erstenmal die schwarz-weiß-rothe Flagge, die Flagge des neuen Reichs, aufgezogen wurde.

Daß es im Allgemeinen in den süddeutschen Königreichen einige Zeit brauchte, bis man sich an den Gedanken gewöhnte, daß wir nun ein höchstes Oberhaupt neben den angestammten Fürsten besitzen, ist nicht zu verwundern. Es war ja noch nicht so lange her, so hatte der Gedanke fast ein hochverrätherisches Geschmäckchen, der jetzt zur staatsrechtlichen Wirklichkeit geworden ist. Von Seiten der Behörden ging man anfangs mit einer Behutsamkeit vor, welche wirklich die Besorgniß zu verrathen schien, als stehe der Respect vor der neuen Würde in einem gewissen Conflict mit der Loyalität gegen das engere Vaterland. Die erste Ansprache des Kaisers an die deutsche Nation kam so überraschend, daß man nicht Zeit hatte, sich auf den Modus der officiellen Veröffentlichung zu besinnen: nur durch die gewöhnliche Zeitungslectüre erfuhr das Volk diesen ersten Gruß des Reichsoberhaupts. Als dann die ersten Bekanntmachungen der Reichsgewalt erschienen, die zum Theil durch die Behörden der Einzelstaaten veröffentlicht werden mußten, wurden wichtige Berathungen gepflogen über die Form, die solchen Bekanntmachungen zu geben wäre, um nach keiner Seite hin anzustoßen und nicht bedenkliche Präjudicien zu schaffen. Es erhoben sich noch andere Anstände, z. B. aus Anlaß der Verleihungen des Eisernen Kreuzes. Man scheint sich auch diesen Fall reiflich überlegt zu haben. Denn erst spät brachte der württembergische Staatsanzeiger die erste amtliche Nachricht, daß „Seine Majestät der König geruht habe, dem Schützen N. N. die Ermächtigung zu ertheilen, das ihm von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser und König von Preußen verliehene Eiserne Kreuz anzunehmen und zu tragen." Eine Art der Veröffentlichung, die doch manches Kopfschütteln hervorrief. Niemand wird es tadeln,

daß die Annahme und Anlegung fremder Orden der Genehmigung des Landesfürsten unterliegt. Aber verzeihlich war die Frage: ist denn der deutsche Kaiser im Königreich Württemberg ein fremder Fürst? und vor Allem: ist er als ein fremder Souverän zu betrachten, wenn er als oberstes Kriegshaupt die Thaten seiner Armee ehrt und belohnt?

Solche und ähnliche heikle Fragen erweckte das neue noch ungewohnte Verhältniß. Zumal dem loyalen Unterthanenbewußtsein brachte es kummervolle Stunden. Wir wären keine Deutschen, wenn nicht die altgewurzelte Loyalität gegen den Landesfürsten in einen kleinen Gewissensconflict mit der Ehrfurcht vor dem neuen Kaiser gerathen wäre. Die Sorge, es möchte dem letzteren Gefühl irgend ein Makel, noch irgend ein beinahe gesetzwidriges Etwas ankleben, zwang die getreuen Magistrate, als man im übrigen Deutschland in der ersten Freude den Kaiser froh willkommen hieß, zu schweigsamer Vorsicht und bemessensten Schritten. Einige kleinere Städte wagten zuerst den kühnen Schritt einer solchen Kundgebung. In der Residenz, wo eine starke angestammte Unterthanentreue sich bemerklich zu machen liebt und den Magistrat beherrscht, kam es zu kleinen Scenen, die freilich mehr komischer als ärgerlicher Art waren. Erst seitdem der König aus Versailles zurückgekehrt ist, scheint eine gewisse Sicherheit in die Gemüther eingekehrt zu sein. Auch die Sieges- und Friedens-Festtage, deren Schwung selbst schwerbewegliche Gemüther mit fortriß, hat ersichtlich gute Wirkung gehabt und das Gleichgewicht jener streitenden Gefühle gefördert. Das war zumal am 22. März, dem Geburtstage des Kaisers, zu spüren, den nicht blos der König durch Galatafel und einen Toast auf den Kaiser Wilhelm feierte, sondern der im ganzen Lande einmüthig in wahrhaft herzlicher Weise gefeiert worden ist. Das war zugleich eine verständliche Antwort an den Stuttgarter „Beobachter", der im März 1870, als noch sein Waizen blühte, bei einem sehr unschuldigen Anlaß die höhnische, den höchsten landesverrätherischen Frevel im Voraus denuncirende Frage gethan hatte: „Wann wird das Geburtsfest des Königs von Preußen in Stuttgart gefeiert werden?", eine Anfrage, die sicher auf eine so rasche und bündige Antwort nicht gefaßt war. Diesen Tag ließ denn auch der Magistrat der Residenzstadt nicht vorübergehen, ohne den Kaiser in einer Adresse zu beglückwünschen und denselben seiner Hingebung und reichstreuen Gesinnung zu versichern. Und wer möchte überhaupt zweifeln, daß die deutsche Treue unseres Bürgerthums, wenn sie mit einiger Bedächtigkeit den großen Wandlungen der Zeit folgt, im Laufe der Jahre nur um so fester sich an die schützenden Gewalten des Reiches sich schließen wird!

Langsam und fast unmerklich, doch unaufhaltsam wird die Reichsgesetzgebung in demselben Sinne wirken. Die wichtigsten Gesetze, welche gleichsam

das Fundament unserer staatlichen Einheit bilden, sind in Württemberg seit 1. Januar d. J. eingeführt. Nicht an einem Tage, aber mit unwiderstehlicher Gewalt müssen die Grundgesetze, die ein deutsches Staatsbürgerthum schaffen, die jeden Deutschen bei den Reichstagswahlen und vor Gericht dem Württemberger gleichstellen, die dem Badener, dem Baiern, dem Preußen den Charakter des Ausländers abstreifen, eine Umwandlung in den Anschauungen des Bürgers erzeugen, der in den engen Begriffen und Gewohnheiten des Kleinstaats aufgewachsen ist. Wie die Heereseinrichtungen haben diese neuen Gesetze eine erziehende Aufgabe, deren Werth gar nicht zu unterschätzen ist. In Württemberg war es zuerst das Verehelichungsgesetz, dessen Wirkungen am fühlbarsten waren und den größten Rumor verursachten. Denn jene unglücklichen Paare, die von den württembergischen Behörden Jahre lang aussichtslos herumgezogen worden, stellten sich pünktlich am 2. Januar ein und überraschten die verblüfften Beamten durch ihre Gesetzeskunde. Es war da viel Jammern von Oberamtleuten über so plötzliche Neuerungen, und von Gemeindeschulzen über die andrängende Fluth von unterstützungsbedürftigem Proletariat, wozu noch gleichzeitig der Aerger darüber sich gesellte, daß es hinfort nicht mehr verstattet war, jeden „Fremden", der sich unangenehm gemacht hat, ohne weitere Umstände per Schub über die Landesgrenzen zu schaffen; lauter Klagen, die sich indessen in Bälde legen dürften vor der angenehmen Aussicht auf Verminderung der Vielschreiberei, und nicht minder vor der wachsenden Einsicht, daß die Wirkung der neuen Gesetzgebung nur eine sittigende und kräftigende sein kann. Bekanntlich bildete die Verehelichungsgesetzgebung einen der dunkelsten Punkte im Staate Württemberg. Der verhältnißmäßig starke Procentsatz der unehelichen Geburten, wie die starke Auswanderung, waren wesentlich die Folge von gesetzlichen Bestimmungen, deren Ungeheuerlichkeit man längst einsah, ohne daß man den Willen oder die Kraft zu selbstständiger Abhilfe besessen hätte. Die Wirkungen der neuen Gesetzgebung kommen hier einer socialen Umwälzung gleich.

Bei der Annahme der norddeutschen Verfassung galt es in Baden und Württemberg als selbstverständlich, daß die norddeutschen Gesetze, wo nicht besondere Umstände eine Ausnahme begründeten, einfach herübergenommen würden. Selbst wenn der innere Werth derselben zweifelhaft hätte sein können, galt es baldmöglichst einen gemeinsamen Rechtszustand im neuen Reich zu begründen. Die bairischen Minister zogen damals diese Consequenz noch nicht; sie behielten es einer reiflichen Ueberlegung vor, ob und welche dieser Gesetze sich auch für die Angehörigen des bairischen Staates eignen möchten, der im vergangenen Jahrzehent selber viel Zeit und Kraft auf gesetzgeberische Reformen verwandt hat. Der jetzt von Seite Baierns im Bundesrath eingebrachte und bereits vom Reichstag in Berathung genommene Antrag, daß von den norddeutschen Gesetzen vorläufig ein Dutzend als Reichsgesetze in Baiern eingeführt werden sollen, zeigt indessen, daß nicht die Absicht besteht, diese Abweichungen bis ans Ende der Tage bestehen zu lassen. Unter jenem Dutzend befindet sich das Gesetz über die Freizügigkeit, über das Paßwesen, über die Organisation der Bundesconsulate, über die Gleichberechtigung der Confessionen, über Beseitigung der Doppelbesteuerung (letzteres vom 1. Juli v. J.), über die Ausgabe von Papiergeld (mit 1. Januar 1872 einzuführen). Weitere Gesetze, wie namentlich das Kriegsdienstgesetz und das

über die Maß- und Gewichtsordnung, sollen in kurzer Zeit nachfolgen. Es ist kein kleiner Fortschritt, daß das Ministerium Lutz alle diese Gesetze als zur Einführung im Reichslande Baiern geeignet erklärt. Hatten doch die bairischen Exemtionen vielfach den Eindruck gemacht, daß nicht einmal das Reichsbürgerrecht auf Baiern sich erstrecke, und bei den Reichstagswahlen waren da und dort Zweifel entstanden, ob die außerhalb Baierns befindlichen Angehörigen dieses Staates zum Wählen berechtigt seien. Der Exemtionen in der Verfassung, die Abweichungen in den Gesetzen waren so viele, daß die Gemeinsamkeit Ausnahme, die Abweichung Regel erschien. Jetzt kann die wachsende Einheit in der Gesetzgebung mit Manchem versöhnen, was dem spröden Bajuvarensinn in der Verfassung hat zugestanden werden müssen. Wenn freilich im Innern das gegenwärtige Ministerium seine Hauptstütze im reichsräthlichen Adel und in der unglücklichen Abzweigung der patriotischen Partei sucht, die bei den Reichstagswahlen so glänzend durchgefallen ist, so ist das eine lediglich bairische Angelegenheit, so gut als das Ministerium Mühler eine lediglich preußische Angelegenheit ist. Früher konnten wohlwollende Beurtheiler annehmen, die Regierung habe dem Volk und den Kammern gegenüber eine besonders schwierige Stellung, sie sei aus taktischen Gründen, um größeres Unheil zu verhüten, zu einem vorsichtigen Gange und zu möglichster Erhaltung des Inventars von Souveränetätsstücken genöthigt. Allein seitdem das bairische Volk in den Reichstagswahlen so deutlich gesprochen hat, stehen die Dinge doch ganz anders. Die Regierung behält jetzt eine Kammer bei, von der sie weiß, daß ihre patriotische Mehrheit nicht mehr die Meinung der Mehrheit des Landes ausdrückt. Die liberale Partei, stolz darauf, selbst in den altbairischen Provinzen bedeutend an Boden gewonnen zu haben, verlangt neuerdings mit großer Lebhaftigkeit die Aufhebung der Anomalie, daß in München eine patriotische, in Berlin eine liberale bairische Mehrheit besteht, und die Gereiztheit zwischen den Liberalen und der Regierung kann sich nur steigern, wenn die letztere fortfährt, das Verlangen der Kammerauflösung mit Zeitungsconfiscationen zu beantworten. Durch die Wahlen der früheren Minister Hörmann und Fürst Hohenlohe hat das allgemeine Stimmrecht einen deutlichen Wink ertheilt, allein dieser Wink scheint an der entscheidenden Stelle nicht verstanden zu werden.

Luxemburger Parteien und Tendenzen. Aus Luxemburg. — Unter unsern Parteien ist die clericale die älteste und mächtigste. Das „Luxemburger Wort für Wahrheit und Recht" ist ihr Hauptorgan; Bischof Laurent unseligen Andenkens gründete es noch kurz vor seiner Landesverweisung und seine Creaturen führen es mit bestem Erfolge fort bis auf den heutigen Tag. Die Menge, besonders der Bauern, schwört darauf, denn hier, wie anderwärts, gründet sich die Herrschaft des Clerus auf die wenig entwickelte ländliche Bevölkerung, es ist daher auch leicht erklärlich, warum das „Wort" in so liberalem Sinne für Einführung des allgemeinen Stimmrechts schwärmt, dessen wir noch entbehren, während es vor der Einrichtung von Geschwornengerichten doch so oft und dringend warnt. Im letzten Kriege stand das „Wort" natürlich auf französischer Seite und hat während der ganzen Zeit keine Gelegenheit vorübergelassen, Deutschland und das deutsche Volk — wofür es nach französischem Muster stets den Namen „Preußen" setzt — zu

verdächtigen und zu verkleinern. Alle Lügentelegramme, alle Wuthartikel der französischen Presse läute es seinen blindgläubigen Lesern wieder und versetzte sie dadurch bald in komische Freude über die vermeintlichen Niederlagen, bald in heftigen Zorn über die leider handgreiflichen Siege „Preußens“. Und doch sind es nicht zehn Jahre, da war das „Luxemburger Wort“ durch und durch deutsch gesinnt. Damals hegte es nämlich noch die Hoffnung, das alte Oesterreich und mit ihm Jesuitenthum und Ultramontanismus die Oberhand in Deutschland gewinnen, Preußen aber und den Protestantismus daraus verdrängt zu sehen. Die Ereignisse von 1866 trieben dann natürlich den Clerus und sein „Wort“ ins französische Lager. In Frankreich war man doch wenigstens gut katholisch; das Rouher'sche „Jamais“ klang so tröstlich, das Wunder der Chassepots zu Mentana richtete auch die gläubigen Herzen Luxemburgs auf. Doch wie einst die kleinen Wunder der ägyptischen Priester durch die größeren des Moses bei Pharao ihr Ansehen verloren, so haben es auch bei unseren Clericalen zuletzt die Zündnadeln über die Chassepots davongetragen. Schon läßt sich das „Wort für Wahrheit und Recht“ aus Trier merkwürdige Correspondenzen schreiben, wo von dem Niedergange Frankreichs, von der entschiedenen Erhebung Deutschlands ganz unumwunden die Rede ist. Kurz, diese Partei ist bei uns so vaterlandslos und international wie überall; mit der gerade vorherrschenden Macht im Bunde sucht sie ihre Zwecke durchzusetzen, der Aufschwung ihrer Genossen im Reich macht ihr Muth und läßt ihr den Eintritt in dasselbe nicht mehr so hoffnungslos für sich erscheinen, wie ehemals. Einstweilen sucht sie sich in unserem Ländchen die Herrschaft auf die Dauer zu sichern, indem sie die Volksschulen und alle gründlichere wissenschaftliche Bildung gewaltsam niederzuhalten bestrebt ist. Eben dahin zielt auch die Concentration des höheren Unterrichts, die der Bischof durch Verschmelzung der verschiedenen Lehranstalten in eine einzige zu erreichen trachtet. Bereits wird an dem großen „Convictsgebäude“ dazu eifrig gearbeitet, die Bauern steuern Geld dafür bei und zahlreiche Jesuiten harren schon des Augenblicks, wo sie dort als Oberlehrer werden einziehen dürfen.

Eine zweite Partei bilden unsere sogenannten „Fransquillons“, eine Partei, eigentlich ohne alle politischen Principien, die aber aus socialen Gründen, weil das französische Wesen ihr mit unwiderstehlichem Reize in die Augen sticht, durchaus zu Frankreich hält und deshalb bisher mit den Clericalen an einem Strange zog, obwohl sie durchweg aus Voltairiens besteht. Diese Herren waren es, die im Jahre 1867 so laut und energisch für unsere Einverleibung in Frankreich eintraten, die jene antideutsche Monstredemonstration hervorriefen, welche unser Prinzstatthalter zu seinem Vortheil auslegt und daher mit behaglichem Wohlgefallen gut hieß. An der Spitze dieser ganzen franzosenfreundlichen Bewegung stand die Ostbahngesellschaft, die so oft für die Pariser Regierung politische Geschäfte hat besorgen müssen; sie verschmähte kein Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke, unsere jeune France gab sich zu ihren Agenten und Helfershelfern her. Man trat zu einer auf Actien gegründeten Theatergesellschaft zusammen, um auch auf diesem Wege für Verbreitung französischer Cultur zu wirken. Die Trierer Schauspieltruppe wußte man hinwegzuärgern, die Fransquillons herrschten auf den Brettern wie in den Wirthshäusern. Diese Partei hat denn auch während

des Krieges den Franzosen allen möglichen Vorschub geleistet. Von ihnen ging der Güterzug aus, der bei hellem lichten Tage aus unseren Grenzen fuhr, um Thionville Proviant zuzuführen. Im Vertrauen auf sie errichtete der französische Consul sein Werbebureau für die Armee von Lille in unserer Stadt. Die Regierung drückte ein Auge, ja beide Augen zu, bis sie ihr durch die Bismarck'schen Noten unsanft geöffnet wurden. Das Weitere ist bekannt; den Helden unseres „patriotischen Comité's" ward bedeutet, sich fein ruhig zu verhalten, der Ostbahn ward das politische Handwerk gelegt, ja am Geburtstage des König-Großherzogs fielen diesmal ein paar Orden auf einige Leute, die nicht zu den Fransquillons zählten, was denn hinreichte, die letzteren völlig aufzuklären. Ihr Organ, das Avenir, verließ scheinbar die französische Seite und legte sich den Namen einer „internationalen Zeitung" bei, was freilich den alten Schimpfreden auf Preußen keinen Eintrag that. Doch suchte man von nun an zukünftigen Gefahren vorzubauen. Die Fransquillons bemühten sich, den Betrieb unserer Eisenbahnen der Gesellschaft der Bassins Houilliers in die Hände zu spielen, die sich gleicher Gunst bei dem clericalen „Worte", wie beim Prinzenstatthalter selbst, erfreut. Es ist dabei vor Allem darauf abgesehen, einem Erwerb unserer Bahnen durch die deutsche Saarbrücker Gesellschaft vorzubeugen, damit der Betrieb ja niemals zu Gunsten des Zollvereins geschehe.

Denn das ist die lächerliche Wendung, die bei uns stattgefunden: unsere Franzosenfreunde, da sie sich als solche nicht mehr zeigen dürfen, treten jetzt als Neopatrioten auf, als Freunde der Selbständigkeit unseres Ländchens um jeden Preis. Sie haben, scheint es, ganz vergessen, wie sie sich 1867 geberdet haben, als es sich darum handelte, uns an Frankreich zu verschachern. Damals wurden wir Nationalen mit unserem Patriotismus verhöhnt, man erklärte unser Land für verfallen dem Marasmus, dem Kretinismus, kurz jeglichem Elend, wofern es nicht einem andern großen und mächtigen Staate einverleibt werde; heute heißt der kurzweg ein Vaterlandsverräther, oder, was noch schlimmer ist, ein Preuße, wer nicht für unsere Isolirung, d. h. unseren materiellen Ruin schwärmt. Nun sind mit einem Male die großartig patriotischen Verse unseres Nationalpoeten Lentz populär geworden: „Mir welle' bleiwe' wât mir sin! Mir welle glât net preußisch gin!" —

Mit der Schilderung dieser beiden Parteien, der Clericalen und der Fransquillons, ist eigentlich unsere Aufgabe erschöpft. Zwar kennt und nennt man bei uns auch eine „liberale" Partei, ja unsere Kammer hat sogar eine liberale Majorität; aber in Wahrheit ist dieser ganze Liberalismus nichts als eine Uebergangsstufe auf der Leiter des persönlichen Ehrgeizes unserer Politiker. Dieselben Männer, die als junge Herren ganz liberal thun, wenn sie die Bauern ihres Cantons mit Braten, Schinken und Wein zu ihrer Kammerwahl vermögen, verschwinden in höheren Jahren, wenn sie in Amt und Würden kommen, unterschiedslos in den Reihen der Clericalen oder einfachen Bureaukraten. Die einzigen stichhaltigen politischen Gegensätze sind eben bei uns die nationalen, eine natürliche Folge unserer ausgesetzten Grenzlage. Der Liberalismus also, wo er hier zu Lande echte Farbe hat, ist gleichbedeutend mit deutscher Gesinnung. Leider sind dieser Art Leute nicht viele, sie mußten sich seither die spöttische Bezeichnung „Utopisten" gefallen lassen. Doch glücklicher Weise stehen sie nicht ganz isolirt. Sie haben

eine Macht zur Seite, die zwar minder uneigennützig, als sie, dafür aber um so energischer mit ihnen für unsere freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland eintritt. Diese Macht ist das große Capital, die große Industrie unseres Landes. Unsere vorzüglichsten und bedeutendsten Industriellen, die nichts weniger als „Utopisten" sind, begreifen sehr gut, daß unser Heil, unsere ganze Zukunft bei Deutschland liegt, und daß, aus dem deutschen Zollverbande ausgeschieden, unsere große Industrie, welche diesem ihr Emporblühen verdankt, schnell unausweichlichem Ruin entgegengehen müßte. Vor Allem ist es unsere Eisenindustrie, die hauptsächlichste des Landes, der dies Schicksal bevorstünde. Ihre Träger thun daher in ihrem eigenen Interesse, was wir andern in nationalem zu thun bemüht sind. Viele unserer Industriellen sind in der Kammer, oder haben doch ihre Freunde darin. Deshalb hat sich die Kammer auch stets ziemlich kühl verhalten den patriotischen Demonstrationen unserer Fransquillons gegenüber. So ist es gekommen, daß noch immer eine nicht unbedeutende, wenn auch nicht eben zahlreiche, Partei bei uns für gute Beziehungen mit Deutschland wirkte.

Sollte es der Weisheit und Energie eurer Regierung nicht gelingen, das internationale Verhältniß, in das man uns geworfen und das nun keinen Sinn mehr hat, durch eine wahre Reichsverbindung mit euch zu ersetzen, damit nicht dieser letzte Rest des Deutschthums im Elend unseres Kleinlebens zu Grunde gehe?

Englische Correspondenz. London, 1. April. Sie kennen das Resultat der Pontus-Conferenz, es ist der schwerste Schlag, den Englands Machtstellung seit langer Zeit erlitten hat. Aber was noch weit schlimmer, das ist die Versunkenheit, mit der das große politische Publicum diesen Schlag nicht nur ruhig hinnimmt, sondern sich freut, eine lästige Verbindlichkeit losgeworden zu sein. Hätte die Regierung gefühlt, daß sie in ihrer Isolirung nicht fähig war, die beschränkenden Bestimmungen des Pariser Vertrages gegen Rußland mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten, so hätte sie in einfach würdiger Form protestiren und sich damit die Zukunft offen halten müssen. Aber die Form der Conferenz anzunehmen, um zu einem solchen Resultat zu kommen, wie die Protokolle es ergeben, das übersteigt das Maß von Schwäche, welches man selbst nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehntes hier kannte. Lord Granville mußte sich der Lage der Verhältnisse nach sagen, daß von einer unabhängigen Prüfung der schwebenden Frage keine Rede sein konnte, daß Gortschakoff, der durch sein rücksichtsloses Auftreten die Schiffe hinter sich verbrannt, eine Conferenz nur annehmen würde, wenn dieselbe das, was er nicht erbeten, sondern sich selbst genommen, einfach bestätigen wollte.

Es kann also niemand täuschen, wenn Lord Granville in der ersten Sitzung sagte, daß die Conferenz mit voller Freiheit und ohne Präjudiz für ihre Beschlüsse an die Sache heran trete. Ebenso leer ist der Vorwand, daß Rußland sein barsches Vorgehen entschuldigt oder zurückgenommen habe, es hat nichts der Art gethan, sondern nur eine rein formelle theoretische Erklärung unterzeichnet, daß keine Macht sich nach den Gesetzen des Völkerrechtes einseitig von einem Vertrage lossagen dürfe, es hat aber niemals seine einseitige Kündigung der Neutralität des Schwarzen Meeres zurückgenommen.

Die Motive hat Baron Brunnow der Conferenz mit einer Freimüthigkeit dargelegt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die Zeiten haben sich geändert, sagte er in der zweiten Sitzung, das Kaiserreich, dessen Andenken mit dem Pariser Vertrage verknüpft ist, existirt nicht mehr, Graf Walewski, der dem Congreß präsidirte, ist todt, man hat damals einen Zustand geschaffen, der zu der gegenwärtigen Lage nicht mehr paßt, der Artikel 11 des Pariser Vertrags sagt, daß die Gewässer und Häfen auf alle Zeit (à perpétuité) der Kriegsflagge der Küstenstaaten verschlossen sein sollen. Der Ausdruck à perpétuité ist nicht gut gewählt, im Bereich der menschlichen Dinge hat niemand die Macht, den Einfluß der Zeit in Abrede zu stellen. Und mir scheint jetzt der Augenblick gekommen, eine Bestimmung abzuschaffen, welche keine Chance der Dauer hat und deren „Einführung in das Völkerrecht eine fruchtlose Neuerung war" — mit andern Worten, weil euer Alliirter vom Krimkrieg am Boden liegt, finden wir die Zeit günstig, die Zeichen unserer Niederlage abzuschütteln. Der türkische Gesandte erklärt freilich, seine Regierung habe nie etwas von den Inconvenienzen oder Gefahren gespürt, welche Baron Brunnow für beide Uferstaaten aus der Neutralisirung des Schwarzen Meeres herleite, dieselbe habe im Gegentheilt zur Erhaltung des Friedens im Orient beigetragen. Da er seit einer langen Reihe von Jahren in England beglaubigt sei, so wisse er genau, welchen Werth dasselbe auf die Neutralisirung jenes Meeres gelegt, wolle sich jedoch bereit erklären, der Aufhebung der Stipulation zuzustimmen, wenn alle anderen Großmächte es für wünschenswerth hielten.

Weder die Berufung an den Schatten Palmerston's noch die cynisch offene Sprache Brunnow's scheinen Lord Granville aus seiner Gemüthsruhe gebracht zu haben, die Neutralisirungsclausel wurde nemine dissentiente abgeschafft, und die Times, diese große Nationaldenkmaschine, findet, daß der Austrag der Sache ausnehmend befriedigend sei. „The settlement of the Black Sea difficulty may be received with unqualified satisfaction." Wenn man eine Demüthigung nicht vermeiden kann, so soll man sie stille einstecken, aber sie zu einem diplomatischen Triumph machen zu wollen, ist kläglich.

Es ist klar, daß die russische Diplomatie mit der Conferenz nicht nur das wesentliche Resultat des Krimkrieges vernichtet hat, sondern sich durch die inzwischen vollendeten Eisenbahnbauten in einer viel stärkeren Stellung gegen die Türkei befindet, als vor 1854. Jahrlang ist man schon beschäftigt, in Nicolajeff ein zweites Sebastopol zu gründen und eine Panzerflotte zu bauen, welche der türkischen ein zweites Sinope zu bereiten im Stande ist, in Poti, dem Endpunkt der kaukasischen Eisenbahn, ist ein stark befestigter Brückenkopf errichtet, die Entscheidung der Conferenz giebt Rußland das Recht, alle diese Positionen in Ruhe unangreifbar zu machen. Und derweilen ging Gladstone in den letzten Wochen hier umher, erklärte Brunnow für einen großen Staatsmann und die russische Allianz als Englands Zwecken entsprechend! Nun ist die Regierung freilich in allerneuester Zeit etwas stutzig geworden, indem aus Petersburg und Warschau die beunruhigende Nachricht eingelaufen ist, daß Rußland starke Truppenmassen in Polen zusammenziehe, und zwar an Punkten, welche nur gegen Oesterreich gerichtet sein können. Man fragt sich, ob diese Demonstration darauf zielen solle, Oesterreich etwa an einem Einschreiten in die Donaufürstenthümer zu hindern,

wo der russische General-Consul, Baron Offenberg, den inneren Hader und die Agitationen gegen den Fürsten Karl seit langer Zeit schürt? Rechtlich liegt die Sache so, daß nur die Türkei als Suzerän mit Zustimmung sämmtlicher Vertragsmächte eine Occupation der Fürstenthümer vornehmen darf, Rußland aber wird diese Zustimmung niemals geben, und die Türkei, in der Pontusfrage von England im Stich gelassen, wird nicht wagen, sich jetzt mit Rußland zu überwerfen. Oesterreich andererseits wird ein so weitaussehendes Unternehmen, wie die Besetzung der Fürstenthümer wäre, nur wagen, wenn es des Beistandes Deutschlands sicher ist. Graf Bellegarde soll begeistert von seinem Empfang in Berlin nach Wien zurückgekehrt sein und Vorschläge für eine gemeinsame Haltung der beiden Mächte in der Rumänischen Frage überbracht haben; man fragt sich jetzt, wohin dieselben gehen? Sicher aber ist für den, der über den Horizont unserer Manchestermänner hinaussieht, daß die Londoner Conferenz kein Friedenswerk gemacht hat, sondern das Vorspiel neuer Kämpfe und neuen Unglücks ist. England mag sich der Kämpfe enthalten, wenn es entschlossen ist, mit allen Traditionen seiner auswärtigen Politik zu brechen, aber es wird schwerlich seinem wohlverdienten Antheil an der Strafe seiner Schwäche nicht entgehen.

Literatur.

Wieland und die Weidmann'sche Buchhandlung. Zur Geschichte der deutschen Literatur und des deutschen Buchhandels. Von Karl Buchner. Berlin, Weidmann'sche Buchh. 1871. — Ein unterhaltendes, gut geschriebenes Buch, welches in ergötzlicher Weise auf Grund alter Briefe und Geschäftsbücher den Verkehr deutscher Schriftsteller mit ihren Verlegern und den Bücherverkehr in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Zeit unserer großen Dichter, darstellt. Es bietet auch für die Culturgeschichte jener Zeit sehr beachtenswerthes Material. Höhe der Honorare, Stärke der Auflagen, die Corruption und die Verlegenheiten, welche der wuchernde Nachdruck schuf, werden daraus in vielen anmuthigen Anecdoten deutlich. Vor Allem die Verlegenheiten der Dichter. Es ist eine unfreundliche, aber unleugbare Thatsache, daß den Talenten jener Zeit häufig nicht gelingt, in ihrem Verkehr mit den Verlegern unsere Sympathieen zu gewinnen. Zum Theil, weil die großen und edlen Gefühle der schönen Seelen noch nicht die gemeine bürgerliche Redlichkeit im Geschäftsverkehr zur selbstverständlichen Folge hatten, dann aber auch, weil die engen Verhältnisse, in denen die meisten Schriftsteller lebten, zu sehr sanguinisches Planmachen und unüberlegte Versprechungen an ihre Verleger begünstigten. Das ging nicht nur dem ehrlichen Wieland so, auch Schiller litt lange darunter. Zu den meisten Fragen des Buchhandels, welche bei der Bundesgesetzgebung des vergangenen Jahres zur Sprache kamen, bringt das Buch Belegstellen, auf nicht wenige gibt es eine aufklärende Antwort. Und es enthält mehr, als es auf dem Titel verspricht.

Th. Hartwig, der Uebertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel zum Katholicismus. Cassel 1870. — Dieses Buch erzählt uns nicht etwa in theologischer Breite, welchen Glaubenssätzen zu Liebe der Erbprinz

Friedrich von Hessen, der nachherige Seelenverkäufer, von der Religion seiner Väter sich abgewendet habe und zum Katholicismus übergetreten sei, sondern es macht diesen Uebertritt, über dessen Motive nur mehr oder weniger begründete Vermuthungen aufgestellt werden können, nur zum Ausgang für eine Darstellung der politischen Händel und Intriguen, welche sich von Seiten der katholischen und evangelischen Mächte an diese Conversion anschlossen, und die für die deutsche Geschichte vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges von Bedeutung sind. Parallelen mit der Stellung der confessionellen Parteien in Europa während und vor den Kriegen von 1866 und 1870 ergeben sich hierbei für den Leser mehr als er erwarten sollte. Haben wir gleich nicht diese Kämpfe als Religionskriege aufgefaßt, ebensowenig als Friedrich II. den siebenjährigen Krieg in erster Linie als einen Kampf des Protestantismus gegen den Katholicismus ansah, so ist doch vielfach gerade von katholischer Seite eine solche Auffassung dieser Kämpfe genährt und verwerthet worden. Begreiflicherweise beherrschte aber im vorigen Jahrhundert der confessionelle Gegensatz trotz alles Voltairismus und alles Aufklärerthums die Politik der Cabinete doch noch stärker als in diesem. Die Anstrengungen und Intriguen wenigstens, welche von Seiten Oesterreichs und der Katholiken gemacht wurden, um den Uebertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen, eines sittenlosen, schwachen und prachtliebenden Fürsten, für die Interessen der katholischen Kirche und der österreichischen Politik auszubeuten, sind so mannichfaltig und zähe, daß man die Bedeutung des religiösen Moments in all' diesen Händeln nicht unterschätzen darf. War doch auch von Seiten des Vaters des Convertiten, des Landgrafen Wilhelm VIII. in einer Weise allen möglichen Folgen, welche der Uebertritt seines Sohnes auf die kirchlichen Zustände der von ihm zu beherrschenden Landgrafschaft haben könnte, vorgebaut worden, daß die Katholiken, welche das hierüber aufgenommene und vom corpus evangelicorum, von England, Preußen, Schweden, Dänemark, den Niederlanden garantirte Instrument, die sog. Assecurations-Acte, zu beseitigen sich bemühten, selber erklärten, „es müsse solche der Teufel selbst gemacht haben, weil ein Mensch unmöglich Alles hätte ausdenken können." S. 42. — Wie schon gesagt, die Arbeit Hartwig's hat vorzugsweise die politische Seite der Conversion des Landgrafen Friedrich von Hessen zum Gegenstande und ist fast ausschließlich nach noch nicht benutzten archivalischen Urkunden gearbeitet. Im hessischen Staatsarchive gab es eine Sammlung von 38 Foliobänden, welche die Urkunden über den Uebertritt des Erbprinzen u. s. w. enthielten. Von diesen Bänden gingen zwischen 1798 und 1815 sechs Bände spurlos verloren. Nach den erhaltenen 32 Bänden hat Hartwig sein Buch geschrieben, ohne die einschlagende Literatur dabei zu vernachlässigen. Manche schöne neue Entdeckung, auch von allgemeinerem Interesse, ist die Frucht der mühsamen Durchforschung eines so großen Materials gewesen. Der beste Kenner der Zeit des siebenjährigen Krieges, Herr Professor A. Schäfer in Bonn, hat sich deshalb auch veranlaßt gesehen, die wichtigsten Resultate des Buches in einem besonderen Artikel der Sybel'schen historischen Zeitschrift zusammen zu stellen. Aber auch für einen größeren Leserkreis, als die Historiker vom Fach bilden, dürfte das Buch Hartwig's von Interesse sein.

Ausgegeben: 6. April 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die germanische Politik des Augustus.

Wenn der Staat das Volk ist und die Vollendung des menschlichen Daseins es fordert, daß die zusammengehörigen Stämme, sei es durch freiwilligen Entschluß, sei es durch den unwiderstehlichen Zwang außerordentlicher Verhältnisse, sich zu einem Staat zusammenfassen, so ist das entsprechende negative Gegenbild die dauernde Unfreiheit und Dienstbarkeit einer zu eigener Herrschaft und Herrlichkeit geschaffenen Nation. Es ist den Römern beschieden gewesen, wie viele andere politische Phasen und Institutionen, so auch diese beiden Gegensätze mit einer Schärfe und einer Großartigkeit zu gestalten, die diesen ihren Bildungen gewissermaßen den Charakter der Allgemeingültigkeit verleiht, dem Volksstaat wie der Völkerfrohne, dem populus Romanus nicht minder wie der provincia populi Romani.

Auch das römische Volksthum, jener populus, ist nicht mit leisem Druck, nicht mit milder Hand zusammengefügt worden; die öden Thäler Samniums, die verkümmernden Reste des einst im glänzenden Städteschmuck prangenden großen Griechenlands, Capua, das für seinen Versuch mit Rom zu wetteifern zum Dorf herabgesetzt ward, konnten davon erzählen, daß in Italien das Einigungswerk nicht mit dem schonenden Messer des Arztes durchgeführt worden war. Wo jetzt im gleichen Falle alle berechtigten und manche unberechtigte Eigenthümlichkeiten geschont werden, wo der Bezwungene nicht ganz abgeneigt ist sich zwingen zu lassen und andererseits nicht selten eine schwächliche Gutmüthigkeit der historischen Mission des Zwingenden in den Arm fällt, da waltete in jener fernen Zeit die Consequenz des Particularismus in ihrer ganzen fürchterlichen Unbedingtheit und vernichtete da, wo wir jetzt annectiren. Und dennoch war auch das Einigungswerk jener Zeit eine große segens- und zukunftsreiche That. An dem römischen Bürgermuth brach die überlegene Civilisation der Phoeniker, das unvergleichliche Genie ihres großen Führers. Daß nicht Kunst und Geist, sondern der entschlossene Muth eines einigen Volkes die mächtigste Macht auf der Erde ist, das zeigen die beiden größten Kriege der Weltgeschichte, der hannibalische Italiens und der neue nordamerikanischer Bürger gegen die Sklavenaristokratie. Italien ist mehr noch in Rom aufgegangen als Rom in Italien; der Zwang war die Grundlage ihrer Ehe und manches in den historischen Vorgängen dabei erinnert an jene urälteste Brautwerbung, wo nicht das schmeichelnde Wort, sondern der harte Griff des Freiers das Mädchen zwingt dem Mann zu folgen.

Aber Zwangsehe ist nicht immer böse Ehe. Ich weiß nicht ob die jüngste Schwester im Kreise der historischen Wissenschaften, die Statistik, die in ihrer übermüthigen Jugendlaune gar manches berechnen möchte, was sich nicht berechnen läßt, schon Tabellen darüber aufgestellt hat, wie die Ehen, die der Vater, und die Ehen, welche die Liebe schließt, in ihrem Ergebniß sich zu einander verhalten; was die Völker anlangt, so fragt die Geschichte wenig nach dem Einigungsgrund, wenn nur das Ziel erreicht, nur die thatsächliche Einheit formulirt und constituirt, das Volk zum Staat zusammengefaßt wird. Im Alterthum ist es allein Rom, oder, wenn man will, die latinische Nation, die dieses Ziel voll erfaßt und ganz erreicht hat, und dies meinen wir, wenn wir die Römer in besonderem Sinn ein geschichtliches Volk nennen. Das nomen Latinum ist die erstgeborene der Nationalitäten, welche frei in und durch sich selbst zum Staat zusammengefaßt wurden.

Aber wo die Götter walten, sind die Teufel nicht fern. Der populus Romanus schuf sein Gegenstück, die provincia populi Romani. Wie dies gekommen ist, wie das neugeschaffene italische Volk auf den heillosen Weg geführt ward die angrenzenden der Assimilation unfähigen Nationen sich botmäßig zu machen, ihre Territorien nach dem Ausdruck des römischen Staatsrechts in Landgüter des römischen Volkes umzuwandeln, das kann hier nicht aus einander gesetzt werden; aber im Allgemeinen muß doch daran erinnert werden, was geschichtlich unbestreitbar feststeht, daß nicht die Eroberungslust auf diesen Weg geführt hat, sondern die Philisterfurcht. Sehr wohl haben die Römer es begriffen, daß, wie die Eroberung, so lange sie das Volk zusammenfaßt, Selbsterhaltung ist, sie ebenso Selbstvernichtung wird, so wie sie die nationalen Grenzen überschreitet; und ebenso haben die Römer der Republik klar begriffen, daß man Italien latinisiren konnte, nicht aber das wesentlich griechische Sicilien, geschweige denn die ferner liegenden Küsten, oder daß, wenn man es konnte, wie es ja denn in der That späterhin in Africa, Spanien, Gallien großentheils durchgeführt worden ist, dies nur eine andere Form war die zum Staat geschaffene latinische Nation in das unstaatliche Conglomerat aufzulösen, welches jetzt unter dem Namen der lateinischen Race ein namhaftes Element der politischen Confusion ist. Dies alles haben die Römer wohl verstanden, und wie es den Bürgermeistern der Republik unbedingt gestattet war die Grenze gegen die Alpen hin auszudehnen, so gelüstete den Senat keineswegs nach Syrakus und Athen, nach Karthago und Marseille. Aber Ruhe wollte man haben vor dem Nachbar. Man begnügte sich nicht mit dem wohlbegründeten Bewußtsein militärischer Uebermacht, sondern die Kriegsmänner jener Zeit wünschten den Nebenbuhler in solche Ohnmacht zu versetzen, daß er nicht daran denken könne den Kampf zu erneuern, und das Philisterthum der Massen, immer eine furchtbare politische Macht und vor allem, wenn man es dazu gebracht hat sich zu fürchten,

rief solchen Patrioten lauten Beifall, die den Legionen das Marschiren an die ferne Grenze oder gar die Fahrt über das Meer hin ersparten. So nahm man Sicilien, nicht um es zu haben, sondern damit die Karthagener es nicht hätten und nicht von da aus Italien angreifen könnten, und als diese Berechnung sich falsch erwies, als Karthago dennoch angriff und Italien an den Rand des Untergangs brachte, da schlug man mit heldenhaftester Anstrengung den Feind nieder, aber den Frieden dictirte abermals die durch den entsetzlichen Krieg aufs äußerste gesteigerte und freilich auch entschuldigte Philisterfurcht. Man nahm Spanien, dann nach einigem Schwanken und Zögern auch die griechische Halbinsel, auch Asien; und die freie latinische Nation fand sich zu ihrem eigenen Entsetzen wieder als den Kerkermeister der angrenzenden Nationen, verstrickt in das Netz der sogenannten Weltherrschaft. So kam der populus Romanus dazu seinen Gegensatz zu schaffen. Das Zeugniß aber muß man den Römern geben, daß dieselbe Folgerichtigkeit und, was eng damit zusammenhängt, dieselbe praktische Vollendung in dieser Einrichtung waltete wie in der Einigung der latinischen Nation. Dadurch, daß die herrschende Nation sich selbst in den freiesten Formen regierte, hat der Gegensatz hier in seiner vollen Schroffheit sich ausarbeiten können, während er sonst in der Regel durch den Absolutismus abgestumpft, ja aufgehoben wird, welcher auf der sogenannten herrschenden wie auf den beherrschten Nationen gleichmäßig lastet. So lange dieser Absolutismus z. B. in Oesterreich bestand, waren die verschiedenen Gebiete eben alle Kronländer und es kam nicht gar viel darauf an, welche seiner Sprachen der zeitige Habsburger am wenigsten unvollkommen handhabte. Wäre es möglich, was es nicht ist, daß eines dieser Länder die Suprematie erlangte, so würde man an seiner Stellung — beispielsweise Ungarns gegenüber Steiermark und Galizien, lernen können, was die alte Welt wirklich hat erfahren müssen in dem Verhältniß Roms zu Spanien und Africa. Hierin liegt die historische Rechtfertigung Caesars und überhaupt der römischen Monarchie. Die latinische Nation hatte erst die Einheit und Freiheit für sich und dann den großen Völkerzwinger gebaut. Zurückstellen konnte man den Zeiger der Weltgeschichte nicht; das vernichtete Gleichgewicht der Nationen ließ sich nicht wiedererzeugen, der fürchterliche Widerspruch, der in jenem Regiment lag, nicht dadurch ausgleichen, daß man die Knechte wieder zu Herren, sondern nur dadurch, daß man auch die Herren zu Knechten machte. So kam es denn, und mindestens die bisherigen Knechte gewannen bei diesem Tausche.

Die Monarchie der Caesaren stand der großen Frage der Nationalitäten durchaus anders gegenüber als die alte Republik. Diese hätte nie erobern sollen und wo sie es that, da geschah es deshalb mit zagender Hand und bösem Gewissen. Jeder Landstrich, den man sich weiter unterwarf, machte den Widerspruch der Zustände unerträglicher; die besseren Männer fühlten mit jedem neuen Sclaven-

haufen, den man in den Zwinger einschloß, die Kraft der Herren weiter sinken. Darum hat der Senat, so lange er aufrecht stand, die Reichserweiterungen mehr über sich ergehen lassen als erstrebt, mehr aus Schwäche und Inconsequenz, wie sie einem alternden collegialischen Regiment innewohnen, als in bewußtem Abfall das Princip der Nationalität verleugnet, aus dem Rom seine Lebenskraft zog. Für Caesar und die Caesaren war das Princip von Haus aus nicht vorhanden. Die Rechtfertigung der Monarchie lag ja eben darin, daß damit jener unnatürlichen Herrschaft des einen Stammes über alle übrigen ein Ziel gesetzt ward, daß, wenn auch mit vielfachen Uebergängen und Milderungen, Italien aus seiner gebietenden Stellung in die gemeinsame Unterthänigkeit gegen das neue Oberhaupt eintrat. Diese Monarchie also umfaßte von Anfang an und nothwendig verschiedene Nationen, und wie sie einmal war, konnte sie ihrem Wesen unbeschadet erweitert werden. Darum ist es gerechtfertigt und wiederum ein Beweis der scharfen und klaren Ausprägung, die alle politischen Bildungen Roms auszeichnet, daß der Begründer der neuen Monarchie zugleich den großartigsten, ja man kann vielleicht sagen den einzigen wirklichen Eroberungskrieg geführt hat, den die römische Geschichte verzeichnet. Ich meine natürlich die Eroberung des Gebietes zwischen dem Rhein und dem atlantischen Ocean, Nord- und Mittelfrankreichs und des linksrheinischen Deutschlands, durch den Statthalter der beiden Gallien Gaius Caesar. Dies große Gebiet, die feste Burg desjenigen Volksstammes, der wie der Erbfeind so auch der unfreiwillige Begründer der italischen Nationalität gewesen ist, wurde durch einen aus freiem Entschluß unternommenen, mit geringen Streitkräften und unter schweren militärischen Wechselfällen und politischen Verwickelungen meisterhaft durchgeführten achtjährigen Krieg dem römischen Staat unterworfen und sofort, ohne das sonst übliche Zaudern und Schwanken, in ein Reichsland verwandelt. Genau dasselbe Gebiet, das Schauplatz des jetzt eben abgeschlossenen gewaltigen Krieges war, ist auch Schauplatz von Caesars gallischen Kämpfen gewesen, und an welthistorischer Bedeutung giebt der Krieg, welcher vor zwei Jahrtausenden die romanische Race zum Herrn von Frankreich gemacht, dem Kriege nichts nach, der sie jetzt mit eisernem Griff in ihre rechten Schranken zurückgewiesen und die alten Grenzsteine deutscher Nation mit jungem deutschen Blut wieder gefestigt hat. Jener Krieg Caesars bewies es, daß nicht die alte Republik, wohl aber die neue Monarchie erobern konnte und erobern wollte, und als der Caesarismus in Rom sich befestigte, als er die im Todeskampf mehr als in ihrer Altersschwäche furchtbare Partei der Republik schließlich überwand, da mochte der römische Dichter mit gutem Grund den Kelten und Britannern zurufen auf ihrer Hut zu sein. Es ist das Verhängniß solcher Staatenbildungen, die von der Nationalität sich loslösen, daß es für sie keine Schranken mehr giebt. Wo war die Grenze Alexanders?

warum am Taurus und nicht vielmehr am Euphrat? warum am Euphrat und nicht vielmehr am Indus? warum war der erste Napoleon verurtheilt in ähnlicher Weise das Werk des babylonischen Thurmbaus so lange höher und höher zuführen, bis es über seinem Haupt zusammenbrach? die römische Nation war auf dem Punct angelangt, wo die Grenzen des Staates bestimmt werden entweder durch das resignirende Geltenlassen des zufälligen Statusquo oder durch den wahnwitzigen Lauf nach dem immer nahen und doch immer wieder zurückweichenden Horizont der Weltbeherrschung.

Dem Begründer der neuen Monarchie war es nicht beschieden dem Schicksal eine Antwort auf die Frage zu geben, welchen dieser beiden Wege Rom einschlagen werde. Ein zwanzigjähriger Bürgerkrieg raffte ihn und mit ihm den besten Theil der Nation hinweg; aber die Monarchie überdauerte die Krise und ging, wenn auch geschwächt und zu wesentlichen Compromissen genöthigt, doch im Ganzen als Sieger aus derselben hervor. Was der Oheim begonnen hatte, sollte der Neffe vollenden; mit der andern ungeheuren Erbschaft kam an den zweiten Caesar, den ersten Augustus auch die schwere Wahl zwischen der Politik des dauernden Friedens und der Politik der fortgesetzten Eroberung.

Augustus hat, wie in so vielem andern, auch hier geschwankt. Die dämonische Sicherheit, mit der Caesar seine Entschlüsse faßte, war nicht auf ihn übergegangen; wenn jener vielleicht nicht frei war von der Verirrung des Genies, des Unmöglichen sich zu unterfangen und die Bedingtheit alles menschlichen Wollens und Wirkens zu vergessen, so war diesem im Gegentheil das Maßhalten, das Rücksichtnehmen, das Ausgleichen angeboren und ward ihm mehr und mehr zur andern Natur. Viele seiner Aufgaben hat er von mancherlei Seiten angegegriffen, oft seine politischen Pläne verworfen und die gezogenen Linien wieder corrigirt. Diese Aufgabe war in der That von der Art, daß ein Schwanken wenn nicht gerechtfertigt, doch begreiflich ist.

Was Krieg ist, wissen wir jetzt, und wenige werden bestreiten, daß auch der gerechteste und glücklichste Krieg dem Volke nie unmittelbar das ersetzt, was er unmittelbar zerstört, daß es die Moral eines jeden Krieges ist, dem gedankenlosen Menschengeschlecht die Nothwendigkeit des Friedens wieder zum lebendigen Bewußtsein zu bringen. Und doch giebt es vielleicht besondere Verhältnisse, wo es für einen Staat ich sage nicht ein Glück, aber das mindere Unglück ist wieder und wieder auf die Bahn der Eroberung gelenkt zu werden; und vielleicht hat eben der römische nach dem Ende der Republik sich in dieser Lage befunden. Das Selbstregiment war unwiederbringlich zu Ende. Mochte das, was man bisher Freiheit genannt hatte, diesen Namen verdienen oder nicht, mochte Titelsucht und Habsucht auch noch so oft in dem vornehmen Gewande der alten Volksfreiheit sich drapiren, es war

dennoch ein vernichtender Schlag für die Nation, als aus den Ruinen der morschen Republik der neue Thron sich erhob. Es war der Uebergang vom Leben zum Sterben. Längst war das Gemeinwesen krank gewesen; jetzt war es todt. Es war sehr übel, daß die Wahlstimmen gekauft wurden, aber noch übler, daß jetzt sich wohl noch Verkäufer, aber keine Käufer mehr fanden, daß künstliche Mittel angewendet werden mußten, um nur die verfassungsmäßig erforderlichen Volkstribune und Aedilen zu beschaffen. Die Rede wie die Schrift waren in dem wüsten Parteitreiben hüben und drüben gemißbraucht, für Parteizwecke die Geschichte verfälscht, die Justiz geschändet, die Poesie vergiftet worden; aber noch viel schlimmer war es, daß nun die Talente auf einmal versiegten, daß, nachdem die Generation ausgestorben war, die bei Philippi mit gefochten, Rom keine Redner und Dichter mehr hervorgebracht hat. Frivolität und Absurdität, hohle Bildung und leeres Genießen, Gleichgültigkeit gegen Ehre und Pflicht und schließlich gegen das Leben selbst — das ist die Signatur der Zeit. Der Fluch des Absolutismus lag auf dem Staate, und um so entsetzlicher, als er in keiner Weise von ihm genommen werden konnte; denn der Absolutismus war ja nothwendig, war ja die Vergeltung, die der populus Romanus wegen der provinciae Romanae und durch diese erfuhr. Man empfand das auch. Verschwörungen und Aufstände füllen die Geschichte des Kaiserreichs; aber nicht eine Verschwörung, nicht ein Aufstand hat stattgefunden um die Republik wieder herzustellen. Es war alles zu Ende gegangen, auch das Wünschen und Hoffen.

Man muß sich diesen Zustand vergegenwärtigen, wenn man darüber entscheiden will, ob in der augustischen Epoche eine erobernde Politik gerechtfertigt werden kann. Ohne irgend welche ideale Ziele, ohne irgend ein über das arme Ich hinausgreifendes, in das Allgemeine eingreifendes Streben kann der Mensch, der einmal erfahren hat, was Civilisation ist, nicht bestehen; ohne diese Lebensluft erstickt er. Und wie tief auch die Heergemeinschaft unter der Bürgergemeinschaft steht, wo sie nicht auf dieser beruht, etwas das besser ist als der gemeine Egoismus waltet in jedem Heer, selbst in dem Söldnerhaufen, selbst in der Truppe des reinen Militärstaats. Wo einmal das freie Gemeinwesen unmöglich geworden ist, da ist das Institut des nicht bloß stehenden, sondern auch schlagenden Heeres der letzte Ueberrest idealen Strebens, mit seiner Gleichheit aller vor der Gefahr, mit seiner Nothwendigkeit freiwilligen Gehorsams, mit dem Ringen aller nach einem nicht bloß dem individuellen Egoismus förderlichen Erfolg, mit der herzstärkenden Nothwendigkeit des Muthes und der Aufopferung. Das hatte Caesar wohl begriffen, als er sein Volk erobern lehrte, als er jenen meisterlichen Krieg mit einer Handvoll Leute gegen ein großes und tapferes Volk begann. Jene Soldaten, die zugleich die zeitweilige Hauptstadt Galliens belagert und die

zum Entsatz herbeiströmenden Heere der Kelten geschlagen, die gegen zehnfache Uebermacht nach zwei Seiten hin Front machend in fremdem Lande den Sieg erfochten hatten, die Veteranen der gallischen Legionen, sie fochten freilich in Aussicht auf Stellen und Orden, auf Siegesgeschenke und Ackerland, aber doch nicht bloß um Decorationen und Invalidenversorgung. Hier ging der julische Stern auf, der ein Jahrhundert geleuchtet hat; hier knüpfte sich das geheimnißvolle Band zwischen Feldherrn und Soldaten, das noch die nichtigen Enkel Caesars auf dem längst verwirkten Throne hielt; hier ward die persönliche Herrschaft möglich, hier die Dynastie gegründet. Es giebt höhere politische Ziele als die Eroberung, tiefere und mächtigere Ideale als Siegesruhm und Kriegserfolg; der Lorbeerbaum treibt geringfügige Blüthen und werthlose Frucht. Aber wenn die inneren Kämpfe eine Nation so weit herabgewürdigt haben wie die römische herabgewürdigt worden ist durch die Oligarchie Sullas und die gleichzeitige Demokratie der Gasse, wie die französische durch die wüste Convents- und die faule Directorialherrschaft, dann ist die Gloire an ihrem Platz, dann ist es gerechtfertigt den Caesar zu vergöttern und die napoleonische Legende zu dichten. So gewiß Nordamerika, dessen Geschichte keine Helden kennt, hoch über Frankreich steht mit dessen glänzender Reihe von militärischen Berühmtheiten, so gewiß ist es besser, daß der französische Bauer sich ein sehr gemeines Individuum zum père Violette idealisirt, als daß er die Regierungen so, wie diese ihn, abschätzt nach dem Maße der Steuern.

Wenn also Augustus Ursache hatte die Befestigung der neuen Monarchie auf demselben Wege zu suchen, welcher zu ihrer Begründung geführt hatte, so sprach doch auch manche wichtige Erwägung für die Politik des Friedens. Das fiel vielleicht am wenigsten ins Gewicht, daß der jetzige Monarch nicht selber eine eine hervorragende militärische Capacität war; denn meisterhaft wie er es verstand innerhalb seines nächsten Kreises Feldherren zu finden und zu verwenden, war es für die neue Monarchie vielleicht ersprießlicher, daß die Kriegserfolge sich an ihre Fahnen überhaupt, und nicht gerade an die Persönlichkeit des Regenten knüpften. Aber die Rücksichten auf die innere Politik machten den Angriffskrieg außerordentlich schwierig. Das von den Bürgerkriegen furchtbar erschöpfte Land bedurfte und forderte Ruhe; die Auflösung der ungeheuren Heermassen, mit denen durchaus die Parteischlachten geschlagen waren, war Augustus nächste Sorge und eines der wesentlichsten Momente in seiner „Wiederherstellung des Gemeinwesens". Die spätere Republik, in ihrem unsicheren und verkehrt conservativen Wesen, hatte wohl immer Truppen auf den Beinen, aber doch streng genommen kein stehendes Heer gehabt; wenn ein solches zu schaffen unerläßlich war, so ist es begreiflich, daß man den Bestand desselben so niedrig griff wie nur irgend möglich. Abgesehen von

der schwachen Garde und den nicht viel zahlreicheren Marinetruppen betrug das stehende Heer, wie es Augustus nach der Befestigung der Monarchie ordnete, ungefähr 200,000 Mann, und mit diesen waren der Euphrat, die Donau und der Rhein, waren Aegypten, Spanien und Africa zu decken und die zahlreichen unbotmäßigen Völkerschaften in den weitgestreckten Provinzen des gewaltigen Reiches im Zaum zu halten. Eine Reserve gab es nicht: bei der durchschnittlich zwanzigjährigen Dienstzeit wäre mit Heranziehung der entlassenen Soldaten zu weiterem Dienst wenig gewonnen worden; nur ausnahmsweise und meistens mißbräuchlich, nicht aber in gesetzlich regulirtem Wege ist in Rom gewiß der Nachdienst vorgekommen. Nicht einmal eine eigentliche Feldarmee war vorhanden; man hatte, nach unsern heutigen Begriffen ausgedrückt, eigentlich nur Festungstruppen und bei bei jedem irgend über das gewöhnliche Maß des Sicherheitsdienstes hinausgehenden Vorfall mußte man die Garnison von anderen oft sehr weit entlegenen Puncten wegziehen, um den bedrohten zu verstärken. Solche Ordnungen wären unmöglich gewesen, wenn das römische Reich nicht in gewissen Sinn militärisch so für sich allein gestanden hätte, wie etwa heutzutage die Vereinigten Staaten von Nordamerica. Sie machen uns aber begreiflich, daß man von Angriffskriegen absah; ja man darf sagen, daß Augustus das Militärwesen in einem Grade auf die Defensive beschränkte, der diese selbst unzulänglich zu machen drohte.

Dem entsprechend finden wir Augustus im Anfang seiner Regierung jedes Angriffskrieges sich enthaltend. Insbesondere tritt dies in Beziehung auf die östlichen Nachbarn heran. Caesar war eben im Begriff gewesen an den Parthern für die Niederlage von Karrhae Revanche zu nehmen, als der Tod ihn abrief. Seitdem hatten die Parther ihre Schuldrechnung noch vermehrt durch die zeitweilige Ueberschwemmung von Syrien und Kleinasien und durch die Loslösung des Zwischenstaats Armenien aus der römischen Clientel; aus dem unmittelbaren römischen Gebiet zurückgeschlagen, hatten sie dem Collegen Caesars in der höchsten Gewalt, auf armenischem Boden die empfindlichsten Verluste zugefügt und zu den Adlern, die sie den Legionen des Crassus abgenommen, weitere römische Trophäen gesammelt. Die neue Monarchie hatte alle Ursache diesen Handschuh aufzuheben; sie viel weniger als die frühere Republik durfte solche Flecken auf der militärischen Ehre Roms dulden. Augustus hat es dennoch gethan und das ungeduldige römische Publicum ohne Krieg beschwichtigt; er hat auf diplomatischem Wege die Differenzen beigelegt und es als einen Haupterfolg seiner Politik betrachtet, daß der anderweitig bedrängte Partherkönig durch geschickte Unterhandlungen bestimmt ward, in die Herausgabe jener Siegeszeichen zu willigen. Hier schieden sich die Wege des Oheims und des Neffen. Der Dictator wollte und brauchte den Krieg,

nicht bloß um seiner Erfolge, sondern um des Krieges willen; Caesar Augustus wollte wo möglich, und insbesondere in dem ersten Drittel seiner Herrschaft, den Frieden.

Anders lagen die Dinge in dem nördlich von Italien und Griechenland sich erstreckenden Gebiet. Das träge und schwache Regiment der Republik hatte es nicht vermocht, die Nordgrenze sicher zu stellen, Macedonien vor den Angriffen der nördlichen Barbaren zu schirmen, die Alpen wenigstens so weit zu unterwerfen, daß die großen Emporien der Küste und die blühenden Städte nördlich vom Po ihrem Handel und Ackerbau ungestört nachgehen konnten. Erst Augustus hat dies nachgeholt; noch bevor er zur Alleinherrschaft gelangt war, trug er die römischen Waffen hinüber auf den nördlichen Abhang der istrischen und dalmatischen Alpen bis an die Save.

Es war dies ein wichtiger Schritt vorwärts, und hier war mehr zu gewinnen als im Osten. Sehr wohl erkannte die römische Regierung, daß der Schwerpunkt des Reiches im Westen lag, in den vom Hellenismus unberührten Gebieten Mittel-Europas, nicht aber im inneren Asien. In der That wäre jede Ausdehnung des Reiches über die syrische Küste nach Osten eine Schwächung desselben gewesen; dort war nichts zu gewinnen, als um hohen Preis unfruchtbare Siege. Aber war es richtig Halt zu machen am Rhein und am Nordabhange der Alpen? Man kann es wohl begreifen, daß auch diejenigen römischen Staatsmänner, die wie der Kaiser selbst, einer eigentlichen Eroberungspolitik abgeneigt waren, diese Frage doch nicht ohne Weiteres bejahten. Wenn man von der Rheinmündung die Grenze stromaufwärts bis nach Basel führte, das bereits kurz nach Caesars Tode zur Römerstadt eingerichtet worden war, und von diesem Puncte aus die Donaumündung zu erreichen suchte, trafen die beiden Linien im stumpfen Winkel auf einander und Großdeutschland, wie die Römer es nennen, schob sich wie ein Keil zwischen dieselben hinein. Auch schied die beiden großen Nationen der Kelten und der Germanen schon damals nicht unbedingt der Rhein. In dem Gebiet der Maas und am unteren Rhein fand bereits Caesar eine überwiegend deutsche Bevölkerung vor. Das obere Elsaß, der deutsche Theil von Lothringen und die Rheinpfalz scheinen durch Caesar den Ueberresten der unter Ariovist nach Gallien gekommenen Germanen zum Wohnsitz angewiesen und also germanisirt worden zu sein. Die Trierer, obwohl ursprünglich keltisch, waren von germanischen Elementen durchsetzt und ließen sich lieber Germanen nennen als Gallier. Köln war eine deutsche und zugleich eine römische Stadt geworden durch Agrippa, der hier einer römisch gesinnten und deßhalb von den Stammesgenossen hart verfolgten deutschen Völkerschaft, den Ubiern Sitze angewiesen hatte. In der That scheint die Grenze der Nationalitäten so, wie sie im Wesentlichsten noch jetzt besteht, sich kurz vor

oder bald nach Caesar festgestellt und die Ausbreitung der Germanen auf das linke Rheinufer großentheils durch römischen Einfluß sich vollzogen zu haben. Man begreift es wohl, daß, so lange der Kampf zwischen den Römern und Kelten währte oder nachwirkte, jene mit solchen Splittern der germanischen Nation leichter auszukommen meinten, als mit der compacten keltischen Masse; von den Ubiern wird ausdrücklich gesagt, daß sie in Köln angesiedelt worden sind als römische Wacht am Rhein gegen ihre Landsleute. Aber nicht erst in unserer Zeit erwachte der Gedanke diese Wacht anders zu verstehen. Als ein Jahrhundert nach der Gründung Kölns das Geschlecht Caesars zu Ende gegangen war und die Deutschen, sich in der Zeit versehend, das Ende des römischen Reiches gekommen meinten und über den Rhein hinüberströmend, für den Augenblick die Legionen sich unterthänig machten, da beschickten die freien Germanen die Kölner und forderten sie auf, zunächst den Göttern der Nation und vor allem dem Kriegsgott zu danken, daß sie wieder zur deutschen Gemeinschaft und zum deutschen Namen gekommen seien, die sodann unter ihnen lebenden Römer auszutreiben, die Mauern niederzureißen und fortan in der offenen Stadt als Freie unter Freien zu leben. Solche Gedanken lagen also doch damals schon in der Luft, und die Römer unter Augustus mußten wohl einsehen, daß dieser von ihnen selbst wo nicht geschaffene, doch erweiterte deutsche Grenzstreif in seiner engen Berührung mit den freien rechtsrheinischen Germanen ihrer Herrschaft weit gefährlicher war, als das Flackerfeuer im Keltenland und der Elan seiner Patrioten. Dies ließ sich nicht mehr ändern; aber um so näher lag es auch die freien deutschen Stämme den schweren Arm des großen Militärstaats empfinden zu lassen. In der That blieb Roms Herrschaft über Gallien unsicher und schwankend, so lange die Germanen am andern Ufer des Rheinstroms in offener Feindschaft mit den Römern beharrten. Eben um diese Zeit — 738 d. St., 16 v. Chr. — hatten die Völkerschaften an der Lippe die bei ihnen sich aufhaltenden römischen Kaufleute aufgegriffen und an's Kreuz geschlagen, dann den Rhein überschritten und nicht bloß weit hinein das Land geplündert, sondern auch in einer förmlichen Schlacht den römischen Feldherrn M. Lollius geschlagen und den Adler der fünften Legion heimgebracht — den ersten, der seinen Weg zu den heiligen Stätten der deutschen Nation fand. In den fast zwanzig Jahren, die seit der Schlacht bei Actium verflossen waren, hatte die Monarchie sich consolidirt, Italien sich erholt; des Kaisers Schwiegersohn Agrippa, seine beiden Stiefsöhne Tiberius und Drusus waren fähige und bewährte Führer und standen dem kaiserlichen Hause nahe genug, um auch in einem Staate, in dem politische Gründe es verboten ein großes Commando einem anderen als einem Prinzen anzuvertrauen, Verwendung zu finden. Ob Augustus ganz von freien Stücken sich dazu entschloß, die

Friedenspolitik zu verlassen oder ob er dem Drängen der Seinigen nachgab, die Niederlage des Lollius gab den Ausschlag; er selbst ging im Sommer 738 nach Gallien; der Plan wurde gefaßt den Rhein und das Vorland der Alpen zu überschreiten und in umfassendster Weise die römischen Waffen von Gallien aus ostwärts, von Italien und Macedonien aus nordwärts zu tragen.

Der erste Schritt dazu war, daß man Fuß faßte in der Schweiz und in Tirol und der Pässe der Hochalpen sich bemächtigte. Dies geschah im Jahre 739 der Stadt, 15 v. Chr., hauptsächlich durch einen von Italien aus unter Führung des jungen Drusus an und über den Brenner durchgeführten Angriff, den dann der ältere Bruder Tiberius vom Rhein her unterstützte. Man setzte sich fest am Bodensee, an den Donauquellen, es scheint selbst bei Augsburg, das dieser Expedition seinen Ursprung verdanken mag. Ueber die Befestigung und Sicherung dieser beherrschenden Stellung am Nordabhang der Hochalpen mögen einige Jahre hingegangen sein; erst im zweiten und dritten Jahre nach jenem Vorspiel folgte der eigentliche Angriff. Wie jenes war auch dieser combinirt: er richtete sich theils von Italien aus nordöstlich gegen die Save und die Drau, theils von Gallien aus gegen die Weser und die Elbe. Die pannonische Expedition ward von Agrippa begonnen; als diesen noch während der Vorbereitungen der Tod hinwegraffte, trat an seiner Stelle Tiberius an die Spitze des Heeres und er unterwarf in den beiden Feldzügen 742 und 743 das Gebiet zwischen der Save und der Drau. Den anderen Theil dieser Unternehmung führte zunächst Drusus, der Liebling Augusts wie des römischen Volkes, ein glänzender und tüchtiger Officier. Vier Jahre hinter einander durchzog er das germanische Land, und als auch er mitten im vollen Siegeslauf in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde den Tod fand, trat der letzte jener drei Feldherren aus dem Kaiserhaus, Tiberius an seine Stelle und führte in den nächstfolgenden zwei Jahren das Werk des Bruders weiter. Die zertrümmerte Ueberlieferung gestattet uns nicht eine zusammenhängende Schilderung dieser wichtigen Vorgänge zu geben, wohl aber läßt sich im Ganzen erkennen, was die Römer gewollt und erreicht haben.

Daß es sich hier um mehr handelte als um eine Recognoscirung oder eine offensive Grenzdeckung, wie sie Caesar und später Agrippa bei ihren Rheinübergängen im Sinn gehabt zu haben scheinen, zeigt schon die Stetigkeit dieser Expeditionen, die sechs Jahre hindurch, von 742 bis 747, sich gefolgt sind. Ferner ist es deutlich, daß dieser Krieg von Seiten der Römer ebenso ein Angriffskrieg gewesen ist, wie der von Caesar gegen Gallien durchgeführte. Allerdings sagen die Berichte, daß die Germanen die Angreifenden waren, daß sie die Einführung des römischen Steuerwesens in Gal-

lien zu benutzen dachten, um einen Aufstand gegen die Römer zu erregen, daß in der That die linksrheinischen Germanen im Bunde mit ihren freien Stammesgenossen am anderen Ufer sich empörten und die letzteren von Drusus geschlagen wurden, als sie versuchten den Fluß zu überschreiten. Das ist auch gewiß thatsächlich richtig. Die Einführung des neuen Steuersystems drohte ganz Gallien in offene Empörung zu versetzen; die linksrheinischen deutschen Gemeinden, die diese Maßregel mitbetraf, gingen voran und riefen, wie immer, ihre Stammesgenossen vom andern Ufer zu Hülfe. Aber daß der Krieg, wenn auch die Germanen ihn begannen, doch von Drusus beabsichtigt war, zeigt der große, schon vor dem Ausbruch des Aufstandes von Drusus wenigstens begonnene Kanalbau, der den Rhein mit der Südersee verband und der dazu bestimmt war der römischen Flotte die deutsche Nordwestküste zugänglich zu machen, und sodann die hartnäckige Kriegführung selbst, nachdem der geringfügige Anlaß längst beseitigt war.

Das militärische Ergebniß der Kriege war zunächst die Befestigung der Rheinlinie durch eine Anzahl — es heißt fünfzig — verschanzter Posten und Lager; es ist wahrscheinlich, obwohl nicht mit Bestimmtheit zu erweisen, daß die beiden großen Standlager, auf denen späterhin Roms Herrschaft über den Rheinstrom beruht, Mogontiacum und Vetera, das ist Mainz und Xanten, einen wesentlichen Theil dieser Anlagen gebildet haben und überhaupt den in Gallien stationirten Truppen ihre regelmäßigen Standquartiere, so wie wir sie später finden, erst in dieser Zeit angewiesen worden sind. Aber die also verschanzte Rheinlinie sollte ohne Zweifel nur die Basis und die Deckung der beabsichtigten viel weiter greifenden Operationen sein. Drusus und Tiberius führten ihre Truppen weiter und weiter ostwärts, an die Lippe, an die Weser und im Jahre darauf darüber, ja über die Saale. Hier, so wird erzählt, erschien dem Drusus die gewaltige deutsche Frauengestalt, die in lateinischer Zunge dem nimmersatten Krieger das Zurück zurief; und unweit der Saale ist er gestorben. Er fand auf diesen verschiedenen Expeditionen hartnäckigen Widerstand, aber keine Eintracht; die Chatten nahmen deutsches von den Römern erobertes Gebiet als Geschenk von diesen an, und daß die Sugambrer, um die Chatten für diesen Landesverrath zu züchtigen, gegen sie mit gesammter Hand aufgebrochen waren, ebnete dem Eroberer den Weg durch ihr Land an die Weser zu den Cheruskern. Das Glück war nicht mit den Deutschen; wir wissen von keinem namhaften Erfolg ihrer Waffen während dieser sechsjährigen Kämpfe. Die weite Ausdehnung der Züge des Drusus beweist an sich noch nicht die Absicht die Grenze über den Rhein vorzuschieben, aber wohl sprechen dafür andere Erwägungen. Es ist schon erwähnt worden, daß dieser Krieg gegen die Deutschen begonnen ward zu Lande wie zu Wasser; und auch hier halfen die Deutschen dem Fremden Deutsch-

land öffnen. Die Bewohner der heutigen holländischen Küste, die Bataver und die Friesen standen auf römischer Seite; ohne Zweifel durch sie gelang es den schon genannten Kanal in überraschend kurzer Zeit und ungestört anzulegen, damit den gefährlichsten Theil der Küstenfahrt abzuschneiden und auf dem unbekannten Meer den Weg zu finden. Erst an der Emsmündung stieß man auf Widerstand; die vor derselben liegende Insel Borkum ward belagert und besetzt, die Böte der anwohnenden Germanen — es waren Bructerer — auf dem Flusse selbst geschlagen. Die Flotte gelangte bis zum jetzigen Jahdebusen. Unverkennbar ist dieser Kanalbau, diese Fahrt, diese Gewinnung von Bundesgenossen, diese Eroberung einer beherrschenden Insel mehr als ein Straf- und Plünderzug; es ist derselbe Plan, nach dem Caesar die Bretagne angriff. Aber auch im Binnenland setzten die Römer sich militärisch auf die Dauer fest: insbesondere von zwei größeren Anlagen des Drusus wird uns berichtet, einer unweit des Rheins auf dem Taunus, etwa bei Wiesbaden, einer andern weit wichtigeren unweit der Quelle der Lippe. Dies ist das vielbesprochene Aliso, auf jeden Fall an der Lippe und in beträchtlicher Entfernung vom Rhein gelegen, wahrscheinlich bei dem Dorfe Elsen unweit Paderborn, also achtzehn deutsche Meilen östlich vom Rhein und nicht sehr viel weiter von der Elbe als von diesem. Von da führte die Lippe hinauf ein nach italischer Art gebahnter Weg an das Rheinlager von Vetera bei Xanten. Diese Anlage für sich allein beweist ausreichend, daß es darauf abgesehen war, Germanien nicht bloß zu züchtigen, sondern zu unterwerfen.

So fassen auch die Berichte, die aus dem Alterthum geblieben sind, diese Vorgänge auf. Daß Drusus Germanien unterjochte, sagt sein Sohn Kaiser Claudius. Alle Germanen zwischen Rhein und Elbe unterwarfen sich, berichtete der Zeitgenosse Livius unter dem Jahre 746. Wenn späterhin in der Zeit des Tiberius Germanien bezeichnet wird als damals beinahe zur Provinz gemacht, so ist es begreiflich genug, daß man das nachherige Aufgeben desselben mit dem Willen des Augustus zu beschönigen bemüht war. Im Gegentheil ist es sehr wahrscheinlich, daß die beiden Benennungen „Ober- und Untergermanien", die späterhin in auffallender und ungeschickter Weise angewandt werden auf den schmalen Landstrich am linken Rheinufer, ursprünglich bestimmt waren für das Germanien zwischen Rhein und Elbe, für das sie allein sich schicken. Der nach der Niederlage des Lollius entworfene Plan war trotz der Unzulänglichkeit der dafür verfügbaren Truppen bis auf einen gewissen Punkt ins Werk gesetzt; wie Gallien durch Caesar, so war vierzig Jahre später Germanien zum römischen Reiche gebracht, die neue Monarchie mit Waffenruhm und Siegesglanz geschmückt worden.

Aber Augustus hatte weder Caesars Geist, noch Caesars Glück. Wie viel er auch erreicht hat, das ganze und volle Gelingen ist ihm niemals be-

schieden gewesen. In diesem Fall trug großentheils er selbst die Schuld. Die Unterwerfung Germaniens, kräftig begonnen, und sieben Jahre hindurch beharrlich weiter und doch bei weitem noch nicht zu Ende geführt, stockt mit dem J. 747 plötzlich. Wenn die sachlichen Verhältnisse dafür schlechterdings keinen Grund an die Hand geben, so liegt derselbe in den persönlichen klar genug vor. Agrippa und Drusus waren, jener im kräftigen Mannesalter, dieser in der Blüthe der Jugend, während dieser Kriege gestorben; der einzige überlebende einer solchen Aufgabe gewachsene Prinz, Tiberius Nero, verbittert durch das ihm aufgezwungene Ehebündniß mit der Julia, der Tochter des Kaisers, und vor allem durch die seinen jugendlichen Stiefsöhnen, Gaius und Lucius mehr und mehr sich zuwendende Bevorzugung und ihre offenkundige Bestimmung zur Thronfolge, zog sich von allen Staatsgeschäften zurück. Nicht mit Unrecht klagte der Kaiser, daß er im Stich gelassen werde; aber die Tochter und die Erbfolge der Tochtersöhne galten doch auch ihm mehr als die höchsten Interessen des Staates. Das Zerwürfniß schien unheilbar; und der Rückschlag davon traf zunächst die begonnene Eroberung Germaniens. Man gab nicht auf, was erreicht war; im Gegentheil ward das Land behandelt wie eine unterworfene Provinz; die festen Stellungen, vor allem Aliso, blieben dauernd besetzt; die römischen Truppen durchzogen das Land und die Waffen haben schwerlich jemals völlig geruht. Einer der römischen Feldherren dieser Zwischenzeit, L. Domitius Ahenobarbus, des Kaisers Nero Großvater, vermählt mit einer Nichte Augusts, gelangte sogar von der Donau her bis an und über die Elbe, und legte später als Statthalter von Germanien einen Damm an in den schwer passirbaren Mooren zwischen Ems und Rhein. Aber eigentliche Erfolge von einigem Belang sind aus dieser Zeit nicht zu verzeichnen.

Der Tod schlug sich inzwischen ins Mittel und stiftete Frieden im Kaiserhause. Im Laufe von achtzehn Monaten starben die beiden Kronprinzen, an denen das Herz und die Hoffnungen des alternden Kaisers hingen, der jüngere achtzehn, der ältere dreiundzwanzig Jahre alt; schon einige Jahre vorher hatte der immer dreistere Leichtsinn der Gemahlin des Tiberius, der schönen und geistreichen Julia, endlich auch dem Vater über sie die Augen geöffnet. So kam der Stiefsohn zurück. Der alte Kaiser hatte ihn nie geliebt; der finstere schweigsame unsympathische Mann war ihm nie gewesen was der jüngere bevorzugte Bruder; noch weniger konnte er die geliebte einzige Tochter, die verlorenen Enkel ihm ersetzen. Aber im Regiment war seine Stelle nicht wieder besetzt worden; zum Besten des Staates, wie er selber sagte, nicht aus Neigung, sondern aus Pflichtgefühl nahm ihn Augustus an Sohnes Statt an und verlieh ihm die Anwartschaft auf die Thronfolge. Das geschah im J. 757, n. Chr. 4 und sogleich beginnt Ti-

berius wieder die vor zehn Jahren abgebrochene Arbeit energischer und umfassender als zuvor, zunächst am Rhein. In dem Jahre seiner Adoption selbst, unterwarf er die Völker an der Nordküste und brachte die mächtigen Cherusker zum Gehorsam zurück; die Legionen gelangten bis an und über die Weser und lagerten — ein wichtiger Fortschritt — den Winter über bei Aliso. Im folgenden Jahre wurde endlich die Elbe erreicht und zwar zu Lande wie zu Wasser; denn auch die römische Flotte war an der Nordküste hin bis zur Elbmündung und dann in diese hinein gesegelt und im Herzen von Deutschland trafen Heer und Flotte der Italiener zusammen. Nicht gerade große Siege waren erfochten worden; der vorsichtige und des Feindes kundige Gegner ließ sich nicht überraschen und gleichen Kampf wagten die Deutschen nicht. Aber die Erfolge waren vollständig. Hieher wird es gehören, daß, nach der Angabe des Zeitgenossen Strabon, Augustus seinen Feldherren verbot die Elbe zu überschreiten, das heißt diesen Fluß zur Reichsgrenze setzte; ferner daß, wie in Augustus Rechenschaftsbericht über seine Regententhätigkeit gesagt zu sein scheint, unter Augustus die gallische Küste bis zur Elbmündung römisch ward. Die Truppen bezogen die Winterquartiere im Herzen von Deutschland; die römischen Statthalter sprachen Recht auf deutschem Boden, wie dies üblich war in den unterworfenen Gebieten; nicht bloß die Feldzeichen, sondern auch die Ruthen und Beile, nicht bloß der Kriegsrock des Offiziers, sondern auch die Toga des Advocaten machte sich heimisch in dem Gebiet zwischen dem Rhein und der Elbe und war bald mehr gefürchtet und gehaßt als jener. Man stand, so schien es, von dieser Seite her am Ziele.

Aber dies war nur die eine Hälfte des großen Planes. Die Vorschiebung der Reichsgrenze von dem Alpenabhang und dem Rhein an die Elbe und die Donau forderte weiter, daß die in das pannonische Land eingedrungenen Truppen, die noch die Dravelinie festhielten und ihr Hauptlager im südlichen Steiermark bei Pettau an der mittleren Drave hatten, von da vordrangen gegen Norden und, nach unseren heutigen Anschauungen ausgedrückt, Wien und Prag gewannen. Auch dies ward in Angriff genommen. Es ist nicht genau anzugeben, unter welchen Verhältnissen das Königreich Noricum, das ist Steiermark, Kärnten und Ober- und Niederösterreich, unter römische Botmäßigkeit gekommen ist; wahrscheinlich war dies schon in der ersten Hälfte der augustischen Regierung, wenn auch nur in loser Form geschehen. Aber das Vorschieben der Standlager an die mittlere Donau erfolgte um diese Zeit. Pannonien, das ist derjenige Theil von Ungarn, den nördlich und östlich die Donau, südlich die Drave umfaßt, ist erst in viel späterer Zeit, wahrscheinlich erst unter Traian von den römischen Truppen besetzt, erst damals die Standquartiere an der Drave mit denen von Ofen und Raab vertauscht worden. Um so auffallender ist es und nur durch die Com-

bination mit jener Vorbewegung an die Elbe zu erklären, daß wir im Jahre 759 die römische Südarmee in Carnuntum finden, das heißt in der Gegend von Wien, und im Begriff, die Donau zu überschreiten und sich am andern Ufer festzusetzen. Augenscheinlich wollte man das Marchthal gewinnen und dieses mit der Linie der Elbe verbinden; noch diesen Schritt vorwärts, noch Prag nach Wien, und der eiserne Ring, der Großdeutschland umklammern sollte, war geschlossen.

Man traf hier auf ein letztes Hinderniß. Vor dem gewaltigen Andringen der italienischen Eroberer war ein Theil der Germanen ostwärts ausgewichen, so die Marsen und vor allem die Marcomanen. Vierzehn Jahre zuvor hatte Drusus in dem Jahre seines Todes mit diesen nicht fern vom Rhein gestritten und sie nach hartem Kampf überwunden. Seitdem hatten sie sich über das Fichtelgebirge nach Böhmen gezogen und hier zu einem mächtigen Kriegerstaat sich consolidirt, der, anders als die Germanen sonst gewohnt waren, sich einen König gesetzt hatte in dem tapferen und des Krieges nicht blos, sondern auch der römischen Kriegskunst kundigen Maroboduus. Die zehnjährige Unterbrechung der begonnenen Arbeit rächte sich. Maroboduus oder, wie wir ihn zu nennen pflegen, Marobod, hatte sich bis dahin streng in der Defensive gehalten, weder jenseit der Donau noch jenseit der Gebirge sich den vordringenden Römern entgegengestellt; aber dem Angriff, der jetzt von zwei Seiten her gegen ihn gerichtet ward, war er entschlossen mit seinen gewaltigen und nach Möglichkeit disciplinirten Massen Stand zu halten. Von Westen her kam die Rheinarmee durch das Land der Chatten, ohne Zweifel von Mainz her den Main hinauf, durch die damals vom Spessart zum Fichtelgebirg sich ausdehnenden Waldmassen mit Axt und Feuer den Weg sich bahnend, unter Führung des tüchtigen Gaius Sentius Saturninus, der in den germanischen Kriegen der beiden letzten Jahre neben Tiberius der zweite im Commando gewesen war. Gleichzeitig überschritt die Südarmee unter Tiberius eigener Führung die Donau, schlug auf dem linken Ufer ein festes Winterlager und marschirte in Böhmen ein. Alles ward mit der dem Tiberius eigenen präcisen Sicherheit ausgeführt; die römischen Armeen, in der Gesammtstärke von zwölf Legionen, zwei Drittel der ganzen damals vorhandenen römischen Streitmacht, standen bereits nicht mehr als zehn Tagemärsche von einander und hofften in fünf Tagen auf einander zu marschirend ihre Vereinigung zu bewerkstelligen und zugleich an den Feind zu kommen.

Da traf die Eroberer der Gegenschlag der Nationen. Mit Marobods nach dem Muster der Feinde geordnetem Militärstaat, mit der vorsichtigen Defensive dieser disciplinirten Patrioten hatte Tiberius den entscheidenden Kampf auszufechten gedacht; aber was er nicht in seinen Entwürfen vorgesehen hatte noch hatte vorsehen können, war das wilde und unberechenbare

Aufbäumen der unterjochten Nationalitäten. Zwei ungeheuren, bis dahin von der Römerherrschaft kaum berührten Volksmassen, der pannonischen und der germanischen, hatte die neue Monarchie zugleich die Ketten angelegt; und wenn dies der überlegenen Taktik der civilisirten Italiener in so weit verhältnißmäßig leicht gelungen war, so mochten sie sich vorsehen vor der ersten allgemeinen Auflehnung gegen das ungewohnte Joch. Wie das Meer nur darum ebbt, um sich zur Fluth zu sammeln, so ist nach einem ähnlichen Naturgesetz der Widerstand gegen die Fremdherrschaft am gewaltigsten, wenn die Unterwerfung sich vollzogen und eine Zeitlang der Sieger den Fuß auf dem Nacken des Besiegten gehalten hat. So fielen die Würfel um Gallien in dem Kriege gegen Vercingetorix, um Britannien in dem Kriege gegen die Boadicea; so folgte bei uns auf Jena Leipzig. In der römischen Invasion Pannoniens und Germaniens trat dieses Stadium jetzt ein, und zwar zunächst bei den illyrischen Stämmen. Während die römischen Heere in Böhmen standen, erhob sich auf einmal in ihrem Rücken das ganze Land von der Donau bis zum adriatischen Meer, an der Drave und Save sowohl wie in den Bergen Bosniens und an der dalmatischen Küste. Es ist nicht meine Aufgabe, den sehr ernsten pannonisch-dalmatischen Krieg zu schildern. Nicht oft haben größere Massen gegen Rom im Felde gestanden, und die ungewohnte Nähe des Kriegsschauplatzes steigerte in dem verwöhnten und nicht mehr wie sonst schlagfertigen Italien die Furcht ins Grenzenlose. Die Zeitgenossen vergleichen diesen Krieg wohl mit dem hannibalischen; wenn damit den Insurgenten allzuviel Ehre erwiesen wird, so ist andrerseits gewiß genug, daß, wenn in dieser Zeit ein zweiter Hannibal aufgestanden wäre, er nicht vor den Thoren Roms hätte umzukehren brauchen. Die Regierung in Rom bot das Aeußerste auf; die Armee wurde um acht Legionen, das heißt um etwa die Hälfte ihres bisherigen Bestandes verstärkt; man strengte den letzten Nerv an, um die nöthigen Mannschaften und das nöthige Geld zu beschaffen. Diese neuen Formationen indeß würden wenig geholfen haben, wenn die Gefahr in der That so dringend gewesen wäre, wie man meinte. Aber Tiberius bestand die Probe: seine Besonnenheit und Tüchtigkeit rettete den Staat. Der Krieg gegen Marobod mußte natürlich vertagt werden; es ist bezeichnend für diesen, daß er froh war den Frieden gern auf „gleiche Bedingungen" zu erhalten und nicht daran dachte, an den Kämpfen der Insurgenten, die ihn retteten, sich zu betheiligen. Die ganze gegen Marobod vereinigte Truppenmasse ward über die Donau zurückgeführt und bald war die eigentliche Gefahr beseitigt, wenn auch der Kampf schwer und verlustvoll war und die Niederwerfung der weit ausgedehnten Insurrection bis ins vierte Jahr währte. Sie verlief so fruchtlos wie die ähnlichen Insurrectionen der Kelten und der Britten; was sie den Siegern hinterließ, war die ansehnliche Ver-

mehrung des Heeres und trotz der schwer drückenden Steuererhöhungen dauernde Ueberlastung des Budgets.

Aber der eine Brand war noch nicht gelöscht, als schon an einem andern Orte die Lohe emporschlug. Ob der germanische Volksaufstand mit dem pannonischen in äußerem Zusammenhang gestanden hat, wissen wir nicht; wahrscheinlich ist es nicht, theils weil der natürliche Vermittler, König Marobod sich versagte, theils weil jene Insurrection genau um dieselbe Zeit ausbrach, wo diese in den Schluchten Dalmatiens die letzten Zuckungen that. Gewisser ist es, daß die germanische Insurrection erst durch die pannonische möglich geworden ist oder doch dieser ihren Erfolg zu verdanken hat. Die tüchtigen Führer, die erprobten Truppen waren, wie wie wir sahen, vom Rhein nach Böhmen gezogen und dann in den pannonischen Kriegen verwendet worden; dafür sandte man drei der neugebildeten Legionen nach Germanien und als Führer derselben einen Hofgeneral, Publius Quinctilius Varus, vermählt mit der Tochter einer kaiserlichen Nichte, einen Mann von fürstlichem Reichthum wie von fürstlicher Hoffart, aber von trägem Körper und stumpfem Geist und ohne jede militärische Erfahrung und Begabung. Wie er und sein Heer zu Grunde gingen, ist bekannt; ich will nicht erzählen, was jeder weiß, sondern nur auf einige für den Zusammenhang der Dinge wichtige Momente hinweisen. Der germanische Aufstand hat bei weitem nicht die Ausdehnung des pannonischen gehabt; genau genommen, darf er nicht einmal ein germanischer genannt werden. Die friesischen Stämme an der Küste, die suebischen in Süddeutschland nahmen nicht daran Theil, noch weniger König Marobod; es erhoben sich eigentlich nur die später als „Sachsen" auftretenden Stämme, zunächst, wie bekannt, die Cherusker, und auch unter diesen bestand eine starke römische Partei, deren Schuld es nicht war, daß das Befreiungswerk gelang. Daß so viel geringeren Massen glückte, was in Illyricum fehlschlug, wird man nicht zunächst dem stolzen Muth der sächsischen Haufen und dem Scharfblick ihres Führers, eines früheren römischen Officiers, des cheruskischen Fürsten Arminius beimessen dürfen, sondern vor allem der Kopf- und Muthlosigkeit des römischen Feldherrn und daneben der Mangelhaftigkeit der Officiere und der Truppe selbst. So ist es bezeichnend, daß, bevor noch alles verloren war, einer der Legaten des Varus die gesammte Reiterei zusammenraffte und mit dieser die Rettung in der Flucht suchte. Sehr oft sind die Römer in Germanien in ganz ähnlicher Weise überfallen worden, wie damals unter Varus; wenn Varus unterlag, wo Drusus, Tiberius, Germanicus das Heer zu retten verstanden, so liegt dies einfach darin, daß diese Prinzen zufällig auch Feldherrn waren.

Die Katastrophe war ein schwerer Schlag für Rom, und es blieb nicht bei der Niederlage allein. Nachdem die Germanen das Heer vernichtet hatten,

brachen sie die römischen Festungen auf ihrem Gebiet; selbst Aliso fiel in ihre Hände, ganz wie einst Magdeburg nach Jena, durch die sinnlose Consternation der Besatzung. Aber über den Rhein wagten die Deutschen sich nicht. Tiberius, der in dem folgenden Jahre wieder das Commando über die Rheinarmee übernahm, stellte Ordnung und Sicherheit wieder her, ja überschritt sogar im zweiten Jahr nach der Katastrophe wiederum den Rhein. Die Katastrophe ist, militärisch betrachtet, nicht schwerer als unzählige andere in den römischen Annalen verzeichnete. Dennoch ist sie von den weitgreifendsten Folgen geworden, ja man kann sagen ein Wendepunkt der Weltgeschichte, derjenige Moment, der in der äußeren Politik Roms nach der Fluthhöhe den Beginn der Ebbe markirt. Der durch die mühsam überwundene pannonische Insurrection erschöpfte Staat konnte diesen zweiten Stoß nicht verwinden. Nachdem eben das Aeußerste, was man an Mannschaften besaß, aufgeboten worden war, vermochte man nicht mehr die frische Lücke zu füllen; als Augustus starb, zählte das Heer eine Legion weniger, als vor der Varusschlacht. Aber vor allem hatte man den Muth und den Glauben an sich selber verloren. Die unzulängliche und fehlerhafte Reorganisation des Militärwesens war in der großen pannonisch-germanischen Katastrophe zu Tage gekommen; die alte Wehrfähigkeit der Republik war nicht übergegangen auf die Monarchie. Die Militärreorganisation half wohl etwas, aber that weitaus nicht genug; die Regierung kam zu der Ansicht zurück, daß der Staat einen großen Krieg nicht führen könne und ihn vermeiden müsse. Germanien ward aufgegeben; nur die Rheinarmee führte noch ferner den Namen des germanischen Heeres und die Theile des linken Rheinufers, in denen sie stand, und die überdies meist deutsche Bevölkerung hatten, die Namen des oberen und niederen Germaniens. Von der Elbgrenze war nicht ferner die Rede, noch weniger von Wiederaufnahme des Angriffs gegen Marobod. Tiberius sah das Werk seines Lebens, die Frucht vieljähriger Kriegsarbeit zu Grunde gehen; der Bau, zu dem er als Siebenundzwanzigjähriger am Rhein und am Bodensee den Grund gelegt, den er dann als Funfziger der Krönung nahe gebracht hatte, brach mit einem Schlage unwiederbringlich zusammen. Ob er persönlich sich resignirt hat oder die Resignation ihm von dem hochbejahrten, mehr und mehr dem Vorwärtsgehen und jedem Wagniß abgeneigten Kaiser aufgezwungen worden ist, vermögen wir nicht zu sagen; gewiß ist nur, daß auch später, als er selbst die erste Stelle einnahm, der Greis auf die Hoffnungen des Jünglings und Mannes nicht wieder zurückgekommen ist. Wohl ward noch einmal die Eroberung Germaniens versucht; der Sohn des Drusus, der Neffe und Adoptivsohn des Tiberius, der junge feurige und durch besondere politische Verhältnisse zu einer mehr als billig selbständigen Feldherrnstellung gelangte Germanicus versuchte in den ersten Jahren des Tiberius das väterliche

Werk wieder aufzunehmen, die zerstörten Festungen wieder herzustellen, zu Wasser und zu Lande die einmal gewiesenen Wege wieder einzuschlagen. Aber es geschah ohne, ja gegen den Willen des alten Kaisers, und so wie die Abberufung des Prinzen gelungen war, wurden die Truppen wieder zurückgezogen über den Rhein. Es war der neuen Monarchie nicht bestimmt, die Wege der Eroberung zu finden und den matten Glanz der Krone durch die strahlende Siegerglorie zu verklären. Sie fristete sich und der Nation die Existenz; aber das monarchische Surrogat der Freiheit, der Ruhm, fand sich nicht ein und die traurige Oede der absoluten Monarchie offenbarte sich in ihrer ganzen unverhüllten Nacktheit. Ein einziges Mal, unter dem Kaiser Trajanus, lenkte man ein in die Bahn der eigentlichen Eroberungspolitik; und es ist nicht zu leugnen, daß in diesen zwanzig Jahren eine frischere Luft durch das Reich geweht hat und die Werke dieser Zeit, die Annalen des Tacitus, das Forum Trajans davon angehaucht worden sind. Aber im Ganzen genommen war es wahr geworden, jenes mächtige „Zurück“, das die deutsche Frau dem ersten Eroberer latinischen Stammes, der Deutschlands Boden betrat, zugerufen hat. Zurück! ist der Schlachtruf der Deutschen gewesen, zuerst in der Varusschlacht und zuletzt bei Mars-Latour und Sedan. Dies Zurück aber, wir nennen es Vorwärts; vorwärts, nicht um zu nehmen, was nicht unser ist und was uns nicht frommen noch fruchten kann, sondern um den zurückzuweisen, der uns, die wir keinen Kriegsruhm brauchen oder wünschen, zu siegen zwingt: um das zurückzufordern, was uns widerrechtlich entfremdet ward, und selber zurückzukehren zu unseren Werken des Friedens.

Theodor Mommsen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Stimmung der Bevölkerung im Elsaß. Aus Straßburg. Gerade ein halbes Jahr ist die alte Reichsstadt Straßburg wieder in deutschen Händen, für ihre Bewohner ein halbes Jahr voll Sorgen und Schmerzen, voll Trauer und Hoffnungslosigkeit. Zu rasch und unerwartet kam der Umschwung, den vor dreiviertel Jahren noch Niemand für möglich gehalten hätte. Mit zu furchtbaren Leiden und Schrecken war die Katastrophe verbunden, allzusehr war jeder Einzelne in seinen Privatinteressen und in seinem gewohnten Ideenkreis getroffen, als daß nicht eine feindselige Gesinnung gegen den Sieger hätte Wurzel fassen müssen. Manches hat sich indeß schon in diesen sechs Monaten geändert. Es ist in den letzten Zeiten in Deutschland und auch hier im Elsaß viel geschrieben worden über die Stimmung der Bevölkerung. Jedoch nur selten, wie es scheint, wurde sie richtig erfaßt.

Jeder Schreiber hat zu sehr seine eigenen Sympathien und Gefühle der Masse der Bevölkerung untergeschoben. Wer mit den verschiedenen Bevölkerungsschichten in Stadt und Land zu verkehren hat, weiß, daß weder die Correspondenzen und Artikel in den französischen Zeitungen oder in der Indépendance Belge ein treues Bild der gegenwärtigen Lage geben, noch wird er aus den Festberichten der Straßburger Zeitung über die an einigen Orten veranstaltete Feier des Geburtstages des Kaisers allzukühne Schlüsse ziehen. Weder die enragirten Franzosen, noch die Polizeikommissäre, die in Mußestunden mit mehr oder weniger Geschick für die Straßburger Zeitung officielle Berichte schreiben, können als Wortführer der Mehrzahl der Bevölkerung gelten. Es ist überhaupt unmöglich, mit einer Farbe die Stimmung der Bevölkerung zu schildern, die Ansichten gehen theils zu weit auseinander, theils sind sie noch völlig unklar und haben sich in die neuen Verhältnisse noch nicht gefunden.

Jedenfalls am geringsten ist die Zahl der Männer, die in der Vereinigung des Elsasses mit Deutschland das Heil des Landes erblicken und deshalb, unbeirrt von den mit dem Kriege unzertrennlichen Schäden und Gewaltthaten, die Ereignisse des Jahres 1870 mit Freuden begrüßen. Die Zahl dieser Männer, die ihre wärmsten Sympathien Deutschland entgegenbringen, mag im ganzen Elsaß kaum 30 bis 40 sein. Aber sie gehören zu den Gebildetsten, zu den edelsten Patrioten unter ihren Landsleuten. Sie stehen in allgemeiner Achtung, wenn sie auch zu sehr von der herrschenden Meinung abweichen, um einen Einfluß auf die Masse zu haben. Zu ihnen gehören insbesondere einige der hervorragendsten protestantischen Geistlichen des Landes, zu ihnen gehören deutsch-elsässische Dichter wie Zetter (Otte) und Mühl. Sie alle verdanken ihre Bildung Deutschland, sie alle waren in der französischen Zeit Vorkämpfer für die Erhaltung der deutschen Sprache und Sitte im Elsaß. Sie bilden eine stille Gemeinde, ohne jegliches persönliches Interesse, wenig geeignet in die Oeffentlichkeit zu treten, aber gehoben von dem Bewußtsein, den Traum ihres Lebens nun in Erfüllung zu sehen. Von der jüngeren Generation hat sich kaum einer ihnen angeschlossen. Die elsässische Jugend wurde in den letzten 20 Jahren zu sehr durch Lockungen aller Art dem deutschen Wesen entfremdet, ganz erfüllt von republikanischen Ideen, glaubt sie auf das monarchische Deutschland mit Verachtung herabsehen zu können. Selbst junge Gelehrte, die Alles, was sie sind und was sie geleistet haben, Deutschland und der deutschen Wissenschaft verdanken, deren Familientraditionen nach Deutschland hinweisen, glauben ihrer patriotischen Pflicht nicht zu genügen, wenn sie nicht einen affectirten Haß gegen Alles, was deutsch heißt, an Tag legen würden.

Viel größer ist die Masse derjenigen, die zwar keine Sympathie für

Deutschland hegen, die mit mancherlei Fäden an Frankreich geknüpft waren und noch sind, die aber dennoch die Ueberzeugung hegen, daß die Vereinigung des Elsasses mit dem früheren Mutterlande ein in seinen Folgen glückliches Ereigniß sein werde. Sie Alle würden unzweifelhaft, dem Zuge ihres Herzens folgend, bei einer etwaigen Abstimmung gegen die Annexion stimmen, aber sie verkennen nicht, daß die Früchte der Annexion für das Land sein werden: wahre politische Freiheit und Bildung, ein reiches Staatsleben, das auf sicheren Grundlagen ruht, und tiefere Sittlichkeit in allen socialen und staatlichen Verhältnissen. Zu ihnen gehört bei Weitem der größte Theil der protestantischen Bevölkerung des Landes. Der edelste Vertreter dieser Richtung war der verstorbene Maire Küß, der dem Schreiber dieser Zeilen schon bald nach der Capitulation der Stadt fast wörtlich obige Ansicht aussprach. Gerade deshalb war der Tod dieses trefflichen Mannes ein so schwerer Verlust für die Stadt, ja für das ganze Land. Er, dessen reiner Charakter, dessen Aufopferung und Selbstverleugnung in den schwierigsten Zeiten, dessen Patriotismus ihm das Vertrauen und die Herzen der ganzen Provinz gewonnen hatten, würde die geeignetste Persönlichkeit gewesen sein, um seine Vaterstadt in die neuen Zustände hinüber zu führen und mit ihnen sie zu versöhnen. Was Küß klar erkannte, fühlen mit ihm große Kreise der städtischen und ländlichen Bevölkerung. Die Sympathien sind noch auf Seiten Frankreichs, mehr oder weniger deutlich aber dringt der Gedanke durch: wie schwer der jetzigen Generation auch die Trennung von dem Lande wird, das sie als ihr Vaterland anzusehen bis jetzt gewohnt war, sie wird dem Elsasse zum Heil gereichen. Im Handwerkerstande und auf dem Lande, von schlichten Bürgern und Bauern haben wir mehr als einmal gehört: „ja, die Deutschen haben noch Christenthum und Ordnung, das hat uns gefehlt.“ Ein einfacher Landmann in der Nähe von Hagenau sagte erst dieser Tage: „die Deutschen müssen uns unser Recht, unser Maß und unser Geld lassen, aber was sie uns geben müssen, das ist ihre Sitte, ihre Schule und Religion.“ Wir könnten Hunderte von ähnlichen Aussprüchen anführen.

Allerdings sind diese Ideen unter der protestantischen Bevölkerung weit mehr verbreitet als unter der katholischen. Seit dem Sturze des Kaiserreichs hat zwar die katholische Geistlichkeit der deutschen Regierung gegenüber keine unfreundliche Haltung im Großen und Ganzen eingenommen. Insbesondere haben die obersten kirchlichen Behörden, ohne gerade entgegenkommend zu sein, doch Alles vermieden, was als Feindseligkeit könnte aufgefaßt werden. Dieser besonnenen Haltung des Clerus ist es zu verdanken, wenn in vielen Gegenden die Aufregung sich schneller legte, als gehofft werden konnte. Allerdings hatte ein Theil des katholischen Clerus unläugbar sehr stark zum Krieg gehetzt, und noch in der ersten Periode desselben versucht, demselben den

Charakter eines Religionskrieges zu geben. In vielen Gemeinden wurden täglich zweimal Messen gelesen für die Siege der katholischen, d. h. der französischen Waffen. In Folge dessen hatte sich einerseits vielfach in Gegenden, wo die Protestanten in der Minderheit sind, eine übertriebene Furcht vor einer neuen Bartholomäusnacht verbreitet, die in Folge eines französischen Sieges stattfinden sollte. In mehreren Gemeinden schaarten sich die protestantischen Bauern in den ersten Tagen des August, als Gerüchte von französischen Siegen die Luft durchschwirrten, zusammen, um sich gegen einen Ueberfall von Seiten ihrer katholischen Nachbarn zu schützen. Daß hierbei sehr viel übertriebene Aengstlichkeit mituntergelaufen ist, unterliegt keinem Zweifel. Andererseits ist aber durch diese Einmischung der confessionellen Streitigkeiten nun bei dem katholischen Theil der Bevölkerung das Mißtrauen gegen die deutsche Regierung als eine „protestantische" wachgerufen worden, und obgleich der Chef der Civilverwaltung, wie viele Beamte katholisch sind, so hält das Landvolk vielfach doch daran fest, daß protestantisch und preußisch identische Begriffe seien. Erwähnung verdient es als Gegenstück, daß, wie die Katholiken Beeinträchtigung von Seiten der deutschen Regierung fürchten, so die allerdings nur kleine altlutheranische Partei ihre Hoffnungen auf sie setzt und sich schmeichelt, das Mühler'sche System bald auch im Elsaß eingeführt zu sehen. Zur Beruhigung der öffentlichen Meinung in Deutschland darf aber wohl behauptet werden, daß bis jetzt Nichts geschehen ist, was diese Hoffnungen oder jene Befürchtungen hätte rechtfertigen können. Die Ueberzeugung gewinnt immer mehr Boden, daß die Regierung sich von beiden Abwegen ferne halten muß, wenn sie das Elsaß auch geistig für Deutschland gewinnen will.

Französische Sympathien, aber bei den einen Einsicht, bei den andern Ahnung, daß das Elsaß einer glücklichen Zukunft als Glied des deutschen Reiches entgegengeht — damit dürfte wohl am richtigsten die Stimmung des numerisch größten Theils der Elsässer bezeichnet sein. Hieraus erklärt sich, daß die Frauenwelt, bei der das Gefühl und die Sympathien in überwiegendem Maße die politische Gesinnung bestimmen, durchweg weitaus französischer oder vielmehr chauvinistischer gestimmt ist als die Männer. Da die Behörden den Tact hatten, die Demonstrationen der Damen mit Bändern und Kleidern nicht zu beachten, so hat sich auch sehr bald die Freude daran verloren.

Allerdings giebt es auch einzelne Kreise, die durchaus französisch gesinnt sind, die von der Ueberzeugung getragen werden, daß binnen wenigen Jahren Straßburg nicht allein, sondern auch Mainz und Cöln französisch sein werden. Zu ihnen gehören selbstredend die meisten Nationalfranzosen, die sogenannten Stockwelschen, die sich im Elsaß aufhalten. Alte Beamte

und Militärs, die von dem billigen Leben angezogen, hier den Rest ihres Lebens in Ruhe verbringen wollten und nun unsanft aufgestört sind; junge Männer, die sich für eine Stelle im französischen Dienste vorbereitet hatten und nun in ihrer Laufbahn sich gehindert finden. Von den politischen Parteien ist es die radicale, die sich am wenigsten in die neuen Verhältnisse zu finden vermag. Dieselbe hat einen nicht unbedeutenden Anhang in Straßburg sowohl wie in den kleinen Städten, Bischweiler, Weißenburg, Zabern u. s. w. Sie war es, der es gelang, durch geschickte Wahlagitation den Wünschen und Bestrebungen der gemäßigt republicanischen Partei entgegen, d. h. der Partei, an deren Spitze Küß stand, die Wahl Gambetta's zum Abgeordneten durchzusetzen. Sie sieht unter deutscher Regierung keine Aussicht, jemals zur Herrschaft zu gelangen; in dem von der Revolution in den Despotismus und von dem Despotismus in die Revolution fallenden Frankreich hatte sie eine politische Berechtiguug und konnte eines großen Anhangs sicher sein. In Deutschland wird sie — und hierüber ist sie sich klar — immer in der Minorität bleiben und, um überhaupt zu wirken, sich mit sehr zweifelhaften Elementen verbinden müssen.

Ganz französisch gesinnt sind ferner eine Reihe großer und reicher Familien Straßburgs, meist Katholiken, die bisher neben den Spitzen der Behörden den Ton in der Straßburger Gesellschaft angaben. Nicht zu dem Kerne der Staßburger Bürgerschaft gehörig, bildeten sie bisher, gestützt von der Regierung und dem Clerus und durch ihren Reichthum einflußreich, eine Art Aristokratie. Sie haben meist ihre Wurzeln nnd alle ihre Verbindungen in Paris und dem Innern Frankreichs und werden wohl auch bald der Stadt, mit der sie nicht verwachsen sind und die als deutsche Stadt die Anziehung für sie verloren hat, den Rücken kehren.

Selbstredend wird auf die Stimmung eines großen Theils der Bevölkerung die Gestaltung der materiellen Verhältnisse von großer Einwirkung sein. So werden namentlich in den großen Fabrikorten des Oberrheins, Bischweiler u. s. w. die Folgen der Vereinigung mit dem Zollverein von der größten Bedeutung sein. Die großen Industriellen sind nicht nur in ihrem eignen Interesse, sondern auch in dem von Tausenden von Arbeitern verpflichtet, sich in die neuen Zustände zu fügen und die für ihre Industrie besten Bedingungen zu erhalten. Die Handelskammer Straßburg hat schon eine Deputation nach Berlin geschickt, der sich einige andere Notabilitäten des Landes angeschlossen haben; sie ist höchst befriedigt zurückgekommen. Vor wenigen Tagen hat in Colmar eine Versammlung von Notabeln des Oberrheins stattgefunden, die einen Ausschuß zur Wahrung der Interessen des Departements ernannt und demselben zugleich die Befugniß ertheilt haben, nach Berlin sich zu wenden. Die Männer, die an der Spitze dieses Ausschusses

stehen, der große Fabrikant Hartmann von Münster und Ignaz Chauffour gehören zu den tüchtigsten und angesehensten Personen des Elsasses. Chauffour, Advocat an dem Appellhofe zu Colmar, ist ganz deutsch gebildet und steht durchaus auf der Höhe deutscher Wissenschaft. In keine bessern Hände hätten die Interessen des Landes gelegt werden können.

Eine Lebensfrage für hunderte von Familien im Elsaß und besonders in Straßburg hat in den letzten Tagen eine glückliche Lösung gefunden, die Frage der Entschädigung für Kriegsschäden. Wenn man weiß, daß nach genauer Prüfung durch Commissionen von Sachverständigen die Belagerungsschäden an Immobilien und Mobilen in Straßburg 50 Millionen Franken, in dem kleinen Schlettstadt 2½ Millionen Franken betragen und die Requisitionen u. s. w., die zu vergüten sind, sich auf 20 Millionen belaufen, so bedarf es keiner längeren Auseinandersetzung über die Wichtigkeit der Frage, ob Ersatz geleistet wird oder nicht. Durch den Brief des Reichskanzlers vom 26. März, der die sichere Hoffnung auf Befriedigung aller berechtigten Ansprüche giebt, ist allen Befürchtungen ein Ende gemacht. Die Quelle einer tiefen und lang andauernden Mißstimmung ist dadurch verstopft, die Gewißheit ist gegeben, daß der materielle wie der moralische Schaden, den das Bombardement verursachte, zum guten Theil wenigstens wieder ausgeglichen wird.

Neben dem Einflusse, den die materiellen Interessen auf die politische Stimmung ausüben, wirkten in starkem Maße aber die Zustände in Frankreich selbst auf das Elsaß ein. Die Gegenwart ist nicht darnach angethan, die Sehnsucht der Elsässer nach ihrem frühern Vaterlande zu verstärken und gar mancher, der sich äußerlich noch als eingefleischter Franzose gerirt, dankt innerlich dem Himmel, daß les sacrés Prussiens Straßburg vor jedem Versuche, eine Commune einzusetzen, schützen. Je toller es in Frankreich zugeht, um so eher werden die Elsässer ihre französischen Sympathien verlieren. Inzwischen fangen sie doch jetzt an, die Bedingungen, unter denen sie der neuen Zukunft entgegen gehen, ins Auge zu fassen. In dem „Niederrheinischen Kurier" finden sich fast täglich Einsendungen von Privatleuten, in denen die eine oder andere wichtige Frage in Betreff der Uebergangszeit besprochen wird. In erster Linie sind es natürlich die materiellen Interessen, die Anlaß zur öffentlichen Besprechung geben. Aber fast alle diese Einsendungen zeigen doch, daß sich Schreiber und Leser auf den Boden der gegebenen Thatsachen, d. h. der Vereinigung mit Deutschland stellen; dagegen sind die Elsässer allerdings den Fragen nach der zukünftigen politischen Gestaltung ihres Landes noch nicht näher getreten. Ob es Reichsland, ob es preußische Provinz wird, läßt sie vorerst noch unberührt. Für sie ist beides ein Unbekanntes, beides aber unerwünscht. Auch die Weißenburger Frage vermochte

nicht, größeres Interesse zu erregen. Die eifrigen Franzosen wünschten die Lostrennung Weißenburgs, weil sie darin ein sicheres Mittel erblicken, Weißenburg und das ganze Unterelsaß vor der Germanisirung zu bewahren. Der Versuch, in der Weißenburger Gegend eine Agitation gegen die Lostrennung hervorzurufen, scheiterte an der Apathie der Bevölkerung, obgleich bisher kein einziger Elsässer existirt, der bairisch werden möchte. Das aber ist die begründete Ueberzeugung der besten Freunde Deutschlands unter den Elsässern, daß die Abreißung Weißenburgs von dem übrigen Elsaß ein Fehler sein würde, der kaum wieder gut zu machen wäre. Die Brücke, auf der der Elsässer ein Deutscher wird, ist der Localpatriotismus. Nicht ihn zerstören, ihn pflegen muß Deutschland. Hier sind die Fäden, die das Elsaß noch mit Deutschland verbinden; der wahre Elsässer ist eben auch darin vollkommen deutsch, daß er in erster Linie Elsässer und nichts als Elsässer sein will.

Namentlich muß es auch die deutsche Presse des Elsasses als ihre Aufgabe betrachten, durch Kräftigung des elsässischen Geistes den französischen Sympathien ein Gegengewicht zu geben. Die großen Fragen der innern Politik, welche in der nächsten Zeit die Geister in Deutschland in Bewegung setzen werden, liegen dem Elsässer noch fern, und es wird immerhin noch eine Reihe von Jahren dauern, ehe er lebhaftes persönliches Interesse daran nimmt. Will die elsässische Presse wirken, so muß sie Localpresse im besten Sinne des Wortes sein. Wir betrachten es als ein Glück, daß die vorhandenen Zeitungen, die das deutsche Interesse in Straßburg vertreten, diese Aufgabe erkannt haben. Das am meisten verbreitete Blatt des Elsasses, der Niederrheinische Kurier wurde gleich nach der Capitulation der Stadt von einem patriotischen deutschen Buchhändler, Schauenburg in Lahr, angekauft und unter der tactvollen, umsichtigen Redaction von Dr. Alexander Grün, einem Deutschen, der seit langen Jahren in Straßburg lebte, ist es dem Blatte gelungen, das Terrain, dessen Verlust anfänglich unvermeidlich schien, fast unverringert zu behaupten. Wenn die Zahl der Abonnenten Anfangs auch sehr zusammenschmolz, so hat die schonende, unabhängige, alle Interessen des Landes berücksichtigende Haltung des Blattes rasch das Vertrauen des Landes wieder gewonnen. Die täglich in dem Blatte erscheinenden Briefe aus dem Publicum sind hierfür der beste Beweis. Deutschland ist diesen beiden Männern, die auf die Gefahr hin, Stellung und Vermögen zu verlieren, unter den schwierigsten Verhältnissen einer patriotischen Pflicht sich unterzogen, allen Dank und Anerkennung schuldig. Auch das officielle Organ der deutschen Regierung, die Straßburger Zeitung, vertritt in durchaus würdiger Weise den deutschen Standpunkt. Sie würde vielleicht einen größeren Einfluß ausüben, wenn sie etwas populärer geschrieben wäre und mehr der geistigen Fassungsgabe der Mehrzahl der Leser sich anpaßte. Der

von ihr angeschlagene Ton dürfte für hiesige Verhältnisse zu vornehm sein. Dagegen zeichnet sie sich aus durch höchst kenntnißreiche und feingedachte Leitartikel, besonders über volkswirthschaftliche Gegenstände, und durch ein treffliches Feuilleton, in dem der durchaus deutsch gesinnte berühmte Geschichtsschreiber und gelehrte Archivar Straßburgs Ludwig Spach eine Reihe höchst interessanter Aufsätze über die Präfecten des Niederrheins, über die Maires von Straßburg, über die deutsch-elsässischen Dichter u. s. w. veröffentlichte.

Die übrigen Blätter des Elsasses haben keine Bedeutung. In Mülhausen ist eine neue deutsche Zeitung gegründet worden, die sich jedoch kaum über den Standpunkt eines Winkelblättchens erhebt; die in den kleinern Städten erscheinenden Wochenblätter sind ohne politische Farbe. Der am Oberrhein sehr verbreitete Industriel alsacien, der zu Mülhausen erschien, war ganz französisch. Obgleich die deutsche Regierung diesem von den großen Industriellen Mülhausens unterstützten Blatt die größte Nachsicht bewies, so konnte sich sein jugendlicher Redacteur doch nicht die nothwendigste, vom Kriegszustande geforderte Zurückhaltung auferlegen und die Regierung wurde von ihm geradezu gezwungen, das Blatt zu unterdrücken.

Von auswärtigen Zeitungen sind besonders die Indépendance belge und neuerdings auch die Frankfurter Handelszeitung im Lande verbreitet. Die erstere sagt als französische Zeitung unter neutraler Flagge natürlich den gebildeten Elsässern am meisten zu. Der Frankfurter Handelszeitung, dem Organe der Frankfurter Börsenmänner vom Schlage Sonnemann, ist es durch angestammte Rührigkeit und antideutsche Haltung während des Krieges gelungen, sich namentlich in den jüdischen Kreisen in Stadt und Land viele Leser zu verschaffen. In den nicht gerade deutschfeindlichen Theilen der Bevölkerung erfreut sich die Karlsruher Zeitung ihrer guten und zuverlässigen Nachrichten wegen großer Verbreitung. —

In einem zweiten Briefe gestatten Sie mir vielleicht zu berichten, in welcher Weise die neue deutsche Verwaltung organisirt worden ist und wie weit sie es verstanden hat, den hiesigen Verhältnissen gerecht zu werden. —

M.

Die Reichstagswahlen. Aus Mecklenburg, 4. April. Das von der liberalen Partei in Mecklenburg für die Reichstagswahl aufgestellte Programm hat das Eigenthümliche, daß es die Landesverfassungsfrage mit in seinen Bereich zieht. Es will, daß der alten Feudalverfassung der längst verdiente Abschied gegeben werde und Mecklenburg eine denen der übrigen deutschen Staaten gleichartige constitutionelle Verfassung erhalte.

Auf den ersten Blick mag die Hereinziehung dieses Punktes in ein Reichswahlprogramm einiges Befremden hervorrufen. Bedenkt man aber,

daß die Bemühungen, aus eigener Kraft und Initiative unsere mittelalterliche Staatsform abzustreifen, vollkommen aussichtslos sind, daß der Großherzog eine ihm vor drei Jahren vorgelegte, von mehr als fünftausend Männern unterschriebene Petition um eine Reform der Landesverfassung nicht einmal einer Antwort werth gehalten hat, daß die Rathgeber des Großherzogs die entschiedensten Gegner einer solchen Reform sind, und daß der Feudallandtag seit Jahrzehnten alle Anträge auf Reform der Landesverfassung entweder von der Schwelle zurückgewiesen oder ohne Abstimmung abgelehnt hat, daß es ferner sowohl im Interesse wie in der Competenz der deutschen Reichsgewalt liegt, so ungesunden und das Ganze schädigenden politischen Einrichtungen, wie sie Mecklenburg darbietet, ein Ende zu machen, so rechtfertigen sich damit die Hoffnungen der liberal und constitutionell gesinnten Mecklenburger auf die Hilfe des deutschen Reiches und der Ausdruck dieser Hoffnungen und Wünsche in ihrem Programm für die Reichstagswahlen. Unveränderlich hat daher von den Wahlen zum constituirenden Reichstage an dieser Punkt in dem Programm der liberalen Partei in Mecklenburg seine Stelle behauptet und wird dieselbe so lange behaupten, bis das Reich die erwartete Hilfe geleistet hat. Auch jetzt wiederum sind alle Candidaten der Partei die Verpflichtung eingegangen, den Bestrebungen der Mecklenburger, sich von den Fesseln des Feudalismus zu befreien, nach bester Kraft im Reichstage zu dienen, und diejenigen unter ihnen, welche in ihren öffentlichen Aeußerungen vor der Wahl die Frage wegen der Rechtsbeständigkeit der in thatsächlicher Wirksamkeit stehenden mecklenburgischen Landesverfassung berührten, haben überdies es laut als ihre Ueberzeugung ausgesprochen, daß das schiedsrichterliche Verfahren, welches im Jahre 1850 zur Aufhebung des constitutionellen Staatsgrundgesetzes für Mecklenburg-Schwerin und zur Wiederaufrichtung des Feudalstaates führte, ein monströses und ohne allen rechtlichen Werth war.

Bei dieser Sachlage entschied die Wahl in den Reichstag zugleich über die Frage, ob die mecklenburgische Bevölkerung ihre Vertretung in Landesangelegenheiten noch länger in den Händen einer kleinen Anzahl bevorrechteter Personen, welche ihr Recht dazu lediglich aus ihrem ererbten oder durch ein Handelsgeschäft erworbenen Besitz oder aus einem städtischen Gemeindeamt ableiten, lassen oder ob sie mittelst einer aus Wahlen hervorgehenden Vertretung an der Landesgesetzgebung und der Feststellung des Staatshaushalts mitwirken will. Die Bevölkerung hat hierauf eine sehr entschiedene Antwort ertheilt: sämmtliche Candidaten der liberalen Partei in den sieben Wahlkreisen der beiden Großherzogthümer Mecklenburg sind, zum Theil mit übergroßer Mehrheit, in den Reichstag gewählt worden; die sieben conservativen Candidaten sind sämmtlich unterlegen.

Die conservative Partei hatte sich früher in Mecklenburg-Schwerin Wahlkreise construirt, welche sich an die politische Eintheilung des Landes — Domanium, Ritterschaft und Städte — anschlossen und daher auf den Namen „Kreise" nur in einem sehr uneigentlichen Sinne des Wortes Anspruch hatten, vielmehr nur eine Zusammenfassung zerstreuter territorialer Bestandtheile darstellten. Von dieser abnormen Configuration hatte die Partei gehofft, für die Wahlen möglichst großen Nutzen ziehen zu können. Die vierzig Städte des Landes, das wußte sie, waren wegen der überwiegenden Herrschaft des liberalen Elements in derselben ihr auf alle Fälle verloren. Indem sie nun aus diesen Städten allein zwei Wahlkreise bildete, die sie den Liberalen preisgab, glaubte sie in den vier anderen Wahlkreisen, den beiden dominialen und den beiden ritterschaftlichen, um so sicherer den Sieg erringen zu können. Aber schon diese Rechnung täuschte, weil bei derselben außer Acht gelassen war, daß die bäuerliche Bevölkerung keineswegs das Glück der absoluten politischen und wirthschaftlichen Abhängigkeit, in welcher sie steht, zu schätzen wußte. Es gelang nur, in den beiden ritterschaftlichen Wahlkreisen conservative Candidaten durchzusetzen. Das seitdem erlassene und bei den jetzigen Wahlen zum ersten Male zur Anwendung gekommene Wahlgesetz hatte, auf Antrag von Moritz Wiggers, der dadurch eben der Fortdauer der bisherigen seltsamen Gestalt der mecklenburgischen Wahlkreise ein Ende zu machen beabsichtigte, eine Bestimmung in sich aufgenommen, welche die Regierung nöthigte, durch Zusammenlegung von Stadt und Land wirkliche Wahlkreise zu bilden. Dazu kam, daß, gleichfalls auf Antrag des genannten Abgeordneten aus Mecklenburg, durch das Wahlgesetz dem Versammlungs- und Vereinsrecht für den Betrieb der Wahlangelegenheiten die in Mecklenburg bisher fehlende Freiheit gewährt worden, und daß durch eine von demselben Abgeordneten beantragte Bestimmung der Gewerbeordnung der in Mecklenburg bisher zulässigen Unterdrückung von Zeitungen im Verwaltungswege inzwischen ein Riegel vorgeschoben worden war. Diesen Veränderungen in der Gesetzgebung ist es zu verdanken, daß die wahre Ansicht der Bevölkerung sich in den Reichstagswahlen jetzt zum ersten Male einen getreuen Ausdruck verschaffen konnte. Aller vom Feudalismus und von der Bureaukratie aufgewandten Agitations- und Zwangsmittel ungeachtet hat es sich herausgestellt, daß die weit überwiegende Mehrzahl der mecklenburgischen Bevölkerung sich nicht länger von beiden bevormunden lassen will. Fast nur die Ritter und die großherzoglichen Beamten und der von ihnen unmittelbar abhängige Theil der Bevölkerung sind es, welche für die conservativen Candidaten und damit für die Beibehaltung der bestehenden politischen Einrichtungen des Landes gestimmt haben.

Der Aerger ist nicht gering, welcher sich der Feudalen in Folge der

von ihnen erlittenen gründlichen Niederlage bemächtigt hat, und sie lassen demselben zum Theil in wahrhaft kindischer Weise freien Lauf. Ein „conservativer Volksfreund" richtete in dem ministeriellen Amtsblatte an seine Parteigenossen die Aufforderung, sich durch Erwerbs- und Arbeitsentziehung an allen liberalen Wählern und Ortschaften zu rächen, und zu diesem Zwecke eine Verbindung zu schließen. Auch ohne Abschluß einer förmlichen Verbindung handelt bereits ein Theil der Conservativen nach dieser Vorschrift. Sie bezeichnen die Einwohner der Städte, welche von ihrem freien Wahlrecht zu Gunsten der liberalen Candidaten Gebrauch gemacht haben, als ihrer Kundschaft und ihrer Wohlthaten unwürdig und entziehen ihnen dieselben. Ein Armenverein von Conservativen in der Umgegend der Stadt Wittenburg hat den Confirmanden daselbst durch den Geistlichen ankündigen lassen, daß er in Zukunft nicht mehr wie bisher die bedürftigen Kinder für die Confirmation mit Kleidern unterstützen werde, weil Wittenburg sich „zu undankbar" bewiesen, indem es dem conservativen Candidaten fast gar keine Stimmen gegeben habe. Andere verweisen Diejenigen, welche sich an ihr Wohlwollen wenden, höhnisch an den von ihnen gewählten Reichstagscandidaten: an dem sei es jetzt für sie zu sorgen. Begreiflich tragen diese Ausbrüche wilden Grolls und tiefer Verstimmung nichts dazu bei, die Bevölkerung mit den jetzigen Zuständen zu versöhnen oder sie zur Reue über den von dem Wahlrecht gemachten Gebrauch zu führen.

Für den Reichstag nun scheinen sich zwei Wege darzubieten, um den Mecklenburgern die von ihnen jetzt wieder durch den Ausfall der Wahlen so entschieden beanspruchte Hilfe zu gewähren.

Der eine dieser Wege ist die Erhebung eines Verfassungsstreites auf Grund des Artikels 76 der Verfassung des deutschen Reiches. Schon im Jahre 1869 gelangte an den Reichstag eine Petition aus Mecklenburg, mit dem Antrage, derselbe wolle den Bundesrath zu einer Prüfung der Rechtsbeständigkeit des Freienwalder Schiedsspruches und zu den weiteren, dem Ergebniß der Prüfung entsprechenden Schritten veranlassen. Die Petition ward vom Reichstage dem Bundesrath zur Prüfung überwiesen. Letzterer ertheilte nun zwar den Petenten einen ablehnenden Bescheid, weil er sich für solche Verfassungsstreitigkeiten nicht competent erachtete, deren Ursprung in die Zeit vor Abschluß der Norddeutschen Bundesverfassung zurückreichte, indem er aus deren Eingangsworten glaubte folgern zu dürfen, daß alle zur Zeit des Abschlusses thatsächlich bestehenden Verfassungseinrichtungen durch die Bundesverfassung zu „giltigem Recht" geweihet worden seien. Doch ist mit dieser Zurückweisung der Petition, von welcher der Reichstag bisher noch keine amtliche Kenntniß erhalten hat, das Verfahren nach Anleitung des Art. 76 der Reichsverfassung noch keineswegs geschlossen, sondern es bleibt dem Reichs-

tage noch eine weitere Verfolgung des durch jenen Artikel vorgezeichneten Weges vorbehalten.

Ein zweiter Weg wurde in der letzten außerordentlichen Reichstagssession eingeschlagen. Derselbe bestand in der Wiederaufnahme eines schon im constituirenden Reichstage gestellten Antrages, dahin gehend, daß in die Reichsverfassung eine Bestimmung aufgenommen werde, nach welcher in jedem der verbündeten Staaten eine gewählte Volksvertretung bestehen soll, deren Zustimmung bei der Landesgesetzgebung und der Feststellung des Staatshaushalts erforderlich ist. Im Reichstage machte sich gegen die Aufnahme dieses Zusatzes das formelle Bedenken geltend, daß dadurch der Abschluß des Verfassungswerkes leicht gefährdet werden könne, und der Antrag wurde in Folge dessen durch eine motivirte Tagesordnung zurückgestellt. Es hindert aber nichts, ihn in jeder Reichstagssession zu wiederholen, bis sich endlich eine Mehrheit für denselben findet.

Sache unserer Abgeordneten wird es sein, denjenigen dieser Wege zu erwählen, welcher am meisten Erfolg verspricht. Sie selbst sind die lebendigen Zeugen dessen, was die mecklenburgische Bevölkerung will und dieser Wille, welcher jetzt zugleich auf die volle thatkräftige Theilnahme der mecklenburgischen Bevölkerung an dem großen nationalen Werke der Niederwerfung des Feindes sich berufen kann, ist ein so vollberechtigter, daß liberale Männer ihm ihre Sympathien schwerlich werden versagen können.

Fürst Gortschakow und die russische Politik. St. Petersburg, den 8. April. Die geringe Sympathie, deren sich die deutsche Politik bei Fürsten, Völkern und Diplomaten des Auslandes erfreut, erklärt sich wenigstens bei der Mehrzahl dieser Letzteren anerkanntermaßen überwiegend aus persönlicher Eifersucht auf die Erfolge Ihres Reichskanzlers. Daß auch dem Fürsten Gortschakow die Thaten seines deutschen Collegen manche schlaflose Nacht bereitet haben, weiß hier jeder. Um so anerkennenswerther ist es, daß er seinem persönlichen Unmuth nie einen sachlichen Einfluß auf die Beziehungen der Staaten gestattet hat. Er verdient deshalb wohl, daß ihm auch bei Ihnen die Genugthuung nicht mißgönnt werde, die ihm der Ausgang der Londoner Conferenz und ganz neuerdings die kaiserliche Anerkennung seiner Verdienste um die daselbst erzielte glückliche Lösung der Pontusfrage gewährt haben. Aber vielleicht ist die Mahnung unnöthig. Wenn wir hier recht berichtet sind, so steht die auswärtige Politik Rußlands zur Zeit nicht blos bei den Berliner Hofkreisen in absonderlich gutem Geruch.

Warum auch nicht? Fürst Gortschakow hat wirklich etwas von einem Staatsmann an sich — wenn auch nicht so viel als er selber glaubt. Jedenfalls hat er die Kunst verstanden, der Mehrzahl westeuropäischer Zeitungsleser

die Meinung beizubringen, daß er ein Diplomat von unheimlicher Geschicklichkeit sei, und wer wollte die Tragweite dieser Thatsache unterschätzen? Worauf beruht denn seit unvordenklicher Zeit ein gutes Theil der Rolle, die Rußland in den politischen Händeln des Welttheils spielt, wenn nicht auf diesem im Ganzen und Großen herzlich unverdienten Nimbus der Ueberlegenheit, mit dem es seine Diplomaten zu umgeben versteht. Oder wäre etwa dieser Nimbus nicht unverdient? Nun — am Ende ist Alles relativ. Wer Gelegenheit gehabt hat, mit Diplomaten zu verkehren, weiß, daß man kein Riese zu sein braucht, um ohne Mühe den Saul unter ihnen zu spielen. Dem Fürsten Gortschakow muß man aber noch mehr zugestehen, als die Kunst der politischen Reclame — es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er einen scharfen Blick für das Mögliche in der Politik besitzt und bei der Durchführung seiner Pläne mit einer gewissen eleganten Sicherheit zu verfahren weiß, welche die Frucht einer fünfzigjährigen Erfahrung — nicht immer zu sein pflegt. Aber freilich ist seine Auffassung von dem, was in der Politik möglich ist, himmelweit verschieden von dem, was z. B. Fürst Bismarck darunter versteht. Möglich ist in den Augen des russischen Kanzlers nur das, was sich menschlicher Berechnung nach ohne ernstliches Wagniß erreichen läßt. Er ist der vorsichtigste der Politiker. Da es ihm aber gleichzeitig nicht an Eitelkeit gebricht, so geht sein Bestreben stets dahin, jene Seite seines Wesens thunlichst zu verbergen. Manchesmal ist ihm das gelungen — so z. B. im Jahre 1863, wo er sich vor der Welt, und insbesondere der russischen, das Ansehen zu geben wußte, als habe er durch eine kühne Haltung ohne Gleichen eine furchtbare europäische Coalition gesprengt. Heute glauben wir doch zu wissen, daß jene Coalition nicht so furchtbar war, als sie aussah — Dank vor Allem der Thatkraft eines anderen Mannes, der seitdem noch weit gefährlicheren Lagen getrotzt hat. Im Jahre 1870 — in der Pontusfrage — ist es dem Fürsten nicht so gut geglückt. Alle Welt bei uns sah ein, daß es Thorheit und Schwäche gewesen wäre, einen so unvergleichlichen Augenblick ungenützt zu lassen, aber Jedermann fühlte zugleich, daß von kühnem Wagniß dabei keine Rede sein konnte. Deshalb ist die Pontuspolitik des Reichskanzlers niemals so populär geworden, wie die polnische von anno 1863. Weit entfernt sich für die Kündigung des Pariser Vertrages zu begeistern, war unser Publicum vielmehr sehr geneigt, den vorsichtigen Fürsten zu bespötteln. Im ersten Augenblick regte sich sogar die nationale Empfindlichkeit darüber, daß man sich seiner Verpflichtungen mit „preußischer Erlaubniß" zu entledigen suche. Zu einem begeisterten Aufschwunge ist es auch später nicht gekommen. Der Adressensturm, der im Herbst und Winter durch das Reich ging, war — bestellt. Es sind mir Fälle bekannt, wo von oben an die Erfüllung dieser Bürgerpflicht gemahnt werden mußte. So hat sich z. B. die

Stadtverordnetenversammlung der Hauptstadt zwei Mal erinnern lassen, um sich schließlich mit ihrer literarischen Unerfahrenheit zu entschuldigen, worauf ein Beamter aus dem Ministerium des Auswärtigen mit der Abfassung des gewünschten patriotischen Schriftstücks beauftragt wurde. Aus Moskau kam zwar eine Adresse, es stand aber von der Pontusfrage so gut wie gar nichts darin — desto mehr von allerlei liberalen Wünschen, die so ungnädig aufgenommen wurden, daß der Minister des Innern fast seine Stelle verloren hätte, weil er die Absendung der Adresse nicht zu verhindern gewußt hatte. Die drei baltischen Ritterschaften blieben, ungeachtet mehrfacher Aufforderungen, stumm. Es ist von ihrer Seite bis zu diesem Augenblick keine Kundgebung erfolgt, und wird auch keine erfolgen. Ganz abgesehen von allen anderen Gründen, die wir hier nicht berühren wollen, finden diese Körperschaften es mit ihrer Würde unvereinbar sich dem Throne mit Loyalitätsversicherungen zu nahen, nachdem ihre gerechten Beschwerden über den seit Jahren geübten Sprach- und Glaubenszwang erst neuerdings die schnödeste Abweisung erfahren haben. Dasselbe Verhalten ist durchweg auch von den städtischen Vertretungen und Corporationen der Ostseeprovinzen beobachtet worden. Natürlich hat diese Zurückhaltung die Denunciationswuth der nationalen Presse in Petersburg und Moskau reizen müssen — allein man hat in maßgebenden Kreisen davon keine Notiz genommen. Ueberhaupt ist seit dem Beginn des deutsch-französischen Krieges in den russificatorischen Bemühungen ein Stillstand eingetreten, der bis zu diesem Augenblicke so wenig einer erkennbaren Thätigkeit auf diesem Gebiet gewichen ist, daß die „Moskauer Zeitung“ sich zu einer Kritik der allerhöchsten Maßnahmen hat fortreißen lassen, die ihr eine zweite Verwarnung zugezogen hat. Begründet ist diese Maßregel mit der Bemerkung, daß die Hetzereien der „Moskauer Zeitung“ weit entfernt dem Separatismus entgegenzuwirken, nur geeignet seien, denselben zu befördern. Wenn die Regierung dieser in der That nahe liegenden Anschauung vor vier Jahren zugänglich gewesen wäre, so würde Vieles haben vermieden werden können, was nun nicht mehr gut zu machen ist. Aber auch heute noch könnte man ihr dankbar sein, wenn nur die geringste Sicherheit dafür bestünde, daß die Meinung von heute auch die Meinung von morgen sein wird. Aber das kann nur die naive Unkenntniß russischer Dinge erwarten. Wer mit denselben näher vertraut ist, weiß, daß es zu den schwierigsten Dingen von der Welt gehört, das Geheimniß zu ergründen, welches die wahren Triebfedern unserer Politik umhüllt. Aus dem einfachen Grunde, weil in der großen Mehrzahl der Fälle kein klargedachtes, fest gewolltes Ziel vorhanden ist, sondern nur ein unerquickliches Gemisch verschiedenartiger Gesichtspunkte, von denen die wirklich sachlichen regelmäßig am Schlechtesten wegkommen. Es ist also sehr wenig Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß die

Maßregel gegen die „Moskauer Zeitung" von einer solchen dictirt worden sei — dagegen eine sehr große, daß dieselbe ihren Grund lediglich in irgend einer persönlichen Verstimmung oder in einem vorübergehenden Umstande anderer Art gefunden habe. Aehnliche Fälle sind schon dagewesen. Man hat sie anfangs mit Hoffnung begrüßt, später ist man gleichgültig geworden und jetzt neigt man eher dazu, in einem scheinbaren Zugeständniß dieser Art den Ausgangspunkt neuer Gewaltmaßregeln zu erblicken.

Unser Heer in Frankreich. Während unserer Belagerung von Paris war einmal der Vorschlag gemacht worden, die ganzen Schätze von Paris nach der Einnahme für die Kriegszahlungen mit Beschlag zu belegen. Wir halten dies für unthulich, weil wir außer Stande sind, das Staatsgut in baar Geld umzusetzen. Sollen wir die Tuilerien, die Antiken, Gemälde, Manuscripte u. s. w. an Händler verkaufen? Ein Faustpfand aber, das man nicht der Forderung entsprechend verwerthen kann, und dessen Bewahrung zur größten Plage wird, hat keinen Werth. Belfort und Nancy an unserer Thür wären wenigstens eher festzuhalten. — Bis jetzt hat die deutsche Politik glücklich vermieden, unsere Armee in den selbstmörderischen Kampf der Franzosen zu verwickeln. Aber noch sind wir der Möglichkeit nicht ganz enthoben, daß unsere Soldaten dazu verwandt werden, die Regierung zu stützen, mit welcher wir den Frieden abgeschlossen haben. Wir würden durch unser Eingreifen der Regierung Thiers zwar für den Augenblick das Uebergewicht geben können, aber das geringe moralische Ansehen, welches sie etwa noch in Frankreich besitzt, vollends vernichten. Glücklicherweise weiß das Thiers so gut als wir. — Schon hat sich erwiesen, wie gegenwärtig in Frankreich nur militärisches Regiment die Ordnung erhalten kann; daß Thiers und Favre genöthigt waren, den Marschall Mac Mahon zum Generalissimus der Regierungstruppen zu ernennen, dies ist ein deutliches Symptom der gegenwärtigen Sachlage. Denn die drei Männer vertreten in merkwürdig characteristischer Weise drei verschiedene Richtungen des französischen Lebens. Thiers, der alte Orleanist, mit starken Ansprüchen an gelehrte Bildung, stellte sich bei den Verhandlungen mit unseren Diplomaten dar wie ein recht beschäftigter guter Arzt, ein feines, kluges, glattes Gesicht, gute und einfache Toilette, nie ohne die weißeste Halsbinde; er bewegt sich auch wie ein Arzt der vornehmen Gesellschaft, der sich von seinen Patienten nicht imponiren läßt, trotz gewandter Formen und gefälliger Rede schneidet hier und da ein entschiedenes Wort, ein feiner Witz, er handelt auch wie ein kluger Arzt, er hat immer noch ein Mittel, selbst wenn ihm der Fall hoffnungslos erscheint, wenigstens schiebt er die letzte Katastrophe hinaus. Er ist klug genug, um die Schwäche Frankreichs völlig zu erkennen, er weiß,

daß zur Zeit nirgends eine gesunde Grundlage für festen Staatsbau vorhanden ist, aber er versucht behend alle seine Kunst, theils aus Pflichtgefühl, theils aus Eitelkeit. Denn wenn er auch im Grunde seiner Seele wahrscheinlich gering von seinen Franzosen denkt, deren Constitution er so lange durch süße Medicamente ruiniren half, so denkt er doch hoch von sich selbst und von seinen staatsmännischen Talenten. — Und neben ihm der ehrliche Republikaner Favre, ein alter Advocat, derbe untersetzte Figur, der Alles was er ist und hat sich selbst verdankt, auch er müht sich jetzt nach Kräften, seinen Clienten Frankreich aus dem vorliegenden Proceß möglichst heil herauszuwickeln, kommt Client schließlich doch an den Galgen, so thut ihm das herzlich leid, aber er ist gar nicht geneigt, das Schicksal desselben zu theilen, und wird durchaus nicht den Versuch machen, den Strick gewaltsam zu zerschneiden. Doch er wie Doctor Thiers werden als anständige Hausfreunde verschmähen, die verzweifelte Lage Frankreichs zu eigenem Vortheil auszubeuten, und dies ist ein Lob, daß man der Mehrzahl einflußreicher Franzosen aus alter und neuer Zeit nicht geben kann.

Die Verbindung von Thiers und Favre mit Mac Mahon bedeutet zunächst, daß sich alle Parteien von den Legitimisten bis zu den Republikanern für den Kampf gegen den Communismus geeinigt haben. Marschall Mac Mahon, der angesehenste und persönlich respectirteste General der Napoleonischen Zeit, ist ein loyaler Legitimist und sehr treuer Katholik. Beim Beginn des Krieges hatten sich die verschiedenen Parteien der Rechten vereinigt, ihm durch National-Subscription schon bei Lebzeiten ein Denkmal zu setzen. Vielleicht sollte er schon damals ein Führer gegen Napoleon werden. Jetzt hat trotz seiner unglückreichen Kriegführung die Rechte der Nationalversammlung den Regenten Thiers bestimmt, den Marschall zum Vorkämpfer gegen den Socialismus, d. h. zu seinem Nachfolger zu machen. Es war wohl nicht zufällig, daß kurz vorher eine Versöhnung der Linien Bourbon-Orleans und ein Abkommen über die Personen der künftigen Monarchen Frankreichs stattfand. Ist aber der Marschall wirklich der kräftige Charakter, um die eiserne Hand über Frankreich und in ihr eine neue Dynastie zu halten? Uns erscheint Jemand, der so im Kampfe niedergeworfen wurde wie er, eher als ein gebrochener Mann. Wohl möglich, daß er als Sieger in Paris einrückt und als Retter der Gesellschaft begrüßt wird, aber auf wie lange? und für welchen Nachfolger? —

Für unsere Soldaten in Frankreich ist eine nüchterne, lästige Dienstzeit gekommen, und es fehlt nicht an Klagebriefen der Einzelnen. Noch steht zur Zeit unsere ganze Linie in Frankreich, nur die Landwehr und die badische Division sind heimgekehrt, die zur Besatzung von Elsaß-Lothringen bestimmten Regimenter sind in ihre neuen ständigen Garnisonen gerückt. Unser Heer in

Frankreich zählt immer noch fast 600,000 Mann, 13½ norddeutsche Armeecorps, 2 bairische Corps, die Würtemberger. Die beabsichtigte Verminderung dieser Masse ist durch die Revolution von Paris aufgeschoben worden, und es ist unsicher, ob in nächster Zeit mehr als die Garde fortgenommen wird. Die Franzosen haben bis zur Ratification des Friedens die Verpflegung nur für 500,000 Mann und 150,000 Pferde zu leisten, nach Zahlung der ersten halben Milliarde noch für 150,000 Mann, nach der zweiten halben für 120,000, nach der dritten für 80,000 Mann, nach der vierten halben für 50,000 Mann und 12,000 Pferde. Diese letztere Zahl würde die Ostdepartements besetzt halten bis zu gänzlicher Tilgung unserer Forderungen.

So war — wie bekannt — das Abkommen, das in der Voraussetzung geschlossen wurde, die Regentschaft Thiers werde Mittel suchen und finden, möglichst schnell die Schuld zu vermindern. Jetzt wo die Verhältnisse sich völlig geändert haben, wird die Entscheidung darüber nicht abzuweisen sein, ob es noch in unserem Interesse liegt, der so unsicher gewordenen und weit aussehenden Geldforderung zu Liebe das weite Terrain und die ganze Truppenzahl festzuhalten. Gewiß handelt es sich dabei nicht um das Geld allein. Auch die Rücksicht ist zu nehmen, daß wir, im Fall Thiers und Favre einer Marschalls- oder legitimistischen Regierung den Platz räumen, in imponirender Stellung zur Hand sein müssen, um jede neue Regierung zu Beobachtung der Friedensbedingungen zu veranlassen. Dennoch wird man sich mit der Annahme allmälig befreunden, daß diese Zwecke erreicht werden, wenn wir vom neuen Reichsgebiet aus nur Belfort und das für militärische Operationen wünschenswerthe Terrain von Französisch-Lothringen als Faustpfand festhalten.

Die Rücksicht auf das Behagen unserer Soldaten darf dabei allerdings nicht maßgebend sein. Sie sind Deutsche und sie dienen. Aber wenn die großen Interessen des Vaterlandes es möglich machen, den Schwierigkeiten ihrer Lage wohlwollende Theilnahme zu schenken, so wäre das in diesem Fall doch nicht unmilitärisch. Der Krieg hat trotz der furchtbaren Anstrengungen, die er zumuthete, in mancher Hinsicht den Soldaten verwöhnt. Jetzt haben die Liebesgaben plötzlich aufgehört, die Post nimmt keine Paketsendungen an, das Land des Feindes bietet nicht mehr gehäuftes Maaß aus den Requisitionen, es wird nur gestrichenes aus den Magazinen geliefert; während der Operationen erhielt der Mann reglementsmäßig 1 Pfd. Fleisch, jetzt nur ¾ Pfd. — immer noch die normale Kriegsration und mehr als in anderen Heeren geliefert wird. Dennoch wird ihm die Beschränkung empfindlich, zumal in den ersten Tagen nach dem unterbrochenen Rückmarsch die Verbindung der militärischen Verpflegungen gestört war, und außerdem die Einförmigkeit der gelieferten Nahrungsmittel langweilig geworden ist. Dazu kommt, daß in den meisten Quartieren das hochmüthige, verstockte und eigennützige Wesen

der Franzosen die Mannschaften bitterlich kränkt, die für ihre tägliche Feldzulage zu Sold und Kost — der Gemeine $2\frac{1}{2}$ Sgr., Unterofficier doppelte Löhnung, Officier 5 Fcs. — sich in dem theuren Lande sehr wenig anthun können und jetzt in Schenken und Kaufläden die Empfindung haben, übertheuert und geplündert zu werden. Und obgleich noch nie so viel auf die Ernährung der preußischen Armee verwandt worden ist, als in diesem Kriege — auch 1866 kleinere Portionen, keine Zulage — so ist doch ganz natürlich, daß der Soldat sich in feindseligen Garnisonen, getrennt von der Heimath, im Zwange neuer, oft demüthigender Rücksichten auf die widerwärtige Bevölkerung eng bedrückt fühlt, zumal wenn er in deutschen Zeitungen von dem begeisterten Empfange seiner Feldherrn, der vergnügten Siegesfeier in Stadt und Land liest.

Aber was ihm selbst am meisten überflüssig und langweilig erscheint, das ist — im Ganzen betrachtet — für seine Gesundheit und moralische Kraft die beste Hilfe. Der harte, wilde Krieg macht den Soldaten unbändig und lockert die Disciplin auch des besten Heeres. Diese wieder straff zu ziehen ist vor kriegsmüden Truppen eine der schwersten Aufgaben für die Commandirenden, die härteste Zumuthung für die Soldaten selbst. Es giebt aber kein besseres und wirksameres Mittel dazu, als den Drill, diesen alten, mürrischen unsterblichen Schutzgeist unseres Volksheeres, den wenig anmuthigen Bürgen und Gehilfen unserer Schlachtensiege. Mit Gepäck exercieren, Parademarsch üben, anstrengende Uebungsmärsche thun, selbst nach der Scheibe schießen dünkt die Sieger von Wörth, Mars la Tour, Sedan, Orleans ein besonders unholder Rückfall in die Recrutenzeit. Aber wenn wir sicher sein wollen, daß unser Heer bei einem neuen Kriegslärm den Franzosen mit der alten Ueberlegenheit entgegentritt, so ist gerade jetzt nöthig, den Soldaten zu gewöhnen, daß jeder Muskel und jeder Pulsschlag dem Commando und Willen des Vorgesetzten gefügig gehorchen. Nur der Mann, welcher gegen alle seine Neigungen, gegen Natur und Willen, bei 30 Grad Wärme, Helm auf dem Kopf, fest zugeknöpft und bepackt, mit taktvollem Schritt so marschirt, daß jeder Tritt durch den ganzen Körper ruckt und daß der Erdboden zittert, nur dieser hat und giebt die Zuversicht, daß er auch auf seinen Vorgesetzten hören wird, wenn der Kugelregen betäubend dröhnt und ihm jeder Nerv durch die Gefahr in zuckende Spannung geräth. Nur die Gewöhnung an den stärksten Zwang des Geistes und Leibes giebt Bürgschaften für die Schlacht. Daran mögen unsere jungen Helden denken, wenn sie jetzt der Affe unerträglich drückt. Es war kein Zufall, daß sogar im Kriege die tüchtigen Officiere der Baiern bei den Preußen die Kunst des Drillens zu lernen suchten.

Wir werden also die leisen Klagen, welche in Privatbriefen aus unserem

Heer zur Heimath ziehen, auf das rechte Maß zurückzuführen haben. Daß unsere wackeren Knaben jetzt stark mit Exercieren behelligt und in die Friedensordnung zurückgedrillt werden, ist ganz unvermeidlich. Gerade weil und so lange sie in Feindesland stehen, ist diese herbe Zucht doppelt nothwendig. Für die andere Frage, wie lange zu solchem Garnisondienst in der Fremde eine Heeresmasse von 600,000 Mann nöthig ist, erwarten wir von der Weisheit unseres Obercommandos die Entscheidung. ♀

Die Reichstagsverhandlung über die Grundrechte. — Wir hatten uns getäuscht, wenn wir vor vierzehn Tagen die Wahrscheinlichkeit heftiger parlamentarischer Kämpfe in der gegenwärtigen Reichstagssession in Abrede stellten; das Gebahren der Ultramontanen hat unseren Irrthum gründlich zerstört, und zwar zu unserer größten Freude, nicht etwa wegen des unterhaltenden Schauspiels, das dies muntere kirchlich-politische Turnier uns darbot, sondern weil wir von der anerkannten Klugheit unserer romverehrenden Gegner so nutzlose, ja gefährlich herausfordernde Demonstrationen gleich zu Anfange nicht vermuthet hatten. Es gemahnt an die Pariser Ausfälle Trochu's, wie da die clericale Partei sich freiwillig erhob, um bei der ersten besten Gelegenheit mit fröhlich kriegerischem Geräusch zur Eroberung von Positionen auszurücken, an deren Einnehmbarkeit wohl keins ihrer Mitglieder ernstlich glaubte. Vielleicht war es ihnen auch wirklich nur darum zu thun, diese Ausfälle rasch und brav gemacht zu haben, um dadurch bei Gott und den Herren Wählern das Zeugniß „unvergleichlicher Haltung" — wie weiland die Pariser Heroen — zu verdienen. Oder ist es mit besagter clericaler Klugheit am Ende gar nicht so weit her, als man gemeint hat, läuft sie zuletzt statt wahrhaft politischer Weisheit, die sich in der Gesammtführung des Kampfes, vor allem in der Wahl des richtigen Moments zu offenbaren pflegt, gar nur auf die kleine Pfiffigkeit dialektischer Fecht- und Parirkunst hinaus, die zu bestreiten unermüdlich ist, aber unfähig zu beweisen, zu ärgern und zu reizen geschickt, zu überzeugen jedoch, ja selbst zu imponiren außer Stande? In der That trägt man aus den neulichen Debatten diesen Eindruck davon; man kann den Herren vom Centrum viel Taktik im Einzelnen nachrühmen, Strategie haben sie nicht im mindesten bewiesen. Durch ihr Vorgehen in der Adreßsache haben sie sich selber jeden Erfolg in der soviel wichtigeren Verfassungsfrage abgeschnitten. Hätten sie sich dort behutsam zurückgehalten, wo es sich für sie um nichts als um die Abgabe einer Visitenkarte voller Sympathie beim heiligen Stuhle handeln konnte, hätten sie in ihrem Antrage auf Grundrechte den eigentlichen Kern der „Kirchenfreiheit" in noch etwa ein Dutzend unschädlich menschenfreundlicher Allgemeinheiten eingehüllst — die endliche Niederlage wäre zwar schwerlich vermieden worden, aber sie wären doch ohne Zweifel mit einer ansehnlichen Minorität davongekommen. So haben sie sich von vornherein gänzlich isolirt, denn die Stimmen der Polen gehören ihnen ja nach Fürst Bismarck's scharfer Distinction zwischen nationalem und confessionellem Polenthum ohnehin eigenthümlich zu.

Wegen dieses Endergebnisses, der Lostrennung der katholischen Phalanx

von allen übrigen Parteien im Reichstage, müssen wir die dreitägige Verhandlung über die Grundrechte als ein wichtiges Ereigniß auffassen; es giebt für unsere Reichspolitik ja auch negative Aufgaben, die Arbeit an ihnen darf nicht für Zeit- noch Kraftverlust gelten. Was die an Wechsel reiche Debatte selbst anlangt, so nimmt Heinrich von Treitschke's Rede ohne Zweifel politisch die erste Stelle ein, ihres rhetorisch bedeutenden Eindrucks zu geschweigen Kam es doch hauptsächlich darauf an, den süddeutschen Liberalen und der norddeutschen Fortschrittspartei gegenüber jeden lockenden Schein des Freisinns von dem clericalen Antrage abzustreifen. Dies gelang ihm vollständig durch den Hinweis auf die nothwendige Consequenz kleinstaatlicher Verwirrung durch aufsässige Bischöfe, wie auf die Aermlichkeit der gegen die selige Censur kämpfenden ultramontanen Freiheitsbegeisterung. Da es sich jetzt nur um Uebertragung des preußischen Verfassungsartikels auf die übrigen Länder handelte, nicht um Prüfung der preußischen Zustände selber, so hätte die Verhandlung hiernach statt der schicklichen Vertagung wohl gleich ihren Schluß finden können, aber wieviel Erbauliches wäre uns nicht doch dadurch entgangen! Die jetzt übliche Art der Geschäftsleitung, wonach die Redner für und wider einen Antrag in strenger Folge mit einander abwechseln müssen, giebt eigentlich der Minorität einen unverhältnißmäßig weiten Spielraum, wozu noch der unvermeidliche Mißstand tritt, daß die zahlreichste Partei, die nationalliberale, welcher der Präsident selbst angehört, durch dessen musterhaft unparteiisches Verfahren am allerwenigsten in den Vordergrund tritt. In diesem Falle aber mußte man es mit Dank begrüßen, daß der Minderheit gestattet ward, ihre sämmtlichen Lichter auf den Scheffel der Tribüne zu stellen. Sie hatten so reichermaßen Gelegenheit all ihre Argumente zu erschöpfen. Gleich die elegante Beredsamkeit des Mainzer Kirchenfürsten leistete darin von ihrem „höheren Standpunkte" aus Außerordentliches. Er, der selber bescheidentlich darum bat, fremdartige Dinge aus dem Spiele zu lassen, fand es für gut, die religiösen Gefühle der Elsässer vor der Zeit ans Licht der Welt zu bringen, ja er verschmähte nicht, gleich als handle es sich um ein Passionsmysterium altkirchlichen Brauches, die leidenden Gesetze Gottes selbst auf die parlamentarische Bühne zu führen, während er im selben Athem beifällig citirte, daß religiöse Debatten nicht vor den Landtag gehörten. Und dieselbe Summe läßt sich auch aus den Reden seiner Parteigenossen ziehen: den kirchlichen Frieden auf der Fahne zogen sie lärmend in den kirchlichen Krieg, den sie selber vom Zaune gebrochen. Der Schlag fällt auf sie zurück. Was sie in Preußen am Artikel 15 zu besitzen wähnen, haben sie selber in ihrer Freude verrathen. Größere Aufmerksamkeit auf die Gefahren der preußischen Zustände werden sich Liberale wie Conservative zur Pflicht machen müssen, Miquel's Rede bewies, daß diese Einsicht im Wachsen begriffen ist. Mit ihren Zukunftsplänen haben die Clericalen zugleich ihre gegenwärtige Stellung compromittirt, auf die obenein durch die Wahlprüfungen unangenehmes Licht fiel. Für das Reich und für Preußen insbesondere freuen wir uns, daß der Regierung so gut wie den Altconservativen die Verbrüderung mit dem Ultramontanismus sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht ist. Die liberalen Parteien aber dürfen deshalb in ihrer Wachsamkeit nicht müde werden.

a/D.

Literatur.

Fr. Sachse: Die Anfänge der Büchercensur in Deutschland. Leipzig, Theod. Lißner. —

Auf die kleinen Drangsale der Jugendzeit, besonders der Schuljahre blickt der Einzelne nie ohne Behagen zurück; wie er den bitteren Zwang, dem er nun entwachsen, bald trotzig durchbrochen, bald listig umgangen, das sind Erinnerungen, die etwas von komischer Heldenpoesie an sich tragen und, so oft sie auch wieder hervorgesucht werden, doch niemals ermüdend wirken. Eines ähnlichen Eindrucks erfreuen wir uns, wenn wir heut, in den Tagen einer wenigstens von der Censur für immer befreiten deutschen Presse, des 16. Jahrhunderts gedenken, wo beide in ihrer Entwicklung begriffen waren: die deutsche Presse, so recht frisch und freudig aufblühend, dabei jedoch auch voller Auswüchse jugendlicher Tollheit; die Censur, geistlich und weltlich, dawider eifernd, drohend und züchtigend wie ein harter Schulmeister. Das oben genannte Schriftchen giebt aus bekannten Quellen eine mit wissenschaftlichem Fleiße gefertigte historische Darstellung der Anfänge der Büchercensur in Deutschland eben in den Grenzen jenes Jahrhunderts, doch greift das einleitende Capitel, über die Entstehung der Censur überhaupt, ins letzte Viertel des 15. zurück. Es darf nicht befremden, daß der Ursprung der Preßverfolgung ein römisch-kirchlicher gewesen, daß schon so bald nach der Erfindung des Buchdrucks die Hierarchie zu Maßregeln gewaltsamer Abwehr und Unterdrückung griff; hat sie doch immer, was der Unabhängigkeit des Geistes Wachsthum und Gedeihen verhieß, mit der feinen Spürkraft feindseligen Instinkts schon im Keime zu erkennen gewußt. Eine Zeit lang ist die Geschichte der Preßfreiheit keine andere, als die der Reformation selber; hernach geht mit dem Geiste engherziger Regelgläubigkeit auch das Princip der Ueberwachung der Presse, das Verlangen nach vorbeugenden Organisationen, endlich die Einrichtung wirklicher Censur, dieses geistigen Kindermordes, der den wahren Feind ebensowenig zu treffen weiß, wie der bethlehemitische, auf die protestantischen Kreise über. Das Kaiserthum lernt dann auch hier vom Papstthum, das deutsche Landesfürstenthum vom Kaiser oder der eigenen Hoftheologie. Der Verfasser stellt die Entwicklung dieses Unterdrückungs- und Verhinderungssystems deutlich dar und weist ebenso auf seine theilweise oder völlige Vergeblichkeit hin. Schärfer hätte er aber hervorheben müssen die rohe Wildheit und zuchtlos freche Persönlichkeit der damaligen deutschen Preßpolemik, die denn doch Repressivversuche bis zu einem gewissen Grade rechtfertigte; mancher Gedanke wäre unbehelligt ausgegangen, wenn er der Verbindung mit wüster Schmähung aus eigenem Anstandsgefühl entsagt hätte. In späteren Jahrhunderten, in der dumpfen Luft der absoluten Staaten, als die Leute alle so höflich geworden waren, erst da traf die nun maschinenmäßig arbeitende Censur die Gedanken härter als die Leidenschaften der Menschen. Daß da jene doch nicht unterlegen sind, dessen gedenken wir nicht wie überstandener Knabenleiden, sondern wie siegreicher Lebenskämpfe, die uns ernst und klug gemacht haben, aber auch muthig und getrost zu allen ferneren, auf die unsere Feinde noch sinnen. — a/D.

Ausgegeben: 14. April 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Das neueste Dogma und das Auftreten Döllinger's.

Der protestantische Laie hat sich gegenüber dem ökumenischen Concil und was daran hängt, in einer sonderbaren Verfassung befunden. Niemand mochte sich einer Empfindung des Unwillens darüber verschließen, daß 300 Jahre nach Luther und 100 Jahre nach Lessing solche Dinge das Menschengeschlecht ernsthaft beschäftigen konnten, und es entsprang daraus eine natürliche Sympathie für die eifrigen Bestrebungen, die gegen das Dogma der Unfehlbarkeit innerhalb der katholischen Welt selbst sich bemerklich machten. Aber es fehlte doch viel, daß der Lärm, der von dieser Seite erhoben wurde, einen gleich lebhaften Anklang unter uns gefunden hätte. Vorherrschend blieb das Gefühl, daß wir eine höchst absonderliche Erscheinung in der katholischen Kirche vor Augen haben, die unser Interesse wohl, aber zunächst das unparteiische Interesse der Neugier wachrief. Innerlich fühlten wir uns von all den demonstrativen Vorgängen, welche die glänzende Aera des letzten Papst-Königs bezeichnen, nicht im Geringsten berührt; weder von dem Dogma der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria, welches im Jahr 1854 über die katholische Welt verhängt wurde, noch von der sinnreichen Zusammenstellung sämmtlicher und noch einiger anderer Irrthümer, die der Syllabus vom Jahr 1864 brachte, noch auch von den riesigen Schaustellungen hierarchischer Pracht und Herrlichkeit, die bei der Canonisirung der japanischen Märtyrer und später beim tausendjährigen Jubiläum des heiligen Petrus in der ewigen Stadt veranstaltet wurden. Und so rief denn auch die Ankündigung, daß der Papst eine Kirchenversammlung im Stil der vergangenen Jahrhunderte um sich berufen habe, zwar gerechtes Erstaunen hervor, aber wir nahmen es hin, wie der Weise die unbegreiflichen Dinge dieser Welt hinzunehmen pflegt. Es war uns ein angenehmes Gefühl, daß wir ein Concil erleben sollten, aber noch angenehmer war uns, daß wir nichts damit zu thun hatten. Denn die Einladung, die uns der heilige Vater am 13. September 1868 übersandt hatte, schleunigst „in den Einen Schafstall Christi zurückzukehren", legten wir höflich bei Seite: es war für uns eine fremdartige Welt, zu der wir lediglich kein Verhältniß hatten.

Zwar waren schon im Syllabus höchst verwegene Sätze aufgestellt worden, welche die Bekenner des Protestantismus, ja der moderne Staat, wenn

sie empfindlich sein wollten, wirklich hätten übel nehmen können. Denn es war nach dem Wortlaut dieser Sätze der ganzen modernen Welt, insbesondere der Wissenschaft, der Toleranz, der Gewissensfreiheit vom heiligen Vater in höchst bedrohlicher Weise der Krieg gemacht, und gerade die Dinge, auf welche unser Zeitalter einigermaßen stolz zu sein pflegt, für höchst verwerfliche und verdammungswürdige Irrthümer erklärt. Wenn gleichwohl dieser Catalog von Irrthümern in den von den Anathemen betroffenen Kreisen, die Wahrheit zu sagen, eher Heiterkeit als Aerger oder gar Furcht hervorrief, so kam dies daher, daß uns der Syllabus im Grunde nichts Neues sagte. Wie der heilige Stuhl über den Protestantismus und die Gewissensfreiheit denkt, war auch zuvor keineswegs unbekannt. Wir wissen, daß wir allzumal Ketzer sind. Daß die moderne Wissenschaft zu Rom in üblem Geruche steht, hatten wir ohne Weiteres vorausgesetzt, auch wenn es nicht von Zeit zu Zeit seine Gesinnung hierüber kundgegeben hätte. Auch erinnerten wir uns, daß seit vielen Jahren gewisse geschichtliche Thatsachen den regierenden Herren in Rom sehr unbequem sind, und daß sie nicht ermüdeten, gegen jene Thatsachen zu protestiren, was jedoch keineswegs hinreichte, dieselben ungeschehen zu machen. So blieb uns denn auch jetzt der aus der profanen Geschichtskunde geschöpfte Trost, daß alle Anstrengungen, die mit steigender Beflissenheit in Rom gemacht wurden, gleichwohl nicht im Stande sein würden, den lebendigen Mächten der Geschichte Halt zu gebieten oder sie in eine rückläufige Bewegung zu zwingen.

Als das Project, einem sterblichen und schwer in irdischen Nöthen befangenen Greis göttliche Attribute zuzuerkennen und solches als Glaubensſatz beschließen zu lassen, aus dem Gewirr jesuitischer Andeutungen und Ablängnungen endlich deutlicher hervortrat, überkam uns wohl ein gewisses Mitgefühl für unsere katholischen Mitchristen und Mitbürger, denen solches künftig bei Strafe der Unseligkeit zum Glaubensartikel, ja zum Fundament des Glaubens gesetzt werden sollte. Doch wenn es sich um Sinn oder Unsinn der neuen Lehre, gemessen nach dem schwachen menschlichen Verstande, handelte, mußten wir uns sagen, daß sie im Grunde doch kaum ungereimter sei, als manches Andere, was seit lange Sterblichen als göttliche Offenbarung zu verehren zugemuthet wird, kaum ungereimter z. B. als eben jenes vorletzte Dogma von der unbefleckten Empfängniß, das doch von der katholischen Welt ohne äußerlichen Widerspruch, ja mit einer gewissen Begeisterung dankbar hingenommen und mehrfach durch Medaillen, auch durch kunstvolle Denkmäler gefeiert worden ist. Ja, es mußten sich Viele gestehen, daß sie in ihrer Unwissenheit gar keine Ahnung davon hatten, daß des h. Vaters Unfehlbarkeit überhaupt noch einen Gegenstand des Streits innerhalb des katholischen Bekenntnisses bilde. Selbst unter den Katholiken mochten die meisten

Laien davon überrascht sein, denn es war ohne Zweifel eine allgemein angenommene Sache, daß im Sinne der katholischen Meinung der Papst der oberste, niemals irrende Richter, der unbedingte Souverän in allen Sachen des Glaubens sei. Ob dies nur eine als selbstverständlich geltende Ueberzeugung oder ob es ein förmlicher Glaubenssatz sei, an welchem die Seligkeit hängt, schien Fernerstehenden wenig zu verschlagen.

Deshalb brachte es auch keine tiefgehende Bewegung hervor, als in München der Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst den für einen bairischen Minister sehr löblichen Versuch machte, durch die Mittel der weltlichen Macht, durch eine Coalition der betheiligten Staaten das Concil an Beschlüssen zu verhindern, deren Folgen für den modernen Staat als höchst gefährlich hingestellt wurden. Es scheint nicht, daß diese Beweisführung eine große Ueberzeugungskraft besaß. Und dies, trotzdem daß seit dem Syllabus, seit jenen großen bischöflichen Wallfahrten nach der heiligen Stadt, und seitdem die Lage des Papst-Königs inmitten des italienischen Nationalstaats immer bedenklicher wurde, eine gewaltige Aufregung und Rüstung der ecclesia militans nicht zu verkennen war. In Deutschland zumal, wo sie alle Bestrebungen, die gegen den deutschen Nationalstaat gerichtet waren, ermuthigte, unterstützte und inspirirte. Es konnte nicht geläugnet werden, daß durch sie namentlich in Süddeutschland der Opposition gegen den Norden eine erhebliche, und weil sie confessioneller Art war, doppelt bedauerliche Unterstützung zu Theil wurde. Freilich waren andererseits die Mächte, die uns der Vereinigung zutrieben, selbst in der stillen Zeit, die dem großen Krieg vorausging, so überwiegend, daß bei unbefangener Schätzung jede starke Gegenbewegung mehr als ein letztes Aufleuchten erlöschender Gluthen, als letzte verzweifelte Lebensäußerung dem Untergang geweihter Mächte erschien, denn als die beginnende Action eines zukunftsgewissen Princips. Ob es richtig war, den Fürsten Hohenlohe mit seinem wohlgemeinten Versuche im Stich zu lassen, mag ganz dahingestellt bleiben; aber es begreift sich, wenn die öffentliche Meinung sich für denselben nicht eben erhitzen wollte.

Je näher nun das Gefürchtete kam, um so drängender wurde eine Partei innerhalb des Katholicismus, welche auf die tödtlichen Gefahren hinwies, die aus den beabsichtigten Beschlüssen für die katholische Kirche, für die Christenheit, für Religion und Sitte, für die ganze Welt entspringen müßten. Ausdrücklich wandte sich diese Partei an die öffentliche Meinung. Sie benutzte in ausgedehntem Maße die Tagespresse. Mit ausdauernder Gründlichkeit wurden vor unseren profanen Blicken die Meinungen der Väter, die Entscheidungen der Concilien, die Decrete der Päpste, welche Licht über die Streitfrage verbreiten konnten, auseinandergesetzt. Vor allen interessirte die sogenannte Frage des Honorius, jenes Papstes, der das Unglück gehabt hat,

eine Meinung aufzustellen, die von einem seiner Nachfolger als ketzerisch verdammt wurde, und der also in eigener Person eine seltsame und fatale Illustration zur Unfehlbarkeit des päpstlichen Amtes darstellt. Solche kirchengeschichtliche Vorlesungen nahm damals das Publicum geduldig und dankbar hin. Enthüllten sie doch in unerwarteter Weise die Mysterien eines Bekenntnisses, das sich seiner geschlossenen Einheit und fehllosen Tradition seit 18 Jahrhunderten zu rühmen pflegt. Die Tagesblätter glichen damals Kirchenzeitungen, und neben der gebührenden Bewunderung für so fleißige Quellenforschung schärfte sich das Gefühl, daß es allerdings ein Ungeheures sei, das in Rom vorbereitet werde; zwar der logische Abschluß einer unerbittlichen kirchlichen Entwickelung, aber doch im Widerspruch stehend mit der älteren Tradition und gestützt auf die hinfälligsten, ja geradezu auf erschlichene Beweismittel.

Wenn freilich von dieser Seite gleichzeitig immer dringender dem Staat vorgehalten wurde, wie sehr er durch die neue Lehre bedroht sei, so begann unwillkürlich ein gewisses Mißtrauen sich einzuschleichen. Oder ließ sich Jemand im Ernst in Schrecken setzen, wenn kirchengeschichtliche Belesenheit nun eine Beispielsammlung pfäffischer Ueberhebungen veranstaltete und uns alle jene Decrete und Aussprüche zusammenstellte, welche besagten, daß die Kirche „berechtigt ist, jegliche weltliche Herrschaft zu verleihen und zu nehmen“, daß „die weltliche Gewalt nach der Anordnung der geistlichen unbedingt handeln muß“, daß „der Papst christliche Unterthanen, deren Fürst oder Obrigkeit vom Papst gebannt ist, zu Sclaven machen und verschenken kann“, daß „der Papst das Recht besitzt, Staatsgesetze, Staatsverträge, Verfassungen zu annulliren“ u. dgl. m.? Das Alles war wirklich in ehrwürdigen Folianten zu lesen. Allein, obgleich nicht blos theoretische Aussprüche aus denselben ausgezogen, sondern auch alle jene historischen Fälle, in welchen sie wirklich practisch geworden sind, mit Fleiß an's Licht gestellt wurden, so gab es doch eine gewisse tröstliche Beruhigung, daß alle diese Fälle dem dunklen Mittelalter entlehnt waren, woraus denn abzunehmen war, daß das Papstthum seit langer Zeit mindestens den Gebrauch solcher Rechtstitel sich abgewöhnt hat. Und ein Blick auf die heutige Lage des Papstthums konnte doch unmöglich dazu dienen, solche Beruhigung zu erschüttern. Ja, ein gewisses Mißtrauen, sagten wir, begann sich einzuschleichen. Denn offenbar sollte der Staat durch die Heraufbeschwörung alter Gespenster veranlaßt werden, sich um Dinge zu kümmern, welche, genau betrachtet, eine innere Angelegenheit des Katholicismus waren. Zwei Richtungen in dieser Kirche, die seit Jahrhunderten mit einander im Streit gelegen, waren im Begriff, den letzten Gang zu thun: die episcopale und die papale, oder, wenn man will: die aristokratische und die monarchische. Diejenige, die ihre Niederlage vorausempfand, setzte in

ihrer Noth, wie billig, Himmel und Erde in Bewegung; allein wenn zugleich die freisinnige öffentliche Meinung angerufen wurde, so war die letztere schwer zu überzeugen, daß der Sieg des episcopalen Regiments als ein Sieg der Freiheit zu betrachten wäre. Es dünkte ihr, daß in dem einen wie im anderen Falle eine geschlossene Hierarchie mit absoluter Gewalt der Gemeinde der Gläubigen gegenüber stehe; der niedere, dem Volk näher stehende Clerus schien sich sogar eher mit der monarchischen, als mit der aristokratischen Form zu befreunden, und es war, um Alles zu sagen, eine sehr starke Zumuthung, daß die Gegenwart in dem Bischof Dupanloup, in dem Bischof Ketteler, in dem Erzbischof von München, in dem Cardinal Rauscher Vorkämpfer des kirchlichen Freisinns erblicken sollte.

Erst als das Concil zusammentrat und die Gegensätze wirklich mit nicht vermutheter Heftigkeit aufeinanderstießen, bemächtigte sich der Geister eine stärkere Aufregung. Dazu trugen vor Allem die Berichte bei, welche aus dem Lager der Gegner der Unfehlbarkeit in der Presse veröffentlicht wurden, und die sich nicht blos durch stylistische Vortrefflichkeit und ihren Freimuth bemerklich machten, sondern die einen Blick in innere Parteiungen voll tiefen, unauslöschlichen Hasses werfen ließen, von denen Niemand eine Ahnung gehabt hatte. Denn das war klar, daß das Material zu den Briefen der Allgemeinen Zeitung, wer sie auch geschrieben haben mochte, von Rom selbst durch die eine der mitspielenden Parteien geliefert wurde, die hinter dem Rücken ihrer Gegner deren Geheimnisse verrieth. Das war wirklich ein aufregendes Schauspiel; denn wer mochte ermessen, wohin eine Opposition führen würde, die uns täglich als unerbittlich, als zum äußersten Widerstand entschlossen, als Muster heldenmüthiger Unerschrockenheit gepriesen wurde! Und in der That, die Opposition hielt aus; die Stroßmayer, die Rauscher, die Schwarzenberg erfüllten die Welt mit dem Ruf ihrer Beredsamkeit und charaktervollen Opposition. Man lauschte den Worten der vaticanischen Tribüne, wie man einst die Reden des vereinigten Landtags oder des Frankfurter Parlaments verschlungen hatte. Pessimistischen Anzweiflungen zum Trotz blieb die Minderheit, obwohl ihre Taktik bereits Anlaß zum Tadel der Heißsporne gab, auch in der Abstimmung noch fest, das Concil trennte sich nach dem 18. Juli in höchster Aufregung, das Organ des heiligen Geistes war in zwei feindliche Lager auseinandergegangen: das eine siegreich, in übergroßer Mehrheit, aber es waren größtentheils die Bischöfe der lateinischen Völker, des Orients, der Diaspora, die Kostgänger des gastfreien Papstes; das andere eine zusammengeschmolzene Minderheit, aber sie gehörte der gebildetsten und zugleich ergebensten Bevölkerung des Katholicismus an, es waren die Bischöfe Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs, Geist und Gelehrsamkeit waren auf ihrer Seite, mit ihnen schien Alles zu streiten, was noch

lebendige Kraft in der römischen Kirche ist. War zu erwarten, daß eine Minderheit, die solchen Rückhalts sich bewußt war, sich der brutalen Zahl unterwerfe, daß die Zöglinge deutscher Gelehrtenschulen sich Gesetze vorschreiben ließen von den Neapolitanern und Hispaniern? Und welche Aussichten eröffneten sich, da der deutsche Clerus fast einmüthig zusammengestanden war? Ist es ein Wunder, wenn Gedankenreihen sich bildeten, an deren Ende wieder die kühne Idee einer deutschen Nationalkirche auftauchte, wenn wohlmeinende Geister bereits in Speculationen über die Aussöhnung des protestantischen und des katholischen Bekenntnisses sich verloren?

Heute sind wir gründlich darüber belehrt, wie müßig diese Speculationen gewesen sind. Gemüther, welche wenig zum Enthusiasmus neigen, wollten an die exemplarische Charakterstärke unseres Episcopats selbst dann nicht glauben, als die Abstimmung sie zu beschämen schien. Und sie haben Recht behalten. Heute ist die ganze Opposition, welche die vaticanische Aula mit ihren feurigen Protesten erfüllte, zum Schweigen gebracht. Die Bischöfe haben sich unterworfen, die Einen zögernd und kummervoll, die Anderen in hastiger, unrühmlicher Beeiferung; wo sonst ein Widerspruch noch laut werden will, wird er von denselben Bischöfen niedergekämpft, welche die geistigen Urheber dieser Opposition sind. Noch einmal hat sich die Uebergewalt und Zweckmäßigkeit des hierarchischen Systems bewährt. Noch einmal ist die glorreiche Einheit des Katholicismus gerettet: seine Dogmensammlung ist um ein Exemplar reicher geworden; im Uebrigen ist Alles, wie es zuvor war.

Alles wie zuvor? Es gibt Erschütterungen, deren Wirkung eine reinigende und kräftigende ist und als solche empfunden wird. Man darf bezweifeln, ob der Katholicismus Ursache hat, das Concil als eine solche wohlthätige Erschütterung an seinem Leibe zu segnen. Schwerlich dürfte das kunstvolle Gebäude eine öftere Wiederholung ähnlicher Stöße ohne Schaden ertragen. Niemals noch sind die Gläubigen dieses Bekenntnisses so tief in die Zunftgeheimnisse ihrer Oberen eingeweiht worden. Für mittelalterliche Institutionen ist die Oeffentlichkeit ein gefährliches Ding. Es ist ein Zwiespalt in der katholischen Welt blosgelegt worden, der jetzt in traditionellem Gehorsam wieder zugedeckt ist, dessen tiefere Motive aber fortwirken, und die allerdings um so bedeutsamer sind, als er zum Theil als ein Zwiespalt der Nationen sich enthüllt hat. Neben anderen Dingen scheint man in Rom auch das wenig erwogen zu haben, daß, seitdem das letzte Concil im 16. Jahrhundert tagte, die modernen Nationalitäten eine Thatsache geworden sind, und daß es schwierig ist, für verschiedene Völker, die gegenseitig ihre Sprache nicht verstehen, eine gemeinsame Tribüne zu errichten. Es ist wie in Oesterreich, wo es nicht schwer war, den Kaiserstaat durch ein patriarchalisches Regiment zusammenzuhalten, das die Oeffentlichkeit nicht kannte, wo

aber die Aufrichtung eines Sprechsaals nur dazu dienen konnte, den bis dahin verborgenen Gegensatz und Haß der Nationalitäten zu entbinden.

Immerhin, die Unterwerfung ist vollendet, Rom kann zufrieden sein; in demselben Augenblicke, da ihm der Rest weltlichen Besitzthums entrissen worden ist, erreicht es als geistliche Herrschermacht eine schwindelnde Höhe. Aber um welchen Preis ist die Unterwerfung gelungen? Der katholischen Welt ist ein Dogma aufgezwungen, das schon durch seinen Ursprung die Gewissen aufregt. Die Zweifel daran sind ihr von geistlicher Seite selber geschärft; ihre angesehensten Kirchenlehrer haben es als eine Ausgeburt unerhörter Täuschungen und Fälschungen bezeichnet und nachgewiesen; ja von den Bischöfen ist sie belehrt worden, daß der neue Glaubenssatz eine verwerfliche Lehre ist, eine unerhörte Anmaßung, ein Frevel an der Vernunft nicht blos, sondern auch wider die Ueberlieferung der Kirche. Derlei Belehrung wird haften bleiben; manches Nachdenken wird rege werden über die Haltung von Kirchenfürsten, welche jetzt eifrig bekennen, was sie noch vor wenigen Monaten mit Aufgebot aller Kräfte bekämpften. Die Glaubensgewißheit frommer Katholiken, die nicht mit derselben Behendigkeit, wie die Führer, ihre Ueberzeugung zu wechseln vermögen, wird einen empfindlichen Stoß erlitten haben, die weniger tief erregten aber sehen mit wachsender Gleichgiltigkeit auf die häuslichen Händel ihrer Hierarchen. So muß denn die Entfremdung, zunächst der Gebildeten, von der dogmatischen Substanz ihrer Religion schnelle Fortschritte machen, um so mehr, wenn der Staat sich sorgfältig hütet, irgendwie in diesen natürlichen Proceß einzugreifen. Wir aber haben die feste Zuversicht, daß in Deutschland daraus nicht die jammervolle religiöse Zersetzung entspringen wird, wie sie in den katholischen Ländern aus dem Widerspruch zwischen Aufklärung und Pfaffenlehre sich überall entwickelt hat. Dafür bürgt uns neben Anderem die Solidität deutscher Wissenschaft, die in unserem paritätischen Volke auch über die katholische Hälfte ihr Licht leuchten läßt. Und von diesem Gesichtspunkt haben wir alle Ursache, den mannhaften Schritt des Münchener Gottesgelehrten als eine höchst erfreuliche That zu begrüßen.

Sie thut vor Allem wohl als ein Zeugniß unbestechlicher Ueberzeugungstreue aus einem Kreise, aus dem wir noch eben so viel Abfall und schnell fertige Unterwerfung erlebt haben. Daß der wissenschaftlich Größte unter den katholischen Theologen die Waffen nicht gestreckt hat, erfüllt uns mit Hochachtung vor dem Geist der deutschen Wissenschaft. Wir wissen die starke Liebe zum Vaterland zu schätzen, die so beredt aus der Erklärung Döllinger's heraustönt, und wie er es ausspricht: „Das neue Dogma trägt seinen Ursprung an der Stirn und wird nie in germanischen Ländern durchzudringen vermögen“, so schöpfen wir daraus gute Zuversicht über die angedrohten

Folgen dieser neuen Lehre für unsern jungen Staat. Und verzeihlich ist es, wenn an einem solchen Schritte wieder Hoffnungen aufleben, die eben durch den Ausgang des Concils niedergeschlagen wurden. Ob solche Hoffnungen sich erfüllen werden, erscheint freilich der nüchternen Betrachtung überaus zweifelhaft. Mit nicht gemeiner Theilnahme wird man der weiteren Entwickelung der Dinge folgen, und nach Gebühr werden dem verehrten Mann Huldigungen der verschiedensten Art zu Theil werden. Daß aber sein Beispiel mehr als vereinzelte Nachfolge finden, daß es die katholische Wissenschaft mit fortreißen, daß es das Volk ergreifen und reformatorische Wirkungen hervorbringen, d. h. schließlich zu einem Schisma der deutschen Kirche führen werde, können doch nur diejenigen meinen, welche die Kraft der religiösen Motive in unserem heutigen Geschlecht überschätzen. Die Zeiten sind vorbei, da ein heiliger Eifer ganze Länder erfassen konnte. Ein Einzelner mag wohl die Stärke besitzen, allen Unannehmlichkeiten zu trotzen, die aus wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit oder aus Treue gegen das religiöse Bekenntniß entspringen mögen, aber vergebens wird man versuchen, die Massen für mehr in Bewegung zu setzen, als etwa für die Unterzeichnung einer Adresse oder eines Protestes, womit dann der Bürger seiner Pflicht Genüge gethan zu haben sich bewußt ist. Der Geschichtskundige aber wird dies keineswegs bedauern, wird darin vielmehr einen großen Fortschritt des Menschengeschlechts erblicken. Sind die reformatorischen Triebe in den heutigen Völkern schwer zu erwecken, so ist zum Glück auf der anderen Seite auch die Kraft jenes naturwüchsigen Fanatismus erlahmt, der vordem der Berechnung der Priester zu Willen war. Die modernen Völker haben Anderes zu thun als für oder wider die Meinungen ihrer Theologen sich zu erhitzen.

Und bei aller Verehrung, die ein Döllinger herausfordert, ist es doch dem Protestanten unmöglich zu verkennen, daß sich der Münchener Gelehrte heute in einer Lage befindet, die für jeden wissenschaftlichen Mann, der zum Bekenntniß des Katholicismus hält, auf jedem Punkt sich ergeben kann und auch oft genug sich wiederholt hat, nur daß sie selten die Lösung findet, die ihr der Freimuth Döllinger's gegeben. Die Frage ist zuletzt immer wieder die, wie ist das Princip des Katholicismus überhaupt mit dem Princip der wissenschaftlichen Forschung verträglich? Wir wissen wohl, daß die Theologen in solchen Dingen anders denken und ihre eigene Logik zu besitzen pflegen. Aber der schlichte Laienverstand wird es sich nicht ausreden lassen, daß jene absolute Autorität, wie sie die Kirche seit den Zeiten des Irenäus und Tertullian für sich beansprucht, mit dem Geist der freien Forschung schlechterdings unverträglich ist; es ist nicht überflüssig, hinzuzufügen, daß dies ebenso seine Anwendung auf die protestantische Wissenschaft findet, sofern diese von dem katholischen Princip der Autorität sich nicht zu trennen vermag. Döl-

linger erklärt, daß er „als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger und als Staatsbürger" die Lehre von der Unfehlbarkeit nicht annehmen könne, und er führt diesen Beweis glänzend, überzeugend. Aber er hütet sich hinzuzusagen: „als Katholik". Er stellt sich in der That, soweit uns Häretikern überhaupt ein Urtheil in solchen Dingen zusteht, außerhalb des Katholicismus, wenn er sich dem fertigen Ausspruch eines allgemeinen Concils nicht unterwirft, dessen Legitimität anzufechten doch nach katholischen Grundsätzen sicher nicht die Sache eines einzelnen Kirchenlehrers ist. Man wird gar nicht bestreiten können, daß der Erzbischof von München ganz in seinem Rechte ist, wenn er in der Erklärung Döllinger's einen völligen Aufruhr wider die katholische Kirche sieht. Der Stiftsprobst, so behauptet der Hirtenbrief, habe die historische Forschung über die Kirche gestellt, die Entscheidungen der Kirche dem Urtheil der Geschichtsschreiber preisgegeben und dadurch das göttliche Lehramt in der Kirche beseitigt. Hiergegen läßt sich von den Principien des Katholicismus aus schwerlich viel einwenden. Alle Instanzen, welche Döllinger anruft: Nachweis aus der Schrift, geschichtliche Zeugnisse, Zusammenhang der Tradition, Wohl des Staats, sind hinfällig vor dem Machtspruch der Kirche. Es ist bekannt, daß die Logik der Dinge im Geist des einzelnen Menschen oft gar seltsam sich bricht und reflectirt, sonst wäre kein Zweifel, zu welchen Consequenzen der gelehrte Stiftsprobst nicht erst heute, sondern schon lange hätte gelangen müssen. Damit soll gar nicht gesagt sein, daß wir etwa diese Consequenzen gezogen wünschten. Im Gegentheil. Was wir wünschen, ist vielmehr, daß er und recht Viele seines Gleichen das Recht ihrer Katholicität festhalten und in ihrer Kirche eine Wirksamkeit fortsetzen mögen, welche durch jesuitische Lehrverbote erschwert, doch nicht erstickt werden kann.

Auch Döllinger verfehlt nicht, auf die staatsfeindliche Bedeutung des neuen Systems besonderen Werth zu legen. Er glaubt nachweisen zu können, daß die Decrete vom 18. Juli schlechthin unvereinbar sind mit der Verfassung der europäischen Staaten, insbesondere mit der bairischen Verfassung, die er beschworen, ja „daß diese Lehre, an deren Folgen das alte deutsche Reich zu Grunde gegangen sei, falls sie bei dem katholischen Theil der deutschen Nation herrschend würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechthums in das eben erbaute neue Reich einpflanzen würde." Das ist für uns Deutsche der einzige Punkt in dieser Angelegenheit, der in der That unsere Interessen berührt. Und gewiß lassen sich aus der neuen Lehre Sätze ableiten, welche dem modernen Staat den Krieg erklären. Es wird aber gut sein, gelassen abzuwarten, bis die Verkündigung allgemeiner Grundsätze zu bestimmten Forderungen sich gestaltet. Der Wiederaufrichtung des Reichs hat sich ganz mit Recht die ultramontane Partei mit allen Kräften wider-

setzt. Die Spannung der politischen Gegensätze, die bisher zwischen den deutschen Staaten bestand, war der mächtigste Bundesgenosse der Clericalen und sie nützen dieselbe mit vielem Glück in den einzelnen Staaten aus. Das geschlossene Reich mit der Wucht seiner einheitlichen Interessen, mit seiner klaren bewußten Politik ist schon heute diesen Schleichereien ganz anders gewachsen, als es die kleinen Regierungen bisher im Stande waren. Niemand wird die denkwürdigen Debatten des Reichstags gelesen haben, ohne am Ende erstaunt auszurufen: Das also sind die Ultramontanen, die wir als die schlimmsten und gefährlichsten Feinde fürchteten! Ein ganz unschätzbarer Gewinn dieser Debatten war es, daß sie den unheimlichen Nimbus, in den die Partei sich zu hüllen verstand, gründlich zerstört haben. Vor dem Tribunal des Reichstags hat sie sich unendlich schwächer erwiesen, als sie bisher geschienen. Und sie wird nach dieser Niederlage schwerlich sich beeilen, mit bestimmten politischen oder kirchenpolitischen Forderungen hervorzutreten. Thut sie es gleichwohl, will sie den Syllabus practisch in unser Staatsleben einführen, dann wird allerdings der Staat, um sich Ruhe zu schaffen, der Aufgabe sich nicht entziehen können, die Grenzlinie zwischen dem Staat und der Kirche strenger zu ziehen und, wenn die Kirche Emancipation verlangt, damit zu antworten, daß er, den Stiel umdrehend, vor Allem die erst halb fertige Emancipation des bürgerlichen Lebens durchführt. Und warum sollte sich unser Staat vor dieser Arbeit fürchten, die doch einmal gethan sein muß? Unter ungleich schwierigeren Umständen hat Piemont seit 1850 auf dem Weg der Staatsgesetzgebung sein bürgerliches Leben von Rom emancipirt. Und in diesem heldenmüthigen Kampfe wider Rom hat es seine Kräfte für die größeren Aufgaben gestählt, die seiner warteten.

Ein wahrhaft vernichtendes Urtheil über den neuen römischen Geist hat Döllinger in den Worten gefällt: „Bis heute hat noch kein einziger selbst von denen, welche die Unterwerfungserklärung ausgestellt haben, mir gesagt, daß er wirklich von der Wahrheit dieser Sätze überzeugt sei. Alle meine Freunde und Bekannten bestätigen mir, daß sie die gleiche Erfahrung machen. Kein einziger glaubt daran, höre ich Tag für Tag aus jedem Munde." Wer erinnert sich nicht bei diesen Worten an die Geschichte von den römischen Augurn? Und ein solches System sollte dem jungen deutschen Staat gefährlich sein?

Wilhelm Lang.

Arthur Schopenhauer und seine Mutter.

Zu den merkwürdigsten Zügen des von höchstem Selbstbewußtsein erfüllten Weltweisen, der unter seinen deutschen Vorgängern nur Kant als nächsten Vorahnen anerkennen wollte, gehört der seltsame Widerstreit seiner kindlichen Gefühle; denn während er seinen ihm früh entrissenen Vater mit fast abgöttischer Verehrung feierte, tritt die widerwärtigste Abneigung gegen seine Mutter hervor, die nicht allein eine sehr begabte, in hoher Achtung der bedeutendsten Kreise stehende Frau, sondern auch eine innig liebende, für Arthur's Wohl herzlich besorgte Mutter war. Der Grund dieser wunderlichen Abneigung liegt besonders in der grenzenlosen Verehrung des Vaters, mit welchem die Mutter, wie sie offen dem Sohne gestand, nicht glücklich gewesen war, und in der Mißbilligung ihres Weimarer Verhältnisses, wo sie einen gesellschaftlichen Mittelpunkt des geistigen Lebens bildete; Beides machte dem strengen und harten Beurtheiler der Menschen und dem bitteren Verächter der Frauen seine Mutter widerwärtig und verächtlich, um so mehr als sie, bei ihrer Anschauung und geistigen Begabung, für das, was in ihrem Sohne gährte, keinen Sinn hatte, ja es für ein launenhaftes, erfolgloses Gebahren hielt, und er, dessen Streben auf ein völlig unabhängiges Leben gerichtet war, mit ihrem Aufwande, den er höchst ungerecht als Verschwendung betrachtete und mit ihrer sorglosen Verwaltung des väterlichen Vermögens äußerst unzufrieden war. So ließ er sich zur einseitigsten, bittersten Ungerechtigkeit gegen die Mutter hinreißen, die bei seinem schroffen Wesen immer schärfer sich ausprägte und ihn ihr ganzes Wesen verkennen ließ, da er sich sonst hätte sagen müssen, daß diese eben so zur lebendigen Ausbildung ihrer Natur und zur Befriedigung des in ihr wirkenden Dranges strebte, wie er selbst, hätte er überhaupt ein solches Recht den Frauen einräumen können, die er auf einen niederen Kreis beschränken zu müssen glaubte.

Mit welcher Anhänglichkeit Johanna Schopenhauer ihren Sohn liebte, zeigen die Briefe, welche sie in der ersten Zeit ihrer Uebersiedelung nach Weimar an diesen richtete; hier meldet sie mit genauer Ausführlichkeit Alles, was ihr in Weimar begegnet, und läßt es an der freundlichsten Fürsorge und der innigsten Theilnahme nicht fehlen. Am sprechendsten ist der noch ungedruckte Brief, welchen sie am 28. April an ihn richtete. Arthur hatte ihr mehrfach von seiner Unzufriedenheit mit dem ihm aufgenöthigten Berufe und seiner mechanischen, ungemein langweiligen Beschäftigung auf dem Comptoir geschrieben, und den Drang nach höherer wissenschaftlicher Ausbildung und einer gelehrten Laufbahn zu erkennen gegeben, worüber sie ihn immer zu beruhigen suchte, indem sie den Grund davon in seiner unruhigen Miß-

stimmung zu finden glaubte. Als er ihr aber am 28. März mit gelassener Ruhe seine unbezwingliche Unzufriedenheit und seinen mächtigen Trieb nach einem der Wissenschaft gewidmeten Leben kund gab, wollte sie die Sache in reifliche Erwägung ziehen und versprach ihm, in kurzem ausführlich ihre Meinung zu eröffnen. „Ich habe mir den heutigen Tag recht eigens aufgespart", schreibt sie am 28. April, „um recht umständlich auf Deine Klagen und Deine Wünsche zu antworten. Die Sache liegt auch mir am Herzen, mein Arthur. Ich habe lange und viel darüber gedacht, und doch habe ich kein erfreuliches Resultat herausbringen können. Und das, lieber Arthur, ist wohl ganz natürlich. Es ist so schwer, sich in eines Anderen Lage zu denken, besonders in eine so ganz verschiedene Lage, wie die Deinige von der meinigen ist, bei so ganz verschiedenem Charakter. Du bist von Natur unentschlossen, ich vielleicht nur zu rasch, zu entschlossen, zu geneigt, zwischen zwei Wegen vielleicht den anscheinend wunderbarsten zu wählen, wie ich selbst bei der Bestimmung meines Aufenthaltes that, indem ich, statt nach meiner Vaterstadt zu Freunden und zu Verwandten zu ziehen, wie fast jede Frau an meiner Stelle gethan haben würde, das mir fast ganz fremde Weimar wählte. — Daß Du mit Deiner ganzen Situation unzufrieden warst, wußte ich längst; dies kümmerte mich aber nicht viel; Du weißt, welchen Gründen ich Dein Mißvergnügen zuschrieb. Dazu kam, daß ich nur zu gut weiß, wie wenig Dir vom frohen Sinn der Jugend ward, wie viel Anlage zu schwermüthigen Grübeleien Du von Deinem Vater zum traurigen Erbtheil bekamst. Dies hat mich oft bekümmert, aber ändern konnte ich's nicht, und so mußte ich mich eben zufrieden stellen und hoffen, daß die Zeit, die so viel ändert, auch Dich hierin vielleicht ändern könnte. Da kam Dein Brief vom 28. März. Der ernste und doch gelassene, tief aus dem Gemüth und in's Gemüth dringende Ton, in dem Du schriebst, weckte mich aus dieser Ruhe. Wäre es möglich, daß Du auf Deinem jetzigen Wege ganz Deine Bestimmung verfehltest, so muß ich Alles, Alles anwenden, um Dich noch, womöglich, zu retten. Ich weiß, was es sagen will, ein Leben zu leben, welches unserem Innern widerstrebt, und, wenn es möglich, will ich Dir, meinem geliebten Sohne, diesen Jammer ersparen. Ach, lieber, lieber Arthur, warum mußte damals meine Stimme so wenig gelten! Was Du jetzt wünschest, war ja einst mein wärmster Wunsch. Wie thätig strebte ich darauf los, ihn auszuführen! Trotz Allem, was man mir entgegen setzte, war ich doch durchgedrungen, aber wir beide wurden auf eine grausame Art getäuscht. Wir wollen darüber schweigen; diese späten Klagen helfen nichts." Doch kommt sie später hierauf zurück. „Alles, was ich bisher für Dich that, war gut für Dich. Daß Du zu Kunzens (der ein Privatinstitut in Hamburg hatte), kamst, daß Du zu Willings (in Hamburg) zogst, daß Du zu Lancaster (dem

Geistlichen zu Wimbledon bei London?) kamst, war mein Werk. Alles dies ist das Zweckmäßigste, was für Dich geschah. Wäre mein Plan damals nicht so unbarmherzig zerstört worden, Du hättest jetzt eine Domherrnstelle (in Hamburg) und wärst auf der Universität. Wie viel that ich dafür! Böhmer, Runge, Eienau, alle mußten mir helfen, meine Gründe waren unwiderstehlich; nur jene grausame List konnte sie besiegen. Dein Vater hatte in seinem Sinne nicht Unrecht. Auch er wollte Dein Bestes, und er kannte nur dies Eine; vielleicht ist es auch das Beste." Wir sehen aus dieser Aeußerung, daß es gerade die Mutter war, welche alle Anstrengungen machte, dem Sohn eine gelehrte Bildung zu geben, da ein brennender Drang zur Wissenschaft urplötzlich seine Seele aufgeregt hatte. Und dennoch preist er in der handschriftlich gebliebenen Widmung der zweiten Ausgabe seines Werkes „Die Welt als Wille und Vorstellung" seinen Vater als Denjenigen, dem er Alles danke, was er sei, ohne dessen Fürsorge er hundertmal zu Grunde gegangen sein würde. „Daß ich die Kräfte, die mir die Natur gab, ausbilden konnte, ausbilden und zu dem verwenden konnte, wozu sie bestimmt waren", heißt es hier, „daß ich dem angeborenen Triebe folgen und für Unzählige denken und arbeiten konnte, während keiner für mich etwas that: das danke ich Dir mein Vater, danke es Deiner Thätigkeit, Deiner Klugheit, Deiner Sparsamkeit und Sorgfalt für die Zukunft." Frauenstädt scheint es zu bedauern, daß Schopenhauer diese „schöne, seinem Herzen Ehre machende" Widmung dem Werke nicht wirklich vorsetzte; aber wäre eine solche Anerkennung des Vaters als des Einzigen, dem er Dank schulde, nicht die schärfste Anklage der in hoher Achtung lebenden Mutter gewesen, die damals den größten Theil ihres Vermögens durch den Fall des Hauses verloren hatte, dem sie ihr und ihrer Tochter Vermögen anvertraut hatte? Und wie ungerecht ist das einseitige Lob des Vaters! Dieser hatte allen Hindernissen zum Trotz seinen Sohn zum Kaufmann zu zwingen sich vorgesetzt, dem er schon mit Rücksicht auf seine dereinstige Firma den Namen Arthur gegeben, weil er in allen Sprachen unverändert bleibt; er hatte, nachdem er endlich sich in den Gedanken gefügt, ihn dem gelehrten Stande zu widmen, den Sohn dadurch von dem gewünschten Berufe abgezogen, daß er ihn zwischen dem sofortigen Besuche des Gymnasiums und einer mehrjährigen Reise wählen ließ, auf welcher er seinen jungen Freund Gregoire in Havre begrüßen sollte. Wäre der starr an seinem Willen festhaltende Vater am Leben geblieben, der durch eine solche List seinen Willen durchgesetzt hatte, so hätte er nie hoffen können, von dem ihm jetzt unerträglichen Kaufmannsstande befreit zu werden, während seine Mutter früher Alles gethan hatte, ihm die gelehrte Laufbahn zu eröffnen, und sich bereit erklärte, auch noch jetzt ihn dazu übergehen zu lassen, wenn es nicht zu spät sein und er die Kraft und Ausdauer in sich finden

sollte, die damit verbundenen Opfer zu leisten. Und doch wollte er seinem Vater, der seine Freiheit so grausam beschränkte, der sein Vermögen geschmälert und einen weit glänzenderen Aufwand als die Mutter gemacht hatte, was er an ihm ganz natürlich und nichts weniger als tadelnswerth fand, diesem wollte er alles zu danken haben, nichts seiner für sein Bestes mit liebevollster Neigung besorgten Mutter, welcher er Verschwendung und ihre gesellschaftlichen Verbindungen vorwarf.

In ihrer Unruhe und Unentschlossenheit, was sie rathen solle, wandte sie sich an ihren Freund Fernow, der noch in höheren Alter sich zum Studiren entschlossen hatte, und sie legte ihm den sonderbaren Fall vor. Dieser meinte, daß es dazu nicht zu spät sei, wenn Arthur wirklich unwiderstehlichen Trieb zur Wissenschaft und Muth zur Ausdauer fühle, und sie selbst erklärte sich bereit, ihn nicht abhalten zu wollen, wobei sie hervorhob, daß er auch, wenn er bei dem Kaufmannsstande bleibe, nicht eher selbständig werden könne; er möge sich nur selbst entscheiden, sie werde ihm dann rathen und helfen, wo und wie sie könne. „Ist der Hang zur Wissenschaft bei Dir so groß, daß er die Aussicht auf fünf, sechs Jahre sehr angestrengter Arbeit, entfernt von glänzenden Vergnügungen, und dann am Ziele ein mäßiges, arbeitsvolles Leben, ohne Glanz im Stillen, ungenannt vielleicht, nur durch das Streben und Erringen des Bessern erheitert, aufwiegt, daß Du um dieser Aussicht willen gern die Hoffnung einst reich und angesehen vielleicht in einer großen Stadt zu leben, geachtet und genannt von einem Theil Europas zum anderen, entsagen kannst: nun, dann wähle Dir, werde Arzt oder Jurist! Aber ein Brodstudium mußt Du Dir wählen, nicht allein, weil Du auf diese Weise nur leben kannst (denn Du wirst nie reich genug sein, um von Deinen Renten allein zu leben), sondern auch damit Du einen bestimmten Zweck habest, worauf Du hinarbeitest; denn nur diese feste Bestimmtheit macht glücklich. Bist Du entschlossen, so melde mir es; aber Du mußt Dich allein entschließen, rathen will und werde ich Dir nicht." Sie empfiehlt ihm, den mitgesandten Aufsatz von Fernow achtsam durchzulesen, und nur ja nicht sich zu täuschen, nicht Mißmuth und Unzufriedenheit mit seiner freilich nicht angenehmen Lage mit dem alles niederreißenden Triebe zum höheren Wissen zu verwechseln. Entschließe er sich zum Uebertritte, so müsse er zu einem geschickten Schulmann in einer nahen Stadt oder auf dem Lande ziehen, und zwei Jahre zunächst vom Morgen bis zum Abend mit angestrengtestem Fleiße arbeiten, um das Versäumte nachzuholen. Nach Weimar nahm sie ihn nicht, weil er hier, besonders bei ihr, zu viel Zerstreuung haben würde. Später müsse er ein Jahr das Gymnasium, etwa in Gotha, besuchen. „Aber bedenke es wohl, alle schöne Literatur, alles, was Dir jetzt Freude macht, mußt Du auf einige Zeit bei Seite legen, und nur mit einem

trockenen, mühsamen Studium Dich beschäftigen, wenn es Dir ein Ernst ist; Du mußt Dich entschließen, ein stilles, einsames Leben zu führen, und Dir nur gerade so viel Erholung gönnen, wie nöthig ist, damit Deine Gesundheit nicht zu Grunde gehe; denn von jetzt an muß kein Augenblick mehr verloren werden, und in diesem Entschluß mußt Du Jahre lang beharren; denn ich bin überzeugt, Du willst nicht auf dem breiten Heerwege der Mittelmäßigkeit stehen bleiben, sondern zu etwas Höherem Dich erheben. Fühlst Du dazu Kraft und Muth, so biete ich Dir gern die Hand. Aber denke Dir doch auch das Leben des vollendeten Gelehrten nicht zu reizend! Ich sehe es jetzt in der Nähe, lieber Arthur, es ist ein angestrengtes, arbeitsvolles, mühseliges Leben; nur die Freude an der Beschäftigung gibt ihm Reiz; dabei wird man nie reich, man erwirbt mit Mühe als Schriftsteller, was man zur Nothdurft braucht." Auch unterläßt sie dann nicht, darauf hinzuweisen, daß er in seiner jetzigen Laufbahn schon bedeutende Fortschritte gemacht, daß man, im Falle er noch lange der Jüngste auf seinem Comptoir bleiben solle, dies wohl ändern könne, und er, wenn er erst das lästige mechanische Einerlei los sei, auch mehr Geschmack an seinem Geschäft finden werde. „Vorzügliche Köpfe weihten sich ihm, und mehr als je braucht es jetzt vorzüglicher Köpfe. Der Kaufmann im großen Sinne des Wortes ist freier als jeder Andere, ihm bleiben Stunden genug zu höherer Bildung des Geistes über. — Als Kaufmann kannst Du unendlich viel Gutes thun; Du kannst später mein Alter verschönern, Du kannst Adelen (die Schwester) versorgen, und ich kann sie ruhig Die überlassen, wenn ich sterbe, ehe sie versorgt ist. Doch es soll weder von mir noch von irgend etwas die Rede jetzt sein als von Dir. Ueberlege Alles reiflich und wähle, aber dann bleibe fest, laß es Dir nie an Ausdauer fehlen, und Du kommst sicher zum Ziele, wähle, welches Du willst. Ich sage Dir nicht, daß Du mich nicht betrügen sollst (denn ich kenne Dich und Deine feste, reine Rechtschaffenheit), aber mit Thränen im Auge beschwöre ich Dich, betrüge Dich selbst nicht, gehe ernstlich und ehrlich mit Dir selbst um: es gilt das Wohl Deines Lebens, es gilt die Freude meiner alten Tage; denn nur von Dir und Adelen hoffe ich Ersatz für meine verlorene Jugend. Ich ertrüge es nicht, Dich unglücklich zu wissen, besonders wenn ich mir den Vorwurf machen müßte, durch zu große Nachgiebigkeit dies Unglück Dir zugezogen zu haben. Du siehst, lieber Arthur, daß ich Dich herzlich liebe und gern Dir in allem helfen will; belohne mich dafür durch Vertrauen, und dadurch, daß Du, wenn Du gewählt hast, beim Vollbringen Deiner Wahl meinem Rathe folgst und mich nicht durch Widerspenstigkeit kränkest. Du weißt, ich bin nicht eigensinnig, und weiß Gründen nachzugeben, und werde nie etwas von Dir fordern, was ich nicht auch mit Gründen unterstützen könnte."

Kaum dürfte sich eine Mutter bei einer so wichtigen Entscheidung verständiger, antheilvoller und vertraulicher aussprechen können; und ihre Aeußerungen kamen aus warmem Herzen, welches das Glück ihres Sohnes sehnlichst wünschte, wie sie bisher Alles gethan hatte, was sie diesem förderlich glaubte. Was man tadeln könnte, wäre nur, daß sie ihm bisher zu viel Freiheit gelassen, ihm zu viel nachgesehen hatte. Trotz seinem Hange zum Mißmuth, dessen die Mutter erwähnt, hatte er von einem lockern Leben sich nicht frei gehalten. Aus den Briefen seines zu gleicher Zeit mit ihm in Hamburg lebenden jungen Freundes J. A. Gregoire aus Havre, den er in das Studium der deutschen Literatur einführte, ergibt sich, daß nicht allein dieser ein nichts weniger als reines Leben führte, sondern auch der neunzehnjährige Schopenhauer selbst ging auf Liebschaften in einer Weise aus, welche zeigt, daß der Glaube an weibliche Tugend in ihm wankend genug war und sein Gewissen vor einer Verführung nicht zurückschreckte. Die Mutter sorgte dafür, daß er gleich nach Gotha kam, wo er bei dem Professor Lenz wohnte und Privatunterricht in den klassischen Sprachen von den tüchtigen Philologen Döring und Fr. Jacobs erhielt, während er am deutschen Unterricht der Selecta Theil nahm. In Gotha gefiel es ihm ganz gut, und wenn er auch sehr fleißig war und bald seinen Lehrern ganz unerwartete Fortschritte machte, so zog er sich doch noch von Vergnügungen nicht zurück, ja es gefiel ihm, durch seine feine Toilette sich den Damen zu empfehlen. Hier bestand er auch, seines Gehörleidens wegen, eine kleine Operation, die indessen wenig genutzt zu haben scheint. Schon nach einem halben Jahre verließ er Gotha wegen eines Streites mit einem der Lehrer der Selecta. Die Mutter wollte, daß er nach Altenburg ginge, er aber setzte es durch, daß er nach Weimar kommen durfte, nur mußte er eine eigene Wohnung bei einem Gymnasialprofessor, dem tüchtigen Philologen Passow, beziehen. „Es ist zu meinem Glücke nothwendig", schrieb ihm die Mutter, „zu wissen, daß Du glücklich bist, aber nicht ein Zeuge davon zu sein. Ich habe Dir immer gesagt, es wäre sehr schwer mit Dir zu leben, und je näher ich Dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es Dir nicht, so lange Du bist, wie Du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschließen. Ich verkenne Dein Gutes nicht; auch liegt das, was mich von Dir zurückscheucht, nicht in Deinem Gemüth, nicht in Deinem inneren, aber in Deinem äußeren Wesen, Deinen Ansichten, Deinen Urtheilen, Deinen Gewohnheiten, kurz ich kann mit Dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen; auch Dein Mißmuth, Deine Klagen über unvermeidliche Dinge, Deine finsteren Gesichter, Deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von Dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, drücken mich und verstimmen meinen heitern Humor, ohne

daß es Dir etwas hilft. Dein leidiges Disputiren, Deine Lamentationen über die dumme Welt und das menschliche Elend machen mir schlechte Nächte und üble Träume." Dieser Sucht zu disputiren, gedenkt auch einmal sein Freund Gregoire, der in einem Briefe aus Paris ihm schreibt, er habe dort den Schopenhauer cadet gemacht, habe alles, Stücke und Schauspieler, kritisirt und sei comme de raison in Streit mit einem jeden gewesen. Vor der Schärfe seines Urtheils war auch das gesellschaftliche Leben seiner Mutter nicht sicher, über die er sich mit einem Mangel an Zartgefühl und liebevoller Neigung äußerte, welche das gerade Gegentheil von der Verehrung bildete, welche er dem Andenken seines Vaters weihte. So mußten Mutter und Sohn immer weiter auseinander kommen, besonders bei der leidenschaftlichen Heftigkeit und der herben Schroffheit, die in Arthurs Wesen immer entschiedener hervortraten, je selbständiger er sich entwickelte und je höher sein Selbstbewußtsein ihn hob. Wie er seine Freiheit durch keine Rücksicht sich beschränkt wissen wollte, so konnte die Mutter es nicht dulden, daß er das glückliche Verhältniß, welches sich für sie in Weimar so über alles Erwarten gebildet hatte, durch sein mißmuthiges Spotten und Dreinreden störe, und so ihr, die den Verlust ihrer Jugend unter einem trübseligen und starren Gatten beklagte, in ihren reiferen Jahren durch den Sohn die Befriedigung geraubt werde, welche ihr nach geistiger Anregung in Wissenschaft, Kunst und Leben verlangender Geist in Weimar gefunden zu haben sich freute. Leider traf sie das Unglück, ihr Vermögen fast ganz zu verlieren; der Sohn hatte das seinige frühzeitig sicher gestellt, und lebte in seiner Weise fern von der Mutter und ganz unbekümmert um sie, gegen die er keine Sohnespflicht kannte.

H. Düntzer.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Präsident Grant und der San Domingo-Handel. Aus New-York, Anfang April 1871. Die Hauptaufgabe eines Präsidenten der „Vereinigten Staaten" scheint die zu sein: während der ersten zwei Jahre seiner Amtsthätigkeit alle Diejenigen, deren Einfluß und Machinationen irgend welcher Art zur Erlangung der Präsidentenwürde aufgeboten wurden, mit Pfründen und Aemtern zu belohnen und zu versorgen — während der beiden letzten Jahre für sich, seine Sippschaft und Verwandtschaft so viel als möglich aus dem verschwindenden Staatsschiff zu retten, oder mit frischen Hilfsquellen eine neue Cohorte zur Durchsetzung der Wiederwahl zu werben. Der Nepotismus der römischen Hierarchie findet in Washington sein ebenbürtiges Ab-

bild. Das Haupt unseres freien, republikanischen Staatswesens ist das Werkzeug eines politischen Partei-Jesuitismus, nichts mehr als die Etiquette der Firma: Republikanismus oder Demokratismus, unter der ein keineswegs lauterer Volkswein moussirt. Wie in den seligen Zeiten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation die übermüthig gewissenlosen geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands absichtlich ein schwaches Oberhaupt erkürten, um desto strafloser ihre eigene Raubpolitik treiben zu können, nicht besser treiben es die schamlosen Führer unserer Parteien in der großen, mächtigen Föderativ-Republik Nord-Amerikas.

Ulysses S. Grant ist vor zwei Jahren in die hohe Würde des ersten Beamten unserer Regierung inaugurirt worden. Er hatte das zufällige Glück gehabt, der Secession den Todesstoß zu geben und war daher als ein glücklicher, erfolgreicher Soldat populär geworden. Hatte er eine politische Befähigung für diese hohe Stellung? Außer seinem Soldatenglück wußte man nur seine Schweigsamkeit zu rühmen, was man als politische Klugheit nahm. Freilich ist kluges Schweigen eine staatsmännische Tugend: Grant aber schwieg aus — Dummheit. „An seinen Thaten sollt ihr ihn erkennen", und Grant ist erkannt. Die Demokraten bespötteln und verhöhnen ihn; doch das sind Parteiwidersacher; aber auch seine Freunde und Kostgänger wissen ihm kein anderes Lob zu spenden, als daß er ehrlich ist. Du gütiger Himmel! Es muß sehr weit mit einem Staatswesen gekommen sein, wenn man seinem Oberhaupte das als Tugend anrechnet, für dessen Mangel ein gemeiner Bürger ins Zuchthaus wandern muß! Wenn wir davon absehen, daß Präsident Grant die Geschenke eines Landhauses, prächtiger Pferde und feiner Cigarren annimmt, die ein Amerikaner nicht aus purer Loyalität für den ersten Staatsbeamten giebt, sondern mit einer sehr materiellen Clausel, wollen wir auch ferner seine Ehrlichkeit, die gemeinste Bürgertugend, nicht bezweifeln. Leider, zur Schande der Republik sei es gesagt, ist Ehrlichkeit der Staatsbeamten eine Tugend, die man mit der Laterne des Diogenes am hellen lichten Tage suchen könnte!

Zwei Jahre herrscht Präsident Grant im weißen Hause. Der Nepotismus hat sich ein Pfaffenränzel angelegt und ist daher zu schwerfällig geworden für ein ferneres behendes Intriguiren. Mr. und Mrs. Grant behagen sich aber sehr gemüthlich in den Prachtsälen des Capitols und möchten noch ein weiteres Quadriennium darin hausen. Man sieht sich nach neuen Bundesgenossen oder vielmehr nach neuen Mitteln, diese königlich zu bezahlen, um. Die durch die Reconstruction der unterworfenen südlichen Staaten geschaffenen Sinecuren sind im Werthe gefallen, seitdem die geheimen Insurgentenbanden der früheren Secessionisten, bekannt unter dem mysteriösen Namen Ku-Klux-Klau, ihre Insassen an Leib und Leben bedrohen. Doch der Yankee ist

niemals um die Auffindung von Subsistenzquellen verlegen und so haben die Helfershelfer Grant's ein feines Plänchen ausgeheckt, das Millionen in die Taschen der Getreuen fließen zu lassen verspricht. Dieser Plan ist kein geringerer, als die Annexion der Republik Santo Domingo, den Grant in seiner Botschaft am 6. December v. J. an den 41. Congreß das Licht der Welt erblicken ließ. Die betreffende Stelle lautet wörtlich:

In der letzten Sitzung des Congresses verfehlte ein Vertrag für die Annexion der Republik San Domingo an die „Vereinigten Staaten" die erforderliche zwei Drittel Mehrheit des Senats zu erhalten. Ich war damals durchaus überzeugt, daß die besten Interessen dieses Landes, in commercieller und materieller Beziehung, seine Ratification erheischten. Die Zeit hat mich nur in dieser Ansicht befestigt. Ich glaube nun fest, daß in dem Augenblicke, wenn es bekannt wird, daß die „Vereinigten Staaten" gänzlich das Project aufgegeben haben, das Eiland von San Domingo als einen Theil ihres Gebietes anzunehmen, die europäischen Mächte wegen eines Freihafens daselbst in Unterhandlung treten werden.

In der Bai von Samana wird eine große Handelsstadt aufblühen, der wir tributpflichtig werden, ohne die correspondirenden Wohlthaten zu empfangen; und dann wird die Thorheit eingesehen werden, einen so großen Preis verworfen zu haben. Die Regierung von San Domingo hat freiwillig diese Annexion gesucht. Sie ist eine schwache Macht, wahrscheinlich weniger als 120,000 Seelen zählend und doch besitzend eine der reichsten Länderstrecken unter der Sonne, fähig eine Bevölkerung von 10,000,000 in Ueberfluß zu ernähren. Das Volk von San Domingo ist nicht fähig sich selbst in seinem gegenwärtigen Zustande zu erhalten, und muß nach außen hin eine Unterstützung suchen. Sie sehnen sich nach dem Schutze unserer freien Institutionen und Gesetze, unserem Fortschritt und unserer Civilisation. Sollen wir sie zurückweisen? Die Erwerbung von San Domingo ist wünschenswerth wegen ihrer geographischen Lage. Sie beherrscht den Eingang in die Carribische See und den Isthmus-Uebergang des Handels. Sie besitzt den reichsten Boden, die besten und geräumigsten Häfen, ein höchst gesundes Klima, die kostbarsten Producte des Waldes, Bodens und der Minen von irgend einer der westindischen Inseln. Im Besitz der „Vereinigten Staaten" wird daselbst ein Küstenhandel von immenser Größe etablirt werden, welcher mehr als ersetzen wird unsere verloren gegangene Handels-Marine. Sie wird uns gewähren diejenigen Artikel, welche wir am meisten consumiren und nicht produciren, solcherweise unseren Export und Import gleichstellend. Im Fall eines auswärtigen Krieges wird sie uns die Herrschaft geben über alle Inseln in ihrem Bereiche (referred to) und auf diese Weise einen Feind verhindern, sie wieder zu besetzen als ein Rendezvous an unserer Küste. Sie wird be-

schützen unseren Küstenhandel zwischen den Staaten, welche an den Atlantischen Ocean, und solchen, welche an den Golf von Mexico grenzen, und den Bahamas und Antillen. Zwei Mal müssen wir gleichsam durch fremde Länder passiren, um von Georgia nach der Westküste von Florida zu kommen. San Domingo mit einer stetigen Regierung, unter welcher ihre immensen Hilfsquellen entwickelt werden können, wird reichlichen Lohn 100,000 Arbeitern geben, welche jetzt nicht auf der Insel sind. Diese Arbeit wird Nutzen ziehen von jedem vortheilhaften Transportationsmittel, das die umliegenden Inseln verläßt und die Segnungen der Freiheit und ihrer Consequenzen sucht, indem ein jeder Einwohner die Belohnung seiner eigenen Arbeit empfängt.

In Porto Rico und Cuba wird der Weg gebahnt sein, die Sclaverei abzuschaffen, als eine Maßregel der Selbsterhaltung. San Domingo wird ein bedeutender Consument der Producte unserer nördlichen Farmen und Fabriken werden. Der billige Preis, wodurch ihre Bürger mit Nahrungsmitteln, Werkzeugen und Maschinerieen versehen werden können, wird es nothwendig machen, daß die nahen Inseln dieselben Vortheile genießen, um wetteifern zu können in der Production von Zucker, Kaffee, Tabak, tropischen Früchten u. s. w. Dies wird uns einen weiteren Markt für unsere Producte eröffnen. Die Production unserer eigenen Ergänzungsmittel in diesen Artikeln wird um mehr als hundert Millionen unseren jährlichen Import verringern, außerdem aber unseren Export bedeutend vergrößern. Mit einer solchen Aussicht ist es leicht einzusehen, wie unsere bedeutende auswärtige Schuld zuletzt erlöschen muß. Mit einer Handelsbilance gegen uns, einschließlich der Interessen von den Bonds im Besitze von Fremden und dem Schiffsgelde unserer Bürger, welche in fremde Länder reisen, gleich dem gänzlichen Mangel an kostbarem Metall in diesem Lande, ist es nicht leicht einzusehen, wie dieses Resultat anders erzielt werden kann. Die Erwerbung von San Domingo ist ein Anhängsel zur Monroe-Doctrin — ist eine Maßregel des nationalen Schutzes. Es sichert uns den gerechten Anspruch, einen controlirenden Einfluß auszuüben auf den großen Handelsverkehr, welcher bald von dem Westen nach dem Ost strömen wird über den Isthmus von Darien. Es wird unsere Handelsmarine aufbauen. Es wird neue Märkte schaffen für die Producte unserer Farmen, Werkstätten und Fabriken. Es wird Sclaverei unmöglich machen in Porto Rico und Cuba und zuletzt ebenso in Brasilien. Es wird die unglückliche Lage von Cuba beilegen und endigen einen Vernichtungskampf. Es wird ehrliche Mittel schaffen, unsere ehrlichen Schulden zu bezahlen, ohne das Volk zu übersteuern. Es wird unsere Bürger versehen mit den Nothwendigkeiten des täglichen Lebens zu billigeren Preisen als je zuvor. Und es ist endlich ein rascher Schritt zu

der Größe, welche die Intelligenz, Industrie und der Unternehmungsgeist der Bürger der „Vereinigten Staaten“ dieses Land befähigen unter den Nationen einzunehmen.

In Hinsicht auf die Wichtigkeit dieser Frage dränge ich ernstlich den Congreß, sich schleunig zu entschließen. Meine Ansicht ist, daß durch eine gemeinsame Resolution der beiden Häuser des Congresses die Executivgewalt autorisirt werden soll, eine Commission zu ernennen, welche in Unterhandlung um die Erwerbung San Domingos mit den Autoritäten dieser Insel treten soll, und daß eine Bestimmung getroffen werde, die Kosten dieser Expedition zu bestreiten. Die Frage der Annexion in ihren Verhandlungen in den beiden Häusern mag nach denselben Grundsätzen gelöst werden, wie bei der Erwerbung von Texas. So überzeugt bin ich von den Vortheilen, welche aus der Erwerbung San Domingos fließen werden, und von den großen Nachtheilen — ich möchte fast sagen Calamitäten — von ihrer Nichterwerbung, daß ich glaube, der Gegenstand braucht blos untersucht zu werden, um die Zustimmung zu erhalten. —

Dies ist die officielle Sprache, in der die Annexion eines fremden Gebietes angepriesen wird. Wer mit amerikanischen Verhältnissen unbekannt und so kindlich naiv ist, an republikanische Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit zu glauben, der müßte in der Annexion San Domingos wirklich die Vortheile sehen, die der Präsident mit begeisterter Feder geschildert, und in ihrer Nichterwerbung den Ruin Amerikas heraufbeschworen sehen. Aber das: Timeo Danaos et dona ferentes hat seit den trojanischen Zeiten bis auf die unsrigen noch nie seine Wahrheit verfehlt.

Daß dieser Passus nicht aus Grant's eigenem Gehirn entspringt, darüber sind Alle einig. Auch sein Minister des Auswärtigen Fish besitzt nicht so viel sentimentales und romantisches Gefühl, wie darin verschwendet ist. Es soll extra zu der Redaction dieses Passus ein Bostoner Belletrist beordert worden sein, um den nüchternen Yankees durch eine etwas schwungreichere Sprache das Gähnen in den Abendsitzungen zu vertreiben. Daß Uebertreibungen und Unrichtigkeiten darin vorkommen, das schadet dem Dinge nicht. Die officiellen Actenstücke des Präsidenten Grant machen keinen Anspruch auf wahrheitsgetreuen Inhalt. Wenn unser Präsident so ausgezeichnet in auswärtigen Angelegenheiten bewandert ist, daß er in derselben Botschaft Sachsen, Hessen und Sachsen-Coburg-Gotha als Nichtmitglieder des norddeutschen Bundes aufzählt — erstaunlich, aber leider wahr! — und in einer anderen Botschaft die Gesammtbevölkerung Deutschlands auf 32,000,000 schätzt, so muß man einige Nachsicht mit seiner Geistesschwäche haben, die nur für Pferdeverständniß stark genug ist. Wie soll auch ein ehemaliger West-Pointer Cadette etwas über Deutschland wissen!

Wenn ferner der höchste Beamte eines Staates die Impertinenz besitzt, dem Congreß gegenüber auszusprechen, daß er die stricteste Neutralität im letzten Kriege bewahrt hat, während er selbst den Befehl zur Entleerung der amerikanischen Arsenale gegeben, und fast sämmtliches Kriegsmaterial auf Regierungsdampfern hierher gebracht und direct auf französische Schiffe geladen wurde, und das Geld dafür nicht einmal dem Staatsschatze überwiesen wurde, sondern in die Taschen der dabei Betheiligten floß: so hört das Vertrauen in die wohlwollenden Absichten eines solchen Mannes auf, selbst wenn sie das eigene Land betreffen. Der San Domingo-Handel ist weiter nichts als ein Länder-job der gemeinsten Art. Die gewissenlosen Länderverschenkungen in unseren eigenen Territorien haben doch etwas zu sehr die öffentliche Meinung exaltirt. Die Gesellschaften aber, die diese Jobs forciren, sind die freigebigsten in Geschenken an die Congreß- und Regierungsmitglieder. Mit 5000 Dollars Remuneration allein kann kein Congreßmitglied in Washington ein Leben „machen". Diese Gesellschaften sind auch einflußreich; sie gebieten über Tausende von Arbeitern, die sie in eine Wahlcampagne stellen können. Die Washingtoner Regierung muß also, um sich halten zu können, ihre unersättliche Ländergier befriedigen, und dafür soll das schöne Eiland herhalten, das etwas fern liegt, um von der öffentlichen Meinung gehörig controlirt zu werden. Zum Glück für Grant steht an der Spitze der dominikanischen Republik ein gleicher Gesinnungsgenosse — Boez. Dieser, dem die Herrschaft von dem früheren Präsidenten Cabwel mit Truppengewalt streitig gemacht wird, will es vorziehen, einen fetten, ruhigen Posten als amerikanischer Staatsbürger, denn einen unruhigen, mageren als dominikanischer Bürger inne zu haben. Der Kaufpreis im Betrage von Pfd. 1,500,000 soll in seine Hände gezahlt werden, welchen, wie er kein Hehl daraus macht, er als rückständigen Sold für sich und seine Beamten, welche durchgängig seine legitimen und illegitimen Verwandten sind, zu behalten gedenkt. Außerdem verlangt er noch eine Extra-Gratification von Pfd. 100,000 für imaginäres zerstörtes Eigenthum, und die Anerkennung von Besitzthum ungeheurer Strecken Landes. Boez, man muß gestehen, ist ein pfiffiger Schlaukopf, der einen privatisirenden Millionär einem an Leib und Leben bedrohten Herrscher eines halbwilden Volkes vorzieht.

Dazu kommt ein anderer Grund, welcher die Annexion Domingos Herrn Grant so wünschenswerth erscheinen läßt. Bekanntlich ist hier Alles Monopol. Wir sind daher mit einem Cordon von Schutzzoll umzogen, der einem Vauban'schen Befestigungssystem nicht unähnlich sieht. Doch das ist nicht genug. Man will die englischen und deutschen Zufuhren ganz unmöglich machen, und die radicalen Protectionisten und Monopolisten arbeiten auf eine ähnliche Continentalsperre hin, wie sie Napoleon I. gegen England

in Scene zu setzen gesucht hat. Das Merkantilsystem ist hier in voller Blüthe. Möglichst viel Export, aber kein Import. Und von dieser Doctrin versprechen sich die Radicalen eine Tilgung unserer Staatsschuld! San Domingo soll nun mit den Segnungen dieser Doctrin beglückt werden. Dieses von der Natur so begünstigte Eiland, das 10,000,000 in Ueberfluß ernähren kann, soll die Millionen der Neu-England-Fabrikanten verzehnfachen helfen, indem es deren haltlosen Fabrikate für unverschämte Preise verconsumiren muß, einfach, weil ihm gestattet wird, das Sternenbanner flattern zu lassen. Wenn es je eine Ungerechtigkeit war, einem glücklichen, seines Naturzustandes unbewußten Volke das kostspielige Bewußtwerden der sogenannten civilisirten Bedürfnisse aufzudrängen, so ist es hier. Eine Bevölkerung von Negern und Mulatten, die ihre einfachen Bedürfnisse leicht mit den freiwilligen Erzeugnissen der üppigen Natur befriedigt, die ihre Blöße, soweit ihre Schamhaftigkeit dieselbe sie erkennen läßt, mit einem einfachen Stück Zeug bedecken, werden erschreckt aus ihrem glücklichen Traume aufwachen, wenn sie für einen Fetzen im Werthe von einigen Silbergroschen den Herrn amerikanischen Fabrikanten, ihren ersehnten Wohlthätern, 10—20 Dollars zu zahlen haben werden.

Haben wir die Republik San Domingo, so hat die daran grenzende Negerrepublik Hayti ebenfalls längstens ihre Selbständigkeit genossen, und einmal festen Fuß auf den Antillen gefaßt, heißt officiell ausgedrückt: nach und nach Cuba und Jamaica an dem Fortschritt und der Civilisation der „Vereinigten Staaten" participiren zu lassen, oder vulgär gesprochen: sie dem Fortschritt des freien Raub- und Plünderungssystems zu unterwerfen (Protection, Monopolismus) und sie an die Civilisation der Wahlfälschungen und Bestechungen gewöhnen.

Noch ein dritter Grund ist Herrn Grant für Annexion maßgebend. Die Temperenzler und Know-nothings, welche die irische und deutsche Einwanderung hassen, obschon sie von ihrem Lebensblute leben, möchten in San Domingo gern ein Temperenz-Mekka für Yankees schaffen. Die Irländer lassen von ihrem Whisky und Gin nicht und die Deutschen nicht von ihrem Lagerbier. Letztere besonders verderben durch ihre Hartnäckigkeit jenen Herren das Purificationswerk ganz gründlich. In San Domingo ist die Luft noch rein vom Bier- und Whiskygeruch. Dort ließe sich eine Gemeinde aufbauen, die den „Tag des Herrn" ganz traulich und ungefeit in gemeinsamen Schäferstündchen zubringen könnte. Hier wird ihnen, von den Deutschen zumal, zu stark auf die Finger gesehen und geklopft. Das Pfaffenthum spielt hier eine ganz bedeutende Rolle, und obschon es von Rechtswegen nichts in der Politik mitzureden hat, so finden die schwarzen Herren doch unterirdische Canäle genug, wodurch sie sich in den Einfluß hoher Herren, schöner Kinder und schwacher Seelen einschmuggeln können.

Würde die Annexion von San Domingo durch den Congreß sanctionirt, so wird die schöne Insel von einer Fluth von Länderschacherern, Pfaffen und schamlosen Fabrikanten gleich einem Heuschreckenschwarm überschwemmt werden, so daß dem ehrlichen, anständigen Ansiedler gleich das beste Mark für einen Flecken Erde ausgepreßt werden wird. Der Plan der Annexion Domingos wäre verflucht-gescheidt, wenn er nicht einen solch dummen Vater gehabt hätte. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt! Die demokratischen Journale machten einen Heidenspektakel über diesen Yankee-trick, durch den sie sich überlistet sehen. Sie sind blos gegen die Annexion, weil sie von dem Republikaner Grant ausgeht und für sie nichts abwirft. Sie suchen ihn daher zu überbieten und verlangen die Annexion Cubas. — Einen ganz unerwarteten Widerstand fand Grant im Kreise seiner intimsten Freunde und Anhänger. Charles Sumner, Senator für Massachusetts, Vorsitzender im Comité der auswärtigen Angelegenheiten — der wichtigste Posten neben dem Präsidentenstuhl — verweigerte seine Zustimmung und Empfehlung im Senat. Obschon Sumner ein Deutschfresser sonder Gleichen ist, der mit seinen Vorlesungen über die „deutschen Barbaren" im letzten Winter 20,000 Dollars gemacht hat, so gehört er zu den Wenigen, welche ein makelloses politisches Leben aufzuweisen haben. Er erkannte die Hinterlist, die der Annexion Domingos zu Grunde lag und wollte als ehrlicher Mann seine Hand nicht zu einem ganz gemeinen, nur Privatleute bereichernden Länderschacher bieten. Und so übernahm es ein gefügigeres und stark dabei interessirtes Werkzeug, Senator Morton aus Indiana, eine Resolution am 20. December vorigen Jahres im Senate einzubringen, eine „Comission of Investigation on all matters relating to Santo Domingo" zu ernennen. In der Nacht vom 21. zum 22. entspann sich eine der heftigsten Debatten, die je im Senate geführt wurden. Sumner wehrte sich mit Händen und Füßen gegen diesen schändlichen Schacher und gegen die Ernennung einer Commission, und brachte in seiner leidenschaftlich erregten und gereizten Debatte Personalien über Grant und seine Camarilla an's Tageslicht, die sehr delikater und unangenehmer Natur waren. Assistirt wurde Sumner durch unsern Carl Schurz, der das Pulver seines Witzes auch nicht schonte. Doch die Prätorianer trugen den Sieg davon, und mit 31 gegen 9 Stimmen wurde die Morton'sche Resolution angenommen. Sofort ließ Morton Grant wecken, um ihm dieses Resultat mitzutheilen. Im Repräsentantenhause unternahm es General Ben Buttler, ein verschmitzter Advocat, ein kühner und gewissenloser Politiker, der selbst vor einem Napoleonischen Staatsstreiche nicht zurückschrecken würde, sobald es gilt, einen Herrscherwillen durchzusetzen, der böse Dämon Grant's, diese Morton'sche Resolution durchzusetzen; doch wurde ihr folgendes Amendement angehängt:

Beschlossen durch den Senat und das Haus der Repräsentanten, daß der Präsident der United States bevollmächtigt sei, drei Commissionäre zu ernennen und ebenso einen Secretär — der letztere soll der englischen und spanischen Sprache mächtig sein — welche nach der Insel San Domingo und anderen Plätzen, welche die Commissionäre für nöthig erachten mögen, reisen und daselbst nachfragen, sich vergewissern und berichten sollen über politischen Zustand und Lage der Republik San Domingo, die wahrscheinliche Anzahl der Einwohner, den Wunsch und Willen des Volkes der besagten Republik, ob sie annectirt werden und bilden wollen einen Theil des Volkes der „Vereinigten Staaten"; die physische, geistige und moralische Lage des besagten Volkes und ihre allgemeine Lage in Hinsicht auf ihre materielle Wohlfahrt und industrielle Fähigkeit; die Hilfsquellen des Landes, seine mineralischen und Agricultur-Producte, die Producte seiner Gewässer und Wälder und den allgemeinen Charakter des Bodens; das Klima und die Gesundheit des Landes; seine Baien, Häfen und Flüsse, seinen meteorologischen Charakter und die Existenz und Vorkommnisse der bemerkenswerthen meteorologischen Phänomene; die Schuldenlast der Regierung und ihre Verpflichtungen, ob fundirt, vergewissert und zugelassen, oder ohne Recht bestehend und streitig; die Verträge oder Verpflichtungen gegen andere Mächte; die Ausdehnung der Grenzen und des Gebietes; welcher Theil angefochten ist durch fremde Ansprüche und Concessionen und im Allgemeinen, welche Concessionen und Freiheiten gewährt worden sind, mit den Namen der respectiven grantees; die Bedingungen, unter welchen die San Domingo-Regierung wünscht, annectirt zu werden an die „Vereinigten Staaten", und solch andere Informationen in Bezug auf besagte Regierung oder ihre Territorien, wie die besagte Commission es für wünschenswerth oder wichtig halten wird in Hinsicht auf die künftige Incorporation der besagten Dominikanischen Republik in die United States, als eins von ihren Territorien.

Art. 2. Und es sei hiermit ferner beschlossen, daß die besagten Commissionäre sobald wie thunlich reportiren sollen an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, der ihren Report dem Congreß vorlegen soll.

Art. 3. Und es sei hiermit ferner beschlossen, daß besagte Commissionäre ohne Compensation dienen sollen, ausgenommen die Wiedererstattung ihrer Auslagen und die Compensation des Secretärs, was durch den Staatssecretär mit Zustimmung des Präsidenten bestimmt werden soll.

Wer den ersten Paragraphen dieser Resolution durchliest, der muß denken, zu seiner vollständigen Lösung bedürfe es wenigstens Jahre. Die gemäßigten und lauen Republikaner, welche ebenfalls dem Projecte auf den Grund schauen, haben geflissentlich diese Resolution auf solche Weise verklausulirt, da sie einerseits die Verantwortung dafür nicht gerne tragen

möchten, die sie somit dem nächsten Congresse überlassen wollten, und andererseits sich auch dem zustimmenden Votum nicht entziehen konnten. Denn sie sind die Kostgänger von Grant, Buttler u. Comp., von denen sie ebenso gefüttert und dafür dienstbar gemacht werden, wie die armen Bischöfe in partibus auf dem letzten vaticanischen Concil durch den päpstlichen Küchenwagen, der als Marke für die geleerten Schüsseln das allerunterthänigste Infallibilitätsvotum zurückbrachte. Die Hast, mit der dieses Project durch den Senat und das Repräsentantenhaus gepeitscht wurde, und wie die Commissionäre sofort zur Hand waren, beweist, daß es längst bevor hinter den Coulissen abgekartet war. Am 11. Januar wurde die so amendirte Resolution vom Senate angenommen, und schon am 17. reisten die Commissionäre, begleitet von einer Anzahl Journalisten, auf der U. S.-Fregatte Tenessee vom hiesigen Hafen gegen das schöne Eiland ab, dort besuchten sie Samana, San Domingo City und Azua und statteten auch der Nachbarrepublik Hayti einen freundschaftlichen Besuch ab. Der harmlose Negerpräsident Saget war von diesem Besuche nichts weniger als erbaut; er konnte sich anfangs gar nicht fassen und wußte gar nicht, was er dem Mr. Wade, dem Präsidenten der Commission, auf seine Ansprache erwidern sollte. Nicht ohne Grund war seine Verlegenheit. Denn vor der Ankunft der Commission waren ihm über ein halbes Dutzend Drohbriefe, sich hübsch fein und artig zu betragen, von Vereinigten-Staaten-Beamten zugegangen. Von diesen wollen wir nur den des amerikanischen Ministerresidenten in Hayti, Bossett, an den Haytischen Staatssecretär erwähnen:

Dem Ehrwürdigen T. Rameau, Staatssecretär.

Mein Herr! Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß Verhandlungen in der Schwebe sind zwischen den Vereinigten Staaten und dem Präsident Baez von der Dominikanischen Republik; und mir ist von meiner Regierung befohlen worden, der Haytischen Regierung wissen zu lassen, daß sie (die amerikanische) mit entschiedener Mißgunst alle Versuche ansehen werde, welche, ganz gleich von wem, gemacht werden, den Frieden zu beunruhigen oder irgendwie sich einzumischen in die inneren Angelegenheiten der benachbarten Dominikanischen Republik während dieser Verhandlungen.

Ich verlange ergebenst, daß Sie ohne Verschub die Aufmerksamkeit Ihrer Regierung auf diese Instructionen von der meinigen lenken sollen, und ich spreche die Hoffnung aus, daß die Regierung und das Volk von Hayti ermuthigt werden wird, die stricteste Neutralität in Bezug auf die inneren Angelegenheiten der Dominikanischen Republik zu bewahren und daß Sie ihren Einfluß benutzen sollen, zu verhindern jede Zufälligkeit irgend eines Ereignisses, das von einer revolutionären Bewegung auf dieser Insel entstehen

könnte, bestimmt zu verletzen die Interessen der Vereinigten Staaten sowohl als die Freundschaft, welche zwischen Hayti und den United States besteht.

Ich habe rc. Ebenezer D. Bossett.

United States Legation, Port-au-Prince, 10. Jan. 1871.

Admiral Poor droht in einem anderen Schriftstück an den Präsidenten Saget selbst mit bewaffneter Intervention. Und das nennt Grant Neutralität einer befreundeten Macht gegenüber. Stille! Maus, sonst fresse ich Dich. Was sagen die deutschen Republikaner dazu?

Nach einer Abwesenheit von zwei Monaten ist die Commission bereits wieder am 22. letzten Monats in Key West in Florida gelandet und auf dem Wege nach Washington, wo sie stündlich erwartet wird. Dieser Trip hat nur 10,000 Dollars gekostet, ohne die Schiffskosten. Wir können's haben. Der officielle Report wird wohl nächste Woche erscheinen, und, was bisher darüber aus bester Quelle verlautet, der Annexion sehr günstig abgefaßt sein; ja er soll die dringende Aufforderung an Grant enthalten, dieselbe so schnell wie möglich decretiren zu lassen, da die günstige Annexionsstimmung in San Domingo doch wohl bald zur Neige gehen könnte. Schmiede das Eisen, so lange es — glühend gemacht wird. —

Wir sind uns wohl bewußt, mit dieser Schilderung mit der in Deutschland über Grant und Amerika herrschenden Meinung in starken Widerspruch zu treten. Wir erinnern uns sehr wohl, daß Fürst Bismarck sowohl wie die Berliner Börse u. A. m. Grant zu seinem Regierungsantritte Glückwunschadressen geschickt haben. Aber es ist eben nicht Alles Gold, was glänzt, oder was glänzend gemacht wird. In einem freien Staatswesen, wo jedem Bürger das Recht zusteht, ungestraft die Handlungsweise seines Vorgesetzten zu kritisiren, ändert sich die öffentliche Meinung gar sehr schnell. Und Grant hat diese Aenderung zu seinen Mißgunsten in vollstem Maße verdient. Wir haben auf unserer Seite das Urtheil aller unabhängigen, von keinen Parteileidenschaften aufgezehrten Männer. Männer wie Sumner und Schurz, die beiden angesehnsten, befähigtsten Senatoren der United States haben sich von Grant losgesagt! Warum? Weil sie des Volkes Wohl über den Eigennutz einer Partei setzen, weil sie ihre Stimmen nicht für ein paar tausend Dollars verkaufen wollen. Und doch sind es diese beiden Männer, denen hauptsächlich Grant seine Präsidentschaft verdankt. Sumner besitzt einen überwiegenden Einfluß in den Neu-England-Staaten und Schurz im Westen. Sumner hat für Grant die Stimmen Neu-Englands geworben, und Schurz hat für ihn die Wahl-Speeches im Westen gehalten. Jetzt fangen diese Persönlichkeiten an Herrn Grant etwas unbequem zu werden, und er hat eine Art Maßregelung gegen sie in Scene gesetzt. Ausstoßen aus dem Senat kann er sie nicht, auch nicht wegen ihres mißliebigen Votums zur Rechenschaft ziehen; aber ihren

Einfluß paralysiren, das kann er. Zuerst wollte er Schurz aus dem Comité der auswärtigen Angelegenheiten (dem wichtigsten) ausstoßen lassen. Aber seine Schergen fürchteten doch ein wenig den ewigen Haß der Deutschen. Dann gingen sie Mr. Sumner an den Kragen. Derselbe ist seit 1851 Mitglied des Senats und seit 2 Jahren Vorsitzender im Comité on foreign affairs, und es herrscht nur eine Stimme im Senat, daß er für diesen hohen Posten die befähigtste Persönlichkeit sei. Trotzdem wurde er desselben entsetzt, und der geschmeidige Senator von Indiana nahm diese Stelle ein. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich darüber im ganzen Land. Die unmittelbare Folge davon war, daß New-Hampshire, ein Neu-England-Staat, wo bald darauf die Legislatur- und Staatswahlen vor sich gingen, mit Sack und Pack in's demokratische Lager überging. Auch in Missouri, wo Schurz's Einfluß maßgebend ist, ist eine neue Partei im Bilden begriffen, und dessen kann Grant sicher sein, daß er dort keine Stimme für seine Wiederwahl bekommen wird. Dies weiß er auch, und er sieht sich daher bei Zeiten um nach den paar tausend Stimmen der halben Wilden von Santo Domingo. So schafft sich das Volk selbst seine Despoten. O Montesquieu! Wann wird Dein Wort zur Wahrheit werden: La république c'est la virtue? J. S. E.

Römische Gesinnung gegen Deutschland. Aus Rom. Um die Stellung der öffentlichen Meinung in Rom zu uns Deutschen kennen zu lernen, genügt es, einen Blick auf die Haltung der hiesigen Presse während des Krieges zu werfen. Nachdem General Cadorna die Stadt besetzt, schossen die Zeitungen wie Pilze aus dem Boden. Die größte Zahl derselben ist indeß bereits wieder selig entschlafen. Gegenwärtig bestehen in Rom, außer der officiellen Zeitung, 12 Journale, 7 der clericalen, 5 der liberalen Richtung angehörig. Daß die clericalen Zeitungen den Franzosen alles mögliche Gute wünschten, ist, weil dies in dem Interesse ihrer Partei liegt, begreiflich. Uebrigens muß ich ihrem formellen Anstandsgefühl das Zeugniß geben, daß sie diesen Sympathien in maßvoller Sprache Ausdruck verliehen. Anders die liberalen Journale. Unter diesen ist es allein die Nuova Roma, die ein Deutscher lesen kann, ohne, je nach seinem Temperament, entweder lachlustig gestimmt zu werden oder sich verletzt zu fühlen. Ohne auf die verschiedenen Nuancen einzugehen, welche die einzelnen Blätter hinsichtlich der uns beschäftigenden Frage darbieten, verweise ich nur auf das Organ der gemäßigten Constitutionellen, welches sich Libertà, gazetta del popolo, nennt. Zur Ehre der Römer sei es gesagt, daß der Director dieser Zeitung nicht auf römischem Boden entsprossen, sondern ein livorneser Jude ist, der mit dem neuen Regime in die ewige Stadt einzog, um daselbst sein Licht leuchten zu lassen.

So wenig sein Blatt die Auszeichnung verdient, in dieser Zeitschrift

genannt zu werden, kann ich doch einige Bemerkungen darüber, da es in der That in Rom am meisten gelesen wird, nicht unterdrücken. Einer seiner Lieblingsstoffe war die Schilderung der unerhörten Grausamkeiten, die sich die deutschen Truppen in Frankreich zu Schulden kommen ließen. Atrocità Tedesche, mit fetten Buchstaben gedruckt, lautete die Ueberschrift. Dann folgte ein Auszug aus einer französischen Winkelzeitung oder gar eine Originalcorrespondenz, deren Abfassung in der Regel den niedrigen Bildungsgrad ihres Urhebers bekundete. Das deutsche Heer ward mit cursiver Schrift als esercito dei filosofi bezeichnet. In dem Feuilleton, wo ein pseudonymer Sandro sein seichtes, witzig sein wollendes Gewäsch losläßt, wurden mit weinerlicher Sentimentalität rührende Züge aus der gegenwärtigen Unglücksgeschichte Frankreichs aufgetischt und als Pendant zu unserer Roheit Metzeleien erzählt, welche die Germanen in der Epoche der Völkerwanderung vollbracht. Ja das Blatt entblödete sich nicht, Telegramme der Agenzia Stefani in einem den Franzosen günstigen Sinne zu fälschen. Wenn das deutsche Hauptquartier über unsere Verluste meldete: le nostre perdite non sono considerevoli, so ist es vorgekommen, daß die Libertà das non ausließ. In der Depesche aus Versailles vom 21. Januar, wo von den in der Schlacht bei St. Quentin gemachten Gefangenen die Rede war, druckte die Zeitung 3000 statt 9000 u. s. w. Zu einer Art von Paroxysmus hatte sich diese Richtung gesteigert, seitdem die Nachricht von dem angeblichen Erfolge der Garibaldiner bei Dijon hierher gedrungen. Man fand in der römischen Presse die abgeschmacktesten Auslassungen über die tre vittorie di Garibaldi, den eroismo dei nostri, die gloria del nome italiano u. s. w. Wie es bei dem lebhaften Naturell der Südländer zu gehen pflegt, so ward auch diesmal eine bestimmte Persönlichkeit gewissermaßen zum Repräsentanten des Ereignisses gemacht. Diese Persönlichkeit war Georg Imbriani, der bei Dijon gefallen. Für den, der das betreffende Individuum kannte, macht es einen unüberwindlich komischen Eindruck, hochklingende Nachrufe zu seinen Ehren zu lesen. Nachdem der unbedeutende, maßlos von sich eingenommene junge Mann in Deutschland seine Bildung empfangen, kehrte er nach Italien zurück und begann eine publicistische Thätigkeit, die darauf ausging, Schmähartikel gegen Deutschland zu veröffentlichen. Im Jahre 1866 machte er unter Garibaldi die Campagne mit. Schon damals wurde sein Tod gemeldet und erschienen die neapolitanischen Zeitungen deshalb mit Trauerrand; doch stellte sich schließlich heraus, daß er nur in Gefangenschaft gerathen. Diesmal scheint er in der That wirklich todt zu sein. — Ein weiteres Zeichen der hier herrschenden Stimmung sind die Caricaturen, die man an den Schaufenstern sah. Ich wundere mich in der That, daß die deutsche Gesandtschaft nicht dagegen eingeschritten ist. Bilder, welche z. B. darstellen, wie Attila König Wilhelm als würdigen Nachfolger begrüßt, wie Garibaldi als David den König Wilhelm als Goliath vermittelst eines, mit der Inschrift Digion bezeichneten Steines niederwirft, enthalten noch die geringste Dosis der Liebenswürdigkeit, die auf diesem Gebiete gegen uns entwickelt ward.

Fragen wir nach den Gründen dieser pathologischen Erscheinung — denn als eine solche dürfen wir sie in der That betrachten — so ist in erster Reihe die colossale Ignoranz in Betracht zu ziehen, die in Italien, abgesehen von den nördlichen Provinzen, hinsichtlich Deutschlands und deutscher Ver-

hältnisse herrscht. In einer süditalienischen Landstadt fragte mich einmal einer der Honoratioren, was ich für ein Landsmann sei. Als er hörte, ich sei ein Prussiano, fiel er mir in die Rede: „ich weiß sehr wohl: Ihr Land liegt dort oben über Turin, in der Gegend von Paris.“ Diese Anschauung der Dinge ist, dies können wir ohne Uebertreibung behaupten, in dem alten Kirchenstaate und in Süditalien bei der Durchschnittsmasse der Bevölkerung maßgebend. Man hat einen ungefähren Begriff von Italien: Turin kannte mein Freund als damalige Hauptstadt, welche sein Land mit Steuern und Gensdarmen versah; über den Alpen erstreckt sich Kimmerien: darin erglänzt als ein leuchtender Punkt Paris, von der südlichen Phantasie ausgemalt als ein Eldorado, voll von Reichthum und Luxus, nur bisweilen unbequem, weil von dort her den Italienern, wenn sie üppig wurden, auf die Finger geklopft wird. Der Unterschied der Anschauung sogenannter gebildeter Leute von der soeben geschilderten, ist im Grunde nur gradueller Art. Nichts ist ergötzlicher, als einen Mann aus dem römischen Mittelstande, der wenig mit Fremden in Berührung gekommen ist, etwa einen Mercante di campagna, darüber auszufragen, wie er sich Deutschland denkt. Er beginnt etwa mit einem „ah! i Tedeschi sono gente molto profonda: la filosofia tedesca che bella cosa!“ Während somit vor seine Phantasie das Bild einer Landschaft tritt, in der als Staffagefiguren nachdenkende Gelehrte auf- und abwandeln, fällt ihm plötzlich die preußische Heeresorganisation ein und er ist genöthigt, den Hintergrund mit einem Walde von Bajonnetten auszustaffiren. Ohne Zweifel hat er auch etwas von preußischem Feudalismus gehört und so fügt er dem Bilde einige Junker bei, die, mit ihren Wappenschildern geschmückt, die Karbatsche in der Hand, einherstolziren. Ist er sehr gebildet, dann weiß er vielleicht sogar etwas von Herrn von Mühler (il Mulere), dem Freunde des Papstes, der als unheimliches Gespenst über den Tiefen des Hintergrundes brütet.

Die Bildung der Leute von der römischen Presse erhebt sich nur wenig über das soeben geschilderte Niveau. Mag der Director der Libertà in seinem Kreise als „uomo stupendo“ gefeiert werden, so wird man seine Bildung doch nicht höher veranschlagen dürfen, als die eines mittelmäßigen Secundaners. Wie traurig es in seiner Redaction mit der Kenntniß des Deutschen bestellt ist, zeigt schon der äußerliche Umstand, daß, wo ein deutscher Name vorkommt, der nicht so bekannt ist, wie etwa der von Bismarck oder Moltke, man mit hinreichender Sicherheit auf ungeheuerliche Druckfehler rechnen kann. Die Truppen Bourbaki's erschienen in diesem Blatte in beklagenswerthem moralischen und physiologischen Zustande!

Neben der Unkenntniß Deutschlands und deutscher Verhältnisse ist als positiver Factor der Einfluß der französischen Civilisation wirksam. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß der dürftige Anflug von Bildung, wie er in Italien südlich von Toscana üblich ist, durchweg französisches Gepräge trägt. Französisch radebrechen zu können, ist eines der Hauptziele, welches der auf Bildung Anspruch machende Römer anstrebt. Es sind nicht nur Kellner und Perruquiers, sondern auch Leute aus den sogenannten gebildeten Klassen, welche den Fremden, wenn er auch des Italienischen vollständig mächtig ist, mit ihrer Unterhaltung in schlechtem Französisch peinigen. Mit Vorliebe werden die Feuilletons in den Zeitungen mit französischen

Floskeln verbrämt. Die ganze Presse ist vorwiegend ein verwässerter Abklatsch der französischen. Hier wie dort herrscht das Streben zu unterhalten über das zu belehren vor. Ganz wie im Figaro und in verwandten pariser Zeitungen nehmen jetzt auch in römischen Journalen die Schilderungen von Bällen und Soiréen, von Toiletten der anwesenden Damen ganze Spalten ein. Aus dieser Fülle von Berührungspunkten erklärt es sich zum Theil, daß die Sympathie der Römer, bewußt oder unbewußt, nach Frankreich dirigirt, daß Leute aller Parteien, die Phrase von der Solidarität der lateinischen Rasse adoptirten. Erstaunlich ist dabei die Vertrauensseligkeit, mit der man, in dieser Richtung befangen, dem zukünftigen Verhältnisse Frankreichs zu Italien entgegensah. Verschiedene Römer, die ich hinsichtlich dieser Punkte befragte, antworteten mir, daß das Verhältniß Frankreichs zu Italien das beste sein, daß Frankreich es den Italienern nie vergessen würde, daß sie nicht die Gelegenheit benutzt, Nizza und Savoyen wieder zu nehmen. Dies von Leuten zu hören, die sich uns dafür so ausnehmend dankbar bewiesen, daß wir ihnen Venetien und Rom verschafft, ist allerdings sehr merkwürdig. Und was auch aus Frankreich werden mag, sollte nicht die endliche Regierung bei der eminent katholischen Gesinnung der Mehrheit des Volkes entschieden zu Gunsten des Papstes interveniren wollen, wie es seiner Zeit selbst die Republik zu thun nicht unterlassen konnte? Die Diversion nach Außen würde zugleich einen geeigneten Ableiter für die im Innern nachzuckende Bewegung abgeben. Das gedemüthigte Frankreich wird mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen, um auf leichte Weise und in corpore vili sein Prestige aufzufrischen. Auf solche sehr nahe liegende Eventualitäten ist die öffentliche Meinung in Italien vollständig unvorbereitet. Auch wir könnten davon den Nutzen haben, uns einiger clericaler Elemente zu entäußern, die dann als Freischaaren in den heiligen Krieg gegen Italien ziehen würden, wie es Garibaldi mit seinen Banden gegen uns gethan hat. .....d.....r.

Der Sturz des H. v. Dalwigk. Aus Darmstadt. Nicht der endliche Sturz des hessischen Ministers v. Dalwigk ist es, was die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland erregt, verwundert fragt man sich, wie war die Fortexistenz eines solchen Ministers bisher möglich? Die Geschichte des H. v. Dalwigk ist nicht mehr zu schreiben. Man weiß, daß er im Juli 1850 das unionsfreundliche Ministerium Jaup verdrängte, als der Sturmvogel, welcher die kurhessische Execution und Olmütz anzeigte. Das erste Jahr seiner Wirksamkeit war das seiner höchsten politischen Triumphe; durch den Hohn, womit er, statt den Ständen ein Budget vorzulegen, ihnen die siebente Verlängerung eines antiquirten Budgets von 1847 her ersann, provocirte er die Abweisung dieser Prolongation. Willkommner Anlaß, das verfassungsmäßige Wahlgesetz umzustoßen, ein neues zu octroyiren und damit die Einrichtungen des Landes umzumodeln, daß jeder Halt für den Widerstand verloren ging. Dann half er durch Olmütz und Wiederaufrichtung des Bundestages Preußen den Fuß auf den Nacken zu setzen. Das waren stolze Tage für den kleinen hessischen Minister. Sein Ziel aber hielt er noch nicht erreicht, so lange der Zollverein nicht gesprengt war und hierauf war denn nun seine Politik unter allen Verkleidungen gerichtet. Die Hand Oestreichs hatte den H. v. Dalwigk nach Darmstadt gestiftet, zu der Stütze, welche Darmstädter Hof und Bureau-

kratie dem östreichischen Einfluß gaben, sollte aber noch die clericale Stütze kommen. H. v. Dalwigk wurde angewiesen, den Ansprüchen des neu bestallten Bischofs Ketteler von Mainz gerecht zu werden. H. v. Ketteler war nicht blöde, er installirte sich souverän in Mainz und nahm alle Rechte ohne Weiteres an sich, welche der Jesuitismus in seinen kühnsten Träumen am Mittelrhein nicht für erreichbar gehalten hätte. Nicht nur von Mitwirkung bei Besetzung aller geistlichen Stellen, bei der Vermögensverwaltung der Cultusgemeinden und Stiftungen wurde der Staat ausgeschlossen. Der Bischof erhielt thatsächlich die katholischen Volksschulen, das Schullehrerseminar, zwei Gymnasien ausgeliefert, und die Verwaltung des gesammten Schulwesens wurde in die Hand eines Ultramontanen gelegt, den, wenn ihn der Mainzer Bischof nicht wirklich ausgesucht hat, er nicht anders hätte aussuchen können.

Neun Jahre einer idyllischen Ruhe genoß H. v. Dalwigk, in denen sich sein Uebermuth bis zu den bekannten Burlesken des Diners auf dem Kirchthurm und des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen mit Preußen durch Ausräucherung des preußischen Gesandten verstieg. Platt lag ihm das Hessenland zu Füßen, durch Concessionirung der zwei Bankunternehmen, welche an den Grenzen Preußens umherirrten, wußte er einen Goldregen auf seine Getreuen fallen zu lassen. Da ging es auf einmal hoch her in Darmstadt, auf dem Boden, dem bis jetzt nur schmale Staatsdienergehalte entsproßt waren, schossen jetzt Verwaltungsraths-, Regierungscommissärsstellen u. s. w. auf, von den Banken mit freigebiger Hand ausgestattet. Daneben gab es noch allerlei zu verdienen bei den Emissionen neuer Actien und Actienberechtigungsscheine. Die Banken mußten sich das Recht dazu mit allerhand Opfern erkaufen, und die Bilanz wies einen sehr hohen Betrag in Ausgabe auf, dessen Spuren bis in bedeutende sociale Höhen verfolgt werden konnten, bis sie daselbst im Respectsnebel verschwanden.

Allein kein Glück in der Welt ist ungestört; mit dem Antritt des Regimentes durch den Prinzen von Preußen kam neue Hoffnung in die Vaterlandsfreunde, Preußen hob sich mit einem Schlage aus der Mißachtung, in welche es unter der Regierung seines unglücklichen Vorgängers gefallen war; es kam der italienische Krieg, der Sieg der italienischen Nationalpartei, in welchem die deutschen Nationalen ihren eigenen Erfolg prophetisch vorgebildet erkannten, der Nationalverein wurde gegründet, und für H. v. Dalwigk begann der Kampf um's Dasein. Von 1859 bis 1871, reichlich zwölf Jahre, hat er ihn gekämpft mit Zähigkeit und Ausdauer, mit seltener Elasticität und Gewandtheit und mit erstaunlicher Weitherzigkeit im Gebrauch der nöthigen Mittel. Ob das hessische Volk mit Hn. v. Dalwigk zufrieden war oder nicht, ob es mit immer sich mehrendem Grimme auf eine Regierung sah, die auf der einen Seite die vollkommenste Frivolität repräsentirte, während sie auf der anderen die besten Volkskräfte dem Ultramontanismus und der Orthodoxie opferte, das war für den Minister ziemlich indifferent. Mit kühler Ueberlegenheit betrachtete er die idealistischen Bestrebungen, die im Nationalverein ihren Ausdruck fanden. Er versuchte zwar anfangs diesen zu verfolgen, dazu als glückliche Hand von seinen bamberger Verbündeten vorangeschickt; da er aber auf Widerstand stieß, zog er zurück. Die ganze hessische Staatsmaschine ist darauf eingerichtet, das Ministerium in dem ihm von den Ultramontanen überlassenen Gebiet machtvollkommen zu machen und bei

öffentlichen Wahlen den Candidaten der Regierung stets durchzusetzen. Im Jahr 1862 war man von Regierungswegen jedoch zu sicher, ließ nicht den gehörigen Dampf in die Maschine, und plötzlich hatte der Nationalverein die Majorität in der zweiten Kammer. Dieses Ereigniß hatte aber durchaus nichts Erschreckliches für H. v. Dalwigk. Er wußte, daß eine erfolglose Anstrengung nur abspannend wirkt; schon wurde von Wien aus an dem Netz gewoben, das über das aufstrebende Preußen geworfen werden sollte. In diese Politik war, wie wir anzunehmen Ursache haben, H. v. Dalwigk sehr gut eingeweiht. Je mehr sich der preußische Conflict steigerte, desto häufiger gebrauchte der hessische Minister die Worte Freiheit, Deutschland, Vaterland, die er in der Wirklichkeit als Hamen für die Menge und gut genug für unerfahrene Schwärmer betrachtete. Die Reden und Beschlüsse seines Landtages ließ H. v. Dalwigk von sich ablaufen, wie von einem Regenmantel; in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit wurde er plötzlich außerordentlich patriotisch, half wacker dazu, die Nationalpartei von Preußen zu trennen, und als er so seine Kammermehrheit glücklich in der Schlinge hatte, brauchte er 1866 nur zuzuziehen, und die hessische Kammermehrheit von dazumal weiß heute noch nicht klar, ob sie denn Geld für den Krieg mit Preußen bewilligt hat oder nicht!

H. v. Dalwigk hat es hoch und theuer verschworen, daß er die nach Darmstadt gelangte Tartarennachricht von dem Sieg der Oestreicher bei Königgrätz durch ein Champagnerfest in einem Darmstädter Wirthshaus gefeiert hätte. Warum sollte er es aber nicht gethan haben? wäre es doch der definitive Sieg seiner Politik im Großen und Kleinen, der Triumph über seine Gegner und die Befestigung seiner Stellung gewesen. Denn dem oberflächlichen Beobachter schien diese ernstlich bedroht. Aber H. v. Dalwigk hatte mehr als eine Saite auf seiner Violine, er gab sein Spiel noch lange nicht verloren; im Gegentheil. Nie hat sich die Geschicklichkeit des hessischen Ministers im Balanciren auf dem Ministerseile glänzender erwiesen, als in der Periode von 1866 bis 1871. So wahr ist es, daß die Schwierigkeit die Mutter der Erfindung ist und die wahre Größe sich erst in gefährdeten Lagen zeigt. Eine Deputation loyaler Bürger, die zu dem nach Nymphenburg geflüchteten Großherzog sich begab, um die Entlassung Dalwigk's, als zum Zustandekommen eines günstigen Friedens mit Preußen erforderlich, zu erbitten, wurde sehr ungnädig aufgenommen. Ich merke schon, geruhten Serenissimus zu bemerken, wenn die Katze nicht zu Haus ist, springen die Mäuse auf dem Tisch herum. Die Katze war allerdings unter so eigenthümlichen Umständen vom Haus weggelaufen, daß den Mäusen einige Hoffnung auf Aenderung des bisherigen Katz- und Mausspiels nicht übel zu nehmen war. Je schwerer aber die neuen Verhältnisse dem Großherzog fielen, um so fester klammerte er sich an den Minister, dessen Gesinnung er kannte und schätzte, und von dem zu erwarten stand, er werde jedenfalls retten was zu retten war. H. v. Dalwigk ging nach Nikolsburg und Berlin, schloß den Frieden ab, kehrte nach Darmstadt zurück, und das Erste, was er that, war, daß er dem ermüdeten und durch den Krieg erschöpften Land eine gefügige Kammer abgewann, die er unter der Parole „hie hessisch, hie preußisch" wählen ließ. So stark fühlte sich der Mann im Herbst 1866 wieder. Und wenn er die Elemente betrachtete, auf welchen seine Macht ruhte, so konnte

er sich schon einer gewissen Zufriedenheit hingeben. Nächst dem Großherzog, für dessen stets ziemlich derangirte Verhältnisse er es nie an Auskunftsmitteln fehlen ließ, hatte ihn in der Krisis des Jahres 1866 russischer Einfluß oben gehalten. Der bekannte Bundesfeldherr Prinz Alexander war von jeher ein besonderer Gönner Dalwigk's. Das besonders intime Verhältniß, in welchem dieser Prinz mit seiner Schwester, der Kaiserin von Rußland, steht, mag wohl für die russische Politik im Großen ziemlich einflußlos sein, so weit reichte aber seine Fürsprache hin, für den kleinstaatlichen Minister in Berlin ein gutes Wort einlegen zu lassen. Oesterreichs Einfluß hatte Dalwigk in Darmstadt eingesetzt, selbstverständlich geschah von dort aus Alles, um ihn zu halten, und die Cameradschaft zwischen Beust und Dalwigk von Bundestagszeiten her gab diesem Bestreben noch einen Druck mehr. Vor Allem aber wichtig und von Dalwigk stets mit Vorliebe kultivirt, war sein Verhältniß zu Frankreich und dem Napoleonischen Regime. Er war der Erste, welcher die aufgehende Sonne des zweiten Kaiserreiches begrüßt hatte, indem er den Großherzog zu dem Besuch in Plombieres zu veranlassen wußte, er war der Letzte, der es verließ, und das Verbot der Volksversammlung in Darmstadt bei dem Kriegsausbruch war noch eine letzte Huldigung, die er ihm darbrachte. Die Gunst Napoleon's hielt Dalwigk für soviel wichtiger als jedes andere Verhältniß, daß er den H. v. Bismarck in der römischen Conferenzangelegenheit unbedenklich herausforderte, nur um ein Compliment nach Paris machen zu können. Die französische Unterstützung ward dem hessischen Minister auch in vollem Maße, und es geht das Gerücht, daß sehr deutliche Winke nach Berlin gegeben worden seien, wie man Hn. v. Dalwigk unter besonderem französischen Schutz stehend betrachte. Damit aber noch nicht genug, wußte Dalwigk neben der Unterstützung der Ultramontanen, dem rücksichtslosen Gebrauch des ganzen Staatswesens zur Aufrechthaltung seiner Macht sich auch noch der Dienste der mit ihm durch gemeinsamen Preußenhaß verbundenen Demokratie zu versichern, die ihn entweder offen unterstützte oder sich doch neutral verhielt, wie dies z. B. von den frankfurter Organen jener Partei geschah. Der feinste Zug in diesem Spiele Dalwigk's war jedoch die Art, wie er selbst den preußischen Gesandten in Darmstadt für sich gewann und sich gegenüber seinen Gönnern und Freunden in Darmstadt des Vertrauens und der Freundschaft Bismarck's zu rühmen pflegte, mit dem er durch den gemeinsamen Krieg gegen die Demokratie verbunden sei.

Oesterreich und Frankreich, zwei Kaiserreiche mußten niedergeworfen, das Machtverhältniß zum dritten Kaiserreich Rußland gänzlich verschoben und ein neues Kaiserreich errichtet worden sein, ehe es gelang den hessischen Minister zu beseitigen. Als der Großherzog zur Begrüßung des neuen Kaisers nach Berlin kam, wurde ihm zu Gehöre gebracht, daß es mit Dalwigk doch nun nicht länger gehe. Der Großherzog bat sich 14 Tage aus, um die Sache zu ordnen — und am letzten Tage erst erfolgte die Entlassung Dalwigk's unter Bezeigung der Allerhöchsten vollsten Zufriedenheit mit seiner langjährigen treuen und ausgezeichneten Dienstführung, jedes Wort ein Protest gegen die nicht mehr zu vermeidende Trennung von diesem getreuen Eckard. Der Hauptprotest aber bestand in der Wahl der Nachfolger, die bestenfalls bis jetzt die Handlanger und Gehülfen Dalwigk's waren. H. v. Dalwigk, zu sehr mit der Pflege seiner Beziehungen zu den europäischen Großmächten be-

schäftigt, als daß er für die gewöhnlichen Geschäfte eines kleinstaatlichen Ressortministers Sinn gehabt hätte, überließ die Regierung in Hessen den Geheimen Staatsräthen v. Bechtold und Frank, welche die Sache denn auch nach Kräften besorgten. Das Ziel, das beide gemeinsam verfolgten, war die Unterdrückung der freisinnig, protestantisch und national gesinnten Mehrheit durch die verbündete Bureaukratie und ultramontane Minderheit, die Schwierigkeit der Aufgabe ließ die Unternehmer derselben in ihren Mitteln auch nicht sehr wählerisch sein. Diese beiden Männer sind nun die Nachfolger des Hn. v. Dalwigk geworden; der Name Frank erscheint nicht in der officiellen Liste, er verbirgt sich unter der Bestellung von Lindelof's, des bisherigen nominellen Justizministers, eines altersschwachen, einfluß- und bedeutungslosen Mannes. Sie führen das Geschäft nach den bisherigen Grundsätzen unter veränderter Firma weiter.

Als politisches Vermächtniß und Andenken für das deutsche Volk hätte Dalwigk ihm gern eine kleine Vermehrung der ultramontanen Mitglieder in den Reichstag geschickt, das totale Mißlingen dieser Wahlcampagne in allen ihren Theilen hat jedenfalls mächtig dazu beigetragen, die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des dauerhaftesten Ministers durchdringen zu lassen. Die Erbschaft, die er in Hessen zurückläßt ist eine unerhörte Verhetzung und Zerklüftung in der Bevölkerung, ein Erlahmen jeder Autorität, eine veraltete und ungenügende Gesetzgebung und ein Beamtenstand, der trotz einzelner Ausnahmen weit entfernt ist von jener kernhaften Tüchtigkeit, die einst der Stolz des Landes war; dazu eine herrenlos gewordene Hierarchie, ein in jeder Richtung verfahrenes Kirchen- und Schulwesen, Unbehagen, Verbitterung, Mißtrauen überall. Das ist die Bilanz der zwanzigjährigen Herrschaft eines frivolen politischen Dilettanten in Hessen, und die Wahl seiner Nachfolger kann diese trostlose Lage nur verschlimmern. —

Unser Heer in Frankreich. Wieder ist vor Paris eine Woche ohne Entscheidung vergangen. Die Commune bietet einen erschreckenden Einblick in die Entschlossenheit und ruchlose Energie, deren die namenlosen Führer der internationalen Genossenschaft fähig sind. Plötzlich sind aus tiefem Dunkel eine Anzahl Individuen und eine feste Organisation an den Tag getreten, welche der bürgerlichen Ordnung und dem Eigenthum der Hauptstadt tödtliche Fehde erklären. Die Bewältigung dieses gräulichen Unfugs durch die Truppen der Versailler Regierung ist noch nicht sicher, dennoch wächst die Wahrscheinlichkeit, und nicht nur deshalb, weil die Neubildung des Heeres unter Mac Mahon einige Fortschritte macht. Es liegt in dem Wesen solcher terroristischen Regierungen wie die Pariser, daß sie plötzlich zusammenbrechen, denn sie ziehen sich durch ihr Verfahren einen entmannenden Gegner groß in dem bösen Gewissen und gesteigerten Unsinn ihrer eigenen Anhänger. Dennoch bleibt vor französischen Menschen zweifelhaft, ob dieser ganze Kampf nicht zuletzt doch durch einen lahmen Compromiß ausgeglichen wird. — Unterdeß wird immer räthselhafter, warum wir noch so ungeheure Massen unseres Heeres in Frankreich festhalten. Als wir auszogen, um den Feind in der ganzen Fülle seiner Kraft zu bekriegen, zählten unsere Armeen gegen 500,000 Mann. Jetzt, nachdem wir in scharfem Ringen Heer und Volk zu Boden geworfen und alle Armeen des Feindes

aufgelöst haben, jetzt wo das kraftlose Land sich im eigenen Kriege zerfleischt, und sich selbst täglich die Zukunft unsicherer, die Fähigkeit einer Kraftentwickelung geringer macht, wo wir vor Europa unseren Landerwerb durch vorläufigen Vertrag abgegränzt haben und verhältnißmäßig ruhig der Confusion zusehen können, jetzt bewahren wir über 600,000 Mann in Kriegsstand, während alle unsere höchsten Interessen, die des Volkes und des Heeres selbst, mit lautem Schrei mahnen, nur die unbedingt nöthige Zahl als Wacht aufzustellen. Weshalb jetzt so viel mehr Soldaten als bei Beginn des Krieges? Unsere Heeresleitung war doch bisher durch klare und scharfsichtige Beurtheilung der beiderseitigen Streitkräfte ausgezeichnet, und sie hatte doch wahrlich keine Veranlassung, gegen die Leistungsfähigkeit unserer Truppen mißtrauisch zu werden. Die Regierung von Versailles soll gegen 100,000, die Commune etwa 150,000 Mann unter Waffen haben, im übrigen Frankreich sind nur neue oder unzuverlässige Haufen, der Stamm der alten Armee liegt noch bei uns gefangen und wird in seiner Hauptmasse festgehalten. Wenn wir also bis zur Entscheidung und Befestigung einer Regierung, um recht vorsichtig zu sein und um die Normen der Friedenspräliminarien festzuhalten, 300,000 Mann vor Paris und der Demarkationslinie, außerdem 100,000 Mann zur Besetzung der occupirten Landschaften in Aufstellung bewahren, und die Gefangenen nicht eher ablaufen lassen, bis die Verhältnisse sich geklärt haben, so sind wir reichlich gegen jede Möglichkeit gerüstet, selbst gegen eine Vereinigung der beiden kriegführenden Fractionen und ihrer Streitkräfte. Dann würden wir immer noch 200,000 Mann, alle Landwehren und die älteren Jahrgänge der Reserven, also die Familienväter, wieder nach Haus und Hof zurücksenden können. Ein Resultat von der höchsten Bedeutung, der heiße Wunsch des gesammten Landes, vortheilhaft auch für die Situation der übrigen Feldtruppen, für deren Gesundheit und Wohlbefinden dann durch Post und Verpflegung besser gesorgt werden könnte, als jetzt möglich ist. Alles drängt zu dieser Maßregel, nicht zuletzt der Gesundheitszustand und das Befinden unserer Soldaten, und wir meinen, jedes militärische Urtheil wird dasselbe fordern.

Bei solcher Sachlage ist der Gedanke nicht mehr fern zu halten, daß es andere Motive sind, als eine etwa nothwendig werdende Abwehr und ein Festhalten des für die Milliarden occupirten Pfandobjects, welche solch ungeheuren Aufwand von Menschenkraft veranlassen. Die Erklärung, welche der Fürstkanzler dem Reichstag am 1. April gab, betonte die Absicht einer abwartenden Nichteinmischung, ließ aber freilich am Schluß durchblicken, daß die Unfähigkeit der Regierung Thiers', den eingegangenen Verbindlichkeiten zu genügen, zu einem Nachspiel des Krieges führen könne, dessen Ziel von europäischen Conjuncturen abhängig sei. Der Fürst würde schwerlich damit zufrieden sein, wenn man jedes seiner geflügelten Worte auf der Goldwage wägen wollte. Dennoch ist unvermeidlich, bei der Frage: warum 600,000 Mann? an jene Erklärung zu denken. Es ist also die Absicht, unter Umständen mit unserem Heer das zweimal ausgehungerte und verwüstete Paris zu besetzen, vielleicht mit dem Blut unserer Leute zu erobern. Wozu? Für Herstellung einer Autorität, welche im Stande ist, uns 5 Milliarden zu zahlen. Und welcher Autorität? Sicher nicht der von Thiers', welcher in diesem Fall durch die Ereignisse und seine eigene Klugheit beseitigt würde. Dann bleibt

Niemand als Kaiser Napoleon, dem wir freilich mit 600,000 Mann eine unwiderstehliche Macht sichern würden, dazu auch seine Garden und die durch seine Agenten bearbeiteten Depots der Gefangenen abliefern könnten. — Wäre dies die geheime Combination, würde man zugeben können, daß die Restauration des Kaisers vielleicht für Frankreich das verhältnißmäßig beste, jedenfalls für uns das sicherste Palliativ wäre, aber man würde doch die ehrerbietige Bemerkung nicht zurückhalten dürfen, daß solche Rechnung durch mehrere gewagte Ansätze unsicher wird. Nur einer sei hier hervorgehoben. Das preußische Heer ist ein treues Heer, welches nicht laut raisonnirt, aber es ist kein seelenloses Werkzeug irgend welcher Politik, sondern ein Volksheer, in welchem ein gutes Theil von den Gedanken, von Liebe und Haß unserer Nation arbeitet. Und wenn nach Allem, was seit neun Monaten an Zorn und Schmerz in unserem Volk lebendig geworden ist, das Ende vom Liede und Leiden sein sollte, daß die Männer von Wörth, Mars la Tour und Sedan dem Kaiser Napoleon mit ihrem Herzblut seinen Thron wieder zusammenleimten, so wäre das ein Schade für die Hohenzollern und die Zukunft des deutschen Reiches, der durch das Einheimsen der französischen Goldstücke nimmer aufgewogen würde. ♀

Reichstagsbericht. Aus Berlin. Gestatten Sie Ihrem Berichterstatter noch einmal auf die wichtigste Begebenheit der Session, die große katholische Debatte zurückzukommen, der Sie vor acht Tagen nur wenige Worte gewidmet haben. Die ferneren Verhandlungen werden sich schicklicher nächstes Mal zusammenfassen lassen. Sie hatten ganz Recht, auf die Mängel der gegenwärtigen Geschäftsordnung hinzudeuten; nehmen Sie noch die Eigenthümlichkeiten der Localität hinzu, und manches Wunderliche im Gange unserer Debatten ist erklärt.

Ein Parlamentssaal ist der Idee nach ein Gebäude, worin die versammelten Personen sich sehen und hören können. Es ist dies gewiß kein Paradoxon, sondern der gemeinplätzlichste aller loci communes. Wie aber entspricht dieser Forderung der uns angewiesene Raum? Eine längliche Halle, auf deren beiden Seiten sich die Mitglieder vertheilen, der Zwischenraum in der Mitte, durch eine Barrikade gekrönt, an der die Stenographen schreiben und die jeden freien Ueberblick verhindert; eine wunderbare Akustik, die zu der Frage veranlaßt, wohin denn eigentlich die Töne des lebhaftst gesticulirenden Redners gelangen, deshalb ein fortwährendes Drängen der Mitglieder nach der Mittel-Barrikade zu, als dem Platz, von dem man annimmt, daß dort etwas gehört und gesehen werden müßte; dann der Präsident, aufgepflanzt auf hoher Tribüne in der Mitte der einen Langseite, auf einem Platze, von welchem er nur die dünnen Bänke vor sich sieht, welche auf dem gegenüberliegenden Stück der Langseite an die Estrade der Bundescommissäre angeklebt sind, alles das scheint dem Ideal der Unzweckmäßigkeit bestens zu entsprechen. Die Geschäftsordnung des Hauses verwirft die Rednerliste; der Präsident soll unter denen zum Worte aufrufen, die sich nach Eröffnung der Discussion oder Beendigung der vorgehenden Rede zuerst aufstellen oder sonst zum Worte melden. Undankbarste und schwierigste aller Aufgaben, deren Vorbedingung doch die ist, daß der Präsident die Canditaten zum Worte sehen und hören kann. So fungirt die Redeordnung zur allge-

meinen Unzufriedenheit aller Betheiligten, vom Präsidenten ab bis zum jüngsten Mitgliede, das noch in sorgenvollem Gemüthe seine Jungfernrede hin und her wälzt. Warum aber keine Rednerliste einführen? Die Rednerliste ist der Schrecken aller erfahrenen Parlamentarier: sie bedeutet, wie das Haus aus treuer Ueberlieferung weiß, die unermüdliche Mittelmäßigkeit, das Grab aller frischen und fördernden Discussion. Mit der Rednerliste erscheinen die Vorträge, welche die Mühseligkeit ihrer Concipirung, die Eierschalen der benutzten Bücher, aus denen sie ausgekrochen, an der Stirne tragen. Bewahre uns der Himmel vor der Rednerliste! Sie macht es möglich, daß tagelang discutirt wird, ohne daß eine nennenswerthe Kraft zum Worte kommt, daß die Verhandlung geschlossen wird, ohne daß Jemand, dessen Meinung Haus und Nation eigentlich interessirt, nur gesprochen hätte. Mangel gegen Mangel, ist die magere Diät der Auslese des Präsidenten doch noch weit vorzuziehen der methodischen Niederschwätzung des Hauses an der Hand einer Rednerliste. Seltene Unparteilichkeit, Geschicklichkeit und Kenntniß der Versammlung hilft dem gegenwärtigen Präsidenten über viele mit dem System und dem Local verknüpfte Mängel hinweg; dennoch hat er diesmal wohl den lobenswerthen Grundsatz vom Schutze der Minorität übertrieben, der nur eine Garantie gegen Vergewaltigung sein soll, kein Privileg für eine kleine Anzahl von Meinungsgenossen, einen ihre Zahl und Bedeutung weit überschreitenden Antheil an der Discussion zu erhalten. Es kam bei der von ihm beliebten Leitung der Verhandlung dahin, daß die Doubletten, ja beinah die Statisten der Clericalen zum Worte gelangten und die Autoritäten der anderen Parteien zum großen Theil schweigen mußten. Nach Ketteler, Windthorst, Reichensperger I. und II. und tutti quanti sprachen gar noch Probst und Greil, während Männer, denen ihre wissenschaftliche Stellung zu kirchen- und staatsrechtlichen Fragen eine besondere Bedeutung verlieh, sich ausgeschlossen sahen. Dies muß man im Auge haben, um dem Verhalten der anderen Parteien in der katholischen Debatte gerecht zu werden.

Die sog. Grundrechte, welche die Ultramontanen dem deutschen Reich „bei seines Lebens erstem Gange" gern mitgegeben hätten, haben, was sie auch practisch werth sein mögen, bereits in fünf Achtel des Reichsgebietes Geltung, und für die norddeutschen Staaten, außer Preußen, ist gerade Art. 15 nach der Confession der Bevölkerung bedeutungslos. Die Spitze des Antrages war also anscheinend auf den Süden gerichtet. Wenn es hätte gelingen können, in Baiern und Baden die bestehende Regulirung der Verhältnisse zwischen Staat und katholischer Kirche mit dem Hebel der „Grundrechte" aus den Angeln zu heben, die Bestrebungen des inzwischen glücklich verflossenen Ministers v. Dalwigk zur Consolidirung der ultramontanen Herrschaft in Hessen zu stützen, den reservirten Bischof v. Hefele in Würtemberg etwas zu chikaniren, welch köstlicher Gewinn! Nun aber hatten die Ultramontanen gerade ihre empfindlichsten Niederlagen im Süden erlitten, und von den Abgeordneten aus diesen Reichstheilen erhielten sie die bestgezielten Hiebe. Freiherr v. Stauffenberg gab der aufhorchenden Versammlung ein packendes Bild von dem Chaos, das der clericale Antrag in die baierischen Verhältnisse zu bringen unternehme, Kiefer lieferte das Gegenstück dazu aus Baden, und wie ein spitzer und scharf gezielter Pfeil fuhr Treitschke's Frage

auf den Bischof v. Ketteler, ob nicht diese Bestimmungen den Schutzwall bilden sollen, hinter den sich jeder Bischof als Rebell gegen die Landesgesetze zurückziehen könne. Vergebens suchte sich der Bischof hinter den Schild der „Gesetze Gottes" zu bergen. Was diese sind, darüber ist er natürlich selber an der Hand der unfehlbaren Jesuiten entscheidender Richter und trägt in scrinio pectoris das Geheimniß, wann er die Landesgesetze anzuerkennen hat und wann nicht. Die hessischen Gesetze waren offenbar für ihn nicht Gottes Gesetze, denn er hat sie nicht nur thatsächlich mißachtet, sondern ihnen auch offen den Gehorsam aufgekündigt.

Wenn es aber mit dem Feldzug gegen die Südstaaten nichts war, wenn die preußischen Conservativen, auf deren Bundesgenossenschaft die baierischen Ultramontanen schon geraume Zeit provocirt hatten, sich weigerten, die Wege zu wandeln, auf denen ihnen der Bischofsmantel Ketteler's und der Fuchsschwanz des Abgeordneten für Meppen voranwehen sollte, so war vielleicht auf der anderen Seite ein kleines Geschäft zu machen. Da war die Fortschrittspartei, die sich in jeder möglichen Weise engagirt hatte, für Aufnahme der Grundrechte in die Reichsverfassung einzutreten; sollte sie nicht etwa gewonnen werden können? Wenn das Gerücht wahr spricht, so war sie doch eine Zeitlang schwankend über das von ihr einzuhaltende Verfahren, und die Verlegenheit, in die sie gebracht werden sollte, war anscheinend keine geringe. Sollte sie die Vervollständigung der Reichsverfassung, die ihr vor Allem am Herzen liegt, ablehnen, die Garantie der Preßfreiheit und des Vereinsrechtes durch ein ausdrückliches Votum verwerfen? Die Fortschrittspartei, zu ihrer Ehre sei es gesagt, hat das Netz zerrissen, in dem sie gefangen werden sollte. In ihrem Votum erfocht die Realität einen glänzenden Sieg über die Phrase. Schulze-Delitzsch hatte schon bei der ersten Lesung den Grundsatz loyaler Vertragstreue aufgestellt. Löwe-Calbe wies in beredten Worten das zweideutige Geschenk aus den Händen der principiellen Freiheitsfeinde zurück. Nur der unverantwortliche Sonnemann, der sein Votum kurz vorher für die Ausscheidung der ehemals polnischen Landestheile aus dem Reiche zu den Stimmen der Polen gelegt hatte, gesellte sich der Partei zu, die es allerdings mit der Freiheit so wohl meint, wie die Polen mit der Macht und Einheit Deutschlands.

Die bedeutungsvolle Niederlage der Clericalen wird von ihren Blättern als ein herrlicher Triumph gefeiert; zwar der Stimmenzahl nach seien sie unterlegen, aber der moralische Sieg sei auf ihrer Seite! Ein Seitenstück zu Victor Hugo's Orakel: Deutschland hat den Sieg, Frankreich den Ruhm. Lorbeerkränze werden mit vollen Händen vertheilt. Der unbedeutendste Wortmacher wird als Demosthenes gefeiert; der Eindruck, den alles Das auf die Gegner und Zuhörer gemacht haben soll, ist überwältigend gewesen! Unter den katholischen Mitgliedern des Reichstages haben die Clericalen nun die Schaafe von den Böcken gesondert und dazu sich der namentlichen Abstimmung bedient. Die Denunciation der Katholiken, die sich ihrer Taktik nicht unbedingt anschließen, hat bereits begonnen; man sucht sie der katholischen Bevölkerung als Verfolger ihres eigenen Glaubens darzustellen. Es war nicht der uninteressanteste Theil der Debatte, als Graf Frankenberg-Ludwigsdorff mit scharfen Worten dies Treiben aufdeckte und dem Bischof v. Ketteler offen die Verantwortlichkeit dafür zuwies. Der etwas schwärmerisch ange-

hauchte Graf hat als Malteserritter sich bei der Spitalpflege im letzten Krieg betheiligt, in jedem seiner Sätze klingt die katholische Romantik wieder, wie sie nach den Freiheitskriegen in Deutschland ihren Einzug hielt. Was hat aber diese Romantik mit dem Treiben und Streben der Jesuiten gemein! Sie steht derselben so unvermittelt gegenüber, wie der wissenschaftliche Katholicismus eines Döllinger's oder der gut bürgerliche eines Marquard Barth. Aus den Reihen der freisinnigen Katholiken ließ Freiherr v. Stauffenberg den Ruf ertönen, es könnte gegenüber der Unfehlbarkeitsbewegung sich vielleicht bald die Frage erheben, wo denn die katholische Kirche eigentlich sei. Die clericale Partei suchte ihre Verlegenheit über diesen Stich nach dem wundesten Fleck unter Hohnlachen zu verbergen. Ob der beredte Freiherr die Zukunft richtig vorausgesagt, erscheint allerdings noch sehr zweifelhaft.

Von den Paragraphen der preußischen Verfassungsurkunde aus wurde der clericale Sturm unternommen, aber auch in diese Position drangen die Gegner vor, und der tiefe Unmuth, den man durch ganz Deutschland und namentlich auch in Preußen über die Aufhätschelung der ultramontanen Partei in Preußen empfindet, kam dabei stürmisch zum Ausbruch. Mit Schärfe charakterisirte v. Treitschke die betreffenden Verfassungsparagraphen als ein Werk politischer Kinderarbeit, als ein gemeinsames Product eines unklaren Radikalismus und einer verschwommenen Romantik, die von der überlegenen Klugheit der Jesuiten schlau vernutzt worden ist. Aber gerade auf diesem wichtigsten Felde blieb die Debatte bedauerlicherweise sehr mangelhaft. Wie wünschenswerth wäre es gewesen, wenn aufgezeigt worden wäre, wie unter Berufung auf unklare allgemeine Sätze, die positivsten Gesetze, die erprobtesten Verwaltungsmaximen einfach zur Seite geschoben worden sind. So ist leider nur angedeutet worden, was schon lange die Gemüther von Millionen beschäftigt; doch immerhin: der wahre Sitz des Ue[illegible] kann Niemand mehr verborgen sein. Und so ist auch der Eindruck der Debatte auf die Bevölkerung außerordentlich; sie hat befreiend, anregend, zum lebhaften Widerstand anfeuernd selbst in Kreisen gewirkt, die dem gefährlichsten Feind deutscher Entwicklung bis jetzt indifferent gegenüberstanden. g.

Literatur.

Gesammelte Schriften von Ludwig Häusser. II. Band. Zur Geschichtsliteratur. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. — Die dankbar begrüßte Sammlung von kritischen Besprechungen historischer Schriften aus Häusser's Feder hat willkommene Fortsetzung erfahren. War der erste Band wichtig durch die befreienden Kritiken französischer Werke, so bringt der zweite vorwiegend Anzeigen deutscher Arbeiten. Häusser beweist hier seinen gesunden Blick für das Wesentliche, er giebt lehrreiche, fast erschöpfende Auszüge aus manchem weitschichtigen Buche; so ist der fast 200 Seiten lange Bericht über Stein's Leben von Pertz ein kunstloses, doch lesbares Compendium des ungefügen Originalwerkes. Den Schluß bildet die mannhafte Vertheidigung Friedrich's d. Gr. gegen Macaulay's verschrobenen Essay. Schlichte Tüchtigkeit, Wahrheitssinn, patriotischer Eifer empfiehlt das Buch den Freunden Häusser's, d. h. der deutschen Nation. a/D.

Ausgegeben: 21. April 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ueber die Zahlwörter und Zahlzeichen.

Die Verpflichtung der Gelehrten, das gebildete Publicum von den Leistungen und Fortschritten der Wissenschaft in Kenntniß zu setzen, findet auf den verschiedenen Gebieten der Forschung ihre besondere Begrenzung. Unter allen Männern von Fach hat wohl der Mathematiker am wenigsten Befugniß, über gelehrte Arbeiten seines Faches vor Nicht-Mathematikern das Wort zu nehmen. Nicht deshalb, weil die Mathematik mehr Voraussetzungen zu machen hätte, als andere Wissenschaften; im Gegentheil, die Mathematik macht so wenig Voraussetzungen und lebt so ganz vom Beweis, daß sie auch ohne Scherz als die Lehre von Dingen, die sich von selbst verstehen, bezeichnet werden konnte. Man kennt und schätzt auch in weiteren Kreisen die Zahlen; man kennt die Raumbegriffe Linie, Fläche, Raum, Punct, Richtung, Winkel, Krümmung; man kennt die Bewegungsgrößen Zeit, Geschwindigkeit, Beschleunigung, Masse, Kraft. Aber es machen sich Diejenigen, welche außer Berührung mit der Mathematik stehen, keine Vorstellung, wie aus jenen dürren Begriffen ganze große Wissenschaften erwachsen konnten, die Arithmetik mit allen ihren verschiedenen Zweigen, die Geometrie, die Mechanik. Nicht die Schuld des Publicums ist es, daß es von den Leistungen im Gebiet der Mathematik keine Vorstellung hat; es ist auch nicht die Schuld der Mathematiker, welche es unterlassen haben, ihre Forschungen zu popularisiren und aus dem engen Raum der Schule auf den breiten Markt des Lebens zu bringen. Die Absonderung der Mathematik von dem allgemeinen Gedankenkreise der Gebildeten und selbst der Gelehrten ist vielmehr begründet in dem abstracten Charakter der quantitativen Betrachtungsweise, welche in der Mathematik ausgebildet wird. Das mathematische Denken gedeiht bei einer Vertiefung und Hingebung anderer Art, als in anderen Disciplinen bei dem auf Qualitäten gerichteten Denken erfordert werden. Die Mathematik muß darauf verzichten, in weiten Kreisen verstanden zu werden; sie darf sich damit begnügen, daß ihre Früchte weitab von den Quellen der Erkenntniß, aus denen sie entsprungen sind, verwerthet und genossen werden. Der Mathematik hauptsächlich verdankt man die Kenntniß des Universums, die wir besitzen, die Orientirung auf der Erdoberfläche zu Lande und zu Wasser, das Zeitmaß, die Hilfsmittel des Verkehrs und der Production, die

Entwickelung der Naturwissenschaften, lauter Grundbedingungen der vorgeschrittenen Cultur. Aber der Weg von so reichen Früchten bis zu deren intellectuellen Ursachen und Quellen ist ein weiter, mühevoller, und in dieser Abgelegenheit ist der Grund zu finden für den Mangel an Popularität, welchen die mathematischen Forschungen zu tragen haben. Ein Mathematiker, der von mathematischen Dingen für Nicht-Mathematiker zu schreiben unternimmt, kommt leicht in den Fall, eine von zwei Impertinenzen zu begehen: während er einerseits die Charybdis der Unverständlichkeit vermeiden möchte, verfällt er wohl andererseits in die Scylla der Trivialitäten. Zwischen beiden Ungeheuern hindurchzukommen, will ich versuchen, indem ich über die Erfindung der Zahlwörter und Zahlzeichen und deren Einfluß auf die Entwickelung der mathematischen Wissenschaft berichte.

Die Menge von Gegenständen, welche man durch eine Zahl angibt, ist unbegrenzt; es gibt also eine unbegrenzte Menge von Zahlen, die man sprechen und schreiben lernen mußte. Der mathematische Instinct des Menschengeschlechts hat sich glänzend bewährt in der Art, wie die Sprachen das Problem der Zahlwörter gelöst haben und zwar mit auffallender Uebereinstimmung. Um einen unbegrenzten Vorrath von Zahlwörtern zu schaffen, läßt die Sprache zunächst sich genügen an so viel Wörtern, als es Finger an beiden Händen gibt, eins bis zehn; sie bildet durch Addition die folgenden Zahlwörter zehn und eins, zehn und zwei u. s. w. Die deutschen Wörter eilf, zwölf drücken dasselbe aus und sind ein Luxus, den unsere Väter sich erlauben durften. Der nächste Kunstgriff bestand darin, daß man mit Hilfe der Multiplication zehn und zehn durch zweizehn (zwanzig) ersetzte u. s. w. Beim Weiterzählen ist es eine Eigenthümlichkeit der Deutschen, einundzwanzig u. s. w. zu sagen statt zwanzig eins; die Elementarschulen haben darüber Beschwerde zu führen mit Recht, aber ohne Aussicht auf Erfolg. Das Bedürfniß eines neuen Zahlwortes trat erst ein bei zehnmalzehn (hundert), und zehnhundert wurde durch tausend ersetzt. Zehntausend dagegen wurde behalten — nur die Griechen haben dafür ein neues Wort Myriade —, es wurde weiter gezählt bis tausend-tausend, tausend-tausend-tausend u. s. w. ohne fernere Wortbildungen. Von da ab überließ die Sprache das Problem den Gelehrten.

Fundamental ist in allen Sprachen die Decimalbetrachtung mit wenig Abweichungen. In Rom ist Decimus neben Quintus und Sextus ein üblicher Vorname, während es eine gens Septimia, Octavia, Nonia gibt; man hat decani, centuriones, unter Umständen wird decimirt; in Deutschland ist es der zehnte, welcher dies und jenes nicht vortragen kann; in Griechenland opferte man Hekatomben. Bei den Semiten war die Sieben zur Heiligkeit gelangt, vielleicht nach der Zahl der Wochentage, entsprechend den Mond-

Phasen im Monat von 28 Tagen; als Vorbild war die Schöpfungswoche hingestellt. Demnächst hatte Griechenland 7 Weise, 7 Helden gegen Theben, 7 Wunderwerke, den Heptachord der Tonscala, man zählte: 70 Dolmetscher, 7 Schläfer, 7 freie Künste, 7 Wunden und 7 Worte des sterbenden Christus. Wenig Spuren der Zählung nach fünf (eine Hand voll) lassen sich beobachten. Dagegen ist 20 (zwei Hände und Füße) eine besonders bei den Anwohnern des atlantischen Meeres, diesseits wie jenseits, beliebte Collectivzahl (score bei den Engländern, deren livre in 20 shillings getheilt ist). Darauf beziehen sich bei den Franzosen die Ausdrücke soixante-dix (3 mal 20 und 10), quatre-vingt u. s. w. Im alten Babel ist die Zählung nach Schock (60, sosse) üblich gewesen, man theilte den Kreis in 60 gleiche Theile, nur den Zodiacus in 360 (12 Zeichen zu 30 Grad) entsprechend der Menge von Tagen des Sonnenjahres; die alte Theilung wird auf dem Zifferblatt der Uhr conservirt, so wie bei der Theilung der Kreistheile (Minute, Secunde, d. i. minutum primum, secundum). Die Römer gehorchten dem Gesetz der 12 Tafeln und theilten ihr as in 12 unciae; weit und breit wird der Fuß in 12 Zoll getheilt. Aber auf die Bildung der Zahlwörter haben 7, 5, 12 keinen Einfluß geübt.

An und für sich hätte die Sprache ihr System von Zahlwörtern, welches auf der Zusammensetzbarkeit aller Zahlen aus 10, 100, 1000 u. s. w. mit Hilfe der Zahlen 1 bis 9 beruht, auf jede andere, von zehn verschiedene Basis gründen können. Ausgezeichnet wäre die Basis 2, weil aus 1, 2, 4, 8, 16 u. s. w. alle Zahlen ohne Vervielfältigungen zusammengesetzt werden können; die Zahlen bis 3 aus 1, 2, die Zahlen bis 7 aus 1, 2, 4, die Zahlen bis 15 aus 1, 2, 4, 8 u. s. w., so daß je ein Stück von 1, 2, 4, 8 Loth genügen, um alle Lasten bis 15 Loth zu wägen. Wiederum könnte man alle Zahlen aus 12, 144, 1728 u. s. w. nicht ohne Vervielfältigungen mit Hilfe der Zahlen 1 bis 11 herstellen. Aber die Sprache ist diese Wege nicht gewandelt, und alle künstlichen Nachhilfen sind vergeblich. Wider den Strom der Sprache ist die Anstrengung Einzelner machtlos. Gleichwohl hat im Anfang dieses Jahrhunderts ein Dilettant aus Ruhla, Werneburg, für die Vortrefflichkeit des Duodecimalsystems sich dergestalt begeistert, daß er im Ernst vorschlug, 11 und 12 durch die von ihm erfundenen Zahlwörter mör und taun zu ersetzen. Er spricht demgemäß taun-eins (13),.., zweitaun (24),.., Einard, Zweinard,.., Einoid,.., und wendet sich schließlich an alle Gelehrte, Schulmänner, Staatsmänner mit dem dringlichen Gesuch, diese glückliche Weltverbesserung schleunig in's Werk zu setzen. Nach Analogie von Dyadik, Decadik, Duodecadik nennt er sein vollkommenes System Teliosadik (τελειός), edirt zu Leipzig im Jahre 1060 (1728 + 6. 12 = 1800). Und im Jahre 1849 hat der Baurath Scheffler dasselbe System empfohlen

mit dem Unterschied, daß er die Zahlwörter dutz, groſſ, tauſig, dutztauſig u. ſ. w. vorſchlägt für 12, 144, 1728 u. ſ. w. Beiläufig möge bemerkt werden, daß für die Praxis die Zählung bis 12 Einheiten wenig beſſer iſt als die Zählung bis 10; beide Zählungen werden weit übertroffen durch die Zählung bis 100 Einheiten. Das Centeſimalſyſtem iſt das vorzuziehende und dem neuen Reich zu empfehlende, wie daſſelbe bereits bei den Amerikanern, Ruſſen, Oeſtreichern und minder conſequent bei den Franzoſen in Gebrauch iſt; 100 Cents machen einen Dollar, 100 Kopeken einen Rubel, 100 Kreuzer einen Gulden, 100 Centimes (20 Sous) einen Franc. Der Centimeter iſt in kurzer Zeit auch bei den Frauen populär geworden.

Die Ausdrücke großer Zahlen hat die Sprache den Gelehrten anheim gegeben. Unter den Griechen hat ſich mit dieſer Aufgabe kein geringerer als Archimedes zuerſt beſchäftigt (ψαμμίτης, arenarius). Er berichtet an König Gelon, daß er ihm eine Zahl angeben könne, mehr als die Menge von Sandkörnern, welche die ganze Weltſphäre ausfüllen würde, und ſetzt dabei die Methode der Bildung von beliebig großen Zahlwörtern auseinander. Er zählt zunächſt bis Myriade-Myriaden und nennt dieſe Zahlen die Octade der erſten Ordnung, dann läßt er eine Octade von Zahlen zweiter Ordnung folgen, welche je eine Myriade-Myriaden bedeuten u. ſ. w. Archimedes hatte den Inhalt der Kugel berechnen gelehrt, und berechnet nun wirklich für einen die damaligen Schätzungen übertreffenden Radius der Weltſphäre den Inhalt der Sphäre und daraus die Menge der ſie erfüllenden Sandkörner, welche tauſend Myriaden der achten Octade nicht erreicht. Principiell war damit die Sache erledigt, aber die Formation der entſprechenden Zahlwörter nach Octaden konnte von den anderen Völkern, welche für Myriade kein entſprechendes Wort beſaßen, nicht nachgeahmt werden. Man blieb lange dabei, nach Tauſenden (wie im alten Rom nach Hunderttauſenden) zu zählen.

Die Wörter Million, Billion u. ſ. w. waren früher auf einen untergeordneten holländiſchen Mathematiker Girard († 1633) zurückgeführt worden, bis in älteren Quellen die Million aufgefunden wurde. Eine Novelle Green's von 1592 führt den Titel: Groatsworth of wit bought with a million of repentance. Im King Henry IV. beweiſt Fallſtaff dem Prinzen Heinrich: Du biſt mir eine Million ſchuldig, — Deine Liebe iſt eine Million werth, Du biſt mir Deine Liebe ſchuldig. Ducange gibt im Gloſſarium ein Citat von 1514, welches die Million durch 10 Tonnen Goldes, d. i. 10 Hunderttauſend Einheiten Landesmünze, erklärt. In der That iſt das Wort Million italiſchen Urſprungs (milione ein großes Tauſend), bekannt durch Marco Polo, der 1295 von ſeiner aſiatiſchen Reiſe nach Venedig heimkehrte und in ſeinen Berichten von den Millionen ſo häufigen Gebrauch machen mußte, daß ſein Reiſebuch il Milione, er ſelbſt Meſſer Marco Milioni, ſein

Haus corte del Milioni genannt wurde. Ein anderer gelehrter Kaufmann Leonardo von Pisa, der 1202 werthvolle Handbücher der Mathematik aus Asien mitbrachte, zählt noch wie die Araber nach Tausenden ohne Million; man hat demnach Grund, die Bildung des Wortes Million in's 13. Jahrhundert zu setzen. Außerhalb Italiens bedeutete die Million eine Geldsumme; erst seit dem 18. Jahrhundert erscheint die Million als abstractes Zahlwort in den Rechenbüchern. Von Girard rühren die Bildungen Billion, Trillion u. s. w. her für Million Millionen, Billion Billionen (Abtheilungen von je 12 Stellen), während heute Trillion für Million Billionen gesagt wird. Die französische Bildung Milliarde für Tausend Millionen ist erst neuerlich in allgemeineren Gebrauch gekommen.

Practisch haben die Zahlwörter für große Mengen wenig Wichtigkeit, weil das ungemein Große schwer zu würdigen, nicht ohne besondere Nachhilfe auffaßbar ist. Wenn Ahasverus seit 7000 Jahren zählte, 60 in 1 Minute, täglich 5 Stunden, jährlich 300 Tage, so hätte er noch nicht 38 Milliarden oder den 27. Theil einer Billion erreicht. Zehn Mann eines kleinen fürstlichen Contingents aus dem Reiche können sich in eine Reihe auf so viel Art aufstellen, als das Product der Zahlen von 1 bis 10 angibt; wenn sie 10 Aufstellungen in 1 Minute machen, täglich 5 Stunden, jährlich 300 Tage, so brauchen sie zu allen möglichen Aufstellungen mehr als 40 Jahre. Die Sonne, eine Kugel von 96,000 Meilen Radius, stellt man sich viel zu klein vor: die Erdoberfläche müßte sich ausdehnen bis an die Mondferne und noch einmal so weit, um der Sonne gleich zu werden.

Dem Problem der Zahlwörter, welches die Sprache in glücklichster Weise gelöst hat, steht das Problem der Zahlzeichen zur Seite, welches die Schriftgelehrten zu lösen hatten, und mit dem dieselben viel langsamer zu Stande gekommen sind. Die Semiten und leider auch mit ihnen oder nach ihnen die Griechen haben den verhängnißvollen Griff gethan, ihr Schrift-Alphabet zugleich zur Zahlenschrift zu verwenden. Sie bezeichnen die Einer 1—9, die Zehner 10—90, die Hunderte 100—900 mit je 9 Buchstaben des Alphabets (unter Beibehaltung von 3 veralteten Schriftzeichen), und die Tausende 1000—9000 mit den Einerzeichen unter Anhängung eines Striches; darüber hinaus bedienen sich die Griechen der Abkürzungen $M\upsilon^{\gamma}$ oder $\gamma M\upsilon$ für 3 Myriaden, d. i. 30000. Ebenso haben die Chinesen X^5 für 5 Zehner geschrieben. Durch einen Strich wird bei Diophantus ein einfacher Bruch angedeutet ($\gamma' = 1/3$, $\gamma^{\beta} = 2/3$). In den mathematischen Tabellen des Ptolemaeus (*σύνταξις μεγάλη* oder *μεγίστη*, woraus im Arabischen Almagest wurde) dienen Striche [′, ″, ‴] zur Unterscheidung der Sexagesimaltheile des Radius (Minuten, Secunden, Tertien). Später wurden die Ganzen durch Null (Striche) ausgezeichnet, daher das Zeichen [°] für Grad, Ruthe.

Nicht viel besser ist es den Lateinern mit ihrer Zahlenschrift geglückt, obgleich sie von Einführung besonderer Zahlzeichen, freilich in zu geringer Menge, ausgegangen waren. Die Zeichen I, V, X („offenbar Nachbildungen des ausgestreckten Fingers, der offenen und der Doppelhand“ Mommsen) werden für alt-italische Ziffern gehalten; die Zeichen L, C, D, M werden mit den überschüssigen Aspiraten des griechischen Alphabets in Verbindung gebracht; nicht wahrscheinlich ist es, daß diese Zeichen nach einem einfachen Princip construirt, daß sie Compositionen aus 1, 2, 3, 4 Strichen und deren Hälften sind:

I   X   ⊏   ΠΙ
V   L   Π

Bei so großer Sparsamkeit an Zeichen mußte man bereits 2, 3 mit mehreren Zeichen schreiben, man behalf sich sogar mit Subtractionen bei IV, IX, XL, XC u. s. w. Die Schreibung größerer Zahlen in den lateinischen Texten hat deshalb mancherlei Zweifeln Raum gegeben.

Man braucht nur ein paar einfache Exempel der Addition u. s. w. in griechischer oder römischer Zahlenschreibuug vorzunehmen, um gewahr zu werden, wie beschwerlich die dazu erforderlichen Arbeiten waren, welche bei uns die Kinder mit Leichtigkeit verrichten lernen, insbesondere welche Fesseln dadurch dem arithmetischen Denken angelegt waren. Die Bewunderer des freien griechischen Genius, dessen mathematische Leistungen mit seinen anderweiten Manifestationen auf gleicher Höhe stehen, können ein gewisses Bedauern nicht unterdrücken, daß es den griechischen Meistern nicht gelungen ist, diese Fesseln abzuwerfen und damit ganze große Gebiete der mathematischen Forschung zu eröffnen, in denen sie ohne Zweifel ebenfalls erfolgreich vorgedrungen sein würden.

Aus dem südöstlichen Asien stammt eine der größten Wohlthaten, die der Menschencultur durch die sogenannten indischen oder arabischen Ziffern zu Theil geworden ist. Es ist beinahe ausgemacht, daß die Inder und Chinesen vor und nach der indischen Expedition Alexander's des Großen eine nennenswerthe Mathematik nicht geschaffen haben, daß vielmehr die in neuern Zeiten aufgeschlossene ältere indische und chinesische Mathematik wesentlich auf griechischen Import zurückzuführen ist, welcher durch eine entsprechende Gegenleistung nicht vergolten wurde. Die Griechen haben zwischen Indus und Ganges die neue Zahlenschreibung wahrscheinlich nicht vorgefunden, sicher nicht exportirt; vermuthlich ist dieselbe jünger noch als die christliche Aera. Es ist das Verdienst der Araber, jene große Erfindung gewürdigt, verwerthet, verbreitet zu haben. Das Hauptstück an der Erfindung war die Hinzufügung der Null zu den 9 Zeichen der Einer, so daß zehn als 1 Zehner mit 0 Einern durch die Nebeneinanderstellung 10 bezeichnet wurde. Die Fort-

setzung ergab sich von selbst auf dem Wege, welchen die Sprache bei der Bildung der Zahlwörter längst gewandelt war. Das Zeichen der Null ist das Zeichen „des leeren, unausgefüllten Kreises“ (zifr, zafar) bei Völkern, welche ein Omikron nicht schrieben. Der verdienstvolle Mann, dem wir diese Erfindung verdanken, ist unbekannt geblieben, wir haben einen ungenannten Wohlthäter zu preisen.

Der erste Erfolg der indischen Zahlenschreibung bestand darin, daß man einen einfachen und leicht zu handhabenden Mechanismus für die elementaren Rechnungsoperationen (Addiren, Subtrahiren, Multipliciren, Dividiren, Radiciren) ausbilden konnte, der sich glänzend auszeichnete vor der schwierigen Rechnungs-Methode der Griechen (Logistica). Die neue Rechnung wurde im Orient und später im Occident populär unter dem Namen Algorithmus, dessen Deutung die Gelehrten vergeblich bemüht hat, bis 1845 Reinaud darüber Aufklärung verschaffte. Der Kalif Almamun regierte zu Bagdad, als im Occident Karl der Große eben gestorben war, ein Förderer der Wissenschaften und ihrer Propheten. Zu seinem Hofe gehörte ein „Adam Riese“ Namens Mohammed ben Musa von Charizm gebürtig, daher gewöhnlich Alcharezmi genannt, Verfasser eines einflußreichen Lehrbuchs der neuen Rechenkunst, welches kurzweg Alcharezmus (Algorithmus) hieß. Der Name Algorithmus für die arabisch-indische Rechenkunst hat sich bis nach der allgemeinen Einführung derselben im Occident d. h. bis ins 16. Jahrhundert erhalten, später ist er noch für Rechnungs-Mechanismus überhaupt hier und da gebraucht worden. Die Verbreitung des Algorithmus ist weniger von Spanien aus erfolgt, mehr von Italien aus, nachdem Leonardo 1202 seine Reisefrüchte veröffentlicht hatte. Die neuen Zahlzeichen, nach dem wichtigsten unter ihnen (zifra, Null) Ziffern genannt, kamen jedoch erst im 15. Jahrhundert unter Beihülfe der Buchdruckerkunst in allgemeinern Gebrauch.

Ein zweiter Erfolg der indischen Zahlenschreibung bestand darin, daß man ohne Weiteres und mit derselben Leichtigkeit Decimalbrüche, deren Nenner 10, 100, 1000 u. s. w. sind, schreiben und in Rechnung nehmen konnte. Nach dem Princip der Decimalzahlen folgen auf die Einer rechts Zehntel, Hundertel u. s. w., and man brauchte bei einer Decimalzahl nur noch die Bedeutung einer Stelle anzugeben; gewöhnlich macht man die Einerstelle durch ein rechts beigefügtes Komma kenntlich. Die deutschen Astronomen in Wien, Peurbach und Regiomontan (Müller von Königsberg in Franken), haben 1464 die classischen Sexagesimalbrüche der mathematischen Tabellen über Bord geworfen und durch Decimalbrüche ersetzt. Allgemeinere Aufnahme der Decimalbrüche ist aber erst 100 Jahre später wahrzunehmen.

Wie es Fluch der bösen That ist, daß sie fortzeugend Böses muß ge-

bären bis ins dritte und vierte Glied, so ist es wohl Segen eines guten Gedankens, daß er edle Frucht treibend fortwirkt bis ins tausendste Glied. Kaum waren die arithmetischen Geister befreit von den Fesseln der schwerfälligen alten Logistik, so fand man, angeweht von dem Frühlingshauch der Renaissance, in den aufgegebenen Buchstaben des Schrift-Alphabets ein kostbares Mittel, den allgemeinen Zahlbegriff (den Begriff irgend einer Zahl) zu fixiren und zu veranschaulichen; man erfand alsbald die sogenannte Buchstabenrechnung. Wohl hatten die Griechen den allgemeinen Zahlbegriff gehabt, sie hatten die Theilbarkeit der Zahlen untersucht, die Primzahlen erkannt, die figurirten Zahlen gebildet, Progressionen summirt, die Eigenschaften der Quadratzahlen, der Cubikzahlen betrachtet, Gleichungen des ersten und zweiten Grades aufgelöst, Wurzeln berechnet und die Reihe der natürlichen Zahlen durch Brüche und Irrationalzahlen sowie durch die negativen Zahlen ergänzt. Es ist in hohem Grade zu bewundern, wie sie aus den besondersten arithmetischen Paradigmen eine Fülle von allgemeinen Gesetzen abzuleiten fähig waren. Sie halfen sich damit, daß sie irgend eine Zahl durch eine Strecke (von irgend wieviel Einheiten) bezeichneten und Rechnungen mit allgemeinen Zahlen durch Constructionen an Rectangeln, Quadraten, Cuben ersetzten. Mehrere Bücher der Euclidischen Sammlung enthalten wesentlich Arithmetik in geometrischem Gewande.

Bei der Behandlung von Gleichungen hatte schon Diophantus den Anfangsbuchstaben einer Unbekannten oder ihres Quadrats wie eine Zahl in die Rechnung eingeführt; nach Aufnahme der indischen Ziffern lag es nahe, von x Pfund, y Fuß, z Menschen zu sprechen und dabei irgend welche Anzahlen vorzustellen, während δ Pfund dem Griechen 4 Pfund, x Menschen dem Lateiner 10 Menschen bedeutet hatten. Diesem ersten Fortschritt, der im 15. Jahrhundert (Regiomontan, Stifel u. A.) gemacht wurde, folgte sogleich der zweite, die Bildung von arithmetischen Formeln, entsprechend den Regeln der griechischen constructiven Arithmetik. Bis ins 16. Jahrhundert schrieb man in Italien und Frankreich *x* p *y*, *x* m *y* für die Summe x plus y und die Differenz x minus y. In Deutschland druckte man dafür schon 1489 $x + y$, $x - y$ ohne Angabe eines bestimmten Autors; wohl möglich, daß die Zeichen $+$ $-$ nicht willkürliche Symbole, sondern Deformationen der Anfangsbuchstaben p und m gewesen sind. Die durch Buchstaben bezeichneten allgemeinen Zahlen, aus denen man Formeln bauen lernte, wurden species genannt, und nach dem Muster des Algorithmus eine arithmetica speciosa (Buchstabenrechnung) ausgebildet, um deren Verbreitung Viète, französischer Hugenott und Advocat aus der Gegend von Rochelle in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, durch hervorragende mathematische Schriften besondere Verdienste hatte. Bereits in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, in welchem Luther andere Fesseln

der Geister gesprengt hatte, erhielt die mathematische Wissenschaft in Italien den ersten wesentlichen Zuwachs seit den Schöpfungen der griechischen Meister durch die Auflösung der Gleichungen 3. und 4. Grades. Andere Früchte, die wir Viète und seinen Nachfolgern verdanken, sprossen bald hervor; Keppler und Galilei, Fermat und Descartes, Huygens, vor allen Newton und Leibnitz mit den Bernoulli's, Zierden des 17. Jahrhunderts, sind die Gründer der neuern mathematischen Wissenschaft geworden.

Die aus dem Algorithmus entsprungene Buchstabenrechnung diente zunächst der Algebra d. h. der Lehre von den Gleichungen, benannt von den Arabern nach gewissen auf das Arrangement einer Gleichung bezüglichen Operationen (algebrista = Chirurg). Noch heute wird in den Schulen Algebra in der Bedeutung von Buchstabenrechnung oder allgemeiner Arithmetik gesagt. Aus der Algebra entwickelte sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Anschluß an Archimedes und Apollonius die analytische Geometrie (Descartes, Fermat) und im Anschluß an Diophantus die Zahlentheorie (Fermat); darnach folgte sogleich in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts die Einführung der unendlichen Reihen und der Infinitesimalbetrachtungen durch Newton und Leibniz. Zur weiteren Vervollkommung der Buchstabenrechnung mag es noch gerechnet werden, daß man Systeme von Größen durch denselben Buchstaben mit Anhängung von Unterscheidungs-Buchstaben bezeichnete. Diese Erfindungen, unscheinbar wie die Erfindung der Null, sind dennoch epochemachend in der Mathematik geworden, weil bei der Aufsuchung allgemeiner Gesetze auf dem Gebiet der Größen-Beziehungen übersichtliche Bezeichnungen der Objecte wesentliche Hilfsmittel der Abstraction bilden.

Wie es in der Weltgeschichte verhängnißvolle Griffe giebt, durch welche langfortwirkende Hemmungen einer günstigen Entwickelung geschaffen wurden, so lassen sich auch in der Geschichte der Wissenschaften Epochen wahrnehmen, bei denen man das Bedauern nicht unterdrücken mag, daß der Gang der Cultur in eine verfehlte Richtung sich hat drängen lassen. Die griechische Mathematik wäre vermuthlich nicht bloß wesentlich Geometrie geblieben, der hohe Genius der griechischen Mathematiker würde wohl noch weitere Gebiete erschlossen haben, wenn es nicht an der sichern Basis einer brauchbaren Zahlenschreibung gefehlt hätte. Auf dem Felde der Vermuthungen angelangt, darf ich zum Schluß die Meinung wagen, daß die indische Zahlenschreibung und die daran sich schließende Formelnschreibung der Mathematik, welche beide bereits zu internationalem Eigenthum erhoben sind und den Verkehr der Völker wie der Mathematiker in ausgezeichneter Weise fördern, einen Grad von Vollkommenheit besitzen wie wenig menschliche Institutionen, und daß es nicht zu erwarten steht, dieselben künftig noch durch Besseres ersetzt zu sehen.

R. Baltzer.

Erinnerung an Heinrich Steffens.

Sollte es nicht an der Zeit sein, von der Höhe unserer heutigen nationalen Errungenschaften herab einmal einen flüchtigen aber dankbaren Blick auf die Gestalt eines Mannes zurückzuwerfen, der fast ein halbes Jahrhundert hindurch mit unerschütterter Treue an den geistigen und politischen Schicksalen Deutschlands Theil genommen, wiewohl er doch ein Fremdling unter uns gewesen? Wir meinen Heinrich Steffens, den Dichter und Naturphilosophen. — In seiner politischen Schrift: „Die gegenwärtige Zeit“ und in seinen Memoiren („Was ich erlebte“ 10 Bde. Breslau 1842) führt er uns den begeisterten zuversichtlichen Nachweis, „daß eine politische Wiedergeburt Deutschlands nur in der Führung des preußischen Staates zu finden sei.“ —

1773 zu Stavanger in Norwegen geboren, kam er als Jüngling in die deutsche Heimat, voll brennender Sehnsucht, den Geistesfrühling des erwachenden Jahrhunderts mitzufeiern und hier für Deutschland zu wirken und zu arbeiten. Hatte er für die Philosophie in Schelling den erwünschten Vorgänger und Freund gefunden, so führte ihn ein glückliches Loos auch zu den glänzendsten Namen der Poesie in ein nahes Verhältniß. Nicht nur mit den Dichtern der Romantik, wie Tieck, Novalis, den Brüdern Schlegel und Arnim verband ihn ein verwandtes Streben, auch in Goethe fand er für sein naturphilosophisches Forschen das wohlwollendste Entgegenkommen und die bereitwilligste Anerkennung. In der Freundschaft mit Schleiermacher aber begrüßte er das Morgenroth einer sich verjüngenden Theologie. —

In den vorbereitenden Jahren der Befreiung, in jenen demüthigenden und läuternden Bußtagen Preußens und Deutschlands (1806—1812), finden wir Steffens rastlos in den Reihen der Männer, welche die Ursachen des Verderbens und des Falles erkannten und eben darum auch auf die Quellen der Errettung hinweisen konnten. Damals wurde er mit allen Denen bekannt und lieb, deren Namen fortan mit der Geschichte unserer nationalen Befreiung unzertrennlich verwoben waren, mit Gneisenau, Hardenberg, Arndt, Blücher, Scharnhorst, Stein u. A. Die darauf folgende Erhebung unserer Nation hat Steffens so begeistert, so mit allen Fasern seines innern Wesens in sich aufgenommen, daß sie den eigentlichen Angelpunkt bildet, um welchen sich sein wechselvolles Leben bewegte. Aber auch die Schmerzen und Wonnen ihrer Wiedergeburt hat keiner ungetheilter und treuer mitempfunden, miterlebt als er. „Warum — so fragte er damals — mußte Deutschland das Härteste erdulden? Warum die furchtbarste Schmach, die unerträglichste Demüthigung? Deßhalb, weil es bestimmt ist: das Heiligste zu offenbaren, weil

das Größte im Volke noch schlummert, weil das Höchste aus der geistigen Bildung sich hervordrängt, weil Liebe, Glaub und Treue frei walten sollen. Daher die Prüfung, die Alles zusammenstürzte. — — Nichts kann uns retten als eine reine Gesinnung, dieselbe, die in den Tagen der Verzweifelung uns stärkte. — — Damals hing das Volk mit Treue und Zuversicht an seinem Fürsten; damals erwarteten die Fürsten alle Rettung vom Volk, und das heiligste Zutrauen knüpfte das schönste Band; damals war keine geistige Kraft, keine freie Gesinnung verschmäht, in Allem glaubte man Hoffnung zu sehen und hatte sich nicht geirrt. Damals, als alles Aeußere zertrümmert war, ahnten die Besseren das Heiligthum, welches uns anvertraut war, und dieser Sinn, unter dem Wesen einer erschütterten Zeit geboren, ist Deutschland. Dieses wird nie zu Grunde gehen — eine Zeit des Erkennens und der Liebe, ein heiteres Gleichgewicht beider wird sich entfalten, und wir erkennen schon den herrlichen Keim in unserer eigenen Heimat — Preußen!" — „Denn, fährt er weiter fort (Bd. 10, Abschn. 4), so wie in Europa Deutschland berufen ist, alle cultivirten Völker des Festlandes zu befreien, nicht dadurch, daß es seine Eigenthümlichkeit fremden Völkern aufzudringen suchte, vielmehr dadurch, daß es ein jedes Volk nach sich selbst und nach seiner besonderen Geschichte hinwies: so tritt in Deutschland mir Preußen entgegen, als dasjenige Land, welches einst als der befreiende Mittelpunkt hervortreten wird. (Das ist meine durch ein langes Leben tief begründete Ueberzeugung.) In der ganzen Geschichte dieses Staates ruhen alle Keime einer neuen Entwickelung." — —

Es war natürlich, wenn Steffens mit so idealen Erwartungen den Männern vielfach entgegentrat, mit denen er vorher gegen den gemeinsamen Feind gekämpft hatte. „Tragisches Schicksal fast aller Epochen eines begeisterten nationalen Aufschwunges! Was ein großer Gedanke aus den verschiedensten Elementen zu einem Organ gesammelt und zur hochherzigen That entflammt hat, fällt gleich nach den höchsten Wallungen wieder auseinander in leere Berechnung und träumerischen Wahn!" Auch er mußte in den Jahren der fieberhaften Aufregung, der maßlosen Partei-Anklagen den bittern Kelch der verletzenden Mißdeutungen kosten.

Aber in dieser Zeit wurde ihm dafür in einem neuen Kreise die lebhafteste Anerkennung zu Theil. Es ist dies jener außerordentliche Erfolg seiner öffentlichen Vorlesungen bei einem Winterbesuche in Berlin (i. J. 1830). Welcher Reichthum der Anschauungen, welche gewaltige Anziehungskraft und Glanz lag hier in seiner Rede, in der sich vor Allem die großartigste Offenheit für alles Aechte, Tüchtige und Ursprüngliche kennzeichnet. — Und so konnte denn sein Freund Schelling von ihm ausrufen: „Steffens ist ein Mann der begeisterten, der prophetischen Intuition — ein Mann der Zu-

kunft." — „Das wissen wir und verkünden es laut — so weissagt unser Prophet — daß sie gedeihen wird die große Zeit, ja die größte, die die Geschichte sah und die bedeutungsvoll vor uns liegt. Für uns, in der Fülle solcher Hoffnung geboren, ziemt es sich nicht, mit krankhafter Sehnsucht an der Vergangenheit zu haften; vielmehr soll sie lebendig werden in einer herrlichen Zukunft, der wir uns nähern." — Alle Kämpfe und Mißtöne seiner Vergangenheit, alles Trübe, Verwirrende seiner Gegenwart vermochten nicht, ihn an dem Glauben einer großen Zukunft Deutschlands, den er als einen providentiellen Schutzgeist seines Lebens festhielt, irre zu machen. Noch kurz vor seinem Tode schrieb er an den Buchhändler Josef Max in Breslau (Berlin, 23. October 1843): „— — Ja, wir sehen einer großen Zukunft entgegen — — und bald werden diesen Tagen des stillen Genusses — Tage hoher Begeisterung folgen." — In dieser wahrhaft jugendlichen Hoffnung lebte er bis zu seinem Ende (18. Februar 1845). Und in diesem Geist schloß er denn auch (December 1844) seine Denkwürdigkeiten mit den Worten: „So bin ich bereit, das Leben zu verlassen, die um mich herrschende Verwirrung stört mich nicht, denn meine jugendliche Hoffnung liegt vor mir." —

M. T.

Goethe's Briefe an Ph. Seidel, 19—29.

19.

Ueberbringer ist Philipp Collina. Mein Brief vom 10. Nov. hat Dir schon gesagt, wie Du ihn zu empfangen und zu leiten hast, das übrige überlasse ich Dir. Lebe wohl.

Rom, den 12. Nov. 87. G.

20.

Rom, den 17. Nov. 87.

Auf Deinen Brief vom 29. Oktbr. heute so viel.

Ich will an Dich und Deine Lage denken, auch Deinetwegen an den Herzog u. Schmidt schreiben und Dir nächstens mehr sagen.

Treuter ist ein Schurke. Ich habe vor meiner Abreise sehr genau alles abgethan, was ich für Verhältnisse mit den Cassen haben konnte. Wenn nun von mir autorisirte Belege, Vorschüsse statt baaren Geldes in den Cassen liegen, so hat der Cassier nichts zu verantworten, sondern er hat sie meinem Nachfolger auf Erfordern vorzulegen, und der hat zu thun und zu lassen, was er will, und wenn die Sache zur Sprache kommt, hab ich sie zu verantworten, das geht aber dem Hundsfutt nichts an.

Also rücke ihm ganz gelassen zu Leib und sag ihm, Du hättest das bedacht, was er Dir neulich gesagt hätte, und fändest nach Deiner Verbindung mit mir nöthig, mir seine Aeußerung zu schreiben, ob er noch etwas zu sagen hätte, sonst würdest Du mir seine ersten eigentlichsten Worte melden. Laß Dich aber auf weiter nichts ein und bestehe darauf, daß Du mir schreiben würdest und müßtest und melde mir, was er sagt.

Ueberhaupt ist's natürlich, da ich so lang die großen Summen Geldes ohne Auf- und Uebersicht kommandirt habe, daß die Lumpen auch lumpig von mir denken. Wie eben die Krechische Sache war. Ich gebe Dir also hiemit Vollmacht, in jedem ähnlichen Falle gleich auf Erklärung zu dringen und zu deklariren, daß Du mir schuldig seyst, es zu melden.

Ich habe kein persönlich Verhältniß zu den Cassen, bin keiner (mit Wissen) einen Heller schuldig, fände sich also ja etwas, so könnte mir's lieb seyn, daß es bey Zeiten herauskäme, in einem so komplicirten Verhältniß wäre es doch möglich. Was übrigens, wie ich sage, von authorisirten Belegen, als Vorschuß &c., was noch nicht in Rechnungsausgaben verschrieben wäre, in den Cassen läge, davon kann und will ich kein Geheimniß machen. Ich habe aber davon niemand als dem Herzog Rechenschaft zu geben: Setze also, wie gesagt, in jedem ähnlichen Falle den Trumpf drauf: daß Du mir es schreiben würdest, und verlange nähere Erklärung, um mich benachrichtigen zu können. Lebe wohl. Ich bin gesund und fleißig. G.

21.

Hier schicke ich Dir die Quittungen, ich will es künftig vierteljährlich thun, auch die auf die Kriegskasse, wo Du, so viel ich weiß, nichts erhoben hast. Mache die Rechnung mit Paulsen in Ordnung und laß mir einige hundert Thaler wieder an Hrn. Rath Reiffenstein, wie das letzte mal, anweisen.

Ich bin wohl und vergnügt und wäre ganz glücklich, wenn mich nicht das Schicksal zwischen Norden und Süden schwebend erhielte. Doch! schwebt nicht unser ganzes Leben? Wir wollen nun Ostern herbeykommen lassen.

Ich bin fleißig. Claudine und Erwin kommen bald. Du kannst denken, daß ich im Begriff der bildenden Künste nun immer stärker wachse und in der Ausübung nicht ganz zurückbleibe.

Wegen Deiner hab ich an den Herzog geschrieben und gebeten, daß man Dich prüfen möge, um Dich kennen zu lernen. Ich habe gewissenhaft das Gute gesagt, was ich von Dir denke.

Kayser ist gar brav. Er ist so ganz und tief in seiner Kunst, als ich noch keinen Künstler persönlich gekannt habe. Das Theater macht ihm große Freude, und es ist angenehm, mit ihm zu leben.

Hier leg ich Dir Antworten auf Deine Fragen wegen des Papiergeldes bey. In Rom wäre ein Muster einer unglücklichen Haushaltung zu studiren. Es scheinen verständige und kluge Menschen am Ruder zu seyn, die sich aber nicht mehr helfen können, so tief ist alles in den Koth gefahren. Ich mag mich nicht drum bekümmern und mir die Imagination nicht verderben. Lebe wohl. Gedenke mein. G.

22.

Ich erhalte noch Deinen Brief vom 16. Nov. und freue mich Deiner Beobachtungen der Natur. Fahre so fort, es ist die reellste Freude unter den speculativen. — Die gute Meinung, die man von meinem Gehirne in W. hat, hoffe ich auf die Art zu widerlegen, wie Sophokles eine ähnliche Anklage ablehnte: er schrieb seinen Oedipus auf Colonos, und ob ich gleich meinen Egmont nicht mit jenem Meisterstück vergleichen will, so wird doch schon dieses Stück hinreichend seyn, das Publikum zu überzeugen, daß ich noch bey Sinnen bin.

Laß doch Deine Corona Hrn. Herder lesen, wenn Dich der absolvirt, so gehst Du ganz sicher.

23.

Du thust sehr wohl, mein Lieber, Dich mit Betrachtung der Natur zu beschäftigen. Wie der natürlichste Genuß der beste ist, so ist auch die natürlichste Betrachtung die beste. Deine Beobachtungen sind recht gut, Du bist auch auf einem guten Wege zu beobachten. Nur mußt Du Dich in Acht nehmen, daß Du Deinen Folgerungen nicht zu viel Werth gebest. Ich will nicht sagen, daß Du keine Folgerungen machen müßtest, denn das ist die Natur der Seele. Nur mußt Du immer Deine Meynung geringer halten als Dein Auge. So nützen mir z. E. Deine Beobachtungen recht wohl, wenn ich Dir in Meynungen und Kombinationen überlegen bin. Aber Du mußt durch alle diese Wege gehen und die Freude, die Du über eine solche Entdeckung hast, ist das wahre Kennzeichen, daß Du weiter und weiter gehen wirst. Schreibe mir alles, was Du auf diesem Wege triffst. Mich interessirt's sehr und ich lerne immer. Lebe wohl. Führe Deinen Jenaischen Kayser zu Hrn. Herder. Laß mir nächstens einige hundert Thaler anweisen.

Den 21. Dec. 87. G.

24.

Von Rom am 14. Jan. 1788 erhalten.

Hier kommen wieder Briefe, die Du nach den Adressen besorgst. Hr. Leg.-R. Bertuch danke für die mir überschickte Pandora und sage ihm: ich werde Carnavals-Masken zeichnen lassen und sie ihm mit der Beschreibung schicken. Deine Crystallisationsbeobachtungen habe ich wieder gelesen. Du

beobachtest genau und gut, auch ist das Entzücken bey einer unvermutheten Entdeckung, die uns viel aufschließt, ein gutes Zeichen. Fahre nur immer fort. Deine Erklärungsart scheint mir zu mechanisch, so wohl hier als bey der Vegetation. Die Art zu seyn der Dinge ist auf eine unglaubliche und geheimnißvolle Weise bestimmt und umschrieben, wenn gleich alle Wesen mit einander in Communication stehen.

Daß in einer Kochsalz-Solution mehrere Gestalten von Crystallen entstehen, mag wohl daher kommen, daß die Solution nicht rein ist. Jede Beymischung, wie Du selbst bemerkt hast, verändert die Gestalt der anschießenden Körper, wir können daraus schließen: daß gewisse Eigenschaften der Körper gewisse Formen bestimmen, einzeln diese Form, verbunden eine andere, und so bleibt der Natur eine unzählige Combination und Modification übrig, ohne daß ihre Grundpfeiler erschüttert werden. Ob die Art, wie es zugeht, recht erklärt, kann ich nicht sagen, ich habe zu wenig darüber nachgedacht und nachgelesen, denn es ist in den neueren Zeiten unsäglich viel über diese Materie geschrieben worden. Ich bin jetzt mit der Form des menschlichen Körpers beschäftigt, davon man außer Rom nur einen unvollkommenen Begriff haben kann. Nur leider daß die Zeit, die überall geschwind vergeht, hier doppelt und dreyfach zu eilen scheint, sie wird gewöhnlich als ein Alter mit Flügeln dargestellt, hier sollte man sie gar als Vogel bilden. Lebe wohl und liebe mich. G.

25.

Rom, den 5. Jan. 88.

Ich schrieb Dir neulich, Du solltest die Stimmen zu Kayser's Oper nach Zürich schicken. Wir haben unsere Gesinnungen geändert, behalte sie nur bey Dir.

Deine fortgesetzten Beobachtungen (unterm 17. Decbr.) sind recht brav, nur glaube ich noch immer, Du folgerst zu geschwind und zu schneidend für eine so zarte Sache. Fahre fort zu sehen, zu combiniren, zu folgern.

Collina's Wesen wirst Du nach Deinem guten Verstande in Richtigkeit setzen helfen, thue was Du kannst, doch sorge dabey, daß das Verhältniß rein bleibe. Du hast dem Italiener seine ersten Bier- und Weinschliche gut abgemerkt.

Lebe wohl. Schreibe mir von Zeit zu Zeit und liebe mich.

G.

26.

Rom, den 27. Jan. 88.

Ich erhalte zwey Briefe von Dir, die mir Deinen Eifer für mein Bestes zeigen, ich eile Dich mit wenigen Worten zu beruhigen, mit dem ausdrücklichen Beding: gegen niemand etwas zu erwähnen, nur darfst Du wohl,

wenn man mit Besorgnissen rc. an Dich kommt, zu erkennen geben, daß Du über mich und meinen Zustand ruhig seyst. Ich sage Dir also, daß alles was ich thue, mit des Herzogs Willen und nach seinem Willen geschieht, daß auch mein Kommen oder Außenbleiben ganz von seinem Winke abhängen wird, daß mein Verhältniß zu ihm so gut und rein ist, als es jemals war, und daß es unmöglich ist, je gestört zu werden.

Nimm also diese Herzstärkung gegen alle Hauche der Dämonen aller Art und laß Dich nichts anfechten, widme Dich immer mehr Deiner eigentlichen Bestimmung, ich hoffe, es wird Dein gedacht werden. Lebe wohl.

G.

27.

Rom, 9. Febr. 88.

Mit der heutigen Post geht an Hrn. Herder der dritte Akt Claudinens ab. Der ganze fünfte Band ist nun in seinen Händen. Mache nur Deine Sache mit Göschen und sorge, daß Du das Geld gegen den letzten Theil des Manuscripts gleich erhaltest. Gieb es nicht eher aus der Hand, Du brauchst Dich nur auf Deinen Auftrag zu beziehen.

Nun habe ich wegen Fritzens etwas mit Dir zu reden. Ueberlege doch, ob Du Zeit, Muße und Lust hast Dich seiner anzunehmen und ihm einigen Unterricht zu geben. Ich wünsche es besonders, da ich noch nicht weiß, wie es auf Ostern mit mir wird. Mein Gedanke wäre, daß Du ihm von dem Rechnungswesen im allgemeinen Begriffe gäbest, dann im besonderen, was zu dieser und jener Art, besonders bei Kammern und Aemtern nöthig ist, ihn eben in den Begriff leitest von dem, was bey einem Rechnungsamt vorkommt, seine Fähigkeit zum Mechanischen prüftest, um überhaupt zu sehen, wo sein Gemüth hinaus will. Du könntest ihm einen sinnlichen Begriff von den Einkünften des Fürsten geben, von der Art, wie sie zu erheben, zu verwahren, zu berechnen rc., genug ihn mit practischem lebendigem Sinne in den Vorhof kameralistischer Beschäftigungen führen, und mir schriftlich oder mündlich Deine Gedanken sagen. Du findest wohl Zeit hiezu, und übernimmst wohl gern dieses Geschäft, das löblich ist und wodurch Du mir eine Sorge abnimmst. Denke zugleich an sein physisches Wohl und mache Dir eine Angelegenheit zu sehen, wie es mit der Entwickelung seiner Kräfte geht und wird. Sprich Fr. v. Stein über das alles, ich habe ihr schon deshalb geschrieben. Du begreifst meine Absicht und wirst sie gut durchdenken und ihr entgegenarbeiten. Hast Du nur einen vierwöchentlichen Versuch gemacht, so läßt sich weiter und Bestimmtes über die Sache handeln. Ueber Deine microscopischen Beobachtungen und noch mehr über Deine Gedanken dabey müssen wir uns dereinst mündlich umständlicher erklären. Es sind zu zarte

Sachen, und die Bestimmung der Worte und Ausdrücke verlangt große Genauigkeit, die in Schriften kaum, in Briefen nie erhalten werden kann.

Du wirst von Göschen auch noch außer dem stipulirten Gelde für den 5. Band eine Summe für die Kupferstiche erhalten. Ich schicke zugleich die Quittungen aufs Osterquartal, damit Du alles berichtigen kannst. Denn ich wünsche, daß Du mir 250 Scudi an Hr. Hofr. Reifenstein auszahlen lassest. Wenn das Geld Ostern hier ist, so ist es gut.

Grüße Collina und gieb ihm inliegendes Blatt, er wird Dir die Summe von 16 Scudi zahlen, die er mir schuldig ist.

Lebe wohl und laß mich hören, daß Du wohl bist und mich liebst.

G.

28.

Vom 14. März ungefähr.

Beyliegender Brief, den mir der alte Collina gegeben hat und den ich eben lese, ist so zu erklären: daß eben der gute Alte kein Gedächtniß mehr hat und sich keiner Sache mehr erinnert. Denn er hätte sonst wissen können, daß er durch mich an seinen Sohn Briefe schicken kann, ferner daß sein Sohn ihm von der Reise und bey der Ankunft in Weimar geschrieben hat, denn er hat mir ja alle die Briefe selbst gezeigt. Sage das also Collina, damit er nicht irre wird und glaube, sein Vater habe die Briefe nicht empfangen.

Deinen Brief vom 25. Febr. erhalte ich heut. Ich werde, sobald möglich, von Rom aufbrechen. Wegen Fritzen vertrau ich Dir ganz, es soll mich freuen, selbst Zeuge Deiner Bemühungen zu seyn und mit zu wirken.

Was Claudinen betrifft, so fehlen Dir einige Data, das Stück ganz richtig zu beurtheilen. Habe ich eine fette Oper gemacht, so ist mein Zweck erreicht. Du bist eben ein prosaischer Deutscher und meynst, ein Kunstwerk müßte sich verschlingen lassen wie eine Auster. Weil Du die Verse nicht zu lesen verstehst, denkst Du, es solle niemand in Versen schreiben.

Wäre diese Claudine komponirt und vorgestellt, wie sie geschrieben ist, so solltest Du anders reden. Was Musikus, Akteur, Dekorateur dazu thun müssen und was es überhaupt heißt: ein solches Ganze von seiner Seite anzulegen, daß die übrigen mitarbeiten und mitwirken können, kann der Leser nicht hinzuthun und glaubt doch immer, er müsse es können, weil es geschrieben oder gedruckt ist. Davon mehr, wenn wir uns wiedersehen, wie auch über Deine salinische Beobachtungen. Du wirst Dich ereifern, wenn ich Dir sage, daß ich noch gar nicht überzeugt bin, daß ich Dich vielmehr gewiß zu überzeugen hoffe. Es versteht sich, daß ich alle Deine Beobachtungen als wahr annehme und andere Folgerungen daraus ziehe.

Lebe wohl.

NB. Der alte Collin fängt seinen Brief an: Caro Padre.

Auch daraus ist zu ersehen, wie schwach der gute Alte ist. G.

Das in dieser Schachtel enthaltene wirst Du austheilen, wie die Aufschriften anweisen.

Wegen der Samen, die Du Gentschen zu geben hast, bemerke ich nur dieses: Es sind alles Sträucher und Bäume, welche in hiesiger Gegend den Winter aushalten, schwerlich werden sie unsere Winter dauern, indessen ist ein Versuch immer zu machen.

Es wird also wohl thun, die Eicheln 2c. so zu stecken, daß sie die ersten Winter zugedeckt werden können.

Die Piniolen müssen jede einzeln in einen Topf gesteckt und an der Sonne wohl gehalten, auch zuerst vor der Kälte geschützt werden, durch das einzeln Stecken erleichtert man sich das Verpflanzen, ich habe diese Art sogar hier gesehen. Die Kerne, die Diospyros Virginiana überschrieben sind, soll er sorgfältig halten. Es ist ein sehr schöner, aber sehr delikater Baum.

Wenn ich wiederkomme, läßt sich mehr davon reden, er soll nur im Allgemeinen die Pflanzeu zuerst mit Sorgfalt erziehen und vor der Kälte verwahren. G.

29.

Copia. Rom, den 19. April 1788.

Den 22. oder 23. gehe ich von hier ab und hoffe bald bey Euch zu seyn.

Da ich Kaysern mitbringe und wünschte, daß Du die erste Zeit im Hause bliebst, bis ich mich erst wieder gefunden habe, so wird Collina wohl ausziehen müssen. Geh zur Fräulein Göchhausen und sage ihr das und richtet es aufs beste ein. Sorge, daß die Summe von 400 Scudi baldigst an Herrn Hofrath Reifenstein für Rechnung Philipp Seidels ausgezahlt werde, ich habe Ursachen, Deinen Namen zu wählen.

Lebe wohl. Ich lege ein Briefchen an die Fräulein bey, welches Du ihr bringen kannst. Grüße Collina und wen Du sonst magst. Ich bin wohl. Das Frühjahr ist hier mit Regen, Kühle, Donnerwettern und heiterem Himmel abwechselnd, aber unendlich schön.

Kayser sollte Fritzens Stube nehmen, die Du ihm bereiten könntest.

G.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Russische Diplomatie. Aus St. Petersburg. Ich habe neulich versucht, Ihnen den Leiter unserer auswärtigen Politik zu schildern. Gestatten

Sie mir heute einige Bemerkungen über die beiden anderen Diplomaten, deren Verdienste um die glückliche Lösung der Pontusfrage äußere Zeichen der kaiserlichen Anerkennung erhalten haben. Unserem Londoner Botschafter — Baron Brunow — hat der Handel den Grafentitel eingetragen, die Brust des General Ignatjew in Constantinopel aber ist mit dem Stern des Alexander Newsky Ordens geschmückt worden.

Der nunmehrige Graf Brunow ist gleich dem Reichskanzler ein Diplomat der alten Schule, wie sie in Rußland eben so selten zu werden anfangen, als anderswo. Wo und wie er sich seine Sporen verdient hat, wäre mehr als ich Ihnen in diesem Augenblick zu sagen wüßte. Vermuthlich ist es auf einem jener zahlreichen Congresse geschehen, die nach 1815 die Glanzperiode der zu Wien geschaffenen Pentarchie bildeten. Diese Zeiten haben keine unmittelbare Beziehung mehr zur Gegenwart. Die Jüngeren wissen nur, daß Graf Brunow unser Gesandter in London war, ist und sein wird, so lang er unter den Lebenden wandelt. Ueber einen Mann, der seinen Wirkungskreis so ausschließlich in der Fremde hat, Näheres zu erfahren, ist nicht leicht. Sie werden, wenn Sie sich nach seiner Persönlichkeit erkundigen, kaum eine andere Antwort erhalten als: das ist unser bedeutendster Diplomat. Wenn Sie wissen wollen, wodurch sich der Graf einen so schmeichelhaften Ruf erworben habe, so wird man Ihnen sagen, daß er auf dem Pariser Congreß von 1856 durch die Ueberlegenheit seines Talents der russischen Staatskunst einen Theil des Nimbus wieder zu erobern gewußt, um den sie der unglückliche Krieg gebracht hatte, während es seinem Collegen Orlow gelungen sei, durch den imponirenden Schnitt seiner Weste das Uebrige zu thun. Nach den thatsächlichen Beweisen jener Ueberlegenheit müssen Sie nicht fragen. Sollten sie vorhanden sein, so kennt sie jedenfalls nur der Fürst Gortschakow, von dem man weiß, daß er es nicht gerade liebt, für die Verdienste anderer Leute Propaganda zu machen; wenn sie aber nicht vorhanden sind — nun so ist es nicht in unserem Interesse, das einzugestehen. Genug, daß der Glaube da ist und mit den Jahren ein immer unantastbarerer Artikel unseres politischen Katechismus wird. So hat man denn auch längst aufgehört, sich im Einzelnen um die Thätigkeit des Botschafters zu kümmern. Was Brunow thut, ist wohlgethan. Es versteht sich von selbst, daß er unendlich schlauer ist, als alle gegenwärtigen und gewesenen englischen Minister, Lord Palmerston nicht ausgenommen, und daß er sie über die wahren Ziele der russischen Politik in Constantinopel wie in Peking, in Samarkand wie in Teheran fortwährend im Dunkel zu erhalten weiß.

In wie weit das in früheren Zeiten zutreffend gewesen ist, mag hier unerörtert bleiben. Für die Gegenwart wird man es zugeben können, ohne sich damit unziemlicher Schmeichelei schuldig zu machen.

Eine Persönlichkeit völlig verschiedenen Schlages ist General Ignatjew. Verschieden von Allem, was in der russischen Diplomatie noch mit den Ueberlieferungen der Congreßzeit zusammenhängt — verschieden in Alter, Erziehung, Weltanschauung, Laufbahn. Ignatjew ist, was man einen Diplomat de hazard nennt. Wer vor nunmehr 17 Jahren dem blonden, namenlosen Hauptmann im Generalstab des damals zu Reval commandirenden Grafen Berg begegnet ist, erinnert sich schwerlich den Eindruck empfangen zu haben, als blicke aus diesen dreisten, wasserblauen Augen ein rising-man. Wenige Jahre darauf — anno 1860 — hatte der unbeachtete junge Mann es aber bereits zum Gesandten in China gebracht. Sein guter Stern führte ihn gerade in einem Augenblick dorthin, als die Chinesen, durch die Engländer und Franzosen hart bedrängt, sich dem russischen Einfluß besonders zugänglich zeigten. So konnte es Ignatjew glücken, den bekannten Vertrag über die Abtretung des Amurlandes zu Stande zu bringen. Damit hatte er, 33 Jahre alt, die Leidenstationen des diplomatischen Dienstes hinter sich gelassen und durfte ungescheut als Bewerber um die ersten Stellen auftreten. Eine solche wurde ihm 1865 mit seiner Ernennung zum Botschafter in Constantinopel zu Theil. Auf diesen Posten wird nach altem Herkommen immer nur ein Diplomat orthodoxen Bekenntnisses berufen. Die Concurrenz der bekannten Größen unter den Vertretern Rußlands im Auslande ist damit — wenigstens gegenwärtig noch — großentheils ausgeschlossen. Dieser Umstand hat es Ignatjew erleichtern müssen, eine Stellung zu behaupten, die ihm um so mehr zuzusagen scheint, als sich außerhalb Rußlands die hartnäckige Meinung festgesetzt hat, daß er sie nur verlassen werde, um den Platz des Reichskanzlers einzunehmen und dann sogleich eine stürmische Actionspolitik im Orient einzuleiten. Wir sind der Meinung, daß diese Auffassung gleichzeitig auf einer Verkennung der russischen Zustände und auf einer irrthümlichen Beurtheilung der Persönlichkeit des Generals Ignatjew beruht. Es mag wahr sein, daß Fürst Gortschakow den jungen Botschafter mit eifersüchtiger Abneigung betrachtet — welchem seiner Untergebenen widmet er wohl andere Gefühle, wenn nicht seinem Sohn, der keineswegs zur Freude eines unserer bekanntesten Diplomaten und zum argen Verdruß seiner Collegen als Gesandschafts-Secretair eine Rolle spielt, die sich nur aus der väterlichen Liebe des Reichskanzlers erklärt. Allein, wie wenig die alte Durchlaucht dem General hold sein mag, einen ernstlichen Nebenbuhler hat sie schwerlich jemals in ihm erblickt. Und das hat sie auch nicht nöthig. So lange Michael Gortschakow lebt, wird Rußland froh sein, ihn am Ruder zu wissen — und mit vollem Recht. Ebenso wenig wie an eine Ersetzung des Reichskanzlers ist in den letzten Jahren wohl jemals ernsthaft an eine wirkliche Actionspolitik im Orient gedacht worden. Der verhältnißmäßig bescheidene

Gewinn, mit dem sich Rußland in einem Augenblick begnügt hat, der so günstig kaum wiederkehren dürfte, erklärt sich, ganz abgesehen von dem vorsichtigen Wesen des Fürsten Gortschakow, ausreichend schon aus der Zerrüttung des Heeres, der nach Lage der Umstände keineswegs so bald abgeholfen werden dürfte, und mit der Einführung von Hinterladern allein jedenfalls nicht abzuhelfen ist.

Endlich aber ist General Ignatjew gar nicht der Mann der That par excellence, als den man ihn im Gegensatz zum Reichskanzler wohl schildern hört. Wer ihn genauer kennt, wird ihm im Grunde hochfliegende Entwürfe gar nicht zutrauen, wohl aber überzeugt sein, daß er glänzend Fiasco machen würde, falls er sich je beikommen ließe, die Wege des Fürsten Bismarck zu gehen. Denn genauer betrachtet, ist er kaum mehr als ein politischer Intrigant, und nicht einmal einer von höherem Schlage, wie es nach einer alten aber darum keineswegs begründeten Vorstellung jeder Diplomat sein muß, der sich auf dem classischen Boden der politischen Intrigue zu bewegen hat. Wer Gelegenheit hatte, das Treiben der europäischen Diplomatie in Pera kennen zu lernen, weiß, daß wenigstens in der Gegenwart das Ränkespiel derselben sich keineswegs vorwiegend durch Feinheit auszeichnet. Am allerwenigsten aber wird diese Eigenschaft dem russischen Botschafter nachgerühmt, dessen Politik im Wesentlichen aus einem unermüdlichen Verhetzen der ohnehin keineswegs liebevoll gesinnten Diplomaten untereinander besteht, wobei er die handgreiflichsten Abweichungen von der Wahrheit so wenig scheut, daß die Humoristen der Pforte die unhöfliche Gewohnheit angenommen haben, ihn im vertraulichen Gespräch abu-l-Kes, d. h. „Vater der Lüge" zu nennen. So nachsichtig man in Constantinopel sittliche Gebrechen zu beurtheilen pflegt, so ist ein Ruf, der sich in Bezeichnungen der erwähnten Art ausdrückt, doch auch dort keine Empfehlung. In der That hat es der jugendliche Botschafter in wenigen Jahren dahin gebracht, daß man bis vor Kurzem jede Urlaubsreise, die er antrat, für den Vorboten seiner Abberufung anzusehen pflegte. Besonders stark war diese Meinung im Winter 1869 verbreitet, wo er durch sein wenig tactvolles Verhalten bedeutend zu dem Triumph der türkischen Staatskunst in dem bekannten Conflict mit Griechenland beigetragen und die Stellung Rußlands im Orient wesentlich compromittirt. Und nicht allein in Constantinopel dachte man so, auch in Petersburg glaubte man damals nicht an seine Rückkehr. Allein man irrte sich am goldenen Horn so gut wie an der Newa. Der General kehrte wieder — Dank den Sympathien, welche ihm die nationalrussische Partei schon seit Jahren entgegen bringt. Er ist eben Zug für Zug der Diplomat nach dem Herzen der modernen russischen Demokratie. Frei von jedem Anflug aristokratischen Wesens, wie es den Diplomaten der alten Schule mehr oder weniger anhaftet,

ohne alle Vorurtheile und Scrupel, zugänglich und von einer gewissen unfeinen Liebenswürdigkeit, die das Entzücken subalterner Naturen zu sein pflegt, wenn sie von Macht und Einfluß begleitet wird — ist er nach der Meinung unserer panslavistischen Politiker ganz der geeignete Mann, um den russischen Bauernstaat würdig zu vertreten. So wenig man an maßgebender Stelle bei den großen Fragen der auswärtigen Politik bisher die Liebhabereien dieser Herren berücksichtigt hat, so sehr ist man doch geneigt ihnen in Personenfragen gefällig zu sein, wo es ohne allzu großen Schaden geschehen kann. So hat man General Ignatjew an seinem Posten gelassen, auf dem er selbstverständlich jetzt fester als je sitzt, nachdem ihm eine unerwartete Wendung der Dinge eine Stelle bei einer glücklichen politischen Action zugewiesen hat, die er weder hätte vorbereiten noch in ihren einzelnen Phasen beherrschen können.

In der That, nicht den Noten des Fürsten Gotschakow, noch der Feinheit des Grafen Brunow, am wenigsten aber dem Ränkespiel des General Ignatjew — nein der unwiderstehlichen Gewalt der Thatsachen ist es zu verdanken, wenn die keineswegs verächtlichen türkischen Staatsmänner die Aufrechterhaltung der Neutralität des schwarzen Meeres von vornherein als ein verlorenes Spiel aufgegeben haben und sich durch Zuvorkommenheit gegen die Macht, welche einstweilen die größten Trümpfe in der Hand hat, Verwickelungen vom Halse zu halten suchen, denen sie sich bei ihrer gegenwärtigen Isolirung nicht gewachsen fühlen. Ich hatte schon neulich Gelegenheit anzudeuten, daß man dies in Rußland recht gut durchfühlt und den Erfolg in der Pontusfrage deshalb ziemlich kühl betrachtet. So zwar, daß die Moskauer Zeitung neulich Veranlassung gefunden hat, sich ausdrücklich dagegen zu verwahren, als ob sie für die Bedeutung des Erreichten keine rechte Anerkennung habe. Dabei kommt sie aber doch wieder auf ihre ursprüngliche Behauptung zurück, daß alles Wesentliche eigentlich noch zu machen sei. Und wer könnte ihr darin Unrecht geben? Der Erfolg der Londoner Conferenz wurde unter Umständen errungen, die jedes Präjudiz für die Haltung der anderen Mächte bei etwaigem weiteren Vorgehen Rußlands in der orientalischen Frage ausschließen. Am wenigsten wird aus dem zurückhaltenden Benehmen des deutschen Cabinets bei dieser Gelegenheit ein Schluß auf dessen zukünftige Auffassung der orientalischen Dinge gezogen werden dürfen.

Dem Dreigestirn unserer Diplomatie ist es gelungen, eine ehrenrührige Beschränkung der Machtstellung Rußlands zu beseitigen. Ob die Herren in Zukunft im Stande sein werden, die wiedergewonnene Freiheit der Bewegung zu positiven Ergebnissen auszunutzen, diese Frage bleibt unbeantwortet. Deshalb mögen Titel und Stern wohl verdient sein: der Nachruhm muß erst erworben werden.

Botschafter. Aus London. Der englische Botschafter am kaiserlich deutschen Hofe hat Berlin auf Urlaub verlassen und wird wohl nur zurückkehren, um sein Abberufungsschreiben zu übergeben. Die Deutschen haben keine Ursache, den Abgang des Lord Augustus Loftus groß zu bedauern. Die hauptsächliche Empfehlung, die Ende 1865 zu seiner Ernennung führte, war, daß er der damaligen Politik des Grafen Bismarck ebenso abgeneigt, als sein Vorgänger Lord Napier derselben ergeben war. Als Lord Napier bald nach der Gasteiner Convention eine Depesche an Lord Russell sandte, in welcher er das Abkommen vertheidigte, welches der Minister gleich darauf nach dem Vorgang von Drouin de Lhuys scharf tadelte, bedeutete man ihm, er möge um seine Versetzung einkommen, und bald darauf ward er zum Gouverneur von Madras ernannt. Für die Wahl seines Nachfolgers sprach außer seiner politischen Tendenz die Annahme, daß er die deutschen Verhältnisse genau kenne, da er lange Zeit erster Secretär in Berlin, später Gesandter in Wien, Berlin und München gewesen war, vielleicht kam ihm auch die Protection seiner am englischen Hofe einflußreichen Schwägerin Lady Ely zu statten. Alle diese Gründe waren begreiflich eben so viel Gegengründe, um ihn dem Grafen Bismarck wenig willkommen zu machen, was dieser auch keineswegs zu verbergen suchte. Nach Königsgrätz modificirte Lord Augustus seine Haltung allerdings erheblich, blieb aber ohne Einfluß. Im letzten Sommer hielt er sich, wie seine Regierung, erst neutral, gerieth indeß, als die Absicht Deutschlands, den Elsaß zu nehmen, hervortrat, in einen so blinden Eifer, daß es zwischen ihm und Hrn. Thile zu sehr unangenehmen Auseinandersetzungen kam. Inzwischen ward bei Gelegenheit der Pontusfrage Hr. Odo Russell vom Auswärtigen Ministerium nach Versailles gesandt und zeigte so viel Takt bei dieser schwierigen Aufgabe, daß dem Hofe wie dem Grafen Bismarck der Wunsch nahegelegt war, einen so fähigen und sympathischen Agenten an die Stelle des Lord Augustus treten zu sehen. In der That fühlte denn Letzterer wohl selbst, daß er nicht der Mann für die neue Situation sei, und soll seiner Regierung den Wunsch ausgedrückt haben, nach Wien versetzt zu werden. Zu seinem Nachfolger ist denn Odo Russell bestimmt, und wir können uns zu dieser Wahl nur Glück wünschen; lange Jahre als officiöser Agent in Rom beglaubigt (wo die englische Regierung bekanntlich keinen Gesandten hat), wußte er sich dort eine exceptionelle Stellung zu schaffen, später heirathete er die jüngste Tochter Lord Clarendon's und wurde in's Auswärtige Ministerium gezogen, er kennt deutsche Verhältnisse, spricht deutsch und gilt mit Recht als einer der intelligentesten englischen Diplomaten. Wie verlautet, wird er jedoch auf den Wunsch des Fürsten Bismarck nicht als Botschafter, sondern nur als Gesandter beglaubigt werden, und damit würde das Geschlecht der Botschafter in Berlin ausge-

storben sein, da selbstverständlich die französische Regierung nach dem Friedensschluß keinen Botschafter wieder nach Berlin senden wird. Wir finden den Wunsch des Reichskanzlers vollkommen begreiflich und gerechtfertigt. Die Eigenthümlichkeit der Stellung eines Botschafters ist die, daß er als persönlicher Vertreter seines Souveräns angesehen wird und demzufolge jederzeit Zutritt zu dem Fürsten hat, bei welchem er beglaubigt ist. Dies Recht ist nun allerdings ein sehr wichtiges in einem Staate, der absolut regiert wird. Lord Stratford hat mehr als einmal ein türkisches Ministerium gestürzt, indem er einfach zum Sultan ging und demselben begreiflich machte, daß England mit diesem oder jenem Großvezir nicht länger zu unterhandeln geneigt sei. Ebenso war es bei dem persönlichen Regiment Napoleon's III. für den Vertreter einer Großmacht vom höchsten Werth, stets Zutritt zu den Tuilerieen zu haben, ohne die Möglichkeit eines solchen directen Verkehrs wäre es wahrscheinlich der schneidigen Persönlichkeit des Grafen Goltz nicht gelungen, 1866 die Interventions-Absichten von Drouin de Lhuys zu hintertreiben. Aber wenn unter solchen Verhältnissen Botschafter dem Staat, der sie sendet, sehr nützlich sein können, so werden sie für die Regierung, bei der sie beglaubigt sind, oft zur ernsten Verlegenheit. Mag der Auswärtige Minister eines absoluten Regenten es geduldig hinnehmen, daß ohne seinen Rath entschieden wird, dem Souverän selbst muß es oft unbequem werden, wenn ihn Botschafter allezeit direct interpelliren können. Friedrich der Große wollte deshalb nie Botschafter an seinem Hofe haben und ertheilte den Gesandten nur Antritts- und Abschieds-Audienzen, alle Verhandlungen über Geschäfte verwies er an den Auswärtigen Minister. An dieser Tradition hielt man in Preußen fest, obwohl Friedrich Wilhelm III. es oftmals schmerzlich empfand, daß seine Gesandten hinter den Botschaftern kleinerer Staaten zurückstehen mußten. Man wich von der Regel erst 1862 unter dem Ministerium des Grafen Bernstorff ab. Derselbe, welcher ein sehr entwickeltes Gefühl für die Bedeutung der Rang- und Etikettefragen besitzt, hatte es lange als eine Demüthigung für den preußischen Gesandten in London angesehen, sich nicht neben seine Collegen von Frankreich, Oesterreich und Rußland setzen zu dürfen; da er nur ungern in's Ministerium getreten war und sich seinen Londoner Posten vorbehalten hatte, benutzte er die Gelegenheit, denselben sowie die Pariser Gesandtschaft zur Botschaft zu erheben, und demgemäß wurden denn auch von England und Frankreich Botschafter in Berlin beglaubigt. Wenn sich nun, wie erwähnt, der Botschaftsrang für den Grafen Goltz als sehr nützlich bewies, so war dies keineswegs umgekehrt der Fall. Die Ansprüche der beiden Botschafter in Berlin gaben zu beständigen Etikettestreitigkeiten Anlaß. Bei der Hochzeit der Prinzessin Alexandrine verlangte Hr. Benedetti am Tische des Königs zu sitzen und wie die Personen

fürstlichen Geblüts von den Hofchargen bedient zu werden; als dies nicht zugestanden ward, ging er vor dem Souper fort. Aber derartige Dinge waren die geringste Unzuträglichkeit, als die größere empfand Graf Bismarck, daß die beiden Botschafter persönlichen Zutritt beim König hatten. Beide machten allerdings von diesem Rechte nur sparsamen Gebrauch, allein das Recht selbst blieb bestehen und führte schließlich zu der verhängnißvollen Unterhandlung von Ems. Wäre Graf Benedetti einfacher Gesandter gewesen, so hätte ihn der König mit seinen Beschwerden an das Auswärtige Amt gewiesen, dem Botschafter konnte er Audienz und Gespräch nicht verweigern, obwohl Graf Bismarck's Beirath ihm in seiner Villegiatur fehlte.

Das sind Unzuträglichkeiten, deren Erneuerung vorgebeugt werden muß. Seit dem Fall der Napoleonischen Regierung hat ein Botschafter in Paris keinen Nutzen mehr, in England hat die Stellung des Grafen Bernstorff nur die Bedeutung eines höheren Ranges am Hofe gehabt, die Königin als constitutionelle Fürstin hat sich nie darauf einlassen können, mit den Botschaftern über Politik zu verhandeln, ohne jedesmal ihren Auswärtigen Staatssecretär hinzuzuziehen. Man kann selbstverständlich dem Grafen seine jetzige Qualität nicht nehmen, aber er wird als der einzige seiner Art in der Liste deutscher Diplomaten auf dem Aussterbeetat stehen. Sein „Gegenüber" aber, Hr. Odo Russell, wird, wie die Vertreter der übrigen Großmächte, als Gesandter ausschließlich mit dem Fürsten Bismarck verhandeln, und die Geschäfte werden sicherlich dabei am besten fahren.

Die Reichstagsbibliothek. Aus Baden. Vor Beginn des Reichstages stand in öffentlichen Blättern, die Vorbereitungen für denselben seien, nachdem auch die Bibliothek von dem einen Ende der Leipziger Straße nach dem andern übergeführt, beendet, was beiläufig mit keiner großen Mühe verbunden sei, da der Reichstag bloß zweihundert Thaler jährlich für Neuanschaffungen verwende. Die Richtigkeit der Mittheilung dahin gestellt, erinnern wir uns in dem Augenblick, wo die Erbauung des Reichstagsgebäudes auf der Tagesordnung steht, wie die in demselben anzusammelnde Bibliothek nicht rein gelegenheitlicher Natur sein und bleiben darf, vielmehr bestimmt scheint, einem noch nicht befriedigten Bedürfniß zu genügen: die erste politische Fachbibliothek des Reichs zu werden.

Dem naturalistischen Einwand, der Reichstag ist keine Academie, academische Erörterungen giebt es in ihm der Natur der Deutschen nach so schon genug, braucht nicht ernstlich begegnet zu werden. Das Bücherbedürfniß ergiebt sich in unserer bücherreichen, druckfertigen Zeit von selbst. Jede größere Gesellschaft, der kleinste Vertretungskörper sieht nach und nach eine Samm-

lung Drucksachen anwachsen, die, vielleicht mehr zur Last als zur Lust, immer doch nicht einfach weggeschleudert werden kann. Wie steigert sich das Bedürfniß bei der Körperschaft, in deren Mitte Jahr für Jahr die mannigfaltigsten öffentlichen Fragen abgewickelt werden, Fragen, die den Fleiß unserer Gelehrten ebenso nachhaltig in Anspruch nehmen wie das Nachdenken unserer Staatsmänner! Selbst den Vertretern, denen keine encyklopädische Neigung innewohnt, die das Schwergewicht parlamentarischer Deduktion nicht im Aufeinanderhäufen gelehrter Citate suchen, tritt die Nothwendigkeit entgegen, über diesen und jenen Gegenstand, sei er rechtlicher, wirthschaftlicher, sei er anderer Natur, sich zu unterrichten, bald um Angriffe zurückzuschlagen, bald ihnen zuvorzukommen. Je mannigfacher die parlamentarischen Aufgaben heutzutage sind, desto dringlicher ist es, ihnen unter Benutzung der zu Gebote stehenden Hülfsmittel gerecht zu werden. Die Fülle der Geschäfte wird manchmal die Benutzung nur in minder eingehender Weise gestatten, das ändert nichts an der Nothwendigkeit, die Hülfsmittel zur Benutzung bereit zu halten. In einer Stadt wie Berlin werden die öffentlichen Büchersammlungen sowie die Sammlungen der obersten Behörden wahrscheinlich in sehr vielen, ja in den meisten Fällen jene Hülfsmittel zu liefern vermögen, es mag Verschwendung scheinen die vorhandenen Sammlungen noch um eine zu vermehren. Abgesehen jedoch davon, daß es die Würde einer Körperschaft, wie der Reichstag, beeinträchtigt, hier und dort zu Leih und Borg gehen zu sollen, sind in den öffentlichen Sammlungen wenigstens die Bücher möglicherweise da, aber ausgeliehen. Die Natur der parlamentarischen Geschäfte erlaubt keinen Aufenthalt, was drängt sich nicht in einer einzigen parlamentarischen Woche zusammen!

Als Fachbibliothek muß die Reichstagsbibliothek auf Vollständigkeit, soweit diese bei der Uebermenge schriftstellerischer Leistungen möglich, Anspruch erlangen. Sobald nur die Gewißheit gegeben ist, daß die Sammlung richtig verwaltet und gepflegt wird, werden die deutschen Gelehrten und Buchhändler sie mit Vorliebe bedenken. Während der Sitzungen hat sie selbstredend ihrer parlamentarischen Bestimmung ausschließlich zu dienen; außer der Zeit könnte und sollte sie der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich sein. Ihr wissenschaftlicher Werth und Gewinn tritt dem parlamentarischen beachtenswerth zur Seite, je sicherer die Gelehrten sind, erschöpfende Nachforschungen dort halten zu können, desto lieber werden sie den Bibliotheksaal des Reichstages aufsuchen. Will es sich aber für ein Volk, wie das deutsche, nicht schicken, die Pflege der politischen Wissenschaften, jetzt, wo es in seine eminent politische Periode eingetreten, in großem Stile zu fördern?

Die Reichstagsbibliothek verlangt, um in der rechten Weise entwickelt zu werden, die Anstellung einer eigenen Kraft, die in der deutschen Hauptstadt

unschwer zu gewinnen wäre. Die Gründung einer Sinekure ist dabei nicht zu besorgen, das Amt kann als Nebenamt hingestellt werden, doch ließen sich dem Reichstagsbibliothekar, um ihn voll in Anspruch zu nehmen, andere Aufgaben zutheilen. Die wirkliche Vollständigkeit der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Hilfsmittel ist erst erreicht, wenn auch die wichtigeren Erscheinungen der Tagespresse zusammengetragen, wenn ihre Aeußerungen, die oft verschwinden, ohne zur Geltung gekommen zu sein, gegenständlich geordnet werden. Ein Fall für viele. Die Bestrebungen, zwischen die vorhandenen Reichsfactoren ein Staatenhaus einzuschieben, sind voraussichtlich für lange, wir wünschen und glauben für immer, beseitigt, die Frage scheint ihre politische Bedeutung so gut wie verloren zu haben. Sie bietet aber mannigfaches, sowohl wissenschaftliches wie politisches Interesse, und die Ausführungen, welche z. B. die Kreuzzeitung darüber in den letzten Monaten wiederholt brachte, werden für Studien über die Reichsverfassung, über Vertretungssysteme, über die Stellung des hohen Adels u. dergl. von Werth bleiben. Wie leicht vergessen sie sich, wenn sie dem Forscher nicht gerade unter die Augen kamen! wie leicht konnten sie in übersichtlicher Folge zusammengehalten werden, wenn dies dem Reichstagsbibliothekar zur Aufgabe gemacht würde! Eine weitere Aufgabe wäre die Sichtung und Veröffentlichung des vom Reichstag selbst zu Tage geförderten vielfältigen Materials. Die Precedenzfälle aller Art, mögen sie Geschäftsordnung, Wahlprüfungen, dies und jenes betreffen, häufen sich bei einer so bedeutend beschäftigten, so emsig arbeitenden Körperschaft fast in erdrückender Weise. Vielleicht ist es Einzelnen gegeben, dieses parlamentarische Material für sich zu beherrschen, sie tragen es gleichsam inventarisirt, rubricirt, catalogisirt in ihrem Kopf umher, eine beneidenswerthe Mitgabe für das parlamentarische Wirken. Nicht jedem aber ist sie gegeben, das Material ist auch nicht nur für parlamentarische, sondern namentlich für publicistische Zwecke unentbehrlich. Dem deutschen Gelehrtenfleiß ist es ein Spiel, dasselbe sich dienstbar zu machen, mit unverrückter Hingabe werden dem meist trockenen, geringe Ausbeute gewährenden Beiwerk Zeit und Muße geopfert. Wäre diesen sisyphusartigen Bemühungen nicht durch jährlich etwa herauszugebende Verzeichnisse, deren Einrichtung unschwer werden dürfte, zu Hülfe zu kommen? Endlich könnte sich sogar mit dem Amt des Reichstagsbibliothekars das eines Reichstagschronisten, Publicisten verbinden. Die äußere und innere Geschichte der Reichsvertretung verdient sorgfältig verzeichnet zu werden, auch an solche Nebendinge kann und soll nach dem erfolgten Eintritt in dauernde Zustände gedacht werden. Alles, was dazu beiträgt, das Bewußtsein der dauernden Natur unserer Zustände zu deutlichem Ausdruck zu bringen, ist willkommen zu heißen. Das Gefühl der vorübergehenden Natur der früheren Gestaltungen hat uns so lange be-

herrscht, daß es eine gewisse Mühe kostet, unser Streben und Thun nach den neuen dauernden Gestaltungen zu berechnen.

Die Zeit ist nicht überwunden, wo parlamentarische Ausgaben hie und da als ein nicht unbedenklicher Luxus erschienen. Die Kreuzzeitung empfand unlängst das Bedürfniß, bei Wiedergabe der Aeußerung eines Reichstagsmitgliedes, nach den Kosten sei bei dem Bau des Reichstagsgebäudes nicht zu fragen, ein unzufriedenes Fragezeichen anzuhängen. Dessen ungeachtet wird hoffentlich in den nächstbetheiligten Kreisen die Nothwendigkeit anerkannt, die Reichstagsbibliothek zu dem zu entwickeln, was sie wie von selbst zu werden bestimmt scheint — die erste politische Fachbibliothek des Reichs.

Reichstagsbericht. Aus Berlin. Was die Diätenfrage schwierig macht, ist mehr ihre Vorgeschichte als ihre innere Bedeutung. Die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes, dieser kühnste Entschluß, der je von einem deutschen Staatsmann ausgegangen ist, mußte für bedächtige Gemüther etwas Erschreckendes haben. So stellte man die Diätenlosigkeit daneben und erklärte sie als einen wichtigen Moderator für die neue Kraft, die man in die Staatsmaschine einführte. Unter diesem Lichte ist die Diätenlosigkeit sicherlich auch an maßgebendster Stelle dargestellt worden, und wenn eine allgemein accredirte Erzählung richtig kündet, ging die Bedeutung, welche man dieser Maßregel zuschrieb, so weit, daß man in der delikatesten aller Fragen, welche die Nordbundsverfassung zu reguliren hatte, in dem Militärbudgetrecht Concessionen machte, nur um das Budget von diätenlosen Abgeordneten bewilligen zu lassen. Nun kommt die freisinnige Partei immer von Neuem und beruft sich darauf, wie ganz bedeutungslos für Charakter und Zusammensetzung des Reichstages die Diätenentziehung sei, wie sie ein Gefühl der Verstimmung bei einem großen Theile der Bevölkerung hervorrufe, als ein Mißtrauensvotum gegen die gering situirten Classen aufgefaßt werde und das Parlament selbst durch Fernhaltung mancher tüchtigen Kraft schädige. Was kann der Reichskanzler Fürst Bismarck auf alles Das antworten, was nach und nach so zum Gemeinplatz geworden ist, daß im Allgemeinen nur einzelne Principienreiter es bestreiten? Soll er etwa da, wo vor einem Jahre die Diätenlosigkeit als eine wahre Panacee verkündet wurde, hintreten und sagen: Wir haben uns geirrt, hinter der Diätenlosigkeit steckt im Grunde gar wenig, es ist kein Grund vorhanden der öffentlichen Meinung, die sich mit wachsendem Nachdruck auf diesen Punkt wirft, eine Befriedigung zu versagen? Das ist jedenfalls eine größere Zumuthung, als es auf den ersten Blick scheint. Und vielleicht liegt auch der Gedanke bei dem Reichskanzler im Hintergrund: Wir haben schon einmal mit der Diätenfrage ein Geschäft gemacht, und es war gerade kein glänzendes, nun haben wir die Diätenlosig-

keit sicher. Wie wäre es, wenn wir uns diese Münze aufheben für einen Fall, wo es wieder ein Compromiß gibt, dann können die Liberalen, die so eifrig auf den Diäten stehen, sich die Sache wieder ihrerseits einhandeln, und vielleicht machen sie dabei dann das schlechte Geschäft. Behalten wir daher die Bewilligung der Diäten als eine Art parlamentarischen Kleingeldes in der Tasche, es könnte es so der Humor des Schicksals wollen, daß wir wenigstens einen Theil dessen dafür zurückhandeln, was wir seiner Zeit dafür hingegeben. — Dem Abgeordneten Windthorst-Meppen, dem es bekanntlich an Verschlagenheit nicht fehlt, schien bei der jüngsten Reichstagsdebatte über die Diäten so etwas in der Luft zu liegen, er proponirte den Eintausch der Diäten gegen die Errichtung eines Oberhauses, das jedenfalls dem Führer der Clericalen als ein geeigneter Sammelplatz aller particularistischen und illiberalen Elemente vorschwebt, von dem aus sich der Kampf für die welfisch-clericalen Ideale mit Vortheil aufnehmen läßt. Das Erstgeburtsrecht des Reichstags eintauschen gegen das Linsengericht der Diäten, das wäre allerdings der moralische Selbstmord der liberalen Partei, und Herr Windthorst und seine Freunde könnten nur applaudiren.

Fürst Bismarck ist ein zu reeller Staatsmann, als daß er die parlamentarische Schlacht gegen den Schulze'schen Diätenantrag mit dem Schwerte principieller Deductionen hätte schlagen mögen; er ging mit der Geißel der Ironie und leichten Witzes der Sache zu Leibe. Die Hiebe, die damit gegeben werden, sind aber bekanntlich schwer zu berechnen, sie fallen manchmal ganz anders und an anderen Stellen auf, als sie gemeint sind, verletzen, wo sie nur necken sollten und rufen Gegner in das Feld, an die gar nicht gedacht worden wäre. Aehnlich ging es dem Reichskanzler verflossenen Mittwoch. Gewiß hat er, als er seine Rede gegen die Diäten begann, nicht daran gedacht, sich mit dem preußischen Herrenhaus aufzulegen, und doch wurden die bittersten Klagen über jene Kampfweise von einem Verfechter jener Körperschaft hervorgebracht. Graf Spee, ein rheinischer Clericaler, wenn ich nicht irre, sogar Cleriker, bestieg die Tribüne, um mit leidenschaftlicher Erregung das Herrenhaus gegen angebliche Angriffe des Reichskanzlers zu vertheidigen, der dessen Sparsamkeit an Sitzungen aus dem Mangel an Diäten abgeleitet habe. Ein seltsamer Vertheidiger des Herrenhauses, jener geistliche Graf, der ihm nicht angehört und dessen Legitimation äußerlich nicht erkennbar war, wenn er auch höchst wahrscheinlich nicht ohne Anregung von dem Herrenhause sehr nahe stehender Seite gesprochen hat. Die Argumente freilich, deren sich der Reichskanzler bediente, konnten in der That nicht ohne Verstimmung von den entgegengesetztesten Theilen des Hauses aufgenommen werden. Mit Recht ist jede parlamentarische Körperschaft eifersüchtig selbst auf ein zu intimes Interesse, welches die Regierung an ihrer Zusammen-

setzung nimmt, und der größere Respect vor der Vertretung der deutschen Nation liegt im Schweigen nach dieser Richtung. Die Zufriedenheit mit der Zusammensetzung des Reichstages, die Fürst Bismarck so stark pointirte, hatte etwas von dem bitteren Beigeschmack, den das Lob, ein guter Kerl zu sein, bei dem Betroffenen hervorzurufen pflegt. Die Behauptung aber, der Reichstag werde seine Arbeiten mehr beschleunigen, wenn er diätenlos, als wenn er mit Diäten tage, ist jedenfalls von dem Reichskanzler nur im Scherz vorgebracht worden; durch ein unglückliches Ungefähr drang diese humoristisch gemeinte Spitze, die nur leicht prickeln sollte, selbst beim Hören etwas tiefer als es gut war, und gar wenn man die betreffende Ausführung liest, wie sie entkleidet von der burschikos scherzhaften Manier schwarz auf weiß dasteht, so entsteht der berechtigte Wunsch, diese Worte wären nie gesprochen worden.

Parlamentarisch vergriffen, politisch ein Fehler, wird diese Diätenrede des Fürsten Bismarck doch ein geschätztes Actenstück für die sein, denen jetzt oder in Zukunft die Aufgabe zufällt, das Räthsel dieses merkwürdigen Charakters zu lösen. Und wie viel Tausende von Versuchen werden in dieser Richtung noch gemacht werden, bis die Weltgeschichte ihre bekannten Bücher zuklappt. Wir begnügen uns ja immer weniger mit den Thatsachen, wir wollen die feinsten und innersten Motive wissen, sonst ist es uns, als sähen wir nur den Zufall am Werk. Zu einer Charakterstudie ist aber diese Rede gerade wegen ihrer Sonderbarkeit trefflich geeignet. Vielleicht wird in hundert Jahren einer unserer Urenkel, der die Geschichte unserer Tage schreibt, sich etwa so ausdrücken: In jener Zeit war der psychologische Scharfblick noch außerordentlich wenig entwickelt. Man besaß damals noch nicht einmal die einfachsten Maschinen, denn bekanntlich wurde der epochemachende Seelenspiegel (photographisches System), sowie der Seelenkraftmesser erst Jahre nach des Fürsten Tode erfunden. Wir sind daher nicht im Stande, die exacte Formel der geistigen Existenz Bismarck's zu geben." Diesem Urtheile künftiger Geschichtschreibung will ich nicht vorgreifen; für uns Empiriker bleibt es ein Räthsel, wie der Mann der tief angelegten und stetig verfolgten Pläne auf der anderen Seite so ein Kind des Augenblicks ist, und wie der Leiter der deutschen und europäischen Politik selbst von dem kleinen Dämon, der ihm im Nacken sitzt, beinahe willenlos geleitet werden kann.

Bemerkenswerth war übrigens, was Bismarck über den Bundesrath sagte. Ihm wurde ein volltönendes und wie es scheint ernstgemeintes Lob zu Theil. Er hat sich tam in litteris quam in moribus im Sinne seines Schöpfers wohl bewährt. Die Bundesräthe sahen etwas verlegen lächelnd darein, als der Panegyrikus auf sie erklang, und auch im Hause konnte man sich eines Lächelns nicht enthalten. Ein Oberhaus, dessen Mitglieder nur sich

selbst repräsentiren, können uns ein Gegengewicht gegen das demokratische Element des Reichstages nicht geben, dazu sind sie nicht schwer genug, so argumentirte Bismarck. Der Bundesrath dagegen repräsentirt die ganze staatliche Kraft der Einzelstaaten in allen ihren Factoren, die Minister, die Kammern, denen diese verantwortlich sind, die Landesherren, kurz die Summe der partikularstaatlichen Existenz. Fürst Bismarck führte den Bundesrath unter dem etwas barocken Bilde eines Destillirapparates vor, an dem jeder Einzelstaat eine Röhre mit eigenem Verschluß vorstellt. Das Hauptstück an dieser Einrichtung bleibt jedenfalls der Fürst selbst, und was von den einzelnen Röhren beigeführt wird, sind doch immer nur würzende Zuthaten. Verdienst wie Verantwortlichkeit bleibt dem Einen.

Der Diätendebatte ging unmittelbar eine parlamentarische Besprechung über ein neues Parlamentshaus voraus. Die Bismarck'sche Theorie, daß man den Reichstagsmitgliedern die Diäten verweigern müsse, um es ihnen in der Session nicht allzu behaglich zu machen, müßte nothwendig dazu führen, sie in ihrem jetzigen dürftigen Local zu belassen. Denn den Mangel an Diäten spüren nur Einige, die Unbequemlichkeit des Hauses Alle. Fürst Bismarck war aber inconsequent genug, dem Hause sein eifrigstes Entgegenkommen in dieser Berliner Wohnungsnoth zu bezeigen. Bereitwillig ging er auf alle Wünsche und Vorschläge ein, wie ernst es ihm damit ist, diesem Zustand abzuhelfen, ging aus der Mannigfaltigkeit der Pläne für die Zukunft, die er entwickelte, hervor. Man darf wohl darauf zählen, daß bis zur Herbstsession ein genügendes Provisorium geschaffen ist. Uebrigens ist Fürst Bismarck bei dieser Angelegenheit Mitbetheiligter. Der Bundesrath ist im Hause in einer Weise placirt, daß er von einem fortwährenden Zugwind umfächelt wird, und der Kanzler selbst ist in einem Dienstgebäude installirt, das den bescheidensten Ansprüchen nicht genügt, der Wohnung des deutschen Reichskanzlers geradezu unwürdig ist. Diese eigene Noth hat jedenfalls das Verständniß für die Noth des Reichstages gekräftigt. Daß der Reichstag bei seiner neuen Bequartierung den Kanzler und das Kanzleramt mit sich nimmt, gilt als selbstverständlich. Auch darin ist übrigens Fürst Bismarck von Inconsequenz nicht freizusprechen, daß er durch zuvorkommende Gastfreundschaft den Reichstagsmitgliedern ihren Berliner Aufenthalt zu verannehmlichen bemüht ist, den er doch durch Diätenentziehung auf der anderen Seite unbehaglich machen will. Die Samstagsabende bei dem Kanzler werden von Abgeordneten aller Parteien fleißig besucht und bilden einen Vereinigungspunkt, in welchem sich die verschiedenen Richtungen viel näher kommen, ein für die Verhandlungen des Reichstags nicht zu unterschätzender Vortheil.

Die clericale Debatte ist inzwischen zu einer stehenden Einrichtung des

Hauses geworden. In den ersten Tagen nach der Reichstagseröffnung schlug die Lohe himmelhoch, jetzt glüht sie still unter der Asche fort. Bei den Wahlprüfungen und bei vielen anderen Gelegenheiten wird aber hinein geblasen, und alsbald schlagen wieder die hellen Flammen auf. Die Geduld des Hauses wird hierdurch wie durch die geradezu endlosen Reden der clericalen Sprecher auf eine harte Probe gestellt. Weiß der Himmel wo diese Herren die Manier her haben, über jeden Gegenstand, den sie behandeln, eine ganz systematische Rede zu halten. Das Neue, was ein parlamentarischer Sprecher einer Versammlung wie der deutsche Reichstag ist, zu bieten hat, ist doch in der Regel nicht mehr, als in das Zeitmaß weniger Minuten zusammengedrängt werden kann. Nun werden aber von jener Seite namentlich die mageren Brocken in einer unendlichen wässerigen Sauce servirt. Die Frage ist schon mehrfach und ernstlich verhandelt worden, ob es nicht angemessen wäre, ein gewisses Zeitmaß für den Redner festzusetzen. Man hat bis jetzt noch Anstand genommen, bei den in Redesachen sehr praktischen Athenern in die Schule zu gehen. Die atheniensische Sanduhr aber, die etwa 10 Minuten läuft, neben den Redner gestellt, würde außerordentlich viel frische Mannigfaltigkeit in die Debatte bringen, den Redner zwingen alle Nebensachen bei Seite zu lassen, fest auf den Kernpunkt hineinzugehen und scharf und bestimmt seine Meinung hinzustellen. Man betrachte nur die Arbeit der Zeitungsreporter, ein Personal, das sehr gewandte und verständige Männer enthält. Wenn sie die überflüssigen Worte, die Wiederholungen oft gesagter Dinge haben ablaufen lassen, so bleiben von gedehnten Reden oft nur wenige Sätze zurück, die dem Publikum vorgelegt zu werden verdienen. Könnte diese Arbeit nicht von den Rednern selbst begonnen werden? Die demosthenischen Staatsreden, ein unsterbliches Musterbild wahrer Beredtsamkeit, sind unter dem heilsamen Zwange der Zeitbeschränkung zu ihrer Vollkommenheit gedeihen. Versuchen auch wir es einmal mit der Sanduhr; ist die Fremdartigkeit der ersten Idee einmal besiegt, so würde sich der Nutzen einer solchen Einrichtung nach allen Seiten hin bewähren. Die Probleme der Diäten und der Rednerliste würden ihrer Lösung um vieles näher gerückt sein.

Unsere Politik in Frankreich. Wer jetzt die endlosen Drahtberichte von Kämpfen um Paris erhält, von tagelangen mörderischen Gefechten ohne großen Blutverlust, von sehr heroischen Angriffen ohne Erfolg und höchst heroischer Abwehr nicht gewagter Angriffe, Lügen aus Versailles und Lügen aus der Commune, welche vergebens die militärische Kraftlosigkeit, die schlechte Kriegszucht und das Ungeschick der beiden Parteien zu verhüllen bemüht sind, der wird zuerst an die Tage zurückdenken, wo die lakonischen Depeschen des Generals v. Podbielski: „Vor Paris nichts Neues“ in banger Erwartung er-

hielten. Damals deckte Schweigen und sparsame Kunde die größten Entscheidungen, heut klappert der Telegraph unablässig über Unternehmungen, welche etwa den Charakter unbedeutender Vorpostengefechte haben. Wahrscheinlich ist noch immer, daß es zuletzt dem Marschall Mac Mahon oder Thiers gelingen mag, den militärischen Widerstand der Commune zu beseitigen. Wie aber fortan irgend ein Regent mit dem völlig demoralisirten Paris regieren soll, das vermag ein Deutscher schwer zu begreifen. Denn selbst für die einzige Rettung, ein strenges militärisches Regiment, fehlt nach Menschenurtheil auf lange Zeit der Mann, das zuverlässige Militär, eine kräftigende Staatsidee.

Für uns Andern aber ist dieser Pulververbrauch lehrreich. Er beweist unwiderleglich, wie tief die militärische Kraft Frankreichs gesunken ist. Es fehlt dort gar nicht an den Elementen, welche zur Bildung eines Heeres nöthig sind, nicht an Kanonen, Waffen, Munition, Soldaten, Generälen. Aber daß aus diesem Material ein Heer geformt werden könnte, welches im Stande wäre, einer deutschen Armee, wie sie 1870—71 gekämpft hat, mit irgendwelcher Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten, das muß ein Deutscher bei aller Anerkennung fremden Volksthums verneinen. Und diese Betrachtung leitet auf ein Thema zurück, welches in den letzten Wochen dieses Blattes mehrfach behandelt wurde, auf die Stärke des Heeres, welches wir bis zum Abschluß des Friedens und zur völligen Erfüllung seiner Bestimmungen in Frankreich selbst unter Waffen zu halten haben. Denn diese Frage ist für Preußen und das Reich die brennende, von höchster Bedeutung für unsere Friedensarbeit, für Wohl und Wehe von mehreren hunderttausend Familien und, was uns hier obenan stehen soll, von höchster Bedeutung für die Schlagfertigkeit und Güte unseres Heeres und für unsere Hoffnung auf Erfolg bei einem späteren Kampf mit irgendwelchem Feind.

Der Fürstkanzler hat in der Reichstagssitzung vom 24. d. ausführlich unsere Stellung zu Frankreich dargelegt. Es war eine vortreffliche Rede denn sie hat die Wirkung gehabt, ihm, ohne erwähnungswerthen Widerspruch, die beinahe einstimmige Bewilligung der geforderten Millionen zu verschaffen. Zwei Stellen der Rede beanspruchen hier besonderes Interesse. Die eine, in welcher der Fürst offen aussprach, daß unsere enorme, ja verschwenderische Machtentfaltung von ca. 600,000 Mann — nicht 500,000, wie officiöse Federn angegeben — nicht die gehoffte Wirkung auf die Franzosen gehabt habe. Dann die folgende, worin er das difficile und hinziehende Verhalten der Franzosen bei den schwebenden Friedensverhandlungen so deutete, als wenn Thiers durch spätere Erstarkung Frankreichs bessere Friedensbedingungen zu erreichen hoffe. Welche Gründe auch Thiers haben mag, bei den Verhandlungen halsstarrig zu sein, so verblendet und in Täuschung über die Macht-

mittel Frankreichs ist er schwerlich, daß er durch die Erstarkung Frankreichs uns militärisch zu imponiren hofft. Er weiß so gut als wir, daß diese Erstarkung erst nach Jahren, sehr langsam aus einem jammervoll tiefen Fall erfolgen kann, und daß eine französische Heeresmacht, von der wir jetzt 2—300,000 Mann in Gefangenschaft festhalten, uns noch lange nicht gewachsen sein wird. Aber neben andern Gründen kann er und seine Generäle allerdings den im Hinterhalt haben, daß unser Heer durch dies Hinziehen verhältnißmäßig schwächer wird, oder — um im französischen Sinne zu reden — daß wir bei der eigenthümlichen Beschaffenheit unserer Volksarmee das Abwarten bis zum Unerträglichen überdrüssig finden werden. Die Franzosen haben in der Gefangenschaft einige Gelegenheit gehabt, Studien über den Charakter des kostbaren Materials zu machen, welches wir als Volksheer gegen sie sandten. Es ist nicht unmöglich, daß ihnen unsere militärische Schwierigkeit — die einzige dieses edlen nationalen Institutes — deutlich geworden ist. Wir dürfen ohne Kampf nicht lange in voller Machtentfaltung mobil bleiben, weil unsere älteren Soldaten zu viel daheim zu verlieren haben. Hat der Franzose für sich darauf Hoffnungen gebaut, so hat er allerdings von der harten Zucht und Diensttreue unseres Heeres sehr unvollständige Vorstellungen. Aber etwas Wahrheit läge in solcher Rechnung. Wir gleichen jetzt einem schwer Gepanzerten, der mit geschlossenem Visir und gehobenem Schwerte einem schwachen Waffenlosen gegenüber steht, der Arm ermüdet in der thatlosen Auslage, zuletzt wenn es gelten soll, einen Streich zu führen, mag gar die Kraft versagen. Die vielen Klagen unserer Soldaten über alle möglichen Uebelstände ihrer thatlosen Existenz, die kleinen Excesse, welche in dem Verkehr mit den Franzosen zu Tage kommen, sie sind untrügliche Symptome der beginnenden Müdigkeit. Es ist hohe Zeit geworden, daß unsere Leute nach der Heimath kehren, hier auszuruhen und neue Kraft zu gewinnen. Es ist stets ein militärischer Fehler, wenn man ein so ungeheures Heer dem Müßiggang überläßt, es ist überall ein schwerer Eingriff in den Nationalwohlstand, wenn man eine größere Armee unterhält, als die Verhältnisse nothwendig machen, für uns ist der Schade doppelt groß, denn unser Heer ist gerade so gescheut, und hat genau dieselben Herzensinteressen, wie wir daheim. Die preußischen Landwehrmänner von 14, 16 Jahren Dienstzeit, trotz des neuen Reichsgesetzes, welche für das Vaterland willig Wirthschaft, Werkstatt, Weib und Kind verließen, sie sehen jetzt finster zurück auf das führerlose Gut, die verfallende Werkstatt, die zuchtlose Familie, sie wissen gerade so gut als wir, daß sie jetzt in Frankreich entbehrlich sind. Es ist für unsere Heeresverfassung nicht gleichgültig, in welcher Stimmung sie heimkehren. — Wir brauchen in Frankreich nur so viel Truppen, als nöthig sind, die occupirten Provinzen unbedingt zu beherrschen. Die Angabe der

Zahl überlassen wir militärischem Urtheil, sie wird nicht die Hälfte des Heeres ausmachen, welches jetzt in Frankreich steht. Es würden dazu mobile Truppen in der Friedensstärke reichen, in der Heimath könnte man sich mit den Ersatztruppen begnügen.

Eine solche Truppenzahl würde uns für alle Eventualitäten sichern. Man erwäge: Beim Beginn des Krieges haben wir die Zeit vom 15. Juli bis 4. und 6. August gebraucht, um von vollstem Friedensstand bis zu der ersten Schlacht auf französischem Boden zu gelangen, demnach würden wir bei den soeben angenommenen Maßnahmen in höchstens 14 Tagen wieder mit allen Kräften vor Paris stehen. Die Franzosen aber haben mehr als die doppelte Zeit nothwendig, um uns unter den für sie günstigsten, jetzt ganz undenkbaren, Verhältnissen auch nur annähernd die entsprechende Truppenzahl entgegenzustellen. Dazu kommt, daß wir jetzt die Festungen inne halten, welche die Franzosen auf dem Operationsterrain gegen uns überhaupt besitzen. Selbst wenn den Franzosen das ganz Unglaubliche gelänge, plötzlich eine große feste Feldarmee hervorzuzaubern, wir würden an Kraft nicht verlieren, wenn wir das unruhige Paris ihnen überließen und uns bis in die Festungslinie zurückzögen. Jetzt reiben sich französische 100,000 und 150,000 Mann Halbsoldaten gegenseitig auf, wir sehen mit 600,000 Mann zu. Selbst als Executionstruppen haben sich diese 600,000 Mann nach der Angabe des Fürstkanzlers unnütz gezeigt, und diese riesige Armee leidet materiell und moralisch unter ihrer unfruchtbaren Aufgabe, von den Kosten, deren völlige Restitution immer unsicherer wird, ganz zu geschweigen. Kurz, wie man unsere Stellung betrachte, Alles mahnt laut und dringend zu einer großen Reduction unseres Heeres in Frankreich. ♀

Der Brauch bei militärischen Ordens-Verleihungen. Aus Stuttgart. Die Nr. 14. d. Bl. berichtet in dem Briefe „Aus den süddeutschen Königreichen", man sei in Württemberg ungern an die Veröffentlichung der vom deutschen Kaiser verliehenen eisernen Kreuze gegangen und die Form dieser Veröffentlichung habe Kopfschütteln erregt. Da diese Bemerkung an Verhältnisse und Stimmungen von allgemeinem Interesse rührt, so sei hier eine Darstellung des wirklichen Sachverhalts gegeben. Es wäre ungerecht, wegen verspäteter Publication der Ordensverleihungen unserer Regierung unpatriotische Motive unterzulegen. Bekanntlich werden die eisernen Kreuze von dem deutschen Kaiser partieenweise an die Corps verliehen, die Verleihung an Einzelne erfolgt durch den commandirenden General im Namen des Kaisers. Die württembergische Felddivision erhielt im Lauf der letzten Monate für die Gefechte vom 30. November und 2. December zuerst 160, dann 75, darauf

noch 175, zusammen 410 eiserne Kreuze, die Verleihung geschah in den entsprechenden Partien, die amtliche Herstellung der Verleihungslisten aber erfordert bei Truppen im Felde stets einige Wochen, und die öffentliche Bekanntmachung erfolgte bei uns aus einem guten Grunde erst nach der gesammten Verleihung. Denn diesmal war an den Verleihungen unser ganzes Schwabenvolk mit warmem Herzen betheiligt, und darum wollte die Regierung nicht, daß das Publikum die Namen von Officieren und Soldaten lange vergeblich und enttäuscht in den Listen suchen sollte, um sie zuletzt doch noch, mit verminderter Freude, gleichsam als früher Uebergangene und Vergessene oder minder Verdienstvolle zu finden. — Mögen die Leser dieses Blattes überhaupt die Ueberzeugung gewinnen, daß sich keine deutsche Regierung aufrichtiger dem neuen Leben des deutschen Reichs angeschlossen hat, als die württembergische. Untergeordnete Strömungen, welche der herrschenden Richtung entgegen sind, giebt es auch bei uns, aber auf die maßgebenden Persönlichkeiten unserer Regierung darf das deutsche Volk rechnen.

Man darf allerdings den Kopf schütteln über die Form, nach welcher die Decorationen, welche der deutsche Kaiser als oberster Reichsfeldherr ertheilt, von den Souveränen der Einzelstaaten genehmigt werden. Nur möge man uns Württembergern daraus keine Vorwürfe machen. Das ist Herkommen, welches einseitig nicht füglich abgeschafft werden kann, so unpassend es zu den neugeschaffenen Verhältnissen steht. Wie bei uns, ja in schrofferer Form, ertheilt auch der Großherzog von Baden noch „die unterthänigst nachgesuchte Erlaubniß, einen preußischen Orden annehmen und tragen zu dürfen.“ Im Preußischen Staatsanzeiger werden württembergische Ordensverleihungen an Preußen sogar bei der Genehmigung als „fremdherrliche“ bezeichnet. Das Alles ist überwundener Brauch und macht eine gemeinsame Aenderung wünschenswerth, die bis jetzt hinter weit Wichtigerem zurückbleiben mußte und die doch nicht ganz unwesentlich sein muß, da, wie zu ersehen, auch hieraus Schlüsse auf die Gemüthsstimmung der Regierenden gemacht werden. Zunächst ist eine baldige Bestimmung zu wünschen, daß alle Orden, Ehrengaben u. s. w., welche der Kaiser an Reichsbeamte des Civils und an Militärs des deutschen Heeres ertheilt, einer besondern landesherrlichen Genehmigung nicht mehr bedürfen. Wenn solcher Entscheid getroffen werden sollte, wir Württemberger werden darin keine Beeinträchtigung und Minderung unserer Landeshoheit finden.

r.

Literatur.

Die zweite deutsche Nordpolfahrt. 1869—1870. Berlin. Dietrich Reimer. 1871. — Der Bremer Verein für die deutsche Nordpolfahrt hat den größeren wissenschaftlichen Publikationen über die Expedition ein paar Vorträge und Mittheilungen ihrer Führer und Theilnehmer vorausgesandt, die, gemeinverständlich wie sie gefaßt waren, gewiß allenthalben dankbare Aufnahme finden werden. Kapitän Koldewey beschreibt die Fahrt der Germania und die Ausflüge, die von ihr aus zu Schlitten und Boot unternommen worden; den äußeren Umfang der Entdeckungen kann man auf der beigegebenen Uebersichtskarte hinlänglich erkennen. Die wunderbare, grausige Schollenreise der Hansamannschaft erzählt Obersteuermann Hildebrandt mit ergreifender Einfachheit. Die Gelehrten der Germania erstatten in leichten Umrissen Bericht über ihre Beobachtungen auf den verschiedenen Gebieten todter und belebter Natur. Faßt man alle Eindrücke zusammen, so tritt gerade der staunenswerthen Energie, der unermüdlichen Pflichttreue, dem opferwilligen Muth unserer Polarfahrer gegenüber die Geringfügigkeit ihrer Erträge deutlich und empfindlich hervor. Ich rede nicht davon, was ihre eigene Schilderung wiederum klar ergibt, daß gerade dies Ostgrönland einer der unzugänglichsten Nordstriche bleibt, und gar eine wirkliche Polfahrt auf dieser Seite niemals durchzusetzen sein wird; ich gedenke vielmehr dieser arktischen Unternehmungen überhaupt und frage: steht auch im günstigsten Falle die verhoffte wissenschaftliche Ausbeute in vernünftigem Verhältniß zu dem kostbaren Einsatze so tüchtiger Menschenleben? Die Auffuchung des magnetischen Pols, ja auch der nordwestlichen Durchfahrt, so lange man diese noch ernstlich nutzbar dachte, waren in der That Probleme, für deren Lösung zu sterben lohnte; ob die Bestimmung der Configuration eisumwallter Inselküsten, die Verknüpfung einiger bisher in's Leere auslaufender Isothermen-Enden gleiche Bedeutung habe, bezweifeln wir billig; auf organischem Gebiete dürfte wenig Neues dort mehr zu schauen sein. Die Erreichung des Pols selber endlich gehört doch eigentlich unter die Curiositäten, etwa wie die Erklimmung des höchsten Berggipfels auf Erden; beide Leistungen würden nur kennen lehren, was man im Wesentlichen schon weiß. Vielleicht daß die Erfindungen künftiger Jahrhunderte die Aufgabe unbedenklich machen. Aber wenn auch nicht, sollte es uns Menschen unmöglich dünken, auf die völlige Kenntniß der Erdoberfläche bis in diese ihrer Nacht- und Winterseiten zu verzichten, während doch niemand sich grämt, weil uns der Grund der Oceane, die obere Grenze des Luftmeeres oder die inneren Tiefen unseres Planeten ewig unzugänglich bleiben? Die Männer der Germania und Hansa haben unseren wärmsten Dank verdient dafür, daß sie auch auf diesem fruchtarmen Felde dem deutschen

Namen Lob ererntet haben gleich dem Lob des brittischen und amerikanischen: doch nur ungern sähen wir ihre ruhmwürdigen Anstrengungen zu so furchtbarem Ziele wiederholt. An ihren bisherigen Thaten aber mögen sich die weitesten Kreise des Vaterlandes erfreuen, und dazu bietet vorerst das vorliegende Büchlein gute Gelegenheit. Von den schlichten Erzählungen der Seeleute, von den unterrichtenden Schilderungen der anderen Gelehrten, unter denen die Bemerkungen des Dr. Pansch über Klima, Pflanzen- und Thierleben auf Ostgrönland sich durch Anmuth auszeichnen, sticht nur der Aufsatz des Oberlieutenant Payer über die Gletscher und die „sogenannte Schneegrenze" durch eine gewisse, bei Forschern sonst unübliche cavaliere Art und durch scharfe Betonung des eigenen Ich unfreundlich ab. — a/D.

Ausgewählte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. I. Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1871. — Während wir noch alljährlich durch neue Schriften Varnhagen's überrascht werden, gleich als arbeitete die schreibgewohnte Hand des fleißigen Stilisten mechanisch fort, ob auch der Geist, der sie antrieb, zur Ruhe gegangen, bieten die Seinen dem größeren Publikum eine Auswahl seiner Werke dar, zu ermäßigtem Preise zwar, doch bei Weitem nicht so, daß man daraus die Absicht wirklich allgemeiner Verbreitung ersähe. Auch geschähe damit einem Autor wie Varnhagen doch über Verdienst. In zweifacher Hinsicht ist er merkwürdig: als Zeitgenoß bedeutender Personen und Begebenheiten, wie als Meister kunstvoller Prosa. Etwas Ciceronisches stak in ihm: Emporkommen aus bescheidener Bürgerlichkeit bis in die Nähe hervorragender Männer, bei starker Neigung große Unfähigkeit zur Politik, vielseitige eklektische Bildung neben Armuth an eigenen Gedanken, schrankenlose Eitelkeit, genährt an dem wirklichen Talent mehr anmuthiger als tiefer, immer jedoch sprachgewandter Schriftstellerei. Wären die Werke unserer wahrhaft schaffenden Geister verloren gegangen, so möchte man die seinen wohl in den Schulen lesen lassen, um deutsch daraus zu lernen; der glatte, ja spiegelnde Stil, aus dem allerorten das Bild des Verfassers selbstgefällig hervorblickt, müßte wie bei Cicero trösten über die ebene Mittelmäßigkeit des Ideenganges. Glücklicherweise aber besitzen wir unvergleichlich gehaltvollere Prosaiker. Der vorliegende erste Band der Auslese bringt den ersten Theil der „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens." Wenn es ausgemacht ist, daß Stilisten bei all ihren Schriften an sich selbst denken, so sind sie in Autobiographieen mehr als irgend sonst bei der Sache; deshalb stehen wir nicht an, gerade dies Buch Varnhagen's für sein bestes zu erklären. Unverkennbar schwebt der Geist Goethe's über den Wassern seiner Darstellung. In der Sprache hat er ihm stets nachgeeifert, hier jedoch ist der Einfluß von „Wahrheit und Dichtung" bis in's Innerste zu verspüren. Einige bisher

verschwiegene Herzensgeschichten sind der neuen Ausgabe eingefügt, unverfänglich, aber auch ohne anderen Belang, als daß sie dem lieblichen Fluß dieser wohllautenden Erzählung ein paar leichte Wellen mehr zuführen.

a/D.

Biographische Porträts von Varnhagen von Ense. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1871. Unter den Personen, in deren nähere Bekanntschaft Varnhagen uns hier einführen will, wird Clemens Brentano die Aufmerksamkeit der meisten Leser wohl am lebhaftesten erregen. Dieser noch nie mit gründlichem Ernst und reiner Unbefangenheit dargestellte Mann erscheint hier in seinen persönlichen Beziehungen mit Varnhagen — denn nur diese werden geschildert — bald als ein tückisch feiger Kobold, bald als ein durch geistige Ueberlegenheit anziehender und beherrschender Dämon. Die von den älteren Zeitgenossen Brentano's mit ziemlicher Uebereinstimmung angegebenen Grundzüge seines Wesens finden sich auch hier wieder; wenn aber der Biograph, in dem Bestreben, seine Darstellung eindringlich zu machen, diese nicht etwa unabsichtlich überladen hat, so möchte man fast annehmen, Brentano habe, mit einer Art von höhnischer Selbstbefriedigung, gegen Varnhagen, dessen Sinn, Thun und Streben er gewiß vollkommen durchblickte und herzlich gering achtete, alles Wunderliche und Widerliche seiner Schalksnatur recht geflissentlich herausgekehrt. Die einzelnen Züge, welche der Darsteller hier aufeinander häuft, sind, jeder für sich, deutlich und bestimmt genug gezeichnet; sie liefern jedoch kein anschauliches Gesammtbild. Man fühlt sich zu der Frage gedrängt, ob Varnhagen auch hinreichenden Tiefblick besessen, um in das Innere dieses Wesens einzudringen, in dem sich bewußte und unbewußte Lüge, ein ernster Drang nach Wahrheit und ein unbezwinglicher Hang zur Täuschung, derb sinnliches Verlangen und geistig zarte Sehnsucht so räthselhaft und verwirrend durch einander mischten, während alle diese Gegensätze von einer wundersam reichen, aber durch ungebändigte Laune bis zum Frevelhaften irre geführten Phantasie zusammengehalten wurden.

Lebendiger und überzeugender als aus Varnhagen's ziemlich abgeblaßten Worten tritt das Bild Brentano's aus dessen eigenen Briefen hervor, welche der knapp gehaltenen Skizze zur Erläuterung und Rechtfertigung beigegeben sind. Die Natur, die sich hier bald verräth, bald absichtlich kund giebt, ist nicht blos eine angekränkelte, sondern eine durch und durch heillos erkrankte; alle Eigenschaften, die man den Führern unserer Romantik mit Recht und mit Unrecht zuzuschreiben pflegt, erscheinen hier auf dem äußersten Punkte der Verzerrung.

Mit herkömmlicher Gewandtheit berichtet Varnhagen über die Lebensschicksale Koreff's und des Grafen Kleist vom Loß. Recht anziehend nimmt sich Koreff aus, ein unverzagter Glücksritter, als vielgesuchter Arzt und vielerfahrener Weltmann in den ersten Gesellschaftskreisen heimisch, hochbegabt und lange auch hochbegünstigt, bis endlich doch die Dame Fortuna ihn schmählich im Stiche läßt. Der Egoismus der Vornehmheit wird an dem Charakter und Lebensgange des Grafen Kleist dargestellt: zu einer derartigen Schilderung erscheint Varnhagen ganz eigens berufen, und sie ist ihm denn auch auf das rühmenswertheste geglückt.

Einen lebhaften, aber durch widrige Empfindungen vielfach getrübten Antheil wird man den Schicksalen der Baronin Fouqué und der Gräfin Josephine Pachta gönnen. Beide Frauen, jede in ihrer Weise kühn gesinnt und hochstrebend, mahnen nur allzu deutlich an eine Zeit, in welcher die sittlichen Verhältnisse, die den gesunden Grund alles gesellschaftlichen Lebens bilden müssen, in einen Zustand gefahrdrohender Gährung gerathen waren. Caroline Fouqué, in literarischer Thätigkeit die rüstige Genossin ihres in jeder anderen Beziehung ihr untergeordneten Mannes, hätte durch ihre vielartigen Schriften, deren gediegener und kräftiger Stil Verwunderung erregt, sich wohl ein längeres ehrenvolles Andenken fristen können; bei ihr hielt eine thätige Geisteskraft und ein stark entwickelter Bildungstrieb ihren sonstigen Sinnes- und Gemüthsneigungen ein heilsames Gegengewicht. Ohne einen solchen Halt in sich selbst zu finden, erscheint die Gräfin Pachta durchaus als sprechendes Beispiel und mitleidswerthes Opfer jener Verirrungen, die sich damals besonders durch die vornehmeren Kreise der Gesellschaft hindurchschlangen, denen gerade edelgeartete Naturen am leichtesten erlagen, und deren unerfreuliches Abbild uns in der Dichtung jener Zeiten so häufig begegnet. In einen Jean Paul'schen Roman oder noch besser, in eine der späteren Tieck'schen Novellen hineinversetzt, wäre eine solche Gestalt vollkommen an ihrem Platze.

In allen diesen biographischen Berichten hat Varnhagen reichlichen Anlaß, von seiner gefälligen Gabe einer abschleifenden und abglättenden, halb andeutenden und halb beschönigenden Darstellung die vielseitigste Anwendung zu machen. Man ergötzt sich zuweilen an der Leichtigkeit, mit welcher die erzählenden Worte gerade an den bedenklichsten Punkten vorübergleiten.

In einem derberen Stil sind die Bemerkungen gehalten, die Varnhagen im Jahre 1820 über den zwischen Voß und Stolberg entbrannten Streit niedergeschrieben. Dieser Aufsatz, an den Schluß des Buches gestellt, erinnert an die ernstesten und bedeutungsvollsten Fragen, die uns auch jetzt wieder, und vielleicht mächtiger als je, bewegen. Aber er erinnert auch nur daran, denn er enthält im Grunde weiter nichts als eine unbedingte Billigung des schonungslosen Angriffs, den Voß gegen das Lager der Neukatholiken gerichtet hat.

Die Ausbeute, die man aus diesem Buche davon trägt, ist nicht eben erheblich. Wer indeß die hier vorgelegten Schilderungen in das große Ganze des Zeitgemäldes einzufügen weiß, wird auch diesen Bestandtheil des unerschöpflichen Nachlasses dankbar entgegennehmen. Es ist wahr, Varnhagen giebt uns selten das Innere der Dinge und Zustände zu schauen, er vermag nur selten die Tiefen einer Menschennatur vor uns aufzuschließen; aber bei der großen Fülle dessen, was er gesehen und erfahren, kann es seinen Schilderungen nie an einem manigfaltig reichen Stoff gebrechen, so wie es ihnen auch nie an einer äußerlich abgerundeten Form fehlt. Auf jeden Fall wird uns der leicht skizzirende oder ausführlich darstellende Biograph immer willkommener sein als der in verhaltenem Ingrimm engsichtig gewordene politische Tagebuchschwätzer.

Michael Bernays.

Ausgegeben: 28. April 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Gesundes und Ungesundes in der Frauenfrage.

Von Dr. jur. H. Schwabe.

Mit den Schriften von J. St. Mill über die Frauenemancipation und seinen Anträgen im Parlament, den Frauen das Stimmrecht zu ertheilen, ist man in der Lösung der Frauenfrage an der Grenze des gesunden Menschenverstandes, d. h. an derjenigen, wo er aufhört, angekommen und wohl fragt sich Mancher, wie kann ein Mann wie Mill zu solchen Consequenzen kommen? Wer sich etwas in diese Frage vertieft, wird finden, daß nicht eigentlich Mill, sondern die Grundlehren unseres heutigen Staatsrechts die Prämissen für die Mill'schen Schlüsse bilden, wie von Constantin Frantz in seinem vorzüglichen Werke: „Die Naturlehre des Staates als Grundlage aller Staatswissenschaft" sehr richtig nachgewiesen worden ist.

Man nennt den Staat ausschließlich ein Rechtsinstitut, man spricht jetzt überall von dem Begründen eines Rechtsstaates. Es ist dies eine Auffassung, welche die natürliche Entwicklung der Dinge geradezu auf den Kopf stellt. Das staatliche Leben kann ohne Recht nicht bestehen, aber es entsteht nicht aus dem Recht. Ubi societas, ibi jus est, aber nicht umgekehrt. Nach der heutigen Lehre scheint es, als ob der Staat nur aus Gesetzen bestünde und aus den Gesetzen die lebendigen Zustände sich entwickeln sollten, d. h. der Inhalt, das eigentliche Leben, aus der Form. Das Recht, als Form, kann nie eine erzeugende Kraft sein. Der Staat ist „ein Spiel lebendiger Kräfte" — sie gilt es physiologisch und psychologisch zu untersuchen.

Statt, daß nun unsere Staatslehre mit der Untersuchung des lebendigen Menschen beginnen sollte, der entweder Mann oder Frau ist, fingirt sie reine Rechtssubjecte, die dann im Staate als Staatsbürger in abstracto auftreten. Als reine Personen sind alle Menschen gleich — die Ichheit ist weder männlich noch weiblich. Ist nun nach derselben Theorie für die Normirung des öffentlichen Lebens der Collectivwille der Bevölkerung maßgebend, so folgt daraus das allgemeine Stimmrecht so sicher wie die Nacht dem Tage folgt. Denn die Frauen sind Personen, sie haben einen Willen und verstehen ihn zu erklären so gut wie die Männer, ja oft genug mit weit mehr Zungenfertigkeit. Es hilft kein parlamentiren, die Frauen müssen auf die Wahlliste! — So argumentirt die Lehre vom Rechtsstaat und so argu-

mentirt, ihr folgend, der anerkannte Logiker J. St. Mill. Für den Rechtsstaat gibt es keinen Unterschied der Geschlechter, er bedeutet so wenig, sagt Mill, als etwa die Farbe der Haare, oder der Gegensatz von Arm und Reich. Es gibt im Staate männliche und weibliche Individuen, wie es arme und reiche gibt, aber sie alle sind Personen und haben ihre Rechte. Der Rechtsstaat ist gerade bei dieser Frage mit seinem Latein recht eigentlich zu Ende: fiat justitia, pereat mundus! Zieht den Frauen Hosen an und erfindet Maschinen zur künstlichen Ernährung der kleinen Würmer.

Betrachten wir doch nun einmal die staatliche Gesellschaft statt dessen vom natürlichen Standpunkt. Wir finden im Staate Männer und Frauen und keinem Skeptiker kommt es in den Sinn, zu bezweifeln, daß zwischen Mann und Frau ein natürlicher Gegensatz besteht. Beruht nun der Staat selbst auf der Natur, so geht dieser Gegensatz der Geschlechter auch ganz unmittelbar in das Staatsleben über, ihre verschiedene Stellung im Staate ist darum dem Principe nach außer Frage.

Hiermit stehen wir auf dem gesunden Boden der Dinge, den schon der Generalprocurator Chaumette während der französischen Revolution geltend machte. Damals forderten die Frauen, aufgeregt durch die Wogen der Revolution, gegen Ende des Jahres 1792 politische Gleichberechtigung mit den Männern. Als der Convent sich gegen diese Forderungen erklärte, stürmte schließlich der revolutionäre Frauenclub unter Führung seiner Präsidentin Rosa Lacombe den Sitzungssaal des Verwaltungsrathes der Stadt Paris, wo man damals Alles entschied, und forderte Zutritt zu den Verhandlungen. Da erhob sich Chaumette und hielt den aufgeregten Frauen eine Charakteristik ihrer natürlichen Rechte entgegen, in einer Plastik der Rede, wie sie nur in großen Bewegungsepochen der Geschichte zu Tage zu treten pflegt: „Seit wann ist es den Frauen erlaubt, ihr Geschlecht zu verleugnen und sich zu Männern zu machen? Seit wann ist es Gebrauch, zu sehen, daß die Frauen die fromme Sorge ihres Haushalts opfern, die Wiege ihrer Kinder, um auf die öffentlichen Plätze zu eilen, die Tribünen zu besteigen, in die Reihen der Armee zu dringen und jene Pflichten erfüllen zu wollen, welche die Natur für den Mann allein festgesetzt hat. Hat uns denn die Natur Brüste gegeben, um unsere Kinder zu säugen? Nein! Sie sagte zum Manne: Sei Mann! Die Arbeit, die Politik und Sorgen aller Art, das ist dein Recht. Sie sagte zum Weibe: Sei Weib! Die Sorge für die Kinder, für den Haushalt, die süße Unruhe der Mutter, das ist dein Recht! Unkluge Weiber, warum wollt ihr Männer werden? Ist die Welt nicht gut getheilt? Im Namen der Natur, bleibt was ihr seid!"

Diese Rede hielt derselbe radicale Mann, der den Vernunftgottesdienst proponirte — und was thaten die Frauen? Sie nahmen ihre rothen phry-

gischen Revolutionsmützen ab und setzten ihre Hauben wieder auf. Damals waren sie in dieser Richtung curirt — jetzt sind sie es noch nicht. Gehen wir in unserer Analyse der natürlichen Verhältnisse einen Schritt weiter. Bei aller Verschiedenheit der Sphäre jedes der beiden Geschlechter wird man wohl sagen können, daß ein Anspruch beiden mit völlig gleichem Rechte zukömmt, nämlich der auf wirthschaftliche Existenz, d. h. mit anderen Worten auf Arbeit, die ja mit Recht als die wichtigste Güterquelle gilt, weil sie am vollständigsten unter der Herrschaft des menschlichen Willens steht. Die Mahnung der Schrift: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen", gilt wohl für beide Geschlechter, und die Arbeit ist ja immer und überall als die Basis der menschlichen Existenz, als die Quelle des individuellen Glücks angesehen worden. Machen nun die Frauen in unserem wirthschaftlichen Zeitalter ihr Recht auf Arbeit geltend, so ziehen sie wahrlich blos die einfachsten Consequenzen eines wirthschaftlichen Lehrsatzes, der als solcher unanfechtbar ist.

Thatsächlich haben auch von jeher die Frauen auf den ihnen zugehörigen Gebieten ihren Antheil an der nationalen Arbeit getragen. Das lehrt uns die Geschichte aller Zeiten und Völker. Schon der Prediger Salomo findet das „Lob eines tugendsamen Weibes" im Wesentlichen in ihrer Arbeit: „sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit ihren Händen; sie streckt ihre Hand nach dem Rocken und ihre Hände fassen die Spindel; — ihr Schmuck ist, daß sie fleißig ist; sie schauet, wie es in ihrem Hause zugeht und isset ihr Brod nicht mit Faulheit. Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben."

Wie bei den alten Germanen, so tragen im Mittelalter die Frauen aller Stände einen großen Theil der nationalen Arbeit. Kaiser Karl ließ seine Söhne im Waffengebrauch, seine Töchter in Wollarbeiten, Spinnen und Weben unterrichten. Die Töchter Kaiser Otto's waren wegen ihrer Kunst im Weben und Kleidermachen berühmt; auch jetzt noch zeichnen sich fürstliche Frauen durch Arbeit aus. Wem einmal die Gunst zu Theil wurde, einen Blick in das Wohnzimmer Ihrer K. K. Hoheit der Kronprinzessin Victoria von Preußen zu thun, der hat neben dem Spinnrad noch manche Beweise ernster Arbeit entdeckt. Auch schaut ihm an jenem Punkt der Verbindung zwischen Wand und Decke, den das Auge beim Denken so gern aufsucht, in reicher Ornamentik, welche die Prinzessin selbst gezeichnet und entworfen hat, der Wahlspruch jenes römischen Kaisers entgegen: Nulla dies sine linea. — Das Nibelungenlied zeigt, daß dem weiblichen Geschlecht das Gewerbe des Webens und Schneiderns ausschließlich eigen war. Krimhild fertigt mit 20 geschickten Frauen ihres Hofstaates die Hochzeitsgewänder Gunther's. Das

Alemannenrecht enthält eine förmliche Gesellenordnung für die Spinnerinnen und Weberinnen in den Frauenhäusern. Viel geben auch in dieser Richtung einzelne Theile des Sachsen- und Schwabenspiegels zwischen den Zeilen zu lesen, wo mit Spillmagen (abgekürzt aus Spindelmagen) die weiblichen Verwandten bezeichnet werden und mit Kunkeladel der Adel der Mutter. Die wirthschaftliche Arbeit der Frau gab also diese Namen. Arbeit und häusliche Wirksamkeit, sagt Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte, ist ein unterscheidender Zug des weiblichen Geschlechts in allen deutschen Stämmen und Völkern gewesen. Der älteste Kunstfleiß dieser Völker war in den Händen der Frauen, und selbst die Frauenklöster in Deutschland waren, wie nirgend anders, der Sitz einzelner hervorragender Zweige der Kunstindustrie.

So läßt sich bis ins Detail nachweisen, daß wirthschaftliche Arbeitsgebiete der Frau längst existirt haben, nur sind dieselben durch verschiedene Momente verändert und verschoben worden. Zuerst hat die eintretende Arbeitstheilung die weibliche Arbeit beschränkt; wie die Handarbeit überhaupt, so ist auch die weibliche Handarbeit verdrängt worden. An die Stelle von Spindel- und Webstuhl einer Penelope sind Spinn- und Webemaschinen getreten, die Weißnähereien, mit denen die Hausfrauen des Mittelalters ihre Truhen füllten, fertigt jetzt die Nähmaschine, welche 640 Stiche in der Minute macht, während die Frauenhand nur 23 fertig bringt. Selbst das Stricken und Häkeln scheint die Maschine den Frauen entziehen zu wollen: auf den Ausstellungen von Paris und Amsterdam sah ich Häkel- und Strickmaschinen, welche 500 Maschen per Minute fertigten. Dann haben die Zünfte durch ihre exclusive Berechtigung der Zunftgenossen zur gewerblichen Arbeit in ähnlicher Richtung gewirkt; sie vernichteten vielfach die gewerblichen Arbeitgebiete des weiblichen Geschlechts durch ihr Verbot von Arbeit für Kräfte, welche nicht zur Zunft gehörten; bekanntlich umfaßten ja die Zünfte nur männliche Arbeiter. Es stehen sodann zwei sociale Entwickelungsmomente in engem Zusammenhang: das mit dem Anbruch der neueren Zeit anwachsende Beamtenheer und die Herausbildung eines eigenen Soldatenstandes. Mit Recht hebt Dr. C. Th. Richter in seinem vorzüglichen Vortrag im Frauenerwerbsverein in Wien hervor, daß in dem Familienkreise dieser beiden socialen Gruppen ein zahlreiches weibliches Geschlecht gedeiht, welches nicht in Dienst und Thätigkeit einer bürgerlichen Wirthschaft eintritt, sondern dessen gesammte Arbeitskraft theils durch falsche Begriffe über Standesehre, durch falsche Erziehung u. dgl., theils aber auch durch die politischen Einrichtungen selbst brach liegen bleibt, und dessen ganze Lebensaufgabe in dem Trachten, durch die Ehe eine Versorgung und wirthschaftliche Erhaltung zu finden, ausgefüllt wird. Wir werden später sehen, wie die Statistik dies bestätigt.

So ist denn mit der Zeit und durch die Verhältnisse eine zahlreiche Bevölkerungsgruppe herangewachsen, welche ausschließlich von der Arbeit Anderer lebt und damit nothwendig in eine unhaltbare Stellung gerathen ist. Da nun der von Darwin charakterisirte Slave-making-instinct gewisser Ameisenarten, bei denen sich der eine Theil von der Arbeit des andern vollständig abhängig macht (Darwin, on the orig. of spec. etc. 4th. edit. chap. VII. p. 264), auf gesellschaftliche Verhältnisse für die Dauer schwerlich übertragbar ist, so bleibt nur der von den Frauen selbst gewählte Ausweg, durch lebhafte Agitation und Selbsthilfe diese Zustände zu ändern.

Innerhalb dieser Grenzen des Rechtes auf wirthschaftliche Existenz, d. h. auf Arbeit, hat die jetzt so lebhaft ventilirte Frage der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes ihre volle Berechtigung, und zwar ebenso eine sociale wie eine historische. Dinge mit solcher Basis gehen ihren Weg, unbekümmert um Appellationen an das Gefühl, Declamationen und gegnerische Vorurtheile.

Jedenfalls ist es von nicht geringem Interesse, eine bestimmte Bevölkerungsgruppe auf die Frage statistisch näher zu untersuchen, in welchem Umfang in ihr die Frauen an der Arbeit sich betheiligen. Große Städte, wo die Industrie durch die Verhältnisse überwiegend ist, und die weibliche Arbeitskraft mehr als sonst wo zu einem gesuchten Artikel wird, sind zu solch einer statistischen Untersuchung ganz besonders geeignet. Wir wollen deshalb einen Versuch machen, in einem Zeitpunkt, wo man die Frau rechtlich wieder in die Arbeit des Volks einzuführen bestrebt ist, die Frage zu beantworten, in welcher Weise, auf welchen Gebieten und in welchen Dimensionen in Berlin die Frauen an der Arbeit sich betheiligen. Denn mit Recht sagen die Amerikaner: Thatsachen und Zahlen will das Volk, nicht Theorien und Meinungen.

Betrachtet man die Bevölkerung vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt, so kommt es in erster Linie darauf an, zu erfahren, wie stark einestheils die ernährende Bevölkerung oder die Selbstthätigen vertreten sind, umfassend alle diejenigen, die irgend einen Beruf ausüben, wie stark andererseits die ernährt werdende Bevölkerung oder die Angehörigen sind, welche keinen Beruf haben und wirthschaftlich von Andern abhängig sind. Diese beiden Gruppen sind in Berlin nahezu gleich groß. Es existiren nach der letzten Zählung

344,216 Seelen (oder 49,2 %) ernährende Bevölkerung und
355,765 „ („ 50,8 „) ernährt werdende Bevölkerung.

Beide, an sich gleich große Gruppen, zeigen nun aber die größte Verschiedenheit, durch die Art und Weise, in der das Geschlecht in ihnen zur Geltung kommt:

die ernährende Bevölkerung besteht aus 70 % Männern u. 30 % Frauen,
die ernährt werdende „ „ „ 29,8 „ „ „ 70,2 „ „
also mit anderen Worten: die ernährende Bevölkerung besteht zu nahezu drei Vierteln aus Männern, die ernährt werdende zu nahezu drei Vierteln aus Frauen.

Sehr interessante und wichtige Resultate ergeben sich, wenn man die ernährende und ernährt werdende Bevölkerung nach den Altersverhältnissen betrachtet und dabei die Geschlechter getrennt behandelt. Man übersieht diese Verhältnisse in folgenden Zahlen:

in den Altersklassen	Es existiren Individuen männl.	weibl.	Von 100 Selbstthätigen sind männl.	weibl.
1) bis 14 Jahr alt	3353	1317	71,8	28,2
2) von 15—20 Jahr alt	33095	20001	62,3	37,7
3) „ 21—30 „ „	84881	36602	69,9	30,1
4) „ 31—60 „ „	107481	33302	76,3	23,7
5) über 60 „ „	13008	11176	53,8	46,2
	241818	102398	70,2	29,8
			100,0	

Stellen wir uns diese Zahlen graphisch dar in nachstehender Figur, so überblicken wir rasch die ganze Entwickelung:

A D
Ernährende Frauen
1 2 3 4 5
Ernährende Männer
B C

Das Rechteck A B C D stellt die gesammte ernährende Bevölkerung Berlins dar. Die Punkte 1, 2, 3 ꝛc. sind gleichsam die Stationspunkte, die wir bei obigen Altersklassen machen, und welche zugleich die ernährende Bevölkerung nach dem Geschlechte trennen. Wir sehen wie bei 2, also in der Klasse der 15—20jährigen, die selbstthätigen Frauen ungemein stark zunehmen, sie

drängen sich da gleichsam in die Männer hinein; es sind hier namentlich die Massen der Dienstmädchen, Schneiderinnen, Putzmacherinnen, Wäscherinnen, Fabrikmädchen, Lehrerinnen, Bonnen, Kindergärtnerinnen rc., aus welchen die selbstthätigen Frauen sich zusammensetzen. Bei Station 3 beginnt nun die Verheirathung der Frauen, die selbstthätigen nehmen also ab, denn für die weitaus größte Zahl der Ehen übernimmt ja der Mann die Ernährung. In den höhern Altersclassen, im Mittel etwa vom 45. Jahre ab, nehmen nun die selbstthätigen Frauen stark zu. Durch Verwittwen, durch Scheidung, durch Unverheirathetbleiben vereinsamt die Frau, verliert ihre wirthschaftliche Stütze und wird genöthigt, auf eigenen Füßen zu stehen und den Kampf um die Existenz selbständig zu kämpfen. Man sieht, wie greifbar durch diese Darstellung die Nothwendigkeit bewiesen wird, den Frauen möglichst viele Erwerbsgebiete zu erobern. Gegen die Dictatur der Zahlen helfen keine Declamationen; factisch finden sich gerade in den höheren Altersclassen eine Masse von Frauen, die auf eigenen Erwerb angewiesen sind — und ihnen muß also eine möglichst große Auswahl von Erwerbsgebieten geboten werden, weil Berufslosigkeit, d. h. Abhängigkeit von Anderen eine gesellschaftliche Krankheit ist. Diese statistischen Untersuchungen beweisen uns also zugleich die große wirthschaftliche und sociale Berechtigung der Bestrebungen für die Erwerbsfähigkeit und die Verbesserung der Lage des weiblichen Geschlechts, die ja bekanntlich unter dem Protectorat Ihrer K. K. Hoheit, der Frau Kronprinzeß Victoria, sich einer regen Betheiligung und gedeihlichen Wirksamkeit erfreuen. —

Das Auftreten der Frauen in den einzelnen Berufszweigen der Berliner Bevölkerung wird sehr lebendig charakterisirt, wenn man die Zahl der selbstthätigen Frauen mit der gesammten weiblichen Bevölkerung vergleicht. Wie stark im Allgemeinen die Betheiligung der Frau an der Arbeit in Berlin auftritt, ersieht man aus der Thatsache, daß

1 männl. Selbstthätiger auf 1,4 Bew.
1 weibl. " " 3,4 "

kommt: also jeder zweite Mann und jede dritte Frau treten ernährend auf. Zieht man aus denjenigen größeren Tabellen meines Buches über die letzte Berliner Volkszählung*), welche sich auf diese Frage beziehen, diejenigen Berufszweige heraus, in denen die Frauenarbeit erkennbar hervortritt, und ordnet dieselben nach der Stärke, mit der die Frau als Arbeitsfactor auftritt, so ergibt sich folgende Uebersicht, aus der zugleich eine Vergleichung mit der männlichen Betheiligung an den betr. Arbeitsgebieten sich gewinnen läßt:

*) Die Resultate der Berliner Volkszählung von 1867. Bearbeitet und graphisch dargestellt von Dr. jur. H. Schwabe. Berlin. (Kortkampf) 1869.

Die wichtigsten Berufsgebiete für Frauenarbeit.	Ein männlicher Selbstthätiger kommt auf männliche Bewohner.	Ein weiblicher Selbstthätiger kommt auf weibliche Bewohner.
Persönliche Dienstleistungen	23	8
Schneiderei	37	31
Wäscherei und Fleckenreinigung	7473	108
Handel mit Producten u. Industriegegenständen aller Art	12	115
Erziehung und Unterricht	148	206
Putzmacherei, Blumen- und Federfabrikation	3548	210
Erquickung und Beherbergung incl. Zimmervermiethung	62	319
Gesundheitspflege und Krankendienst	168	407
Tapisserie und Strickwaaren	2903	537
Künste, Literatur, Presse, Theater	109	734
Friseur- und Parfümeriefach	237	808
Cigarren- und Tabakfabrikation	161	1140
Posamentiergewerbe	472	1607
Arbeiten in edeln Metallen und Steinen	234	1798
Weberei	62	1798
Fuhrwerksbesitzer und Landverkehr überhaupt	46	3321
Königl. Hausverwaltung und Hofstaat	451	4103
Buchbinderei, Papp- und Galanterie-Arbeiten	162	5535
Schuhmacherei	37	5911
Transport- u. Handelsvermittlung (für Frauen namentl. Gesindevermiethung, Pfandleihe u. Zeitungsspedition)	298	6013
Künstler für Industriezwecke	69	6013
Tischlerei und Goldleistenfabrikation	26	6458
Tuchbereiten, Walken, Scheeren 2c.	598	7581
Handschuhfabrikation	793	8110
Schirmfabrikation	4877	8110
Buch-, Kunst- und Musikalienhandel	517	8506

Man sieht, daß in den 3 ersten Arbeitsgebieten und in der Putzmacherei die Frauen sogar stärker auftreten als die Männer. Im Uebrigen bedarf diese Uebersicht kaum einer Erklärung: je kleiner die Zahl der weiblichen Bewohner ist, auf welche eine selbstthätige Frau kommt, desto stärker wird das betreffende Arbeitsgebiet von Frauen cultivirt, desto größer ist die Zahl der darin beschäftigten Frauen.

Können wir aus obiger Uebersicht erkennen, in welchen Berufsklassen sich die Frau am stärksten betheiligt, so wird es dem gegenüber interessant

sein, zu wissen, in welchen socialen Klassen und Berufsgebieten die Frauen die wenigste Neigung zeigen, sich an der Arbeit zu betheiligen. Zur Beantwortung dieser Frage gewährt uns die Tabelle X. des citirten Buches Material.

Da nämlich jede selbstthätige Frau unter die ernährende Bevölkerung gerechnet worden ist, so wird die Zahl der Frauen unter der ernährt werdenden Bevölkerung, resp. unter den Angehörigen da am stärksten sein, wo wenig selbstthätige Frauen existiren. Unter sämmtlichen Angehörigen betragen die 15—30jährigen Frauen im Ganzen 18,1 %, die über 30jährige Frauen 23,6 %. Nimmt man diesen Durchschnitt als Norm an und stellt dem gegenüber diejenigen Berufsclassen zusammen, wo in den betr. Altersclassen ein ungleich höherer Procentsatz Frauen auftritt, so wird man sagen können, daß die Frauen deshalb hier so stark auftreten, weil sie sich entweder nicht verheirathen oder ein sehr geringes Contingent zu den selbstthätigen Frauen stellen. In der nachstehenden Uebersicht sind die oben bezeichneten Berufsclassen nach der Stärke des Auftretens der Frauen in der Altersclasse der über 30jährigen geordnet.

Unter den Ernährtwerdenden

in nachstehenden Berufsclassen	existiren Frauen im Alter von 15—30 Jahren	über 30 Jahren
Erziehung und Unterricht	16,8 %	22,3 %
Handel	19,7 „	23,5 „
Industrie	17,2 „	23,6 „
Verkehr incl. Post- und Telegraphenbeamte	16,7 „	25,1 „
Künste, Literatur, Presse	20,2 „	26,4 „
Gesundheitspflege und Krankendienst	23,0 „	27,2 „
Kirche und Gottesdienst	22,8 „	28,7 „
Staatsverwaltung	19,0 „	29,0 „
Gemeinde- und Corporationsverwaltung	17,0 „	30,1 „
Kaiserl. Königl. Hausverwaltung und Hofstaat	19,0 „	30,7 „
Justizverwaltung	20,0 „	32,1 „

Diese kleine Tafel ist sehr lehrreich und beweist uns unwiderleglich die Vorurtheile, welche unter den Frauen bestimmter Stände gegen die Arbeit existiren. Am fleißigsten sind die Frauen in den 4 erstgenannten Berufsgebieten, namentlich steht Erziehung und Unterricht voran: von 100 über 30 Jahre alten Frauen sind hier blos 22 solche, die ernährt werden, während das andere Extrem, die Justizverwaltung und der Hofstaat deren 31 und 32 aufweist. Auch auf den Gebieten der Kunst, Literatur und Presse halten

sich die berufslosen Frauen noch auf der Höhe des Durchschnitts. Dagegen zeigen nun die übrigen Zahlen, wie richtig unsere früheren Deductionen und die Anführungen von Richter waren, oder mit anderen Worten, wie wenig in den Classen der Aerzte, Geistlichen, Gelehrten, Beamten des Hofes und Staates rc. die Frauen entweder Gelegenheit haben sich zu verheirathen, oder Neigung zeigen, sich einen Beruf zu wählen, der sie wirthschaftlich auf eigene Füße stellt und ihnen eine größere innere Zufriedenheit gewährt als jene lediglich zeitausfüllenden Beschäftigungen des Romanlesens und Clavierspielens, die jetzt unter unserer reifen und unreifen weiblichen Jugend geradezu grassiren. Hat denn Cervantes umsonst in seinem Don Quixotte so sprechend illustrirt, zu was übertriebene Romanleserei führt? Will man nicht die Lehren unserer bedeutendsten Psychologen beherzigen, welche nachweisen, daß Romanleserinnen meist an gewohnheitsmäßiger Zerstreuung und Gedächtnißschwäche leiden, weil diese Leserei blos für den Augenblick unterhalten soll, also zerstreut und Geistesabwesenheit zur Gewohnheit macht. Der große Königsberger Philosoph sagt im § 33 seiner Anthropologie: „Diese Uebung in der Kunst, die Zeit zu tödten und sich für die Welt unnütz zu machen, ist einer der feindseligsten Angriffe auf das Gedächtniß.“ —

Rechnet man die ernährt werdenden Frauen aller Berufsclassen (mit Ausschluß der bis 14 Jahre alten) zusammen, so existiren deren in Berlin 149,283. Darunter befinden sich 105,866 verheirathete Frauen: zieht man diese ab, so bleiben

43,417 unverheirathete Frauen,

von denen man sagen kann, daß sie an der nationalen Arbeit sich nicht oder nur in geringem Grade, als meist überschüssige Beihilfe in der Wirthschaft rc. betheiligen, und weil ohne Beruf, in den meisten Fällen von Anderen abhängig sind. —

Unter den Frauen mit Beruf treten die Wittwen besonders stark auf: unter 102,398 selbstthätigen Frauen existiren 25,380 oder 25% Wittwen. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, noch speciell zu untersuchen, welches die vorherrschenden Berufsgebiete der Wittwen sind, um so mehr, als dieselben der öffentlichen Wohlthätigkeit gegenüber ein bedeutsamer Factor sind. Ich habe in dem Berliner Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik nachgewiesen, daß die weiblichen Almosenempfänger vorherrschend aus Wittwen bestehen: nahezu 80% der weiblichen Almosenempfänger sind Wittwen.

Es sind in Berlin überhaupt 30,636 Wittwen gezählt worden, wovon 25,380 Selbstthätige sind, so daß bloß 5256 Wittwen übrig bleiben, die als Angehörige rc. einem bestimmten Berufe nicht obliegen, also zur ernährt

werdenden Bevölkerung gehören. Unter den Selbstthätigen sind mit eingerechnet 3660 Rentieren und 1203 von Pension lebende Wittwen. Von der Gesammtzahl der Wittwen sind sonach

67,0 % Selbstthätige, einen Beruf ausübende,
15,8 „ von Renten oder Pension Lebende,
17,2 „ ernährt werdende Wittwen
100,0 %

Man sieht aus diesen Zahlen, in welch hohem Grade hier die Frauen durch das Gebot der Noth zur Arbeit getrieben werden. Von 100,373 unverheiratheten Frauen sind 38,161 ohne Beruf, dagegen von 30,635 Wittwen sind blos 5255 ohne Beruf, oder in Procenten:

Von 100 unverheirath. Frauen sind 62 selbstthätig und 28 berufslos,
„ „ Wittwen dagegen „ 83 „ und blos 17 „

Die wichtigsten Arbeitsgebiete, denen sich die Wittwen hauptsächlich zuwenden, sind die nachstehenden und giebt die letzte Zahlenreihe an, wie viel die Wittwen in Procenten der selbstthätigen Frauen überhaupt betragen:

Arbeitsgebiete.	Zahl der beschäftigten Wittwen.	
Wäscherei und Fleckenreinigung	1453	44,8 %
Tapisserie und Strickwaaren	88	11,4 „
Spinnerei	39	11,3 „
Erquickung, Beherbergung, Zimmermiethe	718	10,6 „
Handarbeit in Fabriken ohne nähere Angabe	2265	6,9 „
Gesundheitspflege und Krankendienst	183	6,2 „
Schneiderei	1168	5,6 „
Putz-, Blumen- und Federfabrikation	86	4,9 „
Handel aller Art	1046	3,3 „
Erziehung und Unterricht	116	2,8 „

Auch diese Zahlen documentiren die sociale Wichtigkeit des Frauenerwerbs.

Wir haben so kurz die Frauenfrage auf Grund positiver Untersuchungen betrachtet und indem wir einerseits die Verirrungen nachwiesen und andererseits die gesunde und factisch vorhandene sociale Basis beleuchteten, schließen wir unsere Betrachtungen mit einem Ausspruch unseres geistreichen ostpreußischen Humoristen Th. G. v. Hippel, der sich in mehreren Büchern, meist in Berlin (1774—1801) erschienen, mit den Frauen, ihrer Stellung und der Verbesserung ihrer Lage beschäftigt hat: „Je mehr die Weiber sich Mühe geben, männlich zu werden oder männlich zu thun, je mehr entfernen sie

sich von der Herrschaft. Wenn sie Weiber bleiben, vermögen sie durch Sanftmuth und Duldung Alles, so daß es von ihnen im Geist und in der Wahrheit heißen kann: Wenn sie schwach sind, sind sie stark."

Ein vermeintliches Urbild des norddeutschen Bundes.

Die Entwickelungsgeschichte jedes Staates wird aus den verschiedensten Epochen etwas Constantes aufzuweisen haben, so lange die Grenzen desselben, mithin auch seine politischen Aufgaben, wenig verändert worden sind; dies wird insbesondere der Fall sein, wenn ein und dasselbe Herrscherhaus die einmal richtig erkannte Aufgabe des Staates nach einer gewissen Familientradition, freilich immer den Verhältnissen entsprechend, durchzuführen sucht. Demgemäß wird ein Jeder, der das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden im Stande ist, unmöglich leugnen können, daß auch in der preußischen Geschichte solche integrirenden Elemente vorhanden sind und trotz der großen Wandlungen, welche der preußische Staat nach und nach erfahren hat, etwas Gemeinsames überall zu Grunde liegt, daß also auch an der Möglichkeit und Berechtigung der Geschichte der preußischen Politik nicht zu zweifeln ist. Einem unserer ersten Historiker, der entgegengesetzter Ansicht ist, möchte ich nur zugeben, daß über den Anfangspunkt jener constanten preußischen Politik, nicht aber, daß über ihre Existenz zu streiten ist.

Man wird sich also wenig wundern, wenn im 17. Jahrhundert bereits von brandenburgischer Seite eine Schöpfung unternommen wurde, die mit einer modernen nicht allzu entfernte Aehnlichkeit hat. Vom Jahre 1653 datirt Erdmannsdörffer das Project zur Gründung eines norddeutschen Bundes zwischen Brandenburg, Sachsen, Mecklenburg, den braunschweigischen Herzogthümern, Magdeburg und Anderen, nennt als Urheber dieses Planes den brandenburgischen Minister, Reichsgrafen Georg von Waldeck, und erklärt denselben deswegen für einen der hervorragendsten brandenburgischen Staatsmänner. Wir beabsichtigen nun keineswegs über das Buch vom Grafen Waldeck eine Recension zu schreiben — das wäre ein Anachronismus — benutzen aber diese Gelegenheit, dem Verfasser im Namen aller derer zu danken, welche nicht ganz ohne Neid die Bemühungen der Herausgeber der „Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des großen Kurfürsten" verfolgen und eine reife Frucht darauf bezüglicher Studien um so freudiger ergreifen, je unzureichender für ihr eigenes Streben die Publicationen selbst sind. Offenbar hat die Herausgabe jener Actenstücke nicht nur die Aufgabe, in weiteren Kreisen Interesse für unsere Geschichte zu erwecken, sondern jüngere Kräfte

zu eigenen Studien zu ermuthigen und ihnen dieselben zu ermöglichen. Beide Zwecke werden nur zum Theil erreicht; für die große Masse von Gebildeten bieten jene Publicationen zu viel, der gewissenhafte Historiker findet überall Lücken. So kommt die Munificenz des hohen Urhebers der Sammlung nur wenig Bevorrechteten zu Gute, nicht mit Unrecht, wenn sie dann durch solche Nebenfrüchte ihren Anspruch darauf darthun.

Wir kommen auf jenes Werk nur deshalb zurück, weil es gerade wegen seiner vielen Vorzüge ein höchst gefährliches ist. Das haben fast alle Recensenten desselben an sich erfahren; bestochen durch die Neuheit des Gedankens und die wirkungsvolle Vorrede — manche Recensenten lesen nur die Vorrede — haben sie mit Lobsprüchen gerade das erhoben, was am wenigsten haltbar ist und sind nicht im Stande gewesen, die wahren Vorzüge auch nur entfernt zu würdigen. Diese liegen gerade in dem, was sich nicht unmittelbar auf den Grafen Waldeck bezieht — und das ist glücklicherweise bei weitem das Meiste —; was vom Grafen Waldeck gesagt und geurtheilt wird, ist nicht zum kleinsten Theil den historischen Verhältnissen entgegengesetzt. Ein schwerer Vorwurf! aber uns als Nichtrecensenten möge es erlaubt sein, mit dem Lobe etwas weniger verschwenderisch umzugehen, als H. Peter (v. Sybel's histor. Zeitschrift 1870 p. 193), welcher den gesammten Inhalt des Buches auf Treu und Glauben hinnimmt und anpreist. Wie oben bemerkt, ist es gar nichts Staunenswerthes, wenn wir finden, daß man im 17. Jahrhundert auf brandenburgischer Seite die Gründung eines norddeutschen Bundes ins Auge gefaßt hat. Wer aber die Geschichte des großen Kurfürsten auch nur einigermaßen kennt, wird leicht begreifen, daß jener Plan nur eine von den vielen Combinationen ist, durch welche Brandenburg sich eine leidliche Stellung zu erringen suchte, weit davon entfernt, die feste Richtschnur einer constanten Politik zu sein. Wenn es sich anders verhielte, würde der große Kurfürst sehr zu tadeln sein, denn er ist in der That der intellectuelle Urheber auch des Projects von 1653. Zu tadeln wäre er deswegen, weil ein solcher Bund den Interessen Brandenburgs geradezu entgegengesetzt gewesen wäre, falls man ihn als Grundlage der brandenburgischen Politik betrachtete. In unserer Zeit konnte ein starkes Preußen ohne Gefahr unternehmen, sich mit einer Anzahl kleinerer Staaten zu verbinden und konnte hoffen, dadurch nicht für sich, aber für Deutschland ein heilsames Werk zu stiften. Wehe aber dem armen ausgesogenen Brandenburg von damals, welches durch mühsame Arbeit seine Stellung erst erringen mußte, wenn es irgend einem seiner Leiter einfiel, ein solches Bündniß zum Fundament einer constanten Politik zu machen, in die Sonderinteressen der braunschweigischen Fürsten und des Kurfürsten von Sachsen ein überall unfertiges Staatswesen, wie Brandenburg war, zu verwickeln! Es kam Alles darauf an, auf eigenen Füßen zu

stehen; fester Boden konnte nur durch eine sorgfältige Melioration des eigenen Landes gewonnen werden. Einzig diesem Zwecke dienten alle Allianzen, welche der große Kurfürst schloß, und wir wissen nur zu gut, daß er sie alle nach einander durchprobirt hat. Der Kurfürst ist weit davon entfernt gewesen, jenen verhängnißvollen Fehler zu begehen: dazu war er ein viel zu klarer Kopf, wenn nicht doch vielleicht — trotz alledem — ein Genie ersten Ranges. Jenes Project, ein Versuch unter vielen, wurde bei Seite gelegt, so wie sich zeigte, daß von ihm kein Nutzen für Brandenburg zu hoffen war. Wie sollten auch die Krüppel und die Lahmen dem freilich abgematteten, aber lebenszähen brandenburgischen Staat helfen können! Es scheint, daß Graf Waldeck 1653 diesen Plan wieder aufnahm, daß er an seiner Durchführbarkeit nicht zweifelte, für ihn zu ringen und zu streiten entschlossen war: — das würde höchstens beweisen, er sei ein guter Patriot, vielleicht nur ein hochfliegender Diplomat gewesen, nicht aber ein genialer Staatsmann. Daß wir ihm darauf jedes Anrecht absprechen dürfen, wollen wir unten beweisen; zunächst beschränken wir uns darauf, ihm die Urheberschaft jenes Projectes abzuerkennen. Erdmannsdörffer hat mit seinem Werke unter anderm auch den sehr löblichen Zweck verfolgt, den Kurfürsten von jenem Uebermaß von Verdienst zu befreien, welches auf seine Person fälschlich gehäuft ist, damit er nicht durch die colossalen Dimensionen seines Ruhms als etwas Uebermenschliches erscheine. Gern erkennen wir diesen Gedanken als höchst berechtigt an, sowie das Bestreben, dem preußischen „suum cuique“ gerecht zu werden, mit Sehnsucht erwarten wir die Biographien Schwerin's und Jena's — manches Anderen nicht zu gedenken; aber gerade deswegen müssen wir hinsichtlich dieses Planes, dem wir freilich weit geringere Bedeutung beimessen, als Erdmannsdörffer, den Kurfürsten in seine Autorrechte wieder einzusetzen.

Den Plan, einen norddeutschen Bund defensiver Natur zu gründen, hat der große Kurfürst im Jahr 1647 gefaßt, als er vollkommene Berechtigung hatte und nach längerer Pause, in der die Unterhandlungen selten ganz ruhten, auf Waldeck's Rath wieder aufgenommen, mit demselben ungünstigen Erfolge, wie zuvor. Mit wenigen Worten giebt Erdmannsdörffer selbst an (p. 188), daß bereits im Jahre 1647 der Kurfürst mit den braunschweigischen Herzögen und dem sächsischen Kurfürsten Verhandlungen anknüpfte: warum er von Hessen-Kassel, Magdeburg, Altenburg und Mecklenburg schweigt, ist nicht abzusehen, da sich aus den „Urkunden und Actenstücken“ ergiebt, daß auch diese als Bundesgenossen in Aussicht genommen waren. Wenn nun Waldeck's Project von 1653 mit dem des Kurfürsten von 1647 identisch ist, so schwindet Waldeck's Ruhm in das höchst zweifelhafte Verdienst zusammen, die Sache wieder angeregt zu haben und auch dies wird noch dadurch geschmälert, daß die Verhandlungen mit den Braunschweigern

schon vom Januar bis Juli 1652 währten und Waldeck's Memoire erst im December 1653 ausgearbeitet ist.

Nun sind beide Projecte in Bezug auf die Persönlichkeiten der in's Auge gefaßten Theilnehmer in der That fast identisch, weniger hinsichtlich der Tendenz: gerade an dieser werden wir zeigen, wie gering die wirkliche Begabung Waldeck's ist. Als weitere Mitglieder des Bundes schlug Waldeck vor: Kurpfalz, Pommern, Bremen und Verden, d. h. Schweden; ferner sollten neben den Grafen von Oldenburg, Ostfriesland, Lippe, Bentheim, der Wetterau noch die Städte Lübeck, Nürnberg, Straßburg, Augsburg und Regensburg gewonnen werden. Wir wollen darauf kein Gewicht legen, daß die letztgenannten Städte nicht in Norddeutschland liegen, die Allianz also doch nicht ganz nach einem geographischen, vielmehr nach einem religiösen Princip gemodelt war; sehen wir uns das Beiwerk an, durch welches Waldeck den ursprünglichen Bund erweitern wollte. Von einer Verbindung mit den genannten Grafen war das Heil Brandenburgs schwerlich zu erwarten, von einer Mitgliedschaft des deutschen Reichsstandes Schweden nur Unheil. Das konnte selbst ein mittelmäßiger Kopf leicht einsehen und mit Recht hatte der Kurfürst 1647 gerade vor Schweden seine Absichten sorglich geheim gehalten. An den Beitritt von Kurpfalz glaubte Waldeck selbst nicht, — er spricht es offen aus — ob die süddeutschen Städte zu irgend welcher thätigen Bundeshülfe geneigt und im Stande waren, sie zu leisten, war mindestens sehr zweifelhaft. Daß Waldeck's Erweiterungen Verbesserungen waren, wird nur der behaupten, welcher vergißt, daß eine Großmachtspolitik nur dann am Platze ist, wenn die realen Unterlagen derselben nicht fehlen. Der Bund von 1647 sollte einen defensiven Charakter haben, Waldeck's Erweiterungen beabsichtigten, sehr zur Unzeit, ein offensives Vorgehen. Wir halten es nicht, wie Peter, für bewiesen, daß Waldeck wirklich daran dachte, „an der Spitze des norddeutschen Bundes der spanischen Macht auf dieser Seite des Meeres die letzte Oelung zu geben," sonst müßte er für alles andere, als ein Genie gelten. Und da soll nun neben „der klaren Consequenz dieses genialen, wie energischen Geistes" der Kurfürst erscheinen als „unsicher und im Dunkeln tappend!" In so luftigen und windigen Regionen sich zu bewegen, liebte der Mann freilich nicht, der den brandenburgischen Staat gegründet hat: in der Zeit von 1647—1653 hatte er Gelegenheit genug, über die Opferwilligkeit der kleineren Reichsstände gründliche Erfahrungen zu machen.

Schon in Erdmannsdörffer's Vorrede, weit mehr noch in einigen Recensionen ist zwischen den Zeilen zu lesen, daß der Reichsgraf von Waldeck für einen Vorgänger des großen Staatsmannes gelten soll, der den modernen norddeutschen Bund geschaffen hat. Wenn es nun gerade die Eigenthümlichkeit dieses Mannes ist, den Zeitverhältnissen gerecht zu werden und immer

nur das zunächst Erreichbare in Angriff zu nehmen, so ist Graf Waldeck eher das Gegentheil, als das Gegenbild eines genialen Politikers, auf jenen höchst unsicheren Fundamenten wollte er nicht ein provisorisches Nothgebäude errichten, sondern — wenigstens nach Erdmannsdörffer's Ansicht — „für eine Partei kirchlich und politisch gleichgesinnter Reichsstände" (nach letzteren hätte man wohl vergeblich gesucht) ein sicheres Obdach erbauen, welches den Stürmen von innen und außen trotzen könnte.

Man wird zugeben, daß wir Erdmannsdörffer's Werk mit Recht für ein gefährliches erklärten. Es enthält so viel Neues und Interessantes, macht so merkliche Fortschritte gegen ähnliche Arbeiten, daß ein Jeder, der sich über die brangenburgische und Reichsgeschichte von 1648—1658 nur einigermaßen unterrichten will, dies Buch durchstudiren muß; es ist aber geeignet, über die Förderer und Förderung der brandenburgischen Politik bedenkliche Irrthümer zu verbreiten, die — wie es häufig geschieht — aus der liebevollen Hingabe des Verfassers an seinen Gegenstand entsprungen, ihm eher zur Ehre, als zum Vorwurfe gereichen. Denjenigen Herren Recensenten aber, welche das Buch in allen seinen Theilen für eine sichere Grundlage aller einschlagenden Studien halten, weil es auf archivalischen Quellen — von allerdings unleugbarem Werth — beruht, möchten wir ein gründliches Studium der gedruckten „Urkunden und Actenstücke" dringend empfohlen haben.

W. Boehm.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Deutschland und die Niederlande. Aus Holland. Zwischen Deutschen und Niederländern herrscht eine traurige Empfindlichkeit, die sich auf Seiten der Niederländer zu einer krankhaften Reizbarkeit gesteigert hat. Aber es sei fern von uns, zu verschweigen, daß man in Deutschland auch einen Theil der Schuld trägt. Man hat sich da gewöhnt, auf Kosten der Niederländer so viel wie möglich zu lachen. Nun ist es wahr, daß wenn ein Deutscher etwas in niederländischer Sprache Geschriebenes mit deutscher Betonung und Aussprache liest, dies etwas sehr Komisches hat. Zudem erzählt man sich in Deutschland einige sonderbare Stellen aus der holländischen Bibel, die sich weder in der neuen noch in der alten Uebersetzung finden, und allerdings nur abgeschmackt klingen. Eine nähere Bekanntschaft mit dieser Sprache indessen — so darf man sie nennen, insofern sie eine gar nicht unbedeutende Literatur hat, die freilich je länger, je weniger eigenartig ist — läßt darüber ein ganz anderes Urtheil fällen. Sie klingt auch eben nicht

unschön, weil kräftig, und hat etwas naiv liebenswürdiges, treuherziges. Von allzu abgeschlossener Einförmigkeit, die originellem Schaffen und selbstständigem Denken wohl hier und da hinderlich, ist sie nicht ganz freizusprechen. Doch um das zu bemerken, dazu gehört tieferes Eindringen. Nimmt man sich nun nicht die Mühe sie kennen zu lernen, was für einen Deutschen gar nicht beschwerlich ist, so sollte man doch nicht das, was man eben nicht versteht, lächerlich machen. Ebenso ist es mit vielen holländischen Sitten und Gebräuchen. Man erhält die Kunde darüber von Reisenden, die das eigenthümliche Land durcheilen, dies und jenes, was sie gesehen, erzählen oder als Reiseerinnerung niederschreiben und mit ein wenig Uebertreibung eines dankbaren und lachenden Publicums gewiß sind. Denn aus ihrem Zusammenhange gerissen, erscheinen die hiesigen Sitten oft komisch oder altmodisch. Betrachtet man sie aber im Zusammenhange mit der höchst eigenartigen Natur des Landes, deren Wunder erst ein längerer Aufenthalt enthüllt, so erscheint das, was komisch und altmodisch aussah, nur nothwendig und ehrwürdig. Wenn man in Deutschland erzählt, daß in den holländischen Städten die herrlichsten Trottoirs aus Marmor und Ardennenkalk durch eiserne Geländer den Fußgängern unzugänglich gemacht sind, so erscheint dies nur als alberne Schonung des dann besser nicht dorthin zu bringenden Materials. Doch ist diese Einrichtung wegen der großen tiefgehenden Fenster nöthig, da man meist die Stuben zu gleicher Erde bewohnt. Die Fenster aber macht man so groß, um leichte Wände zu haben und diese dürfen nicht schwer sein, weil das Fundamentiren solcher in dem angeschwemmten losen Boden sehr kostbar und mühselig wäre. Deshalb gehören die Trottoirs auch zum Areal des Hauses. Mit Erstaunen sieht man oft Wege, welche durch beiderseits in breiten Reihen wechselnde Erlen- und Eschenbüsche zu den herrlichsten Laubengängen umgestaltet waren, auf einmal ihres Schmuckes beraubt, obwohl die Stämmchen der Büsche noch nicht armdick waren. Man hält solches Abholzen geradezu für Muthwillen, wenn man nicht weiß, welche Menge von Reißholz alljährlich zu Faschinen nöthig ist, um die das Bestehen Hollands sichernden Wasserbauten in Stand zu halten. Und so vieles. Vor allem die zahllosen durch das, sozusagen, allzu vertraute Zusammenleben des Menschen mit dem Wasser hervorgerufenen Gewohnheiten, zu denen als nicht die letzte die sprichwörtliche Reinlichkeit gehört, die trotz der mit allem Reinmachen namentlich für die männliche Bevölkerung verbundenen Unbequemlichkeit, doch äußerst wohlthuend und nur in den allerseltensten Fällen lächerlich erscheint. Wenn nun auch noch die Reisenden einfach das was sie gesehen, erzählten und beschrieben: aber mit dem „europäischen China" glaubt man nicht viel Umstände machen zu müssen. Was soll man dazu sagen, wenn eines der angesehensten Mitglieder des

Reichstages, Braun (Wiesbaden), in einem so verbreiteten Blatte wie die Gartenlaube, Beobachtungen aus dem holländischen Leben zum Besten gab, die er bei einem kurzen Aufenthalte in Rotterdam auf einer Reise nach England sammelte. Er schildert eine Abendgesellschaft. Die Stube ist in Erwartung der Gäste in schönster Ordnung. Da steht eine Uhr auf dem Kaminsims, einen Mohren vorstellend, der bei jedem Pendelschlag die Augen bewegt, auf dem Tische eine Lampe in Gestalt eines Elephanten, dessen Körper eine Spieluhr enthält, die aufgezogen ist und unerwartet erklingen wird, wenn die Gäste versammelt sind. Da brennt im Mai ein lustiges Feuer im Kamin, die Herren setzen sich darum und beginnen, den Damen den Rücken zukehrend, gleich mit Wein trinken rc. Es ist alles so beschrieben, als habe es der Verfasser selbst erlebt, freilich Niemand sonst, welcher in einer auch nur halbwegs gebildeten holländischen Familie jemals einen Abend zugebracht hat. Natürlich; denn der Verfasser hat seine Reiseerinnerungen aus einem holländischen Buche wörtlich übersetzt, wovon der Leser nichts erfährt, ist aber unglücklicher Weise an die Camera obscura des Humoristen Beets gerathen, der pseudonym unter dem Namen Hildebrand schreibt (dessen Schriften uns übrigens auch in anderen deutschen Büchern in Uebersetzung ohne Angabe der Quelle begegnet sind) und scheint nicht bemerkt zu haben, daß er etwa dasselbe thut, wie ein Ausländer, der deutsche Zustände, die Jobsiade übersetzend, seinen überraschten Landsleuten schildern wollte. Man halte mir nicht entgegen, daß es die Holländer ja gerade so machen; dadurch wird Unwahrheit nicht wahr! So etwas muß die Holländer mit Recht empören, denen ihre Heimath und deren Gebräuche zu lieben ebenso wohl ansteht als uns. Wir finden doch die Sitten unserer Voreltern, selbst wo wir Grund haben, sie zu verwerfen, nicht im Mindesten lächerlich. Und in Holland trifft man noch genug aus der guten alten Zeit. Daß sich Holland einigermaßen abgeschlossen hat, was wir nicht vertheidigen wollen, hat diese Zustände erhalten. Doch setzt die Möglichkeit dieses sich Abschließens namentlich für ein so kleines Land bedeutenden Fond voraus und erklärt sich nur zum Theil aus der Landesnatur. Ein Völkchen, das von Nichts, von der See aus, sein Land der damals gewaltigsten Macht der Welt entriß, das eine Blüthe der Malerei aufzuweisen hat, die sich fast der italienischen zur Seite zu stellen vermag, das, was neuere Funde wahrscheinlich machen, der Entwickelung der deutschen Musik mit die Wege hat bahnen helfen, das seit seiner Befreiung bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem übrigen Europa in den Wissenschaften voranging, dessen Provinzen und Städtenamen wir in allen Theilen der Erde von ihren Entdeckern nach dem Vaterlande benannt wiederfinden, solch ein Völkchen sollte man, wenn sein Fortleben auch noch entschiedener im Rückschreiten wäre, doch etwas vorsich-

tiger und gerechter beurtheilen. Wir dürfen mit Genugthuung aussprechen, daß dies je länger je mehr geschieht.

Die nächste Folge der deutschen Uebertreibungen und Entstellungen ist die größte Empfindlichkeit der Holländer gegen alles, was in Deutschland über sie und ihr Land geschrieben ist. Da spricht sich ein deutscher Schriftsteller sehr anerkennend über holländische Wasserbauten aus und rühmt dabei die Zähigkeit der Niederländer. Ein dieser Nation angehörendes Journal nimmt davon wohlgefällig Notiz, ärgert sich aber doch dabei über den Ausdruck taai (zäh). Der neueste Gothaische Almanach theilt die germanischen Völkerschaften in drei große Gruppen, in deutsche, anglo-saxonische und skandinavische und rechnet, vollkommen richtig, die Niederländer zur deuschen Gruppe. Darauf hin erhielt der Redacteur des Almanachs eine Reihe derartig grober und beleidigender Briefe, daß er es mit seiner Ehre als Deutscher nicht vereinbar hielt, auf solche Auslassungen zu erwidern. So wird Alles, was in Deutschland in Bezug auf Holland gesagt oder gethan wird, mit dem größten Mißtrauen aufgenommen und, wenn irgendwie bedenklich, zur größten Aufregung der Hörer und Leser colportirt.

Die Möglichkeit der Annexion Hollands durch Deutschland, die bei solchen Gelegenheiten dann als drohend hingestellt wird, steigert diese Aufregung so, daß von ruhigem Erwägen nicht mehr die Rede sein kann. Daß Deutschland, oder, wie man lieber räsonnirt, weil sich dann erwünschte Folgerungen bequemer ergeben, Preußen in kürzester Zeit einen Angriffskrieg gegen die Niederlande beginnen werde, daran ist gar nicht zu zweifeln. Niederland hat ja Seehäfen, Flotte und Colonien und die hat Preußen zu seiner Machtentfaltung nöthig. Da hilft keine Einrede. So hat denn, mit wenigen Ausnahmen, die niederländische Tagespresse Deutschland gegenüber sich eines Tones befleißigt, der an Gehässigkeiten und gemeinen Schimpfereien bei vollkommener Unkenntniß deutscher Verhältnisse Unglaubliches geleistet hat. Namentlich würzten die wöchentlich erscheinenden Artikel des Utrechter Professor Quak die Sonntagsausgabe des Rotterdamer Courant mit Ausfällen gegen Deutschland und da man in Holland etwas unselbständig zu Werke geht, so ersparte genannter Herr seinen Lesern, wenn möglich, keine der irgendwo gegen Deutschland und seinen Kaiser zum Besten gegebenen Gehässigkeiten; er wußte sie mit beneidenswerther Erfindungskraft immer giftiger zu machen. Nach der Einnahme von Paris hat sich auch dieser Schreihals endlich sehr gemäßigt. Zeitungen, die einen würdigen Ton einhalten, dessenungeachtet, wann und wo es schicklich ist, die Berechtigung der niederländischen Nation als solcher sehr entschieden hervorkehren, wie das in Haag erscheinende „Vaterland" und das Amsterdamer Allgemeine Handelsblatt, nennt man kurzer Hand preußisch. Die überaus reiche, vorwiegend

von der Uebersetzung ausländischer Arbeiten sich nährende Journalliteratur thut eifrig im Schimpfen mit. Zwei bis drei Zeitschriften dürfen wir jenen beiden Blättern als maßvoll und nicht ungerecht redigirt an die Seite stellen, die anderen zu lesen ist allemal unerquicklich. Namentlich ist es die jetzt in populärer Darstellung bis zur Ermüdung ventilirte Darwin'sche Theorie, die jedesmal eine billige Gelegenheit giebt, der deutschen Bildung und der sie tragenden Nation einen antediluvianischen Platz anzuweisen, weit, weit unter der so himmelschreiend unterdrückten französischen.

Dies kann nun nicht sehr erstaunen, wenn man hört, wie man sich in Holland seine Ansichten über Deutschland bildet. Ueberall begegnet man etwa folgender lustigen Logik. Dem dritten Worte im Munde der Holländer: Holland ist das Land der Freiheit, folgt wie Nacht dem Tage als viertes: Aber Deutschland ist das Land der Sclaverei, im schlimmsten Sinne despotisch regiert und dem Willen Bismarck's widerstandslos unterworfen. Weil nun Deutschland Preußen ist und also umgekehrt, es aber in Preußen geradezu lächerlich sein würde, von einer freien Presse zu reden, vielmehr alle Blätter sclavisch, mithin Organe der Regierung sind, so genügt es, eins zu lesen, dann hat man die Gesinnung aller, die Gesinnung Deutschlands. Was nun in einem solchen Blatte vielleicht holländischem Denken unbequem ist, das nimmt man sich die Freiheit zu verschweigen oder in einem freien Sinne wiederzugeben. Dazu kam nun noch, daß die dazu nöthige Auswahl bis vor Kurzem in der Hand der Zeitungsredactionen lag; denn auf ausländischen Zeitungen lastete ein sehr hoher Stempel, der erst neuerdings aufgehoben ist. Deshalb las man kaum ausländische Zeitungen, und die Cölnische Zeitung, „das officielle Organ der preußischen Regierung", wie sie neulich in einer ausführlich auf deutsche Verhältnisse zu Nutz und Frommen der Leser eingehenden Broschüre genannt wurde, war es, die der niederländischen Zeitungsküche meist die Rohstoffe liefern mußte. So hat man sich denn einigermaßen verkehrte Vorstellungen von deutschem Leben und Einrichtungen gebildet. Und doch hatte man alle Mittel, richtige zu erhalten. Man versteht genug Deutsch, reist genug in Deutschland, man könnte, wenn man wollte, recht gut über deutsche Verhältnisse unterrichtet sein. Statt dessen macht man, vielleicht zur Revanche, Deutschland nur zu oft lächerlich. Man hat für den Deutschen den Spottnamen „Mof", dessen Erklärung mir nicht bekannt ist, und für sein Vaterland mit unverkennbarem, nicht gerade schmeichelhaftem Anklange den „Mofrika". Doch hindert das nicht, Einrichtungen aus dem verachteten Lande oft genug herüber zu nehmen. Man richtete den Unterricht nach deutschem Muster ein, berief deutsche Lehrer, hat überhaupt gern deutsche Arbeiter, debattirt jetzt über die Einführung der preußisch-deutschen allgemeinen Wehrpflicht, die indessen das jetzt zu Recht bestehende Loos- und

Stellvertretersystem wegen des Widerwillens der besitzenden Classe kaum wird verdrängen können, und redet sich dann schließlich bei Allem vor, man habe das ausländische Muster gar nicht befolgt. So weit geht indessen die Achtung vor deutscher Wissenschaftsübung, daß ein junger Gelehrter am Besten ein Semester oder Jahr sich an eine deutsche Universität begibt; dann gilt er als für alle wissenschaftlichen Stellen befähigt. Solche thatsächliche Anerkennung wird aber in Worten lieber nicht zugegeben. Mit welchem Maße man überhaupt mißt, zeigt, daß man das einem jüngst verstorbenen Utrechter Professor deutscher Abstammung nachgerühmte Wort, daß er längst aufgehört hätte, deutsch zu fühlen, in allen Zeitungen mit Behagen und Anerkennung verbreitete, zugleich mit der Nachricht, daß in London lebende Niederländer sich zu engerer Vereinigung zusammen gethan hätten und so Niederländer im Auslande doch einmal ihre Abstammung nicht vergessen hätten! —

Zu der Furcht vor Annexion müssen noch einige andere, die Stimmung Niederlands erklärende Momente hinzukommen. Sie scheinen im Folgenden zu liegen: Das reiche, auf sich beruhende und wohl in seiner selbstgewählten Abgeschlossenheit allzu stolz gewordene Holland war lange Jahre gewohnt, neben dem Auswurfe Deutschlands, der so oft kam, um sich als Soldat nach Indien anwerben zu lassen oder auf andere Weise sein Glück zu probiren, eine Menge armer, aber braver und arbeitsamer Menschen aus Deutschland in seine Grenzen ziehen zu sehen. Auswanderer, leider auch wohl Menschenverkäufer, nahmen ihren Weg so oft über Holland. Dazu fehlte es nicht an politischen Flüchtlingen, deren Anschauungen, wenn sie auch nur den retrograden Regierungssystemen galten, von den Holländern unwillkürlich auf das ganze Deutschland übertragen wurden. Alle diese Einwanderer waren begreiflicherweise nicht geeignet, viel Sympathien und Bewunderung für Deutschland den Holländern einzuflößen, die im Allgemeinen in der Lage sind, den Werth des Geldes über den der Arbeit zu stellen. Denen, die nicht in dieser glücklichen Lage waren, kam dagegen die sehr erfolgreiche Concurrenz deutscher Arbeiter sehr unerwünscht. So ist zu verstehen, wie in Holland bis zum Jahre 1866 über Deutschland gedacht wurde. Nun war der Uebergang von dem mehr dem Auslande, als dem Inlande liebgewordenen deutschen Bunde zum norddeutschen zu jäh, als daß man ruhig hätte überlegen können. Dazu kam die Nachbarschaft der jungen, allzu respectabeln Macht, vielleicht auch durch den Krieg und seine Folgen Holland aufgelegte finanzielle Verluste, dann gar der Schwindel erregende Krieg von 1870—71, und so wird man Momente genug haben, die das Auftreten Hollands nicht allzu streng beurtheilen lassen. Fügen wir das etwas unselbständige und jedenfalls nicht allzu rasche holländische Denken hinzu, ferner die Schwierigkeit, die für den Deutschen selbst so unverständlichen Verhältnisse der deut-

schen Vormacht zu begreifen, die ihre deutsche Sendung antrat, ohne mit ihrem dieselbe verneinenden Systeme zu brechen, so wird man die Gesinnungen gegen Deutschland erklärlich finden. Aber das müssen wir von den Holländern auf das Entschiedenste, schon in ihrem eigenen Interesse, fordern, daß sie das kindische, unwürdige Schimpfen endlich zu Hause lassen, daß sie sich lieber mit Erringung genauerer Kenntniß des deutschen Wesens abgeben um die Sympathien, die in Deutschland alle, die nach Gleichem streben, ihren freiheitlichen Bestimmungen und Gesetzen entgegenbringen, nicht durch die liebloseste Ungerechtigkeit so viel wie möglich zu vermindern.

Uebrigens ist dies Verlangen von den besten und tüchtigsten Köpfen in Holland schon seit Jahren gestellt. So schrieb der Staatsmann, dem jetzt die Leitung der Geschicke Hollands zum drittenmale anvertraut ist, Thorbecke, bereits im Jahre 1837 Folgendes als Antwort an Professor Leo, der damals nähern Anschluß Hollands an Deutschland verlangte (1860 ward diese Antwort in seinen „Historischen Schetsen" und vor einigen Wochen im „Amsterdamer allgemeinen Handelsblatt" abermals abgedruckt):

„Es gibt kein Land, womit wir staatswirthschaftlich so viele gemeinsame Interessen haben, wie Deutschland. Folgt hieraus, daß wir uns einverleiben lassen müssen in den deutschen Staatskörper, oder Mitglied werden des deutschen Bundes? Im Gegentheil. Wir können sehr gut, unabhängig neben Deutschland, mit und für Deutschland handeln; aber wir können uns nicht anders, als auf Kosten unserer eigenartigen Kraft und Bestimmung, als durch Aufgeben dessen, was wir uns selbst und andern schuldig sind, Deutschland, als Theil des Ganzen, unterordnen. Wir wollen nicht aufzählen, was Deutschland der Republik zu danken hat. Seien wir lieber dankbar, als Dank heischend. Man vergönne uns nur die Frage, ob die Republik, was sie im Allgemeinen, was sie im Besondern für Deutschland selbst war, hätte sein können, wenn sie ein deutsches Land gewesen wäre."

„Was so wahr ist auf dem politischen und diplomatischen Gebiete, gilt ebenso in Sprache, Wissenschaft und Kunst. Indem wir unsere Individualität zu entwickeln trachten, ohne Verband oder gar im Streit mit dem deutschen Genius, verkennen wir die Grundlage unserer Nationalität und die mächtigste Hilfe unseres Könnens. Wir haben einen gemeinsamen Mittelpunkt mit Deutschland, obwohl auch einen Mittelpunkt in uns selbst; nicht in demselben Ton, aber in Harmonie mit Deutschland einzusetzen. Unterschieden, nicht abgesondert, haben wir unseren Theil des großen Familiengutes zu verwalten und zu verwahren."

„Deutschland ist ein unermeßlicher Arbeitsraum, der unserige ist beschränkt. Wir können weder alle deutschen Stoffe zu den unserigen machen, noch verarbeiten. Viele seiner Erzeugnisse müssen wir als fremde Früchte,

ohne sie darum weniger hoch zu achten, in der Form, wie sie uns dargeboten werden, betrachten und genießen, das hindert aber nicht, daß unermeßlich viel bleibt, worin wir Deutschland als Lehrer erkennen. Gibt es deshalb nichts, was wir durch uns selbst, auf unsere Weise in's Leben rufen können? Dürfen wir deshalb unseren Erzeugnissen nicht unseren Gehalt und unsere Form geben?"

„Daß wir das vermochten, hat die Geschichte gelehrt, in einer Zeit, wo weder Mitwirkung noch Modell bei unseren deutschen Brüdern zu finden war. Und nun unter Beistand und Führung des deutschen Geistes sollten wir es nicht mehr können? Wir sollten, weil es neben uns am deutschen Himmel hell geworden ist, nicht mehr aus eigenen Augen sehen?"

Das ist andere Sprache, wie die in Holland gewohnte. Doch glauben wir, daß die darin ausgesprochenen Anschauungen, die bereits in einem immerhin nicht kleinen Theile der Gebildeten leben, in dem größten Theile der Bevölkerung so gut wie nicht vorhanden sind.

Ein Confliktchen. Aus dem Fürstenthum Ratzeburg. Hätte unser Ländchen und dessen Verfassungsmisère nicht schon wiederholt zu Debatten im weiland norddeutschen Reichstag Veranlassung gegeben, so würde vielleicht mancher Leser erst ein geographisches Handbuch ergreifen müssen, um sich über die Lage des Fürstenthums Ratzeburg im Reich zu orientiren. Da würde er erfahren, daß unser Duodez-Fürstenthum eine räumlich getrennte, staatsrechtliche Pertinenz des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz ist, die neuerdings die Impertinenz beging, zu verlangen, daß in diese seine Zugehörigkeit, die doch nur auf Personal-Union basirt, einige Ordnung gebracht und dem verfassungslosen Zustande des Ländchens ein Ende gemacht werde. Denn in der That war in unserem Fürstenthum die Verheißung der deutschen Bundesacte, die jedem Bundesstaat die Segnungen einer landständischen Verfassung in Aussicht stellte, niemals zur Wahrheit geworden, da dasselbe nicht einmal an den „verfassungsmäßigen" Zuständen der Großherzogthümer Mecklenburg einen Antheil hatte. Es ist bekannt, daß wir Ratzeburger in Berlin mit unserem Verlangen nach Herstellung solcher Zustände besser fuhren, als die Mecklenburger. Während diese mit genauer Noth im Reichstag die Majorität für ihre immer wiederkehrenden Petitionen um Abstellung der Verfassungsnoth erlangten, beim Bundesrath aber nicht durchzudringen vermochten, erlebten wir das kaum Gehoffte, daß der Bundeskanzler Serenissimo Strelitziensi einen freundlichen Wink gab, Se. Kgl. Hoheit möchten den Wünschen Ihrer getreuen Ratzeburger billige Rechnung tragen, und in welcher Weise denselben deferirt, nach Berlin berichten lassen. Wohl oder übel mußte man also daran gehen, eine „Verfassung" für das Fürstenthum auszuar-

beiten, die denn auch mittels Allerhöchsten Rescripts vom 6. November 1869 dem Lande octroyirt wurde. Freilich war sie auch darnach geworden. Als Communalordnung hätte man dieselbe vom conservativen Gesichtspunkt aus allenfalls gut heißen können, aber was man im politischen Sinne unter der Verfassung eines Landes, und wäre es klein, wie Ratzeburg, versteht, vermochte auch der Bessergesinnte in ihren dürftigen Bestimmungen nicht zu erblicken, wenn er sie nicht durch die gefärbte Brille der Strelitzer Regierungsmänner betrachtete. Die Folge der Octroyirung war die, daß die vom Advocaten Kindler geführte Verfassungspartei zwar die in der Verfassung vom 6. November 1869 vorgesehenen Wahlen vornahm, aber die Mehrzahl der gewählten Vertreter machten ihr Erscheinen in der Landesversammlung von der vorgängigen Erklärung der großherzoglich-fürstlichen Regierung abhängig, daß dieselbe bereit sei, wegen wesentlichen Modificationen der Verfassung mit den Vertretern in Unterhandlung zu treten. Eine solche Entwicklung lassen die Herren, die in Neustrelitz am Staatsruder sitzen, sich aber so leicht nicht abtrotzen, am wenigsten von ein paar hundert dummen Bauern, welche den Kern der Oppositionspartei bilden. Nachdem die Regierung den von ihr selbst für die Einberufung der Vertreter verfassungsmäßig bestimmten Februar ungenutzt hatte verstreichen lassen, ging einige Monate später ein Gebot aus, das den 21 Mitgliedern der Vertretung — drei erbgesessene Gutsbesitzer, drei Prediger, drei Pächter fürstlicher Dominialgüter, zwei Abgeordnete der Bürgerschaft und ein Abgeordneter des Magistrats zu Schönberg und neun Bauern — befahl, sich am 10. Juni v. J. in Schönberg unter dem Vorsitz des Oberlanddrosten Grafen v. Eyben, sozusagen des fürstlichen Statthalters hier zu Lande, zu versammeln und ihres Amtes zu warten. Aber, wer nicht kam, das waren die Bauern und Schönberger Bürger, so daß die Versammlung nicht beschlußfähig wurde und unverrichteter Sache auseinander gehen mußte. Da kam der Krieg, und in der allgemeinen Begeisterung, die sich auch bei uns der Bevölkerung in vollstem Maße bemächtigte, mußte billig die kleinliche Opposition gegen die wohlgemeinten landesväterlichen Intentionen des Großherzogs und Allerhöchst Seiner Regierung verstummen. Wenigstens mochte man dies in Neustrelitz erwarten und darauf rechnen, daß in so bewegter Zeit Niemand daran denken werde, gegen den Zusammentritt der Abgeordneten auf Grundlage der octroyirten Verfassung zu agitiren. Aber über der Wacht am Rhein, zu der sie ihre Söhne und Brüder ins Feld hinausschickten, vergaßen unsere wackeren Vertreter nicht die Wacht über des Landes Recht auf verfassungsmäßige Regelung seiner staatlichen Beziehungen zum Hauptlande, und als daher die Regierung einen zweiten Versuch machte, die Vertreter am 25. August in Schönberg zu versammeln, da mußte sie die unliebsame Erfahrung machen, daß die Opposition eher an Kraft gewonnen,

als verloren hatte und daß die Versammlung abermals nicht vollzählig wurde. Aber kein Baum fällt auf den ersten Hieb, und wenn er auch auf den zweiten noch nicht wanken will, sind aller guten Dinge drei, dachte man in Neustrelitz und wagte einen dritten Versuch, den Trotz der Bauern zu brechen. Den verfassungsmäßigen Termin für die Berufung der Stände ließ man mit dem Februar natürlich abermals verstreichen, ebenso den März. Aber am 19. April verkündete ein aus Schwerin datirtes Telegramm aller Welt, daß der Ratzeburger Landtag in aller Stille abermals und zwar schon auf den folgenden Tag nach Schönberg einberufen sei. Den Betheiligten war die Aufforderung, an der Versammlung Theil zu nehmen, schon 14 Tage früher zugegangen, und zwar in einer Form, die den deutlichen Wunsch der Regierung erkennen ließ, eine Verständigung anzubahnen. Die von der obersten Verwaltungsbehörde des Ländchens, der Landvogtei zu Schönberg, den einzelnen Vertretern zugegangene Einladung, datirt vom 6. April enthält die ausdrückliche Bemerkung, daß Verhandlungen wegen Erfüllung einzelner laut gewordener Wünsche des Landes stattgefunden haben, die jetzt durch die Vertretung zum Abschluß gebracht werden. Aber die Vertreter ließen sich nicht aufs Eis locken, da sie in jenem Schreiben eine präcise Erklärung über ihre früher formulirten Forderungen vermißten, und — horribile dictu — die Mehrzahl derselben, nämlich die 9 Bauern und 3 Schönberger, beantwortete die höfliche, beinahe bittende Einladung des der Landvogtei vorgesetzten Oberlanddrosten kurz und bündig dahin, daß sie auch jetzt nicht in der Lage seien, derselben Folge zu leisten, da ihnen auf die gegen die Verfassung erhobenen Beschwerden kein Bescheid geworden sei. Die drei Rittergutsbesitzer blieben stillschweigend zu Hause und so erschienen von den 21 verfassungsmäßigen Vertretern am 20. April in Schönberg nur 6: die 3 Domanialpächter und die 3 Pastoren, die aus nahe liegenden Gründen sich nicht an der Opposition betheiligen. Die abweisende Haltung der Uebrigen erscheint trotz des formellen Entgegenkommens der Regierung mehr als gerechtfertigt, so lange diese nicht zu einer materiellen Verständigung die Hand bietet; denn so lange ist ihre Renitenz das einzige Mittel, das ihnen geblieben ist, die factische Ausführung der als unbrauchbar perhorrescirten Verfassung zu hintertreiben. Hätte die Regierung wirklich den ernstlichen Willen, dem Lande gerecht zu werden, dürfte sie nicht anstehen, wegen Vereinbarung einer angemessenen Verfassung Unterhandlungen einzuleiten. Würden Abgeordnete des Landes oder auch immerhin der verschiedenen Stände ad hoc als constituirende Versammlung berufen, würden sie nicht anstehen, dem Rufe Folge zu leisten. Aber sie dürfen und wollen nicht eine octroyirte Verfassung vorher anerkennen, deren nachträgliche Amendirung bei den bekannten Tendenzen der Regierung höchst kläglich ausfallen würde. Sie wollen

und dürfen das Heft nicht aus der Hand geben, um nöthigenfalls das abermalige und dann nachdrücklichere Einschreiten der Reichsgewalt zu veranlassen, damit sie den schon einmal als unleidlich anerkannten Zuständen ein Ende mache. Zunächst freilich dürfte die Neustrelitzer Regierung ein letztes Mittel probiren und durch Auflösung der jetzigen Vertretung und Ausschreibung von Neuwahlen — wenn sie nicht vor dem constitutionellen Wesen eines solchen Vorgehens zurückschreckt — die Bildung einer fügsamen Vertretung versuchen. Aber für Wahlagitationen bietet das Fürstenthum Ratzeburg keinen Raum. Wie jedesmal bei den Reichstagswahlen, so wird das Volk auch bei etwaigen Neuwahlen zum eigenen Landtag wie Ein Mann zusammenstehen, wenn es nicht vorzieht, sich der Wahl ganz zu enthalten, um nicht ferner activ bei Aufführung einer Farce mitzuwirken, die lediglich darauf berechnet ist, den Bundesrath glauben zu machen, als sei dem Fürstenthum Ratzeburg die von ihm als unerläßlich bezeichnete Verfassung wirklich verliehen.

Berliner Briefe. I. Der Truppeneinzug; die Theater. — Die Berliner haben seit den Festlichkeiten, mit denen die Rückkehr des Kaisers gefeiert wurde, noch nicht wieder in Stimmung kommen können. Die Tage vom 17. bis 22. März hatten die Hauptstadt des neuen Reiches von ihrer glänzendsten Seite gezeigt. Bei der Begrüßung des Kaisers und des Kronprinzen, bei der Illumination des 22. März eine imposante Entfaltung der Volksmassen, die, ohne polizeiliche Bevormundung, sich unter einander in Ordnung halten, durch ihre Reden und die Gelegenheitsworte, die hin und her fliegen, zu erkennen geben, daß ihnen die Größe der durchlebten Ereignisse zu vollem Bewußtsein gelangt ist! Von den fröhlichen Schaaren der berliner Schuljugend, die den ganzen Abend des 22. über vor dem Rathhause Posto gefaßt hatten und nicht müde wurden, ihr „Heil Dir im Siegerkranz" oder ihre „Wacht am Rhein" und ihr Lied „Vom deutschen Vaterlande" immer auf's Neue wieder anzustimmen, bis zu den Colonnen verwundeter, in der Genesung begriffener Krieger, die ihre Baracken verlassen hatten und auf offenen Wagen, das rothweiße Kreuz voran, durch die Stadt fuhren, und bis zu den alten Invaliden, die sich in kleinen Trupps aufgemacht hatten, um am Anblick des neuen Glanzes die Erinnerungen des alten Waffenruhmes wieder lebendig werden zu lassen, war dies ein einziges, in einander greifendes Bild der Freude, des Hochgefühls der errungenen Einheit. In solchen Stunden gemeinsamer Feier werden auch diejenigen Theile des Volkes, die sonst ausschließlich von der Mühe des Tageserwerbes festgehalten, sich nur langsam für politische Fragen erwärmen, von dem Pulsschlag der Begeisterung ergriffen, und die großen Ideen der Völkerentwickelung streuen ihren unvergänglichen Samen in Aller Herzen.

Damals meinte alle Welt, daß diesen Festen ein anderes, das die Empfindungen des Volkes noch mächtiger anregen mußte, auf dem Fuße folgen würde. Man dachte nicht anders als daß der Einzug der siegreichen Truppen in wenigen Wochen stattfinden werde. Die Vorbereitungen waren im Gange, man nannte den 2. Mai ziemlich bestimmt als den festgesetzten Termin; Tausende von Fremden aus allen Gauen Deutschlands hatten ihre Wohnungen bestellt, selbst aus der alten Kaiserstadt an der Donau war ein Extrazug angekündigt, und gar Manche sparten die beste Verzierung ihrer Häuser für diese Gelegenheit auf, denn daß auch der äußere Schmuck der Straßen alles überbieten müsse, was bisher geleistet, galt in der Bürgerschaft als selbstverständliche Losung. Allein die Pariser haben den Berlinern vorläufig die Freude verdorben. Es war beschlossen worden, daß die preußischen Garderegimenter an dem Einzuge wenigstens durch starke Deputationen betheiligt sein sollten, denn die Garden, weiß man, sind diejenigen Truppentheile, die sich vornehmlich aus den „Berliner Jungen" recrutiren; außerdem war man der Garde einen Ersatz schuldig für die Enttäuschung, die ihr am 3. März vor der feindlichen Hauptstadt widerfuhr, als die unerwartet rasche Annahme der Friedenspräliminarien der Occupation von Paris statt nach sechs schon nach zwei Tagen eine Ende machte. Bis jetzt haben die politischen Verhältnisse sich so weit aussehend gestaltet, daß man kaum berechtigt ist, an eine baldige Heimkehr der Truppen zu glauben. Die Angelegenheit des Einzuges ist vertagt. Wer sich entsinnt, daß Kaiser Wilhelm, in einem berechtigten Zuge von Pietät, große politische Entschließungen oder patriotische Feste gern mit berühmten Gedenktagen der preußischen Geschichte verbindet, wird sich der Vermuthung hingeben, daß auch diesmal in derselben Weise verfahren werden dürfte. Als der nächste bedeutungsreiche Tage des preußischen Festkalenders würde sich der 31. Mai darbieten, der Tag der Thronbesteigung Friedrich's II. Es ist aber mehr als zweifelhaft, ob bis zu diesem Zeitpunkte alle Einrichtungen getroffen werden können, da man in den Kreisen des Generalstabes berechnet hat, daß wenigstens 4 Wochen dazu gehören, um die Truppen von ihren französischen Cantonnements an Ort und Stelle zu befördern. Weiterhin könnte der 18. Juni in Frage kommen, das Datum der Siege von Fehrbellin und Waterloo. Doch wolle man nicht unerwähnt lassen, daß sich schon jetzt zahlreiche Stimmen für den 3. August, Geburtstag Friedrich Wilhelm's III., aussprechen. Sollte dieser Tag gewählt werden, so würden die Anordnungen so geschehen, daß am 2. August die Truppen einziehen, während am 3. die Enthüllung des Reiterdenkmals König Friedrich Wilhelm's vor sich geht. Man kennt das Gewicht, das Kaiser Wilhelm auf diese Gedächtnißfeier für seinen Erlauchten Vater legt. Vor dem Ausbruch des Krieges äußerte er zu einigen Personen seiner näheren Umgebung, es sei sein innigster Wunsch,

diesen Tag noch zu erleben. Und in der That läßt sich nicht bestreiten, daß für eine Feier, welche durch Familienehrfurcht und Dankbarkeit des Volkes eine höhere Weihe empfängt, kein würdigerer Rahmen gedacht werden kann, als die niedergelegten Fahnen und Standarten einer von siegreicher Bezwingung des Erbfeindes zurückkehrenden Armee. Uebrigens wird die Industrie, die sich nothwendig an jeden massenhaften Fremdenzufluß in einer großen Stadt knüpft, durch die eingetretene Verspätung wenig beirrt. Noch kürzlich waren wir Zeuge, wie für ein Fenster „Unter den Linden“ für den Einzug gleichgültig, an welchem Termin er stattfände, 25 Friedrichsd'or und für einen nach der Straße gelegenen Salon in einem der ersten Hôtels 1000 Thlr. gezahlt wurden.

Dem öffentlichen Leben der Hauptstadt fehlt es, wenn man die Debatten des Reichstages abrechnet, augenblicklich an einem allgemeinen, alle gebildeten Stände gleichmäßig beschäftigenden Interesse. In den Productionen der Kunst, der Literatur, des Theaters herrscht eine Stille, wie sie selbst unter Berücksichtigung der Jahreszeit niemals vollständiger gewesen ist. Für diejenigen, die aus dem Felde zurückkehren, hat diese Thatsache etwas Auffallendes. Wer Monate hindurch unter den unmittelbaren Eindrücken einer riesenhaft fortschreitenden Zeit lebte, die den inneren Menschen mächtig verwandeln, seinem Gedankenkreise neue Bahnen eröffnen, und dann wieder die Heimath aufsucht, fühlt sich entfremdet, ja fast abgestoßen, wenn er die Erfahrung machen muß, daß sich die gewohnte Lebensathmosphäre nur wenig verändert hat. Zwar unsere Literarhistoriker und Volksschriftsteller, die sich auf die Wandelungen der Volksseele verstehen, haben die trostreiche Versicherung ausgesprochen, daß aus der neuen Grundlegung unserer staatlichen Gesammtheit eine Erneuerung deutscher Kunst, deutscher Dichtung, deutschen Geisteslebens überhaupt hervorgehen werde. Vorläufig aber läßt sich davon in der neuen Reichshauptstadt noch wenig spüren und man wäre beinahe versucht, an jenen glücklichen Verheißungen irre zu werden, wenn man sich nicht das geschichtliche Gesetz vergegenwärtigen müßte, daß die großen Processe der Cultur, die in der Regel mit politischen Umwälzungen beginnen und langsam vom Boden der gesellschaftlichen Zustände zur Herrschaft über die Geister emporwachsen, in den darstellenden Künsten, wie in der Poesie ihre Wirkungen nur allmälig äußern. Es vergeht auch jetzt noch in Berlin fast kein Tag, wo nicht den patriotischen oder nationalen Zwecken durch künstlerische Aufführungen gehuldigt wird. Ist doch Berlin ohnehin seit langer Zeit das Centrum für alle Arten von Wohlthätigkeitsveranstaltungen. Allein wer da meinte, daß nun auch den vaterländischen Absichten durch vaterländische Gaben entsprochen würde, befände sich in argem Irrthum. Man giebt z. B. ein Concert für das Augustahospital, diese neueste, von den vornehmsten Ständen begünstigte Schöpfung der hiesigen Krankenpflege, die sich durch ihre ange-

strengte Thätigkeit während des Krieges rasch zur Ebenbürtigkeit mit den älteren Anstalten aufgeschwungen hat. Das Programm aber gewährt der ausländischen Musik einen fast unbestrittenen Vorrang; man läßt zu Gunsten der Verwundeten eine Arie aus Verdi's „Traviata" singen, an deren Schluß das Publicum sich weiter nichts zu sagen weiß, als daß die ausübende jugendliche Sängerin heute noch reizender ausgesehen habe als je zuvor. Dieselbe Sache in den Theatern. Zwar haben während des Krieges sämmtliche Bühnen Berlins Versuche mit deutsch-nationalen, dem Stoffe der Zeitereignisse entnommenen Stücken gemacht, aber keine dieser Hervorbringungen hat sich dauernd in der Theilnahme des Publicums erhalten können, einzig ausgenommen ein Genrebild, „Rückblicke von Berlin bis Versailles" betitelt, das noch immer in dem Kroll'schen Theater paradirt, eine lose Aneinanderreihung einzelner Scenen, welche durch Aufzüge und andere Schaustellungen das Auge für das entschädigt, was der flache Text der Phantasie des Hörers vorenthält. Aus den vielen Theateranzeigen der bekannten Anschlagssäulen liest bis heute noch Niemand die Erschütterungen des Jahres 1870 heraus. Da schwingt nach wie vor Offenbach sein Scepter, es ergötzen die nothdürftig mit einigen zeitgemäßen Couplets aufgeputzten Berliner Possen, auch die französischen Sittenstücke sind nicht verschwunden, und augenbicklich versammelt sich die sogenannte gute Gesellschaft in der Friedrich-Wilhelmstadt, wo eine französische „Posse" gegeben wird, „Gavaud, Minard und Compagnie" von Edmond Gondinet, der die Unterhaltungslustigen nachrühmen, daß ihr pikanter Dialog, obwohl stark anrüchig, doch über die Maßen amusant sei. Das Victoria-Theater führt Herrmann Hendrichs in seinen Heldenrollen vor: ein Genuß, der an die besseren Zeiten des Berliner Schauspiels erinnern würde, wenn die mangelhafte Besetzung der übrigen Rollen nicht allzusehr darauf angelegt wäre, der Bravour des Gastes als Folie zu dienen. Wenn dann Experimente gemacht werden, die der Natur des Künstlers fern liegen, wie neulich mit einer Aufführung des Hamlet, so sinkt auch die Hauptfigur in das Komödienhafte herab. Dem Königl. Theater kann man die Anerkennung nicht versagen, daß es eifrig bestrebt ist, die Lücken im Personal des Schauspiels zu ergänzen. Doch fehlt es noch immer an einer jugendlichen Vertreterin des ersten dramatischen Faches, einem Heldenspieler und einem Darsteller komischer Rollen. Das Repertoire leidet auch hier an Stagnation. Den glücklichsten Wurf machte die Königl. Bühne noch mit einigen älteren, neu einstudirten Stücken, wie Gutzkow's „Herz und Welt" und Bauernfeld's Lustspiel: „Krisen". Dagegen schlug ein Versuch, das bisher den Theatern zweiten Ranges überlassene sociale Drama im Musentempel des Gensdarmenmarktes heimisch zu machen, fehl, — hoffentlich ohne die Intendanz von dem in jeder Beziehung gerechtfertigten Experiment ein und

für allemal abzuschrecken. Das fünfactige Schauspiel von Bernhard Scholz: „Eine moderne Million", um das es sich hier handelt, war schon vom zweiten Acte an im Urtheil des Publicums verloren, als sich herausstellte, daß das Stück nichts weiter sei als eine schwache Copie des „roman d'un jeune homme pauvre" von Octave Feuillet. Wenn ein deutscher Dichter, der die sociale Frage dramatisch behandeln will, seine Vorstudien bei den Franzosen macht, die in der Regel das Geschick haben, in ihren Gestalten den schärfsten Typus der Gesellschaftsclassen, denen sie angehören, herauszuarbeiten, so ist dagegen wenig zu sagen, wenn er aber seine Fabel, mit geringfügigen Abweichungen, dem fremden Vorbilde entnimmt und die ausgeprägte Characteristik desselben in seinen Personen schattenhaft verschwimmen läßt, so wüßte ich nicht, welch' härteren Vorwurf seine Muse treffen konnte. Herr Scholz will sein Publicum überzeugen, wie Talent, Bildung, Character, tüchtiges Streben im gesellschaftlichen Leben von ungleich höherem Werthe sind als Geld. Wer sollte ihm nicht beipflichten! Aber bisher haben wir noch immer darauf geschworen, daß ein Drama, um überhaupt einen Grundgedanken zu haben, an dem einmal eingeleiteten Thema mit Consequenz festhalten müsse. Wenn der Held des Stückes, nachdem er durch seine etwas schulmeisterliche Rhetorik das im Genuß des Reichthumes verflachte Herz der modernen Millionärin zur Umkehr bewegt hat, plötzlich Erbe eines ungeheuren Vermögens wird und der Knoten der Handlung erst durch dieses auf das Talent herabfallende Glück zur Lösung kommt, so fragen wir uns unwillkürlich nach dem Zweck so langer Auseinandersetzung. Der Dichter hat noch ein anderes Problem in sein Drama hineingezogen: die Frage des Duells. Der Held wird von einem albernen adeligen Gecken zum Zweikampf herausgefordert, er nimmt denselben an, die Secundanten sind bestellt. Plötzlich besinnt er sich, daß er kein Recht habe über sein Leben zu verfügen, da die Ernährung seiner hilflosen Mutter von demselben abhängt. Auf die Gefahr hin, der Feigheit geziehen zu werden, lehnt er die eingegangene Verpflichtung ab. Daß die Ehre der Gewissenhaftigkeit und des edlen Herzens mit den Vorurtheilen standesgemäßer Ehre in Conflict geräth, ist allerdings ein Stoff, der poetische Behandlung zuläßt. Aber besitzt dieses strebsame, gesinnungstüchtige Bürgerthum der modernen Tage wirklich so wenig Mannheit, daß es nicht den Muth haben sollte, ein brutales Intriguenspiel dem Schuldigen ins Gesicht an die Oeffentlicht zu ziehen, und die ohnehin ziemlich durchsichtige Maske dem Angreifer vor die Füße zu werfen? Die Resignation, zu der Herr Scholz seinen Helden fast zwei Acte hindurch verurtheilt, hat die Wirkung, daß die Gestalt desselben erheblich im Interesse der Zuschauer sinkt.

Die süddeutschen Volksvertreter wissen die Gastlichkeit des Nordens nicht genug zu rühmen. Das Fest, in welchem die Behörden der Stadt neulich die Mitglieder des Reichstages empfingen, war das ansehnlichste, das seit Jahren auf den Namen der Hauptstadt gegeben worden ist. Auch am Hofe erfreuen sich die Abgeordneten der größten Aufmerksamkeit. Für jede Gesellschaft beim Kaiser ergeht an sie eine beträchtliche Anzahl von Einladungen. Der Kronprinz bleibt mit dem Reichstag in lebhaftem Verkehr: er besucht häufig die Sitzungen desselben und empfängt Abends die Mitglieder desselben in größerem oder kleinerem Zirkel, wobei ohne Rücksicht der Parteien verfahren wird.

L.

Literatur.

Archiv für Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Richard Gosche. Leipzig, B. G. Teubner, 1870. Erster Band. 4 Hefte. — In diesem Archiv gelangt das literarhistorische Jahrbuch (1865), das nicht über den ersten Band hinaus gedieh, zu einer Auferstehung, die wir mit den besten Wünschen freudig begrüßen. Möchte diesem periodischen Werk nun auch ein wirkliches, in bestimmten Zwischenräumen sich regelmäßig manifestirendes Fortleben beschieden sein! Denn ein Unternehmen, wie es hier begonnen oder vielmehr erneuert wird, ist seit langem von dem Bedürfnisse der Fachgenossen gefordert worden; und gelingt es dem ernst strebenden Herausgeber, seine Grundsätze in einer ununterbrochen vorschreitenden Thätigkeit zur Geltung zu bringen, so wird seine Leistung wahrlich nicht den Fachgenossen allein zu gute kommen.

Der Literaturgeschichte, wie sie jetzt bei uns gepflegt wird, gebührt der Rang einer selbständigen Wissenschaft. In diesem Archiv sollen daher die immer reicher sich entfaltenden und immer weiter sich verzweigenden literarhistorischen Studien ein gemeinsames Organ erhalten. Zusammenfassende, mit bibliographischen Nachweisungen reichlich ausgestattete Uebersichten sollen uns über die Literatur der Gegenwart belehren, uns deren Entwickelung und Ausbreitung, so wie ihr abhängiges oder gegensätzliches Verhältniß zu den Geistesrichtungen und sittlichen Zuständen des Volkes erkennen lassen. Daneben soll die Einzelforschung unbehindert nach allen Seiten ausgreifen, bald sich in den enger gezogenen Grenzen der Nationalliteratur bewegend, bald über diese Schranken hinaus, die zwischen den verschiedenen Völkern waltenden literarischen Beziehungen ausspähend. Das Archiv soll demnach einen klaren Ueberblick über die gesammte, auf dem literarischen Gebiete herrschende Thätigkeit gewähren und diese zugleich selbst auf das wirksamste fördern.

Ob der vorliegende erste Band die sichere Gewähr für die würdige Erfüllung so edler Absichten bietet, darüber möchten wir für's erste jedes entscheidende Urtheil ablehnen. Ein derartiges Unternehmen sollte auch wohl nicht stückweise beurtheilt werden. Erst wenn es sich in einer längeren Folgezeit lebenskräftig erwiesen, läßt sich einigermaßen bestimmen, in wiefern seine Einwirkung der Wissenschaft heilsam gewesen. Der Herausgeber, von der Bedeutung und Würde seiner Aufgabe ernstlich durchdrungen, wird vielleicht am ersten zu dem Geständniß bereit sein, daß sich in diesem Bande manches zusammengefunden, was strengeren Forderungen nicht genügen kann. Wir dürfen hoffen, die unverbrüchlichen Rechte der Wissenschaft in Zukunft nachdrücklicher gewahrt zu sehen. Indeß bieten schon die vorliegenden Hefte Gehaltreiches genug, das für so manches Ungenügende vollkommene Entschädigung leistet. Abhandlungen von Steinhart, Gosche, Reinhold, Köhler legen die erfreulichsten Ergebnisse literarischer Beobachtung und Forschung dar; die Miscellen führen Anziehendes und Belehrendes aus allen Reichen der Literatur herbei. Im besonderen sei hier hingedeutet auf die Mittheilungen Schnorr's (S. 314), über die Parodie des Jacobischen Woldemar, und v. Loepers (S. 500). Dieser vielbewährte Kenner gibt hier erwünschten Aufschluß über ein Gedicht Goethe's, dessen Ursprung und dessen unverfälschte Form wohl selbst in der kleinen Gemeinde nur dem engsten Kreise der Eingeweihten bekannt waren. Die Uebersicht der neuesten fran-

zösischen Literatur, durch drei Hefte sich erstreckend, wird gerade jetzt zu mannigfachen und fruchtbaren Betrachtungen anregen. Der klagwürdige Verfall der französischen Nation, dessen staunende Zeugen wir sind, hat sich in der Literatur mit furchtbarer Deutlichkeit vorher verkündigt; auch hier haben die Ereignisse ihren grauenvollen Schatten vorausgeworfen, und in dem Heute der Literatur wandelt das Morgen der politischen Vernichtung.

Am Schlusse dieses Bandes beginnt der Herausgeber einen Ueberblick der literarhistorischen Arbeiten, welche die letzten fünf Jahre gebracht haben. Ein streng sichtendes Urtheil wird man hier zuweilen vermissen, nie jedoch den tüchtigen Fleiß und die zuverlässige Kenntniß. Ob es indeß auch den angestrengtesten Kräften eines Mannes gelingen wird, so weit ausgedehnte Gebiete in einer längeren Reihe von Jahren gleichmäßig zu durcharbeiten? — Doch, keine bänglichen Befürchtungen, vielmehr aufrichtige Wünsche für ferneres Gelingen!

Acht Briefe u. ein Facsimile v. Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, F. W. Grunow. 1871. — Zum Besten der deutschen Invalidenstiftung und zwar zum geringen Preise von 10 Neugroschen erscheinen diese Briefe, die früher in den Grenzboten gedruckt worden, nun besonders in wunderhübscher Ausstattung. Man möchte sagen, daß diese dem Inhalt völlig entspricht: kleines, übersichtliches Format, gleichmäßige Sauberkeit, elegante Feinheit, das war die Eigenthümlichkeit dieses liebenswürdigen, wohlerzogenen Künstlers. Die Briefe, den Jahren 34—39 angehörig, sind an eine Leipziger Kunstfreundin gerichtet und enthalten manche anziehende Bemerkung über dortiges wie über rheinisches Musikleben. Neue Züge zu dem Bilde Mendelssohns, wie es in der großen Briefsammlung sich darstellt, bietet dieser Nachtrag nicht, der Mann ist sich ja immer gleich geblieben, aber so wie er ist, lieben ihn ja noch Unzählige, denen daher die kleine Gabe nicht erst ans Herz gelegt zu werden braucht. a/D.

H. Kiepert. Karte von Deutschland in seiner Neugestaltung. 9. Aufl. Berlin, Dietrich Reimer. 1870. — Die Kartenzeichner haben jetzt eine unruhige Zeit, worüber sie gleichwohl nicht betrübt sein werden. Mit altbekanntem, unermüdlichem Fleiße sucht Kiepert mit den Ereignissen Schritt zu halten und versieht das Publikum in allen seinen Schichten mit graphischen Darstellungen unserer historischen Fortschritte in und außer dem Reiche. Das vorliegende, nur auf 5 Sgr. angeschlagene Kärtchen, im Dreimillionenmaßstabe gezeichnet, entstammt in der Grundlage schon der Zeit vor dem dänischen Kriege, was aber durch einen ebenso sauberen als bestimmten Auftrag der Farben völlig unschädlich gemacht wird. Uebrigens sind nicht bloß die Landes- und Reichsgrenzen, sondern auch die Eisenbahnen bis in die Gegenwart, ja letztere sogar bis in die Zukunft, soweit sie ihnen gesichert ist, eingezeichnet. Vor einer Correctur der französischen Grenze durch nähere Brüsseler Bestimmungen etwa über Belfort bewahrt diese Karte wohl ihr kleines Flächenmaß; so wird sie hoffentlich lange Zeit ein treues Bild des neuen friedlichen Reiches bleiben. a/D.

Ausgegeben: 5. Mai 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Unsere Friedensziele.

Niemand dürfte uns tadeln, wenn wir in einem Augenblicke, wie er so rein und so herrlich niemals in unserer Geschichte wiederkehren kann, dabei verweilten, den wohlerworbenen Ruhm mit vollen Zügen zu genießen, wenn wir die Augen schlössen wie vor der bitteren Noth der Vergangenheit, so vor den Sorgen und Gefahren, die der Zukunft Schooß in sich birgt, und nur der Größe der Gegenwart huldigten.

Doch es soll von uns nicht gesagt werden, wir könnten zwar die Tapferkeit unseres glorreichen Heeres bewundern, aber wären unfähig, seine Selbstbeherrschung und weise Voraussicht nachzuahmen. Was die Gegner, so blind sie auch sonst der Haß und so ungerecht die Wuth der Leidenschaft macht, an unseren Soldaten staunend anerkennen, ist die Pflichttreue, mit welcher diese am Morgen auch der entscheidendsten Siege unverdrossen die Waffen übten, der Ernst, mit welchem sie unbeirrt von allen erstrittenen Erfolgen stetig auf ihre Aufgaben sich vorbereiteten, als wäre noch nichts bisher geleistet worden, und der eigentliche Kampf erst im Beginne.

So mögen auch wir über dem bereits Vollbrachten nicht unsere künftigen Ziele vergessen, uns vielmehr erinnern, daß mit den Rechten auch unser Pflichtenkreis gewachsen ist und die Siege im Felde unfruchtbar bleiben würden, wenn wir es nicht verstehen, sie auch durch die friedliche Thätigkeit zu befestigen und weiterzuführen.

Es war am Abend der Kanonade bei Valmy, daß Goethe, von befreundeten Lagergenossen um seine Meinung befragt, die denkwürdigen Worte aussprach: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen.“ Wer von uns hätte nicht nach dem Tage bei Sedan und nach der Capitulation von Paris jener Worte gedacht, wer sie nicht unwillkürlich wiederholt?

Als unsere Heere zuerst die in einer Hand zusammengefaßte, geordnete Macht eines sieggewohnten Volkes zerschmetterten, als sie dann die gegen den Feind aufgerufenen elementaren Kräfte der Nation, schon einmal nach französischem Mythus die Retter des Staates und für das alte Europa angeblich unüberwindlich, mit gleicher Wucht zertrümmerten: da wurde es auch dem kurzsichtigsten Auge klar, daß in diesem Kriege kein Duell ausgefochten werde,

nach dessen Ende die Gegner einfach in die alten Beziehungen zurücktreten und alle Dinge unverändert wieder ihren früheren Lauf nehmen. Die unerhörte Niederlage der französischen Armeen und der ungeregelten Massen, welche als dqs Volk in Waffen sich unseren Soldaten entgegenwälzten, so sagte sich Jedermann, schließt vielmehr auch den Sturz der alten französischen Staatsmacht in sich und bedroht selbst die Fortdauer der Culturherrschaft, welche Frankreich unleugbar, wenn auch nicht so ausschließlich, wie der nationale französische Stolz wähnt, bisher ausgeübt hat. Die Stellung der Großstaaten und Hauptvölker Europas zu einander erscheint wesentlich verändert, die Entwickelung der Menschheit von den alten Bahnen abgelenkt und auf neue Ziele gerichtet.

Plötzlich und unerwartet sind die Ereignisse, welche diesen Wechsel herbeigeführt haben, eingetreten, daß zunächst fast alle Welt in banger Spannung und dumpfer Unruhe beharrt. Der beschränkte Sinn kennt nur mechanische Wiederholungen in der Geschichte und glaubt, weil Frankreich geschlagen und Deutschland siegreich, so werde dieses nun die Stelle des ersteren einnehmen, Frankreichs Erbschaft antreten. Daher stammt bei den angeblich Enterbten der Grimm und Haß, bei den von der Erbschaft Ausgeschlossenen der Neid und die Mißgunst. Unsere Sache kann es nicht sein, der heilenden und alles Trübe klärenden Wirkung der Zeit vorzugreifen. Sie allein wird die Vorurtheile und Irrthümer zerstreuen und die Leidenschaften, deren giftige Pfeile gegen uns geschleudert werden, dämpfen.

Sie wird aber ihr Werk um so rascher vollbringen, je lebendiger sich in uns das Bild dessen, was wir wollen und sollen, gestaltet. Die Umrisse wenigstens sind gegeben und leicht festzuhalten, denn sie sind durch die Natur und die vergangene Entwickelung unseres Volkes unverwischbar bestimmt. Beide, sowohl der natürliche Charakter wie die Vergangenheit der deutschen Nation schließen das uns zugemuthete Gelüste nach dem französischen Erbe aus.

Der Grund, auf welchem sich Frankreichs Größe, seine politische Macht und sein Cultureinfluß aufgebaut hat, ist der Absolutismus. Nicht das Zerrbild, das die meisten deutschen Höfe in den letzten Jahrhunderten boten, die kleine Dynastentyrannei, ohne Halt im Volke, ohne große Ziele des Wollens, mit willkürlichen Launen nur die Ohnmächtigen drückend, dagegen in kriechender Demuth vor jedem Stärkeren: sondern das gewaltige Königthum, das die Kräfte der Nation in sich zusammenfaßt, und dem Zuge und Drange des Volkes einen vollen, bewußten Ausdruck verleiht, welches zwar die Fülle der Macht und Herrlichkeit auf eine Person überträgt, diese Person aber von den großen Interessen des Staates durchdrungen, von den Idealen des Volkes ergriffen zeigt. Ludwig's XIV. Anspruch, als der erste Fürst der Christenheit begrüßt zu werden, wäre hohl und eitel gewesen, hätte sich

nicht mit demselben untrennbar das Bestreben verknüpft, auch sein Land und Volk zum ersten und größten der Welt zu erheben. Seine Forderung unumschränkter Herrschaft im Staate wäre gleich im Anfang auf den härtesten Widerstand gestoßen, wenn sie nicht an dem Ehrgeiz der Einzelnen und der Ruhmesbegierde der ganzen Nation, die auf solche Art den glänzendsten Antrieb erfuhren, Verbündete gewonnen hätte.

In dem Ziele, Frankreich zu dem „geldreichsten, gebildetsten, militärisch am besten gerüsteten und befestigten" Lande der Welt zu machen, traf er mit der Stimmung und den Wünschen des Volkes zusammen, das sich um diesen Preis willig zum unbedigten Gehorsam, zur Einförmigkeit im Denken und Handeln bequemte, für die innere Gebundenheit reichen Ersatz fand in der ungebundenen Macht und Herrschaft nach außen. Wenn der König der Nation gegenüber als sein Recht geltend macht: Niemand über mir, ich über Alle, so ließ sich das Volk von dem gleichen Wahlspruche in allen Culturverhältnissen und in den Beziehungen über die Landesgrenzen hinaus leiten und hielt daran fest, auch nachdem es das unerträglich gewordene Joch der absoluten Monarchie abgeschüttelt hatte. Der Rahmen hat oft gewechselt, aber das Bild ist stets dasselbe geblieben. Immer ist es in Frankreich ein einziger Mittelpunkt, von dem alles Leben und selbständige Wollen ausgeht, welcher allein Gesetze gibt und Regeln schafft, dessen Glanze zu Liebe alle anderen Kreise zur tiefsten Abhängigkeit herabgedrückt werden. Zu jeder Zeit gibt es hier eine bestimmte Lehre, mag sie bald diesen, bald jenen Namen führen, welcher sich alle Geister unbedingt beugen, eine Mode, der sich alle Eingeborenen gern unterwerfen in der stolzen Aussicht, durch dieselbe die übrige Welt zu beherrschen. Bis zu dieser Stunde ward der strengen Einförmigkeit in Denkweise und Einrichtungen gehuldigt, in ihr der eigenthümliche Vorzug der französischen Nationalität erblickt.

Ein solcher Absolutismus ist der deutschen Natur fremd. Wir haben zwar viel Trübes in unserer Vergangenheit erduldet, oft gar schwere Schädigungen des Rechtes erfahren und große Einbußen an unserer Freiheit erlitten. Wir haben das absolute Regiment in Staat und Kirche auch auf vaterländischem Boden sich ausbreiten sehen, sogar das französische Staatswesen und Culturleben als beneidenswerthe Muster preisen und zur Nachahmung empfehlen hören. Dennoch blieb der Absolutismus stets nur äußerlich an uns haften und scheiterte jeder Versuch, demselben auch das Rechtsgefühl, die sittliche Empfindung, die Bildung unterthan zu machen, an unserem angeborenen Sinne für individuelle Freiheit, an der uns tief eingepflanzten Achtung für die Selbständigkeit alles geistigen Thums.

Forschen wir bei unseren besten Männern nach dem innersten Grunde ihres politischen Verhaltens, fragen wir das einfache Volksgemüth, durch

welches Band es am stärksten an den Staat geknüpft wird, so tritt uns hier und dort eine wahrhaft religiöse Auffassung entgegen. Eine ernste Gewissenssache ist uns jede öffentliche Thätigkeit, an die wir den sittlichen Maßstab anzulegen nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet sind, mit dem Scheine der Heiligkeit umkleiden wir gern die Ordnung des Staates, und nicht als bloße Schuldigkeiten uns aufgezwungen, sondern als Opfer in freier Selbstentäußerung dargebracht, erscheinen uns die Dienste, die wir dem Staate leisten. Die allgemeine Wehrpflicht, die Landwehr konnten daher in Deutschland eingebürgert werden, weil hier die fromme Hingabe an den Staat die allgemeine Volksgesinnung bildet. Wollte eine andere Nation jene Institute bei sich erfolgreich einführen, so müßte sie erst diese Gesinnung wecken und entwickeln. Aber eben weil wir — und wir allein unter den modernen Völkern — mit religiöser Empfindung zum Staate hinaufblicken, verlangen wir von ihm, daß er diese Wurzel seiner Stärke nicht eigenwillig zerstöre, nicht sich unterzuordnen und zu beherrschen die Anmaßung habe, was ursprünglicher und umfassender ist, als er selbst. Unangetastet muß uns bleiben das reiche Gemüthsleben, die freie Beweglichkeit des Geistes, die Unabhängigkeit des sittlichen Urtheils, welche jeder Empfindung erst wahren, dauernden Werth verleihen. Der Staat muß es ertragen, daß wir in alle Verhältnisse, die unser Dasein bestimmen, den gleichen Ernst, die gleiche Hingabe tragen, welche unsere Beziehungen zum Staate auszeichnen, es muß dieser sich beschränken lernen und neben sich die Gerechtsame anderer Kreise anerkennen.

Darin liegt der Grundunterschied zwischen französischem und deutschem Wesen. Während der Schöpfer der französischen Größe dem Zweck des Staates Alles unterordnet, neben diesem keine andere Macht duldet, jeden fremden und vom Könige unabhängigen Einfluß bricht — die gallikanischen Freiheiten und die despotische Aufhebung des Edicts von Nantes stammen bekanntlich aus denselben Quellen — und allen Kräften der Nation die Fühlung, in welcher sie sich zu bewegen haben, anwies: läßt bei uns Friedrich der Große jeden nach seiner Façon selig werden.

Man hat dem großen Könige oft ein undeutsches Wesen, Geringschätzung und schlechtes Verständniß der vaterländischen Natur vorgeworfen. Dieses sein Wort ist echt deutsch. Es ist die unumwundene Anerkennung der freien inneren Selbstbestimmung und bedeutet den Verzicht auf die unbedingte Regelung des geistigen Lebens durch die Gewalt des Staates. Die Schranke, die dem letzteren durch die Volksnatur gezogen wurde, machte es allein möglich, daß wir bei geringen politischen Rechten doch die persönliche Unabhängigkeit im Denken und Wollen uns wahrten, daß der Verfall des Staates nicht auch jenen der Volkskraft nach sich zog, in Zeiten bitterer Noth aus

dem Schoße der in ihrem Kerne unversehrten Nation Heil und Rettung kommen konnte. Unser urwüchsiger Haß gegen alles Einförmige, unser gute Wille, das eigene Recht durch die Achtung fremden Rechtes zu schützen und das Verständniß jeder ehrlichen Anschauung, jeder ernsten Lebensform zu gewinnen, mag sie auch der eigenen widerstreben, gab uns die Fähigkeit, Aufgaben zu lösen, welche in alten und neuen Zeiten für widerspruchsvoll, oder wohl gar unmöglich gehalten wurden. Wir haben allen Verfassungsschablonen zum Trotze einen monarchischen Bundesstaat gegründet, frei von der Furcht, daß fürstliche Vollgewalt herrisch die Schranken des Bundes durchbrechen oder schnöde Selbstsucht den Bundesgliedern die Einheit und den Nachdruck des Handelns hindern werde; wir hoffen zuversichtlich auf ein einträchtiges und gesundes, nationales und politisches Leben, obschon der tiefste Spalt, der Menschen überhaupt trennen kann, der Gegensatz des Glaubens und des Bekenntnisses mitten durch unser Volk geht. Nur unsere Ehrfurcht vor dem Rechte der Selbstbestimmung, nur unsere wohl erprobte Kraft der Selbstbeherrschung verleihen uns den Muth, bis zum Ziele vorzudringen.

So lange diese beiden Eigenschaften von uns nicht weichen — und wir wollen und werden sie zu unserem eigensten Besten wahren — so lange ist der in allen fremden Zungen ertönende Angstruf, als wäre durch uns die Unabhängigkeit aller Länder bedroht, das wirksame Dasein jeder anderen Cultur in Gefahr, hohl und leer. Weil der deutsche Staat, seine Macht und seine Größe auf der freien Hingabe des einzelnen Mannes beruht, bleibt die Genossenschaft an demselben nothwendig auf die Stämme beschränkt, bei welchen ein gemeinsames Schicksal jene Hingabe und Opferwilligkeit entwickelt, das deutsche Wesen, der deutsche religiöse Sinn sich unversehrt erhalten hat.

Zwar sperren wir uns nicht hochmüthig gegen die Fremde ab. Keckes Wagen des Glückes fern von der Heimat, rastloses Aufsuchen neuer Thätigkeitskreise ist stets des Deutschen Lust gewesen. Kein Volk auf Erden besitzt eine solche Expansivkraft und ist so zahlreich in allen Zonen vertreten, wie das deutsche. Gerade in dieser großen Zeit zog der Zweig der deutschen Familie, der jenseits des Meeres sich ausgebreitet hat, unser Auge auf sich. Die begeisterte Theilnahme, mit welcher die Deutschen in Amerika unsere Kämpfe begleiteten, der brausende Jubel, mit welchem sie unseren Siegen zujauchzten, hat uns nicht wenig gestärkt, die thatkräftige Hilfe, welche sie unseren Verwundeten sandten, uns zu hohem Danke verpflichtet. Aber dieselben Männer, die für ihr Mutterland innig zu empfinden, dessen Schicksale mit liebevollem Blicke zu verfolgen nicht aufhörten, sind zugleich die besten Bürger, deren sich der nordamerikanische Freistaat rühmt. Sie haben im Augenblicke der höchsten Gefahr, als Alles auf dem Spiele stand, selbst die

nächsten Stammgenossen von der Sache Nordamerikas als einer verzweifelten sich abwandten, ihr Gut und Blut für das neue Vaterland hingegeben, sie sind es, in welchen der Glaube an die hohe Bestimmung Nordamerikas am lebendigsten ruht.

Denn der Deutsche bringt in jede politische Genossenschaft, in welche er eintritt, seine ideale Anschauung von der sittlichen Würde des Staates, von seiner persönlichen Opferpflicht mit. Und von dieser Anschauung sollten wir jetzt, nachdem dieselbe so großartig sich bewährt, abweichen, auf die Vertiefung des Staatslebens um den gar zweifelhaften Preis ungemessener äußerer Ausdehnung verzichten? Nein, wir werden ebenso wenig zu einem rohen Erobervolke ausarten, als es unsere Absicht ist, unsere Cultur als die alleinseligmachende anderen Nationen mit Gewalt aufzudrängen. Der stolzen Hoffnung leben wir aber allerdings, daß in dem neuen Reiche, das wir dem Siege unserer Waffen verdanken, die deutsche Bildung stetig wachsen und sich entwickeln und dann auch den berechtigten Einfluß in Europa gewinnen werde. Wir sind längst von aller Welt gehaßt gewesen, seit einigen Jahren werden wir gefürchtet, in der Zukunft sollen und werden wir geachtet werden. Die Rechtstitel mangeln nicht, um einen solchen Anspruch zu begründen und zu stützen.

Wer die Culturzustände bei unseren Nachbarn jenseits der Vogesen ruhig und unbefangen geprüft, wer sich die Mühe genommen, die lockende oberste Glanzschichte abzulösen und bis zum Kern vorzudringen, dessen Ueberzeugung stand längst fest, daß jene des inneren festen Haltes entbehren und auf keine gesunde lange Dauer rechnen können. Die neuere französische Bildung hat sich nicht aus der Tiefe des Volksbewußtseins mit Nothwendigkeit entwickelt. In der gewaltigen Geisterschlacht, deren Schauplatz England im 17. Jahrhundert war, hatten die kühnsten Gedanken, die keckſten Urtheile über Gott und die Welt, die herbsten Schlüsse auf die Natur und die Schicksale der Menschheit rücksichtslos mit einander gerungen. Sie wanderten nach Frankreich hinüber und wurden hier von dem für jede Anregung offenen, durch die ersten Spuren des heimischen Verfalles erschreckten Geschlechte mit Hast als Rettungsmittel angenommen. Sie empfingen die glänzendste Fassung, den feinsten, zierlichsten Schliff. Was ihnen aber nicht gegeben werden konnte, das war die lebendige, feste Beziehung zu den Volksgedanken, die stetige Wechselwirkung, die in gesunden Culturperioden zwischen den Idealen der Bildung und der allgemeinen Sitte, der in der tiefsten Seele der Nation wurzelnden Anschauungen beobachtet wird. Seit mehr als hundert Jahren stehen in Frankreich zwei Culturwelten in schroffem Gegensatze gegenüber. Die eine in den tonangebenden Kreisen und in der Bevölkerung der großen Städte zu Hause, mit leidenschaftlichem Feuer alles Neue umfassend,

unduldsam gegen die Ueberlieferung, unbekümmert, ob der Boden für die neue Saat vorbereitet sei, diese ungereinigt und ungesiebt überallhin auswerfend, voll Kriegsbegier und Angriffslust gegen die alten Vorstellungskreise; die andere, die große Masse des Volkes in sich schließend, beinahe bewegungslos, eingeengt im Urtheile, voll Mißtrauen gegen alles Wissen, willfährig, in geistiger Beschränktheit und Abhängigkeit zu beharren, widerwillig, andere Gedanken zu nähren, als welche schon die fernsten Vorfahren gesättigt hatten.

Nicht nothwendig stoßen diese Gegensätze schon bei dem ersten Anprall feindlich zusammen. Die Flüchtigkeit des Gedankens, die Gewandtheit der Form kann dieselben eine Zeit lang verborgen halten. Wo Sitte und Bildung einander widersprechen, einigt die Sittenlosigkeit, wo das Neuschaffen Gefahr bringt und den Kampf heraufbeschwören möchte, begnügt man sich mit dem Niederreißen. Aber in einer Stunde, wie sie jetzt über Frankreich gekommen ist, in welcher nur die ernste Einkehr, nur das Festklammern an einheitliche große Gedanken, das innigste Zusammenwirken der Nation auch im Geiste Rettung bringen kann, da zeigt sich das Unheil solchen Zwiespalts. Das Volk, das für ganz Europa zu denken und zu handeln glaubte, an die Regel seiner Cultur die halbe Welt gebunden hatte, sieht mit Entsetzen nun im eigenen Schooße die Zerrüttung und Zuchtlosigkeit des geistigen Lebens wuchern, vermag der Brust nur den rohesten Naturlaut zu entringen: den Ruf nach Rache.

Nicht genug, daß es vom fremden Sieger niedergeworfen wurde, schlägt ihm jetzt, was seinen Ruhm bildete, die eigenthümliche Entwickelung seiner Bildung, die vom Volksboden sich abgetrennt hatte, nur in der vornehmen, üppigen Luft Europas flatterte, die tiefsten Wunden, während, wenn der Gott der Schlachten ungnädig sein Antlitz von uns abgewendet hätte, unsere Bildung es gewesen wäre, die uns die Rettung und das endliche Heil gebracht. Denn die deutsche Bildung hat die Einheit mit der Volkssitte und dem Volksglauben sich bewahrt, keine einzige Blüthe gezeitigt, welche nicht aus dem Volksboden ihre beste Nahrung gezogen hätte.

Lange freilich mußten die Keime in der Erde ruhen, bedeckt, aber auch geschützt durch fremde Culturschichten. Schon beim ersten Eintritt in die europäische Völker-Gemeinschaft opferten wir eine edle Freiheit und einen sinnigen Glauben, dessen holder Zauber noch bis zu dieser Stunde jedes kindliche Gemüth umfangen hält, ein volles Weltalter dienten wir mit der Treue, deren nur die germanische Natur fähig ist, fremden Geistesmächten und huldigten demüthig den Mustern der Gesittung, welche der Süden und Westen in stolzem Selbstbewußtsein uns vorführte. Erst in den letzten Jahrhunderten eroberte sich die deutsche Bildung nach harten Kämpfen, in schwerer Arbeit, die unsere Hände so schwielig machte, daß wir uns zunächst auf feine und zierliche

Formen schlecht verstehen, ihre selbständige Kraft und entfaltete ihre volle Wirksamkeit.

Wir danken ihr heute nicht so sehr die einzelnen Erfolge, die sie bereits errungen hat, ihren ehrlichen Verzicht auf jeden blendenden Schein, der die Lüge und die Heuchelei trügerisch deckt, ihren unerbittlichen Wahrheitseifer, dem sie auch dann nicht entsagt, wenn er süße Täuschungen zerstreut und persönliche Opfer fordert. Wir danken ihr heute vor allem die Einheit, die sie uns, dem sonst so vielfach getrennten und tief gespaltenen Volke verliehen.

So weit auch übrigens unsere politischen und kirchlichen Wege auseinander gehen, so schroff uns sonst heilige Ueberlieferungen, liebgewonnene Gewohnheiten, Urtheile und Vorurtheile scheiden: in der Bildung fühlen sich alle guten und tüchtigen Männer eins, in ihr finden sie sich unauflöslich mit einander verbunden. Die Welle, welche ein hervorragender Forscher in der deutschen Wissenschaft erregt, pflanzt ihre Ringe stets durch das ganze deutsche Geistesleben fort; dem Worte, das unsere Dichterfürsten gesungen, lauscht mit der gleichen Andacht das naive gläubige Gemüth, wie der selbstbewußte stolze Mann, der die Grenzen der menschlichen Erkenntniß mächtig erweitert; das deutsche Kunstwerk ist sicher, von jedem klaren deutschen Auge verstanden und genossen zu werden. Wohl gibt es unsaubere Menschen, welche, weil sie die Bildung fürchten, diese Cultureinheit mit List und Gewalt zu zerreißen sich rastlos bemühen. Aber bereits der einfache Volksmund, der sie nicht in unseren Bergen geboren behauptet, hat sie erkannt und als Undeutsche, als Fremdlinge verdammt. Sie treiben Nebelwolken auf, welche die Sonne auf kürzere odere längere Zeit verbergen, aber sie nicht verschwinden machen können. Die Sonne dringt doch durch und ein frischer Wind fegt die letzten Reste des Nebels weg. Diese Cultureinheit wird uns bleiben; denn sie gründet sich auf Eigenschaften, die jenseits aller Gegensätze des Glaubens und Meinens liegen, auf sittliche Empfindungen und Naturanschauungen, die mit dem deutschen Wesen auf das Innigste verwachsen sind. Kein Bruch mit der frommen Weise, die in der innersten Volksseele immer wiederklingt, Kraft und Halt in jedem Schicksal gibt, das Leben schön, das Sterben leicht macht, wird verlangt, um den kühnsten und höchsten Schöpfungen des deutschen Geistes zu folgen, kein Haß und keine Verachtung der Mächte, die im einfachen Volksherzen verehrt werden, von jenen gelehrt. Ein weiter Weg trennt zwar das, was das Volk erfaßt hat und als Heiligthum festhält und was die Bildung als Wahrheit erkennt und als ihren köstlichsten Schutz preist. Aber der Weg liegt in einer Richtung, es ist derselbe Weg, der von der Verheißung zur Erfüllung, vom Fuße des Berges zu seinem Gipfel führt.

Auf die Cultureinheit, die es verwehrt, daß sich die geistigen Kräfte der

Nation feindselig gegen einander kehren, stützen wir die Hoffnung der ferneren Entwickelung unserer Bildung, wir gründen sie ferner auf den conservativen Sinn, den eine gnädige Fügung uns bisher unversehrt erhielt. Nicht als ob wir mit jeder bestehenden Einrichtung zufrieden wären, als ob wir nicht zahlreiche und sogar sehr dringende Wünsche der Aenderung und Besserung mannigfacher Zustände hegten: aber zu den Grundlagen der öffentlichen Ordnung und des sittlichen Lebens tragen wir ein festes Vertrauen im Herzen; ein Fortbauen auf denselben, kein Niederreißen und Zerstören ist unser Ziel. Ein solches Vertrauen, solche fröhliche Sicherheit muß aber herrschen, soll die Bildung gedeihen. Man schmückt nicht Trümmer, ziert nicht Schutthaufen. Oft schon hat das Verhängniß ein Volk soweit getrieben, daß es nur in der Umwälzung, im Umsturz aller geordneten Verhältnisse sein Heil zu finden glaubt. Es ist aber dann nicht zu bewundern, mag auch das Schauspiel dem fernstehenden großartig dünken, sondern zu beklagen, denn es lebt in solcher Zeit geistig arm. Die individuelle Selbständigkeit erscheint als Abfall von der allgemeinen Pflicht, jedes geistige Uebergewicht als Versuch zu neuer Bedrückung, jedes Anstreben besonderer Ziele als Sünde gegen die nothwendige Gleichheit. Das ganze Volksleben nimmt eine elementare Form an; nicht dem Reiche der Elemente aber, sondern der Welt des hoch entwickelten, vielgegliederten Organismus gehört die Bildung an, einer Welt, wie sie sich jetzt unserem Auge farbenglänzend erschließt.

Noch niemals hat die deutsche Bildung, so reich ihre Geschichte auch ist, sich im Schatten eines großen Staates entfalten können. Es hat ihrer Gediegenheit nicht geschadet, daß sie bisher gezwungen war, ausschließlich durch ihr eigenes Verdienst, nur durch die persönliche Tüchtigkeit ihrer Schöpfer getragen, Beachtung und Einfluß zu erwerben. Was sie an Zierlichkeit und Feinheit der Form dadurch verlor, gewann sie an Wahrhaftigkeit und reinem Ernst. Auf höfische Bildung war nie unser Begehr gerichtet. Aber wir verkennen auch nicht, daß die Unmöglichkeit, sich an einen großen Staat anzulehnen, ihr einzelne Schranken auflegte und die Lösung so mancher lockenden Aufgabe verhindert und preisen die Gunst des Schicksals, daß es ihr nun, da sie in völliger Reife prangt, gestattet ist, auch mächtige politische Anregungen in sich aufzunehmen. Vor Allem wird die Wissenschaft, welche die sittlichen Ideen der Nation bestimmt, wird die historische Bildung die kräftigste Förderung empfangen.

Wenn in Deutschland die Geschichtschreibung so lange Zeit unfruchtbar, das Muster der Trockenheit und Langenweile blieb, wenn es schon als Fortschritt galt, daß der Historiker den moralischen Standpunkt platt hervorkehrte, so lag die Schuld daran, daß wir das Getriebe eines großen Staatswesens nicht verstanden, daß wir ein reiches historisches Leben, dessen Bedingungen

und Wechselfälle nicht kannten, dessen Reize und Schönheiten nicht empfanden, daß wir keine mächtigen politischen Eindrücke unmittelbar erfahren haben. Erst in unseren Tagen nahm die deutsche historische Wissenschaft, indem sie sich zugleich der Betrachtung neuerer Zeiten zuwandte, einen überraschenden Aufschwung, lernten die Geschichtschreiber, Charaktere zu erfassen, Zustände zu schildern, Ereignisse zu deuten und zu erklären. Wir dürfen wohl sagen, bei aller Ehrfurcht für die Begabung der einzelnen Historiker, die wir als unsere Meister preisen, daß sie diese Fähigkeit erworben, weil sie endlich dem deutschen Staate näher traten, ihn zu lieben und zu verstehen strebten, welcher, wie er unsere nationalen Hoffnungen stützte, so auch das Bild innerlich nothwendiger, wahrhaft historischer Entwickelung und providentieller Bestimmung darbot, dem Historiker das Verständniß geschichtlicher Bewegungen eröffnete. Und nicht dieser allein wird dankbar den glorreichen Wechsel der Dinge empfinden. Auch dem Dichter, dem Künstler mehren sich die Aufgaben, wächst die Kraft, erweitert sich der Blick, füllt sich reicher die Phantasie, wenn er inmitten eines lebendigen großen Staates steht. Das leicht beschwingte Lied zwar fliegt empor, gleichviel ob Reiche steigen oder stürzen, aber die höchste Schöpfung der Poesie, das Drama, die ergreifendste Leistung der Kunst, das wahrhaft historische Gemälde, werden sich nur dan der Vollendung nähern, wenn dem Dichter und Künstler die Welt, wo die Größe der Leidenschaft der Größe des Gegenstandes entspricht, der Preis des Kampfes des Opfers werth ist, mit der Handlung unsere höchsten und heiligsten Interessen verflochten sind, erschlossen wird — die historische Welt. Wie soll er sie aber verstehen lernen, wenn er sie nur aus dunkler Ferne zu betrachten gewohnt ist, wie kann er auf die Empfänglichkeit des Volkes bauen, wenn der Leib alles historischen Lebens, wenn der Staat in der ganzen Fülle seiner Kraft und Herrlichkeit diesem nicht gegenwärtig ist? Lange und mit Recht wurde es beklagt, daß die historische Kunst in dem Blüthenkranze deutscher Bildung fehle. Diese Klage wird jetzt verstummen: denn was jene bedingt und allein möglich macht, was sie fördert und hebt, der Genuß eines mächtigen freien Staatslebens, dessen sind wir jetzt theilhaft geworden. — Anton Springer.

Rußland in Innerasien.

Die Eroberung.

Die Beziehungen Rußlands zu den mittelasiatischen Völkern sind uralt. Wie die Geschichte Europas von dem Gegensatze romanischer und germanischer

Nationen beherrscht ward und wird, wie zu diesem ersten der andere Gegensatz germanischer und slavischer Völker immer bedeutsamer hinzugetreten ist, so gingen und gehen an den Grenzen Asiens und Europas die historischen Entwickelungen vor sich unter dem Widerstreit slavischer und turanischer Völkerstämme. Firdusi sah und besang von dem großen Kampfe der Turanier und Iranier nur einen Theil, er kannte ihn nur in der Richtung von Nord nach Süd — Licht und Finsterniß. Aber derselbe Kampf, unterhalten von denselben Turaniern, nahm auch die Richtung von Ost nach West, immer gegen Zweige desselben arischen Menschenstammes. Wie die Fluthwellen des Meeres brachen die Reiterschaaren Turans über den Süden und den Westen herein (zu Zeiten auch über den Osten — China), aber stets auch folgte die rückläufige Bewegung. In der Richtung nach Süden trat das Wechselspiel der Ebbe und Fluth, turanischer Invasionen und Exmissionen, häufiger ein, dauert sogar an den Nordgrenzen Persiens in kleineren Verhältnissen heut noch fort. Anders gestalteten sich die Dinge in der Richtung der Breitenkreise. Zwar fast zweihundert Jahre stand Rußland unter tatarischer Knechtschaft, aber unter dem Joche sammelte es seine Kräfte zur Einheit und seit mehr als vier Jahrhunderten schreitet es stetig und — einzelne Unfälle abgerechnet — unaufhaltsam nach Osten vor, weichen die gegenüberstehenden tatarisch-mongolischen Mächte erlahmend zurück. Es ist die jüngste Phase dieser zukunftreichen welthistorischen Bewegung, die heutzutage und mit Recht Europa's Aufmerksamkeit auf sich zieht. Den großen historischen Hintergrund aber, von dem diese an der Ostmark Europas vorfallenden Dinge sich abheben, dürfen wir nicht vergessen.

Als die blonden Söhne Rußlands den Uralfluß überschritten, lag die unabsehbare Fläche Nordturans, die Steppe der (Kirgis-) Kasaken, reizlos-öde vor ihnen. Aber bevor sie nicht dieser sich bemeisterten, durften sie nicht wagen, die Hände nach den Früchten des cultivirten Südens auszustrecken. Dies wurde zweimal von ihnen verkannt und beide Male hart gebüßt. Auf Chiwa, das von allen Oesbegenstaaten Südturans dem kaspischen Meere und damit scheinbar auch Rußland am nächsten liegt, stürmte zuerst i. J. 1717 Peter der Große, dann i. J. 1839 Nicolaus I. Die Schaaren Beider gingen weniger durch Feindes Hand, als durch Ungunst der Landesnatur elend zu Grunde. Seitdem dachte Rußland nicht mehr daran, den Stier bei den Hörnern zu fassen, sondern schritt seit 1840 energisch zur „Pacification“ seiner nächsten unruhigen Nachbarschaft.

Die Eintheilung der sogenannten Kirgisen, d. h. der Kasaken (die natürlich von der russischen Grenzmiliz der Kosaken himmelweit verschieden sind) in die „Große, Kleine und Mittlere Orda“ ist im europäischen Publikum bekannt genug, keineswegs aber beim kasakischen, doch wollen wir ihr

der Kürze halber hier folgen. Die Kasaken selbst wissen sich in Stämme und Geschlechter getheilt, an deren Spitze Ober- und Untersultane stehen, die sich für Nachkommen Dschingischan's halten und gehalten werden und als „Weißknochige" über den „schwarzknochigen" gemeinen Haufen der Nomaden ziemlich despotische Gewalt besitzen. Nun hatte Rußland um das Jahr 1840 die „Mittlere Orda", d. h. die Stämme, welche den nördlichen Theil von Nordturan viehzüchtend durchwandern und unmittelbar an Westsibirien grenzen, ziemlich fest in Händen, desgleichen einen beträchtlichen Theil der „Kleinen Orda", welche mit ihrem Weidegebiet unmittelbar an den Uralfluß stößt, und also den Westen von Nordturan einnimmt, aber erst einen geringen Theil der „Großen Orda", d. h. der Stämme, welche im südöstlichen Stück von Nordturan jenseit des schlauchartigen Balchasch-Sees sich mit Viehzucht, Viehraub, Karawanenplünderungen und Stammesfehden das Leben fristeten und vergnügten. Jedenfalls gehorchten um jene Zeit sämmtliche in den südlichen Strichen von Nordturan nomadisirenden Stämme dem russischen Machtgebot noch nicht, standen vielmehr in einer gewissen Abhängigkeit von Chokand, dem nördlichen Hauptstaate von Südturan, mit welchem Rußland damals noch keine Grenzfühlung besaß. Diese zu erlangen, war seine nächste Aufgabe. Sie wurde auf einem doppelten Wege gelöst; einmal in der Richtung auf den Aralsee und das Mündungsgebiet des Syr-Darja, von Orenburg aus nach Südost, sodann von Westsibirien her mit dem Stützpunkte Ssemipalatinsk direct nach Süden zum Weidelande der „Großen Orda" hin. Zwischen der westlichen und der östlichen Operationslinie lag so ziemlich die ganze Breite der Kasakensteppe. Das Vorrücken geschah einfach genug. Wie die Gletscher ihre Moränenwälle, so schob die nordische Macht ihre Festungswälle vor, d. h. es wurden auf jenen Linien, die zugleich wichtigen Karawanenwegen entsprachen, kleine und größere Forts errichtet, Wachtposten und Pikets aufgestellt. Auf diese Weise langte Rußland i. J. 1847 am Aralsee an und erbaute damals an demselben das erste Fort Aralsk oder Raimsk nahe der Mündung des Syr, und im selben Jahre erhob sich auf der östlichen Linie Kopal, die Hauptfestung östlich vom Balchasch-See. Die Fühlung mit Chokand war erreicht, aber sogleich auch begann, wie wir alsbald sehen werden, der Streit mit demselben.

Indeß auch die Kasaken hatten sich nicht wie eine geduldige Schafheerde in den russischen Stall treiben lassen. Von vorgefallenen großen Actionen wissen wir allerdings nichts, die kühnen Reiter der Steppen führten, wie es nicht anders sein konnte, einen Banden- und Guerillakrieg. Die Seele des Widerstandes war ein gewisser Kenissary Kassim, der in den vierziger Jahren den Kosaken weidlich zu schaffen machte und schließlich ein tragisches Ende nahm. Nachdem er unzählige Male auf schnellem Rosse seinen Ver-

folgern entkommen war, war er endlich im J. 1847 bis an den Nordfuß des Thianschan hinabgedrängt worden. Hier fiel er einem anderen Feinde in die Hände, den echten und eigentlichen Kirgisen. Diese zogen ihm lebendig die Haut ab und brieten ihn in einem Kessel, für welche Heldenthat ihr Vollbringer, der Häuptling Urman, den Titel und vermuthlich die Uniform eines russischen Oberstlieutenants, zwölf seiner Mitköche goldene Medaillen erhielten! Im Jahre 1853, gerade zur Zeit des Krimkrieges, trat ein anderer kasakischer Parteigänger auf, Isched Kutebar, der die Russen 5 Jahre lang in Athem hielt, also ein factischer Aliirter der europäischen Westmächte war. Diese hatten nun wohl von ihren Bundesgenossen in Asien keine Kunde, unzweifelhaft aber wußte dieser durch die Postillone der muhamedanischen Welt, die Mekkapilger, von dem Kriege Jener. Es war den Russen unmöglich, den verwegenen Transportabfänger, Wachtpostenüberrascher und Karawanenplünderer zu fassen, darum wurde einem seiner Nebenbuhler, dem Sultan Araslan, eine hohe Belohnung zugesagt, wenn er des Uebelthäters Kopf einliefere. Aber nicht Araslan schnitt dem Kutebar, sondern Kutebar dem Araslan den Kopf ab, indem er ihn bei Nacht in seinem Zelte überfiel. Man wußte sich zuletzt nicht anders zu helfen, als daß man dem kühnen Steppengeneral und seinen vornehmsten Hauptleuten glänzende Versprechungen und Geschenke machte. Ein solches Mittel schlägt bei asiatischen Patrioten niemals fehl. Im Sommer 1858 war Kutebar wieder der getreue Unterthan des „weißen" Zaren, nicht ohne späteren Steppenpatrioten ein verführerisches Beispiel hinterlassen zu haben. In der That wissen wir von neuen Unruhen, die im Jahre 1867 in der Steppe ausbrachen und die Straßen zwischen Orenburg und dem Syr unsicher machten. An der Spitze stand diesmal ein gewisser aus Buchara stammender Ssadyk, über dessen Schicksale wir ein Weiteres nicht mitzutheilen vermögen.

Diese Widerstands- und Aufstandsversuche waren selbstverständlich militärisch bedeutungslos, wenn sie auch immerhin lästig fielen und namentlich durch die Störung des Karawanenhandels mit Südturan nicht unbeträchtliche indirecte Opfer kosteten. Aber mögen solche Versuche sich auch wiederholen, man darf mit voller Gewißheit behaupten, Rußland ist jetzt vollständig Herr der Kasakensteppe und wird immer energischer bemüht sein, Ruhe und Sicherheit in diesem hochwichtigen Passagenlande zu erhalten, je dringender dies gewisse andere, immer mächtiger heranwachsende Interessen gebieten. Diese knüpfen sich an Südturan und einige Theile von Westchina. Um mit den letzteren anzufangen, so klopfte Rußland an der Landseite Chinas mit demselben Begehren an, wie die Westeuropäer und Amerikaner an dessen Seeseite, mit dem Begehr um Einlaß. Zwar stand ihm seit langer Zeit bekanntlich ein Thor offen über Kiachta, aber für den wachsenden Handel

wollte dies nicht mehr ausreichen. Kaum war daher Rußland durch den Besitz der Kasakensteppe zu einer gemeinsamen Grenze mit China gelangt, die nicht mehr, wie die sibirische, auf dem Kamm unwegsamer Gebirge, sondern in der Ebene verlief, so forderte es von China die Eröffnung der beiden wichtigsten dort gelegenen Grenz-Handelsplätze und — erhielt sie. Es waren die beiden Städte Kuldscha am Ili und Tschugutschak im Norden des ersteren, die durch einen zu Kuldscha am 6. August 1851 unterzeichneten Vertrag dem russischen Handel erschlossen wurden. Derselbe nahm sofort einen bedeutenden Aufschwung, erlitt aber auch sehr bald einen Schlag, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Im Jahre 1855 brannte der chinesische Pöbel zu Tschugutschak die dortige russische Factorei mit allen darin lagernden Vorräthen nieder. Ob auch hier die dumpfe Kunde von der Bedrängniß Rußlands in Sebastopol mitwirkte? Jedenfalls waren die russischen Kaufleute gewaltig eingeschüchtert, das Geschäft wollte in den nächsten Jahren nicht wieder in Gang kommen, und in den sechzigern brach es völlig ab, da Kuldscha und Tschugutschak durch Umstände, die im nächsten Artikel zu erzählen sind, vollkommener Anarchie verfielen. So steht Rußland heut an der Westgrenze Chinas wieder auf dem alten Flecke, bedarf neuer Eingangsthore zum großen asiatischen Ostreiche und — sucht sie. Trotzdem behält der Besitz der Kasakensteppe seine Wichtigkeit, denn sobald die Verhältnisse jenseit der Ostgrenze wieder consolidirt sind, kann der Handel nach Westchina eben nur über diese Steppe führen. Aber von immer größerer Bedeutung wird diese Besitznahme für das Verhältniß zu Südturan.

Mit Chokand, dem nördlichen und damals ausgedehntesten der drei oesbegischen Hauptstaaten von Westtürkistan, kam Rußland, wie oben bemerkt, am Ende der vierziger Jahre zuerst in Berührung. Chokand war damals ein wahrer geographischer Musterstaat. Wie Aegypten der Staat des Nils ist, so war Chokand in noch höherem Maße zu jener Zeit der staatliche Ausdruck des Syrdarjastromes. Das chokandsche Gebiet reichte genau von der Quelle dieses Flusses bis zu seiner Mündung und umschloß zugleich vollständig alle Zuflüsse desselben, kurz es deckte sich von O. bis W. auf wahrhaft merkwürdige Weise mit dem Flußsystem des genannten Syrdarja. Aber diese wunderbare politisch-geographische Congruenz war doch mehr nominell. Der ganze Lauf des Syrdarja läßt sich in 4 Stücke zerlegen. In seinem oberen Theile fließt er durch ein majestätisches, aber kahles und mit Steppenvegetation bedecktes Längenthal des Himmelsgebirges; dies ist die Obersteppe des Syr, in welcher Stämme der schon erwähnten echten Kirgisen ein Nomadenleben führen. Allmählich treten die Bergreihen zu beiden Seiten auseinander und es beginnt der zweite Abschnitt des Syrlaufes, das herrliche, mit blühenden Ortschaften besetzte Thal Fergana, breiter als das Rheinthal zwischen

Wasgenwald und Schwarzwald und länger als die Strecke von Basel bis Mainz. Fergana ist das Kernland von Chokand, dessen gleichnamige Hauptstadt hier liegt. Bis hierher fließt der Syr stets in west-südwestlicher Richtung. Wenige Meilen unterhalb Chodschend, der letzten großen Stadt Ferganas, macht der Fluß plötzlich ein Knie und fließt nach Nordnordwest. Wir treten in den dritten Abschnitt seines Laufes ein. Das Gebirge begleitet den Fluß in einem Abstande von 10—20 Meilen nur noch auf seiner rechten Seite, auf der linken dehnt sich unabsehbar eine wüstenartige Steppe. Die Gebirgsmauer nämlich, die bis zum Knie dem Syr auf der Linken, freilich auch in meilenweiter Entfernung, zur Seite stand, setzt ihre Richtung geradaus, d. h. nach Westen hin fort und verliert sich eben dadurch mehr und mehr vom Flusse. Auch der Karatau, die Kette, die dem Syr auf seinem dritten Theile noch rechter Hand zur Seite blieb, bricht endlich ab, und einsam rollt der Strom in allmählich fast westlicher Richtung seine Gewässer durch die flache Oede, um sie endlich in das weite Becken des Aralsees zu schütten. Dieser vierte Theil stellt die Untersteppe des schicksalreichen Stromes dar, und wiederum erblicken wir an seinen Ufern Nomadenzelte, welche hier aber den unechten Kirgisen, den uns wohlbekannten Kasaken angehören. Kopf- und Fußende des Syr bilden, wie sich aus dem Voranstehenden ergibt, die nördlichsten Punkte seines Laufes (die Quelle etwa bei 42 Grad n. Br., die Mündung bei 46 Grad n. Br.), den südlichsten (nahe am 40. Breitengrade) das Knie unterhalb Chodschend. Die zwei von Norden kommenden russischen Postenlinien mußten also zuerst auf die beiden Endstrecken des Syr und die dortigen Nomadenbevölkerungen aufstoßen. Nun beanspruchte der Chan von Chokand Souveränetätsrechte über die Kirgisen der Ober- und die Kasaken der Untersteppe, ja über alle am Nordfuße des Thianschan und Karatau wandernden Nomadenstämme, und zur Geltendmachung dieser Ansprüche war auf der Nordseite des Gebirges eine ganze Reihe kleiner Zwingburgen errichtet, deren westliche Fortsetzung sich am Unterlaufe des Syr bis zu seiner Mündung hinzog. Die Nomaden aber sahen sich für frei und die chokandsche Herrschaft als Usurpation an, und sobald die russischen Colonnen sich ihren Gebieten näherten, traten sie ohne Weiteres zu Rußland über, das sie ebenso ohne Weiteres in seine Arme nahm. Das erklärte nun der Chan von Chokand für Usurpation, und so kam es zum Kampfe zwischen ihm und Rußland, ungefähr seit 1848.

Der Krieg wurde anfangs auf beiden Flanken zugleich geführt, westlich in der Steppe am Syrflusse, östlich am Nordfuße des Himmelsgebirges. Dort war die Hauptstütze der Chokander das Fort Ak-Mesdsched am Syr, im Osten war es das Fort To-utschubek, gelegen am Ausgange eines nach Norden geöffneten Gebirgsthales. Ak-Mesdsched fiel 1853 den Russen in die

Hände und wurde fortan unter dem Namen Fort Peroffski ihr eigener Hauptwaffenplatz. Toutschubek wurde schon 1851 eingenommen und in die Luft gesprengt. An Stelle desselben erstand 1854 etwas östlich davon eine neue Festung Wärnoje, die das Hauptbollwerk der russischen Herrschaft in jenen Gegenden geworden ist. Der Krimkrieg und Jscheb Kutebar's Streifpartieen brachten in die Kämpfe mit Chokand eine Pause, welche auf dem westlichen Kriegsschauplatze volle 10 Jahre dauerte. Rußland befand sich hier seit 1853 im vollständigen Besitz der Untersteppe des Syr, von der Mündung desselben aufwärts bis dahin, wo auf seiner rechten Seite das Gebirge beginnt. An der Stelle chokandscher Forts krönte eine Reihe russischer Festungsanlagen das Flußufer, schon befuhren auch einige kleine Dampfer, die mit unsäglicher Mühe stückweise dahin gebracht waren, den Aral und den Syr, die Magazine der Flußforts füllten sich mit Proviant- und Munitionsvorräthen. Von hier aus allein sollten und konnten die weiteren Schläge gegen Chokand geführt werden. Von Wärnoje aus war dies unmöglich. Der Thianschan ist ein viel gewaltigeres Gebirge, als wir es uns vor dem Eindringen der Russen in seine Geheimnisse vorstellten: seine Breite von Nord nach Süd beträgt auf dem Meridian von Wärnoje mindestens 40 deutsche Meilen (etwa soviel wie die gerade Entfernung von Augsburg nach Trient in Südtirol oder von Stettin nach Leipzig); seine Pässe liegen zwischen 8—10,000 Fuß, während seine höchsten Spitzen weit über Montblanchöhe hinausgehen; der obere Syr und seine Zuflüsse, ferner einige nach Nord verlaufende Steppenflüsse, wie der Talas und der Tschu mit ihren Seitengewässern, zertheilen diese ungeheure Bergmasse in verschiedene Parallel- und Querketten; ein colossaler Alpensee, der Jssyk-Kul, von einem Flächeninhalt wie das Großherzogthum Oldenburg (über 100 Quadratmeilen), liegt dazwischen gelagert. Ueber ein solches Gebirge hinweg Chokand von hinten zu fassen, war unausführbar. So drang Rußland denn auch spät erst an den oberen Syr selbst vor, anfangs der sechziger Jahre, während andererseits nur einmal der Chan von Chokand hier einen ernstlichen Widerstand entgegensetzte. Es war im Herbst 1860. Ein zahlloses Heer von Asiaten, vierzigtausend, d. h. nach orientalischer Redeweise viele tausend Mann stark, wälzte sich gegen Wärnoje heran. Nur mit 1000 Mann ging ihnen, den Schutz der Festung Civilisten und Kosakenweibern überlassend, der Commandant von Wärnoje, General Kolpakofski, entgegen; am 2. November 1860 traf er den Feind bei Usun-Agatsch, etwa 7 Meilen westlich von Wärnoje, und — zerstreute ihn in alle Winde. Seitdem hatte das östliche russische Corps leichtes Spiel, indem es theils im Gebirge nach Süden und Südwesten vordrang, theils am nördlichen Fuße desselben nach Westen vorrückte, um die dort liegenden chokandschen Grenzforts eins nach dem anderen auf-

zuheben, bis es schließlich dem von Westen anrückenden die Hand reichte, und damit der Ring um die Kasakensteppe vollständig geschlossen war.

Im Westen begannen größere Operationen von Neuem im Jahre 1864. Die Russen hatten sich, wie oben angedeutet, trefflich gerüstet, und die Türkistaner ihnen wacker — vorgearbeitet. Ein blutiger Wirrwarr war in ihren drei Hauptländern ausgebrochen: in Chiwa Thronstreitigkeiten, welche zweien Chans und vielen tausend Turkmenen, die sich eingemischt hatten, das Leben kosteten; in Chokand ähnliche Ereignisse nebst Intervention Bucharas und demzufolge Kämpfe zwischen Chokandern unter einander und mit Bucharern; in Buchara vergebliches Ringen des Emirs mit einem seiner Vasallenstaaten Schehrisebs. Die chokandisch-bucharischen Händel hatten schließlich dahin geführt, daß der Emir von Buchara eine Art Protectorat über einen Theil von Chokand erhielt und dadurch der Gefahr, mit Rußland in unangenehme Berührungen zu kommen, um so eher ausgesetzt wurde. — Alle Strategie ist zu einem nicht geringen Theile — wohlverstandene Geographie, darum erlaube der Leser, daß wir ihm, zumal wo es sich um so unbekannte Gegenden handelt, statt eines Kriegsbildes zunächst wieder ein geographisches vorführen. Das Gebiet, welches die Russen auf ihrer westlichen Flanke im Jahre 1864 betraten, war zum ersten Male ein städtisch bewohntes, der dritte der obenbezeichneten Abschnitte des Syrlandes. Aber nicht der ganze breite Raum zwischen Fluß und Gebirge, die hier nach Nordwest gerichtet sind und 10—20 Meilen auseinander liegen, ist cultivirtes Land und mit Ortschaften besetzt. Die seßhafte Bevölkerung und ihre Ackerfelder halten sich vielmehr näher dem Gebirge als dem Flusse, weil dort die künstliche Bewässerung leichter und gefahrloser zu bewerkstelligen ist, als an dem großen, gewaltige Ueberschwemmungen verursachenden Strombett. Die Ortschaften liegen an den oder in der Nähe der zahlreichen, aus den Bergen strömenden Flüßchen, die alle zum Vater Syr hinabeilen möchten und fast alle auf dem Wege, von übermäßigen Aderlässen ihrer Anwohner entkräftet, dahinsterben. So umsäumt den Syr auch hier auf seiner rechten Seite zunächst Steppe und Nomadenthum, ja drängt sich auch zwischen seine wirklichen oder intentionellen Nebenflüsse bis dahin ein, wohin die künstliche Bewässerung nicht mehr zu reichen vermag. Nur drei von allen zum Syr gerichteten Wasserläufen erreichen ihn auf dieser Strecke zu jeder Jahreszeit, und da sie mehr oder weniger von Ost nach West gehen, so lassen sich in diesem Theile des Syrgebietes drei wohlbegrenzte Unterabschnitte bei einem Marsche von N. nach S. unterscheiden. Der nördlichste, also unterste jener beständigen Zuflüsse ist der Sauran, der mittlere der Arys, der oberste und südlichste der Tschirtschik, der im Ganzen allerdings die Richtung von Nordost nach Südwest hat. Im Bewässerungsgebiet eines jeden liegt eine größere Stadt,

und zwar jede fast mit mathematischer Genauigkeit 1 Grad südlicher als die andere, im Norden Türkistan, in der Mitte Tschimkend, im Süden Taschkend, und von der letzteren wieder um 1 Grad 1½ Min. südlicher Chodschend an der Fergana-Strecke des Syrlaufes, deren Hauptrichtung, wie wir wissen, von O. nach W. geht. Demnach ergeben sich von Norden aus folgende Terrainabschnitte: 1. von Türkistan bis Tschimkend, 2. von Tschimkend bis Taschkend, 3. von Taschkend bis Chodschend. Der kriegerische Fortschritt der Russen ist aber nun leicht dargestellt. Sie besetzten und annectirten im Jahre 1864, nach heftigem Kampfe bei Tschimkend, den ersten District, im Jahre 1865 den zweiten (wobei Taschkend das Vergnügen genoß, einige Monate lang als Republik unter kaiserlich russischem Schutz zu leben), im Jahre 1866 den dritten, nachdem Chodschend nach dreitägigem Bombardement mit Sturm genommen und hierbei einen ganzen Tag lang ein höchst erbitterter, von Haus zu Haus und Gasse zu Gasse sich fortspinnender Straßenkampf ausgefochten worden war. Es waren hierbei schon bucharische Streitkräfte betheiligt. Indeß auch Chudayar Chan von Chokand und seine Krieger hatten den heimischen Boden gegen die Feinde ihres Glaubens mit Ausdauer und Tapferkeit vertheidigt. Nun war ihr Muth für immer gebrochen, und der gebeugte Fürst Chokands schloß mit Rußland einen Frieden, der ihm, da er auch auf die Souveränetät im oberen Syrthale verzichten mußte, mehr als drei Viertel seines ehemaligen Gebietes entriß; gleichzeitig wurde ein Handelsvertrag vereinbart, der den beiderseitigen Unterthanen freien Zutritt und Geschäftsbetrieb im Nachbarlande eröffnete und nur einen Grenzzoll von 2½ Procent vom Werth der importirten Waaren auf beiden Seiten festsetzte.

Das für uns so bedeutungsvolle Jahr 1866 war also auch für Rußland ein glückliches. Keineswegs aber erschien es so am Anfange. Emir Mosaffar-eddin, Herr von Buchara, war auf dem Schauplatz erschienen und hatte als Schutzherr von Chokand den Russen ein ebenso naives wie gebieterisches Kehrt! zugerufen. Darüber waren Verhandlungen entstanden, zu deren Abschlusse russische Bevollmächtigte auf Wunsch des Emirs nach Buchara gingen. Hier wurden sie im November 1865 gefangen gesetzt. So kam im Jahre 1866 zum Kriege mit Chokand ein neuer mit Buchara, der den Russen sehr gefährlich hätte werden können. Zum Glück verschmähte es der verblendete Fanatiker von Buchara, mit den Chokandern gemeinsam zu operiren, ging vielmehr in echtem Barbarenstolze allein auf seine Feinde los. Diese zersprengten seine zahllosen Schaaren am 20. Mai 1866 in der Wüstenschlacht bei Irdschar (links vom Syr, dicht unterhalb seines oft erwähnten südlichen Wendepunktes), erbeuteten deren ganzes Lager mit dem prächtigen Zelt des Emirs und nahmen darauf, wie oben erwähnt, Chodschend

ein, welches bucharische Besatzung hatte. In bucharischen Händen war damals auch eine Reihe fester Plätze, welche dicht nebeneinander am Nordfuße des chokandisch-bucharischen Scheidegebirges liegen und eigentlich zum Defensionssystem Chokands gegen Buchara gehörten. Diese wurden sämmtlich bis zum Ende des Jahres von den Russen erstürmt, zuletzt nach achttägiger Beschießung am 18. October 1866 auch Dschisak, wodurch der einzige bequeme, zu jeder Jahreszeit gangbare Paß zwischen Chokand und Buchara, eine wahre porta Bucharica, welche schon ein Alexander der Große durchzog, in russische Hände fiel. Mosaffar-eddin hatte enorme Einbuße an Kriegsmaterial erlitten und verhielt sich während des Jahres 1867 ruhig. Schon 1868 aber versuchte er unbeugsamen Sinnes noch einmal das Kriegsglück. Unter den Mauern von Samarkand, einer der heiligsten Stätten des Islam, einst Residenz des großen Timur, des hinkenden Welteroberers, geschah am 13. Mai 1868 die Entscheidungsschlacht. Am folgenden Morgen flatterte das Banner des rechtgläubigen Zaren hoch über dem Köktasch, dem Marmorblock, welcher einst dem großen Hinkenden als Thron diente und noch heut auf einem Hofe der hochgelegenen Burg von Samarkand steht, neben dem Grabe Timurs das größte Heiligthum der uralten Stadt. General von Kaufmann, der russische Oberbefehlshaber, zog dem weichenden Emir nach Westen nach, während zu Samarkand eine geringe Besatzung unter dem Befehl des Majors von Stempel zurückblieb. Aber es lebt ein eigener Trotz in solchen altersgrauen Menschensitzen, in den „ewigen" Städten. Dem Commandanten von Samarkand sollte es ergehen, wie einst dem von Alexander dem Macedonier zurückgelassenen Befehlshaber von „Maracanda". Schmerz und Wuth ob der erlittenen Schmach durchdrangen in immer weiteren Kreisen die Herzen der Bewohner Samarkands und seiner Umgegend, wirkten endlich auch über das Gebirge nach Süden hinüber. Hier wohnen in einigen zum Amudarja, also südwärts geöffneten Thälern die tapferen Männer von Schehrisebs, in deren Heimath einst Timur geboren wurde und jetzt als Nationalheld so hoch verehrt wird wie zu Samarkand, seiner Grabstätte. Diese den Händen der Ungläubigen zu entreißen, stiegen die Krieger von Schehrisebs über das Gebirge nach Norden hinauf, überfielen plötzlich am 13. Juni die Stadt im Einverständniß mit ihren Bewohnern und schlossen deren Besatzung in die Burg ein. Sieben Tage lang wurde diese von einer nach Tausenden zählenden Masse wüthend bestürmt, aber der kleinen, nur 752 Mann zählenden Christenschaar wankte der Muth nicht, auch die Reconvalescenten traten unter das Gewehr. Schon waren 8 Officiere und 213 Mann, fast der dritte Theil des Häufleins, außer Gefecht gesetzt, da nahte am 20. Juni die Hilfe, General von Kaufmann mit dem Hauptcorps. Dieser verzweifelte Kampf um den Köktasch und das heilige Grab von Samarkand bildet den würdigen

Abschluß der jüngsten Kämpfe Irans und Turans. Hier liegt Stoff für künftige Dichter.

Der Ueberfall von Samarkand gehörte einem tiefer angelegten Plane an. Die tapferen Schehrisebser hatten mit dem so oft wegen seiner Herrschaftsgelüste von ihnen bekämpften Emir von Buchara verabredet, daß derselbe durch verstellte Flucht das Hauptheer der Russen so weit als möglich nach Westen hin verlocken sollte. Dieses wollten sie sodann nach dem Falle von Samarkand im Rücken fassen. Der Plan war nicht übel. Aber der General, welchem Mosaffar-eddin zuletzt den Oberbefehl anvertraut hatte, — es war ein desertirter Kosak! — wurde der Verabredung untreu. Er stellte sich schon am 14. Juni bei Seri-Bulak, 10—12 Meilen von Samarkand zu neuem Kampfe, wurde geschlagen und zerstörte so mit einem Schlage die letzte Hoffnung seines verzweifelnden Herrn. Diesem war jetzt Muth und Trotz völlig erloschen. Er schloß Frieden, versprach Kriegskosten zu zahlen, trat den schönsten Theil seines Gebietes mit der Hauptstadt Samarkand an Rußland ab und nahm endlich die Bedingung des Handelsvertrages, der zuvor mit Chokand geschlossen war, auch für den Ueberrest seines Reiches an. Die Rächer Timurs aus Schehrisebs traf die russische Zuchtruthe erst im August 1870.

So liegt nun die ganze unermeßliche Kasakensteppe jetzt fest an den Ringen der russischen Festungskette. Die einst so gefürchteten Despoten von Chokand und Buchara fristen ihr Dasein durch die Gnade des Zaren. Der schönste Theil ihrer ehemaligen Besitzungen ist russisches Gut. Schon zieht auch gegen Chiwa, den dritten der größeren Oesbegenstaaten, das Verderben heran. Ungeheure Schläge sind dem Islam hier versetzt worden, sein Stern ist in Westturan tief im Sinken. Neben dem Köktasch und dem heiligen Grabe Timurs erheben sich die Kuppeln einer griechisch-katholischen Kirche. Das Morgenroth einer neuen christlichen Aera leuchtet über Mittelasien herauf. Wie wird das endigen? Die Antwort wollen wir zu geben versuchen, nachdem wir eine Wanderung noch tiefer in das Herz Asiens hinein angestellt und ganz neue, ganz entgegengesetzte Dinge kennen gelernt haben.

F. Marthe.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Sympathien und Antipathien in der französischen Schweiz. Aus Lausanne. — Die deutschen Blätter haben uns harte Vorwürfe gemacht, aber das Härteste daran ist, daß sie meist begründet sind, und gerade das will die

Mehrzahl bei uns nicht einsehen. Soll es mit einem Worte bezeichnet werden: das Uebel, woran die ganze Schweiz, besonders die französische, leidet, und das ihr Verhältniß zu Deutschland wie zu Frankreich bedingt, so ist es Unwissenheit; und deswegen kann kaum von Meinungen, Ansichten oder gar Ueberzeugungen die Rede sein; vielmehr nur von halb bewußten Sympathien und Antipathien. Nicht für die Zukunft, wohl aber für die Beurtheilung des Geschehenen möchte ich das als mildernden Umstand geltend machen, und in diesem Sinne versuche ich die Haltung meiner Landsleute, und zwar gerade der französisch redenden — denn ich will nur berichten über das, was ich genau kenne — Ihnen wenn nicht als verzeihlich, doch als erklärlich, wahrheitsgetreu darzustellen.

Eine Regierung kann neutral sein, ein Einzelner kaum. Dieser in letzter Zeit oft gehörte Satz findet bei uns volle Anwendung: wir müssen unterscheiden zwischen unseren Behörden und dem Publikum. Glücklicherweise kam es auf die Bundesregierung, nicht auf die cantonalen an, denn sonst wären uns beschämende Erfahrungen von Unfähigkeit, besonders in der militärischen Organisation, von Zweideutigkeit und schlimmem Particularismus sicher nicht erspart gewesen. Die Bundesregierung zeigte sich dagegen durchaus ihrer Aufgabe gewachsen; es muß ihr das Lob gespendet werden, daß sie die schweizerische Neutralität vollkommen gewahrt, unter der Armee trotz der auflösenden radicalen Elemente die Disciplin aufrecht erhalten — was man von den cantonalen Contingenten nicht sagen kann —, endlich die schwierige Vertheilung der internirten Franzosen mit Strenge und Gerechtigkeit ausgeführt hat. Wir wollen nicht verschweigen, daß bei der Verpflegung der Truppen große Uebelstände und Nachlässigkeiten an den Tag kamen; auch machte es einen schlechten Eindruck, daß unser Gesandter in Paris, der doch Napoleon's III. persönlicher Freund gewesen, sich so sehr beeilte, die Republick vom 4. September zu begrüßen, und ganz zu vergessen, daß die kaiserliche Regierung, dem Gebrauche des orleanistischen und republikanischen Frankreich zuwider, immer auf gute Nachbarschaft mit der Schweiz gehalten und sie durch vielfache ausnehmend vortheilhafte Verträge begünstigt hatte. Im Ganzen jedoch kann die eidgenössische Regierung nicht leicht ein Tadel wegen ihrer Haltung während des Krieges treffen.

Sehen wir aber zu, wie die öffentliche Meinung und ihre Organe sich während der verflossenen inhaltschweren acht Monate verhalten haben, so ist es ein häßliches Bild von Haß und Unwissenheit, von Verkennung aller Thatsachen, ja von systematischer Unwahrheit, das sich unseren Augen darbietet. Der Deutschenhaß — das traurige Wort scheint wirklich seinen Platz im Lexicon behalten zu wollen — hat bei uns tiefe Wurzeln, die es uns bedeutend erschweren, zu vorurtheilsfreier Anschauung zu gelangen. Vor allem

die Cultur- und Sprachgemeinschaft, welche Familienverbindungen sehr häufig macht; sie hat sich bei uns als ein stärkeres Band als in der deutschen Schweiz erwiesen. Unsere literarische und sprachliche Bildung muß bei den Franzosen Nahrung holen, ebenso unsere geringen künstlerischen Bedürfnisse. Für das Waadtland kommt noch ein Besonderes hinzu. Bekanntlich war es seit der Reformation bis zu diesem Jahrhundert unterthänige Landschaft der Berner Geschlechterrepublik, unter einer Regierung, die, obgleich weise und patriarchalisch, den Säckel mehr angriff, als liebsam war, ohne jedoch den Wohlstand des reichgesegneten Landes zu gefährden. Die Berner Zeit bleibt in der Erinnerung des Volkes als eine Zeit der Bedrückung und Unfreiheit. Kein Wunder, wenn der Waadtländer seine Abneigung gegen seinen Berner Nachbarn und ehemaligen Herrn auf alle deutschen Schweizer überträgt! Die wirklichen Deutschen kennt man aber hierzulande nicht; allenfalls hat man die rheinischen Bäder und die Münchener Gallerieen besucht, ist einmal mit Süddeutschen in persönlichen Verkehr getreten, von ihren staatlichen Verhältnissen jedoch hat man keine Ahnung, noch weniger natürlich von den norddeutschen. Ueber Preußen herrschen in der Mehrzahl unserer Bevölkerung dieselben Vorstellungen wie in Frankreich oder in den radical-ultramontanen Kreisen des Südens. Es ist das Land des Gardelieutenants, des steifen Bureaukraten, wo jede Freiheit unterdrückt, jede „demokratische" Regung mit Füßen getreten wird, wo keine Kunst und keine Freude blühen kann. Die Sparsamkeit des Staates ist schmutziger Geiz, die Pflichttreue der preußischen Beamten Pedanterie, der ganze Gedanke von deutscher Einheit endlich nichts als eine kluge Erfindung der preußischen Regierung! Was das Wesen der Einzelnen betrifft, ihre Art und Weise im geselligen Verkehr, so wird der wahre Deutsche mit dem deutschen Schweizer schlechtweg identificirt; er kommt dabei arg zu Schaden, denn meine Landsleute aus den deutschen Cantonen sind wirklich ein unliebenswürdiger und schwer umgänglicher Menschenschlag. Für Viele ist es eine wahre Entdeckung, daß der Norddeutsche eine wohllautende Sprache redet, rasch auffaßt, sich schnell und gewandt auszudrücken weiß! Aus solchen kleinlichen und noch lächerlicheren Rücksichten besteht zum großen Theil jene blinde Eingenommenheit gegen die Deutschen; der schwerste Vorwurf, den erbitterte Feinde ihnen machen können, ist, daß sie schlecht kochen, und schlecht essen, also uncivilisirt sind! Es tritt aber im Waadtlande sowohl als namentlich in Genf, das ja nie unter Berner Herrschaft gestanden, ein Schlimmeres hinzu: die Radicalen — nicht die Communisten, denn im Bauernstaate finden diese kein Gehör — die Radicalen, Feinde jeder staatlichen Zucht, Vertreter des Egoismus, sie sehen ein, daß seit 1866, seit dem Aufkommen einer klaren, vernünftigen Politik das Reich der Phrase zerstört und ihrer Partei in Deutschland jede Aussicht auf Erfolg geschwunden ist. Sie

sind Herren in den meisten Cantonen, da die sogenannten Conservativen d. h. Liberalen, stets den compacten Schaaren ihrer Gegner gegenüber uneinig und rathlos eine consequente Opposition nicht zu bilden wissen.

Die französischen Zustände kannte man im Grunde nicht viel besser. Die Conservativen verehrten Napoleon als den Erhalter der Ordnung, hatten aber doch viel Sympathien für die schwachen Reste der Orleanisten, vornehmlich wegen deren protestanten-freundlicher Haltung. Die Radicalen verehrten den Kaiser auch, aber als den Vertreter der revolutionären Principien, mit der stillen Hoffnung, daß das kaiserliche Regiment die beste Vorbereitung zur Republik sei! So unklar waren auf beiden Seiten die Ansichten über die politischen Verhältnisse des Kaiserreichs. Sonst wußte jedes Kind im Lande, wie liebenswürdig und großmüthig die Franzosen, wie unwiderstehlich und lustig ihre Soldaten, kurz daß sie das erste Volk der Welt sind. Wer aber aussprach, daß in Frankreich Egoismus und Genußsucht den Charakter der Einzelnen, die revolutionären und chauvinistischen Ideen den der Nation verdorben hatten, daß Alles, Alles einer gründlichen Reform dringend bedürftig sei, der wurde des Germanismus beschuldigt.

Es war nur eine kleine Gemeinde Deutschgesinnter, die dieser franzosenfreundlichen Majorität entgegentreten konnte. Meist solche, die in Deutschland, besonders in Berlin, studirt haben, Juristen, Theologen, einige der wenigen Historiker, die in unserm Ländchen eine Stelle finden können; auch Einige, die mit den deutschen Verhältnissen nicht so vertraut, allein durch ihr Gerechtigkeitsgefühl zu einer besseren politischen Anschauung geleitet wurden, Leute von jedem Alter und jeder religiösen Richtung, aber natürlich nur aus den antiradicalen Kreisen. Genf gebührt die ehrende Anerkennung, daß es zu dieser Schaar von Getreuen das relativ größte Contingent gestellt und dadurch seinen alten Ruf der gebildetsten Stadt in der Schweiz bewahrt hat. In Neuchâtel sollen, sicherem Vernehmen nach, die höheren Classen größtentheils deutsch gesinnt sein. Von Wallis und Freiburg nehmen wir keine Notiz; diese zwei ungebildeten, ganz katholischen Cantone spielen in unserer Culturentwickelung fast keine Rolle. Eine politische Presse haben sie so gut wie nicht.

Nach Sedan verlor Deutschland fast alle seine Anhänger. Man wurde ganz eins mit der französischen Republik, theilte ihren Wahn und Aberglauben und muthete mit ihr König Wilhelm zu, Frankreich ohne weiteres zu verlassen. Namentlich stützte man sich auf die von König Wilhelm beim Betreten des französischen Bodens erlassene Proclamation, deren Sinn durch die Uebersetzungen schlecht wiedergegeben, durch die französischen Machthaber verdreht, deren Wortlaut endlich in den französischen und hiesigen Blättern geradezu entstellt, wenn nicht gefälscht wurde. Mit solchen Mitteln mußte

man eben operiren, die einen mit böser Absicht, die anderen nur irre geleitet.

Einen recht schlechten Eindruck mußte es freilich auf unsere grimmigen Republikaner machen, als die jungen Franzosen schaarenweise hierher flüchteten, um nicht in die Mobilgarde gesteckt zu werden. Sie lebten hier so vergnügt, zechten und tanzten als ob alles pour le mieux wäre, dans la meilleure des Frances. Unseren Bauern war das allerdings manchmal zu arg, und sie gaben den jungen Gecken mit ihren Dämchen ihre Meinung recht deutlich zu verstehen. Keiner aber fragte sich, ob das Volk, dessen beste und gebildetste Classen sich so feige und elend benahmen, die ihm erwiesenen Sympathien wirklich verdiente!

So ging es den ganzen Winter durch. Die Lügendepeschen aus Tours und Bordeaux kamen gewöhnlich vor den Telegrammen des Königs an die Königin oder den lakonischen Berichten Podbielski's hier an und fanden immer ein gläubiges Publikum. „Wie die Franzosen vor Sedan, so lügen jetzt die Preußen", meinten unsere gewiegten Politiker. Sehr ergötzlich war das Treiben der Häupter dieser ultra-französischen Clique. Sie tagten in einem Kaffeehause, das im politischen Leben des Cantons eine große Rolle spielt; hier wußte man die Neuigkeiten immer zuerst, oft durch „Privatnachrichten". Welcher Art letztere waren, möge ein Beispiel bezeugen. Es war zur Zeit, als Bourbaki's Heereshaufen gegen Belfort heranzogen; plötzlich kommt eines Abends eine Depesche, angeblich vom Bahnhofsinspector in Biel, General von Werder sei mit seinem ganzen Stabe nach Pruntrut geflüchtet, die belagerte Festung entsetzt! Ihre Herzensfreude bethätigten unsere Heißsporne sofort durch ein splendides Souper, der Champagner floß — groß war aber der Katzenjammer, denn die Sache erwies sich bald als gerade umgekehrt. Böse Zungen meinten nun hinterdrein, der Wirth habe die Depesche fabricirt!

Von großem Einflusse auf die öffentliche Meinung war der Uebertritt und der Aufenthalt der Armee Bourbaki's auf Schweizer Gebiet. Die Mehrzahl unserer Soldaten, die Officiere fast ohne Ausnahme, haben von ihrem Wachdienste an der Grenze die völligste Geringschätzung des französischen Heeres zurückgebracht; sie waren empört über die Feigheit, die Hartherzigkeit, den Leichtsinn und die Unwissenheit der Officiere, besonders der Mobilgarde, deren Benehmen ihren Mannschaften gegenüber allerdings über alle Maaßen scandalös war. Die beschämendsten Züge von Anmaßung und Unfähigkeit ließen sich dutzendweise von ihnen erzählen. Gar mancher, der als glühender Franzosenfreund abzog, kam völlig umgewandelt von der Grenze zurück. Eine recht schlimme Saat haben uns aber die Moblots mit ihrem beständigen Refrain „Verrath" hinterlassen. Unser Volk hat ihm

leider Gehör geschenkt, und ich sehe darin vielleicht das böseste Symptom unserer politischen Verkommenheit. Das Betragen der Officiere war nicht dazu angethan, die Vorwürfe ihrer Leute zu widerlegen; die Menge aber verstand es nicht, zwischen Verrath und Unfähigkeit zu unterscheiden. Welche Ansicht werden wohl die Internirten von den schweizerischen Milizen heimgebracht haben? So lange es Bundestruppen waren, ging alles gut; als aber die cantonalen Reserven an ihre Stelle traten, wurden den Franzosen Beispiele von Indisciplin und namentlich von viehischer Trunksucht gegeben, die sie baß erbauen mochten!

Was von der öffentlichen Meinung gilt, läßt sich in höherem Grade von der Presse sagen, nur mit dem Unterschiede, daß die letztere nicht das Recht hat, unwissend zu sein: wenn sie unwissend ist, versäumt sie ihre elementarste Pflicht. So muß das Urtheil über die waadtländische und Genfer Localpresse sehr scharf ausfallen: sie hat die öffentliche Meinung auf falsche Wege geleitet, ihren Einfluß schmählich mißbraucht. Eine rühmliche Ausnahme macht die einzige größere, auch ins Ausland viel versandte Zeitung unserer Gegend, das Journal de Genève. Es hat seine Pflicht als neutrales Blatt stets treu erfüllt, getadelt, wo es tadeln zu müssen glaubte, zu gerechter und nüchterner Beurtheilung gerathen. Als charakterisch kann angeführt werden, daß es zuerst die bekannten Neutralisationsvorschläge des Grafen von Gasparin druckte, ebenso daß die anderen Blätter es als preußisch oft gehässig angriffen. Diese kleine Localpresse ist wohl das giftigste Product radicaler Zuchtlosigkeit, republikanischen Eigendünkels und unwissender Anmaßung: ich meine vorzugsweise die Genfer Suisse radicale, den Nouvelliste Vaudois und, wenn auch in bedeutend geringerem Grade, die Gazette de Lausanne, die doch wenigstens nicht radical genannt werden kann, dafür aber ganz besonders albernes Geschwätz liebt. Glücklicherweise kommen diese Jammerblätter kaum über die Schweizer Grenzen, sonst würden unsere deutschen Nachbarn eine noch schlechtere Meinung von uns bekommen. Jetzt bleibt diese Presse ebenso tief unter ihrer Aufgabe: sie versucht es nicht einmal sich und ihre Leser mit dem neugebildeten Deutschland, das sie so sehr haßt und noch mehr fürchtet, bekannt zu machen. Von den Reichstagsverhandlungen bringt sie kaum einen schlechten telegraphischen Auszug, während lange inhaltslose Erörterungen den inhaltslosen Reden der Nullitäten in Versailles gewidmet werden. Wenn unsere Zeitungen so fortfahren, die Menge absichtlich und gehässig in Unwissenheit über deutsche Verhältnisse zu lassen, dann kann die Gefahr für uns sehr groß werden. Dann könnte das furchtbare Wort, das der Verfasser des Aufsatzes „Der Deutschenhaß in Zürich" in diesen Blättern hinwarf: „französischen Sympathien werden französische Zustände folgen" in Erfüllung gehen. Di avertant omen! Wir haben

ja das glückliche eigenthümliche Schicksal, als französisches Land außerhalb des französischen Staates und größtentheils auch außerhalb der französischen Demoralisation zu stehen: diese günstige, gänzlich unverdiente Stellung verdanken wir dem Umstande, daß unser Ländchen immer auf's engste mit einem anderen deutscher Cultur verbunden war, und daß uns von den Berner Eroberern die religiöse Reform aufgezwungen wurde. Wenn wir diese Bahn verlassen und nur nach Frankreich hinüberblicken, werden wir bald in dieselben Fehler fallen. Glücklicherweise kann dieses namenlose Unglück durch die projectirte größere Centralisation, die uns politisch fester an die deutschen Cantone knüpfen wird, noch weit hinausgeschoben werden.

Bloß Scherzes halber will ich unsere wichtigste Zeitschrift, die Bibliothèque universelle et Revue Suisse, erwähnen. Die langen doctrinären Aufsätze aus der Feder des Hauptredacteurs, die seit 1866 über die Bildung des deutschen Staates erschienen, zeichnen sich durch eine Eigenthümlichkeit aus: sie sind mit Prophezeihungen angefüllt. Es ist, als ob ein neuer Daniel erstanden wäre! Diese Prophezeihungen haben auch wieder ihre Eigenthümlichkeit: von ihnen allen ist seitdem gerade das Gegentheil in Erfüllung gegangen. Vollends komisch sind die Artikel über den Krieg. Englische Correspondenzen und eigener Senf sind die Bestandtheile dieser merkwürdigen Auslassungen, in denen der Herr Verfasser mit hochgelahrter Miene von strategischen Fragen spricht, mit Herrn Thiers in Schlachtbeschreibungen zu wetteifern sucht. Von Taktik aber versteht er so viel, wie der Schwabe von der Marine.

Endlich sei auch mit einigen Worten der kleinen Flug- und Streitschriften gedacht, die in Genf das Tageslicht erblickten. Wie die Pilze aus der Erde wuchsen Pamphlete und Schmähreden gegen Preußen; zum Glücke aber können die wenigsten derselben Schweizern zur Last gelegt werden: gerade wie die in Bern neugegründete „Helvétie", die diesen Namen nur durch unverschämten Diebstahl trägt, haben sie meistens Franzosen zu Verfassern, welche von der ihnen gewährten Ruhe und Preßfreiheit der Schweiz keinen besseren Gebrauch zu machen wußten. Mit dieser schmutzigen, überdies gänzlich unbedeutenden Literatur wollen wir uns nicht befassen. Dagegen wollen wir einen Augenblick bei den wenigen erfreulichen Erscheinungen verweilen, welche das Vorhandensein einer aufgeklärteren, vorurtheilsfreien und wahrheitsliebenden Anschauung in den höheren Schichten unserer Gesellschaft beweisen. Der Broschüre des Dr. Stroehlin in Genf, der die Ansprüche Deutschlands auf Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen behandelt, haben diese Blätter verdienter Maßen schon Erwähnung gethan. Sie hat eine zweite Auflage erlebt, also läßt sich hoffen, daß sie auch in weitere Kreise gedrungen sein und dort einigen Eindruck gemacht haben wird. Ich kann

bezeugen, daß dies der Fall gewesen bei der Schrift von Frederic de Rougemont aus Neuchâtel. Der hier zu Lande wohlbekannte Verfasser hat unter dem Titel Les conseillers bénévoles du Roi Guillaume (Genf, H. Georg, in 8°.) eben den unberufenen Rathgebern, die freilich mehr anklagten und schmähten als riethen, die gebührende Antwort ertheilt. Man hat ihm vorgeworfen, der Schweizer trete in seinen Erörterungen zu sehr zurück, doch nicht die Aufgabe der Schweiz wollte H. v. Rougemont besprechen, sondern nur die Anklagen und falschen Auffassungen von Gegnern und sogenannten Neutralen widerlegen, und dazu ist ein Neutraler, der beide streitende Parteien gleich gut kennt, besonders befähigt. Eher möchte ich tadeln, daß der Standpunkt zu vorwiegend protestantisch ist: zwar war der letzte Krieg im Ganzen eine Phase im großen Streite zwischen Reform und Revolution, aber doch nicht ausschließlich auf religiösem Gebiete! Großen Dank aber verdient der Verfasser dafür, daß er in unbefangenster Weise die Lügenberichte über das Treiben der deutschen Heere in Frankreich geprüft und es mit dem Schalten und Walten der Generale der französischen Republik und des ersten Napoleon in Deutschland verglichen, ganz besonders aber dafür, daß er zuerst gründlich erwiesen hat, wie schmählich König Wilhelm's erste Proclamation mißbraucht worden ist. Ich weiß bestimmt, daß viele Leute durch dieses Schriftchen nachdenklich geworden sind, und sich zu fragen anfingen, ob denn Deutschlands Sieg und Einheit nicht ein Glück für Europa sei, und wenigstens die Nothwendigkeit einsahen, sich mit den Ursachen des unwiderstehlichen Emporkommens und den Verhältnissen des in neuer Herrlichkeit erstandenen Reichs bekannt zu machen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die jüngste Wendung der Ereignisse in Paris ihre Wirkung auch auf die hiesigen Franzosenfreunde übte. Die Conservativen hatten immer gefürchtet, der Tod Napoleon's würde den Anlaß geben zu einer furchtbaren rothen Revolution, die in allen Ländern um sich greifen und auch uns bedrohen möchte. Nun ist der Kaiser gestürzt, die Revolution ausgebrochen — und Europa ist ruhig, Deutschland rührt sich nicht. Wäre diese Ruhe vielleicht den deutschen Heeren zu verdanken? Mit Erstaunen sieht man, daß die Franzosen nicht so sind, wie man sie sich vorgestellt; man liebte sie wie man sie sich dachte, nicht wie sie sind. Mehr noch als die wahnsinnigen Insurgenten der großen Städte tadelt man die Anhänger der Ordnung, die alles über sich ergehen lassen, jede Demüthigung hinnehmen und durch Schlaffheit und Mangel an jeder Initiative eine so ungeheuerliche Anarchie möglich gemacht. Die elende egoistische Mattherzigkeit der Bourgeois ist auch unseren schwachen Seelen zu arg geworden, und man ist nicht mehr so abgeneigt, die Verkommenheit des französischen Volkes anzuerkennen.

Nun tritt an unsere Presse doppelt energisch die Forderung heran, unser Volk mit Deutschland bekannt zu machen; nach einigen Aufsätzen der Gazette de Lausanne können wir hoffen, daß sie endlich diese ihre Pflicht erkannt. Der Bekanntschaft Einzelner mit unserm großen Nachbarvolke ist gewöhnlich bis jetzt auch Sympathie gefolgt. Sollte das Verhältniß nicht erweitert werden können? Darum bitten wir die deutschen Gelehrten uns nicht aufzugeben; in der ganzen Schweiz können wir nicht ohne sie leben, ja wir müssen von ihnen friedlich erobert werden. Darum bitten wir auch die deutschen Zeitungen glimpflicher mit uns zu verfahren; die Zahl derer, die nach Deutschland blicken, wird täglich wachsen, sie dürfen aber nicht scheu gemacht werden. Darum bitten wir endlich den geharnischten Vorkämpfer in der aufjauchzenden Literatur des neuen Reiches uns keine so kolossalen Keulenschläge mehr zu ertheilen, wie er es neulich in seinem so reinen und selbstlosen Aufsatze „Parteien und Fractionen“ gethan! Wer dem Franzosenthum und dem Radicalismus rettungslos verfallen, wird dadurch nicht besser; die zarten Pflanzen aber, die der neuen in Deutschland aufgegangenen Sonne sich zuwenden, könnten leicht durch diesen zornigen Orkan geknickt werden!

Kirchliche und politische Neubildungen. Aus Baiern. Die kirchliche Angelegenheit, welche das Gemüth unseres Volkes seit Monaten so lebhaft beschäftigt, scheint eine neue Wendung nehmen zu sollen. Seit die Hoffnung auf ein energisches Einschreiten der Staats-Gewalt gegen das neue Kirchendogma so gut wie verschwunden ist, schlägt die Bewegung sichtlich eine andere Richtung ein. Statt der staatskirchlichen Idee tritt diejenige der Kirchengemeinde in den Vordergrund. Die Vorgänge in dem Kirchdorf Mehring an der München-Augsburger Eisenbahn, dessen Geistlicher die Unfehlbarkeit nicht anerkannt hat und trotz seiner vom Augsburger Bischof verfügten Absetzung von seiner Gemeinde in seiner Stellung aufrecht erhalten wird, zeigen einen Ausweg aus der Verwirrung der Gegenwart. Die 7800 selbständigen Männer in der Hauptstadt und nächster Umgebung, welche die Adresse gegen die Unfehlbarkeit unterzeichnet haben, repräsentiren schwerlich weniger als 20,000 Seelen und sind somit numerisch wie pecuniär vollkommen in der Lage, eine eigene Gemeinde unter einem Geistlichen ihrer Richtung zu bilden. Die leitenden Kreise der Bewegung haben diese Idee bereits mehrfach ventilirt und werden ohne ein baldiges Vorgehen der Regierung mit den Vorbereitungen zur Bildung einer solchen Gemeinde hervortreten. Die Staatsregierung wird gegen ein solches Vorgehen nichts einwenden können, da sie in dem Mehringer Falle die kirchliche Autonomie der Einzelgemeinden factisch anerkannt und gegen die Angriffe des Bischofs von Augsburg in Schutz ge-

nommen hat. Welche weiteren Folgen für die kirchlichen Verhältnisse sich aus dieser Neubildung ergeben werden, ist noch ungewiß, jedenfalls aber wird mit der letzteren der Anstoß zu einer fruchtbaren Weiterentwickelung gegeben sein.

Neben und unter dieser kirchlichen Bewegung geht eine politische unbeachtet weiter. Der Auflösung der „patriotischen" Landtagsmehrheit wird der Zerfall der bisherigen baierischen Fortschrittspartei wahrscheinlich auf dem Fuße folgen. Mit der Erreichung des gemeinsamen nationalen Zieles ist die Aufgabe, welche die zum Theil sehr disparaten Elemente der Partei zusammenhielt, gelöst, das Bedürfniß einer neuen Gruppirung macht sich unwiderstehlich geltend. Die liberalen Reichstagsabgeordneten unseres Landes haben bei ihrem Eintritte in die drei Reichstagsfractionen der liberalen Reichspartei, der nationalliberalen und der deutschen Fortschrittspartei zwar erklärt, daß diese Trennung auf die Parteibildung in unserem Landtage keinen Einfluß haben solle, aber die auflösende Wirkung getrennter Haltung und Abstimmung in fast allen inneren Fragen wird sich aus dem Berliner Reichstagssaale sehr bald in den Münchener Landtagssaal hinüber verpflanzen. Ohnehin schlagen schon jetzt mehrere baierische Mitglieder der deutschen Fortschrittspartei in den Localorganen ihrer Wahlbezirke gegen ihre weniger vorgeschrittenen bisherigen Parteigenossen einen Ton an, der mit Nothwendigkeit zu persönlicher Entfremdung führen muß. Ein weiteres auflösendes Element bilden die zwanzig fortschrittlichen Abgeordneten aus der Rheinpfalz, die trotz sehr verschiedener Stellung zu den inneren Fragen in einer gewissen Provinzialopposition gegen das rechtsrheinische Baiern einig sind. Mit der Wiedereinberufung des Landtages, die verfassungsmäßig spätestens im September stattfinden muß, wird sich aus der bisherigen „baierischen Fortschrittspartei" wahrscheinlich eine große nationalliberale Mitte herausbilden, der sich rechts eine nationalconservative, links eine mehr demokratisch gefärbte Fraction unter Führung von Gerstner, Crämer, Kraussold anreihen dürfte. Hoffentlich werden diese neuen Fractionen, trotz aller trennenden Momente wenigstens in der bisherigen kirchlichen und nationalen Richtung einig bleiben.

Freilich ist auch das Fortbestehen des Landtages in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung wenig gesichert. Der bisherige erste Kammerpräsident Dr. v. Weis ist zum Appellationsgerichtspräsidenten in der Rheinpfalz befördert worden und hätte sich deshalb in seinem niederbaierischen Wahlbezirk einer Neuwahl zu unterziehen, die er aber in dem Gefühl seiner voraussichtlichen Niederlage und in vorläufiger Befriedigung seines Ehrgeizes abgelehnt hat. Damit ist der Präsidentenstuhl erledigt und der Wettkampf der verschiedenen „patriotischen" Parteiführer, der Jörg, Seinsheim, Ruland, Huttler

die freie Bahn geöffnet. Bei der Leidenschaft, mit der hier dergleichen persönliche Kämpfe ausgefochten zu werden pflegen, und der aus der getheilten Abstimmung über die Reichsverfassung herrührenden gegenseitigen Erbitterung der beiden „patriotischen“ Fractionen kann diese Präsidentenwahl nach dem Vorgange vom September 1869 leicht überhaupt vereitelt werden, und damit wäre die von den Patrioten ebenso sehr perhorrescirte wie von der Fortschrittspartei gewünschte Kammerauflösung eine Nothwendigkeit geworden. Ob sich aus dieser und dem dann bestimmt zu erwartenden liberalen Wahlsieg nicht auch eine Neubildung des Ministeriums ergeben müßte, steht noch in zu weitem Felde, um mehr als eine flüchtige Muthmaßung zu gestatten.

Sie sehen, auch nach dem vorläufigen Abschlusse der nationalen Frage ist in unserem Staatsleben noch überreichlicher Stoff für innere Kämpfe und Bewegungen zurückgeblieben. Möchte denselben der gleiche glückliche Stern leuchten, der unser Land und mit ihm den ganzen deutschen Süden in dem Augenblicke der höchsten Gefährdung so wunderbar in den nationalen Hafen führte!

Die kirchliche Bewegung. Aus Württemberg. Welch tiefen Eindruck im ultramontanen Lager die im Reichstage erlittenen Niederlagen hervorgebracht, lehrt in ergötzlicher Weise ein Sendschreiben, das der Abg. Probst an seine oberschwäbischen Wähler gerichtet hat, und das sich nahezu wie die Ankündigung einer Frontveränderung liest. Man erinnert sich noch der intimen Herzensergießungen, welche seiner Zeit unsere Zollparlamentsabgeordneten aus der nordischen Hauptstadt befreundeten Blättern der Heimat zukommen ließen. Die Berichte aus der Fremde klangen wenig erfreulich, fast melancholisch, und die eigenthümliche Art, wie sich in den schwäbischen Gemüthern die nordische Welt und unser ganzes neues politisches Leben wiederspiegelte, hat damals weit über die Kreise der Adressaten hinaus Beachtung und Heiterkeit erweckt. Dieser löblichen Sitte der Volksvertreter, ihre Freuden und Leiden auch an den häuslichen Heerd der Wähler mitzutheilen, ist der einzige jener württembergischen Zollparlamentsabgeordneten, der auch im Reichstag einen Sitz gefunden hat, treu geblieben. Probst setzt sich in gemüthlichen Verkehr mit den oberschwäbischen Bauern und singt ihnen das Lob der Centrumsfraction, wie sie früher mit den Tugenden der süddeutschen Fraction bekannt gemacht worden waren. Sind doch beide, wie er auseindersetzt, im Grunde ein und dasselbe, die eine die legitime Fortsetzung der anderen, beide ein Act der Nothwehr gegen das gottlose Streben aller anderen Parteien nach dem Einheitsstaat. Das Reichstagsmitglied für Ravensburg, die Heimat des Welfengeschlechts, weiß, daß das Phantom des Einheitsstaates noch immer ein untrügliches Mittel ist, seinen ländlichen

Wählern einen gehörigen Schreck einzujagen. Dadurch sind dann die Gemüther vorbereitet, um noch Entsetzlicheres zu vernehmen: daß nämlich die Mehrheit in Berlin von einem obstinaten Haß gegen das katholische Bekenntniß beseelt ist. Sie achtet keine Glaubensfreiheit und in ihrem „Horror vor dem Katholicismus", wie er künstlich den Protestanten eingeimpft ist, ist sie darauf bedacht, die Freiheit, d. h. „die freie Bewegung der kirchlichen Genossenschaften" zu unterdrücken. „Die geschlossene Phalanx der Mehrheit will den Einheitsstaat, der sich mit der Freiheit und Selbständigkeit weder der Einzelstaaten noch der Kirche und Corporationen innerhalb derselben verträgt." Hier erscheint, was wir oben als eine Art Frontveränderung der katholischen Partei bezeichneten.

Als das Verfassungsbündniß nicht mehr zu hindern war, stellten sich die Clericalen rasch auf die neue Operationsbasis, ein Umschlag, den sie um so leichter bewerkstelligen konnten, als schon bisher ihre Abneigung gegen den protestantischen Führerstaat in einen eigenthümlichen Conflict gerathen war mit der Wahrnehmung, daß die katholische Kirche in Preußen einer ungleich größeren Freiheit sich erfreue, als in den süddeutschen Staaten. Probst selbst hat in seinen Wahlreden mehrfach diesen Punct rühmend hervorgehoben. Kenne doch Preußen kein placetum regium, wie es noch heute die süddeutschen Staaten besitzen; dem religiösen Vereinswesen, den Orden, der Errichtung von Klöstern stelle es nicht die staatlichen Hindernisse entgegen, durch welche die Kirche im Süden sich eingeengt findet; und in den Grundrechten der preußischen Verfassung hatte die clericale Partei einige schätzenswerthe Artikel entdeckt, die sich, geschickt benützt, als Handhabe für die Erringung noch weit größerer Vortheile verwerthen ließen. „Freiheit wie in Preußen" war denn auch der Ruf, mit welchem sich die Clericalen muthig vom ersten Tage an in die Debatten des Reichstages stürzten. Jetzt, da sie sich eine Niederlage nach der anderen geholt haben, ist ihre Sprache mit einem Male wieder die entgegengesetzte. Die Erfahrung weniger Wochen hat hingereicht, um das Mitglied für Ravensburg gründlich über Preußen zu enttäuschen. Der Norden ist durch und durch angesteckt durch das lutherische Gift, im Süden ist Alles besser als dort. „Ich kann versichern", schreibt H. Probst seinen Wählern, „daß ich mich hier jeden Tag mehr von den Mängeln der norddeutschen Zustände gegenüber den süddeutschen schon in der Petitionscommission überzeuge: aber wie dringend es ist, den kirchlichen Genossenschaften, insbesondere der katholischen Kirche, Luft und Licht für ihre Existenz zu sichern, das zeigt beinahe jede Sitzung des Reichstages, denn gegen die Kirche nehmen stets alle Fractionen, mit Ausnahme des Centrums, Partei." Jedermann wird den Eindruck haben, daß diese Sprache den Clericalen ungleich natürlicher steht, als die verdächtige Freundschaft, die

sie eine Zeit lang dem preußischen Staate und dem neuen Reiche entgegentrugen.

Wenn H. Probst nun auf einmal die Zustände im Süden so befriedigend findet, so dachte er dabei ohne Zweifel auch an die glatte Art, wie sich hier in Württemberg das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes in die katholische Welt eingeführt hat. Eine weitere Stelle seines Schreibens lautet: „Die Mehrheit kennt nur eine Gewissensfreiheit des Individuums. Die Freiheit, sich in Ausübung des Glaubens anderen anzuschließen, zu organisiren, ein Lehramt anzuerkennen und sich ihm zu unterwerfen, steht nicht in ihrem Katechismus, folglich braucht man diese Glaubensfreiheit auch nicht zu schützen!" Ein Lehramt anzuerkennen und sich ihm zu unterwerfen! Wie fein diese Wendung des Reichstagsmitgliedes, um seine persönliche Unterwerfung unter die Beschlüsse des Concils auszudrücken! Der zarte Wink genügt, um verstanden zu werden. Lauter Worte bedarf es nicht, man vermeidet sie lieber; ist doch die ganze Angelegenheit in Württemberg in aller Stille und Freundschaft abgemacht worden. Nur kein Aufsehen, kein Aergerniß, war hier die Parole, in der sich Alles vereinigte. In der That ist nichts auffälliger als die behagliche Ruhe, mit welcher Württemberg auf den hart an seinen Grenzen entbrannten wilden Kirchenstreit blickt. Aus allen katholischen Landschaften regnet es Proteste und Gesinnungsadressen an Döllinger: nichts dergleichen aus Württemberg, obwohl der dritte Theil der Bewohner des Königreichs dem katholischen Bekenntniß angehört, und obwohl Tübingen eine durch ihren Freisinn berühmte katholisch-theologische Facultät besitzt. Weder unter Priestern noch Laien ist ein Hauch der Bewegung zu spüren, die unser Nachbarland in diesem Augenblicke fast stürmisch aufregt. Die Erklärung liefert zum Theil der Umstand, daß unsere katholische Bevölkerung wesentlich eine ländliche ist. Wir haben keine größeren katholischen Städte wie in Baiern, also keinen aufgeklärten städtischen Katholicismus, der von der Bildung des Jahrhunderts angekränkelt ist und die natürliche Neigung besitzt, die modernen Ideen der Autonomie auch in das kirchliche Gebiet zu übertragen. Unser Clerus hat nicht wie in Baiern seine liebe Noth mit Emancipationsbestrebungen, er ist an den stillen Gehorsam seiner Heerde gewöhnt, und immer ist es ihm leicht geworden, jede drohende Aufregung im Keime zu ersticken. Es ist System in dieser Politik der Beschwichtigung, und die Hauptsache ist, daß die Regierung in all den Fällen, wo der Staat mit ins Spiel kommt, genau zu demselben System der Beschwichtigung mit dem Clerus und der bischöflichen Curie sich verbündet. In diesem Bestreben, kirchlichen Conflicten um jeden Preis auszuweichen, hat die Regierung ohne Zweifel schon zu bedenklichen Dingen ein Auge zugedrückt, aber in der Behandlung der Concilsbeschlüsse, kann man sagen, hat

ihre bisherige Politik eine Art Triumpf gefeiert. Sie hat mit dem Bischof Hefele, der bekanntermaßen einer der entschiedensten Gegner des neuen Dogmas gewesen, und man darf beinahe hinzufügen, noch ist, eingehend darüber verhandelt, wie die Sache am besten einzurichten wäre, um unangenehme Conflicte zu vermeiden. Und man hat sich dahin geeinigt, daß der Bischof dem Beispiele seiner Amtsbrüder folgend, das Dogma verkündigte, die Regierung aber in einer Erklärung demselben jede Rechtswirkung in bürgerlichen und staatlichen Verhältnissen absprach. Der Bischof begleitete die Verkündigung des Dogmas, die er nicht länger aufschieben konnte, noch überdies mit einer abschwächenden Interpretation, die dem neuen Glaubenssatz unläugbar seine eigentliche Bedeutung nimmt, nämlich seine schärfste Spitze — ex sese, non autem ex consensu ecclesiae — geradezu abbricht, und die der Bischof zwar als eine rein persönliche unmaßgebliche Interpretation seinen Diözesanen gibt, die aber doch vom Papst zuvor gesehen und approbirt worden sein soll. Selbst wenn diese Interpretation ohne Werth sein sollte, wie sie es in der That ist, so ist gleichwohl schwer zu sehen, was die Regierung Klügeres hätte thun sollen. Die badische Regierung hat dasselbe gethan. Es ist dem Staat nicht möglich, zu verhindern, daß die Concilbeschlüsse als Dogmen von Clerus und Bevölkerung angenommen werden. Er kann sich nur dagegen verwahren, daß aus denselben Consequenzen abgeleitet werden, die mit den Gesetzen unverträglich sind.

Würden die baierischen Bischöfe ermächtigt, eine ähnlich lautende Interpretation zu veröffentlichen, wie Bischof Hefele gethan, so würden ohne Zweifel auch dort die aufgeregten Wogen sich bald wieder beruhigen. Die Münchener Regierung hat sicher nicht nach der Ehre gegeizt, allein von allen deutschen Staaten dem neuen Dogma den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Sie wurde dazu genöthigt durch das fatale Recht, das sie in dem placetum regium besitzt, und das nichts als eine Verlegenheit für sie bildet. Gerne würde sie ohne Zweifel auf dieselbe Linie zurücktreten, auf der alle anderen deutschen Staaten, einschließlich Preußens, sich befinden. Und auch unter Priestern und Laien würde, wenn die gröbsten Anstöße in der neuen Lehre hinweginterpretirt wären, langsamer bei den Einen, schneller bei den Anderen die Aufregung sich legen, sobald nur die Regierung zufriedengestellt wäre. Zu einem Schisma scheint doch die altkatholische Partei keine Neigung zu verspüren, sonst würde sie sich gar nicht mit diesem Namen schmücken. Hört man freilich den Wortlaut der protestirenden Erklärungen, so ist die Meinung verzeihlich, daß wir am Vorabend einer neuen Reformation uns befinden. Aber katholische Theologen, wie Professor Friedrich, deren Erklärungen heut zu Parallelen mit denen der Reformatoren herausfordern, wären doch ohne Zweifel selber die Ersten, sich gegen zudringliche Consequenzen zu verwahren.

Würde der Papst eine Erklärung in jenem Sinne ertheilen oder doch durch seine Bischöfe abgeben lassen, so läge darin freilich eine Demüthigung gegenüber den hochfliegenden Ideen, welche er ohne Zweifel mit dem neuen Dogma, dieser Großthat seines Pontificats, verknüpfte. Allein die Hauptsache hätte er doch erreicht, gelegentlich könnte der Unfehlbare ja immer zu einer anderen Interpretation sich bekennen, und überdieß fehlt es bis zur Stunde noch an allen formalen Kriterien für solche päpstliche Aussprüche,

welche als ex cathedra erflossen gläubig verehrt sein wollen. Und mittlerweile hätte der Papst in jedem Fall einen anderen Vortheil mit dem neuen Dogma erreicht. Es ist eine allgemein verbreitete Klage, daß wir in kostspieligen Zeiten leben, und daß es immer mehr neuer unerhörter Veranstaltungen bedarf, um ohne entsprechende Gegenleistungen bedeutende Mittel für sich flüssig zu machen. Auch der Vatican bedarf solcher irdischer Mittel, um so mehr als die Einkünfte aus der weltlichen Herrschaft des Kirchenstaates aufgehört haben. Nun dient aber der Widerspruch und die Aufregung, die das neue Dogma herausfordert, dazu, den Schaden einigermaßen wieder auszugleichen, sofern Gefahr, Anfeindung und Verfolgung des Glaubens die Herzen der Gläubigen nur noch mehr den mildthätigen Gefühlen erschließen muß. Aller Orten ist erneute Thätigkeit für den Peterspfennig im Gange, Deputationen treffen aus allen Ländern, wie durch eine unsichtbare Macht gelenkt, eine nach der anderen im Vatican ein. Sie kommen, um dem Heil. Vater unverbrüchliche Verehrung und Theilnahme an seinen Nöthen auszudrücken. Aber sie kommen nie mit leeren Händen, und es wird nie unterlassen, vertraulich zu veröffentlichen, wie viele Pfund Sterling diese, und wie viele Franken jene Gesellschaft gebracht, offenbar zur Aufmunterung an Diejenigen, welche nachfolgen. Alle diese Einzeldeputationen sind indessen, wie verlautet, nur das Vorspiel, die Einleitung zu der Massenkundgebung, die am 16. Juni, dem Tage des 25jährigen Papstjubiläums Pius IX. ausgeführt werden soll, und auch deren Bedeutung wird zuversichtlich wiederum weniger in der Hilfe, die sie dem entthronten Greise schaffen kann, weniger in dem imposanten Druck, den sie auf die europäischen Regierungen ausüben mag, als vielmehr in den frommen Spenden bestehen, die sie an dem Grabe des Apostelfürsten niederlegt. Kurz, die Jesuiten haben mit dem neuen Dogma ohne Zweifel die Macht eines Gregor VII., Innocenz III., Bonifacius VIII. wieder aufrichten wollen, allein den Staatsräthen der Reverenda Camera apostolica ist nicht zu verübeln, wenn sie es in erster Linie vom finanziellen Gesichtspuncte betrachten.

Reichstagsbericht. Aus Berlin. Sie haben bereits in Nr. 17 d. Bl. der Reichstagssitzung vom 24. v. M. erwähnt, wo Fürst Bismarck unsere Lage gegenüber den Weiterungen der französischen Regierung auseinandersetzte. Als der Reichskanzler erklärte, er möchte ungern, daß wir uns von dem Programm entfernten, welches der Kaiser aufgestellt, und nach dem die Reichsgewalt zu handeln gedenke, dem Programm der Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer Völker, da ertönte ein ziemlich schwaches Bravo aus der Reihe der unverbesserlichen Doctrinäre. Wie wenig es aber gerechtfertigt war und die Spitze der Rede nach ganz anderer Richtung ging, das zeigte ihr Schluß. Die Zusage einer Enthaltung um jeden Preis zu geben, sprach Bismarck mit scharfer Betonung, halte ich nicht für indicirt. In der That waren die Verhältnisse nicht dazu angethan, um im weißen Friedenskleid und die Palme der Nichtintervention schwingend der Versailler Regierung entgegen zu wallen. In den jetzigen Frankfurter Conferenzen, zu denen jene Rede Bismarck's gleichsam die Ouvertüre bildete, wird der Kanzler wohl noch weit ernstere Saiten aufziehen, als damals, wo er immerhin mit schonender Hand auf die fortwährend unerträglicher werdenden französischen Zu-

stände hinwies. Das Haus hüllte sich dabei in diplomatisches Schweigen. Niemand wollte sich wohl den Anschein geben, gleichsam dem Reichskanzler das Concept corrigiren zu wollen. Doch hätte es Nichts schaden können, die Winke, welche er nach Versailles hinüber gab, auch von Seiten der Versammlung etwas zu bekräftigen. Nur Bebel entwickelte vor dem halb ärgerlichen, halb erheiterten Hause die Politik, welche er nach der Schlacht von Sedan eingehalten haben würde. Wenn aus Bismarck's Worten die Tragik eines Völkerkampfes ohne Gleichen in erschütternder Weise hervortrat, so setzte Bebel in glücklicher Nachahmung antiker Muster die Bocksspründe des Satyrspieles darauf. In der Diplomatenloge bemerkte man die fremdartigen Physiognomien der beiden japanesischen Gesandten, die sich zur Zeit hier befinden und die sich von dem nebensitzenden Dollmetsch die für ostasiatische Augen höchst verwunderlichen Vorgänge expliciren ließen. Eine Discussion, geführt von dem gefürsteten deutschen Reichskanzler und einem Handwerker aus Leipzig über die wichtigste Frage der europäischen Politik, sie hätte vor noch nicht langer Zeit auch mit deutschen Verhältnissen sehr Vertrauten als etwas Wunderbares, ja Unglaubliches erscheinen müssen. In einem Parlamente wechseln die Bilder schnell. Der Reichskanzler ging, die große Mappe, in welcher die Actenstücke zu Schutz und Trutz herbeigebracht worden waren, wurde fortgenommen und die Discussion über die Prämienanleihen nahm den Platz ein, auf dem noch eben für das Schicksal Europas gewichtige Worte gefallen waren. Einen Zug will ich noch anmerken, der eines originellen Eindrucks nicht verfehlte. Als Fürst Bismarck des Versailler Friedenspräliminars erwähnte und zur Vorlesung eines Artikels daraus schreiten wollte, griff er nicht in die große diplomatische Mappe hinein: langsam und bedächtig knöpfte er den Uniformpaletot auf, holte aus der Tasche, welche dem Herzen nahe ist, die Urkunde hervor, las den Passus vor, steckte die Urkunde wieder auf ihren Platz und knöpfte sorgfältig und bedächtig den Paletot wieder darüber zu. Dann begann das Redeturnier über die Prämienanleihen. Dieser Gegenstand ist bekanntlich vom norddeutschen Reichstag dem deutschen Reichstag hinterlassen. Ein besonderer Trieb, sich in diese Angelegenheit zu mischen, scheint weder bei dem Reichskanzleramt noch bei dem preußischen Finanzminister vorgewaltet zu haben, doch war die Aufforderung an sie so dringend ergangen, daß es unmöglich war, ihr sich zu entziehen. Der gegenwärtige Zustand der Gesetzgebung in dieser Richtung ist im deutschen Reich jetzt so unlogisch wie möglich. In fast allen Einzelstaaten bedarf die Ausgabe eines Prämienanleihens von Städten, Corporationen u. s. w. staatlicher Genehmigung. Da aber die Prämienanleihen, welche in den anderen deutschen oder außerdeutschen Staaten ausgegeben werden, ohne jede Paßformalität auf allen deutschen Börsen ihren Einzug halten können, so haben die Staaten, welche mit dem Reizmittel der Gewinnverlosung sparsam umgehen, das Zusehen, wie das Spielbedürfniß ihrer eigenen Angehörigen von Hamburg und Bukarest, wie von Braunschweig, Madrid und Venedig aus exploitirt wird. Der vom Bundesrath vorgelegte Gesetzentwurf ist nun so durchgreifend wie möglich; er läßt neue Prämienanleihen nur durch Reichsgesetz zu und verschließt allen emittirten Anleihen bis auf eine bestimmte Anzahl im deutschen Verkehr befindlicher den Markt.

Anscheinend hat der Vorschlag aber wenig Freunde gefunden; denn der

bisherige Zustand wird aus den mannigfachsten Gründen angefochten. Der Eine findet ihn fehlerhaft wegen mangelnder Freiheit des Verkehrs und eifert gegen das Concessionswesen als corrumpirend, nur Normativbestimmungen sollen die Grundsätze feststellen, nach denen Jeder Prämienanleihen ausgeben kann. Dem Anderen aber ist die Duldung, welche den bereits in Deutschland eingebürgerten Prämienanleihen inskünftig noch werden soll, anstößig und allerlei Mittel werden ausgedacht um denselben beizukommen. Ja es fehlt nicht an solchen, welche die Prämienanleihen überhaupt verbieten wollen. Die Sache ist offenbar die, daß eine sittliche Frage hier mit einer wirthschaftlichen auf das Innigste verbunden ist. Die Vertheidiger der absoluten oder relativen Verkehrsfreiheit auch mit Prämienanleihen, bemühten sich, die Befürchtungen über wirthschaftliche Nachtheile der Prämenanleihen möglichst zu zerstreuen. Es geschah dies mit fachkundiger Gewandtheit namentlich von Ludwig Bamberger, für den das Börsenleben keine verborgene Falte mehr hat, nur waren manche Ausführungen zu chargirt und verloren dadurch an Ueberzeugungskraft. Bei den meisten Gegnern der Prämienanleihen trat bewußt oder unbewußt der sittlich-puritanische Zug hervor, der sich gegen die Spielsucht und deren Ausbeutung wendet. Auf dieser Seite stand Lasker, wohl der größte Idealist in der nationalliberalen Partei, die daran doch wahrlich keinen Mangel hat. Unser moralisches Gefühl hat sich seit Menschengedenken außerordentlich zugespitzt, wir haben vor der Macht der öffentlichen Meinung Lotto und Spielbanken hinter einander verschwinden sehen, die Prämienloose sind bedroht und die Staatslotterien, die jetzt vereinzelt dastehen, mögen sich auf einen gewaltigen Angriff gefaßt machen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft ist. Schon hat der süddeutsche Abgeordnete Lamey in einem Antrag die Hand an die königlich preußische Staatslotterie gelegt. Die Welt der Wunder soll verschwinden in dem wirthschaftlichen wie in dem geistigen Leben der Nation; Folgerichtigkeit und Gesetz allein soll herrschen. Der Hausknecht, der durch ein Lächeln Fortuna's als ein Mann von hunderttausend Thalern erwacht, diese populärste Romanze der Dachstuben und Küchenräume wird von der Tagesordnung abgesetzt. Diese Tendenz, in so schreiendem Gegensatz mit anderen Zeiterscheinungen sie steht, ist übermächtig, ihr Sieg ist nicht zu bezweifeln und sie wird auch in der Prämienanlehenssache das Feld behaupten. Einstweilen ist der Gesetzentwurf an eine Commission verwiesen und wird wohl in dieser Session schwerlich die zweite Lesung passiren.

Während der drei Tage, da das Gesetz über die Haftpflicht der Eisenbahnen, Bergwerks- und Fabrikunternehmer berathen wurde, fiel ein wahrer Schneesturm von Zusatz- und Verbesserungsanträgen im Hause nieder. Aber es war Schnee im April, kaum niedergefallen, auch schon geschmolzen. Der Sieg blieb der Regierungsbank nach allen Richtungen. Die grundsätzlichen zwei ersten Paragraphen wurden mit Beseitigung aller einschränkenden und erweiternden Zusätze nach dem Regierungsentwurf angenommen. Und man kann den Vertretern jenes Entwurfes, den Bundescommissären Achenbach und Falk den Ruhm nicht streitig machen, daß ihre Darlegungen in der Discussion die erste Stelle einnahmen. Mühselig schleppte sich die Discussion im Allgemeinen dahin, wie ein schwerbeladener Wagen in dem Sandweg: drei Tage lang gehörte das Haus den Fachjuristen, schwirrten die juristisch-

technischen Ausdrücke fortwährend in der Luft, war man in beständiger Gefahr jede denkbare Controverse im Hause auftauchen zu sehen. Wie es hieß zur Vereinfachung und Aufklärung der Sache, war von den Fractionen eine sogenannte freie Commission gebildet worden. Diese hat aber nur zur Verwirrung und zur Verschleppung der Sache geführt. Wäre eine solche Commission ein Spiegelbild des Hauses im kleinen, hätte man aus ihren Verhandlungen entnehmen können, wie die Mehrheit der Abgeordneten jeder Veränderung des Regierungsentwurfes abgeneigt sei, so hätte darin eine Mahnung zur Selbstbeschränkung für alle Verbesserungslustigen gelegen. Allein in Fach-Commissionen treten sehr oft zunächst die kritisirenden Elemente ein, wie dies auch in der Natur der Sache liegt. Und so machte der Bericht jener Commission den Eindruck, als würde vom Regierungsentwurfe kaum ein Stein auf dem anderen bleiben. Dadurch fühlten sich hernach natürlich noch eine Menge Einzelner berufen, hier etwas abzubröckeln, dort etwas zuzusetzen, und damit auf einem Punkt der Verhandlung eine solche Verwirrung hervorzurufen, daß Präsident Simson, dieser scharfsinnige und geschäftsgewandteste Jurist zu der Erklärung kam, nun habe er selbst in diesem Labyrinth den Faden verloren und sei im Augenblick nicht im Stande, ihn wieder aufzufinden. Eine glänzende Rechtfertigung für die Bestimmung der Geschäftsordnung, wonach Commissionen nur in Ausnahmsfällen mit der Vorberathung betraut werden sollen. Es liegt eben ein Antrag Lasker's dem Hause vor, in den Zwischenräumen zwischen den Reichstagssessionen größere Gesetzentwürfe durch Commissionen berathen zu lassen, während zur Zeit mit dem Schluß der Session auch alle Commissionen geschlossen sind. Die Annahme dieses Antrages würde das Commissionswesen zu ungeahnter Blüthe bringen, keineswegs aber zum Nutzen des Hauses und der Geschäfte. Bedeutet eine solche Commission etwas, so legt sich das Hauptinteresse der Verhandlung dorthin und die Plenarsitzung verliert an Werth und Inhalt; bedeutet sie aber nichts oder nicht viel, so ist sie nur ein Rad mehr an einer jetzt schon ziemlich schwerfälligen Maschine. Unter allen Umständen wird eine solche Commission die Berathungen im Hause nicht abkürzen, dies wird beim Zusammentreten statt eines Gesetzentwurfes zwei, vielleicht gar drei: der Regierung, der Commissionsmehrheit und Minderheit, vorfinden. Als juristische Techniker werden aber die Abgeordneten nicht gewählt, es ist rein zufällig, wenn sie solche sind. Eine parlamentarische Versammlung entspricht ihrem Wesen am Besten, wenn sie die großen Gesichtspunkte feststellt, die Verarbeitung im Detail aber den eigentlichen Technikern, den nach diesem Gesichtspunkt ausgewählten Juristen der Regierung überläßt. Die Gesetze werden dann nicht schlechter und die Sitzungen jedenfalls kürzer.

Das Gesetz über die Entschädigungspflicht der Eisenbahnen u. s. w., wie es jetzt zur Annahme gelangt ist, wird in gesetzgeberischer Hinsicht den reellsten Gewinn der Session bilden, es bezeichnet den Anfang einer ganz neuen Rechtsentwickelung in einer Reihe von Materien. Mit einer gewissen Aengstlichkeit hat man auf verschiedenen Seiten des Hauses den Gedanken abgelehnt, als handle sich's hier um ein socialistisches Gesetz; das ist es auch gewiß nicht in dem üblichen schlimmen Sinne. Allein es wurzelt wie jedes zeitgemäße Gesetz in den socialen Verhältnissen der Gegenwart, zieht Interessen des Arbeiterstandes hervor, die zu lange übersehen worden waren.

Man darf hoffen, daß ebenso all seine anderen berechtigten Wünsche zur Geltung kommen, und so ähnliche Gewaltsamkeiten wie eben unser unglückliches Nachbarland erschüttern, Deutschland für immer erspart bleiben.

Das Gesetz über die Einverleibung von Elsaß-Lothringen ins deutsche Reich ward sogleich in erster Lesung an eine Commission verwiesen. Nach Einverständniß aller Parteien fand eine Discussion dabei nicht statt; tastend stehen sie ihm noch gegenüber, die Tragweite jedes Artikels wägend und bedenkend, durchdrungen von der historischen Verantwortlichkeit für ihr Verhalten. Hier ist denn einmal eine Commission wirklich am Platze, in deren Berathungen das thatsächliche Material gesammelt werden kann, dessen das Haus noch bedarf, um einen auf die Erwägung aller Verhältnisse basirten Entschluß zu fassen. Bismarck's merkwürdige Rede gab in ihrem ersten Theile nur den Ideengang wieder, den die Nation zur Rechtfertigung der Annexion in sich längst durchgemacht und durch das Organ der Presse ausgesprochen hat. Wer aber hätte erwartet, sodann eine Art Ehrenrettung der Pariser Commune aus des Reichskanzlers Munde zu vernehmen? Waren jene Ausführungen mehr für das Ausland überhaupt, als für uns berechnet, so zielte dies Schlagwort, daß der Kern des Pariser Communismus die Sehnsucht nach der preußischen Städteordnung sei, theils nach dem Herzen der Elsässer, ebenso wie die meisterhaft angelegte Ausführung, warum ihnen die Trennung von Frankreich schwer fallen müsse, ihnen, der Aristokratie Frankreichs — theils ward damit der Versailler Regierung der Weg gewiesen zur doch möglichen Aussöhnung mit Paris. Was nun den eigentlich für den Reichstag selbst bestimmten Theil der Kanzlerrede angeht, die Empfehlung der vorläufig zu schaffenden Form eines sogenannten Reichslandes, so ward positiv und principiell zur Vertheidigung dieser noch unversuchten Institution so gut wie nichts vorgebracht. Ganz deutlich stellte Bismarck dieselbe als ein unschädliches, unvorgreifliches Provisorium hin, worüber sich niemand verwundern kann, der die allem Systeme abholde, von Tag zu Tag rechnende, ihrer Kraft wie ihrem Glücke heiter vertrauende Natur des Mannes kennt. Ihm selber scheint dabei zunächst die Hauptsache, daß er die Regierung der neuen Provinz selbständiger und angenehmer führen kann mit dem handlichen Apparate des Bundesrathes und der Reichsbehörden, als in der unbequemen Collegialität des preußischen Ministeriums. Das weitere mag sich über dritthalb Jahre finden.

In der auf die erste Lesung folgenden, parlamentarisch sonst unbedeutenden Woche wirkte denn jene Rede Bismarck's im Stillen in den Gemüthern nach. Für sofortige Annexion von Elsaß-Lothringen an Preußen sprechen sich mit gleicher Entschiedenheit Heinrich von Treitschke und Windthorst aus, der unerschrocken offene Vorkämpfer der Staatseinheit, wie der gleichfalls nie verzagte, schlaue Vertreter des Particularismus. Jener hat seine Gründe schon im vorigen Herbste klar und schön entwickelt; er will nun, was doch kommen soll und muß, nicht unnütz hinausschieben. Den so zu sagen fertigen Theil des Reichs wiederum zu vergrößern erscheint ihm unbedingt als Fortschritt zur Vollendung des Ganzen. Windthorst dagegen erblickt wohl in Preußen, so sonderbar es klingen mag, den Hort des Particularismus; dessen Sonderleben verstärken heißt ihm auch den übrigen Sonderexistenzen das Leben fristen; im preußischen Landtage meint er

die einzige dem Reichstage wahrhaft imponirende und opponirende Körperschaft zu kräftigen. Natürlich spielt denn auch ein kleiner freundlicher Seitenblick auf Art. 15 und Genossen dabei mit, denen man so doch einiges neue Terrain gewinnen könnte. Wessen Ziele die unseren sind, den Nachweis wird man diesen Blättern erlassen; allein, welcher Weg zur Einheit sicherer sei, darüber läßt sich wohl noch streiten. Merkwürdig ist doch, daß gerade in der Form des „Reichslandes" das bange Gemüth vieler Particularisten die Zukunft aller deutschen Klein- und Mittelstaaten vorgezeichnet sieht, wobei sie freilich eine Consequenz staatsrechtlicher Logik voraussetzen, die den deutschen Dingen von jeher fremd war. Das aber läßt sich gewiß sagen, daß der bisher nebelhafte kaiserliche Name durch die Einführung unmittelbarer kaiserlicher Souveränetät in die Verfassung einen ganz neuen festen Inhalt überkommt, wie andererseits die Gewöhnung an eine Reichsgesetzgebung für alle Staatsfragen, wie sie beim Elsaß in Uebung kommen würde, doch auch für die übrigen Gebiete allmählich den Wirkungskreis der einheitlichen Gesetzgebung erweitern muß. Das wäre etwa, was sich auch in unserem einheitsfreundlichen Sinne für ein Reichsland sagen ließe, natürlich nur, wenn man sich diese Form in einer gewissen Dauer denkt. Gegen Einführung eines kurzen Provisoriums aber, unter ausdrücklichem Vorbehalt gänzlicher Freiheit für künftige Entschlüsse erheben sich die schwersten practischen Bedenken; doch will ich der Discussion hier nicht vorgreifen.

Literatur.

Reichsbücher. Annalen des deutschen Reiches für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik, hrgg. v. Dr. Georg Hirth. Jahrgang 1871. Berlin. Stilke u. van Muyden. — Unter allen Reichsbüchern — wenn wir so die der Darstellung der Zustände des neuen Reiches gewidmete Literatur nennen dürfen — nehmen Hirth's Annalen unbedingt den ersten Rang ein. Drei frühere Jahrgänge, den norddeutschen Bund und den Zollverein behandelnd, haben sich allenthalben Freunde erworben; der Fortschritt unserer Angelegenheiten, die Erweiterung der nationalen Beziehungen, muß nun dem bewährten Unternehmen neuen Boden bereiten. Denn mit dem bloßen Wortlaute der Gesetze und Maßnahmen des Reiches ist doch Niemandem recht gedient; je verwickelter und wunderlicher unsere deutsche Verfassung ist, je vielseitiger der Inhalt namentlich der auf Wirthschaft und Wohlfahrt bezüglichen Gesetze, desto mehr bedarf es überall sachlicher Erläuterung, juristischer Deduction, statistischer Belege. Eben das nun leisten die „Annalen" Dank dem Geschick ihrer Redaction wie der Zahl und Bedeutung ihrer Mitarbeiter. Gerade die vorliegenden ersten beiden Hefte d. J. 1871 beweisen das auf's Neue durch die musterhafte historisch-dogmatische Darstellung des deutschen Reichsverfassungsrechts von L. v. Rönne, die frei von subjectiver Kritik, unser Reichsrecht in klarer und übersichtlicher Anordnung darlegt. Auch Consequenzen der in der Verfassung nur allgemein ausgesprochenen Grundsätze werden gezogen, rechtliche Fragen aufgeworfen und erörtert, wie sie im politischen, besonders parlamentarischen Leben entweder schon aufgetaucht sind oder noch auftauchen können. Es ist eine würdige Einleitung in die neue Epoche; den folgenden Heften wird es an specielleren Aufgaben nicht fehlen.

Der Abhandlung Rönne's sind in Absicht und Inhalt verwandt zwei Einzelschriften aus diesem Frühjahr: L. Auerbach, Das neue deutsche Reich und seine Verfassung (Berlin, Jul. Springer), und L. Hauser, Die Verfassung des deutschen Reiches 2c. (Nördlingen, C. H. Beck); gleichwohl haben sie jede ihr Besonderes. Auerbach commentirt die Verfassung paragraphenweise, nachdem er kurz ihren allgemeinen Charakter dargelegt; am ausführlichsten ist bei ihm der historische Theil, der an den sich kreuzenden Richtungen der nationalen Bestrebungen, an der Haltung der Parteien und Regierungen politische Kritik übt, wobei es gerechtermaßen ohne manchen Tadel nicht abgeht, während das Ergebniß doch dahin lautet, daß die endliche Lösung ebenso natürlich wie ersprießlich war. Hauser hat vornehmlich die Wirkung der Reichsverfassung auf die Einzelstaaten, vorzugsweise auf Baiern im Auge; überall sucht er „patriotische" Besorgnisse zu zerstreuen. Vernünftige Klarheit in seinen staatsrechtlichen Auseinandersetzungen, nationale Wärme in der historischen Einleitung machen das Büchlein ganz für den Sinn unserer süddeutschen Bundesbrüder geeignet.

Kein günstiges Urtheil können wir über ein weit umfassenderes Unternehmen fällen, das sich unter dem unklaren Namen ankündigt: Das deutsche Reich und der norddeutsche Bund, ein Handbuch der Vaterlandskunde v. F. E. Keller (Berlin. J. Guttentag. 1871). Ein Kind der Unenthaltsamkeit kommt es todtgeboren zur Welt. Die erste Auflage von 1864 war eine Vaterlandskunde des preußischen Staates allein, die Bildung des norddeutschen Bundes machte für die zweite eine Erweiterung des Grundplans nöthig, da kam zu guterletzt die Gründung des Reiches dazwischen, ehe noch die Umarbeitung vollendet war. Der Verfasser hat nun zwar noch rasch ein Kapitelchen über das Reich hinten angehängt, sich aber nicht gemüßigt gesehen, die früheren Abschnitte umzugestalten. Nun gewährt das Buch einen gar lächerlichen Anblick: zuerst wird Bodengestalt und Bewässerung genau beschrieben, wohlverstanden aber nur des norddeutschen Gebietes — Neckar und Donau z. B. kommen einzig in Betracht, soweit sie das Hohenzollersche Ländchen durchfließen! Wie kann man doch über's Herz bringen, das natürlich Zusammengehörige zu zerreißen, wer soll die Gestaltung unserer mitteldeutschen Gebirge verstehen, ohne vom Süden, ja von den Alpen auszugehen? Auf den oro- und hydrographischen Abschnitt folgt ein meteorologischer, in dem mit einem Male auch württembergische Witterungsverhältnisse berücksichtigt sind; der Grund ist einfach der, daß die bekannte Quelle für diesen Theil solche umfassendere Betrachtung zur Abschrift fertig darbot. Nun würde Jedermann eine Schilderung des organischen Lebens, endlich der Bevölkerung in ihrer Ausbreitung, ihren Stammesunterschieden, Sitten, Gewerben u. s. w. erwarten. Diese Landeskunde aber läßt sich mit Berg, Strom, Regen und Wind genügen und knüpft gleich daran die Gründung und Organisation des norddeutschen Bundes und Zollvereins an, als ob für derlei Rechtsinstitutionen Gestein, Wasser und Luft die einzigen Voraussetzungen wären. Aller Reichthum des fleißig compilirten Buches entschädigt nicht für so weitgehende Thorheiten der Composition. a/D.

Ausgegeben: 12. Mai 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Liebeswerk der Quäker während des Krieges.

The villages around Metz by Robert Spence Watson. Newcastle upon Tyne. J. M. Carr. 1870.

Das Comité, das von der Gesellschaft der Freunde in England eingesetzt war zur Sammlung und Verwaltung von Liebesgaben für die durch den Krieg leidenden Nichtcombattanten in Frankreich und Deutschland, weist in seinem 8. Bericht vom 25. Februar 1871 eine Gesammteinnahme von 52,146 Pfd. St. nach, abgesehen von bedeutenden Gaben an Korn und anderen Naturalien und einer großen Menge warmer Kleidungsstücke, Wäsche, Flanell und anderen nützlichen Dingen. Einer der trefflichen Männer, die bei dem schweren Werk der Vertheilung an Ort und Stelle auf das Unermüdlichste thätig gewesen, Robert Spence Watson, hat auf Bitten seiner Freunde das von ihm während seines Aufenthaltes in Frankreich geführte Tagebuch drucken lassen. Trotzdem seine Notizen nur eilig, meist spät am Abend nach anstrengendem Tagewerk niedergeschrieben sind, geben sie ein anschauliches Bild nicht nur von der wohlorganisirten, segensreichen Thätigkeit der Quäker, sondern auch von den Zuständen in Frankreich zur Zeit des Krieges. Niemand wird das Büchlein aus der Hand legen, ohne den Schreiber, der uns als ein durchaus unparteiischer, von reinster Menschenliebe geleiteter Mann entgegen tritt, liebgewonnen zu haben, und ohne lebhafte Sympathie für die Gesellschaft der Freunde zu fühlen, die so viel Gutes, in schön menschlicher Weise, ohne die geringste Ruhmredigkeit gethan. Erklärte Feinde alles Krieges, nahen sich die Boten dieser Gesellschaft als Freunde im wahren Sinn des Wortes den armen Nothleidenden, die durch den Krieg Alles verloren haben. Mit Geld, Pässen und besonderen Empfehlungsbriefen des französischen und preußischen Botschafters in London ausgerüstet, von den deutschen wie den französischen Behörden in Frankreich auf jede mögliche Weise gefördert, haben die Freunde dennoch mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Es handelt sich darum, schnelle Hilfe zu bringen, und dem stellen sich entgegen Ungunst von Weg und Wetter, weite Entfernungen und manches, wenn nicht gefährliche, so doch zeitraubende Abenteuer, z. B. mit Franctireurs, die ihre Pässe und Legitimationen nicht lesen können, und die Reisenden nöthigen, mit ihnen bis zur nächsten Behörde wieder zurück zu reiten. Es gehörte in der That außer aufopfernder Nächstenliebe große Thatkraft und viel practisches Geschick dazu, um in so kurzer Zeit, trotz so

vieler erschwerender Umstände, die Vertheilung von Nahrungsmitteln an die ausgesogenen Dörfer in der Umgegend von Metz so vortrefflich zu organisiren. Die drei Freunde R. S. Watson, Thomas Whitwell und Eliot Howard — zwei andere Glieder der Gesellschaft, W. Jones und H. J. Allen, waren schon voraus gereist — hatten sich über Brüssel zunächst nach dem belgischen Grenzstädtchen Arlon begeben. Am 28. October angelangt, errichten sie dort auf neutralem Boden ihr Hauptdepot, indem sie bedeutende Vorräthe von Mehl, Brot, Reis, Kartoffeln, Zucker, Salz u. s. w. ankaufen. Auf die Kunde von der Uebergabe von Metz beschließen sie sofort, mit Bewilligung der deutschen Regierung, unter Aufbietung aller Kräfte, ein zweites Depot in Briey zu gründen, etwa drei deutsche Meilen nordwestlich von Metz, um die Ortschaften in der Umgegend von Metz mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Howard bleibt in Arlon, mit der Einrichtung des Depots beschäftigt, allein zurück, während die beiden Anderen, nachdem es ihnen gelungen, zwei brauchbare Pferde zu kaufen, einen Streifzug nach Frankreich hinein unternehmen, um sich über den Stand der Dinge zu unterrichten. Man versichert ihnen, daß die Franctireurs, die auf allen Wegen umherschwärmten, nur auf deutsche Uniformen schössen, und ganz glücklich, ihre Thätigkeit zu beginnen, reiten die Beiden von Arlon in der Richtung auf Longwy. Die Grenze wird ohne Schwierigkeit überschritten, aber bei Mont St. Martin sammelt sich eine große Menge Volks um sie, darunter ein Franctireur. „Wir brachten unsere Papiere zum Vorschein,“ heißt es in dem Bericht, „und ich hielt ihnen eine kleine Rede, in der ich ihnen den Zweck unserer Sendung erklärte, worauf die Leute den Franctireur so ungnädig durchwalkten, daß er sich schleunig davon machte. Sie forderten von uns als Bürgschaft sechzig Francs, welche uns bei der Rückkehr zurückgegeben werden sollten. Dieser Forderung widersetzte ich mich indessen lebhaft, und schließlich ließen sie uns durch und wünschten uns Glück auf den Weg.“

Schlimmer geht es den Reisenden in Longwy. Der Commandant der Festung, ein jähzorniger Mann, ist außer sich darüber, daß sie sich ihm nicht sofort vorgestellt, sondern es gewagt haben, nachdem ein Officier ihre Papiere geprüft, in einem Gasthaus ihre nassen Kleider abzulegen. Alle Vorstellungen, alle Entschuldigungen besänftigen ihn nicht; er droht, sie in's Gefängniß werfen zu lassen, wofern sie nicht die Festung vor Schluß der Thore um 7 Uhr verlassen hätten. In höchster Eile müssen sie im Gasthaus das nothwendigste Handgepäck zusammenraffen, und sofort in Begleitung eines übrigens sehr höflichen Gensdarmen, der ihnen verspricht, sich der von ihnen zurückgelassenen Pferde anzunehmen und dieselben am nächsten Morgen nach Longwy-Bas nachzuschicken, die Stadt verlassen. In Longwy-Bas, am Fuße des Berges, auf dem die Festung steht, einem kleinen Städtchen, das, wie sie

hören, in dem Rufe steht, das Hauptquartier von allem schlechten Gesindel aus der Umgegend zu sein, finden sie Alles in großer Aufregung über den Fall von Metz, an den aber Niemand glauben will. Trotz der noch frühen Stunde sind die meisten Leute, die sie treffen, betrunken; auch der Wirth, bei dem sie eingekehrt, ein Franctireur, ist sehr erregt und bezeigt starke Neigung, Mr. Watson niederzuschießen wegen seines rothen Bartes: „Kein Engländer hat je solch einen Bart gehabt," sagte er, „Sie sind ein Preuße." „Er hatte ein Gewehr," erzählt Mr. Watson, „und da ich in Bezug auf Feuergewehre ganz die Gefühle der alten Dame theile, welche meinte, daß sie losgehen könnten, gleichviel ob geladen oder ungeladen: so sann ich nach, wodurch ich seinen Zorn ablenken könne. Glücklicherweise hatte unser freundlicher Gensdarm einen ebenso rothen Bart wie ich, und indem ich nun meinen Bart neben den seinigen hielt, bewies ich, daß wenigstens ein echter Franzose die gemißbilligte Bartfarbe mit mir theilte. Unsere Papiere mußten wir Jedem vorzeigen, der Lust hatte, sie zu sehen. Jeder wollte wissen, was wir über die Lage der Dinge dächten. Wir mußten jedes Wort auf die Wage legen und antworteten daher, daß in England täglich die widersprechendsten Gerüchte in Umlauf wären, und hier geschehe das vermuthlich ebenso. An den Fall von Metz zu glauben war in der That unmöglich, so unaufhörlich versicherte man uns das Gegentheil."

Am nächsten Morgen bringt ein Bauer die Kunde nach Longwy-Bas, daß Metz wirklich gefallen ist. „Der Bauer, der bei der Uebergabe zugegen gewesen war, machte eine schreckliche Schilderung von den Entbehrungen, die sie in Metz ausgestanden haben. Alle Vorräthe zu Ende, kein Salz, kein Zucker, keine Kartoffeln, das letzte Pferd aufgegessen. Die letzte Kuh, ein kleines Thier, für 100 Pfd. St. verkauft. Brot aus Kleie mit einem kleinen Zusatz von Hafer. Der Kummer der Leute war sehr groß, als sie hörten, daß Metz wirklich capitulirt habe. Eine Menge Menschen versammelte sich um uns und wollte wissen, ob es wahr sein könne, und der Bauer, der selbst in einem üblen Gesundheitszustand war, mußte seine Geschichte wieder und wieder erzählen. Man erwartet jeden Augenblick, die Ulanen ankommen zu sehen, und wir sind etwas in Sorge, unsere Pferde, die glücklich hier angelangt sind, zu verlieren." Die Kunde von dem großen Elend bei Metz bestärkt die Freunde in ihrem Vorsatz, Naturalien nach Briey zu schaffen. Da es für dies Unternehmen ihnen von wesentlichem Vortheil zu sein scheint, einen Geleitsbrief von ihrem „savage friend", dem Commandanten zu haben, so entschließen sie sich, den alten Korsen noch einmal aufzusuchen und klettern demgemäß den steilen Berg, auf dem die Festung liegt, wieder in die Höhe. Am Thore angelangt, bitten sie zum Obersten geführt zu werden. Ein Gensdarm voraus, zwei Soldaten mit gefälltem Bayonnete

hinter ihnen her, werden sie durch die Straßen nach dem Platz vor des Obersten Haus geführt, wo ein Haufe Mobilgardisten sie vollständig einschließt und mit den Rufen: Prisonniers, espions u. dgl. begrüßt. Der alte Oberst kommt wüthend die Treppe herunter gestürzt und überhäuft sie, trotz des französischen Passes, den W. ihm entgegenhält, mit Vorwürfen, daß sie seinen Befehlen ungehorsam gewesen; sie hätten strenge Strafe verdient und sollten ungesäumt die Stadt wieder verlassen. Inmitten dieses Sturmes von Leidenschaft gibt Whitwell ihm das Freimaurerzeichen, und Watson, der nicht ahnt was vorgeht, ist nicht wenig erstaunt, den Löwen plötzlich zum Lamme werden zu sehen. Mit Höflichkeit ladet der Franzose die beiden Freunde ein, in sein Privatcabinet einzutreten und drückt ihnen sein Bedauern wegen seines gestrigen Benehmens aus, er habe aber gerade die Uebergabe von Metz erfahren und wäre deshalb en grande colère gewesen. „Nachdem er noch tüchtig auf Bazaine, den Feigling, gescholten und erklärt, daß er selbst auf drei Monate Provisionen habe und sich nie ergeben werde, fertigte er einen Geleitsbrief für uns und unsere Proviantwagen aus, versicherte, unser Verhalten außerordentlich zu bewundern und wünschte bon voyage. Den Gensdarmen hatte er bereits fortgeschickt, und zum Staunen der Soldaten wanderten wir aus der Stadt als freie Leute. Ich war ebenso verwundert wie sie, bis mir Whitwell die Sache erklärte.“ Denselben Abend reiten die Freunde nach Arlon zurück und der folgende Tag, der 30. October, findet sie bereits mit einem großen Transport von Lebensmitteln unterwegs nach Briey. Whitwell zieht voraus mit einer Ladung von 780 Kilogrammen Brot, 20 Säcken Mehl, 1000 Kilos Salz. Er reitet neben dem Wagen, die kleine englische Flagge (Union Jack) an einer langen Stange, was ihm mehr Aehnlichkeit mit einem Ulanen gibt, als seinem ihm nachschauenden Freunde lieb ist. Mr. Watson folgt mit drei Wagen, die Kartoffeln, Reis, Speck, Kaffee, Zucker, 52 Säcke Mehl und 800 Kilos Brot enthalten. Nach einer mühseligen Fahrt, halb erstarrt und bis auf die Haut durchnäßt, erreicht Mr. Watson am Abend des 31. October Briey, wo Whitwell bereits im Gasthaus ihn willkommen heißt. Sie lernen dort drei deutsche Officiere kennen, mit denen sie bald große Freundschaft schließen, auch einen deutschen Stabsarzt, der ihnen Geleitbriefe für alle umliegenden Dörfer ausstellt, was für die Freunde von ganz besonderem Nutzen ist. In Briey ebenso wie schon in Arlon werden ihnen im Rathhause geeignete Räume für ihr Depot zur Verfügung gestellt. Im Verein mit den anderen Freunden, mit denen sie hier zusammentreffen, organisiren sie ihre Thätigkeit dergestalt, daß Einige von ihnen auf die Dörfer in der Nachbarschaft reiten und den Nothstand prüfen, mit Maire und Pfarrer sich berathen und die bedürftigen Einwohner auffordern, sich in Briey zum Abholen von Lebensmitteln einzustellen, ver-

sehen mit einer Beglaubigung ihres Maires, während die Anderen für stete Zufuhr von Lebensmitteln nach den Depots zu sorgen und diese Transporte zu begleiten haben, eine zeitraubende, aber sehr nothwendige Aufgabe. Es würde zu weit führen, die Freunde auf allen ihren Zügen nach den umliegenden Dörfern zu begleiten, wie interessant, wenn auch herzergreifend, die Schilderungen hierüber sind. Wir greifen das Wesentlichste heraus. Mit freudigem Stolz muß es jedes deutsche Herz erfüllen, zu hören, wie anerkennend diese Mitglieder einer kriegsfeindlichen Gesellschaft von unseren deutschen Kriegern sprechen, wie überall, wohin sie kommen, die Landbevölkerung freilich über die Requisitionen klagt, das Benehmen unserer Truppen aber durchweg lobt. Gleich in Moutiers, einem Dörfchen, etwa zwei Stunden von Briey, sagt ihnen der Pfarrer, daß der Ort zwar durch die Requisitionen sehr gelitten, augenblicklich jedoch noch keine große Noth sei, da die Deutschen sehr gut gegen seine Leute gewesen wären; den Winter allerdings könnten sie ohne Hilfe von Außen nicht überstehen. Dasselbe hören sie in Auboué. In Ste. Marie-aux-Chênes, einem der Dörfer, die durch die Schlacht bei Gravelotte sehr mitgenommen worden, haben sie eine längere Unterredung mit dem Pfarrer, einem ausgezeichneten Manne, wie Watson schreibt. Er spricht ihnen aus, daß er durch und durch Franzose sei, aber daß er die Deutschen bewundere. Ihre Disciplin sei so vorzüglich und ihr Benehmen musterhaft, und in dieser Beziehung müsse Frankreich ihnen nachahmen. Dieser Krieg sei eine schreckliche Lection für Frankreich, indessen man solle sich dem Willen Gottes beugen. Aber für Bazaine, den Verräther, waren keine Worte zu hart. Auch hier ist die Noth augenblicklich noch nicht so groß, da die Deutschen sehr gut gegen die Bewohner gewesen sind, und ein Oberst sogar aus seiner Privatkasse reichlich zur Unterstützung der Bauern beigetragen hat; doch ist abzusehen, daß der Ort nach Ablauf von einigen Wochen an den Unterstützungen Theil haben muß. Sie reiten weiter nach St. Privat, das auf's Reizendste gelegen, durch den Krieg mit am schwersten gelitten hat. Gräber überall wohin sie blicken; todte Pferde in Menge. Vierzehn Häuser des Dorfes völlig zerstört, viele andere stark beschädigt, die Mairie ein Schutthaufen, die Kirche eine Ruine, ein Bild unbeschreiblicher Verwüstung. Und die Einwohner klagen ihnen mit Thränen in den Augen, daß, nun die Preußen fortgingen, sie gar nichts mehr hätten und sterben müßten. „Ach, was ist dieser schreckliche Krieg," heißt es weiter, „für eine fürchterliche Geißel, und dennoch sprechen die Bauern sowohl als der Pfarrer, der auch Alles verloren hat, und seit Wochen in dem einzigen Anzug, der ihm geblieben, auf Stroh schläft, mit der höchsten Anerkennung von den Preußen. Die Requisitionen sind sehr schwer gewesen, aber die Einwohner sind durch die Mildthätigkeit der Sieger geradezu am Leben erhalten. Fast ist der Ort

schon von den Preußen geräumt, und die Leute haben dann buchstäblich nichts, um zu leben, kein Brot, kein Mehl, kein Getreide, keine Milch, kein Fleisch, keine Kartoffeln, keine Feuerung. Wir gingen in die Häuser und untersuchten die Schränke genau, aber überall fanden wir nur die Ueberbleibsel von dem, was die Preußen ihnen gegeben." In Habouville stellt der Maire den deutschen Truppen ein sehr günstiges Zeugniß aus. Zwei Monate lang hat seine allein zurückgelassene Frau das Haus voll deutscher Soldaten gehabt, während er in Metz eingeschlossen gewesen ist. Aber die Soldaten haben sich sehr höflich und freundlich gegen sie gezeigt und während der ganzen Zeit hat sie kein unrechtes Wort zu hören bekommen. Auch in Gorze, wo die Noth sehr groß ist, spricht man von der Gutherzigkeit der Deutschen. Insonderheit ist über die gute Führung der Soldaten in Bezug auf die Frauen nur eine Stimme. Rauh und unfreundlich seien sie wohl manchmal aufgetreten, aber in Bezug auf Moralität sei ihr Benehmen gegen die Frauen ohne Ausnahme musterhaft gewesen. Eine Erklärung dafür glauben die Engländer darin zu finden, daß ein großer Theil unserer Soldaten verheirathet ist, und daß jedes Regiment sich aus einem und demselben District recrutirt, so daß schon die gegenseitige Bekanntschaft der Leute miteinander eine heilsame Art von Controle übt und eine Schranke zieht.

Am nächsten Tage, dem 2. November, findet die erste Vertheilung in Briey statt. 394 Personen aus St. Privat und 68 aus Roncourt werden auf zehn Tage mit den nöthigen Lebensmitteln versehen. Von nun an kommen allwöchentlich zu der Vertheilung in Briey meilenweit die Leute aus den Dörfern herbeigeeilt und gehen dankbar und froh mit ihren gefüllten Körben wieder heim.

Am 3. November begiebt sich Mr. Watson nach Metz, um dort ebenfalls ein Depot einzurichten, und die Dörfer in der nächsten Umgebung direct von Metz aus zu besuchen und zu versorgen. Unterwegs begegnen ihnen unabsehbare Truppenzüge, Artillerie, Cavallerie, Infanterie; „die Leute marschirten schnell und sangen im Chore; es waren etwa 40,000 Mann, alle in ganz besonderer Weise das Gepräge der Solidität und Einfachheit tragend. Ihr würdet staunen, wenn Ihr sähet, wie die deutschen Soldaten trotz ihrer vierzig Pfund Gepäck so rüstig und elastisch dahinschreiten. Sie sehen wie die personificirte Kraft und Tüchtigkeit aus." Metz selbst ist von Soldaten überfüllt und nur Dank dem Briefe eines deutschen Präfecten sind die Freunde so glücklich, für sich und ihre Pferde ein Unterkommen zu erlangen. Sie gebrauchen die Vorsicht, das ganze Zaum- und Sattelzeug in ihrem Schlafzimmer aufzuheben, weil der Wirth ihnen gesagt: „Hier wird Alles gestohlen, d. h. von den Franzosen, die in der That weit mehr bedürfen als sie betteln, borgen oder stehlen können." Der Marktplatz war von einer dichten Men-

schenmenge bedeckt, meist deutsche Soldaten, aber auch viele französische darunter, und die Freunde sehen wie die „breitschultrigen, gutmüthigen Teutonen, die scheuen, fröstelnden, hungrigen Kelten mit Brot und Aepfeln bewirthen."

„Während wir," heißt es weiter, „unsere Pferde fütterten mit Hafer, den wir glücklicherweise mitgebracht hatten, denn mit Gold aufgewogen ist hier kaum welcher zu bekommen, und Heu ist gar nicht zu haben, hatten wir einen Anblick, wie wir hoffentlich nie wieder einen haben werden. Vier große mit Segeltuch bedeckte Wagen fuhren vor unserem Gasthaus vor, und als die Vorhänge zurückgezogen wurden, sah ich, sie waren voll Soldaten der Bazaine'schen Armee. Sie baten mit solchen Grabesstimmen um Brot und Wasser, daß es mir in's Herz schnitt. Wir verschafften ihnen beides; sie nahmen es gierig und fuhren weiter. Ihre hohlen Gesichter, ihre abgemagerten, gebeugten Gestalten, ihre von Schmutz starrenden Haare und Bärte machten einen über alle Beschreibung schrecklichen Eindruck auf mich, und ich gestehe, daß ich mein Gesicht auf den Rücken meines Pferdes legte und wie ein Kind weinte. Niemals werde ich diese Jammergestalten, diese hohlen, traurigen Stimmen und die wilde Gier, mit der sie nach dem Brot griffen, vergessen. Wir aßen zu Abend an der table d'hôte und freuten uns sehr, die deutschen Officiere so still und nachdenklich zu finden. Wir wurden, wie immer, freundlich begrüßt von ihnen und sie sagten, daß unsere Mission sehr nothwendig sei. Unser Hauptgericht bestand in Pferdefleisch, das wirklich recht gut schmeckt, wenn es ordentlich zubereitet ist; wochenlang davon leben möchte ich aber nicht."

In Bezug auf das französische Militär schreibt Mr. W. noch Folgendes: „Wer den französischen Soldaten nur in seinem Stolz gesehen, kann sich keine Idee von dem machen, was er jetzt ist. Aller Schwung, alle militärische Haltung ist verschwunden. Fröstelnd, bleich und abgemagert schleicht er einher und sieht so matt und niedergeschlagen aus, daß es einem leid thun kann. In der Gefangenschaft wird er es besser haben als bei Bazaine, und das spricht er auch offen aus. Ueberraschend ist, daß, während die armen Gemeinen so jämmerlich aussehen und man auch nicht Einem begegnet, der nicht ganz ausgehungert erschiene, die französischen Officiere dagegen alle rund und wohlgenährt und anscheinend so wohlgemuth sind, wie ein Mensch unter solchen Verhältnissen überhaupt nur sein kann. Bei den deutschen Truppen dagegen fahren die Officiere nicht anders als die Gemeinen, und haben, wie uns scheint, höchstens den Vortheil, die besseren Quartiere für sich zu bekommen." „Es war mir überraschend," heißt es weiter, „in welchem Umfang hier deutsch gesprochen wird, selbst in den Dörfern westlich von Metz. Alle verstehen es, die Meisten sprechen es unter sich, und Manche verstehen bis auf einige Worte gar kein Französisch." — In Jussy wird ihnen erzählt,

daß eine arme Frau beim Traubenlesen von den Franzosen aus Versehen erschossen worden, und daß eine Abtheilung deutscher Jäger, die zu der Zeit in dem Dorf stationirt gewesen, unter sich 412 Francs aufgebracht zum Besten der drei mittellos zurückgebliebenen kleinen Kinder. In Chateau Salin, einem reizend gelegenen Städtchen, lernen sie in dem Maire einen Ehrenmann kennen. Derselbe war schon 1813 Militärchirurg gewesen und konnte jetzt in seiner Eigenschaft als Maire, Präsident der Ackerbau- und der Statistischen Gesellschaft, den Freunden sehr schätzenswerthe Notizen über die Verhältnisse seines Districts geben. „Als er unsere Ansichten über den Krieg gehört, sagte er mit Thränen in den Augen, daß er genau so dächte wie wir, und daß es schwer zu verstehen sei, wie Menschen, die an Jesus Christus glaubten, gegeneinander kämpfen könnten. Er für sein Theil hätte sofort den Entschluß gefaßt, die Preußen als Kinder desselben Vaters, an den er glaube, zu behandeln. Seine Landsleute hätten ihm dies zum Vorwurf gemacht und seine Ansicht über den Krieg wissen wollen. Er habe ihnen gesagt, daß er die Medicin und manche andere Wissenschaft, aber nicht den Krieg zu seinem Studium gemacht. Von den Deutschen hatte er eine sehr hohe Meinung. Er erzählte uns, daß bald nach dem Ausbruch des Krieges ein Ulanenofficier zu ihm gekommen und die Aufbringung von 100,000 Francs binnen ½ Stunde verlangt habe. „Das ist unmöglich." „Dann wird die Stadt geplündert." „Wohlan, so plündern Sie zuerst mich selbst, durchsuchen Sie mein Haus und nehmen Sie, was Sie finden." „Er that es und fand 30 Francs, denn ich bin ein Patriot und hatte gerade 3000 Francs der Regierung geliehen. Darauf sagte der Officier: Wenn Sie nicht das Geld hervorholen, so werden Sie erschossen. Ich erwiderte ihm, daß er dadurch kein Geld erzielen würde, und darauf fragte er, wie viel Geld ich herbeischaffen könne. 5000 Francs, war meine Antwort. Die Stadt wurde durchsucht und das Resultat war 4500 Francs. Eine Woche später hatte ich einen General und sechs andere Officiere im Quartier. Ich bewirthete sie so gut ich konnte, brachte meine letzten paar Flaschen Wein zum Vorschein und behandelte sie wie meine Brüder. Beim Mittagsessen erzählte ich ihnen die Geschichte. Der General wollte es nicht glauben, aber am nächsten Morgen übergab er mir, nachdem er mit einem anderen General gesprochen, 4500 Francs, die ich meinen Leuten wiedergeben sollte." — „Auch hier," schreibt Mr. W., „wird die Noth bald sehr groß sein; wie wir hören, hat der Unterpräfect den armen Leuten erlaubt, die Pappeln der Gemeinde niederzuschlagen, ohne dafür zu bezahlen. Einen Beweis, wie wenig die Städter mit den Landbewohnern übereinstimmen und wie unfähig Erstere sind, die Sachen ruhig so anzusehen wie sie wirklich sind, gab uns der Herausgeber einer Zeitung aus Nancy, den wir in Roménÿ trafen. Er

sprach zu uns ganz in der alten prahlerischen Weise, die einem so unausstehlich wird. Bazaine habe sie verrathen, aber der Krieg sei nicht zu Ende. Trochu habe 600,000 Mann, Garibaldi 100,000 Mann, Bourbaki 300,000 Mann; von ihnen würden die Deutschen vertilgt werden; in einem Monat werde kein Deutscher mehr auf französischem Boden sein. Unter Anderem sagte er, es sei eine erwiesene Thatsache, daß ein französischer Soldat so viel werth sei, wie zehn Soldaten von jeder anderen beliebigen Nation; die Franzosen seien freilich klein, aber ihr élan! In diesem Style ging es weiter. Die Bauern sind meist ganz verständige Menschen, die viel Liebenswürdiges haben; trotz der Noth fanden wir sie nicht bettelhaft, und angenehm war uns die Aufrichtigkeit, mit der sie ihre Angaben machten, indem wir keinerlei Sucht fanden, die Sachen schlimmer darzustellen als sie waren; aber die Städter sind unglaublich leidenschaftlich und scheinen die Fähigkeit verloren zu haben, die Dinge zu sehen wie sie sind."

Mr. Watson schließt Mitte November seinen Bericht mit erneuter Bitte an seine Landsleute um reichliche und schnelle Beiträge. Es handle sich nicht nur darum, die Landbewohner Lothringens den Winter über zu ernähren, es müsse ihnen auch Aussaat geliefert werden. Deutschland habe Hunderttausende von Gefangenen zu ernähren, eine enorme Armee im Felde zu erhalten und viele Wittwen und Waisen zu versorgen; noch weniger sei Frankreich, das einen verzweifelten Kampf kämpfe, im Stande, der Noth zu begegnen. Aus den uns vorliegenden gedruckten Berichten des Comité's ersehen wir, daß viele und bedeutende Geldbeiträge die Gesellschaft der Freunde in den Stand gesetzt haben, das Unterstützungswerk in der angefangenen Weise fortzusetzen. Bis nach Orleans und Paris hat sich die Thätigkeit der Freunde erstreckt, wenngleich der bei Weitem größte Theil des gesammelten Geldes der Gegend um Metz zu Gute gekommen ist. Die nöthige Aussaat, wohlweislich gleich mit etwas Guano vermischt, um den sofortigen Verbrauch zu verhüten, hat den Landleuten zur Verfügung gestellt werden können, meist ganz umsonst, den nicht ganz Verarmten für einen sehr geringen Preis. Um den Mangel an Pferden und Zugvieh einigermaßen zu ersetzen, hat man Dampfpflüge und andere werthvolle Ackermaschinen und Geräthschaften aus England hinübergeschafft; auch wird ein großer Theil der durch Stillstand der Fabriken arbeitslosen Fabrikarbeiter von den Freunden mit Feldarbeit beschäftigt und dafür bezahlt. Ferner entnehmen wir diesen Berichten, daß auch einige Frauen, Elizabeth A. Barclay, Richenda E. Reynolds, Augusta J. Fry, Miß Jackson und Amelia von Bunsen, in den verarmten Districten sehr thätig gewesen sind, indem sie die Vertheilung von Kleidungsstücken übernahmen, die Kranken besuchten, Suppenanstalten einrichteten und die Frauen auf den Dörfern mit Wolle und Nadeln versorgten und zum Stricken von wollnen

Strümpfen anhielten. In einem Ort, dessen Bewohnerinnen sich durch Verfertigung von Stickereien für Pariser Magazine ernährt hatten, kauften sie die sämmtlichen fertigen Arbeiten und schickten dieselben zum Verkauf nach London, so daß die Frauen wieder neues Material anschaffen konnten und noch Geld in Händen behielten.

Dankbar thut das Comité noch des Umstandes Erwähnung, daß alle englischen Eisenbahngesellschaften die zur Unterstützung für leidende Nichtcombattanten bestimmten Liebesgaben ganz umsonst befördern.

Neue Reichsministerien und veraltete preußische Departements.

Als der Reichskanzler Fürst Bismarck noch Bundeskanzler und Graf war, hat er sich bekanntlich schon sehr gesträubt, durch Heranziehung einer gehörigen Zahl gleichberechtigter Collegen auch für den norddeutschen Bund ein vollbesetztes eigentliches Gesammtministerium zu schaffen. Jetzt hat ihn die Woge wohlverdienten, schwer erarbeiteten Erfolges noch soviel höher gehoben, und es ist daher kaum wahrscheinlich, daß er geneigter sein sollte, für das Reich nun eine Mehrzahl von Ministern neben sich zu stellen. Andererseits aber ist doch nicht bloß er persönlich gewachsen, sondern auch die staatlich verbundene Gesammtheit, welcher er dient — gewachsen und verfestet. Aus den provisorischen Verhältnissen des Nordbundes mit seinem Zoll- und Allianz-Anhang im Süden sind wir in die definitiven des Reiches übergetreten. Wir dürfen daher wohl wünschen, den Regierungs-Zuschnitt so getroffen zu sehen, daß er nicht bloß einer bestimmten, das gewöhnliche Maß überragenden Persönlichkeit auf den Leib paßt. In dem Augenblick, da sie aus dem Amte scheidet, wird die Lücke aller Wahrscheinlichkeit nach doch schmerzlich genug klaffen und lange genug nachempfunden werden; es wäre wohlgethan, die Nachtheile und Gefahren eines so schweren Verlustes nicht noch durch die sofort hereinbrechende Nothwendigkeit vollständiger Reorganisation des Reichsregiments zu erhöhen. Die liberale Nationalpartei wird daher im allgemeinen das Streben nicht aufgeben können, eine zweckmäßig nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Regierung an die Spitze Deutschlands zu setzen.

Diesem Bedürfniß begegnet auf halbem Wege die zunehmende und sich dem öffentlichen Bewußtsein von den verschiedensten Seiten her aufdrängende Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Anordnung und Vertheilung der Geschäfte. Augenblicklich liegt dem Reichstag eine Eingabe des mittelrheinischen Fabri-

kanten-Vereins zu Mainz, von einer Anzahl der thätigsten und einflußreichsten Abgeordneten vertreten, vor, welche eine schon etwas ältere Anregung des Bremer Handelsblattes auf Schaffung eines Reichs-Verkehrsministeriums eingehend begründet. Wenn man dieselbe liest, erkennt man bald, was sie dictirt und inspirirt hat: die Verzweiflung des deutschen Handelsstandes über das Eisenbahnwesen, dessen er auf keine Weise Herr zu werden vermag. Die Eisenbahnverwaltungen sind nicht wie die alten Frachtführer, Diener des Kaufmannsstandes, sondern seine weit überlegenen, fast despotisch regierenden Herren. Ihre materiellen Mittel erlauben ihnen das, und das mangelhaft ausgebildete Recht des Verkehrs beschränkt sie für die Wünsche und Interessen des Publikums bei weitem zu wenig. Der hilfesuchende Blick richtet sich daher unwillkürlich auf die administrirende Staatsgewalt. Allein der preußische Handelsminister und viele seiner kleinstaatlichen Collegen haben selbst Eisenbahnen zu verwalten; sie müssen daher von Natur geneigt sein, die Partei der Eisenbahnen gegen das verkehrtreibende Publikum zu nehmen. Durch sie und ihre Beamten verschmilzt der Geschäftsstandpunkt der Eisenbahn, den sie im Staatsfinanzinteresse behaupten, obendrein leicht mit dem bureaukratischen Bewußtsein höherer Würde, das den Staatsdienern in Deutschland vielfach noch so unleidlich herausfordernd anhaftet. Man sehnt sich deswegen nicht ohne Fug nach einem Reichs-Verkehrsminister, der von solcher Herabziehung in ein direct praktisches Interesse frei wäre, und zugleich seine Befugnisse überall gleichmäßig geltendmachen könnte, nicht bloß bis zu den Grenzen irgend eines Einzelstaats. Etwas Aehnliches war schon vor dem Kriege bei der maßgebenden Instanz im Werke. Man schickte sich damals an, den die Eisenbahnen betreffenden Bundesverfassungssatz zu reichhaltigerer Ausführung, und ihre oberste Controle unter das Bundeskanzleramt zu bringen. Dieses wäre dann ungefähr eine solche Centralstelle für alle großen öffentlichen Verkehrsangelegenheiten geworden, wie die Mainzer Petition sie unter der Firma eines förmlichen Reichsministeriums wünscht. Hier scheint sich also bereits der Punkt zu ergeben, wo der Compromiß zu suchen wäre, wenn Fürst Bismarck an seiner Abneigung gegen mehr oder weniger coordinirte Reichsminister noch festhalten sollte.

Merkwürdiger Weise regt sich augenblicklich auch in England das Verlangen nach einem eigentlichen Handels- oder Verkehrsminister. Das Handels-Amt (Board of Trade) in seiner beschränkten Zuständigkeit genügt der Handelskammer nicht, deren Vertreter deshalb bei Gladstone und Lowe persönlich um die bezeichnete Rangerhöhung und Competenz-Erweiterung nachgesucht haben, worin sie u. a. der „Economist“ mit einer Fülle eigener Gründe unterstützt. Dabei fällt indessen ein etwas geringschätziger Seitenblick auf die Functionen, welche continentale Handelsminister auszuüben

hätten, als wären sie noch in allem und jedem die patriarchalischen Vormünder der Geschäftswelt, die sie einst allerdings waren oder zu sein beanspruchten. In Deutschland wenigstens geht es damit mehr und mehr zu Ende; und nicht sicherer könnten wir sein vor einem Rückschritt oder auch nur vor einem Stillstande auf dieser Bahn, als wenn Präsident Delbrück zum Reichs-Verkehrsminister erhoben würde.

Ein zweites neues oder wenigstens selbständiges Reichsministerium, dessen wir bedürfen, ist das der Marine. Die letzten Erfahrungen während des Krieges erheben es über jeden Zweifel, daß die Flotte als bloßer Annex des Kriegsministeriums nicht länger gedeihen kann. Das mochte thunlich, und unter gewissen Gesichtspunkten sogar gut sein, während sie in den ersten Anfängen steckte. Heute aber ist sie zur Emmancipation überreif. Sie muß eigenes Leben gewinnen, nicht bloß wie bisher ein abgeleitetes führen, wenn sie jemals dem Vaterlande werthvolle Dienste leisten soll. Wenn man die Marine aber endlich unabhängig macht von der Armee — im Wesen unabhängig, nicht etwa nach dem Geschmack ihres früheren hochgeborenen Oberbefehlshabers bloß unabhängig in äußerer Haltung und Geberde — dann sollte man dem ihr vorgesetzten Ministerium auch einerseits den Oberbefehl mit übertragen, der ja durch einen glücklichen Zufall eben thatsächlich erledigt ist, andererseits die Seesachen überhaupt zuweisen, auch die, welche nur die Handels-Schiffahrt angehen. In dem meerumspülten Albion mag es räthlich sein, diese nautisch-commerciellen Angelegenheiten unter das Handels-Amt zu stellen: bei uns verkümmern sie in der trockenen Binnenlandsluft eines solchen Bureau's. So lange der norddeutsche Bund bestand, ist es ein frommer Wunsch erst einzelner, näher betheiligter Kreise, dann des Reichstags geblieben, daß das Leuchthurm-, Tonnen- und Bakenwesen, das Lootsenwesen u. dgl. m. einheitlich geregelt werden möchten. Es kam weder zu einheitlicher Regelung, noch in Folge dessen auch nur zu irgendwelchen nennenswerthen sachlichen Fortschritten auf diesem vernachlässigten Gebiet. Weshalb aber nicht? Weil keine eigentlich sachverständige Behörde da war, um für die Ausführung verantwortlich gemacht zu werden, und so zwischen den beiden Stühlen des Bundeskanzleramtes und der Marineverwaltung seine wichtige Aufgabe beständig zwischendurchfiel. Uebertrage man sie einem selbständigen Marineministerium, so wird sie ohne erhebliche Kosten nnd Umstände rasch gelöst werden.

Wenn für diese neu herzustellenden Ministerien dann ein paar ältere preisgegeben werden sollten, um die heilige bestehende Zahl nicht zu überschreiten, so würden wir wegen solchen Nachweises nicht verlegen sein. Da ist zuerst das Landwirthschafts-Ministerium, einst geschaffen um den jüngeren Manteuffel in das Reactions-Cabinet der fünfziger Jahre zu bringen, und

dann später einmal geeignet befunden, um einen anderen verdienten Handlanger der Kreuzzeitungspartei zu belohnen, den der König gerade dieser seiner Vergangenheit halber zum Minister des Innern nicht wollte. Sachlichen Werth dagegen hat noch kein Sachverständiger oder Interessent, soviel bekannt, dieser Abzweigung besonders emphatisch nachgerühmt. Die Klagen der Landwirthe über ihre Vernächlässigung von Seiten der Staatsgewalten sind von Jahr zu Jahr lauter, allgemeiner und bitterer geworden, ohne daß ihnen der Genuß eines eigens für sie bestimmten Ministeriums dafür den mindesten Trost dargeboten hätte. Einige ihrer Wortführer würden sich zwar gutes, wie es scheint, von einer Ausdehnung der Competenz des Landwirthschafts-Ministeriums versprechen, indem man ihm z. B. von dem Finanzministerium die Domänen und Forsten, von dem Handelsministerium gewisse Schulen, von dem Cultusministerium die Veterinärpolizei herüberholte. Aber es ist schwer zu erkennen, wie derartige Eroberungen das des rechten Kernes entbehrende Departement zur Leistung wirklicher Dienste kräftigen sollen; eher dürften sie es vollends um seinen Halt bringen. Das Richtige wäre, die Schöpfung selbstsüchtiger Parteipolitik einfach wieder aufzuheben, die eine auf Gemeinheitstheilungen u. dgl. bezügliche Hälfte an das Ministerium des Innern zurück- oder an das Justizministerium abzugeben, und die andere, welche es mit der sogenannten „Förderung" der Landwirthschaft zu thun hat, ganz zu streichen. Denn diese Sonderthätigkeit des Staates leistet zwar in Wahrheit nichts, was der Mühe verlohnte oder was der betreffende Stand sich nicht ebenso gut und besser selbst zu leisten vermöchte: aber indem sie den Schein einer thatsächlichen Förderung erweckt, lenkt sie die Hoffnungen der Landwirthe in eine falsche Richtung, bildet ihnen ein, der Staat könne etwas Positives und Directes für sie thun und thue es nur eben factisch aus irgend welchen Gründen nicht, und hält sie vor allem ab, sich selbst so anzustrengen, wie ihr eigenes und das gemeine Beste es erheischt. Der leidenden vaterländischen Landwirthschaft könnte nicht leicht eine wirksamere Wohlthat erwiesen werden, als wenn man das ihr gewidmete besondere Ministerium cassirte. Es wäre gleich der Aufforderung an den Eingebildet-Lahmen: stehe auf und wandle!

Denselben Weg alles Fleisches das Cultusministerium einschlagen zu sehen, haben wohl schon Tausende brünstig und wiederholt gewünscht — Tausende in allen Parteien, nicht bloß in der liberalen. Gegen die Trennung der evangelischen Kirche vom Staat, welche in der Aufhebung des Cultusministeriums ihr äußerliches Siegel erhalten würde, sträuben sich nur noch schlaffes Hangen an der Gewohnheit, faule Ausbeutungssucht, und feige Furcht vor den unbekannten Folgen einer großen heilsamen Neuerung. Die aufrichtigen Geister und die muthigen Herzen rechts sowohl wie links sehnen

sie herbei, wenn auch links selbstverständlich um etwas hörbarer danach gerufen wird. Gegenwärtig werden allerdings auch die katholischen Angelegenheiten noch, soweit sie den Staat berühren, im Cultusministerium verwaltet. Aber es wäre nichts im Wege, diese auf das Justizministerium (nach Frankreichs Vorgang) oder je nach ihrem Inhalt auf die Ministerien des Unterrichts, des Innern und des Auswärtigen zu übertragen. Und wenn die Selbständigkeit der evangelischen Kirche einmal eine Wahrheit geworden sein wird, so werden ihre Angelegenheiten vor dem Staat, dem Reiche als solchen gerade so stehen, wie heute schon die der katholischen Kirche oder die der jüdischen Synagogen. Ihre anderweitige Unterbringung aber wird dann den nämlichen Vortheil gewähren, welchen jeder äußere Act, der eine innere Umgestaltung deutlich versinnlicht, hat — z. B. neuerlich noch die Erhebung des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser.

Die vorstehend entwickelten Ideen begehren nicht mehr zu sein als unmaßgebliche Anregungen. Als solche aber darf man sie allerdings wohl für zeitentsprechend halten, denn in der überlieferten Anordnung gährt augenscheinlich die Unruhe der Reformbedürftigkeit.

Homeyer's „Haus- und Hofmarken".

C. G. Homeyer: Die Haus- und Hofmarken. Berlin 1870. Decker'scher Verlag.

Mit unwiderstehlicher Macht zieht uns Germanen zumal das Zeichen an, das Zeichen sowohl in der Gestalt des typischen Sinnbildes wie, wo es der nicht gemeinverständliche Ausdruck des Einzelgedankens ist, das Zeichen in plastischer Form, in typischer oder frei gewählter Farbe so gut, wie das schriftähnliche, körperlose, durch besondere Farbe nicht ausgezeichnete. Wenn gewisse Zeichenformen, seit grauer Vorzeit üblich, noch jetzt in weitumgrenztem Gebiete lebendigen Daseins, ja unbestrittener rechtlicher Bedeutung sich erfreuen, wenn ihre Anwendung in weit von einander liegenden Gegenden dem gleichen Zwecke dient und die Formen selbst bei zu gleichen Zwecken verwandten Zeichen ähnliche Grundzüge und mannigfache Wiederholungen erkennen lassen — wer, wenn ihm der Sinn für stumme Zeugnisse uralter Culturgemeinschaft nicht verschlossen, fühlte sich nicht versucht, den Spuren jener Geistesrichtung nachzuforschen, welche nach solcher Zeichengebung drängte, und diese letztere selbst zu deuten? Aber auf diesem Gebiete der Culturforschung sind Viele berufen, Wenige nur auserwählt. Zu diesen würde Jacob Grimm gehört haben, wenn ihm bei der unendlichen Fülle der Auf-

gaben seines Forscherlebens nicht die Bewältigung mancher anderen näher gelegen hätte. Zu ihnen gehört der würdige Altmeister der deutschen Rechtsgeschichte C. G. Homeyer.

Im Jahre 1851 gelangte ein Proceß über den Anspruch auf einen Kirchenstuhl an das K. Obertribunal. Eine der Parteien hatte ihren Anspruch mit dem Hinweise auf ein Zeichen begründet, welches der fragliche Kirchenstuhl und in gleicher Weise ein gewisser Gutshof trage. Dieser Hinweis machte Homeyer auf die Bedeutung der sogenannten „Hausmarke" aufmerksam. Die Wahrnehmung, daß das „Handgemal" des Sachsenspiegels bald für Handzeichen, bald für Hofgut gebraucht wird, trat hinzu, um das Interesse für die Hausmarke zu steigern. Ein und dasselbe Zeichen also vertritt theils die Namensunterschrift einer Person, theils dient es zum Merkmale ihrer Habe. Zeichen mit solcher Doppelbedeutung wurden nun von Homeyer in vielfacher Anwendung nachgewiesen. Ein academischer Vortrag über „die Heimath" (1852) gab Gelegenheit zur Verwerthung dieser ersten Funde. Gleichzeitig enthüllte sich ihm in einem Bericht der Schleswig'schen Alterthumsgesellschaft „für den allgemeinen Gedanken eines Konnexes beider Institute" (des Handgemals und der Hausmarke) „ein lange befreundeter Vorgänger." Michelsen hatte schon 1837 dem Vorstande jener Gesellschaft berichtet, er gedenke das Thema der Hauszeichen rechtsgeschichtlich anderen Ortes zu verfolgen, bemerke aber vorläufig, daß nach seiner Ansicht „ebenfalls das Handgemal im Sachsenspiegel aus dem früheren Gebrauche der Hausmarke erklärt werden müsse." „Von diesem Zusammenhange aber abgesehen" — fährt Homeyer fort — „hatte inzwischen die Hausmarke für sich auf den eigenen Wegen, die mich zu ihr leiteten, eine ungemeine Anziehung gewonnen. Es war die mystische runen-ähnliche Gestalt, die tiefe Verborgenheit, aus der diese der gelehrten Kunde fast fremd gebliebene Zeichenwelt nun in unzähligen, nach Zeit, Räumlichkeit und Gewerbe zerstreuten Punkten emportauchte, die mich reizte und trieb, dem Ursprunge der äußeren und sachlichen Verbreitung, der Bedeutung für das Rechtsleben, dem Hinschwinden und den heutigen Ueberbleibseln sorgsam nachzugehen." Ist es nicht ein ästhetischer Genuß, den dieses Bekenntniß erwachter Forscherleidenschaft aus dem Munde eines deutschen Gelehrten gewährt?

Sammlung reichen thatsächlichen Materials für die exakte Forschung that zuerst Roth. Zwar verstand Homeyer überall die rechten Helfer für diese vorbereitende Arbeit zu werben. Aber das Material kam, wenn auch in unerwarteter Fülle, so doch nur allmälig heran. Der ungeduldige Schaffenstrieb konnte nur durch die mit jeder neuen Gabe neu geweckte Sammlerleidenschaft bemeistert werden. Das Sammeln selbst ward mitunter durch erbauliche Zwischenfälle noch besonders gewürzt. So, wenn ein

Helfer berichtete, ein von ihm über die Hausmarken befragter Müller in Lütten-Kleen bei Rostock habe ihm erklärt; „Ja Herr Senater dat is god, dat Se up de dinger to spreken kamen. Jk hew Se all lang bidden wult, dat Se doch de ollen verfluchtigen hiroglifen afschaffen deden. Jk hew al ümmer secht, se süllen doch ordenliche bokstawen nemen, äwersten se malen mi ümmer ere dummen tekens up de säck'."

Noch bevor die ganze Ernte eingeheimst war, erwies sie ihren reichen Segen. „Zu Savigny's zweitem Doctorfest 1860 suchte ich" — erzählt Homeyer — „die Parentelenordnung aus dem Gebrauch der Hausmarken in den Hiddenseer- (Hiddensee, Insel der Rügener Gruppe) Familien zu erläutern. Zu Bethmann-Hollweg's Jubiläum September 1868 wurde die noch dauernde Benutzung der (mit Hausmarken gezeichneten) Loosstäbchen vor Augen gebracht. Im October desselben Jahres legte ich der Academie der Wissenschaften die Ergebnisse für die Hausmarken aus der Kunde der letzten Jahre dar. Mit diesem Nachweise hatte sich mir zugleich die Zeit des Ansammelns und Zurüstens erfüllt. Der Lebensabend forderte sein volles Recht. Die amtliche Thätigkeit ward allenthalben ermäßigt, um noch einige Kraft und Muße zur Durchführung des so lange gehegten Planes zu gewinnen."

Nun ist der Plan glücklich und meisterhaft durchgeführt. Seit dem Spätherbst vorigen Jahres liegt ein wahres Prachtwerk rechtshistorischer Forschung vor uns, welches die wissenschaftliche Welt zu innigem Danke verpflichtet. Aber es werden auch Andere als Fachleute, sich gern in diese treffliche Arbeit vertiefen, um so lieber, da sie einen vielfältig ins Leben eingreifenden und an und für sich für uns Deutsche überaus anziehenden Gegenstand mit tiefer Gelehrsamkeit zwar, aber doch in anmuthiger, präciser, durchsichtiger Form behandelt.

Aber was ist denn nun eigentlich die Haus- und Hofmarke, deren Erforschung ein Homeyer Decennien seines arbeitsreichen Forscherlebens widmen konnte? Welches ist die räumliche Ausdehnung, wer sind die Benutzer, welches ist die sachliche Anwendung und die rechtliche Bedeutung dieses Zeichens? Das Homeyer'sche Werk giebt auf alle diese Fragen so bestimmte und genaue Antwort, daß man an seiner Hand in wenigen Zeilen auch den Laien über die reichhaltigen Ergebnisse der angestellten unendlich mannigfaltigen und tief eingreifenden Untersuchungen verständigen kann.

Die Marke ist nicht ein Bild, noch ein Sinnbild, sondern ein Zeichen, welches sich schlichter, einem Jeden bereiter Mittel bedient, ein Zeichen, welches, wenn auch ganz bestimmte Vorstellungen, doch nicht solche Vorstellungen in dem Beschauer wecken soll, die einer verwickelten Ideenverbindung entstammen. Es ist das Zeichen einer Person; wer es sieht, soll dabei an die Person denken, der es angehört. Es ist wie ein Name, der nie in beson-

derer Beziehung zu den Eigenschaften, dem Wohnorte, den Verhältnissen der Person gestanden hat und dennoch im Hörer eine Vorstellung von der Persönlichkeit des Trägers weckt. Es ist das ursprünglich freigewählte, dann vielleicht ererbte oder zugetheilte Surrogat des Schriftausdruckes für den Namen. Waltete bei der Wahl eine Rücksicht auf das Geschäft oder die sonstigen Lebensverhältnisse des Trägers, so liegt hierin nicht die Bedeutung des Zeichens, welche ja auch dann noch dauert, wenn jene ursprüngliche Rücksicht Niemanden mehr verständlich ist. Aber die meisten Marken lassen auch erkennen, daß bei ihrer Wahl keine solche Rücksicht geleitet hat. Einfache Striche in verschiedener Neigung, oder mehrere Striche nebeneinander, oder Kreuze und andere Winkelcombinationen — so erscheinen die Marken am häufigsten. Die Marke ist ein Personenzeichen; aber sie geht auf die Familie über; sie heftet sich an das Grundstück, an andere Vermögensobjecte, an das Geschäft; neben der physischen bedient sich ihrer auch die juristische Person.

Die germanische Welt bildet räumlich das Gebiet, auf welchem die Anwendung der Marke die breiteste Ausdehnung gefunden hat und wo sie am sichersten nachweisbar ist. Homeyer bringt zahllose Belege ihrer Anwendung aus dem ganzen weiten Gebiete germanischer Zunge, Skandinavien und Großbritannien, die Niederlande, Esth- und Livland, die Schweiz, Böhmen und das Land an der Leitha eingeschlossen. Hier kommt die Marke unter verschiedenen Benennungen vor, bald als signum, bald als character, als teclatura oder suaida, bald als Marke schlechtweg, oder Hausmarke, Hofmarke, bomaerke (Skandinavien, bo = Haus), bymaerke, Zeichen schlechtweg, Hauszeichen, Hofzeichen, Merkzeichen, Handzeichen, Handgemal, kumbel, kummel, kymmel, kömel (skandinavisch und angelsächsisch), Einkum (in der Grágás). — „Erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts begegnen wir festen Zeichen gewisser Personen mit sicherem Datum, in bestimmter Weise der Verwendung und in solcher Figur, daß wir sie deutlich von Gemeinzeichen, von Buchstaben, Monogrammen, Bildern zu scheiden vermögen. Die frühere, allerdings noch bis zum sechsten, ja fünften Säculum zurückreichende Kunde leitet zwar in manchen Richtungen und Stufen aus verschiedenen germanischen Gebieten zu der von uns gesuchten Erscheinung hin" (die signa der Volksrechte, die signa und signacula der Urkunden betrachtet Homeyer als Vorstufen der Hausmarken) „erreicht sie jedoch nicht völlig."

Die Gestalt der Zeichen ist unendlich mannigfaltig. Dem Homeyer'schen Werke sind 44 lithographirte Tafeln mit Marken aus allen Theilen des von der Sitte beherrschten Gebietes, aus allen Zeiten beigegeben. Daraus erkennt man auf den ersten Blick, wie reich und bunt die Phan-

tasie in der Gestaltung der Zeichen gewaltet hat. Wohl mehr nach dem Hauptzweck und den zur Verfügung stehenden Mitteln des Anbringens, als nach dem wechselnden Geschmack der Gegenden und Zeiten entscheidet es sich, ob statt der einfachen, geradlinigen die geschwungene kreis- und bogenreiche Bildung oder die gerade Linie mit der Bogenlinie combinirt verwendet wird. Bei den einfacheren Formen kehrt häufig der Stab, das Kreuz, der sogenannte Wolfshaken, der Krähenfuß, der Merkurstab, das Andreaskreuz, das Hakenkreuz, das Doppelkreuz, das Pentagramm u. s. w. wieder. Die Frage, ob zwischen den Runen und den Marken eine innere Verbindung bestehe, beantwortet Homeyer dahin: „die Runenform hat einzelnen Hausmarken zu einem Vorbilde gedient; viel häufiger aber ist die Einerleiheit der Gestalt eine absichtslose", und erklärt sich dann daraus, daß bei der Bildung der Rune und der Marke die gleiche Grundbedingung, die leichte Eintragbarkeit in das feste Material, obwaltete. Wenn die Marke wirklich bildliche Darstellungen zeigt, so ist dieß bald lediglich Zufall, bald aber Absicht der Wahl, bei solcher Absicht indeß ist bald keine, bald eine deutliche Rücksicht auf Stand, Eigenschaften &c. der Person maßgebend gewesen. Im letzteren Falle kann man auf nahes Bevorstehen des Verschwindens des Markengebrauches schließen. Die Heraldisirung der Marke kam häufig vor und ward in verschiedener Weise bewerkstelligt. Wappen und Marken sind ihrer Entstehung nach verschieden. Oft aber nahm die Marke Wappeneigenthümlichkeit an, oder das Wappen die Hausmarke auf. — Bisweilen sieht sich die Person für specielle Gegenstände und Ziele zur Annahme eines absonderlichen Zeichens neben seiner Hausmarke genöthigt. Solche absonderliche Zeichen, z. B. zur Bezeichnung von Thieren, Holz- und Floß-Marken, nennt Homeyer „Abarten" im Gegensatz zu den „gemeinen Zeichen." — Das Anbringen der Marke geschieht in den mannigfaltigsten Formen. Sie wird bald aufgeschrieben, aufgezeichnet, aufgemalt, bald ausgeschoren (bei Schafen), bald eingeschnitten oder eingegraben, bald, insbesondere bei Loosstäbchen und Bäumen, durch Abschälen hergestellt, bald eingestochen, eingeritzt, eingehauen, eingemauert oder gemeißelt, bald gegossen, getrieben, eingebrannt, eingestickt selbst, bald aufgeprägt oder aufgeschlagen, bald endlich besonders ausgeführt und dann angehängt.

Durch alle Geburts- und Berufsgegenstände und beide Geschlechter ist der Gebrauch der Marke verbreitet. Auch ganze Ortschaften, die Kirchen, die Klöster, andere Körperschaften, die Genossenschaften führen dieselbe. Manchmal werden Marken nur für vorübergehende Zwecke angenommen. Manche Marken, besonders Künstlerzeichen, dienen nur dem Führer; manche vererben fort und fort in der Familie. Wenn das Erbgut getheilt wird, so findet man wohl, daß fort und fort Einer der Erben

Träger des unveränderten Zeichens des Erblassers bleibt, die Anderen aber dieses Zeichen mit Zusätzen versehen. Das Zeichen geht oft von der Person auf das liegende Gut über, wird radizirt, und dann ist das Gut Träger der Marke (Hofmarke); wenn die Person sie führt, so thut sie dies nur kraft des Hofbesitzes. So kommt es ja auch noch heute vor, daß der Besitzer seinen Namen selbst dem Hofe entlehnt. Mannigfaltig wie die Gestalt und das Anbringen ist die Führung der Zeichen nach Zweck und Gegenstand. „Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß die Marken in allen den Fällen gebraucht wurden, in welchen man gegenwärtig den Namen zu setzen pflegt." So unterscheidet Homeyer: Daseins- und Naturzeichen, Willenszeichen, Vermögenszeichen, Urheberzeichen. „Wie vielfach diese Zeichen" — sagt er, — „ineinandergreifen können, liegt auf der Hand. Das Zeichen, so Jemand in einen Stempel graviren läßt, am Fingerringe trägt, ist zunächst Zeichen seiner Persönlichkeit. Drückt er es einer Urkunde, etwa seiner Unterschrift, bei, so dient es als Zeichen seiner Willenserklärung. Die Marke auf einem Grabstein gehört zur ersten Gruppe, indem sie den dort Ruhenden bezeichnet, zur dritten, wenn sie die Gruft als Erbbegräbniß kundgiebt" u. s. w. In jeder dieser Gruppen werden nun wieder eine Menge von Unterarten nachgewiesen. So für die Statuszeichen: Grabzeichen, Genossen-, Autoritäts-, Umlaufs-, Conto-, Loos- und Brennerzeichen. Was die letzte Benennung anbelangt, so sei bemerkt, daß auch die im sechszehnten Jahrhundert in Deutschland bestehenden förmlichen Gilden der Mordbrenner ihre Zeichen führten. Vermögensmarken kommen ebensowohl an stehendem, wie an liegendem Eigen, sie kommen als Belastungs- und Gerechtigkeitszeichen vor. Sie finden sich unendlich vielgestaltig an fahrender Habe, und zwar an Thieren so gut wie an Geräthen, Waffen, Holz, Büchern, Kaufmannsgütern. Den Waarenzeichen widmet Homeyer besonders eingehende Untersuchungen. Dasselbe geschieht in der Gruppe der Urheberzeichen hinsichtlich der Fabrik- und der so ungemein verbreiteten Steinmetzzeichen.

Das vierte Buch des Werkes handelt von den „Hausmarken in der Rechtsordnung", also von der Rechtskraft und der rechtlichen Bedeutung der Marken. Vorab wird bemerkt, daß in der germanischen und der altskandinavischen Epoche das Gesetz den Zeichengebrauch, das Zeichenrecht bestimmt und ausdrücklich normirt, daß die deutsche Reichsgesetzgebung dagegen solchen Anhalt nur spärlich bietet und daß überall der nachweisbare Rechtsbrauch die wichtigste Rechtsquelle bildet. Anlangend den ursprünglichen Erwerb, ist klar, daß, wenn die Marke sich an ein bestimmtes Grundstück heftet, der Erwerber der res signata das signum mit erwirbt. Abgesehen von diesem Falle kann als allgemeine Regel gelten: Es steht bei Jedem, ob er sich ein

Zeichen zulege und wie er es gestalte. Ausnahmsweise nur machen bestehende Ordnungen die Annahme gewisser Marken zur Pflicht. Nach manchen positiven Ordnungen und anerkanntem Rechtsbrauche soll sich dieselbe Person zum gleichen Zwecke nicht verschiedener Zeichen bedienen. Die Zeichenführung ist eine Gerechtsame, ein dominium usus. Sie ist ein ausschließliches Recht, auch wo dies nicht durch Verbote und Strafandrohungen gegen Dritte, welche sich dessen anmaßen, ausdrücklich anerkannt ward. Das Recht ist veräußerlich und vererblich. Hin und wieder ist der Verlust des Rechtes in Folge Nichtgebrauches ausdrücklich ausgesprochen, so in der Grágás. Societätszeichen, wenn sie nicht zugleich an der Sache haften, gehen mit der Gesellschaft unter. Ausscheidende Genossen können sich solcher Zeichen nicht ferner bedienen. Das Recht der Zeichenführung, die Uebung des Markenrechtes wird für jede der vier Markengruppen — Zustands-, Willens-, Vermögens-, Urheber-Zeichen — besonders entwickelt. Eine scharfsinnige Untersuchung wirft dabei ihr klares Licht auch auf den modernen Marken- und Etiketten-, sowie Fabrikzeichen-Schutz. Da diese Zeichen Hausmarken sein können und vielfach noch nachweislich solche sind, liegt die Connexität der Gegenstände klar vor Augen.

Das fünfte Buch, überschrieben: „das Zurücksinken der Hausmarken" bildet den Schwanengesang dieses einst so lebenskräftigen Rechtsinstitutes. Nicht ohne Wehmuth stellt Homeyer dem Schlusse des 16. Jahrhunderts, als der Periode, wo das Institut zur weitesten Verbreitung gediehen war, „wo es die Volkssitte völlig durchdrang, wo Jedermann sein Zeichen mit sich führt und allenthalben anbringt, wo auch Schulbuben, Gefangene auf Bänken und Wänden sich daran versuchen, wo selbst die Mordbrenner ihr Gewerbe und ihre Person dadurch kundgeben, wo allgemein gefragt werden konnte, wes Zeichens Jemand sei", unsere Epoche gegenüber, welche mit ihrer Schreibfertigkeit, ihrem Beamtenthum, ihrer wirthschaftlichen Gesetzgebung, ihrer nüchtern-verständigen Sinnesrichtung die Marken hat verkümmern oder gar verfallen lassen. — Jetzt ist die Hausmarke vielfach ersetzt durch Gemeinzeichen, Buchstaben, insbesondere Namens-Initialen, welche bisweilen durch ihre Verschlingungen noch an die Marken gemahnen, Zahlen oder Zahlzeichen, Bilder, insbesondere Wappenbilder, oder aber sie ist geradezu geschwunden, ohne daß etwas Anderes an ihre Stelle getreten wäre. Aber verschwunden ist die Marke noch keineswegs aus ihrem ganzen früheren Geltungsgebiete. Homeyer giebt zuerst an, wo sie sich nachweislich noch findet. Dann schildert er die noch heute lebendigen Formen der Anwendung. Die Hausmarke findet sich noch bei allen Geburts- und Berufsständen, welche sie früher regelmäßig führten, vereinzelt. Sie findet sich auch noch bei juristischen Personen. Sie ist auch noch vererblich. Es kommen noch Status-

Loos- und Conto-Zeichen vor. Die Willenszeichen sind meist durch die bei Analphabeten allgemein üblich gewordenen drei Kreuze verdrängt. Doch zeigen auch sie sich noch vereinzelt im Siegel, entweder allein oder im Wappen. Eigenthums- und Besitz- sowie Urheberzeichen findet man noch in allen sonst gebräuchlichen Formen des Anbringens. Unter den ersteren haben die Waarenmarken, unter den letzteren die Fabrikzeichen neuerdings sogar vielfach durch Schutzgesetze neue Autorität und Beständigkeit erlangt.

Mit der Beantwortung der Frage, ob die überlieferte Sitte einer weiteren Dauer für werth und bedürftig zu erachten sei, schließt das Werk. Es gibt Zeichen, die unentbehrlich und unersetzlich sind und diese werden nicht verschwinden. So die Zeichen, welche zur Unterscheidung von Hausthieren, z. B. Schafen, Gänsen, Enten, ferner die, welche zur Zeichnung von Hölzern benutzt werden. Die Zweckmäßigkeit fordert hier, bei der alten Form der Marken wie bei der Art des Anbringens zu beharren. Es gibt Zeichen, die unentbehrlich sind, aber nicht gerade Hausmarken sein müssen. Die Hausmarken, wo Zeichen nöthig, durch Bilder, Zahlen, Buchstaben zu ersetzen, widerräth H., nicht aus Voreingenommenheit für die Marken, sondern aus durchaus practischen Gründen, wenigstens für ländliche Zwecke. Die Hausmarke ist leichter zu handhaben, als das Bild, gewandter, bieg- und schmiegsamer, eigener, freier, traulicher als die Zahl; sie ist stetiger und dauerhafter als der Buchstabe. „Es ist dieselbe seltsame und doch von Kindesbeinen an heimliche Gestalt, welche auf einen Schlag den Wirth und seine Habe verkörpert, welche bei der Person wiederum die Gliederung und die Geschichte des Geschlechts zu erzählen vermag, bei dem Besitzthum den Zusammenhalt jedes einzelnen Stückes der Ausrüstung — der Hofwehr — mit dem Gehöfte, der Stätte, dem Grund und Boden vor Augen bringt. Selbst die verschiedenen Wendungen, welche die Sprache in das Haus, als das Gebäude, als die Familie, als den Inbegriff des dortigen Waltens und Wesens hineinlegt, finden in dem üblichsten Namen des Zeichens, in der Hausmarke den gemeinsamen Ausdruck. Und was dergestalt sinnlich zusammen lebt, was stetig unter einem Zeichen und Wort erblickt und vernommen wird, das kann auch in seiner geistigen Verbindung und Wirksamkeit dem Volke nicht ganz verloren sein." — „Ist dem nun also; dürfen wir, wo und wie irgend das lebende Geschlecht noch an dem Brauche der Vorfahren festgehalten hat, uns seiner Treue und Zähigkeit erfreuen, so möge auch Jeder an seinem besonderen Theil das überkommene Erbe ehren und pflegen." —

Ein Buch wie dieses hat natürlich keine Tendenz außer sich. Es ist eines jener lauteren, man darf wohl sagen ehrwürdigen Zeugnisse uneigennützigen Wahrheitsdranges, deren gerade die deutsche Wissenschaft so viele

aufzuweisen hat. Aber hätte der Verfasser aus verzeihlicher Vorliebe das Institut, welches er nur historisch ergründet, neu beleben wollen auch zu thatsächlicher Wiederverbreitung — besser, als mit diesem Buche, hätte er's nicht thun können. A. Emminghaus.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Sinnlose Wirthschaft. Aus Deutschöstreich. — Der altöstreichischen Staatskunst ist es geglückt zuwege zu bringen, was sie um jeden Preis verhüten wollte und sollte: die Begriffe Deutsch und Oestreichisch sind wieder unversöhnliche Gegensätze, Parteiprogramme geworden wie 1848 und doch ganz anders als 1848. Denn genießt auch heute wie damals das Deutschthum die Ehre, als vorzüglichster Träger derjenigen Gedanken gehaßt zu werden, welche das Mittelalter in Staat und Kirche überwunden haben, so wird doch jetzt der Kampf nicht mehr gegen bürgerliche und Gewissensfreiheit allein geführt, sondern gleichzeitig gegen die deutsche Nationalität als solche, und das gerade in dem Augenblicke, in welchem die Gefahr, die dem östreichischen Staatswesen aus seinen deutschen Elementen allenfalls erwachsen konnte, gründlich gehoben zu sein schien. In Wahrheit, es kann nicht leicht etwas Niederschlagenderes für uns geben, als dies leichtfertige, verblendete Spiel. Als der militärische und finanzielle Bankerott die Staatsgewalt nöthigte, endlich, und mit welchem Widerstreben! wieder die Hand nach dem Volke auszustrecken, das zehn Jahre früher übermüthig zurückgestoßen worden war, da ergriffen einzig und allein die Deutschen jene Hand ohne Recriminationen, ohne Hintergedanken. Sie verzichteten, mehr gutmüthig als klug, stillschweigend auf die Wiederherstellung der durch einen Staatsstreich außer Kraft gesetzten Verfassung von 1849 und nahmen dankbar als Gnadengeschenk den zehnten Theil von dem, was sie zu fordern ein Recht hatten; und sie verzichteten feierlich darauf, fürder ihre eigentliche Heimath „in Deutschland" zu suchen. Oestreicher deutscher Nationalität wollten sie sein, ein großes Oestreich durch freie Institutionen neu begründen und befestigen. Nicht auf einmal vermochten sie sich der Erinnerung an ihre schönsten Jugendträume zu entschlagen, das zeigte sich wohl zur Zeit des Frankfurter Fürstentages und des Krieges mit Dänemark. Aber während in der großen Debatte über die Betheiligung Oestreichs an jenem Kampfe eine Fraction des Abgeordnetenhauses den Grafen Rechberg darüber zur Rede stellte, daß er ohne und gegen den Bund gemeinsame Sache gemacht hatte mit Preußen — „mit einem Bismarck!" rief damals Rechbauer im bittersten, wegwerfendsten Tone —

erklärten andere Männer von unverdächtigster deutscher Gesinnung übereinstimmend mit den Polen, daß uns der ganze Handel nichts angehe. Als vollends die Ereignisse von 1866 Klarheit in die Beziehungen zwischen Oestreich und Deutschland gebracht hatten, fand man sich, sobald die erste Heftigkeit des Schmerzes über die nun auch formell vollzogene Scheidung sich gelegt hatte, mit beinahe überraschender Geschwindigkeit in das einzig vernünftige Verhältniß: zum großen Kummer jener politischen commis voyageurs, welche zugleich die Geschäfte der Universalrepublik und der entthronten Fürsten betreiben, und Regierung und Volk in Oestreich gegen Preußen in den Kampf hetzen zu können glaubten. Die Bewegung von 1870 endlich versöhnte auch die Verständigen unter den demokratischen Gegnern Bismarck's. Das Verlangen nach Neutralität hatte nicht Gleichgültigkeit, sondern unverhohlene Sympathie für die Sache Deutschlands zur Grundlage. Der vernünftigste Schritt, den Beust als Minister des Aeußeren überhaupt gethan hat, die Annäherung an das neue Reich, gewann ihm daher die Unterstützung der Deutschen, wie der zur Besinnung gekommenen Magyaren wieder. Nach allgemeinem Dafürhalten konnte Oestreich, da auch mit Italien ein freundnachbarliches Verhältniß erreicht, mit Rußland ein solches wenigstens angebahnt war, mit größerer Zuversicht als jemals seit fünfzehn Jahren auf Ruhe von außen rechnen, also auch Energie im Innern anwenden.

Aber eben diese Entwickelung der Dinge war den bösen Dämonen des Hauses Habsburg so gründlich zuwider, daß sie ihre Gegenoperation begannen, obgleich die Voraussetzung, unter welcher sie vorbereitet worden, der Sturz Beust's durch die Delegationen, ausgeblieben war. Der ganze Vorgang hat auf den ersten Blick etwas Unbegreifliches. Das Ministerium Potocki, welches den Ausgleich mit den Slaven als Programm hatte, war mit seinen Bemühungen gescheitert, und die Nachfolger brachten in der Hauptsache wieder dasselbe Programm, ohne angeben zu können, durch welche neuen Mittel sie die Widerstrebenden heranziehen wollten. Denn das Haupthinderniß stand und steht noch immer aufrecht, die entschiedene Weigerung der Czechen, die bestehende Verfassung anzuerkennen. Aber das Räthsel löst sich nach glaubwürdigen Mittheilungen sehr einfach. Die aus völliger Dunkelheit plötzlich auf die Regierungsbank berufenen Herren hatten ein Programm ausgearbeitet, welches die Befugniß voraussetzte, nöthigenfalls über den Reichsrath hinweg oder à la Belcredi an ihm vorbeizugehen: das Programm wurde genehmigt und erst im letzten Augenblick erfolgte der wie selbstverständliche Zusatz, daß gegen die Verfassung nichts unternommen werden dürfe.

Nun standen die Herren mit zum Schlag erhobenem Arme da und durften ihn nicht fallen lassen! Wir haben ja noch Niemand geschlagen, wiederholen sie tagtäglich, woher denn die Verläumdung, daß wir feindselige

Absichten hegen? Leider verräth die Attitüde sie fortwährend, es zuckt ihnen sozusagen in den Händen, die Czechen aber wollen sich mit dem guten Willen, die Deutschen zu demüthigen, nicht zufrieden geben, sie wollen Thaten sehen. Alles, was geschieht, hat den Zweck, das Deutschthum zu treffen, nur kommt die leidige Verfassung noch immer in die Quere. So bei den Schulgesetzen. Die Organisation des Volksschulwesens hat große Mängel, die Durchführung derselben stößt in verschiedenen Kronländern auf erhebliche in dem Culturgrade und der Armuth der Bevölkerung wurzelnde Hindernisse; offenen Widerstand jedoch findet sie nur bei den Slaven, welche das Volksschulwesen ganz zur Landes- und Gemeindesache machen möchten, um alles Deutsche grundsätzlich daraus zu verbannen. In Böhmen weigern sich die czechischen Gemeinden, ihre Beiträge zur Erhaltung der Schulen zu leisten, die Regierung sieht sich genöthigt, in einzelne Ortschaften Executionsmannschaft zu legen oder mit Gewalt die eigenmächtige Schließung der Schulen zu verhindern, und der Minister Jirecek ermuntert den Widerstand durch die allgemeine Aufforderung, sich über die Wirkung der Schulgesetze zu äußern. Darüber zur Rede gestellt, gibt er ausweichende Antworten, kann aber doch nicht umhin, dem Gesetz, „so lange es besteht," seinen Schutz zuzusagen. Damit ist nun wieder den Czechen alle Freude verdorben, und sie geben dem aus ihrer Mitte stammenden Minister ihr Mißtrauen und ihre Verachtung auf's Allerunzweideutigste und mit bekannter Anmuth zu erkennen, während die Deutschen zu wissen glauben, welcher Freundschaftsstücke sie sich von Herrn Jireczek versehen dürfen.

Ganz ähnlich stellt sich das Verhältniß in den religiösen Fragen. Für die Unfehlbarkeit des Papstes einzutreten, getraut man sich nicht, aber die Consequenzen der im vorigen Sommer ausgesprochenen Aufhebung des Concordats zu ziehen kann man noch weniger über sich gewinnen, und so bleiben die Schwarzen unzufrieden und die Liberalen voll Mißtrauen.

Vollends possenhaft ist das Verhalten gegen Preußen, das Verbot der Friedens- und Siegesfeste mit der Motivirung durch die Neutralität nach dem Kriege, die köstliche Mystification mit einem deutschen „Geheimbunde", dessen Mitglieder einander geheime Zeichen durch Bergfeuer geben sollten, und plötzlich das Bemühen um gute Zeugnisse von den Berliner officiösen Organen!

Und in diesem Style geht es nun fort. Die lange angekündigte Reform der Verfassung im Sinne der Decentralisation wird unter allgemeinem Hohne begraben, Galizien soll eine Ausnahmsstellung erhalten, welche die Ruthenen und Deutschen in jenem Lande vollends preisgibt, die Czechen in Wuth versetzt und die Polen doch nicht zufriedenstellt, die Minister geben von vornherein zu verstehen, daß die Ablehnung ihrer Vorlagen sie gar nicht

kränken werde, daß Mißtrauensvota für sie keine Bedeutung haben und wirthschaften zufrieden weiter mit dem Gelde, das ihnen von vier Wochen zu vier Wochen vorschußweise bewilligt wird.

Leider gewährt der Anblick der Reichsvertretung durchaus keinen Trost. Ihre Leser mit Schilderung der Parteiverhältnisse zu unterhalten hätte wenig Zweck; sie würden dieselben schwer verstehen, und wenn sie sich ja hineinstudirt hätten, so würden die Gruppirungen wahrscheinlich schon wieder ganz andere sein. Denn das rinnt durch einander, bildet Conglomerate und theilt sich wieder aller Berechnung zum Trotz. Das Entscheidende ist, daß die Führer der Mittelparteien sorgsam jeden Beschluß hintertreiben, von dem sie befürchten, er könne ihnen den Weg oder Rückweg zur Regierungsbank verrammeln. Und diese Vorsicht, diese Kunst des Sichmöglicherhaltens lernen auch Diejenigen sehr schnell, welche die Schäden unseres Parlamentarismus sehr deutlich erkannten, so lange sie außerhalb desselben standen.

Es ist ein Zug von Wahlverwandtschaft in der vielverbreiteten Hinneigung zu Frankreich, mag dies nun imperialistische, blau- oder rothrepublikanische, orleanistische oder legitimistische Toilette tragen. Wie krank wir sind, haben die jüngsten Vorgänge an der Wiener Universität gelehrt. Nicht, daß eine Schaar von Studirenden der Medicin und der Pharmacie sich an einem Lehrer thätlich vergreift, ist das Schlimmste: die großen Krankenanstalten und die ausgezeichneten Professoren locken alle der Heilkunde Beflissenen aus ganz Oestreich nach Wien, darunter Viele, die sich auf der niedrigsten Bildungsstufe befinden, und es ist nicht so lange her, daß ein berühmter Specialist sich hinreißen ließ, seine Zuhörer darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich in keiner Judenschule, sondern in einem Collegium befänden. Auch die Scheu vor ernsthafter Beschäftigung mit der Botanik darf man diesen Leuten nicht zu schwer anrechnen. Sie kamen ja nicht nach Wien, um wissenschaftliche Bildung sich zu erwerben, sondern um so schnell als möglich die Qualification zum Practiciren zu erhalten, und diese Tendenz begegnete bis vor Kurzem hier der wohlwollendsten Auffassung. Geprüft werden mußte freilich aus der Botanik, aber nach der herrschenden Ansicht versteht ein Arzt davon genug, wenn er die wichtigsten officinellen Pflanzen zu nennen weiß. Den Candidaten wurde daher ein Herbarium vorgelegt und erkannten sie die Exemplare in demselben, so bestanden sie cum laude. Das soll in der That nicht leicht gewesen sein, denn wie erzählt wird, hatten die meisten Pflanzen in der langen Dienstzeit das verloren, wodurch sie sich von anderen unterscheiden. Diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, war die Aufgabe eines Dieners, welcher in den letzten Wochen die Examinanden einpaukte. Durch oftmaliges Wiederholen der lateinischen Namen in der Reihenfolge der Pflanzen in dem Herbarium, welches in diesem Privatissimum natürlich

schon mitspielte, prägten Jene sich nach und nach die Namen und die Stengel und Strünke, denen sie beigelegt wurden, ein. Jetzt kommt ein Professor daher, welcher es mit seiner Wissenschaft ernst nimmt, strenge, vielleicht zu strenge Anforderungen stellt, pedantisch vorgeht, unerbittlich Diejenigen „wirft", welche nichts gelernt haben. Das gefällt den „Musensöhnen" wenig, sie erheben ihren Protest dagegen wie Tagelöhner, welche sich im Lohn verkürzt glauben, sie geben der Welt das unerhörte Schauspiel, wie Studirende an einer deutschen Hochschule in dem strengen Professor weder den Lehrer und Gelehrten noch den bejahrten Mann respectiren. Der Decan der medicinischen Facultät aber scheut sich nicht, mit diesen Menschen zu parlamentiren, er fordert sie ausdrücklich zu der Feigheit auf, ihre „Beschwerden" ohne Unterschrift vorzubringen, er läßt die Geneigtheit durchblicken, gegen seinen Collegen Partei zu nehmen. Und als dieselbe Horde dem alten Hyrtl zujauchzt, da hat dieser Mann kein Wort der Empörung und Züchtigung, er weist nicht entrüstet die unter solchen Verhältnissen ihn beschimpfende Ovation zurück, sondern schmeichelt noch den rohen Leidenschaften; ein anderer Professor bestätigt den Lernscheuen, daß „zu seiner Zeit" die Mediciner gar keine Botanik gelernt hätten, und der Decan nimmt sie öffentlich gegen die Behauptung in Schutz, daß sie den Professor Karsten thätlich mißhandelt hätten — eine Behauptung, welche nach den ersten, unverkennbar von Theilnehmern in den Zeitungen ergangenen Mittheilungen und nach jener Aeußerung Hyrtl's durchaus wahr zu sein scheint. Wenn die meisten Journale sich mehr oder weniger unumwunden auf die Seite der meuterischen Studenten stellen, so kann das kaum noch befremden. Die Haltung der Professoren aber und der, wie es scheint, glückende Versuch, die ganze Sache zu vertuschen, den Professor Karsten womöglich in der Stille wegzudrängen — das sind Erscheinungen, welche mit der tiefsten Trauer erfüllen müssen. Zu Ehren der Wiener Bevölkerung im Allgemeinen muß allerdings ergänzt werden, daß in den verschiedensten Schichten sich doch der Abscheu sehr bestimmt äußert und man bemüht ist, den Beweis zu führen, daß es nicht die deutschen, nicht die Wiener Studenten gewesen, welche der Universität einen so traurigen Ruhm erworben haben.

Notizen eines Reisenden: Unsere Freunde und Feinde in England. — „Wir hab'n en, wir hab'n en, wir hab'n en," wiederholte ein ältlicher Mann in Livree, ein Telegraphenbote, der auf dem Hamburger Rathhausmarkt früh Morgens an mir vorübereilte. „Halt, guter Freund," rief ich, „wen haben wir, was haben wir?" — „Napoleon! Ich bring's in die Druckerei; den Kaiser, ganze Armee, Sedan, Sack und Pack, Alles." — Eine Thurmuhr schlug acht, jeder Glockenton sang Tedeum; und die Sonne, die

frohlockend aus dem herbstlichen Gewölk trat, verbreitete eine wohlthuende Wärme. Gleich darauf gewahrte ich unter den Bäumen am Jungfernstieg Mr. Lalland, einen lebhaften und intelligenten jungen Gentleman aus Glasgow, mit dem ich im Alsterpavillon öfters geplaudert, und der sich über unsere ersten Siege recht gefreut hatte. Ich holte ihn ein und legte einen Finger auf seine Schulter, aber wie er sich umwandte, war eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er nahm meine Hand, ohne ihren Druck zu erwiedern, sein Athem schien beklommen, und fast wie ein altmodisches Dresdener „Ja", welches eigentlich ein Seufzer ist, kam auf meine Frage: „Sie wissen schon?" sein gedehntes „Y—e—s" heraus. Es war ihm offenbar zu viel des teutonischen Triumphes auf einmal. Von jenem Tage an wurden seine deutschen Sympathien lauer, schwächer und sterbensschwach, wahrscheinlich — ich verlor ihn bald aus den Augen — werden sie sich später langsam erholt haben.

Anderen Schlages ist Mr. Morden, ein alter Bekannter aus London, der fleißig den Rhein besucht, ein gesunder Vierziger mit einem humoristischen Zug um den Mund. Ich begegnete ihm in Bonn, zur Zeit als die Engländer wegen der grausamen Belagerung von Paris laut gegen uns zum Himmel schrieen, worauf manchmal die deutsche Presse sich eine Antwort erlaubte. „Es ist gut", sagte er, „daß der Canal zwischen uns fließt, denn Eure Zeitungsschreiber zielen fortwährend mit der Mistgabel auf uns." — „Und die Euren schwingen den Tomahawk," entgegnete ich. — „Finden Sie? Aber das ist doch etwas ganz Anderes." — „Wie so etwas Anderes?" — „Weil Ihr eben Deutsche seid und nicht ohne Grund Eure Schulmeister lobt. Ihr habt kein Recht zu schimpfen, denn in der Masse seid Ihr gebildeter als wir. Mrs. Morden, meine bessere Hälfte — nehmen Sie ihr's nicht übel — geht noch weiter. Die Deutschen, sagt sie, haben nicht die Helden, die Genie's und Gentlemen wie England, das versteht sich, aber Fleiß und Wißbegier haben sie. Es sind lauter Gelehrte, es sind lebendige Wörterbücher mit Brillen auf, und sie bilden sich auf ihr Wissen soviel ein, wie ein Millionär auf seinen Geldsack. Folglich haben sie kein Recht, auch nur ein einziges Fehlerchen zu machen, wenn sie uns kritisiren, und die kleinste Dummheit eines deutschen Blattes ist weit weniger verzeihlich, als der tollste Unsinn eines englischen." — „Sehr schmeichelhaft," bemerkte ich. — „Ernst gesprochen, das Gerede von britischen Krämern und Pharisäern, und daß Altengland nicht mehr das alte sei, ist Eurer unwürdig. Seid doch vernünftig, haltet Euch an die Gentlemen und nicht an die Penny-a-liner. Glauben Sie, der wahrhaft gebildete Engländer fragt nach den Launen John Bull's? Und dieser ehrliche, täppische, gedankenlose, dieser hitzige, aber gutmüthige alte Polterer selbst will sich ja nur von Zeit zu Zeit austoben. Heute bellt

er den Mond an, morgen die Sonne, übermorgen weiß er von nichts." — „Ist dieser alte Polterer wirklich ein so gar harmloses Thier? Aber, gleichviel; wer, mein lieber Sir, sind die Leute, die uns als Mörder und Räuber verdammen, oder vorsichtig schweigen, wenn John Bull hunderttausendstimmig uns verdammt. Zu welcher Gesellschaftsclasse rechnen Sie Ihre Wortführer im Parlament oder die Herren auf der Ministerbank?" — „Nun, Lord Granville ist ein vollkommener Gentleman, aber kein Held." — „Es scheint so. Doch hätte es keines unerhörten Heroismus von Seiten der britischen Regierung bedurft, im rechten Augenblick dem Kaiser Napoleon die Wahrheit zu sagen. Glauben Sie, daß er dann den Sprung in's Ungewisse gewagt hätte?" — „Vielleicht nicht," sagte Morden und stutzte eine Weile; dann schüttelte er den Kopf und rief mit triumphirender Miene: „Und was hättet Ihr dabei gewonnen? Wo wären jetzt Euere Siege? Hättet Ihr schon den sicheren Weg zur Einigung erreicht, Ihr weitsichtigen Deutschen? Der Entscheidungskampf stand seit Sadowa in den Sternen geschrieben, Euere Rüstung strahlte in furchtbarer Pracht, über Frankreich schwebte das unabwendbare Verhängniß. Konnte ein britischer Staatsmann am Ausgang zweifeln? Sollten wir die Aufrichtung Eures neuen Reiches zu hintertreiben suchen?" — „So habt Ihr fast eben so viel für die deutsche Einheit gethan wie Napoleon. Wir sind doch ein sehr undankbares Volk," sagte ich lachend und lenkte das Gespräch auf nichtpolitische Dinge.

Um dieselbe Zeit schrieb mir der Rever. Mr. Boyle aus Ramsgate: „Sie wissen, wie sehr ich Deutschland, seine Literatur und Sprache liebe. Ich wünsche Ihren Landsleuten die vollste nationale Einigkeit. Wenn sie nur nicht das arme Dänemark verstümmelt oder das Verbrechen wieder gut gemacht hätten. In den Herzogthümern entsprang die heutige deutsche Bewegung, und von diesem Sündenfleck ihres Ursprungs vermag sie sich nicht reinzuwaschen. Ja, die preußische „Sündnadel" hat den Sund ermordet, sie hat den ehrwürdigen Bund umgebracht, und ich fürchte, sie wird auch die Freiheiten und den Frieden der Welt vernichten. Immer noch denke ich der Prophezeiung Lord Palmerston's, der einmal sagte: „Die schleswig-holsteinische Frage ist ein Zündhölzchen, welches die Bestimmung hat, Europa an allen vier Enden in Brand zu stecken." Darum bete ich zum Himmel, daß er Euern Heerschaaren vor den Mauern von Paris Halt gebieten möge, damit ein Geist der Mäßigung über Euch komme und die Nation vor einer künftigen Nemesis behüte."

Lalland, Morden, Boyle haben tausende ihres Gleichen zu Hause. Ungemein zahlreich sind auch jene warmen Gönner und Verehrer Deutschlands, die dem teutonischen Charakter oft das höchste Lob zollen, aber bei der geringsten Veranlassung an uns irre werden. Ein Pariser Lügenbeutel braucht

ihnen blos zu erzählen, daß wir in Orleans täglich eine Francitireurs-Wittwe oder Großmutter lebendig gekocht oder gebraten haben, so müssen wir unsere Unschuld juristisch beweisen. Schönen Dank für solche Freundschaft! Da ist der blinde Haß des tollen Irländers erquicklicher. Aber Paddy, der windige moderne Tory, und der französelnde Snob, diese drei interessantesten unserer Feinde in England, verdienen ein besonderes Capitel.

Es ist keine Schande für den einst gering geschätzten Michel, daß man seine wahren Freunde in England — seine Freunde de la veille, wie ein Franzose sagen würde — diejenigen, die ihn hoch hielten, bevor er die Kraft seiner eisernen Faust gezeigt — daß man sie unter Gentlemen suchen muß, die auf den Höhen der Bildung stehen, unter Denkern und Forschern, Dichtern und Gelehrten. Aus den Reihen dieser Minorität erhob sich im Lauf des Kampfes mehr als eine Stimme, die aufrichtig germanisch klang; am gewaltigsten die eines Mannes, dessen Fürsprache uns beim allmächtigen shopkeeper — gleich dem „Philister" ist der „shopkeeper" kein Stand, sondern ein Charakter — wenig nützen konnte. Er ist nämlich mehr berühmt, als populär; er gilt für teutomanisch, überspannt und überhaupt unenglisch. Letzteres ist er nicht, insofern er zu „Einseitigkeit und Fanatismus" neigt. Aber hinter knorrigen Auswüchsen und Manierirtheiten birgt er ein Herz voll von ehrlichem Haß alles Humbugs und voll Ehrfurcht vor dem Geist der Wahrheitsliebe, den er als vorzugsweise germanische Tugend anerkennt. Seine Pietät für Deutschland ist in einigen Sendschreiben ans Publikum zu einem fast rührenden Ausbruch gekommen; und „grausam" schalten damals — im Herbst des vorigen Jahres — die Engländer den Ton, in welchem Thomas Carlyle sein Verdammungsurtheil über das hirn- und herzlose Treiben der Franzosen sprach. Heute endlich ist John Bull nach einer Unzahl phantastischer Sprünge zu dem ersten Eindruck, den die französische Explosion im Juli 1870 auf ihn machte, zurückgekehrt. Aber um dem hochachtbaren britischen Staatsbürger zur Erkenntniß zu verhelfen, mußte erst die Pariser Commune ihr schmutzig rothes Banner entfalten. Das ist nichts weniger als erbaulich.

Als Merkwürdigkeit sei noch eine wunderliche Anklage erwähnt, die das Athenäum im Spätherbst vorigen Jahres gegen Carlyle schleuderte. Der berühmte Autor sei moralisch verantwortlich für all den Brand und das Blutvergießen in den schönen Fluren Frankreichs, indem sein „Leben Friedrich's II." den König Wilhelm zur Bewunderung und Nachahmung seines eroberungssüchtigen Ahnherrn angereizt habe. Ja, wenn große Schriftsteller ihr Genie mißbrauchten, um Gewalt und Mord als glorreich darzustellen, 2c. 2c. Ob der deutsche Kaiser wirklich zuerst durch das englische Werk auf seinen großen

Ahnherrn aufmerksam gemacht worden? Es wäre der Mühe werth, in Berlin deshalb anzufragen. J. G.

Der deutsche Künstlerverein in Rom. Vom Tiber. — Im Reichstage sind den im Auslande lebenden Deutschen schöne Worte der Anerkennung gewidmet worden für die Vaterlandsliebe, die sie während des großen Krieges an den Tag gelegt. Dank weckt wieder Dank, darum sei auch dem Einzelnen erlaubt, mit warmem Herzen auszusprechen, wie wohl uns jene Worte gethan. Die hiesige deutsche Colonie ist freilich nicht erst durch die gewaltigen Ereignisse des letzten Jahres ihrer Pflicht inne geworden; ihr Patriotismus ist von älterem Datum und niemals traurigen Gefühlen erlegen, wie sie der Ausgewanderten sonst wohl bisweilen sich bemächtigen. Zu nicht geringem Theile ist das ein Verdienst des hiesigen deutschen Künstlervereins. Denn auch die Anhänglichkeit an die Heimath wird stärker und dauerhafter durch Gemeinschaft, zumal durch eine solche, in welcher schon der Beruf die meisten Glieder für idealere Gefühle empfänglicher macht.

Eine Vereinigung deutscher Künstler hat in dieser Stadt schon lange bestanden, sie ist nicht immer dieselbe geblieben, wie Friedrich Rückert sie bald nach den Freiheitskriegen geschildert hat, doch zählt auch der Verein in seiner jetzigen Form schon fünfundzwanzig Jahre und blickt, obwohl im letzten Lustrum in größerer Blüthe als je, gern auch auf seine Vergangenheit zurück. Im verflossenen Winter war das Streben aller Mitglieder darauf gerichtet, Spenden zu sammeln für die Opfer des Krieges. Die Verhältnisse waren nicht eben günstig. Die Zahl der Mitglieder hatte sich verringert, da Manche Rom verlassen, um in den Reihen der Brüder zu kämpfen oder in den Lazarethen zu helfen. Von den hier Gebliebenen erlitt Mancher große Verluste durch die Ueberschwemmung der Stadt, bei der das Tiberwasser in die Studien eindrang und mühevolle Werke beschädigte oder zerstörte. Auf den Erwerb fast Aller drückte außerdem der Krieg und die Umgestaltung der hiesigen politischen Lage. Doch allseitiger guter Eifer half die Schwierigkeiten überwinden, und schon im Februar konnte in feierlicher Weise mit gut ausgeführter Musik heimischer Meister, sowie mit lebenden Bildern, die Auszug, Kampf, Pflege und Heimkehr des Landwehrmannes darstellten, eine Ausstellung künstlerischer Arbeiten der Mitglieder eröffnet werden, welche zum Besten der Kriegsopfer zu verloosen waren. Die eingelieferten Bilder, Skizzen, Marmorbüsten, Terrakotten, Stiche u. s. w. beliefen sich auf ungefähr siebenzig Nummern. Diese Ausstellung gewährte zugleich einen selten gebotenen Ueberblick über den allgemeinen Charakter der deutsch-römischen Künstlergemeinde in ihren Leistungen, ihr Totaleindruck gewann dem großen Zwecke unter den Angehörigen anderer Nationen manche Contribuenten, die

sich demselben gegenüber sonst spröder gezeigt haben würden. Gleich nach Ostern ward als Erlös eine beträchtliche Summe der Wilhelmsstiftung überwiesen, nicht die einzige übrigens, die im Kreise der hiesigen Deutschen für die Heimath gesammelt ist.

Auch ein Friedensfest veranstaltete der Verein. Er sah dabei in seiner Mitte den bairischen Grafen Taufskirchen, der in Abwesenheit des preußischen Gesandten gegenwärtig das geeinigte Vaterland vertritt und in unserem Kreise um so sympathischer aufgenommen ward, als er lange schon ein fleißiger Arbeiter an der Einigung des Reiches gewesen. Unter den Reden, welche der gehobenen Feststimmung Ausdruck gaben, zeigte die von Gregorovius gehaltene, wie die Empfindung für die eigenthümliche und wahre Größe unseres Volkes in seiner Vergangenheit und Gegenwart geschärft wird durch das Studium fremden Lebens und fremder Geschichte.

Eine andere Feier war in engerem Sinne den Interessen der Kunst gewidmet, sie knüpfte sich an das Gedächtniß Schwind's. Der Vorsitzende des Vereins, Otto Donner aus Frankfurt, hätte eine Ausstellung von Photographien nach Werken des großen Künstlers veranstaltet und mit glücklicher Hand sein Bild gemalt. In die eingehende Schilderung seines Lebens und seiner künstlerischen Individualität flocht er manche fesselnde Züge ein, die ihm die Erinnerung an längeren persönlichen Verkehr mit Schwind darbot. Nach ihm feierte auch Otto Stoeger aus München in gebundener Rede das Andenken des Meisters und sein Verhältniß zum deutschen Volke. Quartettgesang begann und schloß das Fest. Neben dem Ernste fehlte der Scherz nicht, denn „heiter ist die Kunst" und der mildere Himmel, das einfachere Leben Roms fördern diese Richtung in unserem Kreise. Bei den größeren geselligen Zusammenkünften, besonders an den Samstagsabenden der Wintermonate, zu denen der Verein nach alter Sitte auch seine Damen einladet, fanden Aufführungen mannichfacher Art Statt, welche von guter Laune und dankenswerthen geselligen Talenten der Theilnehmer zeugten. Namen zu nennen wäre unpassend, doch mögen jene beiden Künstler, welche uns die Schwindfeier schufen, den Dank nicht verübeln, den ihre vielseitigen Verdienste um den Verein an dieser Stelle hervorrufen.

Das große Künstlerfest im Frühling ist bereits zu einem Lieblingsfeste für die Stadt und ihre zahlreiche Fremdenwelt geworden. Der solenne Ort dieses Campagna-Carnavals ist sieben Miglien vor der Stadt bei den Cervaragrotten, die darum auch schon im Volksmunde, wie auf den Specialkarten grotte dei Tedeschi genannt werden (nach dem Vorgange keines geringeren Topographen als Moltke, der nach seinem römischen Aufenthalte in den vierziger Jahren bekanntlich eine heut noch unübertroffene Karte der Umgegend der Stadt herausgeben ließ). Die Leitung des Festes, sonst aus-

schließlich in den Händen des deutschen Vereins als des einzigen von der früheren Regierung hier anerkannten, war in diesem Jahre nach gütlicher Uebereinkunft einem inzwischen entstandenen internationalen Künstlervereine übertragen. Die stets wachsenden Dimensionen des Festes haben die Ansprüche an die Leitenden in einem Grade gesteigert, dem völlig zu entsprechen diesmal Kraft und Stimmung in unserem Kreise fehlte. Doch war der Präsident des Festes ein altverehrtes Cervarahaupt, der Maler Carl Nerly und mit ihm das deutsche Element in dem langen phantastischen Zuge stark vertreten. Wir verlebten einen frohen Tag, die blumengeschmückte hell schimmernde Campagna voll heiter gestimmter Menschen, am Horizonte Rom und die schöngeformten Sabiner- und Albanerberge, in den weiten Grotten erfrischende Kühle und eine stets wechselnde Scenerie.

Das Cervarafest bildet den Schluß der Saison, denn bald ziehen nun die Meisten hinaus, um in jenen lockenden Bergen oder an den Küsten des neapolitanischen Golfes Studien zu machen. Aber zum Winter füllen sich dann wieder die Räume des Vereins im Palaste Poli, von dessen Seite die schöne Fontana di Trevi herabrauscht. Ernstere Unterhaltungen und fröhliche Scherze verbinden die Zurückgekehrten wieder in bequemem Verkehre, und Zeitschriften sowie die Bibliothek, welche neuerdings durch Geschenke großmüthiger deutscher Verleger in erfreulicher Weise bereichert ist, bieten erwünschte Gelegenheit, der Entwicklung des Lebens und der Literatur der Heimath von Neuem zu folgen.

Auch unter den Lesern dieser Zeilen gibt es gewiß mehrere, die während ihres Aufenthaltes in Rom sich dem Vereine gern anschlossen und ihn nicht eher verließen, bis die Scheidestunde mahnte, an der nahen Fontana den Abschiedstrunk zu nehmen. Ihnen rufen wir den Wunsch zu, daß seine Zauberwirkung auch an ihnen nicht verloren gehe, während wir zugleich versichern dürfen, daß auch längere Trennung von Deutschland die Liebe zur Heimath in der ewigen Stadt nicht vermindert.

Der Friede zu Frankfurt. — Mit der größten Spannung haben wir von Tag zu Tag auf das Ergebniß der Frankfurter Verhandlungen geharrt und kaum minder lebhaft sind nun, da es bekannt geworden, überall im Vaterlande die Aeußerungen der Befriedigung und der Freude. Und in der That, was Kunst der Unterhandlung irgend vermag, hat sie hier geleistet, ja sie hat ihre Absichten in einer Vollständigkeit durchgesetzt, die nur darin ihre Erklärung findet, daß das Machtgebot harter Nothwendigkeit ihr einschüchternd zu Hilfe kam. Der Reichskanzler hat bescheidentlich das Wort hingeworfen, er nehme nicht an, daß, was er abgemacht, jeden einzelnen persönlichen Wunsch befriedigen werde; er mag sich mit Fug und Recht darüber trösten,

denn keine menschliche Leistung, auf welchem Gebiet auch immer, wird sich des Beifalls auch der Nimmersatten und der Ewigmäkelnden erfreuen. Wir aber fühlen uns frei von jeglichem persönlichen Wunsche, wenn wir dennoch eine Kritik der Frankfurter Entscheidungen versuchen, eine Kritik übrigens, deren Spitze sich nicht sowohl gegen sie selber kehrt, als vielmehr gegen die außerordentlichen Verhältnisse, denen sie angepaßt werden mußten. Wir sprechen in Wahrheit nichts Anderes aus, als unsere für gebietende Sieger beispiellos schwierige Lage, wenn wir diesen Frieden noch nicht für die Endschaft der Verwicklungen ansehen können, in die uns der frevelhafte Ueberfall vom vorigen Sommer verstrickt hat, wenn wir sagen, daß dieser Friede uns dauernder Ruhe und Ordnung erheblich näher bringt, ohne uns doch diese ersehnten Güter ganz wiederzuschenken.

Bei anderen Friedensschlüssen, von denen die Geschichte weiß, hat wohl die Schwierigkeit für den Ueberwinder in der Stärke gelegen, die dem niedergeworfenen Feinde doch noch innewohnte, oder auch in der hemmenden Kraft, mit der sich dritte Mächte vermittlungssüchtig dazwischen warfen; vor der unbeugsamen Starrheit solcher Gegenwirkungen wichen Wünsche und Forderungen des Siegers zurück, das im Austrag Erreichte blieb zuletzt nur ein Bruchtheil des Anspruchs, den man durch den Erfolg der Waffen gesichert zu haben vermeinte. Diesmal mußte sich die Lüsternheit der Neider in sich selber verzehren, kein neutraler Mäßigungsapostel, kein abzulohnender Helfer durfte uns die Hand predigend oder heischend entgegenstrecken. Mit dem bußfertigen Widersacher allein hatten wir es zu thun, dessen Kraft bis in's Innerste zerstört ist, doch seltsam — eben darin liegt unser Mißgeschick: das größte Hinderniß für die gerechte Ausbeute unserer übermächtigen Anstrengungen ist die Ohnmacht des überwältigten Feindes. Im Einzelleben freilich ist es ein allgemein gültiges Gesetz, daß der Tüchtige, wenn einmal sein Widerstand gebrochen, leichter zu leiten und zu handhaben ist, als der Erbärmliche. Wir erfahren nun, wie auch über Staaten und Nationen der Satz waltet, daß man an Ruinirten sich schwer seines Schadens erholt; überraschend kommt es uns nur, weil doch selten erhört worden, daß scheinbar große Völker so schnell und so heillos in Jämmerlichkeit versinken, wie an unseren Gegnern offenbar geworden. Der Verurtheilte liegt krank darnieder; schlimm genug, daß wir ihn erst abwarten und aufpflegen müssen, um die Strafe an ihm vollziehen zu können.

Denn so war es einmal, wie wunderlich es auch klingen mag: bis zum Tage von Sedan haben wir mit der Stärke Frankreichs gerungen, es war harte aber rasche Arbeit; von da ab ward der Krieg wider seine Schwäche geführt, das ist weitaus der mühseligere Kampf gewesen; von der Hilflosigkeit erzwangen wir die Präliminarien, unseren Frieden machen wir heut mit der

Zerrüttung. Nur in allgemeinen Umrissen ließ sich in jedem dieser Stadien das folgende erkennen, selbst der Scharfblick unserer Führer und Lenker fand seine düsteren Ahnungen von Stufe zu Stufe durch das Maß der wachsenden Widerwärtigkeiten übertroffen. Auch jetzt hat der Fürstkanzler eingeräumt, daß die Hoffnungen, die er beim Versailler Abschlusse gehegt, durch die Pariser Ereignisse wie durch die Brüsseler Verhandlungen getäuscht worden: die zuversichtliche Sprache, die er inzwischen im Reichstage geführt, barg doch wohl innere Besorgniß, sie war ein wohl berechnetes Mittel, die unzuverlässige französische Regierung zur Pflicht anzuhalten und hat ihres Zieles nicht verfehlt. Noch einmal ist es seiner gewandten Energie gelungen, in kühnem Anlauf das gefährliche Hinderniß zu nehmen: hoffen wir, daß es das letzte in der fortan ebenen Bahn gewesen! Und wie schwer die Aufgabe auch war, innehalten durfte er kaum: nachdem er sich einmal das Ziel erkoren, die Wünsche der Nation in dem Umfange, wie sie laut geworden, zu erfüllen, wäre ihm, selbst wenn er den ganzen Verlauf deutlich vorher hätte überschauen können, vielleicht kein besserer Weg geblieben, als den er eingeschlagen hat.

Landabtretung und Geldzahlung waren unsere Hauptforderungen. Für jene — das ist nicht laut genug zu rühmen — gewährt der Frankfurter Friede allerdings die letzte nöthige Sicherung. Es ist vom höchsten Werthe, daß den Elsaßlothringern, über deren Loos unsere Vertreter eben in den schwierigsten Erwägungen und Berathungen begriffen sind, nun die volle Wirklichkeit ihrer neuen Lage zu Gemüthe geführt wird. Eben an dieser unumstößlichen Gewißheit — das melden die besten Berichte aus jenen Gegenden — gebrach es noch zur ernsten Vorbereitung auf eine feste Ordnung ihrer Gedanken und ihres Lebens. Ganz vorzüglich dient da zur Consolidirung der Elsässer Zustände die willkommene Bestimmung über den Erwerb der Bahnen. Auch die kleine Veränderung der ursprünglich entworfenen Grenzlinie ist mit Dank hinzunehmen, wenn man in Versailles auf sie eingeht; diesmal hat die deutsche landes- und sprachkundige Wissenschaft nicht umsonst ihre Stimme erhoben, auch die äußersten Splitter unseres Volksthums sind beim Zusammenlesen nicht übersehen worden. Verweigert die französische Versammlung aus Starrsinn ihre Zustimmung, so werden wir uns darüber trösten, daß bei der Abrechnung der Nationalitäten auch wir ein geringes Restchen müssen ausstehen lassen.

Das Abkommen über die Milliarden hat am meisten freudiges Erstaunen erregt. Auch uns kamen sie, wie wir freimüthig bekennen, noch immer so himmelfern vor in ihrem Silberglanze, wie die Milliarden der Gestirne, die man nicht begehrt, wie der Dichter sagt, oder wenn, doch immer vergeblich. Nun sollen sie uns wirklich in den Schooß fallen, die

echten blanken Sternthaler, gleich wie im Märchen, nicht nachgemachte aus werthlos schimmerndem Papier, und — was bei Einkünften die Menschen besonders erfreut — bald! schneller, als wir noch eben auch nur zu hoffen berechtigt waren. Allein dies leuchtende Firmament hat leider doch seine tiefdunklen, nächtlichen Flecken. In nüchternem Ernste zu reden: hier treten die aus der Fäulniß der französischen Zustände aufsteigenden Widerlichkeiten in ganzer Größe hervor. Schon das ist übel, daß der Handel mit deutschen Bankhäusern abgeschlossen werden mußte; zum Theil wenigstens wird nun doch deutsches Kapital herangezogen, um die deutschen Verluste zu ersetzen; es war die erste verderbliche Wirkung der Pariser Anarchie, daß die englischen Geldherren abgeschreckt wurden von dem gewinnverheißenden Liebesdienste für die „dennoch große" französische Nation. Allein weit härter noch trifft uns die weitere Anzahlung an rüstiger Volkskraft, die wir leisten müssen durch die mindestens bis in den Winter verlängerte Besetzung der Pariser Forts. Mindestens bis in den Winter! denn daß die anderthalb ersten Milliarden vor dem anberaumten Termin abgetragen werden, ist nach bisheriger Erfahrung unglaublich. Der Reichstag hat die Verkündigung mit „lebhaftem Bravo" begrüßt, daß wir das Recht haben, bis zu diesem Termine die Forts in Händen zu halten. Daß wir dies Recht durchgesetzt, ist freilich ein Beweis für die Höhe unserer Stellung wie für die Tiefe, zu der die fremde Regierung hinabgebeugt ist. Daß wir es durchsetzen **mußten**, ist die bitterste Frucht, die uns aus dem verdorbenen Pariser Boden erwächst. Dauernde Besetzung der Grenzprovinzen allein wäre eine leicht zu tragende Last gewesen; die Pariser Forts heißt ein Viertel des Landes besetzt halten. Wiederum Monat auf Monat sollen unsere Truppen in gewaltiger Anzahl der Heimat entbehren, den verwildernden Einflüssen ausgesetzt, denen man schon jetzt durch die freudlose Uebung angestrengten Dienstes begegnen muß. Die Landwehren wird man nach und nach sämmtlich heimschicken können, die Reservisten kaum, das hieße den Organismus der Truppe zerstören. Auch unter ihnen aber sind viele verheirathete Leute, nicht ohne den schwersten sittlichen Schaden für sie und ihre Familien — des wirthschaftlichen zu geschweigen — werden sie so lange draußen bleiben. Daß unser ganzes Heer ein heimisches, ich möchte sagen seßhaftes ist, eine Landwehr im weitesten Sinne des Wortes, ist seine starke Seite, aber auch seine schwache. Seine Zucht und Sitte ist Zucht und Sitte des Volkes, sein Verderb Volksverderb. Von dem äußeren Leid einer doch immer klagwürdigen Verpflegung will ich dabei gar nicht reden.

Noch einmal: was uns diesen Schaden bereitet, ist die gänzliche Unzuverlässigkeit der französischen Staatszustände, mit der es keineswegs ein Ende genommen. Gewiß, die Regierung Thiers empfängt durch diesen Frieden

einen Rückhalt; nur deshalb ist sie ihn eingegangen. Wie fest aber dieser Halt sein wird, ist doch wieder unberechenbar. Das verstärkte Heer wird die sich selbst aufreibende Commune über den Haufen werfen, kein Zweifel. Dieser Sieg jedoch, der eine militärische Dictatur nur befestigen könnte, mag dem friedlichen parlamentarischen Cabinet gerade recht zum Unheil ausschlagen. Ob dreißig Tage nach der Einnahme von Paris die Thiers und Favre noch die Zahler sein werden, steht sehr dahin; behüte, daß wir die neuen Männer dann abermals erst wieder mahnen müßten! Mit einem politischen Leichnam sich zu verbünden, fand Napoleon mit Recht bedenklich, sich abzufinden mit dem Leichnam eines Staates ist auch eine verzweifelte Aufgabe.

Von den übrigen, meist negativen Seiten der Frankfurter Uebereinkunft kann nur kurz die Rede sein. In den Handelsbeziehungen ist das mögliche erreicht; es war vorauszusehen, daß die Franzosen die Bande des ihren schutzzöllnerischen Neigungen ohnehin widerstrebenden Vertrages abzustreifen versuchen würden. In ganz ähnlicher Weise sträubten sich einst beim Hubertusburger Frieden die österreichischen Unterhändler gegen den Wunsch Friedrich's des Großen, einen für beide Theile vortheilhaften Traktat wieder aufzurichten; sie blieben dabei, daß es mit den Handelsbeziehungen vorläufig auf den status libertatis naturalis kommen müsse*). Der ärgerlichen Versteigerung der uns weggenommenen Schiffe zu steuern, ist glücklich gelungen. Die Herstellung der Vertriebenen in ihr Eigenthum ist vor allem als Act der Gerechtigkeit schätzbar. An eine Abrede über allgemeine völkerrechtliche Fragen, deren Erledigung gerade dieser Krieg uns so dringend nahe gelegt hat, war natürlich gar nicht zu denken. Mit einer Nation, die augenblicklich nicht einmal ein Staatsrecht hat, Völkerrecht zu vereinbaren, wäre Thorheit gewesen. Wir werden nächstens in d. Bl. auf diese Angelegenheit und die Wege, die man zu ihrer Förderung vorgeschlagen, zurückkommen.

Zum Schlusse stimmen wir auf das entschiedenste der Hoffnung des Reichskanzlers zu, daß der Friede vom 10. Mai ein dauernder und segensreicher sein möge. Und wenn er hinzufügte, daß wir die Bürgschaften gegen wiederholte Angriffe, die in der Grenzerweiterung liegen, hoffentlich „für lange Zeit nicht mehr bedürfen würden", so lautet unser letzter, ich denke nicht bloß persönlicher Wunsch, daß wir der anderen Bürgschaften für die Ableistung der französischen Zahlungen, d. h. der Besetzung eines ausgedehnten französischen Gebietes, umgekehrt nicht mehr für lange Zeit bedürfen möchten!

Alfred Dove.

---

*) Vgl. die eben erschienene treffliche Arbeit: Der Hubertusburger Friede. Nach archivalischen Quellen von Carl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Leipzig. S. Hirzel. 1871.

Literatur.

Geschichte des Elsaßes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Bilder aus dem politischen und geistigen Leben der deutschen Westmark. In zusammenhängender Erzählung von Dr. Ottokar Lorenz und Dr. Wilhelm Scherer. I. Berlin. Franz Duncker. 1871. — Das junge Frankreich von 1789 hatte vor dem alten Regime wie vor dem Frankreich unserer Tage einen sehr rühmlichen Zug voraus: das war eine Vaterlandsliebe, die Niemanden bedrohte, ein Ehrgeiz, der sich mit friedfertigen Eroberungen begnügte. Wie dies Geschlecht träumte von der unblutigen Wiedergeburt des eigenen Staates und Nichts ahnte von den fürchterlichen Wechselfällen, die sie durchkreuzen sollten — „welch ein Ruhm, ruft Mirabeau in seiner Adresse vom 27. Juni, daß diese große Revolution der Menschheit weder Frevel noch Thränen gekostet!" — so erwartete es auch die Verjüngung der Welt von der sittlichen Gewalt des großen und guten Beispiels allein, und wie es im Innern sich frei gemacht von dem monarchischen Despotismus Ludwigs XIV., so hatte es auch nach außen dem Völkerrecht seines brutalen Länderraubes muthig entsagt. Nur so ist die merkwürdige Thatsache zu erklären, daß im Anfang des Jahres 1790 in dem amtlichen Blatte der herrschenden Partei der Gedanke einer Rückgabe des Elsaßes an das deutsche Reich als eine Sache besprochen werden konnte, die Recht und Billigkeit entschieden für sich habe. Als der Bischof von Straßburg im Einklang mit dem Begehren aller im Elsaß begüterten und durch die Revolution des 4. August schwer geschädigten deutschen Stände um die Hilfe des Reiches nachgesucht hatte, bemerkte der Moniteur in der Nr. 53 seines zweiten Jahrgangs: „Diese Hilfe wird ihm nicht versagt werden und die Folge davon könnte sein, daß wie man allgemein und ganz laut sagt, seine Reclamation in Verbindung mit den Beschwerden der übrigen im Elsaß begüterten Stände des Reiches Anlaß gäbe zur Wiedervereinigung dieses Landes mit dem deutschen Reiche, von dem es abgerissen worden ist durch den Ehrgeiz und dem es jetzt angehören soll gemäß dem Völkerrecht." Die ganze Größe der Verwilderung des nationalen Gewissens, welche der Terrorismus von 1793 und die Zeit der napoleonischen Weltherrschaft in dem unglücklichen Volke zurückgelassen hat, tritt uns entgegen, vergleichen wir mit diesem Glaubensbekenntniß des philosophischen Jahrhunderts den Geist auswärtiger Politik, dem alle französischen Regierungen von 1793 bis auf den heutigen Tag bald aus Schwäche nachgegeben haben, bald mit berechneter Absicht vorangeschritten sind. Wir unsererseits haben niemals aufgehört, in diesem krankhaften Hange zur Verachtung jedes fremden Rechts eine Unnatur zu sehen, die sich früher oder später verhängnißvoll rächen müsse. Jetzt, da wir selber das Racheschwert der Vorsehung über die Brut der Lüge und der Gewaltthat geschwungen und unser gutes Recht mit Strömen des edelsten Blutes zurückgefordert haben, jetzt wollen wir nicht versäumen daran zu erinnern, daß was die französische Verblendung von heute eine Verstümmelung Frankreichs genannt, nicht mehr und nicht weniger ist, als was dies Volk selber in den besten und hochherzigsten Tagen seines nationalen Aufschwunges als zweifelloses Völkerrecht anerkannt hat.

Nicht der Befriedigung einer freilich sehr gerechtfertigten Neugier blos

dient die reiche Elsaßliteratur, die in den letzten Monden bei uns aufgesproßt ist. Der große und täglich sich erweiternde Leserkreis, den sie findet, sucht noch etwas mehr darin als Aufschlüsse über den augenblicklichen Zustand unserer neu erschlossenen Westmark. Dem ernsteren Theil darunter kommt es vor Allem auf möglichst ausgiebige Belehrung über die Frage an, wo eine Politik anzuknüpfen habe, die Alles thun und Nichts versäumen möchte, was geeignet ist, die der deutschen Heimat seit Jahrhunderten Entfremdeten so rasch als möglich zu aufrichtigen Angehörigen des neuen Vaterlandes zu machen? Und diesen Fragen kann nur eine geschichtliche Darstellung antworten, die den Geschicken des deutschen Wesens und Geistes in diesen Ländern mit Liebe und Verständniß nachgeht und an dem Kampfe dieser Elemente mit Druck und Fremdherrschaft nachweist, was davon diejenige unverwüstliche Lebenskraft offenbart hat, die einer Politik innerer Wiedereroberung sich von selber als Stütze darbietet. Mit einem Worte: die Forderung wissenschaftlicher Gründlichkeit fällt hier mit den wichtigsten Geboten unserer nationalen Lebensinteressen zusammen.

Ein ausgezeichnetes Werk dieser Art liegt vor uns in dem Lorenz-Scherer'schen Buche, dessen erster bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts reichender Halbband zu Anfang dieses Jahres erschienen ist und mit vollem Rechte die allergünstigste Aufnahme gefunden hat. Wir gestehen offen, daß wir seit langer Zeit kein deutsches Buch mit so viel Genugthuung gelesen haben als dieses. Selten genug trifft es sich ja bei uns, daß die Studien gediegener Forscher sich mit dem Tagesinteresse begegnen und noch seltener, daß der Gründlichkeit wissenschaftlicher Kenntniß Geschmack und Kunst der Darstellung ebenbürtig ist. Glücklich ist hier Alles vereinigt, was zusammenwirken mußte, um ein Werk zu schaffen, an dem die Nation in engeren und weiteren Kreisen ihre Freude haben darf: Geschickte Auswahl der Epoche eines aus den besten Quellen geschöpften Stoffes, geistvolle Charakteristik von Personen und Zuständen, fesselnde Erzählung der wichtigsten Ereignisse und über dem ganzen ein warmer Hauch überzeugter nationaler Gesinnung! Welch ein reich bewegtes Leben in Staat und Kirche, Krieg und Frieden, Schule und Kunst, Wissenschaft und Literatur hat doch dies kleine Land geführt, ehe es aufging in dem tödlichen Einerlei französischer Centralisation. Als der Verfasser dieser Zeilen im October 1870 in das mit deutschen Waffen wieder eroberte, durch deutsche Geschütze verheerte Straßburg kam, da erfaßte ihn wie jeden empfindenden Deutschen auf's Tiefste der Schmerz über das Verhängniß, das uns genöthigt hat, die strahlende Hauptstadt unserer einstigen Westmark gerade so zurückzuholen, wie es geschehen ist. Aber noch schmerzlicher fast als der Anblick der Ruinen der Steinstraße, der Rothenburger Thorstraße, des Temple neuf und der Gegend des Bahnhofes, war ihm der Eindruck provincieller Minderjährigkeit und Geistesöde, den der Inhalt der Bücher- und Bilderläden machte: Pariser Tand und Flitter, Pariser Unzucht und Frivolität in glänzender Auswahl. Daneben hinter den prächtigsten Spiegelscheiben miserabel gezeichnete, schülermäßig angetünchte Bilderbogen über Scenen aus dem letzten Kriege, eine Augenweide, die unserem letzten Dorfe zu schlecht dünken würde, hier aber im großen Straßburg von dichten Menschenhaufen umdrängt war und als einziges einheimisches Kunsterzeugniß, das in einem großen Laden des Kleberplatzes zu sehen war, soge-

nannte „vaterländische Bilder aus dem Elsaß", die mit stümperhaften Zeichnungen im traurigsten Deutsch alberne Anecdoten aus der Zeit des Kaisers Napoleon erzählten. „Frankreich, was hast du aus dem deutschen Culturland Elsaß gemacht?" so fragte ich mich unwillkürlich inmitten einer Menschenmenge, die in dem bekannten allemannisch-französischen Kauderwelsch ihren Gedanken Ausdruck gab.

Dies ist nun auch der Gedanke, der bei jedem Rückblick auf die blendend reiche Staats- und Geistesgeschichte des freien Elsaß jeden anderen in den Hintergrund treten läßt. Seit wir diesen herrlichen Strich deutscher Erde wieder unser nennen dürfen, sprechen die Denkmäler einer durch und durch deutschen Vergangenheit, von denen bis dahin immer nur in sehr gedämpftem Tone die Rede war, mit solchem Nachdruck für unser unveräußerliches Recht, daß wir uns immer wieder fragen, wie war es nur überhaupt möglich, daß das gesegnete Vaterland des Otfried, Reimar, Gottfried und Erwin, die Heimat der Eckard, Tauler, Twinger, Seb. Brant, Wimpheling, Capito, Butzer und der beiden Sturm, die Arbeitsstätte der Gutenberg, Geiler, Sleidan und Hedio, das Geburtsland der deutschen Mystik, des Bücherdrucks, der volksmäßigen Predigt, der Geschichtsschreibung und der Lehrprosa, das Land des Humanismus und der Reformation, nicht etwa blos dem unbehilflichen Körper des heiligen römischen Reichs deutscher Nation abgerissen werden, nein, mit einem stamm-, sprach- und glaubens-fremden Lande so verwachsen konnte, um in unseren Tagen als die „Wiege des französischen Patriotismus" gefeiert zu werden? Schlechthin unbegreiflich müßte uns diese Thatsache erscheinen, wüßten wir nicht, daß sich eben auch hierin ein Zug echten deutschen Wesens offenbart. Denn eben so unbestreitbar wie das Vermögen unseres Volkes, fremde Bildungselemente empfänglich in sich aufzunehmen, innerlich zu verarbeiten und dann in neue eigenartige Schöpfungen umgeprägt der Welt zurückzugeben, ist leider auch Jahrhunderte hindurch die traurige Kehrseite dieses Vorzuges echt deutsch gewesen: eine Geschmeidigkeit des Sichanschmiegens an fremdes Volksthum, die bis zur völligen Verleugnung der eigenen Nationalität ging, zum größten Theile freilich die Folge unserer Recht- und Wehrlosigkeit als Nation.

Als Mittelfeld romanischen und germanischen Wesens hat das Elsaß mit seiner Dichtung und Kunst im dreizehnten Jahrhunderte glänzende Proben seiner Fähigkeit zu reich befruchtender Culturübertragung abgelegt: wir brauchen nur an Gottfried von Straßburg und Erwin von Steinbach, den Erbauer des herrlichen Münsters zu erinnern, die beide im Lorenz-Scherer'schen Buch ausgezeichnete Würdigung erfahren haben. Und diese Culturthätigkeit, die in der Mystik, dem Humanismus und der Reformation ihre Höhe erreichte, war hier der Ausdruck zugleich eines großartigen reichsstädtischen Staatslebens, das nach selbst gegebenen Gesetzen seine inneren Wirren schlichtete und auf eigene Kraft gestützt, seine politische und religiöse Freiheit gegen jeden Angriff von links und rechts her zu schirmen wußte. Eine im häufigen Kampf und unter den schwierigsten Verhältnissen erprobte Widerstandskraft dieser Art dem Reichsfeind unter solchen Umständen preiszugeben, wie es geschehen ist, war nur einer Reichsleitung möglich, die längst keine anderen Pflichten mehr kannte, als die einer Hauspolitik, die der deutschen Nation im tiefsten Wesen entfremdet war. Andererseits war die ganze

Unverwüstlichkeit kerndeutschen Wesens und seiner überlegenen Cultur erforderlich, um im Elsaß trotz der Fremdherrschaft jenen Rest der nationalen Eigenart zu bewahren, den ein Volk, auch wenn es seine ganze Geschichte vergessen hat, nur mit der Muttersprache selbst verliert.

In Wahrheit ist es erstaunlich, wie geringe Erfolge die nahezu zweihundertjährige französische Herrschaft mit ihrem Bemühen gehabt hat, durch alle Mittel religiöser und politischer Propaganda das Elsaß zu entdeutschen. Neunundachzig Jahre nach dem 30. Sept. 1681 fand Goethe in Straßburg noch eine alte Reichsstadt vor, so deutsch in Sprache, Sitte und Geistesbildung wie irgend eine andere im heiligen Reich und trotz der Guillotine, mit der St. Just und seine Freunde 1793 gegen die têtes carrées allemandes gewüthet, trotz des unsittlichen Sprachzwanges, den das zweite Kaiserreich in die Volksschulen eingeführt, hatte 1870 unser siegreiches Heer, wohin es in diesem Lande kam, allüberall denselben Eindruck: seit der Niederlage der Heere und der Flucht der Beamten schien das französische Wesen wie mit einem nassen Schwamme abgewischt, die französische Gesinnung aber in dem deutschredenden Volke erschien nur wie der verirrte Particularismus eines Stammesgeistes, auf dessen Liebe das alte Vaterland bis dahin ja nicht den mindesten Anspruch gehabt. Die Natur der Menschen und der Dinge mithin ist es, von deren unausbleiblichem Durchbruch wir die innere Wiedereroberung dieser Lande erwarten dürfen. Daß die Sieger unter den Fahnen einer Großmacht kommen, der gegenüber das heutige Frankreich nicht viel glimpflicher dasteht als das heilige römische Reich von ehedem, ist viel: aber noch mehr ist, daß die innere Gestaltung dieser Macht, der Geist ihres Regiments den neuen Unterthanen die Wiederbelebung gerade der beiden Dinge verbürgt, die einst die Säulen ihres Deutschthums waren und gegen welche die Fremdherrschaft allezeit am Schwersten gesündigt: wir meinen jene bürgerliche Freiheit, die der Stolz der alten Reichsstädte war, und jene Gewissensfreiheit, die sie sich durch Humanismus und Reformation erkämpft.

Der deutsche Staat bringt den Elsaß-Lothringern eine Selbstverwaltung in Stadt und Land, die gerade hier wie eine Wohlthat der Befreiung und Erlösung wird nachempfunden werden: die freie deutsche Schule und Wissenschaft wird den finsteren Druck entfernen, mit dem die pfäffisch-französische Propaganda auf der Volksseele gelastet. Der Segen geordneter Zustände, gewissenhafter Rechtspflege und emsiger, parteiloser Fürsorge für das öffentliche Wohl wird um so dankbarer anerkannt werden, je ungestümer in der französischen Nachbarschaft der unheilbare reactionäre Fanatismus zu toben fortfährt und so wird nach und nach unser treuester Verbündeter zu der Macht erstarken, die ihm von Rechtswegen zukommt: das Gedächtniß jener großen deutschen Vergangenheit, die jetzt wieder zur Gegenwart werden soll.

Dem Lorenz-Scherer'schen Buche, in dem das Gemälde dieser Vergangenheit mit Meisterhand entworfen ist, brauchen wir die Leser in unserer eigenen Mitte nicht erst zu wünschen; möge es eine gleiche Verbreitung in unserem neuen Reichsland finden, um dort das schlafende Dornröschen deutschen Vaterlandssinnes entzaubern zu helfen. W. D.

Ausgegeben: 19. Mai 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ranke's jüngstes Werk.

Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780—1790 von Leopold von Ranke. Leipzig 1871. Duncker u. Humblot.

Es verdiente wohl einmal eine besondere Untersuchung, inwiefern die Anfänge der Geschichtschreibung Ranke's mit der Epoche der Romantik, der sie der Zeit nach angehören, in innerer Verwandtschaft stehen; das eine aber springt sogleich in die Augen, daß die Gegenstände seiner frühsten Hauptwerke dieselben sind, denen die romantische Schule ihr in die Ferne schweifendes Interesse vornehmlich zuwandte. Schon in seiner Erstlingsschrift ist doch die romanische Welt weit reicher bedacht, als die germanische. Es folgten die „Fürsten und Völker Südeuropa's", in denen vor allem die großartigste Schöpfung des Romanismus, das Papstthum, seine Darstellung fand. Darauf aber hat er ein Jahrzehend über der deutschen Geschichte seine Kraft geweiht. Nicht als ob er sie vordem verabsäumt hätte: außer eigenen kleineren Arbeiten war er durch sorgfältige Anleitung so vieler Schüler für die Erforschung unserer Kaiserzeit unermüdlich thätig gewesen; auch die Beschäftigung mit dem deutschen Mittelalter jedoch trug gewissermaßen noch einen Zug von Romantik an sich, wiewohl zu guterletzt das falsche Weltbild, das diese von den mittleren Zeiten entworfen, gerade durch solche ernste historische Prüfung am gründlichsten zerstört worden ist. Nun aber erschien es als eine Annäherung an die realen Gewalten der neueren Jahrhunderte, daß er der Geschichte der Hierarchie die der deutschen Reformation, dem Auflösungsprocesse des spanischen oder osmanischen Reiches die Entwickelung der preußischen Staatsmacht gegenüberstellte. Es geschah in den vierziger Jahren, als die Ideen Friedrich Wilhelm's IV., deren Ranke noch heut mit bewunderndem Einverständniß gedenkt, in ihrer Blüthe standen, auch sie bald evangelisch-kirchlich, bald monarchisch-preußisch; man wird daher jene historischen Schriften der zweiten Periode als zeitgemäße bezeichnen dürfen. Desto unwillkommener schnitt die Revolution des Jahres 1848 diese Beziehungen ab; den „neun Büchern preußischer Geschichte" ward die Theilnahme, auf die sie sonst hätten rechnen mögen, dadurch wesentlich verkümmert. Es folgten unrühmliche, hoffnungslose Jahre für Preußen und Deutschland; noch einmal wandte sich unser Meister fremden Nationen zu, den Hauptträgern der Politik in den letztvergangenen Jahrhunderten; die absolute Monarchie Frankreichs, die parlamentarische Englands hat er da in umfangreichen Werken

historisch geschildert. Mittlerweile aber — noch war die englische Geschichte nicht vollendet — vollzog sich der Umschwung des Jahres 1866, und auf's neue sehen wir alsbald Ranke mit vaterländischen Büchern hervortreten. Es erschienen rasch hinter einander die Geschichte Wallenstein's, die merkwürdige Darstellung der wenig bekannten Zeiten Rudolf's II. und Matthias', nun liegt der erste Band einer neuen national-historischen Arbeit vor uns, anderer, deren Veröffentlichung bevorsteht, zu geschweigen.

Welche Versuchung steckt in alledem für einen künftigen Biographen, eine gewisse Nothwendigkeit in der Reihenfolge der Werke unseres Autors zu behaupten! Wir aber denken nicht daran, dies flüchtig angedeutete Zusammentreffen ihrer Objekte mit Neigungen und Stimmungen der jeweiligen Gegenwart ernst zu nehmen. Denn ein so eigenthümlicher und zugleich doch so reicher Geist wie dieser empfängt den Antrieb zu seinen Forschungen wohl immer aus sich selbst; seine Wissenschaft ist nichts anderes als sein Dasein, dessen Gesetze im eigenen Innern wohnen. Auch würde er nicht dulden, daß man nationale und nichtnationale Perioden in seinem Wirken unterschiede; denn wenn er auch die historische Selbsterkenntniß der einzelnen Völker für das höchste Ziel ihrer Geschichtschreibung hält, so weiß er doch wohl, daß diese wie jegliche Selbsterkenntniß, die Erkenntniß der Anderen unumgänglich voraussetzt. Und hierin gerade zeigt er sich so recht national; das deutscheste, wenn man so sagen darf, an Ranke ist gerade der umfassende Begriff der allgemeinen Geschichte, der ihn ihm lebt. Mögen die Tage nie erscheinen, wo wir in ausschließlicher Schätzung des eigenen Werthes uns an einer minder universellen Forschung und Weltbetrachtung genügen ließen, als wir bisher geübt!

Daß die Geschichte des Fürstenbundes nicht dem Jahre 1871 zuliebe gerade jetzt an's Licht gekommen, beweist dem Leser schon die Keuschheit der historischen Behandlung, wie ich es nennen möchte, die sich, wie wir das bei Ranke von altersher gewohnt sind, jedes gefallsüchtig herausfordernden Blicks auf die Gegenwart streng enthält. Allein auch die absichtslosen Reize, ja sie weitaus am meisten, wirken erfreuend und belebend. Und so preisen wir es doch als ein freundliches Glück, daß der weltbewanderte Geist nun auf der Höhe der Jahre seine Gedanken wieder zu seinen und unseren Vätern versammelt hat; was den Schreiber nicht irren durfte, vermag doch der Leser kaum von sich zu weisen: aus den ersten Tagen des neuen Reiches auf die letzten des alten zurückzuschauen, schafft uns, wie wir frei bekennen, ganz besonderes Behagen.

Ranke hat uns leider nicht mit einer ununterbrochenen Darstellung der neueren deutschen Geschichte beschenkt, ihre beiden Hauptseiten jedoch kommen in der Summe seiner Werke klar zur Anschauung. Die Spaltung, welche

mehr durch die Wiedererhebung der fast bezwungenen hierarchischen Tendenzen als durch die Reformation selber in der Nation entsprungen, verfolgen wir jetzt durch seine kleineren Schriften hindurch bis mitten in die Zerrüttung des großen Krieges. Die politische Wiedergeburt unseres Volkes, die sich in der Aufrichtung des preußischen Staates offenbart, hat er schlicht und bündig erzählt bis zu dem Punkte, wo die Stellung Preußens neben Oestreich durch Friedrich's kühne äußere und weise innere Politik erstritten und befestigt war; dann — 1756 — bricht er ab, um den Faden nun erst 1780 wieder aufzunehmen. Allerdings war inzwischen auch wirklich keine entscheidende Wandlung in dem Verhältnisse der deutschen Vormächte eingetreten, die vielmehr erst unseren Tagen aufbehalten blieb. Das mißtrauische Gleichgewicht Oestreichs und Preußens im Reiche wie in Europa, das Trachten von jener Seite es zu zerstören, von dieser es zu erhalten, dazwischen das oft gefährdete, nicht unnütze aber an sich hilflose Dahinleben der kleinen deutschen Staaten — das ist der politische Inhalt des Jahrzehnds nach 1780 und mithin des Ranke'schen Buches, das, soweit es vorliegt, schon bis 1788 reicht.

Wie waren doch seit 40 Jahren die Rollen so völlig vertauscht, wie erscheint der königliche Friedbrecher von ehemals, den Europa bewundernd gefürchtet hatte, nun so maßvoll, behutsam, nur auf Vertheidigung bedacht! Wie warf sich dagegen der Erbe Maria Theresia's, deren entschlossener Sinn doch allein auf Erhaltung, höchstens auf Wiedergewinn des Verlorenen ausging, in ungestümer Hast von einem vordringenden Wagniß in's andere, gleich als hätte er das Nahen des allgemeinen europäischen Umsturzes ahnungsvoll empfunden! Für das Reich zumal ist er ein Vorbote der Revolutionszeit gewesen, der Windstoß gleichsam, der unheimlich dem Gewitter vorausfährt: noch vermag er nur Staub aufzuwirbeln, aber die Menschen, die er trifft, eilen Obdach zu suchen. Die deutschen Reichsstände nun, vor'm Gestürme der josephinischen Politik erschrocken, fanden Unterkunft bei Preußen.

Friedrich war nach dem siebenjährigen Kriege, der ja selbst nur zur Abwehr gedient, streng in die Defensive verwirsen, nicht zum anderen Male konnte noch wollte er seinen Staat einer so furchtbaren Heimsuchung aussetzen. Es war ein europäisches Verhängniß, daß sich England von ihm abgewandt; eines Verbündeten bedürftig, mußte er die russische Allianz suchen und pflegen. Rußland, im Kampfe der deutschen Mächte emporgekommen, ward nun erst groß durch ihre eifersüchtige Wettbewerbung; ihre Eintracht allein war und ist seine Schranke. Auch den deutschen Dingen gab es da einen Umschwung, als Oestreich 1780, den orientalischen Entwürfen Katharina's schmeichelnd, Preußen das russische Bündniß aus den Händen zu winden

verstand. Noch zwei Jahre zuvor hatte Friedrich, gestützt auf diesen Rückhalt, den Uebergriffen Joseph's im Reiche mit dem Schwerte wehren können: 1785, als Baiern auf's neue durch dessen Begehrlichkeit in seinem Dasein bedroht ward, schien das nicht mehr thunlich. Es ist der letzte, aber mit nichten der kleinste Ruhm des Königs, daß er trotzdem einen vollkommenen Sieg errang, rein diplomatischer Natur, von echt conservativem Gehalt. Diese Bedeutung hat die Gründung des Fürstenbundes gehabt.

Mit den Einheitsbestrebungen im späteren Sinne hat er nichts zu schaffen. Noch einmal hat man sich um die alte verschlissene Fahne der Reichsverfassung geschaart; schon bedeutend erschien, wenn man sich nur eben selbst erhielt; dem trägen Pendelgange des Reichstags, der ganz in Stillstand gerathen war, hat man sodann wieder ein paar Schwingungen abgewonnen — das war Alles. Muthige, patriotische Seelen wie Karl August dachten weiter, auf Reform und Fortschritt; nie aber wären die norddeutschen Mittelstaaten dahin zu bringen gewesen, kaum daß sie sich herbeiließen, soweit es ihr eigener Vortheil gebot; damals wie später lag in ihnen das hemmende Gewicht für die nationale Fortbewegung. Dahingegen ist so seltsam wie für die Epoche der Toleranz bezeichnend der enge Anschluß der geistlichen Fürsten an Preußen. Joseph, der dem Interesse des Staats in verspäteter Einsicht, doch mit übereilter Gewalt Bahn machte, erweckte den Widerstand wie des Papstthums, so der deutschen Bischöfe. Zur Monarchie Friedrich's faßten diese Zutrauen, denn längst — wie eine Kinderkrankheit — hatte sie die kirchlichen Irrungen überstanden.

Noch einmal hatte Friedrich, wie er es seinen Nachfolgern ans Herz legt, Wacht gehalten, sich selber zur Hut, Deutschland zum Heile. Dann ward er abgelöst; „ein großes Leben, einzig in der Geschichte, war geendet", lautet das inhaltsschwere Urtheil Ranke's. Man könnte fragen, warum er, der uns Luther gezeichnet, nicht auch einmal seinen Ehrgeiz darein gesetzt, die Geschichte dieses unseres anderen Helden zu schreiben. Aber so gerecht er ihm überall wird, ich denke doch, von ganzer Seele fühlt er sich nicht zu ihm hingezogen; über Friedrich's Weltanschauung macht er sich Gedanken, nicht ohne Mühe spürt er ein Gottesbewußtsein in ihm auf. Die Anfänge des Nachfolgers schildert er freundlich, wie sie waren; nur schade, daß auch dies Morgenroth nach der derben Wetterregel des Volkes so bald in den Koth fallen mußte! Am Ausbau des Fürstenbundes ward zuerst mit Liebe, aber ohne wahren Erfolg gearbeitet; der holländische Feldzug, so stattlich er sich ausnahm, ist doch zum verderblichen Vorbilde für die schicksalvollen Kriege seit 1792 geworden. Das aber war ein anderes Weltalter, das auch ein Friedrich nicht hatte heraufsteigen sehen.

Ueberhaupt, wer war darauf vorbereitet? Die deutschen Mächte so wenig

wie ihre Reichsgenossen. Jene standen in unverminderter Abgunst einander gegenüber. Nach dem Tode des großen Königs hat beide Herrscher der Gedanke einer engen politischen Verbindung angewandelt, aber es war wie ein erzwungenes Lächeln, das flüchtig über die echten Gesichtszüge hingleitet; Joseph ward schnell durch Kaunitz bekehrt, gegen Friedrich Wilhelm hielt Hertzberg die alte Politik aufrecht. Wie ließ sich da jemals ein beiderseits uneigennütziges Zusammengehen und wie bei einem eigennützigen irgend Segen erwarten? Nun aber gar die kleineren Reichsglieder! Ranke sucht mehrfach die Bedeutung, die sie immer noch hatten, ins Licht zu setzen. Und gewiß, die Lebensfähigkeit des Beharrungsvermögens wohnte ihnen noch bei, in ihnen selber — heut graut uns bei dem Gedanken — lag kein Grund zu ihrem Untergange, vielleicht auf Jahrhunderte hinaus. Dem Andrang äußerer Kräfte jedoch sind sie leicht und glücklich erlegen. Individuelle Tüchtigkeit vermochte nichts bei der Auflösung der allgemeinen politischen Organisation.

Mit anderen Ehren hat sich in jenem Jahrzehend die deutsche Nation geschmückt; es war die Blüthezeit unserer Literatur, auch von ihr hat Ranke „ein Wort" gesagt. In einem unvergleichlichen Kapitel zeigt er die historischen Grundlagen ihrer Entwickelung auf, die Anregungen von außen, vornehmlich aber die inneren, nationalen Quellen, aus denen sie Leben empfing. Auch hier sehen wir uns auf die Reformation zurückgewiesen. Hätte er nur auch der deutschen Musik eine Erwähnung gegönnt! Sonst gehört diese kurze Darstellung zu den reifsten Arbeiten des Verfassers; fest und frei stehen die Urtheile da, als könnten sie nicht anders; so erscheint es uns, weil das gewaltige Gedankengerüst, das zu ihrer Aufstellung gedient hat, bis auf die letzte Stütze wieder abgetragen ist. Das ganze Buch übrigens steht an Kunst der Composition den früheren Werken Ranke's nicht nach: was man ihm vorwirft, daß es in seinem Stoffe willkürliche Wahl treffe, daß die Einleitung gar nur eine Bilderreihe sei, gerade das ist in unseren Augen ein Lob. Die Einleitung hat er selbst treffend mit dem Muster des Dramas vertheidigt, wir erinnern zum Ueberflusse an die berühmte des Thukydides, die auch nichts anderes ist als eine knappe dramatische Exposition. Was die Auswahl des Stoffes im Werke selber anlangt, so vergißt man des Unterschiedes zwischen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung. Daß jene alles Wißbare zusammentrage, ist ihre Pflicht; diese hat daraus das für ihren Zweck Bedeutsame zu entnehmen. Stilvoll nennt man in der bildenden Kunst die Darstellungsweise, die von Zufälligkeiten der Form absehend in wenigen wesentlichen Linien die reine Gestalt zur Erscheinung bringt; sind sie groß entworfen und richtig ausgeführt, so entsteht, was uns für classisch gilt. Wie sollt' es nun in der Historie anders sein?

Alfred Dove.

Tizian und Pordenone.

Die moderne Geschichtschreibung ist zu unablässigem Kampf gegen einen volksthümlichen Gegner verurtheilt, und dieser ist die Anecdote. Der Trieb Sagen zu bilden wirkt geschäftig bis zur Gegenwart, er schlingt wie Epheu seine Ranken in das Leben jedes großen Politikers, Dichters und Künstlers, er färbt fast untilgbar die Berichte über kriegerische und friedliche Arbeit der vergangenen Geschlechter. Nirgend vielleicht ist es schwerer ihm zu widerstehen, als in der Kunstgeschichte, wo unablässig mit spärlichen und unsicher beglaubigten Nachrichten gerechnet werden muß. Selten gelingt es hier, berühmte Anecdoten historisch zu begründen, oder doch die thatsächlichen Verhältnisse, auf denen sie beruhen, sicher zu stellen. Um so größer ist die Freude des Suchenden, wenn dies doch einmal möglich wird. Und von diesem Gesichtspunkt aus mögen die Leser d. Bl. sich gefallen lassen, wenn sie hier mit kurzer Besprechung einer berühmten alten Maleranecdote unterhalten werden, mit der Feindschaft zwischen Tizian und Pordenone.

Im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hatten nur drei große Maler der Venezianischen Schule nach Ansicht der Zeitgenossen Anspruch auf volle Geltung: Giorgione, Tizian und Pordenone, ein mächtiges Triumvirat, welches, wie Boschini sagt, die wahre Vollkommenheit vorstellte. Von allen dreien wurde erzählt, daß sie neidisch und feindlich auf einander blickten. Von einem sagte man sogar, er fürchtete von dem Nebenbuhler ermordet zu werden und malte deshalb nie ohne Degen.

In der Jugendzeit jener drei, als Giovanni Bellini noch Haupt der Venezianischen Künstler war, hatten Tizian und Giorgione bei diesem gelernt. Als beide sich von dem alten Meister trennten, ging Tizian zu Giorgione in die Lehre; später aber stritten sie um den Rang und zeigten sich als starke Rivalen bei Decoration der Kaufhalle der Deutschen (Fondaco de' Tedeschi). — Nachdem 1506 Giorgione die Façade der Halle vor dem Canale Grande mit großem Geschick angefangen hatte, gelang es Tizian den Auftrag zu erhalten, die Seitenfaçade nach der Merceria zu decoriren. Als beide Künstler ihr mühsames Werk vollendet hatten, wurde die Kritik außerordentlich rege. Vieles wurde getadelt, Vieles gepriesen. Am meisten verdroß Giorgione, daß falsche Freunde absichtlich die Arbeit Tizian's mit der seinigen verwechselten und betheuerten: die Fresken der Merceria wären die besten, die Giorgione je gemalt. Solche Neckereien mögen nie aufgehört haben, bis der unglückliche „Barbarella" zu Tode gehetzt wurde. Er starb 1511, ohne die werthvollsten Aufträge der Venezianischen Regierung ausgeführt zu haben.

Nach Giorgione's Tod wollte die junge Generation auch Giovanni

Bellini zurückdrängen. Zu diesem Zwecke wurde stark gewühlt. Bellini, damals ein Greis, war in seiner Kunst schwach und stumpf geworden, aber als „Maler der Republik" in großem Ansehen. Wie unfähig er auch war, den Pflichten seines Amtes noch zu genügen, es gelang doch nicht, ihn zu beseitigen, und erst nach seinem Tode trat Tizian in den höchsten Rang. Von 1516 blieb Tizian ohne wirkliche Gegner in Venedig. Es war aber auch die Zeit, wo er fast das Vollendetste lieferte, was er überhaupt schuf — die Himmelfahrt, die Madonna des Hauses Pesaro, die Madonna von S. Niccolo de' Frari im Vatican. In diese Zeit zwischen 1516—1520 fällt auch der Anfang des Verhältnisses zwischen Tizian und Pordenone.

Tizian und Pordenone waren beide im nördlichen Gebirgsland geboren, beide patriotische Italiener; in einer Zeit erwachsen, wo die spanische Herrschaft sich noch nicht über die Halbinsel verbreitet hatte. Es war kein Wunder, wenn Tizian als Sproß einer alten Familie in Cadore, in der Kindheit nach Venedig gebracht, sich als echter Italiener fühlte; merkwürdiger ist, daß Pordenone, von Jugend auf unter kaiserlicher Regierung und wohnhaft in einer Stadt von vielen kaiserlichen Neigungen, sich doch in derselben Richtung entwickelte. Geboren 1483 zu Pordenone als Sohn eines obscuren Baumeisters des Agnolo di Bartolommeo de' Corticellis aus Brescia, war Giovanni Antonio Sacchiensis — wie er sich gewöhnlich nannte — Meister geworden, ohne die heimischen Thäler zu verlassen. Zwar hatte er sich sehr früh entschlossen, nach Udine in die Lehre zu Pellegrino da San Daniele zu gehen; aber Udine war damals ebenfalls in politischem Schwanken; — im Grunde vielleicht geneigt, das Loos der Venezianer zu theilen, doch stark unter dem Einfluß des kaiserlichen Adels; und es war thatsächlich wenig Unterschied zu merken zwischen der Hauptstadt von Friaul und der Veste von Pordenone, wo kaiserliche Beamten regierten, und das Volk beständig in Streit mit den venezianischen Nachbarn lag. Trotzdem blieb Pordenone der italienischen Richtung treu. Als 1508 der Krieg mit dem Kaiser ausbrach, verließ er das Hochland und wanderte nach dem Süden. Mit sich nahm er die robuste Gesundheit und etwas von der Rauflust eines Bergbewohners, und einen derben, ja rohen Lokalstil.

Schon zu dieser Zeit waren seine Fresken angefangen, die noch die Schloßkapelle von Colalto bei Conegliano schmücken. Sie waren aber unvollendet geblieben, und man sieht den Bildern an, daß der Maler zweimal zu verschiedenen Zeiten daran gearbeitet hat; — zuerst in den kräftigen, häßlich eckigen Formen des Friaulischen Bergkünstlers ohne venezianischen Schliff, später mit starker Beimischung von Palma's und Giorgione's Eigenart. Denn während seines Aufenthalts im Süden, 1508—1513, trat er unter den Einfluß dieser beiden Meister, — es ist ungewiß, ob er schon damals

Tizian kennen lernte. Der Fortschritt, der sich seitdem in seinen Werken kundgab, war so groß, daß er mit Aufträgen überhäuft würde, als er sich im Jahre 1514 von Neuem in Pordenone niederließ. Er malte Tafelbilder und Fresken für die meisten Kirchen seiner Gegend. Von Conegliano bis Udine wurde er gesucht, mehr als selbst sein Lehrer Pellegrino. Ja, über die Berge erstreckte sich sein Ruf bis zu den Niederungen bei Venedig. Da hörte ein reicher Bürger von Treviso, Namens Ravagnino, wie großartig er al fresco malen könne, wie kunstfertig sein Pinsel in dem technischen Verfahren sei, das von den echten Venezianern vernachlässigt worden war. Im Jahre 1519 rief er Pordenone nach Treviso, um die Façade seines Hauses zu decoriren. Fünfzig Scudi war der geforderte Preis; aber da es Brauch war, die Leistungen selbst der größten Maler abzuschätzen, ließ Ravagnino den Tizian aus Venedig kommen, um sich von dem Werth der Arbeit zu vergewissern, und Tizian schätzte sie höher als der Maler selbst. — In dieser fast zufälligen Weise fanden sich die zwei großen Künstler in freundlichem Verkehr zusammen. Kaum hatte man von ihrer gleichzeitigen Anwesenheit gehört, als sie beide zu gemeinschaftlicher Arbeit aufgefordert wurden. Broccardo Malchiostro, Vicar des Bischofs Rossi von Treviso, bestellte bei Tizian das Altarbild der Verkündigung für seine Capelle in San Niccolo. Pordenone füllte die Wände und die Kuppel der Capelle mit seinen bekannten großartigen Fresken.

Nur eine Tagereise trennte Treviso von Venedig. Man darf annehmen, daß Pordenone während seines Aufenthaltes in Treviso Tizian in Venedig aufsuchte und, wie uns Dolce (Dialogo della Pittura, Ausgabe von Daelli, Mailand, 1863, S. 66) erzählt, damals die Madonna von San Niccolo dei Frari bewunderte. Dies ist beachtungswerth, denn der spätere Haß der beiden wurde wohl gerade deßhalb so bitter, weil er nach Freundschaft erwuchs.

Auch Tizian war in seiner Jugend mit der Wandmalerei vertraut, er hatte sich Ruhm erworben durch die Fresken der deutschen Kaufhalle zu Venedig. In Padua hatte er mitgeholfen die Legende des heiligen Antonius in der Bruderschaft dieses Namens auszumalen. Auch in Vicenza war er auf diesem Feld thätig gewesen. Später kam ihm die Ueberzeugung, daß er sein Talent anders besser verwerthen könnte, und er beschränkte sich auf Tafel- und Leinwandbilder. Fast ausnahmslos waren die Künstler Venedigs mittelmäßige Frescanti gewesen. Selbst Sebastian del Piombo, der die freundschaftlichen Rathschläge Michelangelo's erhalten und die grandiose Thätigkeit der toskanischen Künstler in Rom bewundert hatte, war ein unvollkommener Freskenmaler geblieben. Man braucht nur die Lünetten der Hohlkehle im Galatea-Zimmer der Farnesina und die Borgherini-Capelle in San Pietro

in Montorio in Rom zu sehen, um sich davon zu überzeugen; und Sebastian selbst war so sehr davon durchdrungen, daß er zuletzt nur mit Oelfarbe auf die Wandflächen gearbeitet hat. Pordenone blieb vielleicht mit Ausnahme von Pellegrino der Einzige, der im Norden stets Uebung in dem Fresko-Verfahren behielt, hauptsächlich deshalb, weil die Zeit seiner höchsten Blüthe auch die Zeit war, wo die Gebirgsdörfer und Städte von Friaul und Cadore sich von den Verheerungen der türkischen und kaiserlichen Kriege erholten und ihren kirchlichen Bilderschmuck erneuerten. Seitdem so manches Gebäude in den Bergen einen frischen Reiz durch Pordenone erhalten hatte, mochte auch die Lust der Venezianer, Fresken in Kirchen und Häusern zu haben, sich von Neuem geltend machen. Unter solchen Umständen pilgerte Pordenone 1528 nach Venedig und bekam den colossalen Auftrag, die ganze Kirche von San Rocco mit neuen Bildern zu decken. Es ist unsicher, ob schon damals die Eifersucht zwischen ihm und Tizian arbeitete. Zwar erzählen die Venezianer des 17. Jahrhunderts, daß Pordenone, als er im Klosterhof von San Stefano zu Venedig thätig war, immer Schwert und Schild bei sich behielt, aus Furcht, Tizian könnte den Versuch machen, ihm das Leben zu nehmen. Aber wir wissen nicht, zu welcher Zeit der Künstler in San Stefano beschäftigt war. Und es ist Grund anzunehmen, daß dies nicht vor den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts sein konnte, denn zunächst blieb er noch nicht in Venedig. Wir haben genaue Kunde von seinen Arbeiten nach der Beschäftigung in San Rocco. Von 1529 bis 1532 war er in Piacenza und Genua, 1532 und Ende 33 hatte er Aufträge bei Conegliano und in kleinern Dörfer des Friauls. Sein Ruf war sehr gestiegen. Er galt für den besten Frescante des nord-italienischen Festlandes. Er selbst war von heftigem Ehrgeiz, stolz auf seine persönliche Erscheinung, mit außerordentlichen Sprachkenntnissen begabt und mit Talent für Musik; er durfte sich schon damals zutrauen, in der Gesellschaft Venedigs eine Rolle zu spielen, wie Tizian.

Da erfuhr er 1533, daß Tizian von Carl V. einen Adels-Brief empfangen hatte. Es würde ihm jetzt schwer angekommen sein, zu vertragen, daß ein anderer Maler neben ihm sich mit Kette, Sporen und gesticktem Mantel zeigen konnte, Notare ernennen, natürliche Kinder legitimiren durfte, während er — Pordenone — in Maler-Tracht umher lungern sollte. Damals heirathete er zum dritten Mal in Pordenone und nahm neue Aufträge zu bedeutenden Arbeiten an. Aber schon 1534 gerieth er in Streit mit seinem Bruder Baldassare, ließ sich in eine Art Verschwörung gegen ihn verwickeln und ward Theilnehmer an einem Ueberfall, den sein Schwager Frescolini gegen Baldassare vorbereitet hatte. In der Hitze des Gefechts, da beide Theile außer Degen und Dolch, auch Feuerwaffen

benutzten, wurde ein Schuster Namens Pascalino erschossen. Pordenone wurde nicht gerichtlich verfolgt, von der Menge aber des Mordanschlags beschuldigt. Da wurde ihm unheimlich in seiner Vaterstadt. In dieser Noth wandte er sich an seine Freunde. Er bat Girolamo Rorario, damals päpstlichen Nuntius in Pordenone, um seine Verwendung. Auf Rorario's Wunsch ließ König Johann von Ungarn aus Warasdin dem Maler einen Adelsbrief ausfertigen, den Pordenone zu Anfang des Jahres 1535 erhielt. Obgleich damals mit großen Bildern beschäftigt, ließ er sie sogleich im Stich, kehrte der Geburtsstadt den Rücken und wurde dort nie wieder gesehen. —

Jetzt ging Pordenone nach Venedig. Er trat mit großem Stolz auf und wurde von den Familien d'Anna, Mocenigo und Morosini beschäftigt. Er malte Fresken in S. Francesco de' Frari — wahrscheinlich jetzt in S. Stefano — und im Dogen-Palast. In directen Gegensatz zu Tizian aber kam er durch folgenden Umstand.

Schon in den Jahren nach Giovanni Bellini's Tod war Streitigkeit entstanden zwischen Tizian und den Beamten des Salz-Amtes in Venedig, weil Tizian trotz oft wiederholtem Versprechen nicht anfangen wollte das Bild zu malen, das er für den großen Rathssaal übernommen hatte. Am 3. Juli 1518 wurde ihm bekannt gemacht, daß er das Bild binnen acht Tagen anzufangen habe, widrigenfalls es auf seine Kosten einem anderen Maler gegeben werden solle. Durch diese Drohung veranlaßt, traf Tizian die nöthigen Anstalten und fing das Bild an. Damit aber hatte er sich auch von der angekündigten Strafe befreit, und da ihm offenbar nichts an dem Bilde lag, hörte er mit der Arbeit auf. Im August 1522 regte sich die Signoria heftig gegen ihn, indem sie ihm ankündigen ließ, wenn er nicht binnen elf Monaten das Bild vollende, werde er seiner Stellung als Mäkler in der Kaufhalle der Deutschen verlustig werden. Wieder verstrichen Monate, Jahre und nichts änderte sich an der Sache, bis Pordenone 1535 nach Venedig kam. Kein Wunder daß Jacopo Soranzo, Haupt des Salzamtes, der damals einen Maler suchte, um den neuen Saal, de' Pregadi genannt, zu schmücken, nicht daran dachte, Tizian zu wählen, sondern freudig den Pordenone zu dieser Arbeit vorschlug. Die ganze Decke dieses Saales, der leider später ausbrannte, brachte Pordenone vor dem März 1538 zu Stande. Darauf ging man Tizian scharf zu Leibe. Es war klar, daß Pordenone als Wandmaler auf ganz außerordentlicher Höhe stand, daß er ein Mann war, den man mit großem Nutzen beschäftigen konnte, vor allem ein schneller Freskante, während Tizian obgleich als Künstler bedeutender, wegen Trägheit, oder weil er sich anderswo lohnender beschäftigt fand, nicht zu brauchen war. Es wurde nicht gewartet, bis Pordenone mit dem Saal de' Pregadi fertig war. Schon am 23. Juni 1537 kündigte man Tizian die

Stellung. Er sollte sein unfertiges Bild nicht nur nicht vollenden, sondern überhaupt auf die Arbeit verzichten und noch dazu das Geld zurück erstatten — über 2000 Ducaten — die er von der Mäkler-Stelle erhalten hatte. Kurz darauf, 22. November 1538, bekam Pordenone den Auftrag, ein Bild in demselben Saal anzufertigen, in dem man Tizian die Vollendung seines Werkes verboten hatte.

Daß zwischen Tizian und Pordenone durch diese Zufälligkeiten eine heftige Feindschaft entspringen mußte, leuchtet ein. Daß Pordenone sich gegen heimliche Angriffe Tizians zu wahren suchte, scheint zu beweisen, daß er den Charakter seines Gegners nicht kannte. Denn nichts in Tizian's Leben berechtigt uns zu der Annahme, daß er zu einem Meuchelmord fähig war.

Kurz nach Schluß des Jahres 1538 befand sich Pordenone in Ferrara, wohin er im Auftrag des Herzogs gereist war, um Zeichnungen zu machen. Da erkrankte er im Gasthof „zum Engel" und starb nach kurzen heftigen Leiden. Seine Frau und Verwandten jammerten trostlos über den schweren Verlust. Sie bestanden darauf, daß Pordenone vergiftet worden sei. Ferrara aber ist in climatischer Hinsicht ein gefährlicher Ort, und ohne Gift konnte man dort an einem plötzlichen Fieber nach wenig Tagen sterben.

J. A. Crowe.

Aus der Stadt an's Meer.

Ein Bild aus England.

An der unteren Themse herrschen im Winter oft lange Dämmerungen. Zweimal 24 Stunden tappt zuweilen die Menschheit im Zwielichte umher und sucht beim Schein der Gaslaterne ihren Weg. Da kann Einer London um Mittag bei Nacht und Nebel verlassen. Die Ortsbewegung hat zwar ihre Hemmschuhe an solchen Tagen, und der Weg nach dem Bahnhofe ist nicht immer bequem und gemüthlich, aber welche Freude, wenn man die Metropole im Rücken hat, gleich wieder eine Spur der lieben Sonne zu entdecken. Sie schimmert anfangs matt wie ein rother Heller oder eine kleine welke Pomeranze hinter Spinneweben und blinden Fensterscheiben; dann wachsen ihr zarte Silberfäden ums Haupt, sie tritt in Himmelsfelder von wässerigem Blau: und ehe der Abend sinkt, hat sie Gluth genug, Meer und Düne zu vergolden. Man fährt nämlich — da hier nur an eine Erholungsreise gedacht wird — in zwei, drei Stunden nach der Insel Wight, nach Brighton oder Hastings, mit anderen Worten, aus dem

December in den October zurück, denn an der englischen Südküste währt der Altweibersommer bis tief in die Winterzeit.

Auch zu anderen Jahreszeiten sagt man der Hauptstadt nicht ungern Lebewohl. Wer unten im Themsethal, zwischen Westminster und Whitechapel, mitten in der sprichwörtlichen weiten „Wildniß von Backstein und Mörtel" haust, träumt Jahr aus, Jahr ein von den „grünen Fluren", und es ist eine sehr alte Beobachtung, daß man unter den Eingeborenen Londons die empfindsamsten Naturfreunde trifft. Wenn ein echter alter Cockney auf die Wunder seiner Weltstadt zu sprechen kommt, weist er vor Allem auf die hohen Bäume im Park hin, seiner Meinung nach die allerhöchsten der Erde; als unvergleichlichen Augentrost rühmt er die schmalen Gärtchen vor den Thüren der Vorstadthäuser; und was die verkümmerte Platane oder Akazie betrifft, die hier und da im Hofraume eines Citygebäudes gefangen steht, deren Blätter der Kohlenstaub drückt, deren Wurzel zwischen Gasröhren schmachtet, so ist sie ihm ein Gegenstand aufrichtiger Sympathie und Sorge. Mancher ehrbare dunkle Platz im Osten hat in der Mitte seinen umgitterten Fliederbusch nebst ein paar anderen Pflanzen: sie werden im Frühjahre zu einer himmlischen Erscheinung, denn ohne das bischen Grün wären die Mauern ringsum einem Gefängniß ähnlich. Von solchen Stadtgegenden unterscheidet sich das Westend wie der Cavalier vom Puritaner, aber auch die stolzesten Westendviertel verdanken ihren Reiz weniger ihrer kostspieligen Architectur als dem herrlichen Baumschlag, der sie umschattet.

Gott schuf das Land, der Mensch die Städte, und der englische Mensch wendet seine beste Liebe und Pflege dem Lande zu. „Ihr Continentalen", sagte mir ein Patriot, „macht ja die niedlichsten Dinger aus Marmor und Bronce, aber was wir können, das könnt Ihr nicht. Wo Euch die Natur Alpenketten und Rheinströme schenkt, habt Ihr freilich romantische Gegenden: sonst schleppt Ihr Euch auf staubiger Straße durch kahle Flächen fort. So viel man weiß, hatte das Paradies weder Alpen noch Gletscher und war doch ganz hübsch; es wird ein wellenförmiges Land gewesen sein wie unsere mittelenglischen Grafschaften. Scherz bei Seite, wie finden Sie bei uns das Land bebaut? Hat es nicht etwas Paradiesisches?"

Gewiß. Wer leugnet die Schönheit der grünen Fluren in England? Am mächtigsten ergreift sie das Gemüth des armen Mannes, der allzu lange die Luft von Shoreditch oder Clerkenwell geathmet hat, aber sie rührt auch den continentalen Besucher, der von der Macht jenes Gegensatzes noch wenig empfinden konnte. Gern gesteht man, daß der Engländer, wo er in Laub und Rasen arbeitet, sich zu einem bildenden Künstler in seiner Art erhebt. Das Klima begünstigt ihn, und ebenso der große Grundbesitz, dem es bei

der Ernte auf eine Garbe mehr oder weniger nicht ankommt, so daß gegen keine alte Linde am Feldrain die Pietät verletzt, daß keine der lebendigen Hecken in ihrem Wuchs beschränkt zu werden braucht. Er weiß diese Vortheile mit Geschick und Sinnigkeit zu benützen. Schwach sind in England die seltenen Waldreste, zahllos die majestätischen Bäume und Baumgruppen; wenige Landwege sind ohne Schattendach, kein Herrenhaus oder Kirchlein, kaum ein Meierhof oder Weiler ist ohne passende Umfriedung breitlaubiger Kronen oder schlanker Wipfel; und jeder einzeln ragende Wipfel ragt immer da, wo ihm die beste malerische Wirkung sicher ist. Natur und Kunst sehen einander zum Verwechseln ähnlich. Aber daß die Hand der Natur nicht allein hier gewaltet hat, verräth schon die häufige Anwesenheit der stattlichen transatlantischen Ceder und vieler stammverwandter Immergrüne. Sie gedeihen prachtvoll unter diesem launenhaften Himmelsstrich, wo der milde Winter Myrthen- und Lorbeerarten im Freien leben läßt, während die sanfte Sommersonne keine Weintraube zeitigt. Norden und Süden scheinen in einander zu fließen, häufig sieht man Wirkungen erzielt, die den Charakter lieblicher Illusionen haben. Der gemeine Acker gewinnt etwas von der Anmuth des Gartens, der Garten etwas vom Schimmer des Parks, und wo die baumreiche Ebene halb überblickt werden kann, blaut sie schon in geringer Ferne wie Waldung. Fast möchte man glauben, auch die Nebel- und Wolkenbilder am Horizont seien englisches Menschenwerk, so eigen stimmen sie zum Tone der Landschaft.

Der Ton ist idyllisch-elegisch. In dem Netzwerk friedlicher Landschaftsbilder, das vom Rundsaum der Metropole an über den größten Theil der mittleren und südlichen Grafschaften sich ausbreitet, kommt der Wanderer hundertmal an Gray's Dorfkirchhof und an Goldsmith's holdem Auburn vorüber. Nur hat das Gemälde heutzutage noch eine andere Färbung. Seit den Zeiten Goldsmith's haben die Gütercomplexe sich vergrößert, hat der Anbau sich verfeinert. Und wie das feuchte Klima an der Hütte des Feldarbeiters außen den Epheu und drinnen den Rheumatismus großzieht, wirft auch die aristokratische Herrlichkeit der englischen Landwirthschaft ihre Schatten. Hohe Parkmauern hemmen häufig die Aussicht und zerschneiden die hübsche Gegend in eine Anzahl geschlossener Privatgründe; dasselbe thun oft die lebendigen Hecken, wie schön sie auch, von der Spitze eines Hügels oder aus den Fenstern des Pfarrhauses gesehen, das Flachland beleben. Dieselben still freundlichen Eindrücke wiederholen sich fortwährend mit geringer Abwechslung. „England! thy beauties are tame and domestic“, rief der jugendliche Byron, als er der Felszacken und Schluchten von Lachin Y Gair gedachte, und es kommen Momente, da man versucht wird ihm beizustimmen, da die Sehnsucht nach weiten Fernsichten und kühnen Umrissen erwacht. Aber Wales,

die Grenzgrafschaften im Norden und das schottische Hochland — wo die Natur sich mächtiger hebt — sind nicht Jedermann jeden Augenblick erreichbar. Am nächsten liegt Einem auf der Insel, wenigstens in Gedanken, überall das Meer. Hundert malerische Küstenpunkte bieten Lieblichkeit und Erhabenheit zugleich. Dabei der Hauch des Oceans, die unendliche Salzluft in ihrer heilkräftigen, heiligen Reinheit! Wer also den Dunstkreis des Alltagslebens im Nu durchbrechen, wer in kürzester Frist sich den Leib erfrischen und die Seele verjüngen will, fährt in geradem Fluge aus der Stadt ans Meer.

Eines Morgens im August glühte London wie ein Backofen. In Scarborough in Yorkshire, das ich am Abend desselben Tages erreichte, war die Luft wie kühle Limonade. Ich besuchte vor dem Schlafengehen die mit stattlichen Wohnhäusern besetzte Höhe über den „Horth Sands", und hatte die Ueberraschung, das Meer plötzlich vor mir zu schauen. Weit hinaus ging die tiefe Ebbe, und gradauf stieg das Meer am Horizont empor, einer steilen dunklen Bergwand vergleichbar, Strand und Land überragend. Unbeweglich stand das aufgerichtete Meer, aber nicht stumm. In den Lüften war ein Singen und Sausen, das manchmal eine Secunde schlief und gleich darauf wieder anhub; dann ein lang gezogenes unheimliches Pfeifen, und ein leises, aber klägliches Heulen, als wären irgendwo im Gewölk Schornsteine, darin der Wind sich verfangen; dem Gebrause von oben antworteten unten die Wasser mit einem ununterbrochenen dumpfen Gemurmel, und in gemessenen Pausen brachen sie in so gewaltigen Donner aus, daß ich glaubte, der Ocean wolle über die Welt hereinstürzen, und unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Aber es war nur eine leichte Brise. Und gerade vor mir suchte ein verwegenes Ding, ein winziges Fahrzeug mit zwei braungelben Segeln, die hohe See hinanzuklimmen. Hart am Rande des Himmels ward es zu einer Mücke, die mit ausgespannten Flügeln im Lichte zitterte, dann verlor es sich zwischen röthlichen Wolkenstreifen. Der so kühn gen Himmel segelte, war ein schlichter Seefuhrmann, ein Frachtschiffer, der seiner täglichen Arbeit nachging, Zucker, Kaffee, Kohlen oder Kattun fernen Gestaden zuzuführen.

Von der niedrigen Düne, auf der Saltbourne in Yorkshire liegt, läuft der Strand nach Norden zu immer flacher, in langer halbmondförmiger Linie, an deren äußerster Spitze das graue runde Kirchthürmlein von Redcar hervorsticht. Ueber dem Thurme, aus einer tunnelartigen dunklen Wolkenschicht, guckt die rothe Sonne nieder. Der Meeresgrund, meilenweit von der Ebbe aufgedeckt, scheint glatt und fest wie eine Tenne oder ein Tanzboden, und leicht erkennt man, wo die Nixen sich schaarenweise zu tummeln pflegen. So viel Wellenspitzen da in der Fluthzeit oben gefunkelt, so viel niedliche symmetrisch geordnete Fußtapfen haben sich für die Ebbe in den Sand ge-

prägt. Sie sind muschelförmig, und in manchen flimmert eine flüssige Perle. Nur ein Tröpfchen Wasser und ein Funken Licht, und es entstehen optische Täuschungen aller Art. Jetzt gleicht der Strand, der vor kurzem Meergund war, hier und da einem Stückchen Alpenlandschaft, das von der Höhe durch das verkleinernde Ende des Fernrohrs betrachtet wird; denn ich zähle auf einmal sieben, acht Miniaturseen, die im Abendroth glänzen, acht, zehn fingerbreite oder fadendünne Bäche, Flüßchen und Lagunen, die sich in der einen weiten Ebene winden und kreuzen; und die Sonne ruht nicht, bis sie über all die kleinen Gewässer zierliche goldene Brücken gebaut hat. Aber wo ist das Meer? Aus dem Meere draußen ward ein silbergrauer Strom, der schnell, doch ruhig fließend, um den Erdkreis zu wallen scheint, ein geheimnißvoller Strom, denn er fließt — so meint man — gleichzeitig nach allen Weltgegenden, wohin ihm das Auge folgt. Auch diese Erscheinung dauert nur eine Frist. Schon blitzen von Weitem einzelne Fluthwogen auf; bald rauschen sie vernehmlicher und recken sich nach jedem dritten Anlauf zu langen Ungeheuern, die zischend gefahren kommen, vielfach den Rücken bäumend, weißen Schaum vor dem Rachen, purpurne Kämme auf dem Haupt. In entgegengesetzter Richtung mit diesen Seeschlangen fahren von Nordwesten her zwei Segelschiffe hinter einander am äußersten Rande des Meeres hin. Während ein im Osten rauchender Dampfer still steht, fliegen sie — ich reibe mir die Augen — und erst nach einiger Anstrengung merke ich, daß auch sie gleich dem Dampfer nicht von der Stelle zu kommen scheinen. Am Fuße der Düne aber sitzt eine junge Frau mit einem flachsköpfigen Knaben im Arm. Der Kleine streckt die Händchen in die Luft und hascht mit seinen zarten Fingern nach den fernen Schiffen, dem fliegenden Spielzeug. Es ist doch schön, daß die Sonne und das Meer, die im Haushalt des Universums die wichtigsten Geschäfte zu verrichten haben, nebenbei nicht aufhören der Kinder zu gedenken, der großen wie der kleinen, und ihre Phantasie mit ewig wechselnden Bildern liebevoll zu täuschen.

Am nächsten Morgen, anderthalb Stunden vor der Fluth, ging ich wieder auf die Düne. Ein gedämpfter Glanz drang von Osten her durch den dünnen Flor, der die Atmosphäre füllte, bis ein Windhauch dem Lichte zu Hilfe kam und in das Dunstgewebe eine so weite Oeffnung riß, daß beinahe die ganze Bucht offen lag. Als ich nun gegen Redcar blickte, sah ich einen Mann auf der Oberfläche des Meeres wandeln. Die hohe etwas gekrümmte Gestalt zeichnete sich klar am Himmel ab; das entblößte Haupt, der lange Bart und der Stab in der Hand gaben ihm das Ansehen einen frommen Pilgers oder Bettlers. Sein Schattenbild fiel, schwach umrissen, seitwärts auf den Wasserspiegel, dazu verdichtete sich nämlich für den Blick des Fernstehenden die im Sande angesammelte Feuchtigkeit. Ehe er den

Thurm erreichte, schienen Fluthwellen ihm um die Kniee zu stürzen. Hundert Schritte hinter ihm drein jagte ein mit zwei Ponies bespanntes Wägelein, wie in eiliger Flucht vor dem Schicksal Pharao's und seiner Heerschaaren.

Nicht immer macht die Majestät des Meeres ein majestätisches Gesicht, sondern oft, im Rahmen einer kleinen Bucht zum Beispiel, hat es eine traulich stille, manchmal sogar nichtssagende Miene, denn der Ausdruck wechselt je nach der Gestaltung der Küste, die es einfaßt. Merkwürdig, manchen für Naturschönheit sonst sehr empfänglichen Gemüthern flößt es überall Grauen ein, es erscheint ihnen blos als todte Wasserwüste, und sie geben gern den ganzen endlosen Ocean für eine süße Quelle in schattigem Waldwinkel. Auf Andere übt es eine zauberhaft verjüngende Macht, sie finden jeden Tag in der Mannigfaltigkeit seines Getöns und Farbenspieles Stoff zu erhebender Betrachtung und zu Träumereien. Wie gewaltig der Anblick des Meeres aufregt und wie anmuthig er wieder die Seele beschäftigt, fühlt der Londoner an jedem Punkt seiner Küste. Im Sturme hat das Meer ein theurer Mann geschildert, der nicht mehr unter den Lebenden weilt. Ich unternehme nicht, dem Sturmbild in David Copperfield ein anderes folgen zu lassen. Nur die Landschaft und See an einer anderen Stelle der Küste will ich noch rühmen.

Wer Abends um 9—10 aus London in Hastings angekommen, geht als kluger Mann, falls die Nacht dunkel ist, gleich schlafen, um desto frühzeitiger die Ruinen des alten Schlosses zu ersteigen und die am Morgen doppelt köstliche Mischung von Baum-, Berg- und Seeluft zu trinken. Hastings erfreut sich einer gemüthlichen Unregelmäßigkeit. Ein Theil klebt an den Felsen und hat die Badekarren vor den Fenstern, ein anderer verliert sich im Hintergrunde unter Gartenanlagen oder sitzt auf dem Abhang ansehnlicher Hügelketten, auf deren Kamm verschiedene Windmühlen Wache stehen und sich gelegentlich mit den Wolken schlagen. Das älteste und alterthümlichste Viertel aber läuft zwischen zwei langen heidegrasigen Dünenrücken vom Wasser aufwärts. Hart an den Rand der steil abfallenden westlichen Düne ist die jetzt verfallene normännische Zwingburg hingebaut. Sie liegt mitten im und über dem Ort, und obwohl in drei, vier Minuten erklommen, beherrscht sie die ganze Umgegend nach Westen zu; und die Aussicht verliert nichts dabei, wenn zufällig die Fluth ihrem Höhepunkte zu nahen anfängt. Ein smaragdfarbenes Prachtgewand mit breitem Silbersaum ist die See, aber das Gewand hebt sich und schwillt, und der breite Saum flattert fortwährend und schnell dem gelben Sand entgegen und wieder zurück. Meilenweit längs der Küste hin sieht man dies glänzende Wallen, das einen erfrischenden Hauch mit sich führt und allem Anscheine nach die Menschen zu

neuer Lebenslust und Thätigkeit zu wecken sucht. Wie es näher kommt, zeichnen sich die Umrisse des Gestades schärfer in dem weißen Gischt ab; erst die Ecken und Vorsprünge der alten Stadt, dann die Esplanade des fashionablen St. Leonards; endlich die Bai von Pevensey mit den runden, gegen die Invasionsdrohungen Napoleon's I. angelegten Martellothürmen. Eine Leiter führt zu der in der Mitte des Thurmes befindlichen Thüre; Blumentöpfe winken aus den viereckigen Fensterchen, und von dem flachen Dach pflegt die friedliche Corporalsfrau eine Segelstange mit nasser Wäsche auszustecken. Diese veralteten Martellos ragen in viertelstündigen Zwischenräumen bis wo fern gegen Abend die natürliche Riesenfeste Beachy Head, ein Leuchtthurm tragendes, felsiges Vorgebirge, sich zu einem bläulichen Schatten verflüchtigt. Näher dringt die Fluth, aber noch überschwemmt sie nicht den schmalen Pfad, der hinter den Fischerhäusern und ihren braunen, mit Netzen und Takelwerk angefüllten Schuppen an der East Cliff (Ostklippe, mit der die östliche Düne schließt) vorüberführt. Dank einer scharfen Wendung in der Strandlinie haben die Wasser hier eine Art Winkelhafen, worin es aber, außer bei tiefer Ebbe, immer geräuschvoll hergeht. Von der leisesten Brise gejagt, kommen die zahllosen Wellen und Wellchen um die Wette hier herein gerauscht und stürzen murmelnd, zischend, klatschend und klagend über und durch einander. Sinnend blickt auf dies Treiben die East Cliff nieder. Diese graue Felswand verändert gleich einem Menschenantlitz ihr Aussehen binnen wenigen Jahren; der unsichtbare Finger der Luft gräbt jährlich neue Falten auf ihre hohe Stirn und löst manchmal, zum Schreck der unten wohnenden Fischer, ein Stück von ihrem Leibe los. Vom Fuße aus führt ein halsbrechender Steg in das Innere der Wand, denn sie hat mehrere Höhlen. In der geräumigsten hauste in letzter Zeit mit Hund und Ziege ein alter Einsiedler, der nach langjährigen Fahrten in der Fremde verarmt zurückgekehrt war, aber im heimatlichen Kirchspiel weder Kind noch Kegel mehr am Leben fand. Er verfiel in seiner Höhle träumerischem Stumpfsinn, wurde jedoch von lebhafter Aufregung erfaßt, wenn es im Canal stürmte. Dann pflegte er mit unruhigen Geberden nach dem Horizont zu spähen, der an solchen Tagen dem Kurzsichtigen als ein Zaun erscheint oder als eine niedere Kirchhofmauer, weil gerade und schief stehende Kreuze daraus hervorstechen; mit dem Fernrohr jedoch zählt man hundert oder mehr verschiedene Fahrzeuge, die mit gerefften Segeln im Halbkreise schweben.

Jetzt ist die volle Fluth da. Fernher tönt der dumpfe, kurz abgebrochene Donner, mit dem sie an einige der schroffen Kreideklippen im Osten pocht; mit sanfterem Rauschen fällt sie auf das flache, reichsandige Gestade im Westen. Meilenweit nach Beachy Head zu sieht man die bäumenden Wogen in weiten Sätzen an's Ufer springen. So trieben einst die schaumbedeckten

Schlachtrosse der Normannen an's Land; denn wir haben die Bai von Pevensey vor uns, wo der große Bastard seine 60,000 französischen Raubritter und französirten Abenteurer zu blutigem Sieg und eiserner Herrschaft auf englischen Boden warf. Da seitdem 800 Jahre vergangen sind, wird in Hastings wenig mehr davon gesprochen, indem die guten Bürger sich damit beruhigen, daß über die Geschichte längst Gras gewachsen sei. Keinesfalls vermag der Tourist auf diesem Boden sich des Gedankens an die Schlacht bei Hastings zu erwehren. Das Innere von Sussex ist verführerisch reich an frischluftigen Höhen, an prachtvollen waldartigen Verstecken im tiefen Grunde, so wie an geschichtlich merkwürdigen Punkten. Aber wenn der Fremde auch die eilfhundertjährigen Eibenbäume auf dem Kirchhofe von Crowhurst, wenn er die verödete, vom Meere verlassene ehemalige Seestadt Winchilsea unbesucht läßt, jedenfalls geht er nach dem schön umschatteten, vornehm saubern Oertchen Battle, wo der Staub des letzten Königs der Sachsen ruht, und wo es immer so feierlich und still ist, als wäre König Harold erst gestern da begraben worden.

Dem hellen Morgen folgte ein warmer und in den ersten Stunden sonniger Tag, dann zogen Schaf- und Lämmerwölkchen empor und milderten den Glanz des Himmels. Das Meer aber, des goldenen Lichtes voll, bekam südliche Phantasien. Unweit des Horizonts schillerte es wie Perlmutter, und, wo es Beachy Head umrauscht, — ich fuhr der geisterbleichen, schaurig hohen Felswand bis auf sechs Seemeilen in einem Spazierboot nahe — spielte es in's Veilchenblaue. Als ich dagegen nach Tische unter den Bäumen über dem alten Stadtviertel ruhte, war es wieder ganz das kühle, heimische Gewässer, obwohl äußerst friedlich und fromm. Was ich davon zwischen den Häuptern der zwei Dünen sehen konnte, glich dem sanft gewölbten Segment eines Riesenglobus aus matt geschliffenem Cristall. Einige der sogenannten Wasserlinien kreuzten es wie die Meridiane und Parallelen eine Landkarte. Ich glaube, es hielt sein Mittagsschläfchen. — Unmittelbar vor der Dämmerung verklärte sich die Oberfläche zu einem so zarten Grün, wie es mein Auge früher nie geschaut; es war durchsichtig wie Luft oder wallendes Glas und schmiegte sich allen Bewegungen der unter ihm fluthenden dunkler grünen Wasserschichte an. Kaum recht bewundert, schwand die Erscheinung wieder. Der plötzlich aufbrausende Südwind löschte das schwache Licht des Tages vorzeitig aus und theilte den Himmel in zwei feindliche Lager. Auf der einen Seite ein wüstes, trauriges Wolkenland mit wild vorspringenden Riffen am Rande, auf der anderen die liebliche Erhabenheit des gestirnten Oceans von blauem Aether. Immer weiter streckte das Gewölk seine Hörner und Zacken, und in wenigen Minuten hatte das böse Princip gesiegt. Jetzt brach jene Finsterniß herein, in der das leiseste, bei Tag überhörte Geräusch des Mee-

res, das Knistern des Sandes, das Knirschen der Kiesel unter der fegenden Gewalt der zurückfahrenden Welle zur lauten unheimlich drohenden Stimme wird. Glücklicher Weise haben die schwärzesten Nächte und Zeiten oft ihren lichten Moment. Ein Mondenstrahl drang durch eine dünne Stelle im Gewölk und malte mitten in das Dunkel der fernen Wasser ein herrliches Lichteiland hin. Wer — sagte mir ein Fischer — sich vollkommen reinen Herzens weiß und um Mitternacht allein auf solch ein Eiland hinausrudert, sieht bis auf den Grund und entdeckt da unten die kostbarsten versunkenen Schätze. Aber wehe Dem, dessen Seele durch Goldgier oder andere Gelüste getrübt ist, denn ihn schlägt der Mondenstrahl mit Blindheit oder Wahnsinn. Seines Wissens habe auch noch Niemand an dieser Küste den Versuch gewagt.

J. Gilben.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Sociale Zustände in Rußland. Aus St. Petersburg. Nachdem ich versucht habe, Ihnen die Helden der Pontusangelegenheit flüchtig zu skizziren, wüßte ich über unsere auswärtige Politik und ihre Vertreter kaum etwas Bemerkenswerthes hinzuzufügen. Wir haben eine große Anstrengung gemacht. Alle Welt hat einige Monate lang gethan, als müßten wir gefaßt sein, unsere theuersten Güter mit der Schärfe des Schwertes zu vertheidigen. Geglaubt hat es Niemand, aber gleichviel — wir haben ein Recht uns auszuruhen, und wir thun es. Sie werden von uns in nächster Zeit draußen in Europa wenig reden hören, wenn es nicht über Dinge ist, die uns nach unserer Meinung im Grunde ganz allein angehen — nämlich über die großartige Judenhetze, deren Schauplatz Odessa, die zweite Handelsstadt des Reiches, während der Osterfeiertage gewesen ist. Diese Vorgänge sind unseren „Nationalen" ganz besonders verdrießlich, weil begreiflicherweise nicht eben geeignet in der öffentlichen Meinung des Westens, den man im Stillen weit weniger verachtet als man sich laut das Ansehen giebt, für die Neugestaltung unseres öffentlichen Lebens Propaganda zu machen. Aber man weiß sich zu helfen. Alle Schuld wird den Localbehörden zugeschoben, um so lieber und eifriger, als die Spitzen derselben — der Generalgouverneur General von Kotzebue und der Polizeimeister Graf Steenbock — zufällig Deutsche sind. In der That hat es den Anschein, als ob dieselben bei Unterdrückung des Scandals nicht die nöthige Thatkraft bewiesen hätten. Ob es wahr ist, daß der Generalgouverneur die mehrere tausend Mann starken Plünderer am ersten, und theil-

weise sogar noch am zweiten Tage mit sechs Kosacken zur Ordnung hat zurückführen wollen, während ihm doch eine nicht unbedeutende Anzahl von Linienmilitär zu Gebote stand — das wollen wir einstweilen dahingestellt sein lassen. Daß er nicht mit dem gesammten Aufgebot der vorhandenen Kräfte eingeschritten ist, scheint aber allerdings außer Zweifel zu sein, da sich die dreitägige Dauer der Plünderung und der großartige Umfang, den sie annehmen konnte, sonst schlechterdings nicht erklären ließen. Indessen, wie immer es sich damit verhalten möge, das Auftreten der Behörden kann in dieser Angelegenheit jedenfalls nicht als das Wesentliche gelten, wenn es auch für die Beurtheilung der herrschenden Zustände bezeichnend genug ist: viel wichtiger ist die Frage nach den tieferliegenden Entstehungsursachen der unerhörten Vorgänge, welche Odessa während dreier Tage geschändet haben. Daß dieselben nicht kurzer Hand in der zufälligen Schwäche einzelner Beamter gesucht werden dürfen, bedarf für Jeden, der sich nicht mit der seichtesten Oberflächlichkeit begnügen will, nicht erst der Versicherung.

Wenn es unter Umständen seine großen Schwierigkeiten haben kann, die Triebfedern geschichtlicher und socialer Erscheinungen für männiglich klar zu legen, so läßt sich im vorliegenden Fall umgekehrt behaupten, daß dieselben für Jeden, welcher der Entwicklung der Dinge in Rußland mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, so wenig zweifelhaft sein können, daß ihm nur übrig bleibt sich zu wundern, wie die unheilvollen Früchte nicht schon längst an's Tageslicht gekommen sind. Denn was enthalten die Bestrebungen unserer „neuen Aera", in nuce zusammengefaßt, anderes als den tollen Versuch, in zehn Jahren eine Entwicklung nachzuholen, an welche die ersten Culturvölker West-Europas seit drei Jahrhunderten Ströme von Schweiß und Blut gesetzt haben? In schier athemloser Hast sind sich Aufhebung der Leibeigenschaft, ausgedehnteste Selbstverwaltung, Provinzialverfassung gefolgt, dazu in den Residenzen, die hierbei im Grunde allein in Betracht kommen, eine, wenn nicht gesetzlich gesicherte, so doch thatsächlich bestehende Preßfreiheit im weitesten Umfange. Und als Zugabe zu dieser Fülle von unverstandener Freiheit ein Geschenk, das an sich in keinem inneren Zusammenhang mit derselben steht, welches aber von dem Kenner der russischen Dinge nicht außer Acht gelassen werden darf — die fast bedingungslose Freigebung der Schankberechtigung, als unerläßliche Voraussetzung eines in erster Linie auf den Branntweinverbrauch basirten Steuersystems.

Aber wie bedenklich diese jähe und unvermittelte Umwälzung aller politischen und socialen Grundlagen des Staatswesens unter allen Umständen auf ein Volk wirken muß, welches zu neun Zehnteln nicht zu lesen versteht und dessen Mehrzahl vor wenigen Jahren noch als Sache behandelt werden konnte: unendlich verschlimmert wird die Lage noch durch die bis in's Ein-

zelne durchgeführte tendenziöse Begünstigung und Verhätschelung der niederen Klassen, wie sie theilweise schon im Buchstaben des Gesetzes begründet ist — so z. B. in der Landschaftsverfassung, wo die Bauern dominiren — theils und noch mehr sich in der Handhabung dieser an sich schon äußerst milden Gesetze durch einen Beamtenstand ausdrückt, der, soweit er auf Bildung Anspruch macht, durchweg zu der Schule der russischen „Bauernfreunde“ gehört. Diese Herren stellen sich, wo sie zur Macht gelangen, unverholen die „Emancipation des Kaftans“ zur Aufgabe. Nicht das Verbrechen zu strafen, wenn es von einem „Mujik“ begangen wird, nein, Erklärung und Entschuldigung dafür auszufinden, ist das eingestandene Bestreben unserer jungen Staatsanwälte. Ein über den Raum des ungeheuren Reiches verbreitetes Schlagwort erklärt die Strafe für sündlich. Nicht der Gefallene trägt die Schuld an seinem Fall: der Gesellschaft allein in ihrer heutigen grundverkehrten Zusammensetzung fällt die Verantwortung dafür zu. Ihre Pflicht ist daher vor Allem, dem Sünder Gelegenheit zur Besserung zu geben, und das wird am geeignetsten durch Freisprechung oder doch durch möglichst gelinde Bestrafung bewirkt. Daher das in manchen Gegenden fast zur Regel gewordene „Nichtschuldig“ der Geschworenen bei eingestandenen Morden, daher in noch höherem Grade die Straflosigkeit des Diebstahls und der Unterschlagung vor dem Forum der Friedensrichter, die als Wahlbeamte ohnehin das größte Interesse haben, es mit den Massen nicht zu verderben.

Wenn eine derartige Handhabung der Gesetze die Achtung vor den Einrichtungen des Staates auch bei den ungleich gebildeteren niederen Klassen Deutschlands unvermeidlich beeinträchtigen würde, so bedarf es keiner weiteren Ausführung, daß dieselbe bei dem seiner Naturanlage nach wesentlich durch die Furcht vor Strafe in Zaum gehaltenen Russen zu einer Verwilderung führen muß, die keine Grenzen ihres Thuns mehr kennt. Die Odessaer Vorgänge sind das grellste Anzeichen dieser Verwilderung — mit nichten das einzige. Es ist hinlänglich bekannt, daß, was sich dort im Großen zugetragen hat, im Kleinen fast überall und täglich vorkommt; daß Räubereien und Mordthaten allenthalben in gewaltiger Zunahme begriffen sind — in manchen Gegenden seit Einführung der Justizreform um 60 Procent —, daß der Diebstahl längst zu den kleinen Sünden gehört, denen man kaum mehr Beachtung schenkt. Wer unsere russischen Blätter — die ultranationalen keineswegs ausgenommen — mit einiger Aufmerksamkeit liest, wird überall entweder die directe oder indirecte Bestätigung des Gesagten finden, — dagegen kaum irgendwo die Schlüsse, die doch mit zwingender Gewalt daraus hervorgehen; ebenso wenig die Erkenntniß der Ursachen, denen sie entspringen. Mit eigensinnigem Optimismus hält man daran fest, in den schreckenerregenden Erscheinungen der Gegenwart nichts als ein nothwendiges Uebergangs-

stadium zu erblicken, das schon in wenigen Jahren einem ungleich günstigeren Stande der Dinge Platz gemacht haben werde. Welche sittlichen Hebel hierzu mitwirken sollen, ist — wohin wir auch blicken mögen — nicht ersichtlich. Weder an eine straffere Handhabung der Gesetze, noch an eine Einschränkung des Uebermaßes von Rechten, denen keine Pflichten gegenüber stehen, noch an eine energische Bekämpfung der Trunksucht, am wenigsten aber an das, was im Grunde allein helfen könnte, an Verbreitung höherer Bildung, wird ernstlich gedacht. Zwar lesen Sie fast in jeder Zeitungsnummer von der Gründung neuer Schulen aller Art. Wir wissen hier aber nur zu genau, daß das Alles auf dem Papier bleibt und daß thatsächlich der heutige Bildungsstand des Volkes selbst hinter den unter der vorigen Regierung zurückgegangen ist. Wie könnte es auch anders sein, wenn der Mangel an brauchbaren Lehrkräften nach amtlichem Eingeständniß so groß ist, daß selbst für die höheren Anstalten in Zukunft nur sogenannte Fachlehrer verlangt werden, von allgemeiner Bildung also völlig abgesehen wird. Was soll vollends aus den mittleren und niederen Schulen werden? Wie will man die ca. 160,000 Volksschullehrer herbeischaffen, die nöthig wären, um eine Art von Gleichmäßigkeit und Stetigkeit in den Unterricht zu bringen? Für das Cultusministerium werden jährlich zwar bedeutende Summen angewiesen; dieselben sind aber zum weitaus größten Theil dazu bestimmt, den Russificirungsbestrebungen in den sogenannten „Grenzmarken", d. h. den Ostsee-Provinzen und Litthauen zu dienen. Für das „wahre" Rußland geschieht so gut wie gar nichts.

Die Veränderung im Ministerium. Aus dem Großherzogthum Hessen. Viele von uns waren darauf gefaßt, daß Dalwigk sich erhalten würde, so lange er bei guter Gesundheit und der jetzt regierende Herr am Leben bliebe, aber Niemand befürchtete, mit dem Dichter sagen zu müssen: „zwar starb er uns, doch blieben uns des Edeln Hintersassen!" Dalwigk führte das Steuer wie ein Schiffer, der mit jedem Winde zu fahren verstehen muß, weder durch Vorurtheile, noch durch Ueberzeugungen, noch durch politisches Zartgefühl beengt, nur durch eine gewisse burschikose Keckheit sich selber zuweilen beschädigend, worüber er sich freilich wie ein flotter Bursch wieder zu trösten verstand; aber er war gewandt und umsichtig, wußte im rechten Augenblick einzulenken und mit unbegrenzter Accomodationsfähigkeit in immer neuen Sätteln sich zurecht zu setzen. Er regierte mit disparaten Kräften, wie er sie vor- oder auffand, er machte sie sich dienstbar, indem er sie mäßigte, diente ihnen wiederum, soweit es das Regierungsinteresse zu gestatten schien. Jetzt sind diese Gehilfen ganz einfach berufen worden, ohne das bisherige Haupt selbständig weiter zu arbeiten; die Welt freut sich, daß

das Ministerium Dalwigk gefallen sei, und es ist lediglich der Minister von seinem Ministerium beerbt worden.

Derselbe Vorgang wiederholte sich innerhalb des Finanzdepartements, dessen langjähriger Chef Freiherr Schenck zu Schweinsberg die Gelegenheit benutzte, um die schon früher gehegte Absicht seines Rücktrittes auszuführen, und durch seinen bisherigen ersten Rath, Bruder des bekannten Ministerialrathes von Biegeleben im auswärtigen Amte zu Wien und des früheren hessischen Gesandten am Bundestag, ersetzt wurde. Das Finanzdepartement war übrigens bisher die wenigst angefochtene Seite unserer Verwaltung, und seine Leistungen haben sich in den stürmischen Zeiten seit 1866 in der That rühmlich bewährt. Es ist schwerlich zu befürchten, daß sie nach dem neuesten Personenwechsel schlechter werden, oder daß die ultramontanen Beziehungen des neuen Chefs bei der Stellenbesetzung Anlaß zu Beschwerden geben würden.

Im Departement der Justiz aber waren diese Beschwerden längst vorhanden und werden sich nach dem Abgang des bisherigen Ministerpräsidenten gewiß nicht vermindern. Denn nicht Dalwigk war die Seele des ultramontanen Einflußes, dem seine Verwaltung einen Hauptheil ihres übeln Rufes verdankt. Ihm flößte nur, wie so manchem anderen Staatsmann, die katholische Kirche als eine eminent conservative Macht Respect und die Kraft und Klugheit, mit der ihre Organe operirten, Scheu ein. Die Zeit, in der er an's Ruder gelangte, machte ihm den Bund mit dieser Macht rathsam, und später galt für ihn vielleicht das Wort: „die ich rief, die Geister werd' ich nun nicht los."

Das Referat des Unterrichts im Ministerium des Innern fand Dalwigk bereits in ultramontanen Händen, als eine Tradition unseres zu zwei Dritteln evangelischen Landes vor, und er war natürlich nicht im Falle dies zu ändern. Sein Hauptquartier aber schlug der Ultramontanismus im Justizdepartement auf. Der nominelle Chef desselben, der bejahrte Minister Lindelof, bereitete ihm keine Schwierigkeiten, noch immer führt er hier das Regiment durch die Hand des Geheimen Rathes Franck, dem ein derbes Protectionssystem in Personalfragen schuldgegeben wird. Die gründliche Abneigung, die diesem Beamten von der großen Mehrzahl seiner Untergebenen gewidmet wird, kommt nur die Furcht gleich, die er bei ihnen erweckt. Es ist kein glänzendes Zeugniß, das hiermit der Charakterkraft des hessischen Beamtenstandes ausgestellt wird; denn er würde in einem festen, auf gegenseitiges Vertrauen gegründeten Zusammenstehen die Mittel zum Widerstand und sogar zu einem Siege gefunden haben, wie er in einem auf's Beamtenthum gegründeten Staate auch der entschiedensten Landtagsmehrheit nicht leicht wird. Aber die beste Zeit des deutschen Beamtenstandes scheint überhaupt,

und nicht nur in Hessen, vorbei zu sein, seitdem seine materielle Lage im Vergleich mit anderen Classen sich so sehr verschlechtert hat und die Bestrebungen zu deren Aufbesserung mit der allgemeinen Zunahme des Wohlstandes und Wohllebens nicht mehr Schritt halten können. An Dalwigk's Stelle als Chef des innern Departements ist in der Person des Geheimen Staatsraths v. Bechtold ein alter bureaukratischer Routinier getreten, der 1848 bereits als mit einem liberalen Systeme nicht verträglich, von Gagern bei Seite geschoben, aber von Dalwigk wieder angestellt worden ist. Er ist kein Freund des Ultramontanismus, aber Urheber einer Reihe von Maßregeln, die alle darauf zielten, die Grenzen des bureaukratischen Einflusses auf Kosten der noch unabhängigen Lebenskreise vorzuschieben, und die in der Weise einer längst entschwundenen Zeit davon ausgingen, daß man durch Reglement Alles erzwingen könne; Maßregeln, zu deren Abschaffung ihr Urheber theilweise selbst wieder die Hand hat leihen müssen. Das auswärtige Departement endlich wird nunmehr an der Stelle Dalwigk's vom Justizminister Lindelof versehen, und es ist zu erwarten, daß es unter seinem Namen von einsichtsvollen Beamten so tactvoll und harmlos verwaltet werde, wie es die Stellung des kleinen Staates mit sich bringt. In dieser Hinsicht allein dürfte eine wirkliche Verbesserung anzuerkennen sein, da nun einmal Name und Antecedentien Dalwigk's, auch wo er guten Willen zeigte, seit 1866 eine Verlegenheit für das Land bildeten.

Die Kleinstaaterei kann auch jetzt noch, und nach Beseitigung ihrer inhaltlosen Ansprüche im Grunde jetzt erst ihren Werth für Deutschland haben. Aber der Kleinstaat muß seine Berechtigung erweisen, sonst wird ihm das Urtheil auch im neuen Reiche, das seinen Bestand zunächst versichert, über kurz oder lang gesprochen werden. Hört der kleine Staat auf, Dinge zu leisten, die er als Verwaltungsbezirk eines großen gar nicht oder nicht in derselben eigenthümlich schätzbaren Weise leisten würde, so verlieren seine Angehörigen den Geschmack für ihn; er wird zur überflüssigen, am Ende unbequemen und lächerlichen Antiquität. Nun ist es gar nicht zu leugnen, daß der unserige noch gar Manches besitzt, was man ungern verlieren würde, wenn er das Schicksal seiner ehemaligen Nachbarstaaten theilen sollte. Aber es ist am Ende doch nur das Gut einer vergangenen Glanzperiode, an dem wir zehren. Wenn die Reaction der fünfziger Jahre milder auftrat, weniger plagte und drückte als anderswo, wenn ein verhältnißmäßiges Wohlsein im Antheil an dem allgemeinen materiellen Aufschwung Deutschlands noch jetzt die Glieder des Staates durchdringt und desperate Stimmungen wie einst in Kurhessen und Nassau nicht aufkommen läßt: eigentlich productiv ist unsere Verwaltung und unser ganzes Staatsleben schon lange nicht mehr. Die persönliche Initiative von höchster Stelle, die nach der constitutionellen Doc-

trin eigentlich entbehrt werden könnte, aber in der That sich in Deutschland noch nie und nirgend entbehrlich gezeigt, hat unter der gegenwärtigen und der vorhergehenden Regierung entweder gar nicht oder nur in Bagatellen stattgefunden. Es geschieht hier nicht Vieles oder doch nichts in weiterem Kreise Fühlbares, worüber man sich zu beklagen hätte; aber man muß gar vieles beklagen, das nicht geschieht. Je mehr das persönliche Element in der Regierung von oben her vermißt wurde, desto weniger Werth wurde allmählich auf die Bedeutung der Persönlichkeit überhaupt gelegt. Das Geschlecht, das dieses Land bewohnt, ist geistig reich begabt, wenn auch, besonders im Süden des Mains, nicht vorzugsweise charakterfest. Es wurden daher längst und noch bis in die neueste Zeit zahlreiche tüchtige Kräfte nach außen abgegeben; die Regierung aber ließ es sich weder angelegen sein sie dem Lande zu erhalten, noch, außer in den ganz unumgänglichen Fällen, sie durch Berufungen von außen aufzuwiegen. „Gute Gesinnung" im strengsten Wortsinn war immer die Hauptsache, deren Defect durch Befähigung nicht leicht ausgeglichen werden konnte. So entwickelte sich ein System der privilegirten Mittelmäßigkeit und des bequemen, Alles pro stilo abmachenden Schlendrians, das den Ansprüchen wie den Leistungen des Staates seinen flachen Stempel aufdrückte.

Pflege der Land- und Forstwirthschaft, der Industrie, der Schulbildung, der Wissenschaft, der Künste sind die wichtigsten Sphären des Schaffens, die dem kleinen Staat offen stehen. Insofern die Kirche von ihm abhängt, kommt dazu deren planmäßige Ausbildung und Ausstattung zu einer selbständigen Lebensführung, mit dem Ziele der zeitgemäßen für beide Theile wünschenwerthen Auseinandersetzung beider Gebiete. Nichts ist in Hessen so sehr vernachlässigt worden, wie diese letzte Aufgabe, die nun freilich in der elften, in vieler Hinsicht ungünstigen Stunde durch eine Kirchenverfassung gelöst werden soll. Alles andere Vorgenannte hat der Staat freilich unter seine Aufgaben gerechnet, aber je höher die Aufgabe, je ferner sie dem unmittelbaren praktischen Nutzen stand, hat er sie mit desto unzulänglicheren Mitteln, mit desto geringerem Interesse betrieben. Der hinsiechenden Universität hat er, wesentlich den Darmstädter Localinteressen nachgebend, ein sieches Polytechnikum an die Seite gestellt, anstatt lieber zwischen Beiden zu wählen und aus dem Gewählten mit Aufbietung aller Kraft etwas Rechtes zu machen. In den Gymnasien bestrebt man sich mehr zu leisten als früher, aber die Regierung hat am wenigsten Verdienst dabei und ist weit entfernt, sie zum Gegenstand einer nach hohen Zielen ringenden Sorge zu machen. Den Künsten fehlt es eben so sehr an Pflege wie an Aufgaben. Es wird nicht viele Theile Deutschlands geben, wo das öffentliche und private Bauwesen einen so schalen, unbedeutenden Charakter trägt, und wo es

mit solcher Aengstlichkeit auf das nothdürftigste Maß beschränkt wird. Das Bauhandwerk steht demgemäß auf einer niedrigen und das Kunsthandwerk vielleicht auf gar keiner Stufe; eine durch die Pariser Ausstellung von 1867 hervorgetriebener schwacher Versuch zu seiner Pflege muß sich in seinen Wirkungen erst noch bemerklich machen. Die trefflichen von Ludwig I. angelegten Sammlungen für Wissenschaft und Kunst sind mangelhaft untergebracht, ihre Benutzung durch Mangel an Local und Personal erschwert, ihre Dotation so kärglich, daß eine Weiterentwickelung nur im bescheidensten Maß ermöglicht ist. Das Theater zu Darmstadt, einst in Oper und Schauspiel ein berühmter Tempel der Kunst, sucht seine Größe jetzt nur in allerdings kostspieligen, aber auch rentabeln Spectakelopern und Balleten.

Es wäre freilich sehr unbedacht, alle Mängel dieser Art nach Oppositionsweise der Regierung allein auf Rechnung zu setzen. Es ist leider wahr, daß neben einem Alles ironisirenden Nihilismus zugleich ein banausischer Geist, der sich mit Geringfügigem gar wohl zufrieden gibt, alle Stockwerke des Staates durchweht. Insbesondere würde die Regierung wahrscheinlich schlimme Erfahrungen machen, wenn sie sich einer liberalen Kammermehrheit durch kostspielige Vorlagen für höhere Culturzwecke empfehlen wollte. Denn nur zu gern hält diese den Beutel geschlossen, um sich den kleinen Wählern werth zu erhalten. Das Beschneiden des Budgets gilt für den wichtigsten Zweig der Staatskunst und der wohlfeilste Staat für den besten: während gewiß zwar der beste darum nicht der theuerste zu sein braucht, aber der gute immer theuer sein wird. Aus nichts wird nichts, und wenn man nicht die Einsicht gewinnt, daß man in den leidlich wohlgefüllten Beutel auch tief hinein greifen und alle Kräfte nach idealen Zielen anspannen muß, wenn man sich mehr und mehr auf den Staatszweck der schweizerischen Bauernrepublik einrichtet, so wird der kleine Staat auf die Frage, warum er noch existire, allmählich die Antwort schuldig bleiben.

Einen neuen, und zwar einen ganzen Mann an die Stelle Dalwigk's, neue Männer auch an die Stellen der Hintersassen — und noch an allerlei andere Stellen — dann möchte wohl noch eine neue rühmliche Aera für diesen letzten autonomen Bruchtheil fränkisch-hessischen Stammes anheben. Ob diese neuen Männer, oder doch die wichtigsten von ihnen, aus den Reihen unserer Fortschrittspartei, der langjährigen systematischen Gegner Dalwigk's hervorgehen werden? Auch der Beamtenstand, immer noch die Kraft, durch welche sich dieser Staat erhalten und fortentwickeln muß, enthält gute Elemente, aus denen sich eine glückliche Auswahl treffen ließe. Aber die Vorbedingung zu allem wäre wohl eine Personalveränderung an höherer Stelle. Das Haus Brabant, das den Landen Philipp's des Großmüthigen so viele treffliche Regenten gegeben hat, ist in der anderen Linie

häßlich ausgeartet; in dieser hat der alte Stamm seit zwei Generationen, um das Sachverhältniß zierlich anzudeuten, ausgeruht. Der präsumtive Thronfolger in Hessen, Prinz Ludwig, der tapfere Führer unserer Division in Frankreich, gilt dafür, dem neuen Deutschland und den Bedürfnissen des Landes ehrliche Sympathien entgegenzubringen, seine Gemahlin, Prinzeß Alice von England, dieselbe, welcher David Strauß seine Vorträge über Voltaire hielt, ist eine Dame von ungewöhnlichem Geist und reicher Bildung. Es wäre uns Hessen sehr recht, einen frischen, strebsamen Musenhof bei uns zu sehen, mit deutscher Zucht und dem guten Familienleben, welches vor allem Anderen dem jüngeren Fürstengeschlechte die Zuneigung und Achtung der Staatsangehörigen sichert.

Die kirchliche Haltung der Regierung. Aus München. Die bisherige Haltung unserer Staatsregierung in dem katholischen Kirchenstreite ist eine zu widerspruchsvolle gewesen, um nicht allgemeines Erstaunen und zahlreiche Commentare hervorzurufen. Der stark ausgeprägte büreaukratische Zug des jetzigen Ministeriums sowohl, wie die bekannte persönliche Gesinnung des Königs ließen von vorn herein das entschiedenste Auftreten gegen die clericalen Uebergriffe erwarten. Statt dessen erblickt man eine Unthätigkeit und ein Schwanken, die allmählich die Interessen des Staates zu beschädigen drohen, wie sie seine Autorität bereits empfindlich geschädigt haben.

Freilich verliert solche Haltung in der kirchlichen Frage viel von ihrer Räthselhaftigkeit, sobald man die politische Seite der Angelegenheit in das Auge faßt. Die Momente, welche die Regierung zu ihrer bisherigen Unthätigkeit bestimmt haben, sind nahezu ausschließlich weltlicher Natur, sie liegen in der Richtung nicht minder der inneren als der auswärtigen, der bairischen als der deutschen Politik. Das Motiv der Selbsterhaltung ist hier wie überall wirksamer als das theoretische Princip. Unsere jetzigen Minister mögen in der büreaukratischen Ueberlieferung scharfer Repression aller clericalen Uebergriffe noch so sattelfest sein, sie werden doch ungleich lieber vor den ultramontanen Ausschreitungen ein Auge zudrücken, als ihre Posten nationalliberalen Nachfolgern überlassen wollen. Bei der geringen Zahl der direct ministeriellen Partei, der sogenannten weißen Patrioten, wird das Cabinet sich gegen die Angriffe unserer Landtagslinken auf die Dauer nur durch das Wohlwollen der eigentlichen Ultramontanen, der „schwarzen Patrioten", behaupten können und sich deshalb zweimal besinnen, ehe es diese Fraction durch rücksichtslose Bekämpfung ihres kirchlichen Standpunktes vor den Kopf stößt. Speciell gilt dies von der Seele des jetzigen Cabinets, dem Justiz- und Cultusminister v. Lutz, in dessen Ressort die ganze streitige Angelegenheit fällt. Freilich wird dieser gewandte Politiker eine offenbare Connivenz

gegen die clericalen Uebergriffe schon aus Rücksicht auf die Krone, so lange irgend möglich, zu vermeiden suchen. Aber er muß die eigentlichen Ultramontanen des Landtages zu gut kennen, um nicht von ihrer Leidenschaft und Rankünе gegebenen Falles eine Preisgebung gegen die Angriffe der Nationalpartei zu befürchten, auch wenn dieselbe zu dem ultramontanen Interesse im entschiedensten Gegensatze stehen sollte. Aehnliche Erwägungen machen sich bei der Krone geltend. Persönlicher und monarchischer Widerwille gegen die clericale Demagogie kämpfen dort mit der Befürchtung, durch rücksichtsloses Vorgehen gegen die ultramontane Partei die Dynastie des letzten Rückhaltes gegen die unitarische Bewegung zu berauben. Es ist den Parteigängern der Curie gelungen, den König von der bisherigen Anschauung, daß die beste Garantie für den Fortbestand Baierns im aufrichtigen Anschlusse an das neue Reich und in der Pflege einer möglichst liberalen Cultur bestehe, ab- und auf den Gedanken einer Rückkehr zu den von Herrn Jörg und Genossen seit Langem eifrig gepriesenen „historischen", d. h. katholischen „Traditionen der Dynastie" zu bringen. Daß diese ganze Idee im besten Falle ein Anachronismus ist, und daß schon stärkere Staaten als Baiern an der constanten Verfolgung anachronistischer Ziele zu Grunde gegangen sind, braucht Rathgeber, die ihre eigentliche Heimat in Rom erblicken und höchstens für Frankreich und Oestreich einige leicht erklärte weltliche Sympathieen empfinden, natürlich wenig zu kümmern. Eine besondere Thätigkeit und Unterstützung dieser Tendenz wird dem Grafen Tauffkirchen zugeschrieben, der durch eifrigen Anschluß an die Hohenlohe'sche Politik in wenigen Jahren den Weg vom Münchener Stadtrichter zum Gesandten in St. Petersburg und Rom fand, unter den Einflüssen des letzteren Ortes aber total umgeschlagen und sich den Zielen der dortigen Politik dienstbar gemacht hat. Ob bei reiferer Ueberlegung der gesunde Verstand unseres jungen Monarchen dieses trügerische Gespinnst nicht erkennen und zerreißen wird, muß abgewartet werden. Vorläufig würde selbst diese Erkenntniß wenig nützen. Die Furcht vor weiterer Gemüthsaufregung und der verstimmende Eindruck der Vereitlung des Weißenburger Lieblingswunsches werden voraussichtlich genügende Motive für die Festhaltung der bisherigen Unthätigkeit bilden. Eine Veränderung der Situation wäre höchstens von dem persönlichen Einflusse des Fürsten Hohenlohe zu hoffen, dessen loyale Aufrichtigkeit schon mehr als einmal den Bann böswilliger Einflüsterungen auf diese edel angelegte, aber melancholische und mißtrauische Natur gebrochen hat. Aber dazu müßte jedenfalls der Schluß des Reichstages und die persönliche Anwesenheit des Fürsten auf Schloß Berg, zu der sich ein äußeres Motiv nur schwer finden ließe, abgewartet werden.

Ungleich einfacher als die politische stellt sich die kirchliche und staats-

rechtliche Seite der Frage dar. Das bisherige Vorgehen der Geistlichkeit hat die Regierung in die günstige Situation versetzt, auch bei den schärfsten Maßregeln das geschriebene Recht für sich beanspruchen zu können. Die Veröffentlichung des neuen Dogmas seitens des Episkopats war nicht nur ein Verstoß gegen die allgemeine Gehorsamsverpflichtung des Clerus und bei den Erzbischöfen von München, Freising und von Bamberg und dem Bischof von Augsburg eine directe Verletzung der von ihnen als Mitgliedern der Reichsrathskammer beschworenen bairischen Verfassung, sondern zugleich ein Bruch des Concordats, in dem das königliche Placet für jede Veröffentlichung eines neuen kirchlichen Lehrsatzes ausdrücklich vorbehalten ist. Die gegebene Antwort des Staates auf diese Verletzung seiner Autorität wäre natürlich eine Erklärung, das von den Bischöfen einseitig gebrochene Concordat auch seinerseits als nicht mehr existent zu betrachten. Eine solche Erklärung würde die Curie voraussichtlich binnen Kurzem zur Einleitung von Unterhandlungen veranlassen, durch welche das anstößige und thatsächlich durchlöcherte königliche Placet gegen anderweitige Concessionen vertauscht werden könnte. Der äußerliche Anstoß zu diesem Vorgehen wäre in dem neuerdings beabsichtigten Gesuch unseres Episkopats um förmliche Aufhebung des Placets in der willkommensten Weise gegeben, denn selbst in Rom wird man wohl nicht erwarten, diese Concession und die damit verbundene thatsächliche Amnestie für den ungehorsamen Clerus ohne die entsprechende Gegenleistung zu erhalten. Aber diese Art des Vorgehens setzte freilich eine andere Anschauung über das persönliche Interesse in der kirchlichen Streitfrage voraus, als sie gegenwärtig hier vorherrscht. Immerhin wird sich diese Anschauung wahrscheinlich weit länger bei dem Ministerium behaupten, wo sie nur allzu begründet ist, als bei der Krone, wo sie auf den unwichtigsten, künstlich beigebrachten Ansichten beruht. Aber bis sie an der letzteren Stelle einer besseren Einsicht weicht, wird der jetzige günstige Moment zur offensiven Unterhandlung mit Rom voraussichtlich lange vorüber sein.

Reichstagsbericht. Aus Berlin. Als Fürst Bismarck vor vierzehn Tagen dem Reichstage in nüchterner und ernster Sprache die ersten Mittheilungen über den Friedensvertrag machte, war er augenscheinlich müde und abgespannt; bis in die Betonung machte sich dies hörbar, offenbar hatte er größere Mühe als sonst, die Worte zusammen zu zwingen, die seinen Gedanken den adäquaten Ausdruck geben sollten; die Sammelpausen, in denen er, die Nägel seiner rechten Hand musternd, die Gedanken wägt und scheidet, waren länger und häufiger als gewöhnlich. Nach den fabelhaften Aufregungen und Anstrengungen der zehn Monate und der Frankfurter Geschwindarbeit sehr begreiflich. Aber auch das Haus ist müde und seine Sehnsucht

nach dem Ende der Session in fortwährender Steigerung begriffen, auch seine Mitglieder haben einen mühevollen, ruhelosen Feldzug hinter sich. Was hat das öffentliche Leben in der verflossenen Periode nicht Alles leisten müssen, und die im Reichstag versammelten Männer haben den größten Antheil daran. Norddeutscher Reichstag, Einzellandtag und deutscher Reichstag haben sich beinahe die Hände gereicht; dazwischen die Wahlcampagne, für die Mehrzahl eine doppelte, da in Preußen und Würtemberg auch der Landtag erneuert wurde, in den Südstaaten die Agitation für Herstellung des Einigungswerkes, überall unausgesetzte Thätigkeit für die politischen Zwecke des Krieges und hervorragende Wirksamkeit für Milderung seiner Leiden. Das ist die Geschichte der Reichstagsmitglieder im verflossenen Jahre. Dann die Berathung schwieriger Gesetze über Haftpflicht, Prämienanleihe, Post, Presse, Diäten, Grundrechte, von Dutzenden anderer Dinge abgesehen, bis man endlich zu den Gesetzen gelangt, in welchen die Kriegsperiode ihren gesetzgeberischen Abschluß erhält, dem Gesetz über die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem Reiche und dem Invaliden- und Pensionsgesetz.

Der Entwurf des letzteren ist ein weitläufiges Werk, voll von Bestimmungen, an denen das Schicksal von Unzähligen hängt; wie groß ist die Verantwortlichkeit des Gesetzgebers einem solchen Gesetz gegenüber, und das Bedenken ist gerechtfertigt, es möchte in der jetzigen geistigen Atmosphäre des Reichstages nicht die ganze Sorgfalt finden, die es nach der Ueberzeugung Aller erheischt. Das Gesetz beschränkt sich ja nicht darauf, für die Invaliden und die Hinterbliebenen von Gefallenen aus dem letzten Kriege zu sorgen, es ist damit eine vollständig neue Regelung der Pensionsgesetzgebung auch für die künftigen Friedensinvaliden verbunden. Der Nationaldank an die siegreiche Armee ist „gepackt", wie die Engländer sagen, mit einem organischen Gesetz. Ein solches Pensionsgesetz ist die magna charta des Officierstandes, welcher in ihm die materielle Grundlage der mit seinem Berufe verträglichen Unabhängigkeit zu finden hat. Es greift durch seine Bestimmungen über den Anspruch auf Civilversorgung in alle Branchen des Civilstaatsdienstes ein. Es ist maßgebend für die Regelung der Pensionsverhältnisse der Civilstaatsdiener, die auf die Dauer in einem geringeren Zustand nicht gehalten werden kann. Es kann endlich als ein Moderator auf einen sich vielfach breit machenden Pensionirungsdrang, diesen Krebsschaden aller Budgets wirken, oder aber den letzten Riegel vor ihm wegziehen. Es stellt für die Budgets neue Lasten in Aussicht, die in ihrer Ausdehnung noch kaum übersehbar sind. Diesen Punkten gegenüber mußte sich die Frage aufdrängen, ob es nicht möglich sei, die Berathung des ganzen Gesetzes zu verschieben oder es wenigstens nach seinen zwei Richtungen zu trennen, für die Opfer des letzten Krieges alsbald zu sorgen und die Regulirung der Friedenspensionsverhält-

nisse auf die Herbstsession zu vertagen. Jenes war in einem an die national-liberale Fraction gerichteten Vorschlag Dernburg's, mit einem Nothgesetz und vorläufiger Creditbewilligung einzutreten, angeregt worden. Damit wären wohl die gegenwärtigen Schwierigkeiten beseitigt, allein es ließ sich nicht verkennen, daß neue daraus erwachsen würden. Reichstag und Nation müssen es als dringendste Pflicht erkennen, für Invaliden und Hinterbliebene definitiv zu sorgen. Auch scheinen solche provisorische Regelungen immer etwas Präjudizielles zu haben. Schulze-Delitzsch ist daher mit dem Gedanken der Scheidung des vorgelegten Entwurfes in seine beiden Richtungen vorgetreten; derselbe ist jedoch offenbar sehr schwer durchführbar. Die Invalidenversorgung ist im norddeutschen Heere und in den süddeutschen Contingenten verschieden geregelt, an die bestehenden Gesetze muß sich aber der Nationaldank, der die Form einer Zulage anzunehmen hat, anschließen. Will man daher die Gleichstellung aller Invaliden des deutschen Heeres, so bedarf es zunächst der Herstellung einer gemeinschaftlichen Grundlage. Ferner aber dringen die militärischen Kreise auf Regulirung der Pensionsverhältnisse und Herstellung eines besonders dotirten Pensionsfonds vor der im Herbst vorzunehmender Neuregulirung des allgemeinen Militärbudgets. Nach der Reichsverfassung werden die 225 Thaler für den Kopf der Friedensstärke auch nach dem 31. December 1871 bis zu einer Vereinbarung fortgezahlt. Gelänge es nun, das Militärbudget jetzt von der Pensionsentrichtung zu entlasten, so könnte die Militärverwaltung, welche sich in dem bisherigen Rahmen sehr beengt fühlte, für die Zukunft innerhalb desselben sich besser einrichten und die Nothwendigkeit, unter allen Umständen mit dem Reichstag übereinzukommen, wäre wesentlich verringert. Hiernach sind die Aussichten auch für den Schulze-Delitzsch'schen Vorschlag nicht günstig. Es wird dem Reichstag kaum etwas Anderes übrig bleiben, als sich zu einer gründlichen Durcharbeitung der Vorlage zusammen zu raffen, so wichtig es auch gewesen wäre, den einzelnen Abgeordneten wie der gesammten Nation Zeit zu lassen, den Entwurf einer gesammelten Kritik zu unterziehen.

Der Reichstag hat sodann einige für die Presse sehr wichtige Beschlüsse gefaßt. Er hat sich mit eminenter Mehrheit für den Wegfall der Cautionen und der Concessionsentziehungsbefugniß entschieden, und der Bundesrath wird nicht umhin können, auch vor Erlaß des in Aussicht stehenden vollständigen Preßgesetzes jene oft beklagten Uebelstände zu entfernen. Eine große Erleichterung wird die kleine Presse in der Aufhebung des Preßzwanges auf Versendung von Zeitungen für den Rayon von zwei Meilen finden. Die Postprovision war bei ihnen oft höher als die Abonnementskosten und die Exemplare nahmen in manchen Fällen die wunderbarsten Umwege, um durch Vermittelung der Post von dem Ort der Herausgabe nach

einem benachbarten zu kommen, der etwa von einer anderen Postexpedition ressortirte. Die Zustimmung des Bundesrathes zu diesem vom Reichstage auf Antrag des Abgeordneten Becker in das Postgesetz gebrachten Zusatz ist nicht mehr zweifelhaft. Die Debatte über das Posttaxwesen gab dem Generaldirector Stephan Gelegenheit, seine Ansichten über eine Reihe interessanter Punkte aus dem Postbereiche zu äußern. Stephan hat neben den Vorzügen auch die Fehler der geistvollen Leute. Er ist voll Thätigkeit und Initiative, ein vorzüglicher Organisator und Kenner der modernen Verkehrsverhältnisse und ihrer Bedürfnisse. Seine parlamentarische Befähigung ist nicht gering, eine Fülle von Argumenten und Thatsachen steht ihm zu Gebote, auch fehlt es ihm zur rechten Zeit nicht an einer glänzenden und schlagenden Wendung, die das Haus zu gewinnen oder zu bestechen geeignet ist. Dagegen mangelt es ihm oft an jener bureaukratischen Kühle und Objectivität, die über den Verhältnissen zu schweben scheint, Stephan ist mit seinen Ideen und Anschauungen verwachsen und so steht wie bei parlamentarischen Ministern seine Persönlichkeit zu leicht selbst im Gefecht. Die Post ist zudem ein so mit dem täglichen Leben verwachsenes Institut, daß bei ihr die verschiedensten Wünsche und Bestrebungen sich geltend machen und es fortwährende Abwehr gilt, wozu allerdings kühles Blut durchaus erforderlich ist.

Die Debatte über die Strafversetzung der beiden Hamburger Postsecretaire hat zu allgemeiner Mißstimmung einen anderen Verlauf genommen, als man voraussehen konnte. Stephan, der die Versetzung vorgenommen, konnte für sich anführen, daß er sich der Collision zweier Grundsätze gegenüber befunden hat. Das Recht der Petition an den Reichstag muß aufrecht erhalten werden. Allein die Disciplin innerhalb der Beamtenhierarchie ist für die Aufrechthaltung eines geordneten Dienstes gleichfalls unentbehrlich; der Punkt, wo diese beiden Principien zusammenstoßen, ist der kritische; es gehört viel Tact, Kaltblütigkeit, eintretendenfalls auch Energie dazu, um hier das Richtige nicht zu verfehlen. Vielleicht hat Stephan in diesem Falle mehr Energie und weniger Zurückhaltung gezeigt, als geboten war. Nun aber ließ sich der sonst so vorsichtige Delbrück dazu hinreißen, zu dem ersten Fehler seinerseits den zweiten zu gesellen, indem er dem Hause die Auskunft verweigerte, zu der es ein offenbares Recht hatte, ob die Postsecretaire, weil sie ihr Petitionsrecht geübt, versetzt worden sind oder nicht. Allerlei gewundene Redensarten kamen zum Vorschein; die Versetzung von Hamburg nach Stallupönen sei keine Strafversetzung, sondern in dem regelmäßigen Verwaltungsgang erfolgt. Eine starke Zumuthung an die Glaubenskraft des Hauses! Delbrück bemerkte den unglücklichen Eindruck, den er hervorgebracht, er suchte mit einigen halb scherzhaften Wendungen sich eine angenehmere Temperatur zu verschaffen, aber nur ein eisiges Schweigen ward ihm ent-

gegengesetzt. Wie aber ein Fehler den andern nach sich zieht, so verfielen die Redner der Nationalliberalen wie der Fortschrittler, gereizt durch Delbrück's Auftreten, in einen tragischen Ton, als gedächten sie diesen Versetzungsfall zum Ausgangspunkt eines neuen Conflictes zu benutzen. Die allzu herben und das parlamentarische Maß überschreitenden Ausdrücke Bambergers werden von der Rechten mit zornigen Ausrufungen und den unarticulirten Tönen begleitet, in deren Hervorbringung gerade jene Seite excellirt. Lasker, Hoverbeck und andere folgen, die Tonart gradatim steigernd, und auf dem sonst so glatten See des Parlaments wüthet allem Anschein nach ein gewaltiger Sturm. Das Verhalten jener versetzten Postbeamten selbst kann keine Sympathie einflößen; während der Reichstag gerade beschäftigt war nach allgemeinen Grundsätzen die Lage der Postbeamten bedeutend zu verbessern, bringen jene Petenten trotz alles Abmahnens ihre persönlichsten Interessen vor den Reichstag, suchen sie, wie es scheint, die ganze Hamburger Postbeamtenschaft in eine Agitation gegen Pläne und Vorschläge hineinzuziehen, von denen sie noch gar nicht unterrichtet sind. Das wenig günstige Vorurtheil, das dieses Vorgehen erweckte, wird durch die Notiz nicht vermindert, daß einer von ihnen ein übernommener Thurn- und Taxler ist. So tüchtige Beamten diese Categorie auch theilweise geliefert hat, so ist doch mit ihr ein zersetzendes Element in die Postbranche gekommen. Die stramme preußische Organisation, die Kraftausnutzung und die Pünktlichkeit des Dienstes sticht zu sehr gegen die behagliche Bequemlichkeit des Thurn und Taxis'schen Postwesens ab, als daß sich bei den Eingewöhnten nicht eine mehr oder minder stille Opposition gegen die neue Organisation, in die man eingefügt ist, geltend machen sollte. Das Wort Disciplin hat nie einen größeren Zauberklang in deutsch-preußischen Ohren gehabt als gerade jetzt; Delbrück hat nach allgemeiner Anschauung eine sichere Position verdorben; schon seit einiger Zeit war es vielseitig aufgefallen, daß der Stolz des Amtes sich stark in ihm rege, und die Art des Auftretens des Präsidenten des Reichskanzleramtes in der Elsaß-Lothringerkommission konnte darauf vorbereiten, daß es nicht mehr weit von einer Explosion sei. Noch läßt sich nicht absehen, ob der Postconflict auf sich beruhen bleibt, oder ob ein in den letzten Tagen bekannt gewordenes Actenstück, welches manche Aeußerungen Delbrück's zu dementiren scheint, zu einem neuen Sturm Veranlassung geben wird.

Gerade während der Discussion über den Gesetzentwurf Elsaß-Lothringen mußte der Fürst-Reichskanzler sich nach Frankfurt entfernen; den Berathungen der Commission wie der Debatte im Hause ist er fremd geblieben. Wäre es sein Wunsch gewesen, den Verhandlungen beizuwohnen, so würde sich zweifellos die Sache so haben einrichten lassen, daß dieselben nicht gerade in

die wenigen Tage seiner Abwesenheit fielen. Es wird vertrauenswerth berichtet, daß Bismarck es geradezu ausgesprochen, er habe keine Veranlassung, sich über das vorliegende Verhältniß auszulassen. Einmal auf der parlamentarischen Tribüne, traut sich der Kanzler nicht mehr die Zurückhaltung zu, die er sich auflegen zu müssen glaubt. Wohnte er der Sitzung bei, so wäre sein Reden wie sein Schweigen gleich bedeutungsvoll, und wenn auch sein Fortbleiben nicht ganz bedeutungslos ist, so ist doch die Deutung besonders schwierig. Der Ausfall der Abstimmung wird mit großer Wahrscheinlichkeit sich den Vorschlägen der Commission adäquat bewegen. Der erste Redner in der Frage war Heinrich v. Treitschke. Er ist gleichsam der Prophet der neuen Zustände Deutschlands; wie bewegen sich doch alle die Essays, die er zu deren Herbeiführung und Verherrlichung geschrieben, in hoch rhetorischem, ja erhabenem Styl! Nun aber erst in der mündlichen Discussion, da er den Grundgedanken seines Lebens, den preußisch-deutschen Unitarismus, zu vertreten hatte, strömte ihm die Sprache in lyrischer Fülle dahin. Wie ein gottbegeisterter olympischer Festredner stand er vor der Versammlung, Freund und Gegner mit aufrichtiger Bewunderung, ja vielleicht selbst die Letzteren mit einer gewissen Sympathie erfüllend. Bei dem Redner schätzt man das Talent, was aber fesselt und hinreißt, das ist der Charakter, der sich in der Rede ausspricht, und jedes Wort Treitschke's trug den Stempel vollkommener Wahrheit, Offenheit und Ueberzeugungstreue. Diese Rede hätte außer Treitschke in Deutschland Niemand halten können. Denn Niemand wohl außer ihm hat so ganz seine Gedanken dem Cultus des Nationalen geweiht. Das Schicksal hat ihn dazu so vielen kleinen und unbedeutenden Eindrücken des täglichen Lebens enthoben und giebt ihm eine Sammlung, die sonst im parlamentarischen Treiben leicht verloren geht. Sehr zum Ziele trafen seine Ausführungen über die Neigung großer Männer, die Bedeutung von Einrichtungen im Gefühl ihrer Kraft zu unterschätzen und sich mit Menschen zweiten Ranges zu umgeben. Wie überlastet schien Delbrück und seine Umgebung in dem Augenblick von der schwungvollen Ironie des Redners! Auch der „anonyme Geheimerath", der nach Treitschke's Ausführung in Preußen herrscht, erregte Sensation, das geflügelte Wort ist fertig, und als nach Treitschke der bekannte Geheimerath Wagener die Tribüne bestieg, rief man sich heiter zu: seht, da ist er, der anonyme Geheimerath! Es war zum ersten Mal, daß der vielbesprochene Kreuzzeitungsmann im deutschen Reichstag sprach, ja überhaupt in demselben erschien, er war daher Manchem eine neue Erscheinung. Der Gesammteindruck war zweifelhaft, man konnte nicht recht klug daraus werden, wo er eigentlich hinauswolle. Er vertheidigte die ursprüngliche Regierungsvorlage, die in den von der Commission beanstandeten Stellen bereits als aufgegeben zu betrachten

ist und brachte Gründe vor, die großentheils außerordentlich banaler Natur waren. Wahrscheinlich lag das Hauptgewicht im Sinne des Redners in seiner Ausführung über die Nothwendigkeit der Schonung berechtigter elsäßischer Eigenthümlichkeiten, eine Art Glorificirung seiner Verfahrungsweise und im wahren Sinne des Wortes eine oratio pro domo. Ueber eine große Sache zu sprechen ist schwer. Treitschke wußte ihr gerecht zu werden; minder glücklich war Lasker, dessen Scharfsinn eine Neigung hat, zur Spitzfindigkeit überzugehen. Windthorst-Meppen, dessen Stärke in einem beißenden und nörgelnden Meistern besteht, sollte nun einmal etwas Positives leisten, und er ward — was er gewiß am Meisten scheut — er ward effectiv langweilig. Und damit schien das Signal und Losungswort für den weiteren Verlauf der Verhandlung gegeben, die an neuen Gedanken und selbst an glücklichen Wendungen nicht reich war.

Als ein bemerkenswerthes parlamentarisches Ereigniß ist die Bestätigung der Wahl des Frankfurter Abgeordneten Sonnemann hervorzuheben und zwar wegen des eigenthümlichen Umstandes, daß das Reichskanzleramt aus der Neutralität, welche es allen anderen kontestirten Wahlen gegenüber eingehalten hatte, hier heraustrat und zwar zu Gunsten des demokratischen Abgeordneten. Die Aussicht des Herrn von Rothschild, seinen Sitz im deutschen Reichstag wieder einzunehmen, ist damit für diese Periode wenigstens vereitelt. Man hat es hier Herrn von Rothschild noch nicht vergessen, daß er im Juli 1870, als man ihn in Berlin wohl gebrauchen konnte, sorgfältig vermied sich hier sehen zu lassen, und es ist vielfach bemerkt worden, daß der Bankier, welcher in Frankfurt beim Friedensschluß zunächst zum Reichskanzler beschieden wurde, Baron von Erlanger und nicht Herr von Rothschild war.

Die Lage in Frankreich und unser Gewinn. Während dies geschrieben wird, dringen die Regierungstruppen — endlich — in Paris ein. Der achtwöchentliche Kampf der französischen Regierung gegen die unbotmäßige Hauptstadt scheint dem Ende nahe. Es ist weniger die kampfbereite Streitmacht des Herrn Thiers, welche dies Ziel ermöglicht hat, als der innere Verfall der Commune, und die Ueberzeugung ihrer Führer, daß nach Abschluß des Friedens mit Deutschland und nach Rückkehr der französischen Gefangenen alle Aussichten des Aufstandes geschwunden sind. Lehrreich ist für uns der Verlauf des schwächlichen Kampfes, welcher zwischen den Franzosen um den Besitz von Paris geführt wurde. Der Einmarsch der Regierungstruppen in die Enceinte erfolgte ohne erwähnungswerthen Widerstand auf derselben Südwestecke, welche während unserer Belagerung als maßgebender Punkt für einen Angriff gegolten hatte. Nachdem ein Versuch, unter dem Schutz des Mont Valerien von Nordwesten in die Stadt einzudringen, gescheitert war — ein

Versuch, der wahrscheinlich nachträglich als Demonstration und als zur Ablenkung der Aufmerksamkeit unternommen erklärt werden wird — faßte Marschall Mac Mahon das Fort Issy mit seinen Nachbarforts Vanvres und Montrouge ernsthaft an. Aber auch dieser Kampf war fast nur Bombardement. Als unser Heer vom Fort Issy schied, war dasselbe von unseren Batterien bereits übel zugerichtet, im Innern alle Räume zum Wohnen, Kochen, Aufbewahren nicht nur ausgebrannt, sondern fast niedergeworfen, die Wallmauer überall beschädigt, nach Clamart zu eine große Bresche, allerdings hoch über dem Graben, nur mit Sandsäcken zugesetzt, alle Kasematten mit Sandsäcken zur Verstärkung der Mauer geschützt. Doch hätte der tiefe und steile Graben damals noch einen Sturm unangenehm gemacht. Seitdem haben die Franzosen wochenlang auf den Trümmerhaufen gefeuert, man muß annehmen, daß kaum noch eine Mauer gestanden hat. Demungeachtet ist selbst dies Fort nicht gestürmt, sondern von den bombardirten Vertheidigern ohne Kampf verlassen worden, wie jetzt die Enceinte. Die Regierungstruppen verdanken ihre langsamen Erfolge nur der Geschützwirkung. Sie haben ihre eigene Hauptstadt sehr viel rücksichtsloser beschossen, als wir gethan, und sie finden das jetzt ganz in der Ordnung. Es ist ein alter Lehrsatz der Kriegskunde, daß ein Bombardement nur dann wirksam ist, d. h. die Uebergabe der Festung zur Folge hat, wenn der belagerte Commandant oder die Besatzung untüchtig sind. Wir haben im letzten Kriege fast alle eingenommenen Festungen durch Bombardement gewonnen, selbst bei Straßburg hat dasselbe den bei weitem größten Theil der Arbeit gethan. Auch das war charakteristisch für die Leistungen der Franzosen. Und doch ist unserem Heer die Frage nicht erspart worden, weshalb wir soviel bombardirt und so viel Eigenthum friedlicher Bürger zerstört haben. Der zureichende Grund war, weil das Bombardement, wo es wirkt, in der Regel rasch wirkt, und weil der Belagerer dabei am weitesten abbleiben kann, also selbst den geringsten Verlust erleidet. Ehe man die regelmäßige Belagerung mit ihren Mühen, Kosten und Verlusten beginnt, versucht man, was die eigene Mannschaft, das Werthvollste im Kriege, am meisten schont; hilft dies nicht, dann bleibt freilich nichts übrig, als systematischer Angriff. Jetzt haben die Franzosen von demselben Vortheil langen und reichlichen Gebrauch gemacht. Wir aber empfinden als eine fatale Vergeltung, daß Herr Thiers, der eifrigste Vorkämpfer der Befestigung von Paris, durch sein eigenes Werk an Besitzergreifung der Stadt gehindert und genöthigt wurde, dieselben Befestigungen, die er einst geschaffen hat, durch französische Geschütze niederzuwerfen.

Ohne Zweifel wird der Einnahme von Paris sehr bald ein plötzlicher Umschwung der Stimmung folgen, ähnlich wie einst dem Sturz der Jacobiner. Viele Tausend Flüchtlinge, welche erbittert in ihre zerstörten und ausgeraubten

Wohnungen zurückkehren, die Priester, der heruntergekommene Mittelstand, die Genußsüchtigen, sie werden mit celtischem Haß, Spott, Rachegeschrei die Räuber der Commune verfolgen. Wir Deutschen müssen seit Abschluß des Friedens wünschen, daß Herrn Thiers der militärische Erfolg zu Gute komme und seine wankende Stellung befestige. Er selbst hat wiederholt seine Treue gegen die Republik verkündigt und in Gesprächen seine innige Ueberzeugung kundgegeben, daß Frankreich zwar jetzt legitimistische Neigungen habe, daß aber eine Rückkehr der alten Königsdynastien einen neuen Bürgerkrieg herbeiführen werde. Man thut ihm wohl mit der Annahme nicht unrecht, daß dies seine wahre Meinung ist und daß er sich selbst, als lebenslänglichen Regenten, für die beste Kur Frankreichs hält. Die Frage ist nur, ob die Franzosen dieselbe Ansicht gewinnen. Und hiergegen ist beachtungswerth, daß man in Versailles und anderswo jetzt häufig einen andern Namen als den seines unvermeidlichen Nachfolgers nennen hört, und dieser Name ist Rouher, er, der glücklichste Faiseur mit der dreisten, heiteren Stirn, der erfolgreichste Beherrscher der Erwählten des Volkes, der entschlossene, nie verlegene, jedem Sturm gewachsene Politiker. Es ist charakteristisch, daß Napoleons Name dabei nicht genannt wird, aus Vorsicht, Verlegenheit oder Schaam. Wenn deutsche offiziöse Correspondenten in diesen Tagen entrüstet den Gedanken zurückwiesen, unser auswärtiges Geschäft hätte je an eine Restauration Napoleons gedacht, so ist solche eifrige Betonung unserer Vertragstreue jetzt nach Abschluß des Friedens allerdings zweckmäßig, und wir freuen uns aufrichtig, daß man in Berlin nicht nöthig hatte, einen andern Repräsentanten Frankreichs — nach den Worten des Reichskanzlers — „zu suchen oder zu finden". Aber wir meinen doch, daß der ernste Zweifel über die nächste Regierung Frankreichs bei unserer Staatsleitung noch gar nicht geschwunden ist.

Wir haben seit den Verhandlungen von Frankfurt unter den möglichen Machthabern Frankreichs die Wahl getroffen. So lange Herr Thiers und seine Freunde den Vertrag beobachten, ist unser festes und großes Interesse, daß sie in der Regierung dauern. Der Friedensvertrag ist ihr Werk, wie das unserer Diplomatie, sie sind durch die relativ stärksten Motive, durch Einsicht und Ehre, gebunden, ihn zu vertreten und auszuführen, sie sind durch den Friedensschluß von uns als die legale Staatsautorität Frankreichs anerkannt, auch die persönliche Annäherung und Verständigung hat stattgefunden, welche jedem Vertragsschluß vorausgehen muß, und die in der Politik zwar für ein schwaches Band gehalten wird, aber gerade hier am wenigsten entbehrt werden kann. Wir haben von keinem Regenten, welcher auf Herrn Thiers folgen mag, größere Ehrlichkeit und Vertragstreue zu hoffen, wohl aber das Bedürfniß jeder neuen Regierung nach neuer Popularität mit einigem Mißtrauen zu betrachten.

Nicht als ob wir in Sorge um neue Kriegspläne wären. Wenn die Lehren der Geschichte nicht völlig trügen, so muß nach den fürchterlichen Krisen, welche Frankreich seit einem Jahr durchgemacht hat, und nach den harten Lehren, die ihm eingeschlagen wurden, dort ein tiefes Ruhebedürfniß die Oberhand gewinnen, Sehnsucht nach einer festen Regierung, welche Sicherheit für friedlichen Erwerb und die Möglichkeit gibt, die Schäden der Kriegszeit auszuheilen. Man darf überzeugt sein, daß diese nothwendige Reaction energisch wirken und Dauer haben wird, trotz gekränkten Soldaten und schnau-

benden Journalisten. — **Und wenn es doch anders käme, wir können's kaltblütig abwarten.**

So ist alles vollendet, was der kühnste Wunsch der Deutschen vor einem Jahr nicht zu hoffen gewagt. Von Weißenburg bis Sedan, von Sedan bis zur Capitulation von Paris haben wir Deutsche das kaiserliche und das republikanische Frankreich in seiner Untüchtigkeit erwiesen. Die letzte Arbeit haben die Franzosen allein besorgt, den Streit mit dem socialistischen Unsinn, dessen Heerd und Verbreiter Paris zum Unglück Europas so lange gewesen ist. Und diese letzten Wochen ruhmloser, schwacher Waffenarbeit waren für uns nicht weniger wichtig, als die Monate unserer Siege. Erst in ihnen ist der hochfahrende Uebermuth der Franzosen gründlich gebrochen, ihre Unkenntniß der eigenen Krankheit in Erkenntniß umgewandelt. Zwischen den Friedenswerbern Thiers und Favre zu Versailles und denselben Autoritäten zu Frankfurt war ein großer Unterschied. Wir aber durften in diesen letzten zwei Monaten für unseren Handel und Industrie bereits einige Frucht des großen Krieges erndten. Und wir meinen, der Vortheil, welcher für unsere friedliche Thätigkeit aus der Niederlage Frankreichs hervorgeht, wird sich als der eigentliche und ächte Beutegewinn des Kampfes erweisen, werthvoller als die Milliarden Kriegsentschädigung.

Für den allergrößten Gewinn aber halten wir, daß jetzt ein großer Theil unseres Heeres nach Haus und Hof kehrt. Im Frühlingsschmuck ruft den Siegern die glückliche Heimath ihr Willkommen zu! ♀

Literatur.

Infallible Aesthetik. Als im letzten März bei Gelegenheit der Reichstagswahlen in Rheinland und Westfalen aus den Wahlurnen ein ultramontaner Name nach dem anderen hervorging, als wir Anderen, die wir unsere Siege in Frankreich nicht durch den Triumph der Jesuiten in Deutschland besiegelt wünschen, die Köpfe hängen ließen und mit Bangigkeit den Reichstagsdebatten entgegenblickten, tröstete uns ein alter Rheinländer: Laßt nur, diese — Menschen werden im Reichstage reden wollen, und dann sind sie verloren. Im katholischen Casino, wo sie nur unter ihres Gleichen sitzen, auf der Kanzel im Dorfe, wo ihnen Niemand antworten kann, da feiern sie leicht oratorische Triumphe. Aber in einer Versammlung, wo sie nicht ihr persönlicher Nimbus deckt, wo das Gegenwort gestattet ist, da sind sie leicht geschlagen. Und wie der alte Rheinländer vorhergesagt, so ist es eingetroffen. Sie haben gesprochen, viel gesprochen und — sich blamirt. Aber die Reichstagstribüne ist nicht alle Tage im Jahre zugänglich. Sollen wir immer warten, bis sich der Reichstag versammelt? Da haben wir einen anderen Trost. Diese Menschen müssen auch schreiben, sogar viel schreiben, in den verschiedensten Wissenschaften auftreten, um ihr Ziel zu erreichen. Denn sie wollen auch die Geister beherrschen, auch die Bildung sich unterthänig machen, sie wollen und müssen die ihnen bisher so feindselige Wissenschaft vernichten und dem neuen katholischen Principe zusagendere Anschauungen zur Geltung bringen. Sobald sie dieses aber versuchen, sobald sie den literarischen Kampf-

platz betreten, ist ihnen auch glücklicher Weise wie auf dem Reichstag die Niederlage und die Beschämung sicher. So recht als unmittelbares Zeugniß für die Richtigkeit dieser Behauptung kam uns in diesen Tagen Albert Stöckl's Grundriß der Aesthetik zur Hand. Hr. Albert Stöckl, Doctor und Professor der Philosophie, gilt bei den Ultramontanen als eine hohe Autorität in speculativen Dingen, er wurde vor mehreren Jahren aus Bayern nach Münster berufen, um hier die unfehlbare Philosophie vorzutragen, er entsagte aber vor Kurzem seinem Lehramte und zog sich in sein Vaterland zurück, weil er die Preußen unausstehlich fand. Sehen wir uns sein Werk näher an. Profane Kritiker würden sagen: das wenige, was in demselben richtig ist, ist überaus schal, was nicht schal ist, ist unrichtig und verkehrt. Andere könnten in ihm einen Schalk vermuthen, der die ästhetische Kategorie von der unfreiwilligen Komik an seinem Buche personificiren wollte. Doch nein, Hr. Albert Stöckl ist kein Schalk, er meint es ganz ernst und ehrlich, nur hat er über die ästhetische Literatur und die ästhetischen Dinge Ansichten, die im Collegium romanum heimischer sind, als in dem ketzerischen Deutschland.

Wer sind die hervorragendsten Aesthetiker, mit welchen Herr Albertus Stöckl sich vorzugsweise auseinanderzusetzen bemüht ist? Da ist zuerst ein Hr. Nüßlein und insbesondere ein Hr. Jungmann. „Das ist ein vortreffliches Buch, das wir vielfach benutzt haben", sagt Stöckl von Jungmann's Buch: die Schönheit und die schöne Kunst. Ueber Hrn. Nüßleins Lebensschicksale sind wir leider im Unklaren geblieben, Jungmann ist offenbar der Jesuit, der an der Innsbrucker Universität die Humaniora, soweit sie ultramontanen Theologen nützlich sind, tendirt. Das sind also Stöckl's Autoritäten. Und nun zu seinen ästhetischen Lehren. Daß die Natur häßlich ist, versteht sich von selbst; neu war uns nur der Grund der Häßlichkeit bei einzelnen Kreaturen. Das Kameel ist häßlich, weil es nicht wie ein Pferd aussieht, das Faulthier ist häßlich, weil wir in demselben „einen sittlichen Mangel, eine Untugend finden." Aber Stöckl! Dann sind ja die feisten Mönche, von welchen uns die Goliarden singen, auch häßlich. Das wäre um so schrecklicher, da Albertus Stöckl das Hauptmerkmal des Schönen in der „Güte" findet, was auf eine starke Vorliebe für culinarische Genüsse deutet. Unseren Mann lernen wir aber erst recht kennen, wenn wir ihn belauschen, wie er über die Anwendung des Nackten in der Kunst denkt. Das Nackte ist natürlich unbedingt verwerflich, denn „diesen nackten Gestalten geht die psychologische Wahrheit ganz ab. Wer sollte es mit dem Charakter, mit dem Geist einer idealisirten Persönlichkeit im Einklang finden, daß dieselbe nackt vor die Augen der Menschheit tritt? Die Entfernung der Bekleidung widerstreitet geradezu dem Charakter schon des gewöhnlichen Menschen, um wie viel mehr eines Menschen in höchster Vollendung gedacht. Es ist daher schlechthin widersinnig, wenn Raphael das göttliche Kind auf den Armen seiner gebenedeiten Mutter nackt darstellen läßt; denn diese Nacktheit streitet absolut mit der Idee der Jungfrau wie das Kind selbst." Der Leser, der diese letzten Worte gelesen, reibt sich erstaunt die Augen. „Wie das Kind selbst." Also soll die Madonna ohne Kind abgebildet werden? Allerdings, in den neuen Jesuitenkirchen sieht man das Christuskind nicht auf den Armen der Madonna, sondern Josephus trägt es, und diese Statuen und

Bilder werden in ultramontanen Kreisen eifrig empfohlen, weil sie das Dogma der immaculata conceptio angeblich besser versinnlichen. Wird man dem neuen Dogma nicht auch das Ave Maria Gebet opfern? denn dort heißt es gleichfalls: benedictus fructus ventris tui. Doch hören wir unseren Autor noch weiter. „Auf den Vorgang der antiken Sculptur kann man sich für die Berechtigung des Nackten in der Plastik keineswegs berufen. Denn erst nach Phidias, also in jener Zeit, wo das griechische Leben und die griechische Kunst zu sinken begann, fing man an, gewisse Gestalten unbekleidet zu bilden. Und auch da waren es vorzugsweise nur solche Gestalten, welche den dunkelsten Schattenseiten des griechischen Mythus angehörten, Darstellungen der gemeinen Venus und der mit ihrem schändlichen Cult in Verbindung stehenden Personificationen. Wo dagegen, sagt sogar Ficker, Alter und Würde eine Bekleidung fordern, da fehlt sie nie."

Sogar Ficker! Das mag wohl ein moderner Heide sein, einer der noch Winkelmann's Schönheitscultus übertrieben und dem Christenthum ewige Feindschaft geschworen hat. Ach nein. Der gute Ficker war zur Zeit des Kaisers Franz ein wohlbestallter k. k. österreichischer Professor in Olmütz, gegen dessen Schriften sogar Sedlnitzki's Censur nichts einzuwenden hatte. Dieser zahme österreichische Gelehrte erscheint unserem Stöckl als Ausbund der Frivolität und unchristlichen Gesinnung. Nach diesen Proben des Verstandes und des Wissens wundern wir uns über nichts mehr, auch nicht darüber, das die Landschaftsmalerei „eigentlich eine schwierige Kunst ist, daß sie nicht blos das Auge befriedigen, sondern auch an die übrigen Sinne sich wenden muß", daß das Halbdunkel „die verhältnißmäßige Vertheilung von Licht und Schatten in dem Gemälde ist", daß endlich die Novelle „Alles mit dem Roman gemeint hat und sich nur durch den geringeren Umfang des Stoffes unterscheidet." Doch noch ein Citat sei gestattet. Einmal trifft unseren Professor der Strahl des gemeinen Menschenverstandes und er räumt ein (S. 160), daß es einen Menschen, der nie irrt und nie fehlt, nicht gebe. Da würde er aber mit dem Dogma der Infallibilität in Conflikt gerathen. Sofort verbessert er sich und fügt in Klammern zu: die Wunder der Gnade ausgenommen. Er kann uns auf das Wort glauben: die Wunder der Gnade treffen bei ihm nicht zu. Ein solcher erbärmlicher Stümper in der Wissenschaft ist uns in fast dreißigjähriger Praxis nicht vorgekommen. Und das ist ein Held der Ultramontanen, ein Licht der Jesuitenfreunde, eine Hauptstütze der Infallibilisten. Die nahe liegende Reflexion, wie es denn möglich war, daß ein solches Individuum im sogenannten Staate der Intelligenz Jahre hindurch Universitätslehrer (denn die Academie in Münster rangirt mit den übrigen preußischen Universitäten) sein konnte, lassen wir heute bei Seite. Das aber mögen sich Stöckl's Freunde und Gönner, die Jesuiten und Ultramontanen gesagt sein lassen: Wenn sie in dieser Rohheit des Geistes und schamlosen Unwissenheit beharren, können sie vielleicht aus dem Pöbel oben und unten Einzelne als gute Beute fischen, aber den Kern der Nation, der Verstand besitzt und auf gute Bildung hält, werden sie nicht fangen.

Ausgegeben: 26. Mai 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Klaus Groth.

Quickborn. Zweiter Theil. Volksleben in plattdeutscher Dichtung ditmarscher Mundart. 1871.

Als Klaus Groth 1858, sechs Jahre nach dem Erscheinen seines ersten Quickborn, seine „Briefe über hochdeutsch und plattdeutsch" herausgab, erregte er damit einen lebhaften Streit über die Bedeutung von Dichtungen in Volksmundart. „Der Dialekt", so urtheilt Julian Schmidt, in Uebereinstimmung mit einer verbreiteten Ansicht, „hat ein eigenes eng umschriebenes Leben, über das er nicht hinaus kann, ohne geradezu das einzubüßen, was seinen Vorzug ausmacht, die innere Uebereinstimmung und sinnliche Unbefangenheit. Was wir Hochdeutschen zu reden wissen, ist das Resultat einer hundertjährigen Kulturgeschichte, der Arbeiten eines Göthe, Kant, Hegel, welche die plattdeutsche Mundart eben nicht durchgemacht hat." Dasselbe Urtheil wendet sich in dem neuesten Bande der Tagebücher von Varnhagen herb gegen die Dichtungen von Klaus Groth.

Dies abstracte Urtheil hält gegenüber einem gründlicheren Einblick in das Leben und die Menschen dieser Landstriche von Ost- und Nordsee nicht Stich. Mit einem einzigen Behagen, welches keine hochdeutsche Dichtung hervorbrächte, wird hier der Vers in plattdeutscher Sprache vernommen und erinnert. Und wer nur einige Zeit hindurch mit den Menschen der Landstriche lebt, aus denen der frische und lebendige Born dieser Dichtung aufsprang, wird die Empfindung theilen. Ein starkes provinzielles Gesammtleben tritt hier mit eigenartigen Bedürfnissen hervor. Volles Behagen an ausreichendem Besitz, ruhige Selbständigkeit, Gefühl seiner Selbst, eine beinahe störrische Neigung, vom Standpunkte des eigenen practischen Lebens aus die Bildung unserer Nation sich kühl, zweckmäßig und mit einer höchst unbefangenen Sicherheit zurecht zu legen — solche Charakterzüge des Volkes an unseren Küsten schließen es in einer durch seine Stände hindurch wenig gesonderten gemüthlichen und geistigen Atmosphäre ab. Soll diese Eigenart sich fühlen, soll sie die ihr eigenen Worte finden, so kann das nur in niederdeutscher Sprache geschehen, in welcher das Eigenste und Sinnigste, das Fröhlichste und Traurigste, was das Leben der Menschen dieser Landstriche umschließt, jederzeit seinen Ausdruck fand. — Hiermit wirkt eine geschichtliche Thatsache zusammen. Diese Sprache war das Einheitsband Dänemark gegenüber; in den Kämpfen, deren Erinnerung dem Holsteiner noch heute, auch

gegenüber dem Größten, was nachher geschah, sich immer wieder in den Vordergrund drängt. Es war beinahe eine politische Begebenheit, als der Quickborn zuerst erschien und von Bauernhof zu Bauernhof die lebendige Freude an der angefochtenen Landessprache trug. Und damals, als ein edler unvergeßlicher Kreis in Kiel den jungen Dichter aus dem ditmarscher Lande mit Begeisterung aufnahm, erschien derselbe den Patrioten, deren Arbeit ein so wichtiges Glied im Zusammenhang von Deutschlands politischer Wiederherstellung geworden ist, auch darum so willkommen, weil in seinen Liedern und Geschichten das frischquellende Leben niederdeutscher Sprache, welche unverdrängbar unsere Grenzen hütete, sich regte und gestaltete.

Andere und bessere Zeiten sind gekommen. Aber Jeder, der unserer Nation ächtesten Kern erhalten wissen will, muß das freudige Selbstgefühl und die kräftige Eigenart der einzelnen deutschen Landschaften hochhalten. Als neulich Gervinus in der neuen Vorrede seiner Literaturgeschichte dem Particularismus der deutschen Einzelländer eine begeisterte Lobrede hielt, berührte er doch eine uns hochwichtige Aufgabe, deren Gewicht jedes Blatt unserer Literaturgeschichte anschaulich macht, inmitten der fortschreitenden staatlichen Einigung Deutschlands die Sondergestaltung seines Culturlebens zu erhalten. Ein Volk ohne politische Einheit existirt gar nicht; ohne den Willen derselben verdient es auch nicht zu vegetiren; „wie lange", rief Fichte schmerzlich aus, als auch der Schatten des deutschen Kaiserthums geschwunden war, „wie lange wird es noch dauern, daß Keiner mehr lebe, der Deutsche gesehen oder von ihnen gehört hat?" Aber darin ist unser Leben anders geartet und gewachsen als das unserer Nachbarvölker: vom Rheinthal und dem Schwarzwald bis zu den Halligen von Schleswig, welche mit der andrängenden Fluth der Nordsee kämpfen, sind sich die deutschen Landschaften der Eigenart ihrer Cultur, der eigenen Farbe, welche Leben, Gemüth und Gedanke unter ihnen haben, freudig bewußt. „Jakob Grimm", so hat neulich Hermann Grimm die Denkart des Oheims, mich dünkt im eigensten Geiste dieses großen Erforschers unserer deutschen Cultur ausgesprochen, „Jakob Grimm ist niemals Föderalist gewesen. Er hatte stets das Allgemeine im Auge. Particularist war er, wie wir Alle heute es sind und hoffentlich bleiben werden. Das Gefühl, mit dem die Brüder Grimm in allen Wurzeln ihres Daseins im hessischen Boden liegen, kennt Jeder, der von ihnen weiß. Möge in allen Hessen niemals diese Liebe verloren gehen und die große Vereinigung, die sich heute vollzieht, all den einzelnen Landschaften Deutschlands zu Gute kommen, damit niemals wie in Frankreich ein einzelner Punkt in erhöhtem Maße das Ganze zu repräsentiren scheine." Hierüber hat wohl Jeder seine eigenen Gedanken, der heute nach einem naturgesetzlichen Verhältniß unser wissenschaftliches Leben und unsere Literatur sich immer stärker centralisiren

sieht. Wünsche und Worte wirken leider dem Gesetz der Anziehung, das hier waltet, nicht entgegen. Möchte doch vor Allem durch eine weise Politik das Gegengewicht, das in den Einzeluniversitäten liegt, gestärkt werden.

Genug, es hat auch heute, da der zweite Band des Quickborn erscheint, keine Gefahr, daß die Eigenart deutscher Landschaften sich in unserer Literatur allzu breit mache. Ohne dem Dichter die Bürde einer besonderen Mission auflegen zu wollen, die ihn auf seinem leichten Gang beschweren würde, haben wir unsere Freude an den eigenen Lauten seines Gemüthslebens, in welchen die Weise seiner Landschaft und seiner Sprache austönt. Und andererseits hat diese Sprache genug an den Veränderungen im Innenleben unserer Nation theilgenommen, um ein schmiegsamer Ausdruck dessen zu sein, was in ihrem Dichter sich bewegt. Lebt doch ein Dichter überhaupt nicht für ein ideales Publikum ästhetisch Gestimmter. Er lebt, Dollmetscher und Ausleger des Gemüthslebens eines Kreises zu sein, damit dieser all das, was in ihm arbeitet, erhöht, bewußt, gesteigert empfinden und wollen lerne. Gewiß ist sein höchstes Glück, wenn etwa im Theater ihm eine jauchzende Menge tiefbewegt zujubelt, weil er aussprach in Gestalten, wofür eine ganze Nation die Worte suchte. Aber wer sollte nicht, da solche Wirkungen einmal selten und heute Niemand bescheert sind, seine Freude haben an der gesunden Gestalt eines Dichters, der doch in Sprache und Gemüth eins und verwachsen ist mit dem Sonderleben, aus dem er hervorging, der alle Stände eines weiten Landstriches bis zu den einsamen Bauerngehöften der Nordseemarschen unmittelbar in dem Gemeinsamen der Sprache ergreift, erschüttert und ergötzt, der solchergestalt der Dollmetscher eines eigenartigen und reichen, ob auch landschaftlich abgegrenzten Gemüthslebens wird! Dies Alles ist Klaus Groth zu Theil geworden. Seine Gedichte werden gelesen und wiedergelesen. Und sie gewinnen dadurch. Denn in der scheinlosen Schlichtheit der Empfindung, in der Prägnanz, mit welcher sie aus der Anschauung heraustritt, prägen sie sich der Erinnerung ein. Es ist Landescharakter darin. „Uns Land is flack, uns Sprak is platt ‖ Un ernsthaft sind uns Lüden; ‖ To seggn hebbt wie hier wenig hatt ‖ Un öfter vel to striden."

Zwei Erzählungen, in Prosa die eine, die andere in Versen, und Gedichte umfaßt die vorliegende Sammlung.

Die Erzählung in Prosa ist eine Kaufmannsgeschichte, ein „Soll und Haben" auf ditmarscher Boden. Sie spielt in Heide, dem Hauptort vom Vorderditmarschen; der Ort liegt unfern von der Küste, in den Marschen selber; aber es ist doch, als wäre in der Ferne das Rauschen der Nordsee zu vernehmen, so fühlt man in den Menschen einen kühneren Zug und weiteren Blick, wie ihn die See gibt. Die Sonderart des Landes und der Menschen spiegeln sich in der Erzählung in schöner Klarheit. „Aewer Ditmarschen weer dat Fröhjahr kam. Dat kumt lat, denn

dat hett en wide Reis', ehr dat vunt Süden rop to uns dringt. Dat hett toletz jümmer noch en Sprunk aewer de Elf (Elbe) to maken, dat steit un lurt op günt Sit (jenseits), as wull dat eerst en Tolog nehm. Man hört vertelln von Böm de dar grönt, un Kirschen de dar blöht, un bi uns is noch Allens dodensstill. Awer wenn't denn kumt, so kum't ok in en Sprunk. Denn süht man't anne Wulken, denn hört man't annen Wind, denn markt man't annen Eerdgeruch, dat Fröhjahr is dar, dat kumt mit Macht." — „Dat sünd de Stimm, de de Summernächten lebenni makt, dat sünd de Lütten vun de Sängers, de nach enge Dag' in jede Heck un Tun er Ropp wis't, de dar hüppt so vertrut, as weern se to Hus, un nich verreist west, un bald mit ern Gesang de Luft opfüllt so fröhlich, as weer't alle Dag Hochtid un de Jugend weer ewig." — „Sin Ogen gingn aewer dat gröne Land: min Vaderland! dach he, min Moderland! Em full en Leed darbi in, wat he as Kind inne Schol kum ohne Thran harr singn kunnt, an de wehmödige Melodie len sik de Wör as weern't Drapens (Tropfen) ut sin Moder er bleken ogen — „fällen sie mit Erde ihre Hand, und küssen sie, das sei der Dank für deine Sorgfalt. Speis' un Trank, du liebes Vaterland." Wie charakteristisch ist dann das Bild der Heide, weitgedehnt, querdurch eine Allee von Lindenbäumen, an der Seite Windmühlen, die unthätig ruhen „disse half lebennige Gebüde". „He kunn sik denken, wa Möller un Möllerknecht oppn Mälnbarg rum fulenzen, inne Feern (in die Ferne) äwert ganze Land Ditmarschen keken, un von Mäl un Möllers sproken, meistens nicht dat Beste, awer mit vael Behagen: gewiß snacken se ok oewer Wind un Wedder, dat se wit hin kunn andüdt (angezeigt) sehn an er Collegen, meist na de Richtung vun de Roden (Flügel), oder na de Segeln un er Gestalt." Mit derselben klaren Anschaulichkeit ist der landschaftliche Charakter der Menschen bezeichnet. So wenn von dem Helden erzählt wird; „Awer Thieß weer een vun disse wunnerlichen Naturn, as wi se hier hebbt, de so to seggn op een Sit hell waken sünd, un op de anner Sit drömt. Un disse Naturn sind hier unse besten." Oder wenn er von einem Pietistencirkel erzählt: „Man kram jümmer int Hart un de Bost herum un ut dat Innere herut; nich Unwahrheiten un nix Slechts, jo nicht. Awer in unsen Lann is dat so wenig de Art un de Bruk, dat dat Thieß as wat ganz Fremdes voerkam muß." Oder wenn er mit Behagen bemerkt: „He weer en Oberdütschen; Barbeer, Raseer un Tänbreker broch unse Land nich hervor."

Aber aller Zauber dieser Landschaften ist erst über die Küsten gebreitet, wo die Wellen hier blau und mit leiserem Schlag an den Ostseeufern mit ihren grünen Buchenwäldern anschlagen, dort aber mit mächtigem Drängen den Sand der Nordseedünen treffen. Wie weiß der Dichter die Zauber der

Kieler Bucht, an der sein eigenes Haus stehet, zu zeigen: „wir sweben as in blaue Luft || Un luter Glanz umher."

„Dat weer inn schönsten Julimaand,
Dat Schipp dat heet Marie,
Wi segeln langs den Ostseestrand,
An Feld un Holt verbi,
An menni Insel blid (freundlich) un grön,
Dar gungn int Gras de Köh,
An menni Segel, wit to sehn,
As Möven op de See."

An der ditmarscher Nordseeküste spielt die Geschichte in Versen „De Heisterkrog." Man wird sie lesen, so lange die niederdeutsche Sprache an diesen Küsten vernommen wird. Nur in den Versen von Klaus Groth ist ganz die ihm eigenthümliche klare und knappe Form, welche aus der Anschauung die Empfindung oder den verallgemeinernden Gedanken blitzartig hervorspringen läßt: seine Prosa hat nicht dasselbe feste Gefüge. Dazu ist diese Geschichte von der einfachsten, schönsten Erfindung. Die melancholische Einsamkeit, die über ihr liegt, wird durch die geringe Zahl der Hauptpersonen und die Unbestimmtheit, in welche alle anderen gerückt sind, erhöht. Diese Wirkung wird, wie mir scheint, nur durch die zu grelle Zeichnung des amerikanischen Farmers beeinträchtigt; überblickt man am Ausgang der Erzählung das Ganze, so will diese Figur, welche ja in die Motivirung wohl eingefügt ist, doch nicht in die Stimmung des Ganzen aufgehn, welche sonst so schön durchgeführt ist. Es ist als wäre die ganze Geschichte die Verkörperung einer landschaftlichen Stimmung. Das glücklose Leben dieser Fremden in dem einsamen Hofe an der See, wie es sich von Tag zu Tag, wie in eintönigem und endlosem Grau, hinspinnt, gleicht der Nordsee in ihrer eintönigen Grenzenlosigkeit an einem sonnenlosen Tage.

Wo't rechts hindal (hinab) geit na de nie Krog (dem neuen dem Meere abgewonnenen Lande),
Vun Brellum dal, wo man de lüttje Kark (kleine Kirche)
Ganz emsam liggn lett medden op de Heid
Ni Busch noch Bom darbi, ni Hof nog Krog (Krug)
Nakt is de Mur (Mauer) un kal de Likensteens (Leichensteine)
Hoch gegen Heben reckt (ragt) de Klockenstohl (Glockenstuhl)
Man süht hindaer (hindurch) un sieht de Klocken hangn,
As hungn se dar en Spillwark vaer den Wind:
Dar trippt (trifft) man, ehr man dal kumt na de Döf' (Niederung)
En Stunn Wegs af, man süht de Kark noch eben,
En groten Burhof medden (mitten) as int Gras.
De Wischen (Wiesen) ligt derväer un Wischen achter (dahinter)
Un oppe Wurth (aus der Erhöhung) de Hauberg (Wohnhaus) un de Schün.
En Kluster (Gruppe) hoge Eschen stat der rum,

Scharp aewerbögt (übergebogen) un oppuzt (abgepuzt) vunt Norwest —
So telent (zeichnet) sik dat gegen ' Abendhimmel
As en Gewüllf (Gewölke), un wid derachter hin,
Platt as en Teller, liggt de flacke (flache) Marsch,
Bestreut mit Hüser, hier un dar mid Böm,
Un an de Kimming (am Horizont), as en blanken Strem (Streifen)
Bald grau bald sülwern blinkert dar de See.

De Porten (Thüre) hangt in grote Grausteensulen (Granitsäulen)
De Wurth is infat (eingefaßt) mit en brede Graft (Graben)
De Hunn de bellt — dar flüggt mit Lerm und Schracheln (Kreischen)
En Schof (Haufe) vun Heistern (Elstern) ut de Eschenböm:
Dats' (das ist) Süderwisch, as't schreben steit (geschrieben steht) int Eedbook
Mank Lüden (unter den Leuten dort) awer seggt man Heisterkrog (Elsternkrug).

Das ist der Schauplatz der ditmarsischen Tragödie. Sie spielt auf einem Hofgut, das noch vor einem Menschenalter eine jener kahlen und weit hingestreckten Sandflächen war — der Watten — welche zur Zeit der Ebbe aus dem Meere hervortreten, um in die Fluth wieder unterzutauchen und an deren ungewissen Untiefen die Schiffe zerschellen. Es ist etwas in dem Verlauf der Geschichte als ob der Boden sich aufthäte und das trugvolle Element ihn wieder überfluthete.

Das war vor Jahren in der Russenzeit, da war der Krog hier (das neu gewonnene Land) eingedeicht unter Breklum. Wo um den Hof jetzt fette Ochsen grasen, der Klee wogt, wo Sommer-Waizen steht, so dicht als Binsen im Mühlenteich, und hoch wie Schilfrohr: war damals Wattenland. Das gab im Sommer Weide für die wenigen Schafe, die während der Fluth mit dem Schäfer zusammenkrochen auf dem höchsten Streifen Land, weit ab von Menschen, rings um sie das Wasser — noch heißt der Streifen auf der Karte „de Hundsknüll" der Hundegrasplatz, doch steht dort nun ein Bauernhof beim andern. Doch damals im Winter, wenn dort in Schaum und Schlick die Regenpfeifer Stint fischten, wo Sommers Lerchen gesungen: dann tauchten statt der Schafe die glatten Köpfe von Seehunden auf und blickten lauernd, neugierig nach den Menschenkindern herüber. Für die Weiber gab der Winter viel zu schwazen, wenn's düster ward und an der Küste die See in's Brausen kam; dann hörten sie dumpfe Stimmen und Weinen und Klagen, und Glockenklang wie bei einem Leichenzug — und hinaus nach Breklum zieht es zu der Kirche." Auch andere Geschichten gab's, von gestrandeten Schiffen und versunkenen Menschen und unendlichem Reichthum. „Dort lag so mancher Schiffer auf dem Grund, so mancher Reichthum, Thron und Krone damit zu erkaufen, so mancher arme Strand- und Bernsteinsucher, oft ausgegangen mit sonderbar grausendem Gefühl, als hätten Stimmen ihn gerufen und er müßte — und war nicht wiederge-

kommen zu Frau und Kindern. Das Blut kriecht, sagt man, und wer weiß denn, ob es nicht auch Stimmen giebt für's Menschenherz?" „Doch wo ein Streifen Landes ist, der so aus dem Wasser reicht, wie hier „de Hundsknüll" früher vor den Watten, der sich mit Gras bewurzelt: das sieht kein ächter Friese, ohne wenn er da wandert statt an Todte und Gespenster an Leben zu denken, an Wirken, an einen grünen Krog (durch Eindeichung der See abgewonnenes Land), an Deich und Damm, der See das abzuzwingen, die immer giebt und immer wieder nimmt." „Er schläft wo früher wild die Wogen gingen, und Schiffe drüber weg mit vollen Segeln."

So ward das Land des Elsterkrugs gewonnen. Und als der Deich die Probe bestanden in Wintersturm und Eisgang, als dann der neue „Krog" zu Kauf stand: kamen Fremde, Holländer, kauften und ein mächtiger Hof, der „Heisterkrog" erhob sich.

„Da wuchs ein Junge auf dem Heisterkruge auf, ein einziger Sohn — Johann von Harlem war das." Es ist das Schicksal von Fremden, schwerer noch als anderswo in einem Bauernlande hier unter diesen unabhängigen Hofbauern an der Nordsee zu bezwingen, was sich nun abspielt mit dem stolz in sich Zurückgewiesenen. Das Eine, was in ihm treibt, auf der See den ungestümen Sinn zu bändigen, weigert der Alte. „Er kennt die See, die an den Flanken schäumt, ihm hat der Sturmwind um die Schläfen geweht — er hat den Deich gemacht, meint er, für seinen Sohn." Aber eine Frau kommt für ihn aus Holland: „nicht gar zu jung, so sagt man, nicht grade schön, und auch nicht grade reich, ein wenig aus der Verwandtschaft — Hochzeit ward gehalten mit großem Aufwand, mit Kutschenfahren, Braten, Wein und Backwerk — still war's geworden, gesäet war die Saat, gemäht die reifen Aehren, aber es kam keine Kindtaufe in's Haus — einmal ein Sarg mit Silberbeschlag, für den Alten. Doch waren die rothen Kühe glatt wie immer, die Wiesen grün, und droben aus den Eschen kreischten noch die Elstern wie ehedem." „Er war's zufrieden, wenn seine bleiche Frau was andres vor hatt', als aus dem Fenster blicken, die Hand im Schooß, die Augen in den Wolken, den Mund geduldig, doch im Herzen die Sehnsucht!"

Mitleiden ist ein sonderbares Band
Man kann's für Liebe nehmen, kennt man Liebe nicht.
So stark ist es. Es schnitt ihm in die Seele,
Es anzusehn, wie sie verwelkt und hinsiecht,
Er mocht' nicht bei ihr sein, nicht von ihr gehn —

Nur zwei Bilder mögen aus der Geschichte der auf solchem Hintergrunde nun hervortretenden Liebe zwischen dem Fremden auf dem Elsternkrug, Jan Harlem, und Maria, der Webertochter, hier noch stehen. Der Dichter verzeihe den Versuch der Uebertragung.

Man kann vernehmen, zwischen Traum und Wachen,
Das dringt bis in die tiefste Seele ein,
Doch ob es Freud ob Schrecken, weiß man nicht,
Man hört als horche man auf Glockenklang:
Das kann Gefahr bedeuten oder Fest
Das kann zu Grabe oder Hochzeit läuten.
Ja wenn man aufwacht! Doch man scheut Erwachen —
Was es bedeute auch: der Klang ist wunderbar! —
So hört Maria, wenn Jan Harlem sprach.
Die Fluth die kam und spielt' ihr um die Füße
Lief über'n Sand, sowie sich Decken breiten
Und klinget an, als küßt sie Land und Strand.
Der Mond der glänzt darüber hin und her
Als spült' er reines Gold ihr vor die Füße.
Warf seinen langen Schein die See hinaus —
Da zog ein Segel langsam durch den Schein:
War nicht das Leben so und zog vorüber?
Und dennoch klopft ihr Herz in Seligkeit."

„Was ist denn Glück als Mondschein auf der See,
Und Unglück anders als das Glück in Schatten?

Dann der Moment, bevor Alles in Schuld und Unglück unterging.

Und später war's im Jahr, Micheli war's.
Johann muß zu dem Markt, er hat zu thun.
Er hat die Rappen vor. — Das war ein Tag
Voll Sonnenschein und Wehmuth wie sie selten.
Wenn man hinaushorcht in die stille Luft,
So kam dann sacht und leise, wie ein Athem,
Die Geest herüber, Breklum dann hinab
Ein Ton, als käm 's von Menschen oder Vieh
Von Glocken oder Orgel und Musik.
Das zog, als wehte Frühlingswind dich an,
Bis an das Herz, das einsam klopft und bangt
Nach Glück und Freude, hellen Menschenstimmen.
Er horcht und hört's als käme seine Jugend
Noch einmal wieder, und er könnt' noch einmal
Mit aller Lust das Leben neu beginnen.
Ja damals! War der Ton nicht, den er hört
Als lockt ihn etwas, und er müßte weiter?
Und nun?

Da kam Maria längs der Diele,
Ihm Lebewohl zu sagen für den Tag.
Sie kam gleichwie das Glück in Jugendzeit,
Von dem er träumte, ohne sich's zu sagen.
Nun wußt er, wär' es kommen in Person
Wonach er ausging damals, unbewußt —
So wäre es gewesen.

Die Katastrophe bricht herein, als ob aus der trügerischen und öden Ruhe die elementaren Gewalten sich erhöben und die Nordsee aufrauschte, ihr Opfer zu fordern. Wenn die letzten Seiten der Geschichte gelesen sind und wir die Augen schließen, sehen wir nichts mehr vor uns als das ewige Meer selber, das zürnend an den Dämmen braust, wie von Alters, und über ihm auf seinem Hofe den einsamen Mann, dessen ungestümer Wille den Krieg der Jahrtausende mit dem furchtbaren Element weiterkämpft.

D.

Rußland in Innerasien.

Der Muhamedaneraufstand in China: Jünnan und die Dungenen.

Von den merkwürdigen Ereignissen, welche im Herzen Asiens seit der Mitte unseres 19. Jahrhunderts vorgingen und in der künftigen Geschichte der Menschheit sicherlich einen bedeutsamen Platz einnehmen werden, haben wir bisher nur die eine Seite wahrnehmen können. Daneben liegt eine andere von gerade entgegengesetztem Charakter. Wie die beiden großen, ewig einander entgegenwirkenden Strömungen im Luftocean, welche in unseren Breiten neben einander rauschen, so erscheinen uns die derzeitigen Bewegungen im Völkerleben Innerasiens. Wir verfolgten das siegreiche Vordringen Rußlands in Westtürkistan, den Triumphzug einer europäisch-christlichen Macht in der muhamedanisch-turanischen Welt. Gehen wir über den sogenannten Bolor zum Lande der östlichen Türkenvölker, nach Kashgar, Jarkand, Chotan &c. und wir spüren sofort den Wellenschlag einer entgegengesetzten Strömung. Dort Niederlage, hier Sieg des Islam; dort tiefe Niedergeschlagenheit, Verzweiflung, hier Erhebung, Kraftgefühl, Hoffnung; beides in derselben Zunge, von Menschen derselben Geistesrichtung ausgedrückt. Die Ereignisse, welche der neuen frohen und freien Regung der turanisch-islamitischen Völker Asiens zu Grunde liegen, sollen uns zunächst beschäftigen. Leider gilt es hier noch mehr als von den russisch-asiatischen Dingen, daß uns die Fäden des inneren Zusammenhanges der Begebenheiten entschlüpfen. Rings um die Küsten des großen asiatischen Continents, von Kleinasien und Arabien bis Kamtschatka hat die europäische Menschheit sich eingenistet, aber noch sind weite Räume im Innern des Continents nie von dem Fuß eines Europäers betreten, die Bewohner derselben und ihre Zustände nie von den Augen modern-europäisch gebildeter Beobachter erschaut und erforscht worden. Und doch gerade in diesen innersten, geheimsten Stätten des großen geheimnißvollen Orients

geschahen die Dinge, von denen wir berichten wollen. Es ist darum begreiflich, daß wir nur melden können, was davon, vielleicht verwirrt und entstellt, in die Außenräume hinausklang, oder was kühne Reisende, die am weitesten in das Innere des Continents eindrangen, theils selbst sahen, theils von den Dingen tiefer im Innern erkunden konnten. Die Letzteren gehören den drei Nationen Europas an, die bisher allein in den Grenzländern Asiens in bedeutenderer oder minderer Machtstellung ansässig wurden, es sind Engländer, Franzosen, Russen und unter den Letzteren auch Männer deutschen Namens.

Es ist bekannt, daß in China, seitdem ihm plötzlich durch den Opiumkrieg der Engländer (1842) die neue Aera aufgezwungen wurde, die es mehr und mehr in die Culturströmungen der übrigen Menschheit hineinziehen muß, verschiedene gewaltige Aufstände ausbrachen, welche, politisch gegen die herrschende Mandschudynastie gerichtet, zugleich auch sociale und religiöse Neuerungen zu beabsichtigen schienen. Diese Aufstände, welche uns als die der Taipings und neuerdings die der Nienfei noch im Gedächtniß sind, gingen von eigentlichen und echten Chinesen aus und sind schließlich, nicht ohne europäische Hilfe, — wenigstens einstweilen — bis auf geringe Ueberreste niedergeschlagen worden. Aus diesen Erhebungen aber schälte sich eine andere heraus, welche, auf anderen Trägern ruhend und von anderen Tendenzen beseelt, dabei auf einem geographisch günstigeren Terrain hervorbrechend, weit durchgreifendere Erfolge errang und dieselben vielleicht auch in Zukunft behaupten wird. Diese siegreiche Insurrection ist die der Muhamedaner in den Westprovinzen Chinas. Der ursprüngliche Heerd derselben ist der äußerste Südwesten Chinas, die ganz gebirgige Provinz Jünnan. Hier begann der Aufruhr schon im Jahre 1856, wenn nicht sogar 1854, und hat bis auf den heutigen Tag nicht gedämpft werden können. Das Haupt der Empörung ist eines Roßhändlers Sohn, der bis 1867 bei den Chinesen den Titel Tu-wen-sie führte, von den Seinigen Sultan Soliman genannt wird. Ihm gehorcht jetzt der ganze Westen der großen Provinz, die er von seiner Hauptstadt Tali-Fu unter dem Beirath von vier Civil- und vier Militär-Oberbeamten regiert. Die Aufständischen heißen bei den Chinesen verächtlich nur Ku-itsö, d. h. Briganten; die südlichen Nachbarn, Birmanen und Siamesen, geben ihnen den Namen Pansi oder Phasi (d. h. überhaupt Muhamedaner). Ob dieses neue, nur auf einen kleinen Raum beschränkte Muhamedanerreich Bestand haben wird, ist fraglich. Die Engländer haben die Regierung desselben als de facto bestehend anerkannt und mit ihr 1868 Handelsverträge abgeschlossen. Es führt nämlich eine wichtige Handelsstraße aus dem oberen Birma über das insurgirte Gebiet in das Innere Chinas, der Verkehr auf derselben, der im Jahre 1854 eine halbe Million Lstr. beschäftigte, war durch den Aufstand mehrere Jahre völlig lahm gelegt, Thee, Seide und die Gold-

und Silberbarren von Jünnan konnten sich dort nicht mehr kreuzen mit den Manufacten Englands; dem mußte abgeholfen werden. Aber nicht dies resolute Verfahren der Engländer, das sie ja auch anderwärts factischen Verhältnissen gegenüber oft genug beobachteten, ist auffallend; vielmehr ist es merkwürdig, daß diese Insurrection sich überhaupt 15 Jahre lang halten konnte. Die Muhamedaner bilden in Jünnan und selbst in dem Theile, den sie jetzt beherrschen, bei Weitem nur die Minorität der Bevölkerung, nach Schätzung der französischen Expedition, die im Frühjahr 1868 bis Tali-Fu selbst gelangte, etwa den zehnten Theil derselben. Ihr Erfolg erklärt sich theils aus der Kraft des Fanatismus, der sie befeuert, theils aus äußeren Verhältnissen. Namentlich kam den Aufständischen im Anfange der Umstand zustatten, daß sich in den chinesischen Armeen, wie wir früher schon bemerkt haben, so viele ihrer Glaubensgenossen befanden, die ihnen manchen Platz in die Hände spielten. Die weite Entfernung Jünnans vom Sitz der Centralregierung kam dazu, sodann aber eins der größten moralischen Gebrechen Chinas, die Corruption der chinesischen Beamtenwelt, die den von der Pekinger Regierung gewährten Mitteln nur zu oft eine ganz andere Bestimmung gibt, als wofür sie angewiesen sind. Kurz es ist hauptsächlich, wie es scheint, die Lässigkeit der Chinesen, die dem entschlossenen Häuflein der Muhamedaner Jünnan's die Fortsetzung seiner Rolle gestattet. Bei einer energischen Kriegführung der Ersteren müßten die Letzteren nach unserer Meinung erliegen, der souveräne Staat Tali wieder zu einem Regierungsbezirk Chinas herabsinken.

Auf ganz andere Verhältnisse stoßen wir, wenn wir von Jünnan nach Nord gehen, über die Provinz Sütschuan nach Kansu und Schensi. Auch hier scheinen die Bekenner des Islam keineswegs die Majorität der Bevölkerung auszumachen, wenn sie auch dichter gedrängt bei einander sitzen; aber sie grenzen nach Nordwest an Landstriche, in denen die Muhamedaner unbedingt das Uebergewicht haben, und die chinesische Herrschaft außerdem relativ neu und wenig befestigt ist. In Kansu loderte das Feuer der Empörung im Jahre 1862 auf, und wir sind hier durch die Berichte russischer Beobachter, namentlich eines Officiers von deutschem Namen, des Obersten Heinz, über die Verhältnisse besser unterrichtet als dort im Süden an der chinesisch-birmanischen Grenze. Am dichtesten wohnt die islamitische Bevölkerung um Ssalar oder chinesisch Hoi-tscheu in Kansu; in diesem District sollen 4000 Moscheen stehen; dennoch wurde das Zeichen zur Erhebung nicht hier, sondern in der Provinz Schensi gegeben. Stoff zur Unzufriedenheit lag hinlänglich vor. Nicht nur waren die Dungenen (dies ist, wie wir uns erinnern, der Name der nordwestlichen Muhamedaner Chinas) durch harte Steuern gedrückt, sondern auch über allerlei Maßregeln der Regierung

erbittert, welche ihren Religionsansichten Zwang anthaten. So soll am Anfange dieses Jahrhunderts den dungenischen Männern befohlen worden sein, den Zopf zu tragen, ihren Frauen die Füße nach chinesischer Weise zu verunstalten, ja die Regierung selbst versucht haben, die Töchter der Dungenen zu Heirathen mit nicht-muhamedanischen Chinesen zu zwingen. Wie dem auch sei, jedenfalls befand sich die Dungenenbevölkerung des nordwestlichen Chinas um das Jahr 1860 in einem Zustande hoher innerer Erregung und Spannung. Nun hatte man das Beispiel des großen Taiping-Aufstandes Jahre lang vor Augen gehabt, jetzt kam die zehnfach vergrößerte Kunde vom Siege der Glaubensgenossen in Jünnan dazu, wahrlich es bedurfte nur noch eines Funkens, um das Pulverfaß in die Luft zu sprengen. Den warf in die erhitzte Bevölkerung der Streit zweier Kaufleute, eines Mandschu und eines Dungenen in Si-ngan-Fu, der Hauptstadt von Schensi. Der Letztere, so wird erzählt, wollte dem Ersteren eine Schuld nicht bezahlen, wurde darüber öffentlich von demselben zur Rede gestellt und so beschimpft, daß er in Wuth gerieth, sein Messer zog und es dem beleidigenden Mahner in den Leib rannte. Nun rotteten sich die Clienten des Erschlagenen zusammen, lauerten dem Mörder auf, erschlugen ihn und verwüsteten sein ganzes Besitzthum. Das brachte die Dungenen in Harnisch, es kam zu einem großartigen Straßenkampfe, bei welchem schließlich die Dungenen Sieger blieben und sich zu Herren der volkreichen Stadt machten. Dies geschah im Jahre 1862, und es ist klar, daß ein Privatstreit nimmermehr einen Racen- und Religionskrieg heraufbeschworen hätte, wenn nicht das Bewußtsein der Gegensätze damals in den Massen besonders lebendig gewesen wäre. Der lange zurückgehaltene muselmännische Fanatismus brach mit Macht hervor und riß die gesammte islamitische Bevölkerung jener Gegenden unwiderstehlich mit sich fort. An allen Orten, wo Dungenen in größerer Zahl beisammen wohnten, erhoben sie sich, mordeten oder verjagten die Leute von der Mandschurasse, Beamte, Soldaten, Private. Bald war Ssalar in Kansu Mittelpunkt der Bewegung, und dieselbe empfing ein Haupt in der Person eines gewissen Ssochunschan, eines feurigen jungen Mannes von 21 Jahren, dessen Vater Ssawun bei allen Dungenen als Frömmster und Erster hoch verehrt worden und kurz zuvor gestorben war. Anfangs mit den unzulänglichsten Waffen, mit Keulen, Beilen, Schleudern, Messern, Sensen ausgerüstet, zogen die Glaubensstreiter doch kühn den gegen sie ausgeschickten Ungläubigen im Felde entgegen und schlugen sie überall in die Flucht. Bald fabricirte ein geschickter Meister unter ihnen hölzerne Kanonen, die bis zu sieben Schüssen aushalten konnten; mit diesen nahmen sie den Mandschus ihre Metallkanonen und die anderen kriegsgerechten Waffen ab. Von dem glühenden Fanatismus der Aufständischen vernehmen wir überhaupt merkwürdige Dinge. An

manchen Orten, wo der ungeduldige Glaubenseifer der Muhamedaner das erdrückende Uebergewicht der heidnischen Mitbürger nicht beachtete, zu früh losbrach und dann den Kürzeren zog, soll es vorgekommen sein, daß die flüchtenden Dungenen die eigenen Frauen und Kinder tödteten, um sie nicht in den Händen der Ungläubigen zu lassen.

Wenn wir eine geschichtliche Parallele ziehen dürfen, so können wir den jetzt im tiefsten Innern Asiens wüthenden Völkerkampf nur mit den Hussitenkriegen vergleichen. Wie damals, so ist es auch hier die Verschlingung politischer, nationaler und religiöser Motive, die der Bewegung ihre breite populäre Basis, ihren fanatischen Charakter, ihre unwiderstehliche Gewalt ertheilt. Wie damals die im Anfange noch ungeordneten und schlecht bewaffneten Tschechen durch die Kraft ihrer nationalen und religiösen Begeisterung den deutschen Ritter- und Söldnerheeren schmachvolle Niederlagen bereiteten, so sehen wir durch ähnliche überraschende Erfolge Macht und Bedeutung der Dungenen wachsen. Selbst in der gleich zu besprechenden Organisation der Letzteren werden wir Anklänge an hussitische Vorgänge wahrnehmen. Was die beiden historischen Erscheinungen unterscheidet, abgesehen von den auf der Hand liegenden Verschiedenheiten der Confessionen, Raceneigenschaften und Culturzustände, aus denen und gegen die sie gerichtet waren und sind, könnte zu Gunsten eines möglichen besseren Erfolges der asiatischen Glaubenskämpfer in's Gewicht fallen. Der große Haufe der Hussiten verstand offenbar wenig oder nichts von der religiösen Seite des Kampfes, denn in dieser Beziehung handelte es sich um Neuerungen, die sich im Volksbewußtsein noch nicht eingelebt hatten; ihn trieb wesentlich wohl der Haß gegen die Deutschen einer-, die Pfaffen andererseits, Lust nach Beute, das Gefühl drückender socialer Zustände. Die Islamiten Chinas dagegen erhoben sich für den Glauben der Väter, durch den sie von Kindheit an sich im lebendigsten Gegensatz zu der sie umgebenden Welt fühlten. Dieses Gefühl, vereint mit den übrigen Motiven ihrer Feindschaft wider die Gegner, könnte, sofern die rechten Männer an ihrer Spitze stehen, zu einer unversieglichen Quelle ihrer Kraft werden. Der Glaube wirkt Wunder im Islam wie im Christenthum, ja im Islam ganz besonders dann, wenn es dem Kampfe für den Glauben gilt; nichts öffnet ja nach Muhamed sicherer und weiter die Pforten des Paradieses, als der Tod in solchem Streite. So sehen wir denn auch den Aufstand der Dungenen seit 9 Jahren sich siegreich und immer siegreicher behaupten, was zum Theil der eigenthümlichen schwärmerisch-communistischen Organisation zu verdanken ist, welche seine Leiter ihm gegeben haben.

Alle dungenischen Männer — so wird uns erzählt — müssen, ohne Rücksicht auf Alter und etwaige Körpergebrechen, in den Krieg ziehen und ihr Vermögen in den Moscheen der gemeinschaftlichen Sache zum Opfer

bringen. Wer aus Eigennutz etwas verheimlicht, wird sofort mit dem Tode bestraft. So groß indeß ist der Fanatismus oder die Furcht vor der Strafe, daß der Fall des Ananias und der Sapphira noch gar nicht vorkam. Jede Moschee bildet nun aus den Beiträgen ihrer Parochialen eine Kasse, aus welcher der Unterhalt der ausgezogenen Krieger, ihrer zurückgelassenen Familien und die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes bestritten werden. Ueber den Ortskassen stehen einige Centralkassen, welche durch bestimmte Beiträge der ersteren und durch den Ertrag der gesammten Kriegsbeute gefüllt werden. Von den Moscheen erhalten die Krieger vollständige Bekleidung und Bewaffnung; wenn etwas daran verdirbt oder verloren geht, wird es ihnen wieder ersetzt, und so befindet sich bei vielen Moscheen eine Werkstatt, in welcher theils Dungenen, theils Kriegsgefangene an der Herstellung oder Ausbesserung von Waffen, Kleidern, Munition arbeiten. Die Mahlzeiten der Dungenen geschehen, wie die der Spartaner, gemeinschaftlich. Während eines Gefechts ist für eine bestimmte Anzahl von Kämpfern ein Mann angestellt, der, zur thätigen Theilnahme am Kriegspiel untüchtig, stets zwei Gerichte bereit halten muß, ein kaltes und ein warmes, um je nach Bedürfniß die Kräfte der Fechtenden zu erquicken. Für die Verwundeten sind Lazarethe bei den Moscheen errichtet, in welchen die Mullas, Imams und Achuns, die Seelenärzte des Islam, mit Gebeten, heiligem Athem rc. die Leiber heilen. Plünderung ist streng verboten. Wenn ein Dungene auf dem Schlachtfelde sich fremdes Gold, Silber, Waffen oder sonst ein Werthstück aneignet, so wird er sofort mit dem Tode bestraft, ebenso Derjenige, der seinem Vorgesetzten den Gehorsam verweigert. Nach der Schlacht wird alle Beute gesammelt und an die Centralkassen abgeführt. Strenger Strafe verfällt auch Derjenige, der beim Tabak- oder Opiumrauchen und beim Weintrinken ertappt wird. Die Officiere genießen keinerlei materiellen Vorzug vor den Gemeinen und erhalten aus den Kassen nicht mehr Sold als diese.

Anfangs ließen die Aufständischen in den Gegenden, die sich ihnen unterwarfen, den mandschurischen Verwaltungsapparat mit den früheren Beamten, sofern sich diese der neuen Ordnung der Dinge fügten, fortbestehen. Bald aber stellte sich heraus, daß die Letzteren mit den kaiserlichen Behörden in geheimer Verbindung blieben und ihnen die Pläne der Insurgenten verriethen. Seitdem wird allen Mandarinen, die in die Hände der Dungenen fallen, der Kopf abgeschlagen, und alles eroberte Land auf dungenische Weise reorganisirt und reformirt. Die Muhamedaner legen sogleich das chinesische Kostüm ab und kleiden sich nach sartischer, d. h. bucharischer Art; die buddhistischen Tempel werden niedergerissen, aus ihren kupfernen Götzenbildern, goldenen und silbernen Geräthen Münzen geprägt, endlich alle Kinder ohne Unterschied des Standes in die Moscheen gebracht, um zu Muselmännern

erzogen zu werden. Chinesen, die sich zum Islam bekennen, treten in dieselben Rechte wie die Sieger; wer Buddhist bleibt, wird zum Arbeiter oder Hirten herabgesetzt, nur von Frauen wird ein Glaubenswechsel nicht gefordert.

Das Verfahren in der Behandlung der Unterworfenen hat durchaus nichts Auffallendes, es stimmt mit der Praxis, die dem Islam eigen war, sobald er erobernd in fremde Länder drang, und die ihm fast überall die Klasse der Besitzenden zuführte, wovon wir das nächste Beispiel noch heute in Bosnien lebendig vor uns sehen. Anders ist es mit dem rigorosen Communismus der Dungenen, der sich unseres Wissens weder durch Satzungen des Koran, wie jene Praxis, noch durch Präcedenzfälle rechtfertigen läßt. In demselben liegt unverkennbar die verwundbare schwache Stelle des Dungenenkampfes. Durch die terroristische Zusammenraffung aller finanziellen und physischen Kräfte mußte zunächst allerdings Großes erreicht werden, und wir werden bald sehen, daß dem in der That so ist, auf die Dauer indeß ist eine solche Organisation völlig unhaltbar, zumal in einem alten Culturlande wie China, in welchem Industrie und Handel auf's Höchste entwickelt sind. Für den Ethnologen jedoch haben diese Dinge noch eine besondere Bedeutung. Es ist bekannt, daß, wie das Möndthum des Christenthums in den Wüsten und Oasen Aegyptens, so das Derwisch- und Ordenswesen des Islams, die widerlichste Ausgeburt des muhamedanischen Fanatismus, in den Wüsten und Oasen Mittelasiens, in China, Buchara, Samarkand seinen Ursprung genommen und den Gipfel seiner Entwickelung erstiegen hat. Nun vernehmen wir aus dem tiefsten Innern desselben Asiens in unseren Tagen von neuen absonderlichen Gestaltungen desselben Fanatismus, entsprossen auf demselben physischen Untergrunde, aus dem Schooße derselben weitverzweigten Menschenrasse, die auch die Wüsten und Oasen von Buchara, Chiwa bevölkert. In diesem Zusammentreffen liegt offenbar kein Zufall, sondern eine Art ethnologischen Gesetzes. In welchem innerasiatischen Kopfe der Gedanke der vorhin geschilderten communistischen Organisation zuerst entsprungen ist, wissen wir nicht; ob in dem des oben genannten jungen Chefs der Dungeneninsurrection? Was die Stellung desselben anbetrifft, so hören wir, daß derselbe in allen militärischen Angelegenheiten ganz allein, unbeschränkt und unbedingt zu verfügen hat. Für die Civilverwaltung steht ihm ein aus den erfahrensten und angesehensten Muftis gebildetes Collegium zur Seite, welches ihn überall begleitet.

Kriege in Asien waren stets verwüstend, von Mord, Brand, Zerstörungen aller Art begleitet; am wenigsten kennt der Islam Schonung des Lebens und Eigenthums bei Andersgläubigen. Wir dürfen uns darum nicht wundern, wenn wir die Kämpferschaar der Dungenen, die das eigene Gut und Dasein

so rückhaltslos opfert, zertreten und zertrümmern sehen, was irgend sich ihr entgegenstellt. Der Weg aber, den ihre bewaffnete Propaganda einschlagen mußte, war ihr von Natur und Geschichte vorgezeichnet. Wie eine lange hohe Scheidewand erstreckt sich mitten durch Asien das oftgenannte Himmelsgebirge oder der Thianschan, an seinem Nord- und an seinem Südfuße ziehen uralte Handels- und Völkerstraßen dahin, jede besetzt mit volkreichen, blühenden Handelsstädten. Die Nordstraße führt in das Stromgebiet des Ili und die Steppen der Dsungarei, die Südstraße in das östliche Türkistan. Auf diesen Straßen verbreitete sich der Aufstand nach Westen in Gebiete, die ihm zum Theil den empfänglichsten Boden entgegenbrachten. In Ostturkistan wohnen, wie wir schon öfter hervorhoben, namentlich in den westlicheren Theilen, fast nur Muhamedaner, in der Dsungarei und der Iliprovinz große Mengen derselben. Nach beiden Richtungen hin wirkten die den heiligen Krieg predigenden Agitatoren und die ihnen bald nachfolgenden Armeen Ssochunschan's.

Die bedeutendste Sadt an der Nordstraße des Thianschan war zur Zeit der hier erzählten Ereignisse Urumtschi oder Urunizi, welche angeblich damals (wahrscheinlich war es der ganze Verwaltungsbezirk U.) zwei Millionen Einwohner zählte. Hier kam es im Sommer 1864 zu einer furchtbaren Explosion. In der Garnison derselben bestand ein großer Theil der Officiere und Soldaten aus Dungenen, diese wurden von den Sendlingen aus Kansu mit Erfolg so lange bearbeitet, bis sie sich in blinder Wuth erhoben, über die Mandschubevölkerung herfielen, niedermetzelten, wer ihnen von derselben in die Hände fiel, und die ganze große Stadt in Brand steckten. Es waren entsetzliche Gräuel, die vor 6 Jahren dort im Herzen Asiens vorgingen. Nach officiellen chinesischen Angaben verloren 130,000 Menschen in und bei Urumtschi ihr Leben, und unberechenbare Werthe gingen dabei an Waarenvorräthen zu Grunde, namentlich an Thee, denn Urumtschi war der erste Handelsplatz im westlichen China, welcher ganz Mittelasien und die russischen Steppenmärkte mit Thee versorgte. Durch den Fall von Urumtschi aber war das Schicksal der ganzen Dsungarei im Voraus besiegelt. Nach einander fielen Manassy, Kurkaraussu, später Kuldscha, die Hauptstadt der Iliprovinz, endlich auch Tschugutschak in die Hände der Aufständischen. Die beiden letztgenannten Orte waren, wie man sich erinnern wird, die einzigen dem russischen Handel erschlossenen Plätze in Westchina und gingen demselben nun wieder völlig verloren. Tschugutschak wurde sogar um das Jahr 1866 oder 1867, nachdem mit wechselndem Glück in seinen Mauern gefochten worden war, einmal die Chinesen, dann die Dungenen eine Belagerung darin zu bestehen gehabt hatten, vollständig vernichtet und liegt heute noch wüste. Auch Kuldscha war im Jahre 1865 zum größten Theile in Flammen auf-

gegangen, fängt aber nach den neuesten russischen Nachrichten an sich wieder zu heben. An seiner Spitze steht ein muhamedanischer Chan; ob souverän oder abhängig von einem höheren Herrscher, vermögen wir nicht zu sagen. Nur soviel scheint sicher zu sein, daß am Ili und auf der Nordstraße des Thianschan die Autorität des Pekinger Hofes durchaus beseitigt und ein neues, muhamedanisches Regiment errichtet ist. Wie weit der Einfluß derselben nach Norden reicht, namentlich wie die Steppenbewohner, die Kalmüken und andere Zweige der Mongolenfamilie jetzt zu demselben stehen, wissen wir wiederum nicht. So lange die Wagschale zwischen den Kämpfenden noch schwankte, hatten die Kalmüken der Gegend von Tschugutschak sich zu den Mandschus geschlagen, weniger vielleicht weil sie gleiches Glaubens mit denselben waren, als weil die noch unter China stehenden Kasaken, ihre Nachbarn und ewigen Nebenbuhler, auf die Seite der Dungenen traten, mit denen sie allerdings der Islam verband. Dadurch war der Religions- und Rassenkrieg auch in die Zelte der Nomaden getragen worden. Die Kalmüken sind mit ihren Patronen, den Mandschus, unterlegen, und manche ihrer Stämme auf russisches Gebiet übergetreten, aber es müssen doch noch bedeutende Mengen derselben in dem Machtbereich der Dungenen verblieben sein. Es wäre interessant zu wissen, wie dieses den neuen dortigen Staatenbildungen fremde und feindselige Element sich zu denselben verhält, wie es behandelt wird, welchen Procentsatz der Bevölkerung es ausmacht, welche Aussichten demnach China etwa hätte, mit Hülfe desselben die verlorenen Provinzen wiederzugewinnen. Große Gefahren drohen den muhamedanischen Gebietern schwerlich von ihren heidnisch-kalmükischen Unterthanen. Nomadenvölker sind nie so zahlreich als sie erscheinen und überdies durch innere Fehden in der Regel so zerspalten, daß ihre Stämme leicht gegenseitig in Zaum zu halten sind; sie fordern das divide et impera von selbst heraus. Immerhin steht es mit der Autorität des Pekinger Hofes in den Grenzprovinzen nördlich vom Thianschan verzweifelt schlecht; womöglich noch schlechter aber in dem Lande südlich von diesem großen Gebirgsrücken, im östlichen Türkistan.

Ersatz für Belfort und Deckung der neuen Grenze.

Von einem deutschen Generalstabsofficier.

Unsere neugewonnene Grenze von verhältnißmäßig geringer Längen-Ausdehnung und darum leicht mit ausgiebigen Streitkräften zu besetzen, enthält die Festungen Diedenhofen, Metz, Marsal, Pfalzburg und die

Vogesenpässe. Hinter ihr liegt die Rheinlinie mit ihren gewaltigen Festen Köln, Coblenz, Mainz, Germersheim, jetzt vervollständigt durch die Plätze Straßburg und Neu-Breisach. Aber diesem Vertheidigungs-System, einem der stärksten der Welt, fehlen die Schluß- und Stützpunkte des linken Flügels: Belfort am südlichen Ende der Vogesen, und in der zweiten Linie, am Rhein, ist das einst befestigte Hüningen in geschleiftem Zustande. Es sei uns verstattet, soldatisch kurz die daraus entspringenden Fragen zu erwägen:

1. War Belfort als Schluß- und Stützpunkt der Vogesen-Linie für das deutsche Grenzvertheidigungs-System nothwendig?

2. Welche Punkte können Ersatz bieten für das abgetretene Belfort?

3. Welcher Platz am Oberrhein ist geeignet, die Vertheidigung der Rheinlinie an ihrem südlichen Ende zu ergänzen?

I. Lage und Bauart der Festungswerke von Belfort geben diesem Platz einen ungewöhnlichen Grad defensiver Stärke. Die Stadt ist nicht groß, hat etwa 6000 Einwohner und ist von einem Hauptwall mit 5 Bastionen, nassen Gräben und den gewöhnlichen Außenwerken nach Vauban's zweiter Manier nebst einem Hornwerk vor der südöstlichen Front umgeben. Die Stärke der Festung liegt aber in den Forts, welche die umliegenden Höhen krönen und im neuen Fortificationsstyl mit bombenfesten Casematten und Defensions-Casernen erbaut sind. Zwischen den nördlichen Forts und der Stadt befindet sich genügender Lagerraum für 25—30,000 Mann. Die Forts Barre, Justice, Miotte und auf der Nordseite das Chateau waren schon vor Ausbruch des Krieges 1870 vollständig fertig und armirt. Die beiden Höhen auf der Südseite, la haute und la basse Perche wurden mit Feldverschanzungen versehen, mit senkrecht in den Felsboden gehauenen Gräben. Werden auch diese beiden Werke im permanenten Styl aufgeführt, was von den Franzosen künftig ohne Zweifel geschehen wird, dann ist Belfort als uneinnehmbar zu betrachten. Die die Umgegend beherrschenden, steil abfallenden Höhen, auf welchen die Forts erbaut sind, die in den Thälern liegenden, leicht zu verschanzenden Dörfer, endlich der Felsboden, welcher den Tranchee-Arbeiten die größten Schwierigkeiten bereitet, setzen der Annäherung an die Festung die größten Hindernisse entgegen und machen jede Art des Angriffes, auch den methodischen, nahezu aussichtslos.

Geringer ist die Offensiv-Stärke des Platzes. Das durchschnittene Terrain der Umgegend, welches die einzelnen Forts durch Schluchten von einander trennt, läßt ein Vorbrechen aus der Festung in breiten Fronten und eine Entwickelung größerer Massen nicht zu. Ausfälle werden daher ohne große Mühe zurückgewiesen und eine Einschließung der Festung mit verhältnißmäßig geringeren Kräften als die Garnison statthaft sein.

Als strategischer Punkt hat Belfort eine wichtige Lage, indem er den einzigen breiten, für eine größere Truppenmacht brauchbaren Durchgang zwischen dem Vogesen- und Jura-Gebirg, welcher das deutsche Oberrheinthal mit dem burgundischen Hochland verbindet, beherrscht. Die Festung faßt die meisten die genannten Kriegsschauplätze verbindenden Straßen und Eisenbahnen in sich auf und sperrt sie daher unmittelbar.

In französischem Besitz erschwert demnach Belfort das offensive Vorgehen einer deutschen Armee aus dem oberen Elsaß in der Richtung auf Dijon oder Lyon bedeutend und nöthigt den Angreifer zur Einschließung der Festung und Zurücklassung eines Corps vor derselben. Das Vorbeigehen an diesem Platze kann nur auf zwei schlechten Wegen geschehen: durch das Thal der Allaine gegen Montbeillard und über die Berge längs der schweizer Grenze über Delle gegen Blamont. Diese beiden Wege bilden dann auch beim weiteren Vorgehen die einzigen beschwerlichen Communicationen mit den rückwärtigen Depots im Elsaß.

Nicht geringer sind auch die offensiven Vortheile anzuschlagen, welche Belfort im Besitz der Franzosen für diese dadurch hat, daß es eine gesicherte Basis für Einfälle ins obere Elsaß bietet, welche sich unter günstigen Umständen bis über den Rhein ins badische Oberland ausdehnen können. Ferner deckt Belfort die Ansammlung und den Anmarsch einer Armee von Besançon zu einer größeren Offensiv-Operation nach dem Oberrhein. Die Ereignisse von 1870 und 1871 haben diese Wichtigkeit klar erkennen lassen. So lange Belfort nicht eingeschlossen war, beherrschte es das obere Elsaß militärisch und politisch in sehr empfindlicher Weise, war der Mittelpunkt, von welchem die Unternehmungen der Franctireurs-Banden ausgingen und verhinderte die Unterwerfung des Landes durch mobile Colonnen und kleine Besatzungen. In der zweiten Periode des Feldzugs, nachdem Belfort seit Anfang December eingeschlossen worden war, hielt es eine Division zur Belagerung daselbst zurück, und die dreitägige Schlacht des 14. Armeecorps vor der Festung am 15., 16. und 17. Januar 1871 wurde zwar durch die heldenmüthige Ausdauer der Truppen und die trefflichen Gefechts-Dispositionen siegreich beendigt, mußte aber unter ungünstigen Umständen geschlagen werden, welche bei einem etwa nothwendig gewordenen Rückzug dem Corps große Gefahren und schwere Verluste hätten bereiten müssen.[1]

Fassen wir die Verhältnisse ins Auge, wie sie sich gestalten würden, wenn Belfort in deutschem Besitz geblieben wäre, so wäre eine Offensive unsererseits in das burgundische Hochland (Departements des Doubs und der Haute Saone) sehr erleichtert und vortrefflich basirt. Nachschub von Truppen, Kriegs-Material und Lebensmitteln wäre im wünschenswerthesten Maße gesichert. Vom defensiven Gesichtspunkt betrachtet, würde Belfort

jedoch für die deutsche Vertheidigung des oberen Elsaßes keine ausreichende Sicherheit gewähren, weil die beiden aus dem Dignon- und Mosel-Thal kommenden, sich unterhalb (westlich) des Passes von Bussang vereinigenden Chausseen den Vogesenkamm nur 4 Meilen nördlich von Belfort überschreiten und nach St. Amérin, von da nebst einer parallel laufenden Eisenbahn durch das Thal des Thuren nach Mühlhausen, also in den Rücken von Belfort führen. Zum Ueberfluß läuft eine zweite, zwar schlechte, aber immerhin fahrbare Straße noch näher zwischen Belfort und obengenanntem Paß, von der Straße Lure-Belfort sich abzweigend, über Giromagny und Maasmünster nach Mühlhausen. Diese Communications-Verhältnisse beeinträchtigen den Werth Belfort's als Stützpunkt für die Vertheidigung des oberen Elsaßes wesentlich und geben einem weiter rückwärts gelegenen Punkt, der das ganze dortige Weg- und Eisenbahn-Netz in sich auffaßt, in strategischer Beziehung eine höhere Wichtigkeit, als sie Belfort selbst für genannten Zweck besitzt.

Wir haben noch schließlich Belforts Werth für das ganze französische und deutsche Grenzvertheidigungssystem zu betrachten, dessen südlichen Schlußpunkt es bildet. So lange sich Metz in französischem Besitz befand, war dem dortigen Heerführer gestattet, auf diese außerordentlich starke Festung gestützt, mit dem linken Flügel der gegen Deutschland bestimmten Operationsarmee defensiv zu verfahren und mit dem rechten von den Basispunkten Straßburg und Belfort ausgehend, eine kräftige Offensive am Oberrhein zu eröffnen, d. h. in Süddeutschland einzufallen, wie dies von Napoleon III. im Juli 1870 geplant war.

Jetzt, seitdem Metz Deutschland gehört, hat sich dieses Verhältniß geändert. Der Druck, den die preußisch-norddeutsche Armee von dieser sicheren Basis aus auf den linken Flügel des französischen Heeres an der Mosel und Maas auszuüben vermag, ist so gewaltig und für Frankreich so gefährlich, daß Belfort künftig nur eine secundäre Rolle bei Ausbruch des Krieges spielen kann. Vorwärts Metz liegt auch das für die Entwickelung, Kriegführung und Verpflegung der großen Heeresmassen, welche die Entscheidung zu geben berufen sind, am meisten geeignete Terrain, und von dort führen die zahlreichsten und besten Communicationen nach der Hauptstadt und Hauptfestung Frankreichs, nach Paris, dessen Schutz oder Angriff für die kriegführenden Theile stets der einflußreichste Moment in dem Entwurf des Kriegsplanes sein wird.

Ferner ist in Betracht zu ziehen, daß durch den Besitz der Punkte Salzburg (Chateau Salins), Marsal und Saarburg in Lothringen die deutsche Armee daselbst (die Armee des Centrums) die französische Aufstellung bei Nancy an der Meurthe direct bedroht und die Thäler der oberen Meurthe, Mortagne und Mosel und ein eventuelles Vorgehen des Feindes durch diese

gegen die Vogesenpässe flankirt. Rückt der linke Flügel der deutschen Armee gegen Epinal und Vesoul vor, so macht er jede Aufstellung des Feindes bei Belfort unnütz und gefährlich, indem er dessen Rückzug gegen Besançon bedroht, durch welche Umstände Belforts Bedeutung abermals wesentlich verliert.

Erst im zweiten Abschnitt des Feldzuges, wenn die deutsche Armee genöthigt ist, alle ihre Kräfte vor Paris zu sammeln und vielleicht nicht stark genug ist, um ein bedeutendes Corps am Doubs und an der Saone zur Deckung ihrer Hauptcommunicationslinie mit Straßburg zurückzulassen, können Besançon und Belfort wieder zu größerer Bedeutung gelangen; oder auch in dem Fall, daß die deutsche Armee des Centrums schon in der ersten Periode des Feldzuges in Folge erlittener Unfälle aus der Centralstellung Salzburg-Vic (Chateau-Salins-Marsal) zurückzugehen, Lothringen zu räumen und sich hinter den Vogesen aufzustellen genöthigt wäre.

Die Vogesen-Gebirgskette ist eine treffliche Vertheidigungslinie, weil sie nur durch wenige Pässe zu überschreiten ist und hinter ihr in nächster Nähe die oberrheinischen Festungen liegen, namentlich Straßburg, welches, wie wir nicht anders erwarten, mit Kehl verbunden und zu einem Waffenplatz ersten Ranges mit detachirten Forts auf beiden Rheinufern, gleich Mainz und Coblenz, in großartigem Maßstabe umgestaltet werden wird, so daß es der Stütz- und Centralpunkt nicht nur für die Vertheidigung des Oberrheins, sondern auch der vorliegenden Vogesenkette bildet. Denn von ihm aus kann gegen jede aus den Vogesenpässen debouchirende Colonne mit gesammelten Kräften vorgegangen werden. In dieser Periode des Krieges wäre es, wo Belfort in französischem Besitz wieder eine gewisse Bedeutung erlangen würde. Ein dort befindliches Corps könnte in einem günstigen Zeitpunkte außerhalb der Wirkungssphäre von Straßburg und Breisach im oberen Elsaß und selbst im badischen Oberland durch die eigenthümliche Weise, in welcher die große Nation ihre civilisatorische Mission im Jahre 1870, wie schon oft früher, zu erfüllen gedachte, d. h. „durch Mord, Brand und Plünderung" Schaden und Schrecken verbreiten. Aber in dem für die Kriegführung ungünstigen Terrain des Schwarzwaldes von Straßburg, Rastatt und Ulm her in Flanken und Rücken bedroht, könnte von einer entscheidenden Einwirkung auf den Verlauf des Krieges nur in dem unglücklichen Fall die Rede sein, daß die deutschen Armeen auch den Mittelrhein nicht zu halten im Stande wären.

Durch obige Betrachtungen glauben wir gezeigt zu haben, in wie fern Belfort in französischem Besitz bei der neuen Grenzgestaltung in den verschiedenen Perioden des Krieges eine mehr oder minder wichtige, jedenfalls aber stets nur secundäre Rolle spielen kann.

Wir kommen daher zu dem Schluß: 1. Belforts Beibehaltung wäre für

Deutschland immerhin ein Vortheil gewesen, weil dasselbe eine Offensive aus dem oberen Elsaß gegen das burgundische Hochland begünstigt hätte. 2. Es würde aber nicht hinreichenden Schutz für das obere Elsaß geboten haben, da es nördlich und südlich umgangen werden kann. 3. Die Bedeutung Belforts für die ganze Grenzvertheidigung Deutschlands ist eine untergeordnete und sein Besitz darum nicht nothwendig. —

II. Wenn wir unter den dargelegten Umständen auf Belforts Besitz verzichten konnten, so ist damit nicht gesagt, daß es nicht nöthig wäre, ein Aequivalent für dasselbe zu schaffen, und nicht in anderer, ausgiebigerer Weise gegen die von dem französischen Belfort aus das obere Elsaß bedrohenden Einfälle Vorsorge zu treffen.

Es kann dies am besten durch die Befestigung jenes schon oben angedeuteten strategischen Punktes geschehen, welcher die meisten aus dem französischen Gebiete kommenden und namentlich auch die Belfort umgehenden Straßen in sich auffaßt. Es ist dies die Stadt Mühlhausen. In ihr vereinigen sich die vier Schienenwege von Basel, Belfort, St. Amérin und Colmar, ferner die neben diesen Eisenbahnen laufenden vier Chausseen, endlich die Wege, welche von Lure und Belfort über das Gebirge direct nach Mühlhausen führen. Diese Stadt wäre also zu befestigen und mit detachirten Forts, welche die genannten Zugangsstraßen unter Feuer legen und einem Besatzungscorps sichere Unterkunft verschaffen, zu umgeben. Außerdem würden sich folgende, 1—2 Meilen vorliegende Punkte zur Herstellung einer Gruppe von Verschanzungen empfehlen, welche eine erste Vertheidigungslinie bilden und die feindlichen Anmarschlinien sperren und bestreichen: 1. Sennheim (Cernay) an dem Eisenbahnknotenpunkt Colmar-St. Amérin-Mühlhausen; 2. Oberburnhausen, Vereinigungspunkt der Straßen von Giromagny, Maasmünster und Belfort nach Mühlhausen; 3. Altkirch an der Eisenbahn von Belfort-Dannemarie und der Vereinigung der Straßen von dort und von der Schweizergrenze (von Delle und von Pfirt oder Ferrette). Die Vervollständigung dieses Vertheidigungssystems für das obere Elsaß würde eine Sperre des Vogesenpasses Bussang-Orbay (zwischen Mont Cusson und Drumont) und des Bahnhofes von St. Amérin bilden.

Die Herstellung einer festen Position bei Mühlhausen dürfte politisch ebenso wichtig sein als militärisch. Ohne eine solche werden die von Belfort ausgehenden französischen Emissäre ihre agitatorische Thätigkeit ohne Scheu entfalten. Sie werden bei der Arbeiterbevölkerung Mühlhausens, wie bei den Frankreich größtentheils fanatisch anhängenden Fabrikbesitzern daselbst eine willkommene Aufnahme finden; die deutsch Gesinnten hingegen würden sich schutzlos fühlen, unter dem Druck der Verhältnisse leiden und an Boden verlieren, wo nicht ganz verschwinden. Allerdings ist eine Bevölkerung wie die

von Mühlhausen zur Zeit kein angenehmes Element im Innern einer Festung und verlangt große Wachsamkeit, Energie und Takt auf Seiten des Commandanten, aber sie läßt sich auch nirgends leichter überwachen und im Zaume halten, als eben in einer Festung. —

III. Die im Rheinthal liegenden festen Plätze bilden den Rückhalt, die Replipoften, für die Grenzpositionen, und im Fall eines unglücklichen Beginns des Kriegs eine zweite Vertheidigungsfront an dem großen Strome, dessen Uebergänge sie decken.

Der Mittelrhein und Niederrhein ist durch die vortrefflich angelegten und ausgerüsteten Festungen Mainz-Castel, Coblenz-Ehrenbeitstein, Köln-Deutz und Wesel in einer Weise vertheidigt und gesichert, wie kaum ein anderer der Grenze naher Strom irgend eines Staats. Straßburg, wie bereits erwähnt, mit Kehl zu einer gleich großen Festung wie die obigen hergestellt, wird für den Oberrhein dieselben Vortheile und dieselbe Stärke bieten.

Von Straßburg aufwärts liegen bekanntlich Schlettstadt an der Ill, in der Mitte des Rheinthals, und Neu-Breisach am Rhonecanal, 1 Stunde vom Rhein entfernt. Weiter südlich, an der Grenze des schweizer Cantons Basel und dicht am Rhein das seit 1815 geschleifte Hüningen. Diese drei Plätze sind zur Zeit nicht in vertheidigungsfähigem Zustand. Der Verlauf des Kriegs 1870 und 71 haben die geringe Haltbarkeit und hiermit den geringen Werth der kleinen bastionirten Festungen alter Art gegenüber der heutigen Leistungsfähigkeit der Artillerie dargethan. Strategisch leisteten einige nur als Eisenbahn-Sperrpunkte Dienste; meistens zogen aber die große Heere der Neuzeit an ihnen vorüber; wenige Compagnien zu ihrer Beobachtung zurücklassend. Sobald die Belagerungsartillerie angekommen war, genügte eine zwei- bis dreitägige Beschießung, um die Uebergabe zu erzwingen. Besatzung und Material waren geopfert und die unglücklichen Einwohner, an Leib, Leben und Eigenthum schwer geschädigt, großentheils an den Bettelstab gebracht — das war das traurige Ende eines nutzlosen Widerstandes.

Wir sind der Ansicht, daß die Festungswerke von Schlettstadt und Neu-Breisach, ebenso wie es bei Landau bereits von der königlich baierischen Regierung angeordnet wurde, rasirt werden sollten. Neu-Breisach ist bekanntlich nur als Gegenwehr gegen Alt-Breisach erbaut worden, nachdem dies durch den Frieden von Ryswik 1697 nach sechszigjährigem französischen Besitz wieder an das deutsche Reich zurückgekommen war. Die Herstellung des Forts Mortier, welches ursprünglich ein gegen Westen gekehrter deutscher Brückenkopf war, und der Neubau eines zweiten Forts zum Schutz der jetzigen Brückenstelle und der im Bau begriffenen Eisenbahn von Colmar nach Freiburg dürften genügen, um bei Breisach einen sichern Uebergangspunkt über den Rhein herzustellen.

Um so nothwendiger erachten wir aber die Herstellung von Hüningen zu einem festen Platz nach neuerer Manier mit detachirten Forts und bombenfesten Casernen. Hüningen würde nicht nur das Vertheidigungssystem von Mühlhausen im oberen Elsaß vervollständigen, dem Feinde das Umgeben desselben auf der Ostseite verbieten, und uns selbst einen sichern Uebergangspunkt am Rhein verschaffen, sondern auch das badische Oberland und die Operationslinien durch den Schwarzwald und durch das Rheinthal längs der Schweizergrenze decken und hiermit der dortigen Bevölkerung den Schutz gewähren, den sie zu erwarten berechtigt ist. Zwar ist das Terrain für Erweiterung der Festungswerke von Hüningen durch den neutralen Boden der Schweiz beschränkt, welcher auf der rechten Seite bis auf 300 Schritte an die Brückenstelle beim Zollhaus auf der Schuster-Insel, deren südliche Hälfte noch zur Schweiz gehört, herangeht. In westlicher und nördlicher Richtung hingegen ist die Ausdehnung der Werke durch nichts behindert. Dieselbe hätte in der Befestigung des Bahnhofs von St. Louis, in der Erbauung eines Forts zwischen dem Hüninger Canal und dem Rhein und in der Anlage eines Brückenkopfs auf der rechten Seite des Rheins zu bestehen.

Wir haben in Vorliegendem flüchtig angedeutet, welche Arbeiten zur Ergänzung des deutschen Vertheidigungssystems an der neu gewonnenen französischen Grenze, insbesondere am Oberrhein nach der Rückgabe Belforts an Frankreich, nothwendig erscheinen.

Bedeutend sind diese Arbeiten immerhin: Herstellung von Diedenhofen; Ausbau von Metz auf der Westseite; Erweiterung der Befestigung von Marsal oder Neubefestigung von Salzburg (Chateau Salins) zur Deckung der Operationslinien von Nancy; Herstellung von Pfalzburg und Vermehrung durch ein Werk, welches die Paris-Straßburger Eisenbahn sperrt; Verbindung von Straßburg und Kehl zu einem Waffenplatz ersten Ranges mit detachirten Forts; Anlage eines permanent verschanzten Lagers bei Mühlhausen; Befestigung der Pässe in den oberen Vogesen; Herstellung von Brückenköpfen bei Breisach und der Veste Hüningen am Oberrhein. Nach Ausführung aller dieser Arbeiten können wir in voller Ruhe der Entwickelung der Rachepläne unserer Feinde und ihren Gelüsten nach Wiedereroberung des Elsasses und Lothringens entgegensehen. Jenes wesentliche Impediment bei Festungsbauten in Friedenszeiten, die Geldmittel, werden diesmal nicht fehlen. Die von Frankreich gezahlten Kriegsentschädigungen und der feste, patriotische Wille der deutschen Nation, die wiedergewonnenen Provinzen des alten deutschen Reichs als unveräußerliches Eigenthum festzuhalten, werden das Nöthige liefern.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Ku-Klux-Klans. Aus New-York. Ku-Klux-Klan ist der ominöse, undefinirbare und unübersetzbare Titel einer Reihe geheimer, geschlossener und wohl disciplinirter Organisationen in den südlichen Staaten unserer Republik. Wo derartige Geheim-Genossenschaften vorkommen, ist „etwas faul im Staate". So war's in allen europäischen Landen, in denen einmal Despotismus und Tyrannei das Regiment geführt. Doch bei uns, wo absolute und schrankenlose Preßfreiheit und ein ganz unbeschränktes Vereinsrecht herrscht, wo das Volk summa auctoritas und sein Wille summa lex ist, wozu hier nächtlich sich schaarende Verbindungen, deren Nennung schon Schauder erregt? Hätte Grant wenigstens das „improvement" eines Yankee durchgemacht, d. h. eine Saison im Napoleonischen Babylon zugebracht, um sich zu modernisiren, dann hätte man ihm vorwerfen können, er erfinde Complotte à la Napoleon, um sein Regiment zu sichern. Allein dazu ist der Präsident zu „unschuldig". Ja, wenn sein Freund, oder vielmehr sein böser Dämon Ben Butler an seiner Stelle wäre, dann hätten wir einen Staatsstreich und — wir wagen nicht auszusprechen, was auf Aller Lippen schwebt.

Doch was für eine Bewandniß hat es mit diesen unheimlichen Ku-Klux-Klans? (Das Wort hat bereits Bürgerrecht in der englischen Sprache erlangt; man declinirt und conjugirt es). Existiren sie, oder existiren sie nicht? Und wenn sie existiren, was bezwecken sie und wie ist ihnen beizukommen?

Mit diesen wichtigen Fragen hat sich der Congreß und die Presse des ganzen Landes fast ununterbrochen seit drei Monaten beschäftigt. Es wurde dabei ein Staub aufgewirbelt, der eine Partei blind zu machen droht. Das jedenfalls ist gewiß, daß seit dem Bürgerkriege nichts mehr die Gemüther unseres Volkes ergriffen hat, als diese Ku-Klux-Geschichten und ihre Gesetzgebung und zwar deshalb, weil sie eine traurige, klaffende Wunde des Bürgerkrieges sind. Wir müssen daher auf diesen zurückgehen.

Der Bürgerkrieg endete mit der vollständigen Unterwerfung der Südstaaten. Die sog. Secessionisten wurden in Folge dessen vollständig entrechtet. Es wurde ihnen das active und passive Wahlrecht wie die Möglichkeit genommen, die Functionen von Geschworenen, Executivbeamten und Richtern auszuüben; mit einem Worte, sie wurden politisch todt gemacht. Dagegen wurde die Idee des Kampfes, die Sclavenemancipation, wofür der Norden das Schwert ergriffen und wogegen der Süden revoltirt, in einer fast idealen Auffassung realisirt. Aus einem viehischen, fast verthierten Zustande wurden

die Neger urplötzlich in die windlose Aetherschicht der absoluten Freiheit hinauf geschnellt; aus Sachen wurden sie nicht blos Menschen sondern Herren ihrer früheren Herren. Vergebens eiferte und donnerte dagegen die demokratische Partei; vergebens riethen die gemäßigten Republikaner zur Vorsicht und Geduld. Es fiel selbst den Secessionisten nicht mehr ein, die persönliche Freiheit der Neger schmälern zu wollen. Doch zur politischen Emancipation gehört etwas mehr, als die Schaustellung eines Menschengesichts. Das Individuum muß sich selbst auch als Mensch fühlen, muß die Begriffe des Verhältnisses des Individuums zum Gemeinwesen erfassen lernen, ehe es als nützliches Mitglied desselben fungiren kann. Wie lange hat der Kampf um die politische Emancipation des Volkes in Europa gedauert, wo alle Erfahrungen der Wissenschaften ihr zu Hilfe kamen, und sie ist noch immer nicht in dem Grade erreicht, wie man sie hier einer Horde Individuen gab, die dazu nichts mitbrachten als Menschenqualität. „Ihr habt die Neger frei gemacht", so rief man dem Congreß zu, „gut, laßt sie sich erst dieses Zustandes bewußt werden; richtet Schulen ein, belehrt die Jugend, welch' göttliches Geschenk die Freiheit sei, welch' schwere und verantwortliche Pflichten sie aber auch erheische. Laßt die Generationen der von einander gelösten Sclaven und Herren ohne eure Dazwischenkunft ihre Verhältnisse ordnen, bis das Grab ihre Antipathieen ausgleicht, bis eine in gleichen Principien erzogene Jugend sich brüderlich versöhnt die Hand reicht!"

Doch der radicale Congreß fühlte sich in seiner Würde als Triumphator zu erhaben, um der Stimme der Vernunft Gehör zu schenken. Der „poor nigger" war der mit blutigen Schmerzen geborene neue Weltbürger. Er könnte das Licht dieser neuen Welt nur ertragen, wenn er zum unumschränkten Herrscher gemacht würde. Würde ihm diese Macht nicht verliehen, dann würde er in ein Paar Jahren wieder in den Klauen der unverbesserlichen Rebellen stecken. Dies waren die Argumente, womit der Congreß die Entrechtungsacte der weißen Bewohner der südlichen Staaten und die vollständige persönliche und politische Emancipation der farbigen Raçe inaugurirte. An einen Erfolg glaubte er selbst nicht. Die Politik des Congresses, der de jure et de facto die höchste Autorität besitzt, ist „buiseness", Geschäft. Das Regieren in unserem Lande ist blos eine der vielen Variationen Geschäfte zu machen. Da man hier zu Lande für das Geschäft nicht die geringsten Vorkenntnisse gebraucht, so hielt die radicale Majorität des Congresses auch die Neger für gescheidt genug, ein „buiseness" mit dem Regieren zu machen. Dadurch erlangte die radicale Partei einen doppelten Vortheil: 1) Die Unterstützung des gesammten Negervotums bei den Wahlen, und 2) die leitende Controle über die gänzlich ignoranten Horden. Auf

beiden Wegen fiel aber für die gesammte Partei ein ungeheurer Profit ab. Dieser schmutzige Geldgewinn war die wahre Ursache der beispiellosen Unterjochung der Insurgenten und der beispiellosen Emancipation einer dazu völlig unvorbereiteten Classe.

Nach der Ratificirung des XIV. und XV. Amendements zur Constitution der „Vereinigten Staaten" füllten sich die Legislaturen der südlichen Staaten, die Gerichtshöfe und Beamtenstellen mit einer überwiegenden Anzahl von Farbigen. Von Washington aus wurden aber wie einst vom cäsarischen Rom Prätoren in die unterjochten Staaten geschickt und sie glichen ihren Vorbildern auf das Haar. Wie im alten Rom eine Prätorstelle eine Sinecure zur Erpressung der Provinzen war, wovon der Prätor seine Schuldenlasten abzahlte und sich ein hübsches Sümmchen zur Erreichung höherer Würden bei Seite legen konnte, ganz so war es hier und ist es heute zu Tage noch. Die hohen Executivbeamten mit einem Schwarme blutsaugender Helfer vom Norden und Westen rauben und plündern in den Rebellenstaaten in einer Weise, die jeder Beschreibung spottet. Für diese Classe ist der bezeichnende Ausdruck „carpet-baggers" erfunden worden, der Leute bezeichnet, welche Alles bis auf den Teppich „einsacken". Die wahre Banditenwirthschaft dieser officiellen Räuberbanden, deren unmoralischer und corrumpirender Einfluß auch auf die ihren hohen Stellungen nicht im Geringsten gewachsenen Neger einwirkt, ist hier und da auch von radicalen Stimmen gerügt worden. So sagt der „Daily Republicain", das hervorragendste radicale Organ des Südens, welches in Charleston, Südcarolina, erscheint: „In unserem Staate (Südcarolina) gab die einfache Ueberlegenheit von Zahlen die Regierung fast ausschließlich in die Hände der farbigen Bürger. Die, welche so eben noch Sclaven waren, beherrschen in der That ihre früheren Herren. Dies war eine Calamität. Es war eine Wiederholung des alten Fluches von Südcarolina, nämlich die Herrschaft der einen Raçe über die andere. Es ist wahr, die Sclaverei ist abgeschafft; aber es giebt Unterdrückungen im Namen der Freiheit und diese theils wirklichen theils eingebildeten Unterdrückungen empfinden die Weißen schmerzlich. Das Uebel wird als ein um so größeres empfunden, wenn wir die wirkliche Lage der farbigen Raçe betrachten, als sie der Sclaverei entrückt wurde. Ihre Ausbildung ist sicherlich nicht derart gewesen, sie zu Staatsmännern zu machen. Wir sprechen von der großen Masse der farbigen Raçe. Es gibt wohl Einige unter ihnen, welche in der Staatskunst erfahren sind, aber das farbige Volk als ein Volk hat nicht nur keine Schulbildung genossen, sondern ist auch unerzogen in den gewöhnlichsten Dingen der Politik und des Regierungswesens. Sie sind unwissend und werden leicht verführt. Ihr politischer Instinct war auf richtiger Fährte, d. h. auf Seite der Freiheit;

aber sie mußten sich Führern anvertrauen und vertrauten sich oft den gemeinsten Schurken an, einfach deshalb, weil diese behaupteten, den theueren Namen eines Republikaners zu tragen. Die republikanische Partei hat ihnen die Freiheit gegeben und sie zeigten sich ihr dafür dankbar und vertrauten einfach dem, welcher die Fahne dieser Partei trug. Mögen sie in diesen Dingen Erfahrung lernen, mögen sie lernen, daß manche Wölfe in Schafskleidern umher gehen."

Die Neger-Beamten schildert das erwähnte Blatt in folgender Weise:

„Ihre Beamten sind verderbt und unfähig. Dies haben wir nur zu oft eingestanden und verdammt, als daß wir noch nöthig hätten unser Geständniß und Verdammungsurtheil zu wiederholen. Das Uebel ist von erschreckender Größe. Es verpestet nicht nur die Legislatur, sondern geht durch alle Beamtenclassen hinab bis zu den Gerichtshöfen und der Jury. Die Miliz ist so organisirt, daß die Weißen, wie beansprucht, nicht dieselben Vortheile haben wie das farbige Volk."

So urtheilte ein radicales Blatt, das die Negeremancipation mit Selbstaufopferung erstrebte, vier Jahre, nachdem das Ideal sich verwirklicht hatte. Dem Gouverneur, der ein Mann ihrer Partei ist, sagt der „Daily Republican" geradezu: er verdiente Steine zu klopfen in einer Besserungsanstalt! Die anderen Executiv-Beamten nennt er unwissend und entartet, und Alle insgesammt dem Teufel verkauft. — Wer will nun gar den stolzen früheren Sclavenbaronen verargen, daß sie nicht nur den Verlust persönlichen Eigenthums beklagen, sondern weit schmerzlicher noch die ganze politische Macht vermissen, die sie den Händen einer unfähigen Masse und fremden, gewinnsüchtigen Speculanten anvertraut sehen? Fünf Jahre sind seit dem Schluß des Bürgerkrieges vergangen und noch sind die Wunden nicht vernarbt; im Gegentheil, der Haß des Südens gegen den Norden, der Entrechteten gegen die Richtenden ist weit intensiver geworden. Aber die Mittel fehlen ihm, offen sein Recht zu verfechten. Und darum schließt er sich rachsüchtig in geheime Verbindungen zusammen.

Unter dem mysteriösen Namen Ku-Klux-Klan haben sich also die früheren Sclavenhalter des Südens und ihre Anhänger zu einem Ausrottungskampfe der „black beasts", wie sie die Neger nennen, und der „carpet-baggers" organisirt. Die einzelnen Trupps sind sämmtlich beritten, vollständig bewaffnet und bis zur totalen Unkenntlichkeit maskirt. Hier und dort tauchen sie plötzlich auf, gleichsam aus dem Boden wachsend, überfallen die radikal gesinnten Neger, prügeln sie gehörig durch, oder erschießen oder hängen sie am ersten besten Baume auf. Den weißen Blutsaugern aus dem Norden werden gewöhnlich Aufforderungen zugeschickt, sich dahin zu scheeren, woher sie gekommen, und wenn sie diesen Aufforderungen keine Folge leisten, dann

werden sie in einer schönen Nacht aus dem Bette geholt, tüchtig durchgewalkt und über die Grenze geschafft. Die ganze Procedur hat eine große Aehnlichkeit mit den mittelalterlichen Vehmgerichten. Wer vor dem Tribunal der Ku-Klux schuldig befunden wird, dem wird nächtlicherweise ein Zettel, auf dem ein plumper Galgen mit einem hängenden Manne gemalt ist und unter welchem der Befehl zum sofortigen Verlassen des Districts gegeben ist, widrigenfalls er für vogelfrei erklärt wird, an die Thüre geklebt. Mit den Negern wird der kürzere Weg des sofortigen Erschießens oder Aufhängens eingeschlagen. Wird auch einmal ein Ku-Klux-Mitglied in flagranti ertappt und eingesperrt, dann erscheinen am Tage der Aburtheilung ganz sicher seine Genossen, erschießen den farbigen Richter, treiben die farbige Jury auseinander und führen ihren Spießgesellen im Triumphe davon. Auf diese Weise haben die geheimen Organisationen der frühern Secessionisten eine Schreckensherrschaft im Süden etablirt. „Nette Zustände das!" wird man in Deutschland ausrufen. Doch sie sind echt amerikanisch und man hat sich im Norden bereits daran gewöhnt, eine Ku-Klux-Unthat wie eine Auster herunterzuschlucken.

Giebt es nun keine Abhilfe gegen diese ungesetzlichen Gewaltthätigkeiten? Die Beantwortung dieser Frage ist das interessanteste und wichtigste an der ganzen Sache; ihre Lösung hat die republikanische Partei gespalten und den eminentesten Juristen Amerikas harte Arbeit gebracht.

Als die Trabanten der radicalen Partei sich durch die Umtriebe der Ku-Kluxe an Leib und Leben bedroht sahen, eilten sie zum „großen Vater" im weißen Hause, warfen sich ihm zu Füßen und flehten ihn an: Herr, schaff uns unser Geld wieder. Herr Grant kratzte sich verlegen hinter die Ohren und rief seine Freunde Ben Butler und Senator Morton zu Hilfe. Es wurden nun weitläufige Untersuchungen angestellt, affidavits entgegen genommen und die sehr unerquickliche Entdeckung gemacht, daß das ganze Ku-Kluxer-System darauf hinsteure, die Neger von den Wahlurnen fern zu halten und auf diese Weise die südlichen Staaten vollständig der Demokratie zu überliefern. Stracks brachte Ben Butler im Hause eine Bill ein, welche den Präsidenten wieder mit dictatorischer Allgewalt über den Süden bekleiden sollte. Ein Sturm der Entrüstung brach von Freund und Feind dagegen aus. Die Demokraten leugneten entweder kurzweg die Existenz der Ku-Kluxe ab oder suchten sie als gewöhnliche Raubanfälle zu kennzeichnen, während sie die Bill als eine Verfassungsverletzung denuncirten. In letzterer Hinsicht stimmte ihnen der gemäßigte Theil der Republikaner bei. Die Butler'sche Bill wurde zurückgezogen und eine andere vom Repräsentanten Schellenberger (Ohio) eingebracht. Auch diese, obschon im Inhalt gemäßigter, erregte großes Bedenken, deshalb, weil man sich über die Frage nicht einigen konnte, ob hier ein Fall

vorliege, wo der Congreß das Recht zum Einschreiten habe. Zum Verständniß dieser Frage müssen wir auf die Grundlage der Verfassung zurückgehen.

Die „Vereinigten Staaten" Nordamerikas sind ein Bundesstaat, in dem jeder einzelne Staat volle, unbeschränkte und unabhängige Souveränität besitzt. Der Executive des Bundes ist es unter keinen Umständen gestattet, eigenmächtig in die Souveränität der einzelnen Staaten einzugreifen. Die Stellen in denen dem Congreß ein Einschreiten gestattet ist, sind folgende: 1) „Der Congreß soll die Macht haben, die Milizen aufzubieten, um die Gesetze der Union auszuführen, um Insurrektionen niederzudrücken und Invasionen zurückzuweisen." 2) „Das Privilegium der Habeas-Corpus-Acte soll nicht suspendirt werden, es sei denn daß in Fällen der Rebellion oder Invasion die öffentliche Wohlfahrt es erfordere." 3) „Die „Vereinigten Staaten" sollen jeden der Staaten gegen Invasion schützen und auf Ersuchen der Legislatur, (der Executive, wenn die Legislatur nicht zusammenberufen werden kann) gegen innere Gewaltthätigkeit." — In diesen Verfassungsparagraphen glaubte nun die Majorität des letzten Congresses das Recht zur militärischen Execution zu finden, indem sie dem Präsidenten die Befugniß verlieh, in Südcarolina (denn vorerst handelt es sich um diesen Staat allein) die Habeas-Corpus-Acte zu suspendiren und mit Bundesgewalt die widerspenstigen Bürger zum Gehorsam zu bringen, d. h. mit einem Worte, das Standrecht zu proclamiren. Der Grund zu dieser militärischen Execution liegt in der vom Congreß anerkannten Verletzung des 14. Amendements von Seiten der Ku-Kluxe. Besagtes Amendement lautet: „Kein Staat soll Gesetze erlassen oder erzwingen, welche die Privilegien oder Immunitäten der Bürger der „Vereinigten Staaten" verkürzen, noch soll ein Staat irgend eine Person des Lebens, der Freiheit oder des Eigenthums ohne gehörige Processirung berauben; noch irgend einer Person innerhalb seiner Jurisdiction den gleichen Schutz der Gesetze versagen."

Gesetze haben als solche nur Werth und Bedeutung, wenn ihnen die Macht zu ihrer Durchsetzung zur Verfügung gestellt wird. Diese Macht wird nun dem Congreß vom größten Theil der Presse abgesprochen. Es wird in dem Amendement nicht gesagt: „der Congreß soll die Macht haben, alle Gesetze zu erlassen, welche nothwendig und geeignet sind, den Bürgern der United-Staates die Privilegien u. s. f. zu schützen". Diese Fassung des 14. Amendements war am 13. Februar 1866 von Herrn Bingham vorgeschlagen worden, allein seine Berathung mit einer Majorität von 110 zu 37 ad infinitum vertagt. Man wollte dem Congreß durchaus nicht die wirkliche Macht ertheilen in die vollständig freie und unabhängige Jurisdiction der Einzelstaaten mit Gewaltmaßregeln einzugreifen. „Die Machtbefugnisse des Congresses erstrecken sich im Allgemeinen nur auf alle Sachen von na-

tionalem Charakter", sagt Kent. „Man solle immer im Auge haben, daß das Object und Ziel der Conföderation hauptsächlich sich auf die Vertheidigung der Staaten gegen äußere Angriffe erstreckt. Mit Bezug auf die inneren Angelegenheiten wurde der Congreß mit der Macht bekleidet, als letzte Instanz alle Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten zu entscheiden u. s. f. Aber die legislative Autorität eines jeden Staates innerhalb seiner Grenzen, darf niemals gebrochen noch verletzt werden". So schreibt Curtis. In gleichem Sinne läßt sich Marshall aus. Dies sind drei anerkannte Autoritäten des amerikanischen Staatsrechts.

Differenzen der Staatsbürger unter einander oder gegen den Einzelstaat, selbst Auflehnungen gegen die Regierung des Einzelstaates hat dieser Einzelstaat einzig und allein das Recht zu schlichten resp. niederzudrücken ohne die Intervention der Bundesgewalt. Nur wo diese selbst angegriffen wird, hat sie sich ihrer Haut zu wehren. Nur wenn innerhalb eines Staates gegen die Bundesgewalt revoltirt wird, dann kann deren Hilfe von der Legislatur dieses Staates oder in ihrer Abwesenheit vom Gouverneur in Anspruch genommen werden. Dies ist die Interpretation des Art. IV, sec. 4, wo von innerer Gewaltthätigkeit (domestic violence, zu ergänzen against the United States) die Rede ist. Keiner dieser Fälle liegt in Südcarolina vor. Die Ku-Kluxe beschädigen Leben und Eigenthum der Staatsbürger von Südcarolina; sie begehen somit Verbrechen gegen den Einzelstaat und nicht gegen die Conföderation. Sie suchen ferner die Neger von den Wahlurnen fern zu halten. Wahlgesetze sind aber sonderstaatliche Erlasse und alles, was der Congreß in dieser Beziehung thun kann, ist, die südlichen Abgeordneten wegen ungerechtfertigter Wahlbeeinflussungen nicht zuzulassen. Gewaltsam dagegen einzuschreiten hat er kein Recht. Die Ku-Klux-Verbindungen suchen das Negerregiment zu stürzen. Es steht kein Wort in der Verfassung der „Vereinigten Staaten", daß Republikaner oder Demokraten mit Hilfe der Bundesgewalt die souveräne Herrschaft in den Einzelstaaten ausüben sollen.

Die pfiffigen Advocaten des Congresses wußten sich jedoch zu helfen. Den Ausdruck „domestic violence", der auch für die Ku-Klux-Unthaten paßt, wußten sie geschickt mit Conspiration und Insurrection gegen die „United States" zu verbinden und brachten so eine Acte „zur Erzwingung der Verordnungen des 14. Amendements zu der Constitution der Vereinigten Staaten und zu anderen Zwecken" am 20. April durch. Auch in dieser Deutung jedoch hätte die Legislatur Südcarolinas erst die Bundeshilfe erbitten müssen. Vergebens unterzog unser Karl Schurz im Senate in einer brillanten, juristisch meisterhaften Rede diese Bill einer vernichtenden Kritik. Wir wollen von dem Urtheil der Demokraten schweigen, welche in ihrer Parteileidenschaft die Ku-Klux-Bill als den Grundstein zum Despotismus ansehen. Wir wollen nur die „Nation", das beste politische Wochenblatt, sonst Anhängerin der Grant'schen Administration, erwähnen, welche vom Rechtsstandpunkte aus diese Bill einen „Gewaltact" nennt, der verfassungswidrig mitten im Frieden den Präsidenten zum Dictatur macht. Wenn auch Grant zu „unschuldig" sei, um diese Dictatur zu mißbrauchen, so solle man sich hüten, einen solchen Präcedenzfall zu schaffen. Der zur Monarchie führende Centralismus sei durch diesen Act angebahnt; denn die unverletzbare Souveränetät der Einzelstaaten sei gebrochen!

Welche Mittel zur Abhilfe des allerdings scheußlichen Zustandes in Südcarolina schlagen nun diese Gegner der Ku-Klux-Bill vor? Stehende Armeen haben die Einzelstaaten nicht. Die Milizregimenter, welche insgesammt keine Freunde von Pulverdampf sind, bestehen in Südcarolina durchweg aus Negern, die beim ersten Flintenschuß desertiren. Die farbige Jury wagt nicht zusammenzutreten und der farbige Richter nicht abzuurtheilen. „Seht die Unfähigkeit dieser Klasse, zu regieren", so argumentiren die Gegner. „Gebt den Unterdrückten die Freiheit wieder und Ruhe und Ordnung wird zurückkehren. Laßt die Neger für die politische Freiheit erst reif werden." Und in der That, das ist das einzige Heilmittel. Müssen doch die Fremden, die in dieses Land kommen und die sämmtlich auf einer unvergleichlich höheren Stufe der geistigen Entwickelung und Bildung stehen, fünf Jahre warten, ehe sie das active Wahlrecht erlangen, und eine fernere Reihe von Jahren, ehe sie das passive genießen können. Eine derartige Frist könnte auch für die politische Emancipation der Neger gestellt werden, die Generationen würden inzwischen wechseln und der Racenhaß vernarben. Aber freilich paßt diese Maßregel wenig in den Kram der radicalen Partei; es wäre dies gleichbedeutend mit dem Aufgeben ihrer Herrschaft, wozu sie sich freiwillig nun und nimmer entschließen könnte. Eigennutz ist das Motto unserer Politiker; Ehrlichkeit eine Mythe, an die nur noch der „gutmüthige, Lagerbier trinkende und Sauerkraut essende Deutsche" denkt.

Noch eine Frage bleibt uns zu erörtern übrig. Wie denkt der Süden selbst über seine Lage? Die hiesige „Tribune", welche, obschon die hartnäckigste Vertheidigerin des radicalen Systems, rechtschaffen und gründlich in ihren Auseinandersetzungen ist, hat einen ihrer Mitarbeiter beauftragt, eine Rundreise durch den Süden zu machen, um die dortige Stimmung zu erforschen. Derselbe scheint aber bei seinen Nachforschungen Convertit geworden zu sein, denn er gesteht die unfähige Mißregierung der Neger und der radicalen Creaturen zu. Als die Quintessenz der Stimmung gibt er die Meinung eines bedeutenden Grundbesitzers in der Nähe von Columbia, Südcarolina, wieder, der Major in der conföderirten Armee war.

„Wir können diese Unterdrückung und Räuberei nicht länger ertragen. Mein Gott! Wir waren arm genug, als der Krieg endete, ohne diesen Schwarm von höllischen „carpet-baggers" zu haben, welche herunter kommen, das Wenige zu verzehren, was wir übrig hatten. Wenn dies nicht bald aufhört, werden wir den Burschen warm einheizen. Es werden hundert Unthaten vorkommen statt der einen, von der Sie jetzt hören, damit die Vereinigten Staaten gezwungen werden, uns unter Militärherrschaft zu stellen. Das ist, was wir wünschen. Die Armeeofficiere sind ehrliche Leute und werden uns nicht bestehlen. Sie werden mit dem weißen Volke sympathisiren. Wir wollen die Bundesregierung nicht beunruhigen. Wir haben genug des Krieges gehabt und wünschen Frieden. Aber wir können nicht still sitzen und zusehen, wie eine Rotte von Spitzbuben, unterstützt von einer Horde unwissender Nigger, uns unser Eigenthum raubt."

Und in Washington klagt man diese Leute an, daß sie gegen den Bundesstaat conspiriren! Wie bedauernswerth muß der Zustand eines Volkes sein, das in Freiheit erzogen, für Freiheit geblutet, zu seinem persönlichen Schutze eine Militärherrschaft herbeisehnt!

Reichstagsbericht. Aus Berlin. Die vor Pfingsten verflossene Reichstags-Woche kann man wohl als die der parlamentarischen Irrungen bezeichnen. Die Tonart, welche der sonst so ruhig gemäßigte Bundeskanzleramtspräsident Delbrück bei den Commissionsberathungen über das Elsaßgesetz und bei Berathung über die Strafversetzung der Hamburger Postsecretäre angeschlagen hatte, war keineswegs nach dem Geschmack des Hauses und wirkte verstimmend auf die Mehrheit. Kaum war man darüber etwas hinausgekommen, so kam ein Circular über den Gebrauch des Petitionsrechtes an den Reichstag durch die Postbeamten an die Oeffentlichkeit, das die thatsächlichen Grundlagen ganz formeller Erklärungen des Bundeskanzleramtes in Frage zu stellen schien. Die eigentliche Krisis aber, denn zu einer solchen ist es allerdings gekommen, wurde vorbereitet durch einen Antrag, dem man einen solchen Erfolg kaum angesehen hätte. Bei Gelegenheit der ersten Berathung des Invaliden- und Pensionsgesetz regte Abgeordneter v. Bunsen den Gedanken an, ob nicht den Landwehrmännern und Reservisten, nach Analogie der Retablissementsgelder für die aus dem Feldzuge zurückkehrenden Officiere, eine Staatshilfe bei Wiederbeginn ihres Geschäftsbetriebes, sei es in Form von Darlehen oder von Begabungen zu gewähren sei. Was konnte ansprechender scheinen, als ein solcher Gedanke, vorausgesetzt, daß er realisirbar sei? Allgemeine Zustimmung kam ihm entgegen. Nach einigen Tagen tauchte dieser Gedanke wieder auf, und zwar in Form einer förmlichen Aufforderung an den Reichskanzler, in diesem Sinne vorzugehen. Unterzeichnet, wie der Antrag war, von den Führern aller Fractionen mit Ausnahme der Conservativen, schloß sich auch das Gros der Parteien ohne jedes Mißtrauen an und der Antrag erschien vor dem Reichstag mit einer Anzahl von Unterstützern, wie dies selten der Fall ist. Die entschieden ablehnende Haltung, welche Delbrück bei der Verhandlung des Antrags im Plenum einnahm, war auffallend, mehr noch die sachlich schwachen Gründe, die er demselben entgegensetzte. Der gereizte Ton, in welchen aber die Abgeordneten v. Blankenburg, der als Führer der Gegner und v. Bunsen als Hauptantragsteller verfielen, zeigte, daß man sich auf einem sehr unterwühlten Boden bewegte. v. Blankenburg hob hervor, wie der Reichskanzler Herrn v. Bunsen von Stellung des Antrages in einem Schreiben ausdrücklich abgemahnt, ein besonderer Schritt der auf ganz besondere Verhältnisse schließen ließ. Abgeordneter v. Bunsen nannte diese Mittheilung ein illoyales Verfahren. Allein die Thatsache, daß ein solcher Brief vorlag, von dem das Haus größtentheils gar nicht oder nur obenhin unterrichtet war, erschien doch bedenklicher Natur. Warum in einer Frage, wo es sich auf der einen Seite nur um die Wahl der Mittel für das gemeinschaftlich Gewollte, auf der andern Seite aber um ein Eingreifen in die in Preußen immer für die Volksvertretung sehr epinösen Militärverhältnisse handelte, dem Reichskanzler absolut entgentreten? Doch der Stein war im Rollen, keine kräftige Hand übernahm es, ihn aufzuhalten und der Bunsen'sche Antrag ging mit großer Mehrheit durch.

Während dies vorging, war der Reichskanzler in Frankfurt und ordnete die bei Ratification des Friedens noch schwebenden finanziellen und anderen Fragen mit den französischen Ministern. Fürst Bismarck scheint mit seinem Tagewerke ganz besonders zufrieden gewesen zu sein; denn während er sonst

immer sich beflissen hatte, über seinen Antheil an den Ereignissen jede selbstbewußte Aeußerung zu unterdrücken, sprach er sich bei dieser Gelegenheit ein Verdienst zu, auf das er stolz sei. Der Empfang, den er in Berlin gefunden, scheint aber nicht der beste gewesen zu sein. Wenn allgemein accreditirte Erzählungen wahr sind, so hörte er nur von den Uebergriffen des Reichstages, von dessen Versuche, sich zwischen Kaiser und Armee zu schieben, sich der Initiative in militärischen Dingen zu bemächtigen. Und auf dem Grunde aller dieser Klagen lag immer die Bunsen'sche Resolution. Das mag der Reichskanzler vorausgesehen und haben abschneiden wollen, vielleicht hatte es sich schon zu entwickeln begonnen als er an Bunsen geschrieben. Nun hatte der Reichstag so wenig auf ihn, seine Stellung, sein Wünschen und Wollen Rücksicht genommen, daß er in eine Frage dritten Ranges über ihn ohne Weiteres zur Tagesordnung überging. Darob ergrimmte er in seinem Herzen.

In der Elsaßfrage hatte Alles, wie es schien den glücklichsten Verlauf genommen. Der Reichstag war vom Reichskanzler aufgefordert worden, den Gesetzentwurf über die Vereinigung von Elsaß-Lothringen nicht als das letzte Wort des Bundesrathes aufzunehmen, vielmehr sorgfältig zu prüfen und von dem Seinigen dazu zu thun. Den Verhandlungen in Commission und Plenum war der Reichskanzler durch seine zweimalige Abwesenheit in Frankfurt entzogen gewesen. Der Reichstag aber hatte mit großer Discretion der ihm gewordenen Aufforderung zur Amendirung gegenüber sich verhalten. Er hatte den Grundsatz kaiserlicher Autorität im Reichsland etwas mehr accentuirt, auf eigene Mitwirkung bei der Gesetzgebung während der Dictaturperiode verzichtet und sich darauf beschränkt, jährliche Mittheilungen über das dort Vorgenommene zu verlangen. Ja, die Mehrheit hatte versucht, die Stellung der kaiserlichen Gewalt und des dieselbe repräsentirenden Reichskanzlers durch Rückdrängung des Bundesrathes zu verstärken und dieser von v. Roggenbach verfochtene Plan wurde nur gegen den formellen Widerspruch Delbrück's aufgegeben. Daß die Dictatur nur bis zum 1. Januar 1873 statt, wie vorgeschlagen, 1874 reichen sollte, war eine Frage der Zweckmäßigkeit und ein Compromiß zwischen verschiedenen Ansichten im Hause selber. Da aber Elsaß-Lothringen eine Rechtspersönlichkeit nicht bildet, vielmehr nur ein Reichstheil ist, so wären Schulden, die für das Reichsland contrahirt werden, unter anderem Titel Schulden des Reiches, und für deren Aufnahme nahm der Reichstag seine Mitwirkung in Anspruch. Das Alles war erreicht worden, ohne zu großen principiellen Streit heraufzurufen, in ruhiger und geschäftsmäßiger Weise, und der Reichstag konnte auch seiner Seits mit einiger Befriedigung auf sein Werk zurücksehen.

Man hat den Reichskanzler nie so nervös erregt gesehen, wie am Tage der dritten Lesung des Elsaßgesetzes, da er während einer Rede eines beliebigen Polen im Hause erschien. Er begann zunächst so objectiv als möglich seine Stellung zum Elsaß, seinen Willen, es alsbald zum selfgovernment zu führen, entwickelnd. Nur hier und da flog schon eine Bemerkung dazwischen, die sich persönlich gegen die Mehrheit des Hauses richtete und den kommenden Sturm andeutete. Und plötzlich war derselbe da. Mit bitteren Worten beklagte sich der Reichskanzler über das Mißtrauen, welches ihm der Reichstag ausgesprochen, indem er ihn dem Elsaß gegenüber gleichsam creditlos

erklärt habe. Unter den Bedingungen, wie der Reichstag ihm die Verwaltung des Elsasses übertragen wolle, möge derselbe sich Jemand Anders suchen. Er selbst sei nicht regierungsbedürftig, seine Gesundheit und Arbeitskraft nehme ab, er fühle eher das Bedürfniß sich zu entlasten, als neue Aufgaben dazu zu übernehmen. Aber erwartet habe er diese Behandlung nicht und sich ihr unterwerfen wolle er ebenso wenig. Er als Advocat für Elsaß-Lothringen werde keinen Eingriff in deren Eigenleben zugeben. Starr vor Erstaunen saß die Mehrheit des Hauses diesem Ausbruch gegenüber, von dem sie nichts verstand, nichts verstehen konnte, als daß man Streit mit ihr suche. Die Amendements, um die es sich handelte, waren ja beinahe mit Zustimmung, jedenfalls nur gegen einen ganz schwachen Widerstand des Präsidenten des Reichskanzleramtes in das Gesetz hinein gebracht worden. Niemand hatte dabei gedacht, daß das Vertrauen in den Reichskanzler dabei zur Frage kommen könne.

Der Vorwurf, der Reichstag wolle wohl Landtag für Elsaß-Lothringen spielen, richtete sich gegen den Gesetzentwurf selbst, wie er vom Reichskanzler eingebracht und von dem Reichstag in keiner Weise verändert worden war. Denn inhaltlich dieses Entwurfes sollte ja nach Beendigung der Dictatur bis zu weiterer Regelung der Reichstag auch bei der Elsaß-Lothringer Specialgesetzgebung mitwirken. Dies Alles warf Lasker in ruhiger, aber entschiedener Weise dem erzürnten Löwen entgegen. Aber umsonst. Nur noch gereizter war die Replik Bismarck's, er sei das von Lasker und seinen Freunden gewöhnt, daß man ihm thatsächlich entgegentrete und ihm dann mit schönen Worten versichere, es fehle jede mißwollende Absicht. Er müsse auf dem bestehen bleiben, was er gesagt. Eine längere Rede, die Schulze-Delitzsch hielt, gab wenigstens den mittleren Fractionen die Zeit, sich über den einzuschlagenden Weg zu verständigen. Vertagung der Verhandlung, Rückverweisung der Sache in die Commission schien das Verständigste. Denn in jenen ruhigen Räumen von Nr. 8 des Abgeordnetenhauses, um den grünen Tisch herum, können leidenschaftliche rednerische Ausbrüche nicht durchschlagen. Dort muß der ruhigeren Ueberlegung, der logischeren Begründung der Sieg bleiben. Mit dem Antrag auf Rückverweisung in die Commission parirten die Nationalliberalen den gegen sie geführten Schlag. Im Augenblick aber übersah Bismarck die Situation — ein Zettel wanderte vom Tisch des Bundesrathes zu den Conservativen und Graf Rittberg erhob sich — Himmel, mit was für Gründen — den Ausweg zu bekämpfen. Gründe hatten wahrscheinlich auf dem Zettel nicht gestanden. Jetzt erst hatte die Krisis ihre drohende Höhe erreicht; wurde die Commission abgelehnt, so hatte die Reichstagsmehrheit nur die Wahl, entweder bei ihrem Beschluß zu beharren und dem Vorwurf sich ausgesetzt zu sehen, dem deutschen Staatsmann, der den Friedensvertrag bezüglich des Elsasses geschlossen, alsbald ein Mißtrauensvotum gegeben zu haben, oder den Beschluß aufzugeben und gedemüthigt und herabgedrückt von ihrer Position zu weichen. Und daß die Mehrheit diese letzte Partie ergreifen würde, darauf zählte man vielleicht mit allzugroßer Sicherheit. Der Conflikt lag in der Luft — keine Verständigung! hatten die Conservativen gerufen, Windthorst nahm die Parole natürlich für die Clericalen auf, Löwe folgte für die Fortschrittspartei. Und so standen sie sich gegenüber zornig, erhitzt, Conservative, Ultramontane und Fortschrittler auf

der einen Seite, die nationalen Parteien auf der anderen. Fragen wir nicht, wo in jenem Augenblick Bismarck stand. Die scharfen Reden flogen herüber und hinüber, Reichensperger-Olpe schlug im Eifer des Zornes das Pult an seinem Sitze in Stücke, selbst Präsident Simson verliert die ruhige Gleichmäßigkeit, unter der er sonst thront und wirft ein scharfes Wort in den Tumult der clericalen und Fortschrittspartei. Nur einen Augenblick weiß ein Capriccio Bambergers die Gemüther etwas zu beruhigen. Dann flammt es von Neuem auf und in schweigender Haltung begleitet das Haus die Abstimmung. Die Mehrheit, wenn auch keine allzu große, hat sich für die Rückverweisung in die Commission entschieden; man kann sagen, der gute Genius des Reichstages hat gesiegt.

Was aus den Commissionsverhandlungen, welche noch denselben Abend stattfanden, verlautbarte, zeigt an, wie richtig der Antrag der Nationalliberalen gestellt war. Noch einmal gab es eine heftige Auseinandersetzung Bismarck's, allein sie ließ die Pforte der Verständigung schon offen. Klug, fest und gewandt trat Lasker in die neue Situation ein, er erklärte dem Reichskanzler, wie nur im Suchen nach einer wechselsweisen Verständigung Reichsregiment und Reichstag neben einander bestehen könnte. Und das Wort Auflösung, das er aussprach, es war die Antwort der Reichstagsmehrheit auf die Bismarck'sche Drohung des Rücktritts. Stand denn die Sache wirklich so tragisch, lag die Lösung nicht so vor den Füßen, daß man sie nur aufzuheben brauchte? Wie frappirt müssen die Conservativen dareingesehen haben, als zum Dank für das nicht allzupropre Geschäft, das sie übernommen hatten, die Nationalliberalen an die Wand zu drängen — die Tractate des erneuten Friedens zwischen diesen und dem Reichskanzler über die conservativen Köpfe weg geschlossen wurden. Wird die Mehrheit des Hauses ihn ratificiren, wird er ein dauernder werden oder wird der nur äußerlich beigelegte Zwist bald unter andrer Form wieder losbrechen? So wie verflossenen Donnerstag die Versammlung den Reichstagssaal betreten hat, hat ihn keiner wieder verlassen, weder der grollende Fürst Reichskanzler, noch der so schonungslos desavouirte Delbrück, noch die gebrauchten und wieder zurückgeschobenen Conservativen, noch die Fortschrittspartei, die dem Hallali auf die Nationalliberalen nicht zu widerstehen vermochte, noch die Nationalliberalen, deren Politik ad absurdum zu führen Bismarck selbst übernommen zu haben schien. Es war ein schwarzer Tag in den parlamentarischen Annalen, möge er eine Warnung aber nicht der Anfang einer neuen Aera sein.

Der Kampf in Paris und seine Folgen. Die dichten Rauchwolken, welche aus den Brandstätten der Unglücksstadt aufsteigen, ziehen mit dem Frühlingswind über das entsetzte Land, durch die schweigsamen Straßen tönt der dumpfe Trommelwirbel der Regulären, eine ungeheure, schaudervolle Katastrophe Frankreichs ist beendet: die Befestigungen von Paris haben ihre Aufgabe in den letzten acht Monaten vollauf erfüllt, sie haben Paris und Frankreich in's Elend gebracht. Wer irgend in der großen Stadt, dem Prachtstück moderner Civilisation, Schönes geschaut, Verlockendes genossen, der trauert und berechnet ängstlich, was vernichtet und erhalten ist; manchen Verlust hat das Gerücht übertrieben, das Gräulichste, Widerlichste, Scheußlichste in Sturm und Vertheidigung wird vielleicht niemals einen wahrhaften Be-

richterstatter finden. Vertheidigung und Eroberung in dem siebentägigen Straßenkrieg wurden wieder zumeist durch Geschützkampf geführt, der die Kämpfenden am meisten schont, die Gebäude stärker durch Geschosse und Feuer zerstört. Den Generälen der Regierung wurde, und nicht nur von Franzosen, der thörichte Vorwurf gemacht, daß sie durch fortgesetztes Vordringen bei Nacht viele Zerstörung werthvoller Gebäude hätten hindern können. Ihre Aufgabe war aber nicht, Louvre, Tuilerien und andere Paläste zu retten, sondern die Aufständischen um jeden Preis zu tilgen, und sie haben nur ihre Pflicht gethan, wenn sie unsichere, erschöpfte und wüthende Truppen nicht für die unberechenbaren Zufälle und Schrecken eines nächtlichen Straßen- und Häuserkampfes aus der Hand geben wollten. Daß in Frankreich die Zeit der Generäle gekommen ist, lehrt die Vertheidigung Bazaine's in der Nationalversammlung durch seinen alten Gegner Changarnier, man fühlt die Nothwendigkeit, den Mangel an erprobten Heerführern durch Zurückführung dieses tüchtigsten und härtesten der französischen Generäle zu mindern. Seine Entsühnung und Anstellung darf man als nahe bevorstehend betrachten.

Wir Deutsche haben in dem ganzen Jahre so oft Veranlassung gehabt, die schlechten Seiten der Franzosen auszumalen, daß wir vor diesen letzten unheimlichen Orgien des celtischen Wesens am liebsten auf eine Eigenschaft unserer Nachbarn hinweisen, welche ihnen zu einem Ersatz für manche Tugend verliehen scheint, auf ihre unzerstörbare Elasticität und Lebenskraft. Kein anderes Volk vermöchte so schnell über die jämmerliche Geschichte der letzten Monate hinwegzukommen und so keck um die Trümmer der zerstörten Staatsmauern ein neues Leben einzurichten, als sie. Paris wird für Arbeit und Genuß in wenigen Wochen viel von seiner früheren Lebhaftigkeit zeigen, und wir werden in kurzer Zeit wahrscheinlich mit gemischten Empfindungen und nicht ohne Betroffenheit sehen, wie schnell dort auf der Oberfläche des Lebens, im Comtoir und auf der Straße, die größten Einbußen verwunden werden.

Es ist ja also Aussicht, daß auch wir recht bald etwas von den Milliarden erhalten. Wir gönnen den Franzosen, daß sie uns die allergrößten Summen bezahlen, nicht ebenso uns, daß wir mehr als den Staatsaufwand erhalten. Der Krieg darf kein Geschäft werden, weder für einen Staat, noch für irgend eine Klasse einflußreicher Individuen, und wir mögen uns wahren, daß der knappe, sorgfältige, gewissenhafte Haushalt Preußens nicht durch ein plötzliches Disponiren über zulaufende Millionen aus der gewohnten Sparsamkeit komme. Noch ist unsicher, ob wir überhaupt diese Gefahr zu überwinden haben werden. Aber schon die Erwartung des fremden Geldes, — das doch den Einzelnen ihre Verluste auch nicht annähernd ersetzen wird — trägt nicht dazu bei, uns Deutschen eine besonders imponirende Physiognomie zu geben. Nicht unserem geärgerten Reichskanzler, der in besorgter Arbeit an den Friedensbedingungen und Zahlungsterminen herumänderte und zuletzt gar Abschlagszahlungen der französischen Banknotenpresse annehmbar fand, nicht unseren Reichstagsabgeordneten, welche in Versuchung kommen, aus den französischen Geldern sich eine besondere Popularität herauszumünzen, nicht unseren Ministerien, welche auf die erwarteten Gelder viele nothwendige Reformen und Verbesserungen anweisen möchten, vollends nicht den Hunderttausenden, welche Entschädigungsansprüche mit und ohne zureichenden Grund erheben, und nicht den großen und kleinen Staatskünstlern, welche hilfreiche Pro-

jecte aller Art auf das Beutegeld zu gründen beeifert sind. Geht das so fort, dann werden die ehrbaren und bedächtigen Deutschen vor der übrigen civilisirten Menschheit ein sehr begehrliches Aussehen erhalten, das ihnen keineswegs wohl ansteht. Der alte Fluch, der am Gelde hängt, äußert sich bereits in zahlreichen, politischen Verstimmungen, Händeln und kleinen Lächerlichkeiten, jetzt, wo wir nur nach den Millionen ausschauen. Wie es uns bekommen wird, wenn wir sie erst wirklich erhalten, darüber werden wir nach mancher ernsten Erfahrung zu urtheilen haben. — Zur Zeit wollen wir bescheiden daran denken, daß es nicht leicht ist, die Größe, welche ein stolzer Sieg bereitet, auch durch das Leben zu behaupten. ♀

Daniel François Esprit Auber.

Zu den wenigen glücklichen Sterblichen, welche ein ganzes Leben hindurch ungeschwächte Popularität genossen, ist unstreitig der soeben verstorbene wohlbekannte Componist D. Fr. Auber zu zählen. Wer kennt sie nicht, die theils ungemein schnell fesselnden, theils wahrhaft zündenden Melodien des „Fra Diavolo", der reizenden Spieloper „Maurer und Schlosser" und zumal der weltberühmten „Stummen von Portici"? Diese Melodien sind so charakteristisch und zugleich so bequem, so handlich und so gefällig, daß sie noch jetzt dem Opern-Habitué in allen Stimmungen als willkommene Ausfüllung einer Lücke seiner Gedanken dienen. Ist er fröhlich, so singt er dieselben unwillkürlich, ist er gereizt, so pfeift er sie; ist er verdrießlich, so verbrummt er in einer derselben seinen Aerger. Wenn man von Melodien sagen könnte, sie haben savoir faire, so besitzen es Auber's Melodien in hohem Grade. Wie aber so manche überraschende Erfindung, so mancher Genieblitz auf anderen Gebieten zuweilen seltsamen oder ziemlich äußerlichen Anstoßmomenten seine Geburt verdankt, so soll dies auch gerade bei den zündendsten der Melodien des „Fra Diavolo" und der „Stummen" zum Theil wenigstens der Fall gewesen sein. Man erzählt sich darüber Folgendes. Eine geraume Zeit vermochte Auber mit seinen ersten Werken noch keineswegs durchzudringen und zerbrach sich nicht wenig den Kopf damit, wie er es anzufangen habe, um den Nagel auf den Kopf zu treffen. Da bemerkte er, mit welchem Glück der Schalk Rossini, der sich damals gerade auf den Gipfel seiner höchsten Beliebtheit schwang, beliebte italienische Gassenhauer in verfeinertem Aufguß dem Publicum auftischte. Diese Beobachtung soll Auber auf den nicht minder glücklichen Gedanken gebracht haben, französische Posthornsignale zu benutzen und aus denselben mit Einschiebung einiger dieselben graziöser oder fließender gestaltenden Töne seine zündendsten Melodien im „Fra Diavolo" und in der „Stummen" zu bilden. Dem sei nun, wie ihm wolle; mag Auber jene Melodien nur aus sich selbst geschöpft oder mag er zuweilen ein C. M. v. Weber analoges Verfahren eingeschlagen haben, der es trotz des überreichen Quells seiner eigenen herrlichen Erfindung keineswegs verschmähte, eine Anzahl der anziehendsten ungarischen, böhmischen und spanischen Nationalweisen in den „Freischütz" und in „Preciosa" zu verweben: beide Tondichter haben jedenfalls die von ihnen vielleicht entlehnten Weisen jeder nach seiner

Individualität in so erheblichem Grade veredelt oder doch verfeinert, daß dieselben dadurch zu ihrem geistigen Eigenthum geworden sind.

Auber erhielt sich bis in seine letzten Jahre eine seltene körperliche wie geistige Frische, wie auch eine seltene Eigenthümlichkeit des Stils. Er hatte gewisse Wendungen, denen er selten untreu wurde, und eine Behandlung des Orchesters, die mit allen reizenden und oberflächlichen Seiten ganz ihm angehört; jedesmal, wenn sich ihm ein und dieselbe Situation darbot, hatte er nicht etwa verschiedene Arten, sie zu verstehen und auszudrücken. Ziemlich gleichgültig gegen die die Neuzeit in Bewegung setzenden bedeutenden Ideen und Theorien, und wenig bekümmert um die diesen Theorien entsprungenen Werke hielt sich Auber beim Niederschreiben jeder neuen Partitur von jedem derartigen Einflusse frei und hielt lediglich das Verfahren ein, welches ihm geläufig war. Andererseits bewahrte sich, wie gesagt, sein Geist eine solche Frische und Triebkraft und eine so große Leichtigkeit der Erfindung, daß sich seine Individualität fast bis zum letzten Augenblicke ganz außerhalb jeder Ideengemeinschaft und jeder melodischen Reminiscenz zu äußern vermochte. In seinen älteren Jahren brachte ihn seine Stellung als Director des Conservatoriums in Paris in fortwährende Berührung mit der Jugend, welche unleugbar einen verjüngenden und belebenden Einfluß auf ihn übte. In seltenem Grade wußte er sich freizuhalten von den Grillen und Lächerlichkeiten alter Leute, führte eine durch höchst liebenswürdigen Frohsinn, ausgesuchte Höflichkeit, sowie von feinen und geistreichen Witzworten belebte Unterhaltung, besonders in seinem eigenen Hause, war einerseits sehr mäßig und genau, andererseits ein großer Pferdefreund und hielt sich lange Zeit einen, durch schöne Exemplare ausgezeichneten kleinen Marstall.

In seiner unter ziemlich gedrückten Verhältnissen verlebten Jugend konnte er noch wenig Ahnung haben, daß er später einst in so glänzende Verhältnisse kommen werde. Am 29. Januar 1784 wurde er auf einer Reise seiner Eltern zu Caen in der Normandie als Sohn eines Pariser Bilderhändlers geboren. Sein Vater ließ ihm zwar etwas Clavierunterricht geben, bestimmte ihn aber zum Kaufmann und schickte ihn in ein Londoner Handelshaus. Der junge Auber aber fühlte so wenig merkantilischen Beruf in sich, daß er sehr bald nach Paris zurückkehrte, daselbst hauptsächlich unter Boieldieu und Cherubini Musik studirte und u. A. eine Messe componirte, aus welcher er später einige Nummern (z. B. das Gebet) in die „Stumme" herüberrettete. Lange Zeit lebte er als junger Mann unbeachtet in ziemlich drückenden Verhältnissen, auch war sein erstes Auftreten als Operncomponist ein keineswegs glänzendes. Seine erste Oper „Le séjour militaire", 1813 auf die Bühne gebracht, fiel vollständig durch. Auber, welcher seine ganze Hoffnung und Existenz auf dieselbe gesetzt, war darüber nicht wenig bestürzt und sah sich genöthigt, sich dürftig genug als Clavierlehrer zu ernähren. Erst fünf Jahre später wagte er, mit einer zweiten Oper „Les billets-doux" hervorzutreten. Auch mit dieser machte er, und zwar in noch viel trostloserem Grade, Fiasco. Das Publikum wies das Werk mit den entschiedensten Zeichen von Hohn und Unwillen zurück, der Dichter des Textes aber verschrie ihn als den miserabelsten Musikanten auf der ganzen Erde. Viel glücklicher dagegen erging es 1820 seiner dritten Oper „La bergère châtelaine" ebenso 1821 der Oper „La promesse imprudente", aber den ersten

wirklich namhaften Erfolg erzielte er, nachdem er seit 1822 mit Scribe in Verbindung getreten war, erst mit der Oper „Das Concert am Hofe“ und 1823 mit der reizenden Oper „Der Schnee“, welche rasch nicht nur in Frankreich sondern auch in ganz Deutschland beliebt wurde. Der höchst glücklichen Vereinigung mit Scribe entsprangen nun wohl einige 30 Opern, unter denen „Maurer und Schlosser“ 1825, „Die Stumme von Portici“ 1828 (in der Fenella zuerst ebenfalls sang), „Fra Diavolo“ 1830, „Der Maskenball“ 1833, „Der Feensee“ 1839, und „Teufels Antheil“ 1843 sich am glücklichsten auf den Repertoiren erhalten haben. 1842 wurde Auber an Cherubini's Stelle zum Director des Pariser Conservatoriums und 1857 von Napoleon zum Hofcapellmeister ernannt. Er war als Componist bis zu seinem Tode unermüdlich thätig und schrieb u. A. auch einen großen Marsch für die Londoner Ausstellung, eine Mexicanische Nationalhymne auf Wunsch des Kaisers Maximilian &c. Seine letzte Oper, „Der erste Glückstag“, welche ihm noch einmal reiche Huldigungen einbrachte, machte 1868 von Paris aus die Runde über alle bedeutenderen Bühnen.

Das Gebiet, auf welchem sich Auber mit dem meisten Erfolge bewegte, war das der komischen Oper. Hier entfaltete er frei und voll die hervorragenden Eigenschaften seines Talents: pikant erfundene, lebensvolle Melodien, graziöse Factur, glänzende Instrumentalfärbung, feinen scenischen Tact und genaue Bühnenkenntniß. Bei seinen großen Opern traten diese Vorzüge nicht so hervor, nur in der „Stmumen“ ist es ihm gelungen, sich auch auf dem Felde der großen Oper mit vollem Erfolg zu bewegen und ein Werk zu schaffen, welches in Paris, Warschau, Brüssel, Braunschweig &c. mächtigen Anstoß zu revolutionären Umwälzungen geben sollte. So leichtgeschürzt auch seine Muse, so ging man doch von deutscher Seite jedenfalls in der Beurtheilung derselben viel zu schwerfällig zu Werke, mitunter ganz vergessend, daß man eben einem Franzosen gegenüberstand, der nur für Franzosen schrieb. Aus dieser seiner Nationalität erklären sich alle seine Vorzüge und Schwächen; Tiefe, besonders Gemüthstiefe darf man nie von ihm verlangen, desgleichen künstlerische Gründlichkeit und Gediegenheit, dagegen ist er anregend, geistreich, pikant lebendig, wohl auch kokett und geschwätzig, will vor allen Dingen amüsiren und versteht es in das volle Leben hineinzugreifen oder sich mit graziöser Leichtigkeit auf dem glatten Salonparkett zu bewegen. Gänzlich durchgefallen ist von seinen letzten 30 Opern, trotzdem in denselben viel leichte Fabrikarbeit, eigentlich keine, weil er dem Publikum durch das fortwährend gebotene Neue eigentlich nie Zeit zum Mißfallen ließ. Von seinen komischen Opern stehen „Maurer und Schlosser“ und „Fra Diavolo“ obenan, von allen aber, wie gesagt (trotz aller stellenweise fast etwas rohen Oberflächlichkeit der Anlage) die „Stumme von Portici“. Hier hat er bedeutsame Situationen mit wirklich bedeutsamer Musik illustrirt. Ein wunderbar electrisirendes Colorit ist über die ganze Oper verbreitet, die nationale Charakteristik ist prachtvoll getroffen und eine höchst kräftige und gesunde Empfindung durchweht dieses für gewiß noch lange Zeit hin beliebte, durchaus genial concipirte Werk. — Z.

Ausgegeben: 2. Juni 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die deutsche Presse des 17. Jahrhunderts über Ludwig XIV. und die Franzosen.

Durch die Invasionen, welche unser Vaterland im vorigen wie in diesem Jahrhundert von den Franzosen erlitten hat, ist jene verhängnißvolle Periode, in welcher Ludwig XIV. die westlichen Reichslande losriß, eine Zeit lang mehr als billig dem Gedächtniß der Nation entrückt worden. Wenn wir jetzt das Andenken an jene Zeit auffrischen, so geschieht es nicht, um den feindlichen Nachbar heute noch rücksichtslos anzuklagen. Müßte sich doch eine Anklage mehr gegen die eigene Nation, welche so wenig verstand, diesen Unfällen zuvor zu kommen, ja gegen den ganzen Verlauf unserer Geschichte seit der Reformation überhaupt richten. Unsere Absicht geht mehr dahin, daran zu erinnern, wie trotz der klarsten Einsicht, welche die damaligen Deutschen über ihre hilflose Lage hatten, die Fähigkeit, die Verhältnisse zu beherrschen, nicht nur nicht wuchs, sondern sich täglich minderte, bis man endlich auch die schwachen und unzureichenden Versuche, das Verlorene wieder zu gewinnen, aufgab.

An Erkenntniß aber hat es der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wahrlich nicht gefehlt. In zahlreichen Stimmen, Allen vernehmbar, jedem Verständniß sich anbequemend, tritt sie zu Tage. Fast mehr als unsere heutige Presse ließ es sich die kleine politische Literatur jener Zeit angelegen sein aufzuklären, zu warnen und zu mahnen.

Aus der großen Anzahl dieser Schriften ersehen wir klar und deutlich, daß den Menschen jener beklagenswerthen Zeit ein deutliches Bewußtsein von der Verkommenheit aller ihrer Zustände innewohnte. In den verschiedenartigsten Formen, bald in historisch-politischen Abhandlungen, bald in pasquillenartigen Pamphleten, in Dialogen und förmlichen Schauspielen wird der eine Gedanke, die Uebermacht Frankreichs, immer von Neuem behandelt. Deutsch, lateinisch oder französisch, je nach dem Publikum, welches sie im Auge haben, sind diese Schriften abgefaßt; die meisten von denen, welche uns durch die Hände gegangen sind, in Prosa, doch auch Verse in ziemlicher Anzahl finden sich vor. In Westdeutschland ist namentlich Cöln ein Hauptsitz dieser kleinen Literatur, hier verlegte Peter Marteau unter anderen auch zahlreiche französisch geschriebene Flugschriften, aber auch Frankfurt und Leipzig publicirten eine ziemliche Anzahl. An letzterem Orte haben vorzüglich

Christian Weidmann und Friedrich Gleditsch sich diesem Literaturzweige gewidmet, welcher in den beiden letzten Jahrzehnten des 17. und im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts seine Blüthe erreichte.

Von den Franzosen wurde damals wohl die Meinung verbreitet, daß diese Kritik nur von unbedeutenden Geistern ausgehe, dagegen wissen wir heute, daß selbst ein Universalgenie wie Leibniz dieser publicistischen Thätigkeit sein Talent mit großer Beharrlichkeit widmete. Von seinen Jünglingsjahren bis in's Greisenalter hinein hat er wohl immer anonym durch pointenreiche lateinische oder deutsche Verse oder durch volksmäßige und gelehrte Abhandlungen die Augen seiner Zeitgenossen immer und immer wieder Frankreich zugewendet. Je nach Bedürfniß stellte er sich bald als Agitator, bald als Staatsmann und Diplomat vor das Publikum. In der ausgezeichneten, der Würde der Persönlichkeit vollkommen entsprechenden Darstellung, welche diese Thätigkeit des Philosophen gerade in unseren Tagen gefunden hat, werden für ihn, außer den unzweifelhaft von ihm verfaßten, 12 umfangreichere derartige Schriften in Anspruch genommen, allein er hat möglicher Weise noch mehr verfaßt. Ein Ahnherr Savigny's ferner, Ludwig Johann v. Savigny, gräflich nassau-weilburgischer Rath, schrieb über die Reunionen Ludwig's XIV.; von dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig ist vielleicht ein hierher gehöriges politisches Heldenspiel, Gabile und Salibert, verfaßt.

Unter den zur Satire hinneigenden Schriften begegnet uns öfter die Form des politischen Kartenspiels. Leibniz selbst schrieb ein französisches L'hombrespiel der Fürsten in Prosa, ein nicht ungewandter deutscher Poet ein „Deutsch und Frantzösisch Scharwentzel-Spiel". Der Güte des Herrn Dr. Gustav Schwetschke in Halle verdanken wir die Kenntniß zweier ähnlicher umfangreicherer Pamphlete: „Neues Königl. Frantzös. à L'HOMME und HOC-MAZARIN, Benebenst dem Päbstlichen und seines Anhanges spitzfündigen L'OMBRE = Spiel ... M. DC. LXXXIV." Auch das Glaubensbekenntniß wird sodann als Rahmen für das politische Pamphlet verwendet. (Pfleiderer, Leibniz. S. 260.) Auf eine große Anzahl dieser Schriften machte schon 1815 Rühs in seinem Buche „Historische Entwickelung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen" aufmerksam. In allen übrigen Partien veraltet, behauptet die Schrift gerade in ihren hierher gehörigen Darlegungen auch heute noch ihren Werth.

Es war natürlich, daß ein Zeitalter, welches alle europäischen Friedensschlüsse zu Gunsten Frankreichs ausschlagen sah, in banger Besorgniß vor dem weiteren Umsichgreifen einer Macht war, die man durchaus außer Stande war, in ihren alten Schranken zu halten. Wurden doch von französischer Seite überdies gerade diese Gebietserweiterungen als Erfüllung alter, wohl-

erworbener Rechte, als eine neue Periode geschichtlicher Entwickelung, als fünfte große Weltmonarchie bezeichnet.

Es waren vorzugsweise zwei historisch-politische Schriften, welche diese Gedanken in Frankreich selbst in übertriebenster Form unter das größere Publikum brachten. Beide stützen sich nicht wie die Forderungen moderner Publicisten auf gewisse, dem französischen Volke angeblich von der Natur selbst angewiesene Gebietsumgrenzungen, sondern auf das historische Recht. Beide Schriften sind, was auch bezeichnend ist, von immerhin nicht ganz unbedeutenden Juristen verfaßt.

Im Todesjahre Gustav Adolf's veröffentlichte der Königliche Rath und erste Advocat bei dem Gerichtshof zu Beziers Jacob von Cassan in Paris eine Schrift unter folgendem Titel: „Die Untersuchung der Rechte des Königs und der Krone Frankreich auf die durch fremde Fürsten eingenommenen Königreiche, Herzogthümer, Grafschaften, Städte und Länder, die den allerhöchsten Königen durch Eroberungen, Erbschaften, Käufe, Schenkungen und andere rechtmäßige Gründe gehören, nebst ihrer Rechte an das Reich und der von verschiedenen fremden Fürsten ihrer Krone schuldigen Pflichten und Huldigungen." Die Untersuchung dieses Advocaten ergab, daß nachstehende Länder „zu Frankreich gehören": Castilien, Arragonien, Portugal, Navarra, Sicilien und Neapel, Majorka, Mailand, die Grafschaft Roussillon und die Stadt Perpignan, die Grafschaft Cerdagne, Deutschland nebst dem Reiche, Savoyen, Piemont, Nizza, Lothringen und Bar, die Niederlande, das Exarchat, die Stadt Avignon und die Stadt Orange. Ansprüche auf das Reich hat Frankreich nicht etwa erst durch Karl den Großen erworben, obwohl seine Herrschaft das Hauptfundament bildet, auf welches der Advocat seine Ausführungen gründet, sondern bereits Brennus, ja der mythische Bellovesus haben Frankreich, Italien und Deutschland in dieser Weise vereinigt. Wir wissen nicht, ob der Ruf dieser Schrift schon damals über die Grenzen Frankreichs hinausgedrungen ist, von den Franzosen selbst scheint jedoch diese Weisheit, welche bis zum Jahre 1664 viermal wieder aufgelegt worden ist, eifrig und gern entgegengenommen worden zu sein.

Die hohlen und eitlen Prätensionen dieses Tractats werden noch weit von der im Jahre 1667 veröffentlichten Schrift des auch durch seine Publicationen zur Geschichte Richelieu's bekannten Parlamentsadvocaten Aubery übertroffen, die sogar Ludwig XIV. selbst zugeeignet ist. Er schrieb unter dem Titel „Gerechte Ansprüche des Königs auf das Reich" ein die deutschen Fürsten so sehr verletzendes Libell, daß der König sich endlich genöthigt sah, ihm eine Zeitlang die Bastille als Aufenthaltsort anzuweisen, was ihn jedoch bei den Chauvinisten jener Zeit nur noch populärer machte. Auch Aubery suchte eine historische Unterlage für seine tollen Behauptungen und fand sie

in der Herrschaft Chlodwig's und seiner Nachkommen, welche sich zu Herren von ganz Deutschland gemacht hätten. Dieser Anschauung entspricht dann auch die weitere Behauptung, daß Karl der Große Deutschland als französischer König, nicht als Kaiser beherrscht habe. Diese Chlodwig'sche Monarchie nimmt die erste Stelle in der Entwickelung Frankreichs ein, welches in Ludwig XIV. den unmittelbaren Rechtsnachfolger des Frankenkönigs erkennt. Die Abtretungen deutschen Gebiets im Frieden von Münster sind als vorläufige Abschlagszahlungen auf diese Ansprüche zu betrachten. Ja die Schrift ging in ihrer Arroganz so weit, daß sie Deutschlands Existenz geradezu leugnete. Nach Aubery hatte mit Luther das römische Reich sein Ende erreicht, die Rechte der durch ketzerische Kurfürsten gewählten Kaiser sind an und für sich hinfällig. Der in seinen Machtbefugnissen vollständig unbeschränkte König von Frankreich, ja selbst sein Bruder, geht seines Erbrechts halber sogar dem Kaiser vor, der nur eine ihm durch Wahl zu Theil gewordene Krone trägt. Kraft dieser seiner Stellung besitzt der König von Frankreich ein natürliches Schiedsrichteramt über alle Herrscher Europas.

Rühs führt mehrere Schriften auf, welche dieser französischen Aufgeblasenheit in Deutschland in ungeschminktester Weise den Text lasen. Wir wollen an dieser Stelle nur auf einen Tractat hinweisen, welcher diesen historisch-politischen Phantastereien in entsprechender Weise dient. Es ist der im Jahre 1674 veröffentlichte Machiavellus Gallicus: „Welches Getös macht man doch in der Welt von dem Königreich Austrasien und Franken, da doch unter hunderttausend Franzosen nicht einer ist, welcher verstehe, was und wo das Königreich Austrasia jemals gewesen oder noch sei, als welches längst für Carolo Magno gänzlich extinguirt worden." Staunend fragt sich der Verfasser, warum man von einem französischen römischen König oder Kaiser oder Protector des Reiches, von einer allgemeinen christlichen Republik, worinnen der König von Frankreich Director sein soll, ja gar von einer fünften französischen Universalmonarchie und dergleichen Alfanzereien mehr fabelt, „davon auch fast die Kinder auf den Gassen zu Paris nicht genug zu singen wissen".

Wem hätt' es je getraumt als Narren und Franzosen
Zu schmieden dieser Zeit die fünfte Monarchei
Für einen Göckelhahn! Das reimet sich ja frei
Gleich wie zum Sammetrock ein leinenes Paar Hosen.

In gelungenster Ironie führt der unbekannte Verfasser die Aubery'schen Declamationen weiter. Wie nur ein Gott, ein Gesetz und ein wahrer Glaube ist, so soll auch nur ein König, ein Regiment, ein weltliches Gesetz sein, und zwar Alles französisch. Zu einem solchen König ist aber Ludwig XIV. von Gott auserwählt, deshalb ist auch sein Symbol die Sonne. „Haben wir

nun Austrasien, so gehen wir den Rhein hinab und nehmen die vereinigten Provinzen, denen die spanischen Niederlande folgen müssen. Wenn wir es so weit gebracht und sammt solcher Macht zu Land und zu Wasser vier kurfürstliche Stimmen zu unserer Devotion, die fünfte durch Vetterschaft und Weiber, die anderen um's Geld leicht gewonnen haben, wer wollte zweifeln, daß ein junger, französischer römischer König oder Protector des Reiches daraus werden sollte? Alsdann zeigen wir den Schweden wieder den Weg über die See; dann wird der Glaube blühen. In jener Zeit aber werden die Franzosen sein Alles in Allem, und unter den anderen Nationen gleichwie die Israeliten zu den Zeiten Salomonis, oder wie die Juden zu den Zeiten ihres künftigen Messias. Uns andere arme Teufel wird man in dieser ottomannischen oder talmudischen Monarchie gegen solche französische, neu gebackene Barone rechnen wie lauter Bauren, Bettler, Buben, Bärenhäuter und Hundsvögte, wie uns dann vorhin allschon, nehmlich vor 6 Jahren, ein französischer Ambassadeur, Monf. Trelon, prophezeiet, daß die deutschen Fürsten noch mit gebogenen Knien für dem König in Frankreich würden erscheinen müssen."

Vor Allem aber ist es doch Ludwig XIV. selbst, gegen welchen sich eine große Anzahl dieser Schriften mit einer oft maßlosen Leidenschaftlichkeit wenden. Schon die Titel derselben weisen darauf hin, wie verhaßt der König persönlich war. Im Jahre 1674, also während des deutsch-französischen Krieges, der mit der Niederlage der Deutschen bei Türkheim endigte, erschien der erwähnte MACHIAVELLUS GALLICUS. Das ist: Verwandelung und Versetzung der Seele des MACHIAVELLI in LUDOVICUM XIV." Noch leidenschaftlicher sprach sich deutscher Ingrimm über die barbarischen Verwüstungen in der Pfalz und am Rhein überhaupt während des Jahres 1689 aus, wie sich schon aus den Titeln dieser Schriften entnehmen läßt. So in einem Pamphlet: „Der Französische Und Das Heil. Röm. Reich verderbende grausame Greuel und Abgott Ludewig der Vierzehende,... An dem sich Teutschland hat so lange Zeit vergaffet, allein durch denselben nunmehr so hefftiglich gestraffet worden ... 1689."

Zu Freiburg im Breisgau wurde in demselben Jahre veröffentlicht „Des Aller-Christlichsten Königs Unchristliches Bombardiren Und Mordbrennen, Oder die grausamste vielfältig wiederhohlte Frantzös. Tyranney LUDWIG des Großen". Auch die Verbindung des Königs mit dem entthronten Jacob II. von England zum Sturz ihres großen Gegners, Wilhelm's III., wurde in leidenschaftlichster Weise debattirt. Eine aus dem Englischen übersetzte Schrift des Jahres 1697 berichtet über das am 3. September 1695 zu Versailles gegen den König von Großbritannien angesponnene Complott unter dem Titel „Gottlose Kunstgriffe Könige zu ermorden,

in welchen LUDOVICUS der XIV. und JACOBUS der II. von denen Jesuiten sind unterrichtet worden".

In dem bereits erwähnten allegorischen Heldenspiele, Gabile und Salibert (Belgia und Libertas) wird die wiedererrungene Freiheit Belgiens, welche von Guwild (Ludwig), Herzog von Florida, bedroht wird, besungen. Das Gedicht ist vor dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges der Verbündeten abgefaßt, da es die Zurüstungen zu dieser Befreiung und die Vereinigung Gabile's mit Salibert darstellt. Der Dichter nimmt natürlich entschieden Partei für die Verbündeten und den Kaiser. Dieser selbst, er ist unter dem Namen Leuthold (Leopold) verborgen, wendet sich zu seiner Umgebung, welche aus Maxentius — dem Erzbischof Maximilian Heinrich von Köln — und Herbrand, dem Bischof Bernhard von Münster, besteht und fordert sie auf, sich dies Mal den Verbündeten anzuschließen:

Nun Freunde! rächet sie, thut Guwild Widerstand,
Die Margenis (Germania) ist euch so wol als mir verwandt.
Greift ihn nur tapfer an mit Raube, Schwert und Feuer,
Jagt gar zum Acheron dies wüthend Ungeheuer,
Das weder Treu noch Glaub, noch Tugend je besitzt
Und auch das Heiligste mit seinem Gift beschmitzt.
Den Iber auch will ich nun wider ihn erregen
Und Margenis, wie fromm sie ist, auf ihn bewegen,
Gabile steht gerüst mit ihrem Salibert,
Fort mit dem Ungetüm, man bann es von der Erd.

Der Verfasser stellt Gabile, also Belgia, und Guwild, eben Ludwig, einander gegenüber. Sie wird von ihrem Feinde und seinen Genossen angefallen und schleudert in ihrer Bedrängniß folgende Worte gegen den König:

Du Unhold, sollst noch sehen,
Wie einst dein Florida (Frankreich) mit dir wird untergehen,
Blutstürzer, Meineidsfreund, Eidbrecher, Unglücksbot,
Zuchtschänder, Keuschheitgift, Geldschmeichler, Ehrentod,
Pest, Geisel aller Welt.

Mehr den König und Regenten als den Menschen geißelt der bereits genannte prosaische Tractat: Machiavellus gallicus (1674). Dieses in zuweilen hinreißender Sprache verfaßte Schriftchen muß von einem Manne ausgegangen sein, dem tiefste und klarste Einsicht in die politischen Vorgänge seiner Zeit vergönnt war. Wie ein anderer Demetrius Poliorketes ist dieser Ludwig vom Himmel berufen, den Städten die Flügel zu beschneiden und ihnen ihre Privilegien zu nehmen. Denn die Privilegia der Unterthanen sind wie ein spitziges Messer in den Händen eines Kindes, welches der Vater wohl wegreißen dürfe, ohne dem Kind Rechenschaft zu geben. Er hat die Prinzen von Geblüt gedemüthigt, den Adel unterdrückt und um seine Freiheit gebracht oder sich außer Landes die Hörner abstoßen lassen, einen großen

Theil der geistlichen Güter eingezogen, das Parlament von Paris unterdrückt, so daß es jetzt ein Instrument zur sclavischen Niederhaltung des Landes geworden ist. Er hat endlich den Handel monopolisirt, so daß er für den größten Kaufmann der Welt gelten kann. Das sind die Mittel, durch welche er im Innern Ruhe hergestellt und sein despotisches Regiment befestigt hat. Nun sollen Allianzen, Verheirathungen, Titel, Bestechungen auswärtiger Minister sogar mit falschen Juwelen und falschem Gelde, Verläumdungen ehrlicher Staatsbeamten, endlich Frauen den französischen Einfluß im Auslande stärken und Frankreichs Herrschaftspläne sichern. Um die Deutschen noch weiter hinter das Licht zu führen, kam „eine neue französische Demuth wol à propos, kraft deren auch die geringste Reichsstände mit dem Titul königliche Cousins geehrt werden wollen, maßen man sagen will, daß für wenig Jahren dergleichen Brief auf ein Mal über 100 spediert worden“. Fängt der König jedoch im Gegensatz zu seinen Freundschaftsbezeugungen mit einer fremden Macht Krieg an, so folgt er einem universal-pädagogischen Zuge, der ihn treibt, die Schäden und Gebrechen der Welt zu heilen. Wenn nämlich „freie Republiken und Völker die Reverenz nicht tief genug gemacht, den Kopf nicht recht zum Knie- oder Fußküssen gebogen, mit dem Hut die Erde gekehret, Summa das nebucadnezarische Bild nicht recht angebetet haben, dann straft er solche Vergehungen als grobe Laster wider die Natur und das Völkerrecht wie ein neuer Cato orbis oder weltreformierender Herkules mit gewaltthätigem Abfall, Abnahm und tartarischer Verwüstung der best gezierten Land und Städte.“ Allein zum Krieg ziehen ja die Franzosen gar nicht aus, sondern nur um Besitz zu ergreifen. Und auch dabei tritt der neue Alexander der Welt nicht mit edelmüthiger Mannheit unter die Augen, sondern überall bahnt ihm Verrätherei die Wege. Es wird keine Festung, keine Stadt belagert, worin nicht vorher die Hälfte der Bürger oder Soldaten, oder der Commandant selbst mit Goldkugeln oder goldenen Verheißungen getroffen worden ist.

Auch die dem deutschen Kriege im Elsaß folgenden Jahrzehnte waren demnach nicht darnach angethan, den unglücklichen Opfern französischer Eroberungssucht ein anderes Bild von dem Könige in die Seele zu prägen. Die gewaltthätige Vertreibung oder Bekehrung der Hugenotten erbitterte die protestantischen Deutschen noch mehr; die Besitznahme Straßburgs, die Reunionen, die Mordbrennerei der Franzosen am Rhein, die Verbindung Ludwig's XIV. mit der Türkei, das Bündniß mit Jacob II., kurz alle Wendungen französischer Staatskunst und ihre Folgen zielten doch darauf hin, Deutschland zu schwächen, Holland zu gewinnen und Ludwig XIV. selbst die Krone des römischen Reiches auf das Haupt zu setzen.

Mit verzweiflungsvoller Bitterkeit hören wir Leibniz nach dem Falle Straßburgs ausrufen:

> Schandfleck, welchen der Rhein mit all seinen Wogen nicht abwäscht,
> Daß daliegen im Schlaf allzumal Kaiser und Reich.

Aber er hat auch der Stadt selbst eine Grabschrift gesetzt: „Hier liegt die edle, die herrliche weiland deutsche Reichsstadt Straßburg, die ihre Jungfrauschaft ewig zu wahren einst so beflissen schien. Was hat sie nun zu Fall gebracht? fragst du, Wanderer. Höre es, Ludwig XIV., der herrliche Sieger und Triumphator, ja der Alkide unserer Zeit, dem Jupiter ebenbürtig, nein selbst ein Jupiter, er ist in Liebe zu ihr entbrannt, hat ihr aus gallischem Gold und Silber einen verderblichen Liebestrank bereitet; und wer diese gallischen Tränke nur mit den Lippen berührt, um den ist es geschehen."

Eine noch fulminantere Satire schrieb Leibniz im Jahre 1683, als die Türken Wien belagerten, gegen Ludwig XIV. Er gab ihr die Ueberschrift: Der allerchristlichste Mars, ausgerüstet von Germano, Gallograeco, oder Schutzschrift der Waffen des Allerchristlichsten Königs wider die Christen. Der Form nach eine Vertheidigung der französischen Tagespolitik und ihres Schöpfers ist sie dem Inhalt nach eins der keckesten Pasquille gegen den allmächtigen Herrscher. Ludwig XIV. erscheint in ihr als der wahre und einzige Statthalter Gottes in Ansehung aller zeitlichen Güter, der den Papst zu seinem Küster hat. Alles was vom Reich Gottes in der Bibel gesagt wird, gilt auch von Frankreich, dessen Königen nicht nur die Gabe der wunderbaren Heilung, sondern auch eine noch directere Berücksichtigung durch Jesus und die Propheten zu Theil geworden ist, wenn sie von den Lilien des Feldes sagen, daß sie nicht spinnen. Damit hat Frankreich die Zusicherung empfangen, daß seine Herrschaft „nie an die Unterröcke kommen soll". Frankreichs Mission ist, alle Christen unter seiner Führung zu vereinigen, um sie gegen die Ketzer, die Türken, zu führen. Diesem historischen Berufe muß sich auch Oestreich und das Reich fügen, dessen Bestehen eben mit demselben unvereinbar ist. Gränzt doch Frankreich nicht unmittelbar an die Türkei, sondern an Deutschland und Holland, mit denen also der Anfang der Bekehrung gemacht werden muß. Außerdem folgt jedoch der König bei diesem Bestreben auch dem Gebote der Schrift, nach welcher die Bekehrung der Juden — es sind hier wohl die Holländer zu verstehen — der der Heiden vorausgehen soll.

Wie groß war daher nach dem Allen das Frohlocken der Deutschen, als durch Wilhelm III. diesen universal-monarchischen Gelüsten Frankreichs ein fester Damm entgegengesetzt wurde. Trotzdem daß gerade Deutschland durch die unerhörte, barbarische Mordbrennerei einen so großen Theil der Kosten

für diese Befreiung Europas von der französischen Dictatur tragen mußte, war man noch fähig, die humoristische Seite dieser Weltherrschaftspläne hervorzuheben. In der Schrift „Des Allerchristlichsten Königs unchristliches Bombardieren und Mordbrennen" ist ein französischer Sprach- und Tanzmeister dazu ausersehen, ein Bild von dem großen König und dem großen Frankreich zu entwerfen, aus welchem Victor Hugo Striche zu seinen tollen Phantasmagorien entlehnt haben könnte. Gleichwie ein Löwe unter den Thieren ein Ansehen hat, also auch Ludwig der Große unter den Menschen. Seine Desseins sind nicht etwa ein Seehafen oder einzelne Städte, sondern ganze Königreiche und Republiken, ja die ganze Welt. Groß ist Frankreich und seine Grenzen. Unüberwindlich sind die Vormauern und Seehäfen. Groß ist Paris, groß ist das Post- und unschätzbare königliche Gebäude und die Paläste, so von dem Golde gleich theuren Steinen auferbaut, Lustplätze der Welt und nicht etwa Frankreichs allein sind Versailles und Fontainebleau. Wunderwerk sind sie! Groß ist die Säule, auf welcher Ludwig der Große oben auf dem Gipfel in Lebensgröße stehet und unter sich liegende Feinde mit Füßen tritt. Groß ist das h. römische Reich, noch größer aber Ludwig der Große, wenn er sich dessen bemächtigt und Kaiser wird von Frankreich und vom römischen Reich. Dann ergeben sich Holland und England ohne Schwertstreich, Dänemark steht in Allianz und bekömmt jährlich große Summen, Polen hat eine Französin. Spanien hat keine Erben und wird auch durch ein gewisses Kunststück keine bekommen, so möchte erst ein recht Königreich unter einem Scepter zusammen kommen. Ein Gott, eine Welt, ein König, eine Religion, so lautet auch der Refrain des Tanzmeisters. Auch über Ludwig's Pläne bei seiner Verbindung mit Jacob II. spricht sich der Verfasser mit voller, drastischer Rücksichtslosigkeit aus. Es galt in England und in den Niederlanden vermittelst „der gestiefelten Beichtväter" die königliche Macht und Autorität zu reformiren. Dann würde sich Ludwig unter dem Scheine einer hilfreichen Unterstützung Englands bemächtigt haben, und den kleineren Staaten wäre nichts übrig geblieben, als ihn für den Monarchen der ganzen Welt anzuerkennen und anzubeten.

Natürlich haben die Deutschen jener Zeit auch ihren äußersten Unwillen über die französische Kriegführung kund gegeben. Wir kennen keine Schrift aus jenen Tagen, welche es mit leidenschaftlicherer Bewegung, in wirkungsreicherer Rhetorik und ausdrucksvollerer Sprache thut als „der Frantzösische Soldaten-Teuffel". Beschrieben und Auff den Schauplatz Teutschlandes auffgeführet und vorgestellet von M. S. Z. Einen alten Teutschen auffrichtigen Patrioten. Gedruckt im Jahr unsers Heils 1676. Der Verfasser dieses Tractats beruft sich im ersten Theile öfter auf den Macchiavellus Gallicus, mit welchem er viele Gedanken bisweilen wörtlich theilt. Verzweiflungsvoll

sucht er bei Beginn seiner Beschreibung, die nach seiner Versicherung andere Schriften zur Quelle hat, nach Worten, um seinem Ingrimm Luft zu machen. „Denn weil dieser Teufel gar zu gräßlich, abscheulich, grausam und erschrecklich, so steigen mir dafür alle Haare zu Berge, das Herz erkaltet, der ganze Leib erschüttert und die erstarrete Hand lässet die Feder dahinfallen." Schon die Eintheilung seiner traurigen Studien deutet im Voraus auf die Schreckbilder hin, welche hier entrollt werden. Er beschreibt, was „die französischen Bestialitäten vor unerhörte Grausamkeit und erschreckliche Tyrannei begangen haben an den Mannspersonen, an Weibern und Jungfern, an den kleinen Kindern, an Kirchen und Gotteshäusern, an den Priestern und an den Todten in der Erden." Alle Grausamkeiten, welche eine Zeit, in der die Tortur noch die Gerichtshöfe unterstützte, nur aussinnen konnte, gibt der uns unbekannte Verfasser der französischen Kriegführung Schuld und legt ihr noch neue Erfindungen bei. Man band Männer an die Schwänze der Pferde, an die Hörner der Ochsen; darauf Frauen mit den Haaren an die Männer und Kinder an die Füße der Mütter und schleifte sie zu den Dörfern hinaus. Dem in seltener Weise beredten Verfasser versagen die Worte, um die übertückischen Unthaten zu beschreiben, und auch uns steht kein Ausdruck zu Gebote, um die Schreckensscenen, welche seine Feder trotzdem noch schildert, nur im Allgemeinen zu bezeichnen. Die Schrift schließt mit ergreifenden Mahnworten an die redlichen, tapferen, deutschen Soldaten und Kriegshelden, die Augen auf- und die Fäuste zuzumachen, um dem vollständigen Verderben zu wehren. „Wann dann nun Frankreich anders nichts, als nur Deutschlands Untergang sucht und nicht vertragen will, daß wir uns unserer deutschen Freiheit bedienen und will das Urtheil darüber fällen, ob uns solche auch anständig sein möchte, und suchet dennoch, uns unter das französische Eselsjoch und Sclaverei zu bringen, so setzet doch in Betrachtung dessen, ihr redliche, tapfere, deutsche Soldaten und Kriegshelden nochmals einmüthig zusammen und verbindet euch unter einander mit einer brüderlichen Freundschaft und unverbrüchlichen Einigkeit, ermahnet euch selbst zum alten deutschen Muth und Tapferkeit und weiset den Franzmännern, daß ihr euch vor ihren Landerlie-Degen gar nicht fürchtet."

Und doch, so viel und so ernst auch patriotisches Hochgefühl gemahnt und gewarnt hat, Deutschland hat es nichts gefruchtet. Wohl werden hin und wider Unionspläne innerhalb des Reiches erwogen. Trotzdem, daß der Krieg gegen Frankreich 1673/74 so übel abgelaufen war, richtete man nach der Niederlage der Schweden hoffnungsvoll das Auge auf Brandenburg. In einem oben erwähnten Schriftchen wenden sich die Reichsstände mit folgenden Worten an den Kurfürsten, nachdem derselbe das Versprechen abgelegt hat, dem Reiche getreu zu bleiben:

Wir müssen dieses selbst, o tapfrer Held, bekennen,
Daß man dich billig muß des Reichs Achilles nennen,
Drum biet' uns ferner auch nur deine Heldenhand,
So werden Frankreich wir gewißlich sein bastant.

Indessen die ganze Entwickelung der realen Verhältnisse in Staat, Kirche, Wissenschaft und Kunst konnte sich trotzdem dem Mittelpunkte nicht nähern, von welchem ein solcher allgemeiner Widerstand hätte ausgehen müssen, weil er eben nicht existirte. Mit unverdrossener Energie hat unser Philosoph bei passenden Gelegenheiten Forderungen gestellt, wie sie deutsche Tapferkeit und deutsche Eintracht heute verwirklicht. Er hat um die Zeit des Ryswiker Friedens Straßburg und Saarlouis, Luxemburg und Lothringen zurückgefordert. Von ihm rührt vielleicht ein kleines Flugblatt her, in welchem dieser Gedanke in höchst anschaulicher Weise mit den Worten ausgedrückt wird:

Es kann der Friede nicht auf festem Grunde stehen,
Ihr müßtet solchen denn so untersiegelt sehen:

L ocus / uxembourg	S igilli / trassburg	L ocus / orraine	S igilli / aarlouis

Dem eindringenden Weltverstand eines Leibniz entgingen auch die Gründe nicht, welche eine die nationalen Ansprüche befriedigende Lösung unmöglich machten. Frankreich hatte eben Deutschland nicht nur mit den Waffen bezwungen, und nicht die deutschen Völker waren es vorzugsweise, welche sich vor den Franzosen beugten.

So lange die Fürsten das französische Staatsideal selbst in den armseligsten und lächerlichsten Copien zu verwirklichen strebten, so lange französische Literatur und Sprache, welche letztere selbst Leibniz wenigstens für politische Auseinandersetzungen noch unentbehrlich erachtete, ihre mächtigen Einflüsse noch unbestritten behaupteten, so lange selbst Patrioten wie unser Philosoph vor einem rückhaltslosen Anschluß an Oestreich warnen mußten, so lange Industrie und Gewerbe in sclavischer Nachahmung des Fremden ihre Aufgabe sahen, so lange fehlte auch den Deutschen die Kraft, den Staat in seine Schranken zurückzuweisen, welchen die Reformationsepoche zum mächtigsten in Europa gemacht hatte. Oder wollte man den herben Klagen unseres geistreichen philosophischen Publicisten die Berechtigung absprechen, wenn er von den Nachahmern der Franzosen sagt:

Wenn der Franzosen Schaum die teutschen Häupter ehren,
Und unsere Nation das Joch zu tragen lehren
Von denen, die ihr Land auch selbsten unwerth acht.
Wann, was in Frankreich alt, bei uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Gesetze geben sollen,
Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen,

Wenn auf der Deutschen Kopf muß stehn ein fremder Hut,
Wenn man bei uns fast nichts mehr ohne Larve thut,
Wir andrer Affen sind und sie uns äffen müssen

— — — — — —

Was ist es Wunder dann, daß auf der deutschen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt französisch werden?
Bei Herren wird der Schad' am allergrößten sein,
Der Bürger lernt Französisch viel leichter als Latein.

Mit größerer Ausführlichkeit verbreitet sich über diese sclavische Nachäffung französischer Sitte ein im Jahre 1689 erschienener Tractat: „Der Französische und das Heil. Röm. Reich verderbende grausame Greuel und Abgott Ludewig der Virzehende." Die von ihrer sprachlichen Seite ganz ausgezeichnete, in lebhaftestem, leidenschaftlichstem Drange einherwogende Darstellung mißt den eingebildeten Gerne-Monarchen zuerst an den Forderungen der zehn Gebote und straft darauf jene Ausländerei der Deutschen in gelungenster Weise. Auf dem Probierstein des Gesetzes ist der allerchristlichste Ludwig für falsch befunden worden. „Ich sorge", meint der Verfasser, „die Werke unsers wilden Heiligen werden in das Protocoll getragen werden, darinnen des Sardanapali, Neronis, Caligulae und des reussischen Basilidis stehen, um dermaleinst gleiche Belohnung zu empfahen." Eine ähnliche Strafe, wie die des Cyrus, welchem Tomyris den Mund mit Blut füllen ließ, wird auch des Königs warten. „Dergleichen Brühe siedet der höllische Pastetenbecker vor den heißhungerigen, großen französischen Ripß Rapß auch allmählich, denn eher wird dieser Hunger nicht gestillet, bis daß Lucifer die Tafel vor ihn decken und ihm alle Plutonische Herrschaften auftragen wird." Mit religiöser Resignation ergibt sich indessen der Verfasser in das Unabänderliche. „Man hat nun so viel Jahre nichts anders gedacht, geredet, gedichtet, gesungen, verlangt, gewünschet, begehret, gesehen, gehöret, gerochen und gefühlet als französische Moden, Speisen, Kot und Unflat, hingegen hat uns unser edles Teutsche angestunken. Die deutsche Heldensprache ist in's Exilium verwiesen, hingegen die französische Papageyerey auf den Stuhl gesetzet worden. Unsere Kinder haben zum Theil eher Französisch müssen reden als das Vaterunser und Katechismum lernen, eher katzenkrumme, französische Narrenrücken und Complimenten machen als was von Gottes wissen." Die Schrift geht auch in Einzelheiten ein, sie mustert die von Frankreich herübergekommenen Moden und Kleidungsstücke, hebt die dem Französischen entlehnten Zeitwörter heraus und führt in ganz vorzüglicher Weise eine Anzahl von Wortverbindungen an, deren nun freilich viele ganz ohne Benachtheiligung unserer Muttersprache das Bürgerrecht erlangt haben. So vollständig durch und durch haben sich die Deutschen von dieser höchst schädlichen Nation bezaubern lassen, daß uns niemand beklagt, „indem wir ja unseres eigenen Glückes Schmiede sein."

Wir reden, wir schreiben, wir singen, wir tanzen,
Wir spielen, wir kleiden, wir fressen wie Franzen,
Und dennoch so wollen wir Jäcken uns sperren,
Dem Franzmann zu dienen als unserem Herren.

Franzosen die haben noch nie was ersonnen,
Das Teutsche nicht zehenmal närr'scher begonnen,
Es weisen's die Kleider und unsre Geberden,
Daß alle Nachfolger phantastischer werden.

Drum ist's den Franzosen nicht übel zu deuten,
Wenn sie uns so brühen, vexieren und reiten,
Wer sich mit französischem Peche besudelt,
Der wird nicht unbillig von ihnen gehudelt.

Noch derber in der Form und zwar gerade in den charakteristischen Stellen, die heute nicht mehr mittheilbar sind, spricht sich über dasselbe Thema eine andere Schrift desselben Jahres aus: „Der Teutsch-Französische Modengeist, Wer das lieset, der verstehets.“ Der gleichfalls anonyme Verfasser, vielleicht ein Geistlicher, findet französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischen Hausrath, französisch Tanzen, französische Musik, französische Krankheiten unter seinen Landsleuten und hegt die Besorgniß, daß dem Allen auch ein französischer Tod nachfolgen werde. Manche der von ihm als Nachäffungen des Fremden getadelten Unarten entlocken uns jetzt freilich ein Lächeln; so wenn er sich darüber beklagt, daß der Franzosengeist auch in die Kirchen einreiße, und zum Beweis hierfür anführt, daß der Bräutigam bei einer vornehmen Hochzeit die Braut nicht der Gewohnheit gemäß von den Brautführern zum Altare führen ließ, sondern selbst zur Braut ging, ihr die Hände küßte und sie nach französischer Art zum Geistlichen geleitete. Seinem Berichte zufolge enthielt man sich ferner damals beim Essen hier und da der Gabeln, und pflegte sich, nach Art der Franzosen, bloße Schnitzer zuzulegen und an Stelle der Gabel die Finger zu gebrauchen. Dem Verfasser wäre es recht, wenn die Landesherren, um die Reisen in das verhaßte Land außer Gebrauch zu bringen, „solche junge Bährenheutrichen, die nur auf Plaisir hineinreisen und das Geld so liederlich aus dem Lande tragen, wann sie wiederum nach Hause kämen, eine Weile zwischen Himmel und Erde verarrestiren ließen, damit solche ein Specimen der so theuer erkauften Capriolichen von sich sehen zu lassen Gelegenheit hätten. Wenn dieser Verfasser die Macht gehabt hätte, würde er französische Manufacturen und Waaren geradezu verboten und wahrscheinlich auch den Hugenotten keine günstige Aufnahme bereitet haben.

Aber auch diese leidenschaftlichen Patrioten haben trotz ihrer verzweifelten Stimmung die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Wohl hat der König die ganze Welt geäfft, überlistet, betrogen, gespottet, vexiert, ja rechtschaffen

cujonirt; seine Goldklumpen haben so viel blind, taub und stumm gemacht, daß ja Alles nach seiner Pfeife getanzet, auf seinen Gold- und Geldklang so viel Thüren, Mauren und sonst unüberwindliche Festungen, übern Haufen und in seine nimmersatten Hände gefallen, Thore und Thüren vor seinen Goldpetarden aufgesprungen und Alles nach seinem Willen ergangen, daß fast nichts mehr übrig zu sein geschienen; allein der Tag des Herrn wird gehen über alles Hoffärtige und Hohe und über alles Erhabene, daß es geniedriget werde. Dieses Prognostikon wird dem Könige auch noch in Versen gestellt:

> Lache großer Welttyrann, lache großer Krötenkönig,
> Lach', verlach den teutschen Mann, den du achtest viel zu wenig.
> Kundbar aber ist uns allen, daß vor einer kleiner Heerd
> Auch das größte Heer gefallen, schien es auch noch so unwerth.
> Wisse, großer Ludewig, daß Gott ist in's Lager kommen,
> Nun so glaube sicherlich, daß es nicht zu deinem Frommen.
> Denn du schwingest deine Fahnen wider Gottes sein Panier,
> Kann dir denn was Gutes ahnen, siehest du nicht, wer vor Dir?
> Auf! der Fürst des Heers des Herrn lässet zu dem Aufbruch blasen,
> Weil er siehet weit und fern die verdammten Mörder rasen.
> Er kann ihre Wüterein in die Länge nicht ersehn,
> Er will uns davon befreien, balde, balde soll's gescheh'n.

Das Gericht, welches diese Generation dem stolzesten Monarchen der Welt prophezeite, hat ihn selbst nicht getroffen, wenn auch seine letzten Attentate auf die Freiheit Europas nicht geglückt sind. England war es vor Allem, welches nach Wilhelm's III. Thronbesteigung ein immer bedeutenderes Gegengewicht gegen die französischen Weltherrschaftspläne in die Wagschale legte, welches im Verein mit Preußen und Oestreich im spanischen Erbfolgekriege den Sieg in eine halbe Niederlage verwandelte. „Ich glaube an den Traum Pharaonis, wo die fetten Kühe mager werden", läßt Leibniz in einem die Theologie der Fürsten betitelten Flugblatt aus jener Zeit (1703/4) Frankreich ausrufen. Für Deutschland aber konnte auch hieraus noch keine Aenderung erwachsen. Im gegenseitigen Hader der Stände verstummt vielmehr auch das nationale Gefühl, welches aus allen diesen Kundgebungen in so überraschender Weise hervorklingt. Armuth, Elend und Unwissenheit, äußerste Mißstimmung der socialen Gruppen gegen einander, eine geistlose Wissenschaft, getragen von einem aufgeblähten Gelehrtenthum, verkümmert im principlosen Durcheinanderlaufen ihrer Bestrebungen, halten den Sinn des Volkes darnieder. Die nationale Literatur scheint für immer zum Schweigen gebracht: selbst einen Heros wie Leibniz deckt in erstaunlich kurzer Frist das Dunkel der Vergessenheit. Wie eine kranke ohnmächtige Dame mitten unter ihren Doctoren, Wundärzten und Badern, während ausländische Aerzte von Weitem stehen und zusehen, wie es wohl ablaufen werde, stellt ein

jammernder Satiriker Deutschland im Beginn des 18. Jahrhunderts hin. Zwei Patrioten aber brechen in die Klagen aus:

Soll dann Teutschland immer leiden,
innerlich und außen streiten,
als verlaßner Patient?
Man soll's keinem Feind zumuthen,
wie sich Teutschland muß verbluten,
streiten, leiden ohne End.

Last euch Kinder gehn zu Herzen,
eurer Mutter große Schmerzen,
ihr zur Consolation,
Helft zusammen sie zu retten,
von so schweren Band und Ketten,
etwan kommt sie doch darvon.

Wunder wär's, wann sie könnt schlafen
bei der Unruh, bei den Waffen,
sollt es nicht die Schlafsucht sein?
Alle Kräften sein gebrochen,
alle Geister sein verrochen,
nichts ist da, als Haut und Bein.

Schwere Träum von Plag und Sterben,
vom Vergehen, vom Verderben,
quälen sie ohn alle Ruh,
Solche Larven sie erschrecken,
doch vom Todschlaf noch nicht wecken,
Schreck und Forcht nimmt immer zu.

Büßet etwan alte Schulden,
kan das Licht nicht wol mehr dulden,
liegt da in der Finsternuß,
Mars und Mors zwar mit ihr spielen,
doch zugleich zum Garaus zielen,
Das ist ja ein' harte Buß.

J. O. Opel.

Schlachtenmuth der Deutschen sonst und jetzt.

In diesen Wochen kränzen wir die heimkehrenden Sieger und die Hauptstadt rüstet ihnen festlichen Empfang. Aus den starken Aufregungen des Kampfes und freudenlosem Harren im Lande der Feinde kehren sie zu der Ordnung ihrer Heimat mit dem Bewußtsein gethan zu haben, was für alle Zeiten als eine der größten Leistungen menschlicher Volkskraft gerühmt werden wird. Wenn sie blumengeschmückt unter dem jauchzenden Zuruf ihrer Mit-

bürger in Berlin einziehen, wird vielen von ihnen die nächste Vergangenheit wie ein wilder Traum erscheinen. Sie haben Tod gegeben und dem Tode getrotzt, sie haben in heißen Kampftagen eine für die meisten neue und furchtbare Spannung der Empfindung durchlebt, sie haben das Grausen vor der drohenden Vernichtung gefühlt und sie haben es in mannhafter Arbeit überwunden.

Sehr wenige Menschen sind so hartnervig, daß sie kein Mißbehagen oder doch nur ein geringes beim Eintritt in die Gefahr des Kampfes zu überwinden haben, die meisten fühlen die Todesfurcht in einem Grade, welcher Körper und Geist kraftlos zu machen droht, und nur durch die stärksten sittlichen Impulse, durch Stolz, Ehrliebe, Pflichtgefühl, noch mehr durch eisenfest eingearbeiten Gehorsam und den Nachahmungstrieb oder das Heerdengefühl gebändigt wird. Dies natürliche Grauen vor der Todesgefahr wird bei jungen Soldaten und vor dem ersten Kampf allerdings durch die lebhaften Eindrücke des Geschützdonners und die ungewohnten Bilder des Schlachtfeldes vermehrt, aber es bleibt auch dem kampfgewohnten Soldaten nicht erspart; es ist jedem abhängig von zufälliger Disposition des Leibes und der Seele, es bedrängt selbst den stahlhart Tapfern in außergewöhnlichen Fällen, welche die Phantasie besonders aufregen, vielleicht so, daß er mit Schaam — nach militärischem Ausdrucke — den Hundsfott in sich merkt. Ja, es ist durchschnittlich bei jungen Soldaten leichter zu besiegen, als in höheren Jahren. Dies Grauen vor dem Tode ist am stärksten vor der Schlacht und bei unthätigem Harren, es mehrt sich bis zu den Augenblicken, wo die Todesgefahr und die Schrecken des Kampfes dem Soldaten fühlbar werden, es wird am schnellsten durch körperliche Anstrengung und durch den Zwang einer eingeübten Thätigkeit besiegt. In kräftig organisirten Naturen folgt dieser heftigen nervösen Degression während der Schlacht allmählich eine starke Spannung, welche dem Individuum als Gleichgültigkeit, ja als eine befreiende Thatenlust fühlbar wird. Diese Spannung, ebenfalls ein ungewöhnlicher Zustand, hebt, wenn sie durch Erfolge gesteigert wird, den Soldaten auf eine merkwürdige Höhe der physischen und moralischen Leistungen. Sie erhöht seine gesammte Lebenskraft, er vermag alsdann Anstrengungen zu ertragen, die man ihm im Frieden nicht zumuthen dürfte, und als Verwundeter Operationen und Leiden auszuhalten, welche ihm sonst tödtlich werden müßten. Wer die Tapferkeit unserer Truppen richtig würdigen will, zumal die der preußisch geschulten, welche schon im Anfange des Krieges die schwersten militärischen Aufgaben unübertrefflich gelöst haben, der wird sich deutlich zu machen suchen, daß der Schlachtenmuth des modernen Kriegers gar nicht allein natürliche Disposition ist, wie wohl die Rauflust und Prügelfreude eines jungen Mannes von übermüthiger

Lebenskraft, sondern vorzugsweise hervorgebracht wird durch das Zusammenwirken starker ethischer Antriebe und einer eisernen Disciplin, welche Leib und Seele noch in Todesgefahr zum Gehorsam gegen die Führung zwingt. Es ist ein ergreifender Anblick für den siegreichen Feldherrn, nach der Schlacht die strahlenden Augen seiner müden Krieger zu schauen, den Jubelruf der Schaaren, die Grüße der Verwundeten auf der Erde zu empfangen, aber vielleicht noch erschütternder ist der Anblick der Truppe, wenn sie sich bereitet, in den tödtlichen Kampf zu gehen. Die umwölkten Blicke, das schweigsame, tiefernste Wesen, kurze Fragen und Antworten, in vielen Gesichtern eine ängstliche Erregung und verblichene Wangen, und doch Tritt und Haltung fest, die Noth der schweren Stunde gebändigt durch Ehre und Zucht.

Die Tapferkeit des Kriegers in unserer Zeit ist eine andere geworden als die unserer Vorfahren war. In der ganzen antiken Welt und im Mittelalter bis zur Einrichtung der großen quadratischen Landsknechthaufen war die Schlacht durchaus Kampf aus nächster Nähe und wesentlich ein tactisch mehr oder weniger geregelter Zweikampf der Einzelnen. Die Fernwaffen der Schützen: Pfeile und geschleuderte Bleikugeln, ja auch die Speer und Stein werfenden Geschütze der späten Römerzeit reichten nur wenige hundert Schritt, die Masse des Fußvolkes warf den Wurfspeer, die Angreifenden rückten bis auf etwa dreißig Schritt an die feindliche Schlachtlinie heran. Wer nur um wenige Fuß erhöht stand, konnte vielleicht das ganze Schlachtgetümmel, die gesammte Aufstellung beider Heere übersehen. Das stärkste Geräusch der Schlacht war der Schlachtruf der Haufen, der Ton der Signalinstrumente, das Dröhnen von Speer und Stein an den Rüstungen. Die Angriffswaffen waren weniger furchtbar, ihr Flug mit dem Auge zu verfolgen, der Schutz durch Rüstung und Schild weit größer. Allerdings ist der Verlauf des Schlachtenkampfes zu jeder Zeit in der Hauptsache derselbe gewesen: Lockerung der feindlichen Massen durch Geschosse, Sturmangriff auf ihre Stellung, Verfolgung. Aber auch der Sturmangriff war ein Kampf von Mann gegen Mann, er dauerte oft lange, gelang es, die Gegner zu werfen, so war die Verfolgung bei der großen Nähe der Heere natürlich weit kürzer und erfolgreicher als in der Regel jetzt, es war ein massenhaftes Niedermetzeln, oft Vernichtung des ganzen feindlichen Heeres. Und die großen Verlustziffern des unterliegenden Theiles sind nicht der Schlacht selbst, sondern der Verfolgung beizumessen. Zu solchem Kampf mußte der Soldat ganz besonders für den Einzelkampf vorgebildet werden. An seine Ausdauer wurden sehr große Anforderungen gestellt, nicht geringere an seine Gewandheit im Gebrauche der Angriffs- und Schutzwaffen für das Nahegefecht. Der römische Legionssoldat blieb mehrere Jahre Recrut, während dieser Zeit wurde ihm ein Sturmangriff ungern zugemuthet, nur langsam bildete sich die Armee-

kraft für den Speerwurf und noch schwerer die ruhige, kaltblütige Vorsicht in der Vertheidigung. Die Ueberlegenheit alter Soldaten über junge war eine ganz unzweifelhafte, und die Schlacht nutzte weit völliger die ganze Körper- und Seelenkraft der Einzelnen aus, als jetzt. Aber gerade darum war der Kampf selbst für den Krieger weit mehr eine Bethätigung seines persönlichen Muthes und seiner Geschicklichkeit als jetzt. Jeder Einzelne kämpfte weit selbständiger, und sobald er für kurze Zeit aus verhältnißmäßig sicherer Deckung in den Bereich feindlicher Geschosse trat, mit weit mehr Aussicht sich zu wahren, als jetzt; er stand wie in der Arena, von tausend leidenschaftlich Betheiligten beobachtet, er suchte sich seinen Gegner und wurde von ihm gesucht. So waren die peinlichen Eindrücke, welche er vor seinem Eintritt in den Kampf erhielt, weniger furchtbar, der Kampf selbst einer tüchtigen Rauferei immer noch ähnlich. Zuverlässig hatte der Anblick der wüthenden Gesichter in der feindlichen Schlachtlinie und das wilde Geschrei nicht Ermuthigendes, aber auch seine Freunde riefen und er sah vorwärts gewandt mehr die Verluste der Feinde als die seines Heeres. Der einzelne Soldat war damals in der Schlacht mehr, der Officier verhältnißmäßig weniger, die Centurionen sprangen beim Ansturm auch in erster Linie ein, sie lenkten die Bewegungen der Streitenden durch Zuruf, aber der Krieger war für Angriff und Vertheidigung vor Allem auf sich selber angewiesen.

Als die Germanen gegen diese römische Kampfweise ihre Kraft versuchten, fiel dem Römer auf, wie sorglos um Deckung sie sich den Geschossen aussetzten; statt sich mit Lederkoller, Schienen, Helm zu wahren, zogen sie vor dem Kampf ihren Reno, die Jacke, aus, und ließen das lange Haar frei im Winde flattern. Sie gaben wenig auf den vorbereitenden Gerkampf, sondern warfen sich in ungeheurem Ansturm, ihrer Größe und Körperkraft vertrauend, über die kleineren Römer und schmetterten mit Schwert, mit Kaia und Frankiska (Keule und Axt) die ersten Reihen der Römer nieder. Wurde durch neue gegenrückende Römercohorten der Durchbruch aufgehalten, so sprangen sie zurück und widerholten den Sturm so lange, bis den Römern oder ihnen selbst — wie der römische Officier Ammianus sagt — „das Grauen" kam. Im letztern Fall wurde auch ihre Niederlage groß. Aber man beachte wohl, schon damals merkten die Germanen, daß ihr Erfolg im Kampfe von der Stärke der Steigerung abhing, welche sie ihrem Heer vorher zu geben wußten. Während die römischen Feldherren ihren Soldaten durch Anreden vor der Schlacht die Kampfstimmung zu steigern suchten, rüsteten die Germanen zur Schlacht, wie zu einem hohen Fest, strählten und salbten das Haar, und hoben sich in den Schlachtenzorn durch höhnende Rufe und Spottreden und durch einen eigenthümlichen Sang in die vorgehaltenen Schilde, dessen fürchterlicher Schall die Römer mehr als einmal des Muthes

beraubte. Aber die Kampfweise der Germanen litt allzusehr an dem Uebelstand, daß sie die Schlacht als Massenzweikampf betrachteten, ihre tactischen Bewegungen waren dürftig, an ihrem Befehlshaber wurde nicht kluge Umsicht, sondern persönliche Tapferkeit am höchsten geschätzt, sie murrten, wenn ihre Könige nach Art römischer Feldherren unter dem Fußvolk zu Pferde in die Schlacht zogen, sie forderten, daß ihr Feldherr vor den Anderen in die Feinde drang; ihn zu schirmen und mit der größten Aufopferung vor dem Tode zu behüten war Sache seines Gefolges, er selbst sollte der größte Schlachtentöter sein, und das Lied nach der Schlacht sang vor Allem von der Menge, die er im Kampfe erlegt.

Das deutsche Fußvolk verkümmerte unter den Karolingern, die Reiterei wurde Hauptsache. Auch als das Ritterthum seine Bräuche ausgebildet hatte, blieb die Schlacht ein großer Speerkampf, in dem der Einzelne Gefangene und Beutepferde suchte, ja sie wurde es in so schädlicher Weise, daß der Zweikampf die Heere völlig aufzulösen drohte und zuweilen eine zusammengehaltene Reserve von wenigen hundert Mann des Feindes seine Niederlage in einen Sieg verwandelte. Wir lesen von dem Imposanten zweier zusammenstoßender Schlachtreihen. Aber es hat in Deutschland keine Zeit gegeben, wo das Schlachtfeld so große Aehnlichkeit mit einer Rennbahn hatte, als damals; der Krieg war ein Geschäft harter Speergesellen, wie das Turnier, und zuweilen gewinnbringender und weniger gefährlich. Die Einzelnen kämpften tapfer, aber jeder Ritter fühlte sich als Officier, die Einwirkung des Befehls war schwach, der Feldherr geizte oft nach dem Ruhm, der beste Lanzenbrecher zu sein.

Mit dem Landsknechtheere und der Einführung der Handfeuerwaffen im 15. Jahrhundert kam noch lange nicht die moderne Art der Tapferkeit in die Welt. Zuerst stieg am Schlachttage die Bedeutung der vier Officiere: des Obersten oder Feldhauptmanns, der das Heer geworben, des Hauptmanns, Fähnrichs und Feldwebels. Sie hatten die unförmlichen quadratischen Schlachthaufen zu ordnen und zu bewegen, der Fähnrich freudig zum Kampf anzufeuern und die Ehre des Fähnleins zu wahren. Die angehängten Schützenflügel sollten die feindliche Schaar lockern, der Gewalthaufe der Spießträger und Hellebardiere brach durch, die Reiterei half bei der Verfolgung. Aber die Schützen mit ihrer unvollkommenen Gabelbüchse unterstützten in der That wenig, sie kämpften verhältnißmäßig sicher und waren an Laufen und Rückzug gewöhnt. Im Speerhaufen waren beim Ansturm nur die ersten Glieder in großer Gefahr, diese wurden höher bezahlt und durch verzweifelte „Katzbalger" verstärkt; die Masse drückte fast ungefährdet nach, erst wenn der Haufe gesprengt war, drohte ernste Gefahr, in der Regel nur Gefangenschaft bis zur Lösung durch Geld. Dennoch wurde in dieser Zeit ein neues, unerhörtes Grauen am Schlachttage empfunden: das Krachen der Geschütze,

der tückische Lauf der Kugel, die durch das höllische Kraut, das Pulver, getrieben, unsichtbar den stärksten Harnisch durchschlug und den Mann tötete. Wie schrecklich und unheimlich diese Erfindung den Heeren erschien, vermögen wir noch aus manchem Bericht zu erkennen.

Seitdem ist die Bedeutung der Feuerwaffen in jedem Jahrhundert, zuletzt in jedem Jahrzehnt, gestiegen, mit jeder Zunahme der Wirkung sind die Schrecken der Schlacht, aber ebenso die moralischen Gewalten verstärkt worden, welche den Soldaten befähigen, das natürliche Grauen zu überwinden. Am Ende des 30jährigen Krieges galten die schwer bewaffneten Spießträger bereits für arme Teufel, militärisch untüchtig und ungefährlich; im 18. Jhrh. wurde die neue Infanterie der fürstlichen Landesherrn, voran der preußischen Könige, auf die Feuerwaffe allein auch für den Sturm angewiesen, aber um diese stärkere Zumuthung durchzusetzen, wurde der Drill kunstvoll und emsig ausgebildet, eiserne Zucht bändigte nicht nur die Willkür, auch die Furcht, das Ansehen der Officiere stieg hoch. Das Officiercorps der Preußen wurde die stolze Genossenschaft der Könige, Hüter und Bewahrer militärischer Tapferkeit, der Ehre des Staates. — Nach dem Jahre 1807 erwies sich eine neue Verstärkung der sittlichen Gewalten im Heer als nothwendig. Die gebildeten Classen wurden durch die allgemeine Dienstpflicht in das Heer gezogen, die Liebe und die Hingabe für das Vaterland wurden als die wichtigsten Triebfedern für große militärische Leistungen anerkannt, der Freiwilligendienst, die höhere Ausbildung und sorgfältige Wahl der Officiere machten den Kriegsdienst zu einer Ehrensache des Bürgers, die Erinnerung daran zum Stolz des bescheidenen Mannes.

Jetzt beginnen die Schrecken der Schlacht für den Soldaten schon lange bevor er sein Gefechtsfeld betreten hat. Die schweren Geschütze wirken mit fataler Präcision bis in eine Entfernung, in welcher nur das Fernrohr Massenbewegung erkennbar macht, die Chassepots erreichten bis 2000 Schritt, tödteten auf 1500, bevor der Deutsche überhaupt nur den Feind erkennen konnte. Diesen Raum von 1000—1500 Schritt zu durchschreiten, in welchem das Feuer der angreifenden Infanterie gegen eine feindliche Stellung unwirksam wird, ist eine schwere Vermehrung der Schlachtbedrängniß, welche man zur Zeit Friedrich's des Großen gegen Infanterie, selbst gegen Feldartillerie nicht kannte. Denn damals rückte man fast ungefährdet der feindlichen Infanterielinie bis auf 200 Schritt gegenüber, begann ein schnelles Feuern, verkürzte in Linie feuernd und dabei vorgehend die Entfernung und nahm dann durch Anlauf mit Bajonet in der Regel die Position. Noch furchtbarer für die aufgeregte Phantasie und doch gar nicht zu vermeiden ist jetzt das stundenlange Stillhalten in feindlicher Feuerwirkung, — mehr als einmal ließ ein tüchtiger Commandeur, um

die betroffene Truppe zu beschäftigen, in solcher Muße zur Zerstreuung die Griffe machen, wie daheim. Geht es aber näher zum Ansturm, so steigert sich jetzt das betäubende und tötende Knattern, Dröhnen und Rasseln zu einer so intensiven, markerschütternden Stärke, daß früherer Schlachtendonner dagegen wie ein Kinderlärm ist, die Treffer werden zahlreich, die Kugeln scheinen wie Hagel zu fliegen. Dennoch beginnt in dieser Zeit für den thätigen Soldaten die Befreiung von dem bangen Druck, denn er tritt selbst in emsige Arbeit.

Immer aber sieht er auf seinen Officier. Das feste Band der Disciplin hält auch den Schwächeren fest, fast Jedem steigert sich der Gehorsam in solchen Stunden zu einer willenlosen, unbedingten Hingabe. In der Schlacht ist der Officier seiner Mannschaft die edle Verkörperung der Ehre und Pflicht, er sucht sie vor der Gefahr zu decken, indem er sich aussetzt, er ermuntert und leitet sie durch Wort, Wink, Zeichen gerade wie auf dem Exercierplatz. Kommt es endlich zum Sturm der festen Position steil aufwärts, wie beim Gaisberg, bei Spicheren, bei Wörth, so macht sich die Sache häufig etwa folgendermaßen. Die Officiere der Compagnie springen voran, einige Duzend der Mannschaft, die Bravsten, mit den Unterofficieren und Freiwilligen dicht hinterdrein, dann kommt ein wenig bedächtiger lang gestreckt das Gros der Compagnie, und dahinter zieht sich eine unerfreuliche Coda, die Schwachen und „Drücker", diese bleiben wohl ganz zurück oder beugen abwärts in Busch und Graben. So klimmt die Compagnie bergauf, einem langen Insect ähnlich, an dem man Kopf, Leib, Hintertheil durch dünnen Faden verbunden sieht. Die Fühlhörner aber sind immer die Officiere. Das ist selbstverständlich. Ebenso bei der Cavallerie. Wenn preußische Cavallerie attakirt, so ist Brauch, daß der Regimentscommandeur seinem Regiment 40 Schritt vorreitet, auch von dem zugschließenden Officier wird erwartet, daß er — gegen das Reglement — nach vorn jagt. Für den Commandeur ist solcher Vorritt jetzt gegen Infanterie fast sicherer Tod, und nach den Tagen bei Metz soll ein Armeebefehl dagegen erlassen sein. Es steht zu besorgen, daß er nichts geändert hat. Denn wollte man solchem Officier verständige Einwendungen machen, so würde er wahrscheinlich ehrlich antworten: „Einer muß sichtbar voran, dann jagen Pferde und Leute fest hinterdrein, fehlt der eine, so schlappt der Angriff, und der Commandeur hat die Ehre des Regiments."

Dies hoch gesteigerte Gefühl der Kriegerehre und Dienstpflicht, die strenge, unablässige, sich selbst vergessende, in keiner Gefahr und Noth ermüdende Sorge um die Untergebenen; sie sind die ausgezeichneten und unübertroffenen Tugenden unseres Officiercorps. Und sie haben sich neben der körperlichen und moralischen Tüchtigkeit, der sorgfältigen Ausbildung und dem gutherzigen,

vertrauenden Wesen unserer Mannschaften bewährt durch die größten Leistungen als sichere Hilfe gegen die Schrecken einer Schlacht. G. F.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Russische Gesinnung gegen uns. Aus St. Petersburg. — Wie ich schon neulich angedeutet, ist man bei uns alles nationalen Dünkels ungeachtet, nichts weniger als unempfindlich gegen die Meinungen des Auslandes. Die verächtliche Miene, mit welcher man nach westeuropäischen Blättern greift, vermag dem Kenner die Erregung nicht zu verbergen, die jede nicht rein thatsächlich gehaltene Besprechung russischer Angelegenheiten verursacht. Besonders empfänglich war man hier von jeher für französisches Lob — vorzugsweise empfindlich gegen deutschen Tadel. Bei dem entwickelten Verständniß für Machtfragen, das uns stets eigenthümlich gewesen ist, hat dieses letztere Gefühl neuerdings nur an Stärke gewinnen können. Man verfolgt die Haltung der deutschen Presse seit dem Kriege mit verdoppelter Aufmerksamkeit, und läßt sich so leicht nicht entgehen, was bei Ihnen über Rußland gesagt wird. Da hat man denn mit Genugthuung wahrgenommen, daß wir gegenwärtig in Deutschland weit glimpflicher behandelt werden, als das z. B. vor dem Kriege der Fall war. Wenn wir uns unserer eigenen Haltung während der Krisis von 1870 und 71 erinnern wollten, so müßten wir mit einiger Beschämung gestehen, daß glühende Kohlen auf unser Haupt gesammelt worden. Das liegt indessen nicht in den Gewohnheiten dieses Landes. Obschon hier seit Menschengedenken nichts geleistet worden ist, was der Achtung vor Rußlands Machtstellung besonders förderlich sein könnte, sind unsere Nationalen doch gleich bereit, die Höflichkeit und Rücksichtnahme des Westens aus dem tiefen Gefühl russischer Furchtbarkeit und Ueberlegenheit zu erklären. Die freundliche Haltung verschiedener deutscher Blätter wird deshalb ohne Weiteres als geziemender Tribut hingenommen, und mit hochmüthiger Protectormiene der Rath ertheilt nur so fortzufahren, wenn man sich das dauernde Wohlwollen Rußlands sichern wolle. Wenn man diese hochfahrenden Auslassungen mit dem gutmüthigen Entgegenkommen der deutschen Presse vergleicht, so kann man sich als Deutscher einer gewissen Beschämung nicht erwehren. Die deutsche Macht steht in diesem Augenblicke hoch über der russischen. Die deutschen Thaten überstrahlen alles, was Rußland jemals geleistet, und doch: wenn man die Sprache der Blätter hüben und drüben prüft, empfängt man den Eindruck, daß so der große Herr mit dem verlegenen Emporkömmling redet.

Daß die deutsche Presse den an sich recht lobenswerthen Zweck verfolgt, die „schweren Mißverständnisse" zu beseitigen, die noch zwischen beiden Völkern im Gegensatz zur Freundschaft der Höfe obwalten, macht die Sache nicht besser. Wer die hiesigen Zustände kennt, wird einmal überhaupt nicht daran glauben, daß gute Beziehungen zwischen dem deutschen und dem russischen Volke durch die Vermittlung der Presse herzustellen sind, schon aus dem äußerlichen Grunde nicht, weil man in Deutschland mit den Erzeugnissen der russischen Tagesliteratur völlig unbekannt bleibt, die deutschen Blätter bei uns aber nur von denjenigen gelesen werden, die ein Interesse daran haben, die gegenseitige Abneigung zu schüren. Am allerwenigsten aber wird eine zuvorkommende Haltung von deutscher Seite geeignet sein, die Grundlage für die gesuchte Verständigung abzugeben. Es ist einer der häßlichsten Züge des russischen Volkscharakters, daß mildes, liebenswürdiges Auftreten stets die entgegengesetzte Stimmung bei ihm hervorruft und umgekehrt, d. h. barsches Wesen imponirt hier nicht nur außerordentlich leicht, sondern erzeugt sogar, so seltsam das klingen mag, eine gewisse Anerkennung, die man bei Dienstboten z. B. nicht selten zur Neigung und Anhänglichkeit werden sieht. Die deutsche Presse würde deshalb weit mehr Eindruck machen, wenn sie anstatt sich einer Gemüthlichkeit hinzugeben, für die hier zu Lande nun einmal jedes Verständniß fehlt, mit kaltem ruhigem Selbstbewußtsein aufträte. Nach den Ereignissen der letzten zehn Monate darf sie darauf rechnen, daß die Berechtigung dazu ihr von Niemandem abgesprochen werden, die Wirkung dieser Haltung sich aber sehr bald in einem wenn nicht freundschaftlicheren, so doch achtungsvollerem Tone unserer National-Organe äußern würde. Freilich müßte denn auch ein anderer Fehler vermieden werden, der hier theils Spott, theils Erbitterung hervorgerufen hat, das vielfach sichtbare Bestreben der deutschen Presse zwischen der Haltung der leitenden Kreise und der öffentlichen Meinung zu scheiden. Unsere Blätter weisen diese Scheidung auf das Entschiedenste zurück und nicht mit Unrecht. Allerdings ist die gegenwärtige russische Politik in vielen Stücken keineswegs nach dem Herzen der „Mosk. Ztg." und des „Golos". Der Kaiser hält auf gute Beziehungen zu Deutschland und Fürst Gortschakow ist nicht im Mindesten Panslavist. Allein wenn der Kaiser und der Reichskanzler dem russischen Staatsleben seine Richtung geben, so kann man sie doch nicht als die einzigen Träger desselben betrachten. Sie sind es so wenig, daß sie vielmehr umgekehrt als die einzigen Vertreter der augenblicklichen officiellen Auffassung der Dinge angesehen werden müssen. Sie bestimmen, weil sie die Macht haben, nicht weil sie sich zum Ausdruck der allgemeinen herrschenden Ueberzeugung machen. Man beugt sich vor ihren Entschlüssen, aber man thut es widerwillig, vom Thronfolger bis zum kleinen Beamten, der für den „Golos" schreibt. Ihr Ab-

treten vom Schauplatz würde das Zeichen zu einer allgemeinen Frontveränderung sein, in der slavischen sowohl wie in der deutschen Politik. Damit soll nicht gesagt sein, daß sich diese Frontveränderung gleich in den entsprechenden Thaten ausdrücken würde. Bis es zu entscheidenden Entschlüssen käme, würde vermuthlich noch ziemlich viel Zeit vergehen. Die veränderte Stimmung würde sich aber auf der Stelle bemerkbar machen, da die Schauspieler längst fertig gekleidet dastehen und nur den Ueberwurf zu wechseln brauchen. Unter diesen Umständen ist, wie schon bemerkt, die nationale Presse vollkommen im Recht, wenn sie den angeblichen Gegensatz, der zwischen ihr und der öffentlichen Meinung bestehen soll, für einen künstlich erfundenen erklärt. Die Wahrheit ist, daß nirgend auf der Welt eine größere Uebereinstimmung zwischen Publikum und Presse besteht, als eben hier. Wenn sich nicht bestreiten läßt, daß die „Mosk. Ztg." nicht mehr die schier religiöse Verehrung genießt, deren sie sich während mehrerer Jahre erfreute, so liegt das doch keineswegs daran, daß sich ihre Leser an größere Selbstständigkeit des Denkens gewöhnt hätten, erklärt sich vielmehr aus einer gewissen Abstumpfung und Blasirtheit, wie sie überall die Folge großer politischer Erregung zu sein pflegt. Die tief in der slavisch-mongolischen Natur des Volkes begründete Abneigung gegen alles west-europäische, die sich den Deutschen gegenüber aus geschichtlichen Gründen zum Haß gesteigert hat, wird durch diese Ermattung des öffentlichen Interesses für die Modefragen der letzten Jahre nicht im Mindesten berührt, denn sie findet in zahllosen persönlichen Angelegenheiten der Einzelnen unaufhörliche Nahrung. Auch heute noch sieht der Russe zähneknirschend den Deutschen, den er im voreiligen Triumph zu erdrücken glaubte, im Wesentlichen überall in leitender Stellung, sei es nun beim Heer, in der Verwaltung, im Eisenbahnwesen oder beim großen kaufmännischen Weltverkehr. Und was das Schlimmste ist, er sieht ihn gesicherter in seiner Ueberlegenheit als je. Gerade die Versuche, die in den letzten Jahren unter dem Einfluß der ultranationalen Richtung gemacht worden sind, sich seiner zu entledigen, haben seine Unentbehrlichkeit praktisch weit überzeugender dargethan als das die alte Gewohnheit früherer Zeiten vermocht. In vertraulichen Momenten kann man von den hervorragenderen unter unseren leitenden Männern das Geständniß hören, daß die Deutschen allein den Verwaltungsorganismus in der nothdürftigen Ordnung erhalten, die er heute noch aufweist. Die witzige Drohung eines geistvollen baltischen Edelmanns: wenn man fortfahre die Deutschen zu chicaniren so würden sie alle einmal auf acht Monate Urlaub nehmen, und dann würde Rußland ohne Regierung sein — bezeichnet dieses Verhältniß scharf, giebt aber auch gleichzeitig die ausreichendste Erklärung für die wüthenden Angriffe, welchen die Deutschen seit Jahren ausgesetzt sind.

Ein „hervorragender russischer Publicist" hat neulich in der „Schlesischen Zeitung" versucht das „eigentliche Volk" gegen den Vorwurf dieser Feindseligkeiten in Schutz zu nehmen. Und darin hat er gewiß Recht, wenn er behauptet, daß der russische Bauer von grundsätzlichem Haß gegen die Deutschen frei zu sprechen sei. Aber was ist damit gewonnen? Der Bauer spielt — aller Freiheitsrechte ungeachtet, die man ihm neuerdings verliehen hat, und die er in den Provinzialvertretungen, wo es sich um Geldfragen handelt, oft in brutaler Weise zur Majorisirung der übrigen Stände verwendet — politisch betrachtet doch nicht die mindeste Rolle. Was er denkt und fühlt, kommt für die Haltung Rußlands dem Auslande gegenüber gar nicht in Betracht. Er ist für die panslavistische Wühlerei nicht verantwortlich, denn er weiß nichts davon; ebenso wenig würde er aber auch der Ausbreitung und Entwickelung dieser Richtung hinderlich sein. Man rühmt ihm seine Friedfertigkeit nach: mit Recht — er ist viel zu stumpf und unwissend, um sich zu dem Gedanken der Eroberung und des kriegerischen Ruhmes aufschwingen zu können. Dabei ist er aber ein gehorsamer Steuerzahler und ein ebenso gehorsamer Recrut — das willenlose Werkzeug derjenigen, die ihn etwa zu einem Ansturm auf Westeuropa gebrauchen wollten. Gerade die Eigenschaften, die man ihm nachrühmt, lassen ihn unter Umständen gefährlich erscheinen. Jedenfalls wäre es Thorheit, von dieser Seite für die guten Beziehungen Deutschlands und Rußlands etwas zu erwarten. Begnügen wir uns damit, daß sich die Höfe einstweilen mit einander vertragen. Mehr ist der Natur der Sache nach nicht zu erreichen.

Die schwedische Heeres-Reorganisation. Aus Scandinavien. Es gibt kein Land in Europa, dessen Heereseinrichtungen im Laufe der Zeiten so wenigen Veränderungen unterzogen worden sind, wie Schweden. Die Gründe dafür sind unschwer aufzufinden. Sie liegen eines Theils in der Richtung des schwedischen Volkscharakters, der am Bestehenden mit großer Zähigkeit festhält und eingreifenden Neuerungen abhold ist, andererseits aber und vornehmlich in der abgesonderten Lage des Landes. Mit Norwegen zusammen bildet es eine Halbinsel, die nur durch eine verhältnißmäßig schmale Strecke Landes mit dem europäischen Kontinent, mit Rußland zusammenhängt. Dieses Grenzgebiet aber ist ein im hohen Norden liegender, fast völlig unwirthbarer Landstrich, an dessen Besitz dem Nachbar wenig gelegen sein kann und dessen Durchschreitung für ihn mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden wäre. Ehe Schweden Finnland an Rußland verloren hatte, war die Sache freilich anders, denn jene Provinz, die einen der besten Theile Schwedens ausmachte, lag den russischen Angriffen völlig offen. Seit dem Verluste Finnlands aber müßte Rußland seinen Nachbar über's Meer hin angreifen,

falls es überhaupt noch, was sehr zweifelhaft ist, feindselige Absichten gegen Schweden hegte. Von dieser Seite muß also Schweden als so gut wie gesichert angesehen werden. Ein Gleiches gilt von der Westseite, wo durch das Kattegat und den Sund Schweden von Dänemark geschieden ist. Die Zeiten sind längst vorüber, wo das letztere Reich seinem Nachbarn gefährlich werden konnte und überdies hat sich in diesem Jahrhundert der Haß, welcher die Bevölkerung beider Länder gegen einander beseelte, in ein ungemein freundschaftliches Verhältniß verwandelt. Von Süden her hat aber bis jetzt wenigstens Schweden auch nicht die geringste Gefahr drohen können. Die norddeutsche Flotte war bis in die neueste Zeit hinein zu unmächtig, um den Widerstand der allerdings schwachen schwedischen Flotte zu überwinden und überdieß lag ein Angriff gegen Schweden der preußischen Regierung gegewiß so fern, wie irgend Etwas. Alle diese Umstände zusammengenommen konnten nicht umhin, Regierung und Volk in Schweden ein Gefühl von Sicherheit beizubringen, das sie äußerst ungeneigt machte, an Reformen im Heerwesen zu denken oder unnöthige Ausgaben für dasselbe zu machen.

So haben sich denn die schwedischen Heereseinrichtungen lange Zeit fast gänzlich unangetastet erhalten. Indessen konnte es doch nicht fehlen, daß die großen Mängel, welche ihnen ankleben, den umfassenden Reformen gegenüber, die in fast allen Ländern, namentlich in den Nachbarstaaten Rußland, Preußen und Dänemark bei der Armeereorganisation vorgenommen wurden, immer deutlicher zu Tage traten und daß einsichtsvolle Männer auf die Dringlichkeit vorzunehmender Veränderungen im Heerwesen hinwiesen. Es wurde denn auch mehrfach ein Anlauf dazu gemacht und von der Regierung sind verschiedene mehr oder minder umfassende Gesetzentwürfe, welche die Reorganisation der Armee bezwecken, der Vertretung des Landes vorgelegt worden.

Allein nun machte sich wiederum die oben von uns hervorgehobene Seite des schwedischen Volkscharakters, nämlich die Unlust zu durchgreifenden Neuerungen, geltend und die Vorschläge der Regierung hatten sammt und sonders dasselbe Schicksal, nämlich einfach bei Seite geschoben zu werden.

Jetzt aber haben die welterschütternden Ereignisse, die sich im Lauf der letzten 8 Monate in Frankreich vollzogen haben, die Schweden aus ihrer Ruhe aufgeschreckt und mit einem Male sind Alle über die Hauptfrage einig, daß die jetzigen Heereseinrichtungen völlig unhaltbare geworden seien und den Anforderungen der Gegenwart durchaus nicht entsprächen, daß daher Abhülfe der Mängel dringend nothwendig sei und jetzt erfolgen müsse.

Ehe wir nun näher darauf eingehen zu zeigen, in welcher Weise die Regierung die Reorganisation des schwedischen Heerwesens jetzt betrieben, müssen wir zum besseren Verständniß der vorzunehmenden Reformen einen kurzen Blick auf die Hauptgrundzüge der jetzigen Heeresordnung werfen.

Dem Princip nach herrscht in Schweden die **allgemeine Wehrpflicht**, die schon zu Gustav Adolph's Zeiten geltend war. Weil dieselbe aber wegen des großen Bedarfs an Menschenmaterial, der durch die vielen von Schweden geführten Kriege veranlaßt wurde, schwer auf dem Volke lastete, erfand man eine Art Ablösung der Militärpflicht, indem es zuerst in einzelnen Districten, dann aber unter Karl XI., der bis zum Jahre 1697 regierte, im größten Theil des Landes den Besitzern bäurischer Grundstücke gestattet ward, statt persönlich der Wehrpflicht nachzukommen, einen völlig ausgerüsteten Soldaten der Krone zur Verfügung zu stellen. Der Adel, dem für seine Ländereien Abgabenfreiheit eingeräumt war, dafür daß er sich zum Militärdienst verpflichtete, behielt auch ferner jenes Privilegium, obgleich er den dafür übernommenen Verpflichtungen nur äußerst lau nachkam. Jene Ablösung der persönlichen Militärpflicht durch Stellung eines Einstehers wurde jedes Mal durch einen bestimmten Contract, den sogenannten **Knechtcontract**, geordnet und war also ursprünglich ein rein persönliches Privilegium, wofür eine ganz bestimmte Gegenleistung stattfand. Erfolgte diese nicht, so mußte der Betreffende selbst seiner Militärpflicht genügen. Es ist durchaus nothwendig zum Verständniß der jetzigen Reformbewegung auf dem militärischen Gebiet in Schweden, diesen Ursprung des sogenannten „**Eintheilungswerkes**" festzuhalten, weil man sonst, wie dies in Schweden selbst sehr häufig geschieht, zu ganz falschen Anschauungen in Betreff der Aufhebung desselben gelangt.

Die Knechtcontracte gewährten also dem Landbesitz eine **Erleichterung** und waren keine Last, die man ihm aufbürdete, wie dies oftmals fälschlich so dargestellt worden ist. Erst später im Lauf der Zeiten entwickelte sich das Verhältniß dergestalt, daß nicht der Besitzer des Grundstücks, falls er militärpflichtig war, einen Mann zu stellen hatte, sondern daß diese Verpflichtung an das Grundstück gebunden ward, gleichviel ob der jeweilige Besitzer selbst hätte dienen müssen oder nicht. So entstand daraus allerdings eine Reallast, die noch in diesem Augenblick an dem größten Theil des bäuerlichen Grundbesitzes in Schweden haftet und als **Eintheilungswerk** bezeichnet wird. Dieses ist jetzt vollständig Districtsweise geordnet und zwar so, daß jeder District den Rayon eines bestimmten Truppentheiles bildet. Sämmtliche zu dem Truppentheil gehörige Gemeine werden von den Bauern des Districts gestellt und da Jene nur eine ganz kurze Zeit im Jahre wirklich zum Dienst sind, von ihnen unterhalten, wobei die Bauern den Leuten ein kleines Stück Land mit einem Häuschen einräumen, und ihnen einen geringen, meistens in Naturalien bestehenden Lohn geben müssen. Auch die ganze Ausrüstung der Mannschaft — mit Ausnahme der Waffen — liegt den Bauern ob. Die Verpflichtung einen Infanteristen zu stellen, wird mit

Rotehol, die Verpflichtung zur Stellung eines Cavalleristen mit Rusthol bezeichnet. Die Chargen dieser eingetheilten Truppen werden nun von der Krone gestellt, erhalten aber wegen des geringen Dienstes, den sie leisten, nur eine sehr knappe Löhnung, da sie den größten Theil des Jahres zu freier Verfügung haben. Nur den höheren Chargen des Officier- und Unterofficierstandes ist außer ihrem Gehalt noch der Nießbrauch eines Gütchens zugewiesen, das in manchen Fällen allerdings einen verhältnißmäßig hohen Ertrag abwerfen kann.

Diese eingetheilten Truppen bilden die Hauptstärke des schwedischen Heeres. Gegenwärtig bestehen sie aus: 19 Infanterieregimentern zu 2 Bataillonen, 2 Grenadierbataillonen, 3 Jägercorps, 5 Cavallerieregimentern und 1 reitendem Jägercorps; zusammen 43 Bataillone und 30 Escadrons. Die Sollstärke eines Bataillons beträgt 500 Mann, die einer Escadron 125 Mann, wonach also das ganze eingetheilte Heer sich auf 23,250 Mann belaufen würde. Soviel ist aber in Wirklichkeit nicht vorhanden, denn aus Ersparungsrücksichten hat die Regierung eine Anzahl von „Nummern" vacant gehalten, d. h. sie läßt sich von dem betreffenden Bauer eine gewisse Geldabgabe leisten, wofür er der Gestellung eines Soldaten entbunden ist.

Außer jener eingetheilten Armee hat Schweden nun noch einige geworbene Truppen. Strenggenommen wären die eingetheilten Soldaten auch als geworbene zu betrachten, allein man hat hier diesen Ausdruck den von der Regierung selbst angenommenen Leuten vorbehalten. Die geworbenen Truppen sind folgende: 2 Gardeinfanterieregimenter zu 2 Bataillonen, 1 Feldjägerregiment, gleichfalls zu 2 Bataillonen, 1 Regiment Leibgarde zu Pferde, 1 Husarenregiment, 3 Artillerieregimenter und 1 Pontonnierbataillon; zusammen machen sie etwa 6500 Mann aus. Sie werden auf eine bestimmte Anzahl von Jahren angenommen, in welcher Zeit sie zu fortwährendem Dienst verpflichtet sind, jedoch werden auch von ihnen viele während dieser Zeit aus Ersparungsrücksichten beurlaubt.

Diese 30,000 Mann eingetheilter und geworbener Truppen bilden den „Stamm" des schwedischen Heeres, in welchen im Fall eines Krieges ein neues Element eingefügt wird. Dies ist die sogenannte Beväring, worunter alle waffenfähigen Männer im Alter von 21—25 Jahren zu verstehen sind. In diesem Umfang besteht nämlich noch immer die allgemeine Wehrpflicht, von welcher man sich jedoch in Friedenszeiten durch eine höchst geringfügige Geldabgabe freimachen kann. Von der Bewehrung, die nach den Jahrgängen in 5 Classen eingetheilt ist, werden jährlich die beiden ersten (jüngsten), oder doch wenigstens die erste Classe 15 Tage hindurch geübt, wodurch selbstverständlich eine nennenswerthe militärische Ausbildung nicht erreicht werden kann.

So wie wir sie im Obigen geschildert haben, ist gegenwärtig die schwedische Armee und die an ihr haftenden Mängel, die jetzt allseitig in Schweden anerkannt werden, dürften durch unsere Darstellung klar genug zu Tage getreten sein. Sie liegen hauptsächlich in der Unzulänglichkeit der Ausbildung der Bewehrung, in der Gestattung des Freikaufs von den Uebungen und endlich in dem Institut der eingetheilten Armee selber. Auch bei dieser ist nämlich die militärische Ausbildung, zumal vom jetzigen Standpunkte der Kriegskunst, höchst dürftig zu nennen. Es werden die von den Bauern — nach dem durch Tod oder Invalidität veranlaßten Abgang der eingetheilten Soldaten — gestellten Ersatzmänner in zwei auf einander folgenden Jahren jedesmal 42 Tage hindurch bei besonderen Recrutencommandos eingeübt und dann in den Truppentheil ihres Districts aufgenommen. Bei diesem machen sie dann jährlich eine dreiwöchentliche Uebung durch und bleiben so lange in Dienst, als ihr körperlicher Zustand nur irgend erlaubt, da die Stellungspflichtigen den neuangeworbenen Leuten ein Handgeld auszuzahlen haben, die einmal angenommen, natürlich so lange wie möglich Dienst zu behalten suchen. Wenn man nun auch einräumen will, daß einem kräftigen Manne in zweimal 42 Tagen eine genügende Fertigkeit in der Behandlung des Gewehres — abgesehen vom Schießen — und in den Bewegungen im Gliede, sowie in dem formellen Theil des Felddienstes beigebracht werden kann, so ist dies denn doch eben auch nur hinreichend um die Grundlage zu bilden, worauf nun wenigstens ein Jahr hindurch sorgfältig weiter fortgebaut werden müßte. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, denn wie wir sehen, kommt der nothdürftig ausgebildete schwedische Recrut erst nach einem Jahre wiederum zum Truppentheil, um hier in einigen Wochen an Uebungen Theil zu nehmen, die nur darauf berechnet sein können, daß sich Chargen wie Mannschaften einigermaßen wieder an den Dienst gewöhnen und das Verlernte wieder zu gewinnen suchen, ohne daß von einem Fortschritt in der Ausbildung die Rede sein kann. Es können diese jährlichen Uebungen der eingetheilten Truppen daher kaum als etwas anderes angesehen werden, als Wiederholungscurse im elementaren Soldatenunterricht. Es werden allerdings auch größere Manöver angestellt, allein von wesentlichem Nutzen für die Mannschaft können sie kaum sein. Ein ordentlicher systematischer Unterricht im Schießen aber, wie ihn die Gegenwart gebieterisch verlangt, ist bei der Ausbildungsweise der schwedischen eingetheilten Soldaten ganz undenkbar.

Ein großer Uebelstand bei den eingetheilten Truppen ist dann noch die aus dem Recrutirungsmodus natürlich sich ergebende große Ungleichheit im Alter der Mannschaft. Es ist durchaus keine Seltenheit, daß Vater und Sohn in demselben Truppentheil dienen und ein solcher bildet oft ein wun-

dersames Gemisch von rothbäckigen Jünglingen, wettergebräunten Männern und verwitterten Graubärten. In Schweden selbst nimmt man daran keinen Anstoß und meint, daß eine solche Mischung dem Ganzen einen ungemein festen Halt gebe, während man außerhalb jenes Landes kaum einer solchen Meinung begegnen dürfte. Es ist überhaupt das Eintheilungswerk so mit dem ganzen socialen Leben Schwedens verwachsen, daß es der großen Mehrzahl der Bevölkerung ungemein schwer wird, sich jener Einrichtung gegenüber auf einen völlig vorurtheilsfreien Standpunkt zu stellen, und wenn wir oben sagten, daß die von uns hervorgehobenen Mängel der schwedischen Heeresorganisation allseitig im Lande erkannt würden, so ist dies doch in Betreff der eingetheilten Armee nur bedingungsweise der Fall, und im Ganzen und Großen sieht man sie in Schweden als eine sehr gute Feldtruppe an, obgleich ihr doch mehrere sehr wesentliche Bedingungen dafür fehlen dürften. Dagegen soll nicht geläugnet werden, daß das Menschenmaterial bei derselben durchgehends vorzüglich ist und es könnte allerdings etwas ungemein Tüchtiges daraus gemacht werden.

Dem Glauben an die hohe Brauchbarkeit der eingetheilten Armee, der auch in den maßgebenden Kreisen zu herrschen scheint, ist es denn auch zuzuschreiben, daß in dem jüngst regierungsseitig dem schwedischen Reichstag vorgelegten Gesetzentwurf zur Reorganisation des Heerwesens fast durchaus nicht auf eine Abänderung des Eintheilungswerks Bedacht genommen war. Es bestehen nämlich die überhaupt wenig tief eingreifenden Reformvorschläge wesentlich nur in der Aufhebung des Rechts für die Bewehrungsmänner sich von den Friedensübungen frei zu kaufen und in einer größeren Ausdehnung dieser Uebungen. Alle andern Vorschläge betreffen nur Nebensächliches, dessen Einführung das Bestehende nur in geringem Maße alteriren würde. Wir wollen uns jetzt die Regierungsvorschläge etwas genauer ansehen.

Es soll danach jeder schwedische Mann vom vollendeten 20. bis zum 40. Jahre der Wehrpflicht unterworfen sei, welche er theils in der Linie, theils im Landsturm abzudienen hat. Ausgenommen von der Wehrpflicht sind jedoch: Diejenigen, welche schon im Heere oder in der Flotte Dienst thun, kranke und schwächliche Personen, Söhne von Eltern, die sich nicht ernähren können, Lootsen, Waffenschmiede und solche Beamte, deren Dienst im öffentlichen Interesse unentbehrlich erscheinen könnte. Die Wehrpflicht wird in den ersten 7 Jahren in der Linie, dann im Landsturm abgedient. Bei der Infanterie soll von den 7 Altersclassen der Linie die erste durch die Rekruten gebildet werden, während die 2. und 3. Classe die Reserve, die 4. und 5. das erste, und endlich die 6. und 7. das zweite Aufgebot ausmachen; bei den Spezialwaffen sind die beiden ersten Classen die Rekruten, die beiden letzten die Ersatzmannschaft. Von den Waffenübungen im Frieden sind die

Trainsoldaten, die zur Handelsflotte gehörigen Seeleute, sowie die Dampfschiffsmaschinisten ausgenommen. Alle Personen, die überhaupt von dem Kriegsdienst oder nur von den Friedensübungen befreit sind, haben eine sogenannte Waffensteuer zu entrichten, welche von der erstgenannten Kategorie 7 Jahre, von der letzteren 3 Jahre hindurch zu erlegen ist. Die Höhe dieser Steuer wird durch besonders eingesetzte Commissionen je nach den Vermögensumständen der Betreffenden bestimmt, darf aber nicht unter 3 Thaler schwedisch herabgehen.

Was nun die Ausbildung der Wehrpflichtigen betrifft, so sollen dazu bei der Infanterie, Artillerie und den Ingenieuren 82, bei der Cavallerie aber 90 Tage verwandt werden. Bei der Infanterie soll die eigentliche Rekrutenausbildung — im ersten Jahre der Dienstpflicht — 42 Tage, bei der Artillerie und den Ingenieuren 52 Tage und bei der Cavallerie 60 Tage in Anspruch nehmen, während bei der Infanterie dann in den beiden nächsten Jahren je 20 Tage hindurch, und bei den andern Waffen in dem auf die Rekrutenzeit folgenden Jahre 30 Tage hindurch Wiederholungscurse stattfinden. Die Wehrpflichtigen der Infanterie, Artillerie und des Ingenieurcorps haben dann später noch in jedem Jahr, solange sie in der Linie stehen, an zwei Tagen an Schießübungen Theil zu nehmen. Der Landsturm wird in ein erstes und ein zweites Aufgebot getheilt. Das erste besteht aus den fünf jüngsten Jahrgängen des Landsturms und soll einmal zum Ersatz für die Linie dienen, dann aber auch in selbständig gebildeten Truppentheilen verwandt werden können. Das zweite Aufgebot soll nur innerhalb der bestimmten Landsturmdistrikte Dienst thun und — mit Ausnahme der Waffen — sich selbst ausrüsten und verpflegen. Dies sind die Grundzüge des neuen Wehrgesetzentwurfs für Schweden und es geht daraus hervor, daß die persönlichen Lasten, welche dem Volke dadurch auferlegt würden, eben nicht allzu drückend sein könnten.

Die rücksichtlich der eingetheilten Armee seitens der Regierung vorgeschlagenen Veränderungen sind, wie wir schon erwähnten, sehr untergeordneter Art und treffen das Wesen derselben durchaus nicht. Es wird die Errichtung von fünf neuen Bataillonen verlangt, sowie eine geringe Vermehrung des Officier- und Unterofficierpersonals und endlich eine gleichmäßigere Vertheilung der Districte vorgeschlagen, sodaß auf jedes Bataillon 500 Nummern kommen, während jetzt einige Verschiedenheit in der Stärke der Truppentheile herrscht. Nach Annahme der Regierungsvorschläge würde daher die eingetheilte Infanterie aus 48 Bataillonen zu 500 Mann, zusammen 24,000 Mann bestehen. Die Cavallerie soll ganz unverändert bleiben und nach wie vor 30 Escadrons zu 125 Mann, im Ganzen also 3750 Mann zählen.

Auch für die geworbenen Truppen enthält der Regierungsentwurf einige unbedeutende Aenderungsvorschläge. So wünscht man das Jägerregiment auf 1 Bataillon zu reduciren, dagegen die Genietruppen — jetzt 1 Pontonnierbataillon zu 3 Compagnien — um 1 Sappeurbataillon zu 3 Compagnien zu vermehren und dem Pontonnierbataillon eine Signalcompagnie beizufügen. Endlich soll die jetzt 25 Batterien mit 150 Geschützen zählende Feldartillerie um 5 Batterien mit 30 Geschützen vermehrt werden.

Nun hat sich, wie bekannt, in der zweiten Kammer eine ganz bedeutende Majorität gezeigt, welche eine durchgreifende Umgestaltung, beziehentlich gänzliche Abschaffung des Eintheilungswerks verlangt, also bedeutend weiter geht in der Reform des Heerwesens als die Regierung. Es ist dabei wohl zu bemerken, daß als Gründe, welche die Aufhebung der eingetheilten Armee wünschenswerth machen sollten, nicht die geringe Brauchbarkeit derselben im Felde oder die im Verhältniß zu dem von ihr zu erwartenden Nutzen bedeutenden Kosten, die sie verursacht, angeführt werden, sondern daß sie eine große Last für das Land sei, welche besonders die kleineren Grundbesitzer fast unerträglich drücke. Wir haben aber gesehen, daß die Institution der Eintheilung ursprünglich durchaus keine einseitige Belastung des Grundbesitzers war, sondern daß den Bauern dafür die damals sehr schwer in's Gewicht fallende Befreiung vom Kriegsdienst eingeräumt ward. Wenn sich aus diesem Verhältniß nun auch im Lauf der Zeiten eine an dem Boden haftende Reallast entwickelt hat, welche den Werth der Grundstücke vermindert, so sind diese doch seitdem durch so viele Hände gegangen, daß die jetzigen Besitzer sie für einen Preis erworben haben, bei welchem jene Last gebührend berücksichtigt worden ist. Die Last selber ist aber durchaus keine so sehr drückende für den Grund und Boden. Der Bauer kann den von ihm angenommenen eingetheilten Soldaten in jeder Beziehung als seinen Knecht ansehen, den er, mit Ausnahme weniger Wochen, das ganze Jahr hindurch zur Verfügung hat. Allerdings kann er ihn nicht zur Arbeit *zwingen*, weil aber der Mann in den meisten Fällen verheirathet ist, ist er selber genöthigt sich Behufs Ernährung seiner Familie Arbeit zu suchen und die findet er ganz natürlich bei seinem Rust- oder Rotehälter.

Eine unerträgliche Last, ein socialer Krebsschaden — wie die einstmaligen russischen Militärcolonien — ist das Eintheilungswerk also nicht für Schweden, wenn auch aus militärischen Gründen durchaus wünschenswerth erscheint, daß es abgeschafft würde. Solange dies Institut in seinen Grundzügen bestehen bleibt, kann von einer wirklichen Reorganisation des schwedischen Heeres nicht die Rede sein. Die Regierung schien nicht abgeneigt auf ein Compromiß einzugehen, wonach man allmählich in den einzelnen Districten eine auf gütlichem Wege vereinbarte Ablösung zu erstreben hätte. Ueber der Durchführung einer solchen Maßregel jedoch können viele Jahre vergehen. Inzwischen liegt daher den Volksvertretern wie der Regierung ob, in der von letzterer anberaumten außerordentlichen Kammersession ein Einverständniß über die ganz unumgänglichen Reformen ernstlich zu suchen.

C. v. S.

Das literarische Geschäft während des Krieges.

Wir lebten im tiefsten Frieden, Regierende und Regierte erfreuten sich des Ausspänns von gewohnter Beschäftigung, und wer den Staub der Stadt von den Füßen zu schütteln noch nicht vermocht, hoffte doch, seinen Wunsch bald erfüllt zu sehen. Auch im Buchladen herrschte sommerliche Stille. In den Erkern erschien vielleicht als neu die Photographie irgend einer gastirenden Künstlerin, das Heldenpaar eines englischen Scandalprocesses; von Büchern aber glänzte vorwiegend Reiseliteratur: die rothen Bädeker, Grieben und Murray, Coursbücher, Eisenbahnbelletristik in grellen Einbänden und Reisekarten. Daneben etwas verspätet ausgegebene schönwissenschaftliche Literatur höheren Ranges, auch Lyrik, für die ja der Frühling nie aufhört. Da kamen die Tage gewaltiger Aufregung, es begann die Flucht aus den Bädern. Der Geldverkehr nach den Westprovinzen stockte, Post und Eisenbahn versagten die gewöhnliche Pünktlichkeit, sonst leicht zurückzulegende Strecken wurden zur Quelle mannigfacher Reiseabenteuer. Voll Sorge sahen wir nach Westen. Sollte es uns wohl möglich werden die Pfalz und Baden zu beschützen? Wo wird man sich zuerst treffen, so lautete die bange Frage; Karten unserer westlichen Provinzen mußte man haben, Karten um jeden Preis.

Jetzt ward der Steindrucker ein vielbegehrter Geschäftsfreund. Denn, was der Kartenverleger noch an Vorräthen besaß, war rasch vergriffen, den Pressen aber wurde das Aeußerste zugemuthet, den Bestand zu ergänzen und mit Hilfe des Zeichners Neues zu schaffen. Eine Fülle von Karten erschien, in den verschiedensten Größen, zu mannichfachen Preisen, auch theurere nicht selten mangelhaft gedruckt. Aber es galt, dem massenhaften Begehr ein Angebot entgegenzubringen, und wir waren genügsam. Auch solche, die muthvoller dem Kommenden entgegenblickten, erwarteten den Sieg unserer Sache erst nach vorübergehendem Mißerfolg, und so war es auch nur der Ausdruck des allgemeinen Gefühls, wenn der Kartenzeichner die Gefechtsfelder der nächsten Wochen auf deutschem Boden suchte. Außer den Specialkarten von Westdeutschland und Ostfrankreich erschienen Karten der Pfalz, von Baden und Württemberg jetzt besonders beachtenswerth; ein Verleger sucht vorsichtiger Weise die Tummelplätze unserer Heere zwischen Nürnberg und Paris, Basel und der Nord- und Ostsee; die Panoramakarte einer anderen Firma reicht von Chalons bis fast an die böhmische Grenze, von Zürich bis über die Mainlinie. Auch eine photographische Verkleinerung der Generalstabskarte von Frankreich wird empfohlen. Stecknadeln mit bunten Fähnchen sind bereit, um das furchtbare Schauspiel in anmuthiger Weise erläutern zu helfen.

Doch auch der Buchverleger ist nicht müßig; jetzt, wo seine Reiseführer unbeachtet dastehen, denkt er daran, daß er Manches auf Lager hat, das in gegenwärtiger Zeit auf erneuten Absatz rechnen darf. Der eine empfiehlt nun seine Ausgabe der Militärgesetze des norddeutschen Bundes, ein zweiter seine Karte zur Statistik der norddeutschen Garnisonen und Landwehrbezirke. Die Rüstow'schen Schriften erscheinen zu erneuter Verwendung geeignet, an das Werk des Herzogs von Chartres „une visite à quelques champs de

bataille de la vallée du Rhin“ in Original und Uebersetzung wird wieder erinnert; die treffliche und zahlreiche Militärliteratur eines Berliner Verlages ist jetzt sehr zeitgemäß, besonders das kleine, eben erscheinende Schriftchen „Zur Orientirung über die französische Armee“. Es wird aufklärend und beruhigend wirken auf den Soldaten, wie auf den, der daheim bleibt. Dem Arzt aber wird am meisten geboten. Was von den neueren Schriften über den ersten Verband auf dem Schlachtfeld, über Lazarethwesen, über freiwillige Krankenpflege vorliegt, ist plötzlich von trauriger Wichtigkeit geworden. Das „bulletin international des sociétés de secours aux militaires blessés“ wird zu thätiger Verwendung empfohlen.

Und wie der Soldat zum Ausmarsch sich anschickt, geht der Hauch der Freiheitskriege durch alle deutschen Lande; die Dichter jener Zeit werden wieder lebendig; in tausenden von Exemplaren werden auf den Bahnhöfen Liederbücher verabfolgt. Doch auch neu wird viel gedichtet und Gedichtetes ausgeboten. Unter den unendlich zahlreichen Poesien erweist sich freilich das Meiste auch auf der Schaufel nachsichtiger Beurtheilung als Spreu. Die Componisten des Augenblickes haben den Werth der dichterischen Leistungen nicht überboten. Die „Wacht am Rhein“ ist älteren Ursprungs; „Freiligrath's vielgerühmtes „Hurrah Germania“, nach Form und Inhalt nicht geeignet in weite Kreise zu dringen, wiegte sich nur auf Flügeln des Concertgesanges. Auch daß Kutschke, die gelungene Verkörperung des Soldatenhumors, in einer seiner verschiedenen Gestalten gesungen worden wäre, ist dem Berichterstatter nicht bekannt. Am meisten verbreitete sich wohl das „Chassepot-Lied“, das zuerst der Kladderadatsch brachte. Anknüpfend an eine bekannte Melodie und gehoben durch einen ergötzlichen Refrain ist es viel gesungen worden. Auch der Carricaturenzeichner trug viel zur Verbreitung des Gedichtes bei; denn selbst dem ernsteren Manne mochte es eine Quelle harmloser Heiterkeit sein, wenn er die Störer unserer Ruhe von den Fäusten deutscher Soldaten wenig symbolisch verarbeitet sah. — Immerhin behält auch das prosaischste Gedicht jener Monate als Beitrag zur Kenntniß damaliger Stimmung seinen Werth, doppelt, sobald es mit den anderen Zeitgedichten zu einem Ganzen vereinigt erscheint. Es war daher ein guter Gedanke, die in einzelnen Zeitungen zerstreut gedruckten Poesien in einem Bande zu sammeln, und die Ausführung muß gelobt werden. Außer den Versen, welche in eleganter Ausstattung als „Lieder zu Schutz und Trutz“ ausgegeben wurden, außer der nicht unbeträchtlichen Anzahl von Heftchen, in denen einzelne Poeten sich selbst sammelten, und der großen Reihe von Einzelblättern, die in mehr oder minder anspruchsvoller Form in die Welt flogen, liegt nun ein stattlicher Band vor: „Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder 1870“, welcher die von den Zeitungen gebrachten Gedichte in sich vereinigt und in einem Anhang zahlreiche Kaiserlieder bringt.

Neben alten und neuen Lyrikern treten nun auch Propheten hervor, ebenfalls alte und neue: der würdige Nostradamus, Hermann von Lehnin, und vor Allem der ewig-junge Schäfer Thomas. Wir dürfen wohl den Verlegern, die uns von bedeutendem Absatz dieser Flugschriften erzählen, Glauben schenken; verkörpern sie doch in ihrer Gesammtheit die der Mehrzahl unserer geringeren Bevölkerung innewohnenden politischen und socialen Wünsche. Was wir hoffen, ist uns gut weissagen; aber diese harmlose Pro-

phetie erweist sich doch als nützlicher Bundesgenosse, so sehr wir über ihn lächeln. So geht auch zum Beginn des Krieges durch alle Weissagungen ein Gefühl froher Zuversicht; selbst der alte Einsiedler aus dem Berner Oberland, der für einen Münchener Verleger in die Zukunft schaut, nimmt, so wenig er den „fluchwürdigen Bruderkrieg von 1866" verzeihen mag, doch gern dessen politische Folgen für Deutschland hin, auch ihm wird aus dem thränenreichen Krieg ein „einiges, freies und starkes Deutschland" entstehen. Freilich schweigt er von dessen staatlicher Gestaltung; auch weiß der Baier noch nichts von dem, was ein Pommer am 3. August seinen „dütschen Brörern" als Mahnung und Trost auf den Marsch mitgiebt: „Rückt dem Krakehler up dat Kleed, Kloppt äwer hendfast drup! Wenn Frankrieks Kaiser unergeht, Steht Dütschlands Kaiser up!"

Noch hatte Napoleon III. nicht den unechten Lorbeer von Saarbrücken gepflückt, und schon begannen für uns Kriegsberichte. Und wir ließen uns gerne gefallen, wenn uns zunächst höchst Harmloses von Feder und Stift geboten ward. Die Vorbereitungen zum Ausmarsch, die Vorgeschichte des Krieges und die in ihr handelnden Personen boten willkommenen Stoff: der plötzlich zu Ruf gekommene Prinz von Hohenzollern, vor allem aber König Wilhelm und die vermuthlichen Führer unserer Heere, auch der französische Hof mit Zubehör von Ministern, Generalen, Turcos und Mitrailleusen. So begann der Einfluß des Krieges auch für diese Geschäftsverbündeten des Buchhändlers, und wie es scheint, wird die einmal ins Rollen gerathene Kugel sobald nicht zur Ruhe kommen. Seit jenen Junitagen ist in Süd- und Norddeutschland der Schriftsteller nicht müde geworden, Kriegsgeschichte zu schreiben, saß er nun daheim wohlverwahrt, oder wagte er sich selbst in die Fährlichkeiten des Feldes. Vom stattlichsten Folioformat bis hinab zur Taschenausgabe, mit und ohne Bilder, dem Geschmack und Geldbeutel Reicherer angepaßt, aber auch abwärts bis zur Fünfgroschenausgabe Hesekiel's, bald eine Geschichte des Krieges verheißend, bald nur eine Belagerung oder die Abenteuer irgend eines Gefangenen schildernd: so liegt heute eine Literatur vor uns, deren Quelle unerschöpflich erscheint. Sie dient dem Bedürfnisse des Augenblickes und empfängt daraus ihre Rechtfertigung. Unter den illustrirten Schilderungen steht nach Inhalt und Ausstattung die Weber'sche Kriegschronik oben an. — Auch die Berliner „Kriegszeitung", nachher in eine „deutsche Zeitung für Krieg und Frieden" verwandelt, hat in den ersten drängenden Wochen Verdienstliches geleistet.

Die Gereiztheit der Gemüther läßt nun auch wieder interessant erscheinen, was an Schmähschriften gegen den französischen Kaiser und sein Haus schon seit länger vorliegt. Die Pamphlete Rogeard's tauchen aus der Vergessenheit auf, Duvernois' Buch über die Intervention in Mexico wird neu empfohlen, und ein boshafter Zufall führt, wenn auch in verschiedenen Anzeigen, das „annuaire diplomatique de l'empire français pour 1869" friedlich neben „la femme de César" und „la cour du roi Jerôme". Dann beginnen, für den kleinen Mann berechnet, die Flugschriften wider Napoleon durch die Luft zu schwirren, wider den „Menschenschlächter", den „meineidigen bluttriefenden Tyrannen" u. s. w., und den Worten gesellt sich nicht selten zur Erhöhung des Reizes das Bild. So entstand die illustrirte Spottschrift, die, indem der Schriftsteller in den Hintergrund tritt, zur Caricatur wird.

Gleich in den ersten Tagen der beginnenden Aufregung tauchten diese Blätter in Massen auf, doch noch gebrach es an Nachfrage, denn wenn eines der ersten Berliner Flugblätter auf das „à Berlin" der Pariser die bescheidenere Antwort gab „Luiken, nu freue dir, die Berliner kommen", so waren wir doch zu verständig, die Siegesfreude vorweg zu genießen. Mit den ersten siegreichen Schlachten wuchs jedoch der Geschmack an solcher Literatur. Im Norden und Süden widmeten daher Zeichner und Schriftsteller sich eifrig dieser neuen Thätigkeit. Berlin hat namentlich das mit einem Titelbild gezierte Pamphlet in großen Massen hinausgeworfen, aber, wenn uns die Zeichnung vielleicht ein Lächeln abzugewinnen vermag, so verdirbt doch den Eindruck der meist ungenießbare Text. Anspruchsloser und die Form der Caricatur mehr wahrend tritt dagegen die Hauptstadt an der Isar auf; einzelne ihrer Flugblätter sind sehr derb, aber die Zeichnungen belustigen, weil sie harmlos sind und weil der kurze Text sich frei hält von der dialectischen Spitzfindigkeit des Berliner Witzes.

Da sei denn auch der Photographie gedacht, die auf dem Gebiete der Caricatur in zahlreichen Nummern auftrat, aber, man darf wohl behaupten, ohne Glück, wie sie es verdiente. Steindruck und Holzschnitt sind die naturgemäßen Vervielfältigungsmittel der für den Moment geschaffenen Spottbilder, die nichts weniger als den Anspruch erheben, aere perennius zu sein oder als épreuves d'artiste in den Mappen der Kunstkenner aufgesammelt zu werden. Auf leichtes Papier gedruckt, flattern die Blätter von Hand zu Hand, man schaut, man liest, man lacht, und die Caricatur hat ihren Zweck erreicht. Die Photographie aber gibt nicht Caricatur, sondern häßliche Verzerrung; für den Volkshumor wird sie wohl stets eine unerfundene Kunst bleiben, und es darf angenommen werden, daß dem entsprechende Erfahrungen in dem Kriege von den Betheiligten gemacht worden sind. Auch im weiteren Verlauf der Monate machte sich die Photographie aufdringlich geltend. Als es Schlachtenbilder zu liefern und der durch die Siege gehobenen Stimmung Ausdruck zu verleihen galt, boten uns Künstler teleskopischer Größe Ausschnitte aus den letzten Kämpfen, und die Allegorie mit ihrem ganzen Ziehpuppentrödel von Barbarossa's, Germania's, Borussia's und Friedensengeln wurde wieder hervorgequält. Auch heute noch müssen wir uns auf diesem Gebiete in verschiedenen Formaten viel gefallen lassen.

Hier, wo es sich verbietet, auf Einzelnes einzugehen, mag nur der in Elberfeld erschienenen Caricaturensammlung als eines geschlossenen Ganzen lobend gedacht sein. Nicht Caricatur, aber mit gutem Humor durchgeführte Zeichnungen bot eine Hamburger Firma, in deren Verlag dann außer den originellen französischen Kriegsberichten des Freiherrn von Münchhausen noch das hübsche Gedicht „König Wilhelm saß ganz heiter", mit artigen Bildern geschmückt, erschienen ist. Den Düsseldorfer „Shrapnels" scheint leider nur ein kurzes Leben beschieden gewesen zu sein; glücklicher waren die Darmstädter „Zündnadeln", wie jene in großen Bogen ausgegeben. Sie sind ein treffliches Bilderbuch zur Geschichte des Krieges, anspruchslos und guten Humors, nicht ohne zeitweise einen ernsteren Ton anzuschlagen. Die Bilder sind keck und geistvoll gezeichnet. Andere Zwecke verfolgt außer einer eben in Straßburg begonnenen Sammlung Albertotypien die Sammlung von Photographieen nach Gemälden von Knorr. Die Blätter sind hübsch und

greifen zum Theil mit Glück aus dem Kriegsleben solche Scenen heraus, die unserer Theilnahme jetzt doppelt sicher sein dürfen. Doch auf diesem Gebiete stehen wir natürlich erst am Eingange.

Nach dem Ausmarsche erschienen viele Kriegspredigten, den Daheimbleibenden zu Trost und Erinnerung. Nun erklangen die ewig neuen alten Soldatenlieder, zu ihnen gesellt sich als zeitgemäß das wehmüthige „O Straßburg", das durch Konewka's reizende Silhouettenzeichnung eine so rührende Darstellung fand, vor Allem aber, ein mächtiger Bundesgenosse, die „Wacht am Rhein". Auch von den Zurückbleibenden wird sie, während Becker's Rheinlied völlig vergessen bleibt, gern gesungen und gehört, und der Musikalienverleger bietet sie in verschiedenster Bearbeitung, für Orchester, Clavier, Singstimme, Variationen für die mannigfachen Stufen des Geübtseins. Interessant und ergötzlich zugleich wäre eine Zusammenstellung der Literatur, die allein an Wilhelm und Schneckenburger sich knüpft. Denn auch der verschollene Dichter wird wieder an's Licht gebracht, nachdem durch den Componisten sein Text in Aller Munde lebt.

Die ersten Schlachten waren geschlagen, und wieder stand der Deutsche als Herr auf dem Boden, der durch die Schwäche der Väter verloren worden. Was für uns bisher nur Wunsch gewesen, ward nun zur Losung, und während wir auf den von den Kartenzeichnern neu gebotenen Blättern den Vormarsch unserer Truppen verfolgten und auf den eben erschienenen Karten der Ost- und Nordsee den Erfolgen unserer jungen Flotte entgegenharrten, begannen wir uns eifrig mit Elsaß und Lothringen zu beschäftigen, und es ist denn aus diesem Wiedererwerb eine Fülle der besten Anregung hervorgegangen. Eine warme Begeisterung lohte in uns auf, und fand auch in der Poesie den schönsten Ausdruck. Selbst der bänkelsingende Dichter griff jetzt zu einfacheren Weisen und sang mit den Poeten unserer Witzblätter um die Wette. Auch er sah in Deutschland den Freier, der die Geliebte in schwerem Kampfe sich gewann: „Sei Straßburg uns gegrüßt als Braut, Du bist uns wieder angetraut! Dein Ehrenkleid ist purpurroth, das deutet Treue bis zum Tod. Du bleibst nun deutsch für alle Zeit, wirst nicht durch Wälschland mehr entweiht." Auch regt sich nun wieder lebhaft das Interesse für Leben und Geschichte jener Grenzlande. Stöber's „Alsatia" wird, und wohl nicht vergeblich, zu erneuter Verwendung empfohlen, ebenso einige ältere Schriften zur Geschichte von Elsaß und Lothringen: Bestandtheile von Raumer's historischem Taschenbuch, die Broschüre des Jenenser Schmidt und eine anonym erschienene Flugschrift „Elsaß und Lothringen deutsch", die beiden letzteren aus den kriegerischen Monaten des Jahres 1859 stammend. Zu ihnen gesellt sich jetzt eine nicht geringe Anzahl neuer Arbeiten, von den politischen Broschüren allgemeinen Inhalts abgesehen, die das Elsaß nur beiläufig berühren. Unter diesen glänzen die Namen Treitschke, Strauß, Baumgarten, Dubois-Reymond, Carrière u. a. m., unter jenen heben wir hervor des Statistikers Wagner viel gekaufte treffliche Schrift, neben und nach ihr die Arbeiten von Usinger, Maurenbrecher, Löher, Lorenz-Scherer u. s. w. Die deutschen Denkschriften zum zweiten Pariser Frieden werden neu gedruckt. Der Kartograph entwirft für den kleineren Mann „Deutschland, wie es ist und wie es werden muß;" in höchst geschmackvoller Ausstattung erscheint zu billigem Preise die „deutsche Grenze gegen Frankreich", mit 25 gut gewählten

Gedenkzeilen. Weitaus die bedeutendste Leistung auf diesem Gebiete ist die historische Karte von Elsaß und Lothringen, welche R. Böckh, im Verein mit H. Kiepert, veröffentlichte. Auch das, was der Letztere allein, sei es in neuen Auflagen, sei es in neuen Blättern zur Kenntniß der Kriegsschauplätze und vorzüglich Elsaß-Lothringens geliefert hat, ragt hervor.

Doch auch in anderer Richtung wirkten unsere Siege. Dem Componisten fehlten fernerhin nicht mehr die Ueberschriften für seine unterdeß geschriebenen Märsche; er hatte Weißenburg, Wörth und Spichern, ja er durfte daran denken, daß neben dem alten auch ein neuer Pariser Einzugsmarsch sich sehr wohl würde hören lassen können. Der Kartenverleger wirft sein Auge auf Paris und Umgebung; für Tornisterwörterbücher ist mit unserem Ueberschreiten der Sprachgrenze ebenfalls die Aussicht auf erhöhten Absatz erschienen. Dagegen fließt dem Colportageroman aus den Schrecken des entbrannten Kampfes unversiegbarer Stoff, und die Caricatur schießt üppig ins Kraut, daß es dem Sammler angst werden kann ob der Fülle. Ihr schnitt jedoch jener sonnige Herbsttag, der durch die Nachricht von Sedan unsern Jubel zum Höchsten steigerte, unvermuthet den Lebensnerv ab. Denn aus alter Gewohnheit concentrirte sich unser Spott in der Person des Kaisers, dem zu schöner Ergänzung, aber immer erst in zweiter Linie die Kaiserin und Prinz Lulu zur Seite standen. Zwar sagten wir uns selbst in der ersten Zeit der Erregung, daß der Kaiser nichts sei als der betrogene Betrüger, als der Tanzbär, der auf der heißen Platte französischer Großmannssucht endlich einmal tanzen mußte, wie auch immer das Ende sein möchte. Vor den großsprecherischen Ministern und Generalen erschien er jedoch auch dem Zeichner besonders beachtenswerth. Nicht allein, daß ein mit Bildern geschmücktes Epos, die „Louisiade" während des Krieges erschien, gleich vom ersten Beginn des Krieges ist der Herrscher Frankreichs der allgemeinste Gegenstand des Spottes. Die sich rasch folgenden Siege regten dann zur Frage an, was nun des bald Entthronten Schicksal sein werde. Man könnte ihn, mit einem Maulkorb versehen, für Geld sehen lassen, ein Anderer hält die Thätigkeit eines Leierkastenmannes für sehr ersprießlich; weniger Boshafte gönnen ihm ein beschauliches Dasein hinter Eisengittern und der Berliner Volkswitz bezeichnet mit Vorliebe als seine künftige Wohnung die Gerichtslaube.

Aber vor der prosaischen Thatsache der wirklichen Gefangennahme beugte sich alsbald die Phantasie des Zeichners; der Kaiser war nun, wie für die weitere geschichtliche Entwickelung, so auch für den Volkswitz todt, und mit der fliehenden Kaiserin und dem Prinzen verflüchtigte sich der letzte ausgiebige Stoff unter dem Blei des Künstlers. Was sich dann der Reihe nach unterfing, den Willen des französischen Volkes zu verkörpern, alle die Favre, Rochefort, Trochu, Gambetta und Thiers waren mehr oder weniger neue Gestalten, die der Zeichner in der Caricatur zu popularisiren vergeblich bemüht war. Freilich kam dazu die wachsende Ungeduld über die Verlängerung des Krieges, den man mit dem Hauptschlage vor Einbruch des bösen Winters beendet zu sehen gehofft hatte.

Mit solcher Stimmung vertrug sich der Humor schlecht; auch unsere Dichter wurden schweigsamer. Im Uebrigen ging die Literatur den Gang weiter, zu dem der Krieg den Anstoß gegeben hatte. Wilhelmshöhe war nun

für den Photographen und Schriftsteller ein gleich beachtenswerther Ort, der erstere ließ sich dabei die gefangenen Turcos und Zuaven nicht entgehen, und es erschienen in den Schaufenstern die Zelt- und Barackenlager der Franzosen und von diesen selbst wieder die Häßlichsten in naturgetreuer Abbildung. Dabei werden Sprachbücher für die gefangenen Feinde von den Buchhändlern empfohlen und vielleicht auch gekauft. Und wie der erste Kanonenschuß auf Paris fällt, da belebt sich neu das ermattete Interesse für Karten und Pläne; der Mont Avron wird mit Eifer gesucht und gefunden und drüben der „Baldrian", und erwogen, wann endlich wohl die erste Kugel in die verhaßte Stadt selbst fallen werde. Die Schriftstellerei arbeitet unermüdet fort; auch wer dilettirend die Feder ergriff, wird jetzt gedruckt, vielleicht zu irgend einem milden Zweck; als Begleiter von Liebesgaben, als freiwilliger Krankenpfleger hat er Mancherlei erlebt, das des Druckes wohl werth erscheint; auch Predigten werden nun wieder verkauft, der Heimath ein freundlicher Gruß aus dem fremden Land, in dem sie gehalten wurden.

Aber der Friede liegt in der Luft. Wohl lesen wir im Vorübergehen die uns gebotenen geheimen Papiere des gestürzten Kaiserreichs und die von diesem gelieferten Beiträge zur Geschichte der Kämpfe von Metz bis Sedan, mehr aber liegt uns die eigene Zukunft am Herzen. Nicht ohne Bangen sieht der Norddeutsche nach Versailles, auf die Verhandlungen mit Süddeutschland, kühl steht die deutsche Hauptstadt ihrer Standeserhöhung gegenüber. Daß nur wenige Schriften zur Lösung der hier einschlagenden Fragen erschienen — es mögen die Namen Münster, Clason, Schumann, M. Mohl, Ewald genannt sein — wird nicht Wunder nehmen; im Ganzen trieb die öffentliche Meinung dem heut erreichten Ziele zu, und nur aus scharfem Widerstreit der Ansichten entwickelt sich eine rege Flugschriftenliteratur. Auch der Heraldiker läßt sich vernehmen; schon im Herbst erschien ein Schriftchen des Fürsten Hohenlohe-Waldenburg über die deutschen Farben Schwarzrothgold und die historische Berechtigung der rothen Farbe im deutschen Banner; ihm folgten dann weitere Arbeiten von Pallmann, Hildebrand-Mieste und Mayerfeld. —

Freilich — dieser Gedanke drängt sich uns zum Schlusse auf — was will alle die sich in Kleinigkeiten zersplitternde Literatur des Kriegs bedeuten gegenüber dem, was der Buchhandel in Friedenszeiten hinausgiebt, in dessen Uebernahme oder ruhiger Vollendung er gestört ward durch den ausbrechenden Streit? Wie viele Druckaufträge wurden Mitte Juli zurückgezogen, wie viel im Druck befindliche Werke bis auf ruhigere Zeiten bei Seite gelegt! Auch wenn ein moderner Archimedes sich durch den anstürmenden Feind seine Cirkel nicht verwirren ließe, könnte ihm der Verleger mit Recht sagen, daß im Waffengetöse auch die Wissenschaften zu schweigen haben. Zwar machte sich im Spätherbst eine Art Reaction geltend, doch war sie zumeist die Folge geschäftlich-buchhändlerischer Erwägung. Man glaubte versenden zu müssen, was vollendet vorlag, einiger Absatz, so hoffte man, werde doch wohl sich einfinden. Und so erschienen zwischen der schlanken Kriegsliteratur schwerer wiegende Schriften, Bellestrik und Wissenschaftliches. Die sonst so belebte Weihnachtszeit verfloß still; vielleicht, daß mehr als sonst gekauft ward, was zu der ernsten Stimmung paßte: Erbauungsschriften, Sammlungen religiöser Gedichte, Predigten. Auch für den Bescheertisch der Kinder

war Krieg: da gab es ein Kutschkespiel, ein Pariser Belagerungsspiel u. dgl. m.

Noch immer sind die alten Zustände nicht zurückgekehrt. Denn ein Volk, das im Nothfall alle seine waffenfähigen Männer aufbietet, sieht von seinem geistigen Capital, auch wenn die Landwehr entlassen, in Reserve und Linie noch eine Fülle der gewohnten, neue Werthe erzeugenden Beschäftigung des Friedens entzogen. Und vergessen wir dabei nicht, was der Krieg an geistiger Kraft vernichtet hat. Mancher ist hinausgezogen, eine Zierde seiner Wissenschaft, eine Hoffnung der Mitlebenden, aber er sollte nicht wiederkehren. Doch, ziehen wir die Summe, so erwächst aus dem blutgedüngten Boden der großen Zeit auch dem Buchhändler Anregung und Pflicht. Ein gütiges Geschick hat dem neuen Reich eine Provinz heimgebracht, die für deutsche Literatur verloren war. Denn so rege der geistige Verkehr z. B. zwischen Deutschland und den Ostseeprovinzen ist, ebenso todt war bisher für den deutschen Buchhandel der Strich zwischen Wasgenwald und Rhein, das einzige Straßburg ausgenommen. Diese Stadt hatte immerhin sechs zum Theil bedeutende mit dem deutschen Buchhandel unmittelbar verkehrende Sortimentsfirmen bei einer Bevölkerung von 82,000 Einwohnern. In Mühlhausen dagegen war bei 46,000 Einwohnern nur eine Buchhandlung, die eines Commissionärs in Leipzig bedurfte; Weißenburg zählte im deutschen Buchhandel nur durch eine Kunstverlagshandlung, bleibt demnach hier außer Betracht. Alle übrigen Städte Elsaß-Lothringens hatten nicht den Bedarf an deutscher Literatur, der den Verkehr mit Leipzig zweckmäßig erscheinen ließ;. ihre deutschredenden Bewohner standen in dieser Hinsicht weit zurück hinter einer kleinen deutschen Provinzialstadt, deren Buchhändler wöchentlich seinen Ballen mit Journalen, bestellten Büchern und Neuigkeiten von Leipzig erhält und so zwischen Angebot der Verleger und Begehr der Bevölkerung vermittelnd, ein durch die geschäftliche Organisation des deutschen Buchhandels besonders wesentliches Element unserer modernen Gesellschaft geworden ist. Jetzt aber sind in Straßburg und Mühlhausen, ja auch in Metz neue Geschäfte eröffnet worden; weitere werden in andern Städten folgen. Geht auch manche Firma wieder rasch zu Grabe, immerhin! Von jetzt an treibt das Röhrenwerk unserer geschäftlichen Einrichtung den geistigen Lebenssaft unwiderstehlich auch in die Adern jener wiedergewonnenen Lande, denn Alles, was an Neuigkeiten erscheint, ist in den Buchhandlungen von Berlin und Metz, von Straßburg und Königsberg gleichzeitig zur Ansicht bereit, auf Lager Fehlendes wird schnell beschafft. Das allbereite Angebot reizt das Verlangen. Auch auf die ländliche Bevölkerung wird guter Einfluß nicht fehlen. Ihr, die zäh an Sprache und Sitte der Väter festhielt, erwächst aus dem erneuten Zuströmen deutscher Literatur kräftige Anregung, und der Buchhändler findet hier ein Feld, das neu zu befruchten auch er berufen ist. So werden einst Elsaß und Lothringen auch geistig uns wiedergewonnen und die Enkel der heute Widerwilligen das sein, was wir sind, ihres nationalen Werthes frohe, opferbereite Glieder des deutschen Staates.

Karl Buchner.

Ausgegeben: 9. Juni 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die deutsche Militär-Literatur seit 1866.

Die gewaltigen Ereignisse der letzten Jahre haben allem Militärischen plötzlich einen Rang und eine Wichtigkeit verliehen, welche die Aufmerksamkeit des ganzen Volkes auf dasselbe sammeln. Den hochverdienten Männern, welche im Feldzuge durch Geist und Tapferkeit dem Vaterlande Sieg und Ruhm errangen, mag es allerdings eigen zu Muthe sein, aus der „dienstgemäßen" Wirksamkeit im Büreau und vor der Front, an welcher nur wenige Nicht-Militärs näheres Interesse nahmen, und welche noch Wenigere zu schätzen verstanden, plötzlich sich herausgehoben, binnen weniger Monate in Männer des Volkes verwandelt und ihr Privatleben, ihre Porträts zum Gegenstand emsiger Nachforschungen und enthusiastischer Betrachtungen gemacht zu sehen. Denn der Militär ist gewohnt, auch das, was uns als That des Helden und des Genie erscheint, immer nur als selbstverständliche pflichtstrenge Pflege des „Allerhöchsten Dienstes" aufzufassen und die Wirkung, welche sie im Volke hervorruft, völlig außer Rechnung zu setzen.

Wie sehr aber hat der letzte Krieg einen Jeden dieser Helden zum Liebling der Nation gemacht! Wie hat der patriotische Eifer dafür auch leichtsinnige Wagnisse, wie sie die Volkszeitschriften im Verlaufe des Krieges begingen, einfach sanctionirt. Wie breit und volltönend, womöglich zuerst in der Zeitung, dann in der Zeitschrift und endlich noch in Buchform gesammelt, haben manche literarische Beireiter und Nachzügler des Feldzuges ihre mageren Erlebnisse dem unermüdlich wißbegierigen Volke aufgetischt. Gestalten wurden in illustrirten Zeitschriften abgebildet und mit den Namen hervorragender Militärs versehen, die nur in der Phantasie des Zeichners entsprungen und durch den Drang der Redaction, nothwendigerweise die so viel genannte Person dem Volke vorstellen zu müssen, entschuldigt waren; Scenen aus dem Kriege wurden dargestellt, deren Wirklichkeit entweder noch sehr fraglich war, oder für deren Einzelheiten nur Zeitungsberichte, die einzige Quelle des Zeichners, haften konnten; es wurden in der gehobenen Stimmung der Zeit schlichte Lebensbegebenheiten einzelner Männer, mit bedeutungsvoller Glorie umgeben, dem Volke überliefert. Dergleichen häufige Abirrungen von der Wahrheit, die nicht blos von namenlosen Schriftstellern und von unbekannten Zeitschriften begangen wurden, tadeln zu wollen, liegt der

Aufgabe dieser Zeilen fern; nur als ein Zeugniß des Eifers seien sie erwähnt, mit welchem das Volk und die, welche für dasselbe arbeiten, sich der militärischen Welt zu bemächtigen suchten. —

In der That, auf lange Zeit hinaus wird der große Krieg alle Verhältnisse des menschlichen Lebens beherrschen, selbst die freundlichste und friedlichste Seite desselben, die Kunst und Literatur. Und wie wir sicherlich die gründlichsten und umfangreichsten Studien unserer Kunsthistoriker über die Schlachtenmalerei zu erwarten haben, sobald die unvergeßlichen Augenblicke dieses Krieges in den mannichfaltigsten Darstellungen, Bild an Bild, unsere Gemälde-Ausstellungen füllen werden, ebenso nahe liegt es auch, dem großen Publikum eine Skizze der Militär-Literatur zu entwerfen, die, wenn nicht gerade die Ursache, so doch den Widerschein und die Erläuterung der gewaltigen Kriegsthaten unserer Heere enthält.

Die Militär-Literatur, so eng begrenzt und für die allgemeinen Interessen abgelegen ihr Gebiet zu sein scheint, hat dennoch schon den Reiz eines durchaus eigenthümlichen Charakters. Während in allen Wissenschaften die Aeußerung der Ansichten und Kenntnisse frei und lebhaft ist, jeder Strebsame oder Bewanderte seine Studien oder Erfahrungen veröffentlicht, man eben arbeitet, um das Ergebniß zu veröffentlichen, und die Koryphäen der Wissenschaft die stimmführenden Autoren sind, die Forschung um sich sammeln und den Keim für ihre Fortentwickelung legen, ist von all dem in der Militär-Literatur fast das Gegentheil der Fall. Noch immer gilt die althergebrachte Anschauung des Standes, ja, stützt sie die Pflicht des Berufes, daß Feder und Schwert in Einer Hand sich nicht gut vereinigen. — Der Officier schreibt nicht ungern, aber er hat die unerquickliche, weil von der rein persönlichen Ansicht seiner Vorgesetzten sehr abhängige Verantwortlichkeit für seine Schriften zu tragen. Es gehört schon ein starker Drang zu literarischer Thätigkeit dazu, diese Besorgniß, daß die Arbeit „oben" übel vermerkt werde, zu überwinden und dann gegen die zweite Schwierigkeit, die Obliegenheiten des Dienstes, anzukämpfen. Diese sind, zumal für jüngere Officiere, in der That so zeitraubend und ermüdend, daß nur eine große Beharrlichkeit oder ausnahmsweise günstige Umstände eine ruhige und ernste Gedankenarbeit am Schreibtisch gestatten. Und die von solchen Hemmnissen freieren älteren Herren fühlen weit weniger die Nöthigung, sich vor der Welt zu äußern. Zu all dem stellt die Anschauung des Standes für den Officier die Frage, was die Kritik zu seinem Buche sagen werde, unvergleichlich peinlicher als für andere Autoren. Er sollte durchaus scheiden zwischen der Stellung im Dienst, als Officier, und seiner nur privaten Eigenschaft als Schriftsteller. Aber es ist doch zugleich natürlich, daß er, der den literarischen Gewohnheiten und Ansichten ferner steht, von ihnen empfindlicher belästigt wird als ein Anderer, und daher eine

abgeneigte Kritik viel zu leicht als eine Beleidigung seiner persönlichen Ehre auffaßt. Was aber das Wichtigste ist: Es fehlt der Militär-Literatur — wohl der einzigen im ganzen Bereiche der Wissenschaften — die andauernde, fördernde Betheiligung ihrer Autoritäten. Alle hier genannten Schwierigkeiten treffen bei Officieren von hoher Stellung obenein zusammen mit der Discretion, welche sie sich über die wichtigsten Dinge auferlegen müssen und mit der weit unumschränkteren Autorität, die ein hoher Officier über den eines niederen Ranges, als die, welche in Gelehrter ersten Ranges über Jünger seiner Wissenschaft ausübt. Der hochgestellte Officier ist daher doppelt vorsichtig, sich durch Veröffentlichungen geheimer, officieller Kenntnisse, oder durch anfechtbaren Inhalt der Schriften nicht zu compromittiren. Das Beste, Normative in der Armee soll eben nicht auf den Markt gebracht werden, vielmehr ihre Eigenthümlichkeit, ihr Erbe, die Bürgschaft ihrer Ueberlegenheit bleiben. Es steht aber in der That eigen um eine Literatur, wenn die, welche in ihr ein maßgebendes Urtheil besitzen, dasselbe kaum äußern, sondern nur zu dem, was Andere sagen, ihr Besserwissen leise zu verstehen geben.

Alle diese eigenthümlichen Schwierigkeiten herrschen natürlich auf dem Gebiete kriegswissenschaftlicher Literatur mehr als auf dem der Kriegsgeschichte. Letztere ist bekanntlich gerade in den zahlreichen, meisterhaften Aufsätzen der „Beihefte zum Militär-Wochenblatt" vom preußischen Generalstabe selbst schon seit langen Jahren gepflegt worden. Und auch für die Erörterung militärwissenschaftlicher Materien hat doch die soeben durchlebte, an Erfahrungen und Anregungen so reiche Kriegszeit den früheren Zwang etwas gelockert und die Meinungsäußerung freier, natürlicher, allgemeiner gemacht. Männer in wichtigen Stellungen — in Preußen z. B. die Abtheilungschefs im großen Generalstabe v. Verdy und v. Bronsart — in Oestreich sogar der Kriegsminister v. Kuhn und der Erzherzog Albrecht selbst sind in die literarische Arena getreten, und innig ist für das Gedeihen der Militär-Literatur, für die Festigung ihres wissenschaftlichen Werthes, ihres maßvollen, charaktervollen Ausdruckes zu wünschen, daß die besten Kräfte mehr und mehr sich an ihr betheiligen und der Gesammtheit Haltung und Richtung vorzeichnen.

Der Feldzug von 1864, für die Militär-Organisation in Preußen von den wichtigsten Folgen — wie eifrig sind dort die Erfahrungen dieser ersten Kriegsprobe nach langer Friedenszeit benutzt worden, welche Ausbildung haben allein die modernen militärischen Hilfskräfte: Feldtelegraphie, Eisenbahnwesen, Sanitätsdienst seitdem gewonnen! — hat doch in der Literatur nur eine äußerst schwache Wirkung gehabt. Noch weniger spiegelte sich in ihr ein irgend namhaftes Interesse für den mexikanischen Feldzug oder den großen amerikanischen Bürgerkrieg. Die leitende Militärbehörde zog freilich auch aus den reichen, neuen Erfahrungen dieses gewaltigen Krieges Nutzen;

aber kein Autor fand sich, der die absonderlichen, riesigen Verhältnisse desselben, den oft rein elementaren Charakter seiner Kämpfe, die Anwendung neuer Kriegsmittel und neuer Fechtweise in ihm, dem Fachpublikum geschildert und es zu lehrreichem Vergleich mit den europäischen Regeln aufgefordert hätte. In kleinen Schriften zerstreut sind die Beobachtungen und Erlebnisse von Mitkämpfern veröffentlicht, oder einzelne Materien nach amerikanischen Werken dargestellt worden.

Allerdings wurde auch das Interesse an diesen Kriegen schnell zurückgedrängt durch die ganz Europa erschütternde und fesselnde Gewalt des Krieges von 1866, der einen neuen Abschnitt in die Militär-Literatur einführte und beherrschte. Bis dahin war die Literatur in Deutschland einen sehr ruhigen Weg gegangen. Es waren wichtige Werke genug herausgegeben worden: überblickt man aber die drei Jahrzehnte vor 1866, so findet man, daß alle Werke langsam gereift waren, daß sie theils einer bedächtigen, geschichtlichen Forschung angehörten, theils Commentare zu den Instructionen, oder endlich wissenschaftliche Handbücher von strenger Durcharbeitung waren. Dabei macht sich bemerklich, daß in Preußen eine etwas dienstgemäße, bedächtige, in Oestreich eine etwas schwerfällige, fast doctrinäre Thätigkeit überwog: Süddeutschland nahm fast keinen originalen Antheil an der Literatur. Die vielgerühmten preußischen Handbücher der Taktik, der Truppenausbildung stammen aus jener Zeit; in Oestreich herrschte eine eigentlich gelehrte Fachliteratur, in ihrer Structur zuweilen etwas weitschichtig und verbaut, zugleich aber gründlich und rühmenswerth. Später, seit dem Feldzug 1859, schenkte der östreichische Officier auch der preußischen Militär-Literatur eine sehr ernstliche und eifrige Betrachtung; ja, die größere Belesenheit in ihr mag sogar auf seiner Seite, wenn auch nicht auf die Gesammtheit des östreichischen Officiercorps vertheilt, gefunden werden. Der Grund dieser überraschenden Wahrnehmung ist einfach und sogar noch für die Gegenwart gültig. Der preußische Officier besitzt im Durchschnitt durch seine wissenschaftliche Vorbildung, durch Besuch der Kriegsschule oder gar der Kriegsakademie so bestimmte theoretische Kenntnisse und obenein an seinen Verordnungen und Instructionen so musterhafte und weittragende Directiven, daß er besondere literarische Studien, eine Belehrung aus Büchern, leichter entbehren kann. Umgekehrt legen es dem östreichischen Officier der häufige Wechsel seiner Heereseinrichtungen, die fortwährend lebhafte öffentliche Kritik derselben, überhaupt die Krisen der letzten Jahre und seine nicht gleicherweise zusammenhängende technische und allgemeine Ausbildung viel näher, private Studien zu pflegen und der Literatur aufmerksam zu folgen. Es verdient gewiß auszeichnende Erwähnung, wie allgemein z. B. die kritische Geschichte des Feldzuges von 1859 vom preußischen Generalstabe, deren Herausgabe

zuerst, und namentlich von officieller Seite in Wien als ein Zeichen ungehörigen Hochmuths und verletzender Kälte getadelt worden war, in Oestreich fortdauernd studirt worden ist.

In alle diese Verhältnisse brachte der Krieg von 1866 eine völlige Wendung. Sofort erhielten alle Studien einen scharfen Hintergrund, lebensvolle Züge, eine practische, auf das Nächste und Wichtigste zielende Richtung. Plötzlich flossen die reichsten Quellen für alle Theile der militärischen Theorie und Praxis; plötzlich hatten sich aus der Menge von Studien die wesentlichsten Fragen herausgehoben: auch wollte Jeder, der den Ereignissen beigewohnt, der Erfahrungen gemacht zu haben glaubte, sich äußern oder doch seine Ansichten vertreten und vertheidigt lesen. — Aber wie augenfällig verschieden entwickelte sich unter dem Einfluß dieses Krieges die Literatur im Bereiche der großen gegnerischen Staaten! In Süddeutschland und namentlich in Oestreich brachen zuerst leidenschaftlicher Unmuth, heftige Beschuldigungen in einer Flut von Streitschriften los. Bis in die Spalten der officiösen Organe drang eine Verdammung der bestehenden Einrichtungen, lautes Zeugniß von der herrschenden Verwahrlosung, von Unfähigkeit und Pflichtvergessenheit der Truppenführer in wichtigen Stellungen und Actionen. Darauf Rechtfertigungen, actengemäße Darstellung, Gegenbeschuldigung von Seiten der Angeklagten. Zu all diesem Streit reizte freilich auch das tief verwundete Soldatengefühl und die Vaterlandsliebe, aber es war doch das sprechendste Zeugniß dafür, wie schwer die Niederlage empfunden wurde, daß diese Kritik so leidenschaftlich, so schonungslos, ja zuerst so nihilistisch war, Alles angriff, summarisch und aus unzulänglicher Kenntniß auch über die verwickeltsten Fragen aburtheilte. Fast ebenso heftig und maßlos trat dann der Gegenschlag ein: kaum ein Jahr nach der Niederlage wurde es Stil, über die preußischen Erfolge hoffährtig und spöttisch zu sprechen: der Zufall spielte wieder in allen Actionen seine leichte, unfehlbare Rolle; große strategische Combinationen wurden ausgeklügelt, an denen gemessen die preußische Kriegführung sich als eine Vermessenheit, als ein Verstoß gegen die Regeln der Kriegskunst herausstellte. Und die Zeit ruhiger Kritik ist noch immer nicht gekommen: kühl und abgeneigt zum Mindesten ist das militärische Urtheil gegen Preußen geblieben; das Verhalten eines Theils der östreichischen militärischen Presse ist ein leider nur zu deutliches Zeichen dafür, daß das Publikum die Verdächtigungen oder die Abneigungen gegen das preußische Heerwesen noch nicht verloren hat, ja die Aeußerung derselben von seinen leitenden Journalen erwartet.

Dieser fortdauernd polemische Charakter gegen das Bestehende, diese bitter kritisirende, fortwährend neu projectirende und verwerfende Debatte über die Heeresorganisation, die Leitung, den Dienstbetrieb, ist der süddeutschen

Militär-Literatur theils wegen der kleineren staatlichen Verhältnisse, theils durch den sich anbahnenden Anschluß an Preußen erspart geblieben. Vollends in Preußen selbst hat der Krieg die Autorität der allgemeinen Instructionen, des großen Heeresorganismus, nur befestigen können. Jüngere Officiere machten, wie natürlich, auch hier mancherlei Aenderungsvorschläge; Streitfragen, wie sie mancher Vorfall im Kriege nahe legte, wurden in der Literatur erörtert; selbst wesentliche Reformen einzelner Theile der Ausbildung wurden als nützlich und nöthig dargestellt. Solche Schriften bewegten die militärische Welt auch in Preußen, aber eben die maßvolle, sachgemäße Art der Behandlung war die beste Probe dafür, daß man die Organisation im Ganzen anerkannte, an der Grundlage des Bestehenden nicht rütteln wollte. Die Debatte schädigte das Allgemeine nicht im Mindesten.

Die unruhig bewegte Strömung der Literatur in Oestreich und der in sich beruhende, seiner selbst gewisse Charakter derselben in Preußen lassen sich auch in den beiden Hauptwerken über den folgenschweren Feldzug wiedererkennen. Preußen ging mit der Darstellung des Krieges von Seiten des großen Generalstabs voran. Das Buch vereinigte den doppelten Zweck, dem Volke in großen, leicht verständlichen Zügen das Bild des Krieges zu entrollen und zugleich dem Fachmann den Anhalt zu näherer Belehrung zu geben, auf's vorzüglichste. Es wollte, ausgesprochenermaßen, nur die Umrisse des Krieges geben, die Ausfüllung im Einzelnen aber den Materialien überlassen, deren Veröffentlichung erst im Verlaufe der Zeit zu erwarten stand. Es war also ein eminent populäres Werk, und verdienstlich nicht nur dadurch, daß es so bald nach dem Friedensschlusse als ein das Volk aufklärendes und der ganzen späteren Forschung festen Anhalt bietendes Werk erschien, sondern auch durch die meisterhafte Lösung seiner überaus schwierigen Aufgabe. Denn jede literarische Arbeit, die dem Autor gebietet, zwischen der Hauptsache und der Fülle von Nebendingen fortwährend zu scheiden, und obenein rein technische Erörterungen auszuschließen oder ihnen die allgemein interessante Seite abzugewinnen, stellt an ihn die Forderung der vollkommensten Beherrschung seiner selbst und des Stoffes. Hier obenein war die beschwerliche, weitschichtige Vorarbeit zu verdecken, aus der das Werk sich zusammensetzte. Eine Prüfung der Gefechtsberichte aller Truppen, eine Aneinanderreihung ihres Thatbestandes, war die Grundlage desselben; die den Zusammenhang knüpfenden Erläuterungen, die strategischen Schlußraisonnements, die Kritik überhaupt mußte dann hinzugefügt, ja, bei wichtigen Actionen die Darstellung den betreffenden Commandos zur Meinungsäußerung nochmals zugesandt werden. Es ist der einheitliche Guß und die vorzügliche Diction eines so mühsam redigirten authentischen Werkes daher besonders hervorzuheben.

Daß Oestreich bald darauf mit einem noch ausführlicheren Werke her-

vortrat, ist als eine Neuerung in der östreichischen Literatur und als eine edle Pflichterfüllung vor der Welt und der Geschichte hoch zu rühmen. Dasselbe, etwas absonderlich und unmilitärisch als „Oestreichs Kämpfe im Jahre 1866" betitelt, hatte den Vortheil des späteren Erscheinens; es konnte also das preußische Werk überall benutzen oder ihm entgegentreten. Das Werk ist größer und sachgemäßer angelegt, seine Abschnitte jedoch merklich ungleich bearbeitet. Der erste Band, die Vorbereitungen zum Kriege, ungemein umständlich und statistisch ausführlich, man möchte sagen, nach der alten östreichischen Weise bearbeitet; der zweite Theil, die Kämpfe in Italien, der lichtvollste Theil des Krieges für Oestreich, mit Vorliebe und als unbedingte Huldigung an den Genius des Erzherzogs Albrecht dargestellt. Der folgende Band verschweigt die Wahrheit über den böhmischen Feldzug nicht, wälzt aber die Schuld des Mißlingens nachdrücklich den leitenden Personen zu und häuft auf die Schultern des würdigen Benedek eine Verantwortlichkeit, die doch nur ein persönlich freier und mit einer vollkommenen Armee agirender General zu tragen gehabt hätte. Ein Glanzpunkt ist später die Darstellung des Seekriegs und die Erzählung der Schlacht von Lissa geradezu ein Meisterstück; so klar, so ergreifend, daß es in die Lesebücher unserer Jugend verdiente aufgenommen zu werden. Im letzten Theile, dem Ausgang des Krieges und den Friedensverhandlungen, drängen sich politische Elemente stark und bestimmend unter die historischen; sie sind der Ausdruck der eben damals gegen Preußen wieder animirten Stimmung.

Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß die Geschichte des Krieges auf preußischer Seite überhaupt eine viel reichere Literatur hervorrief, als im Lager der damaligen Gegner. Namentlich sind hier mit wenigen Worten die Regimentsgeschichten zu erwähnen, von denen zwar das allgemeine Urtheil geht, daß sie keine Leser haben, die aber doch nicht nur seit 1866 in Fülle erschienen, nicht nur als Quellenschriften für den Historiker wichtig, sondern durch die überraschende Verschiedenheit ihres Standpunktes sogar literargeschichtlich von Interesse sind. Viele halten den Stil der aktengemäßen und amtlichen Relation fest und geben in dürren, steifen Worten die Chronik des Regiments mit allen Zuthaten von Belegen und Listen. Am weitesten davon entfernt sind die besonders für die Mannschaften bestimmten, volksthümlichen Darstellungen, welche das Gedächtniß der ruhmreichen Thaten unter den Soldaten fortpflanzen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und stolzen Standesbewußtseins im Regiment stärken und zur Nacheiferung anfeuern sollen. Manche davon sind im Ton und durch die geschickte Einflechtung der Erlebnisse und Thaten einzelner Soldaten sehr gut gelungen. Die vollendetste Form ist indessen wohl die, welche die Schicksale der Truppen treu und genau erzählt, aber sie stets im Zusammenhange des

Ganzen und im Interesse des großen Publikums darstellt, also durch die Spezialgeschichte eines Theils dem Leser einen belehrenden Einblick nicht nur in das Gefüge und die Functionen des großen Heeresorganismus geben, sondern dessen Größe und Stärke eben dadurch überzeugend erklären will. Einen solchen Standpunkt hatte z. B. Hauptmann Hellmuth für seine Geschichte des 27. Regiments gewählt, und darin das Leben eines Regiments im Frieden, auf dem Marsche, im Gefecht — in allen seinen Verhältnissen, in einer Geschichte seiner Betheiligung am Feldzuge von 1866 darzustellen gesucht.

Oestreich und Süddeutschland dagegen wies der Krieg mehr auf die Entwickelung einer kriegswissenschaftlichen Literatur hin. Die Terrainlehre, Waffenkunde, vor Allem die Tactik wurden in Lehr- und Handbüchern, für Officiere und Mannschaften vielfach dargestellt. Und wenn auch die Anerkennung und Nachfolge des „preußischen Musters" in einzelnen Fällen bis zu einer Plünderung der maßgebenden preußischen Werke von Waldersee, Perizonius u. A. verleitete, so entfaltete sich doch unter Betheiligung der begabtesten und erfahrensten Officiere bald, besonders in Baiern und Oesterreich, die eigentlich kriegswissenschaftliche Literatur zu vollkommener Blüthe. Ja wenn man von dem plötzlich hereingreifenden Einflusse des Krieges von 1870 absieht, läßt sich seit Jahresfrist sogar schon der Eintritt einer zweiten Periode dieser Entwickelung verzeichnen, indem sich die Militärliteratur, gehoben namentlich durch diese reiche Literatur im Süden, von summarischen Lehrbüchern bereits abgewendet hatte und zu Specialforschungen über die einzelnen Materien und Aufgaben der Fachwissenschaft überging, in denen die modernen Principien und die neuesten Erfahrungen recht eigentlich erörtert und fortgebildet werden. Werke dieser Art sind z. B. die Studien über den Gebirgskrieg vom Kriegsminister von Kuhn, Bearbeitungen des Train-Communications- und Verpflegungswesens von Obauer und Guttenberg, Officieren des österreichischen Generalstabs, und die genaue Analyse und Verwerthung der wichtigsten Actionen des böhmischen Feldzugs, die der preußische Major im Generalstab, Kühne, als „Wanderungen über die Gefechtsfelder in Böhmen", sowie die „Studien über die Truppenführung", welche der Oberstlieutenant im Generalstab, von Verdy, — zunächst eine Division durch alle wichtigen Momente des Krieges leitend — herauszugeben begonnen hatten. Eine Folge des Krieges waren in Süddeutschland und Oestreich auch die Stiftung oder kräftigere Entwickelung militär-wissenschaftlicher Gesellschaften, deren regelmäßige Vorträge auch durch den Druck veröffentlicht wurden. Das Beispiel dazu hatte Frankreich mit seinen vom Kaiser ins Leben gerufenen „Conférences Militaires" gegeben, deren Abhandlungen, alle Theile der militärischen Wissenschaften enthaltend, in einzelnen Broschüren vertheilt wurden. — So

ungleich an Werth diese in Paris, und nun auch in Brüssel und Wien veröffentlichten Abhandlungen oder Vorträge auch sind, so gaben sie von der Lebhaftigkeit militärischen Studiums doch das sprechendste Zeugniß, und trugen Anregung und Belehrung in weite, bisher unthätige Kreise. Daß sie in Preußen nicht ebenfalls unternommen wurden, giebt wieder einen Beleg dafür, wie nach dem ganzen Bildungsgang des preußischen Officiers das Bedürfniß allgemeinerer Belehrung nicht so nahe liegt; viele der namentlich in Frankreich publicirten Broschüren hätten dem preußischen Officier kaum noch ein Interesse oder eine Ausbeute geboten: dennoch wäre wenigstens die regelmäßige Veröffentlichung der in der „militärischen Gesellschaft“ zu Berlin, einem der ältesten dieser Vereine, gehaltenen Vorträge zu wünschen.

Ehe daher der Krieg von 1870 ausbrach, sehen wir in der Militärliteratur die unmittelbaren Folgen des Feldzugs von 1866, die Zeit der Flugschriften und Streitschriften schon beendet; Oestreich und Süddeutschland mit einer durch diesen Krieg erweckten vorzüglichen allgemeinen Literatur bereichert, Preußen in der ihm eigenthümlichen, immer mehr dem Dienstbetriebe und den practischen Aufgaben zugewendeten Literatur fortfahrend, für welche seine officiellen Instructionen die Grundlage, sogar die im Dienst gewohnte knappe, der Hauptsache allein zustrebende Ausdrucksweise den Stil bildet; dazu eine auf den Erfahrungen der letzten Kriege beruhende, sie an Beispielen und Einzelforschungen erläuternde und wesentlich fortentwickelnde kriegswissenschaftliche Literatur neu entstehen. Der Einfluß, den der eben beendete gewaltige Kampf auf die Militärliteratur haben wird, fängt freilich erst an, sich zu äußern; aber, wenn nicht eine neue kriegerische Action die Entwickelung unterbricht, wird er voraussichtlich noch weittragender und anhaltender sein als der des österreichischen Krieges. In Deutschland selbst wird er eine noch größere Annäherung der süddeutschen Fachliteratur an die preußische herbeiführen. Er wird, da alle Arten des Krieges in diesem großartigsten Kampfe unseres Jahrhunderts auftraten, und alle Truppengattungen, alle Hilfskräfte in ihm zu vollendetster Entfaltung kamen, unerschöpflichen Stoff für alle Theile des Studiums bieten; und vor Allem, er hat, als der erste Krieg, der mit Hinterladern gegen Hinterlader geführt wurde, die wichtigsten Lehren der Kriegskunst erprobt und bereichert. Diejenige Waffe, welche der Feind uns zum erstenmal entgegenstellte, hat daher auch sogleich das erste Thema der Fachliteratur gegeben: schon zählen wir mehrere Werke über die Mitrailleuse.

Alle Ausbeute des Krieges hängt aber von der genauen Kenntniß seiner Geschichte ab; und so unabsehbar die Literatur über dieselbe jetzt bereits ist, so wenig kann sie vor ernsteren Ansprüchen bestehen. Es ist freilich natürlich, daß man, um dem eifrigen Interesse des ganzen Volkes Rechnung zu tragen,

und nicht minder wohl aus Speculation schon während des Krieges mit „vollständigen" oder „authentischen Geschichten" desselben begann, die, lieferungsweise ausgegeben, den Ereignissen Schritt vor Schritt zu folgen versprachen. So viel ehrlicher Wille und unverdrossene Bemühung in manchem dieser Werke sich aussprach, und so lebhaft das Publikum der Mehrzahl derselben entgegenkam, so wenig befriedigend ist doch der Gesammteindruck dieser neuesten Kriegsliteratur. Sowohl in der Form: denn die Mängel, welche bei einem stückweisen und eiligen Erscheinen einzutreten pflegen: ungleichartige Behandlung der einzelnen Partien und Wiederholungen, herrschen in den meisten derselben und ebenso oft stört der Stil, der ein patriotisches Pathos, aber ein so blos rednerisch volltönendes und daher einförmiges zur Schau trägt, daß es den Leser erschlafft und ernüchtert, statt ihn zu erheben und zu erwärmen. Unbefriedigend auch im Inhalt, denn fast ausnahmslos waren diese Werke auf Zeitungsberichte, auf die Kriegscorrespondenzen der Presse, auf die meistentheils etwas einseitigen und animirten Gefechtsberichte einzelner Truppentheile, welche diese, oder doch Mitglieder derselben an die Zeitungen schickten[1], und auf die spärlichen bisher veröffentlichten officiellen Relationen angewiesen. Nicht zu loben ist dabei die Freibeuterei, welche bei der „Mache" des Buchs stattfand; in besonders gerühmten Büchern finden sich ganze Abschnitte anderer Werke oder Originalaufsätze der Zeitungen wörtlich und völlig aufgenommen, kaum nothdürftig eingelassen in den Zusammenhang, und der Verfasser deckte alles das gleichwohl mit seinem einzigen Namen. Dazu brachte nicht nur die Länge des Krieges, sondern insbesondere, daß er auf immer ausgedehnteren, immer entlegeneren Kriegsfeldern geführt wurde, daß unter den riesigen Anstrengungen des Winterfeldzuges die Soldatenbriefe und andere Kriegscorrespondenzen immer seltener wurden, sehr viele der frisch und feurig begonnenen Feldzugsgeschichten in schwere Noth. Bis Sedan waren die meisten, fast Schritt bei Schritt, kühn mitgegangen; ja, die kühnsten hatten versprochen, die „noch folgenden Ereignisse in einer Schlußlieferung unentgeltlich nachzuliefern!" Jetzt die Feldzüge gegen Chanzy, Faidherbe, Bourbaki ebenso ausführlich, ebenso sicher im Urtheil gleichfalls darzustellen, durfte allerdings diesen eiligen Geschichtschreibern als salto mortale erscheinen. Und obenein hatten viele Autoren ihre Werke durch die ausführlichen, aus den Zeitungen abgedruckten Berichte über die dem Kriege vorangegangenen Kammersitzungen in Paris und Deutschland, durch genaue Darstellung der diplomatischen Ereignisse, durch Abdruck der politischen und militärischen Actenstücke in umfangreichster Weise, oder gar durch Einschaltung einer Geschichte des Elsaß, Rückblicke auf alle seit dem Mittelalter verübten Frevelthaten der Franzosen gegen Deutschland dermaßen weitschichtig angelegt, daß, wenn sie den bei Veröffentlichung ihres Buches noch nicht abzusehenden Verlauf des Krieges nun

in folgerichtigem Verhältniß darstellen sollten, manche dieser als „billige Volksbücher" ausgegebenen Darstellungen mehrere Bände füllen müßten. — Unerfreulich ist namentlich der Mißbrauch, der, doch nur aus Geschäftsspeculation, mit fremden Namen getrieben wurde. Wie Sir Retcliffe, droht der Autorname „von Winterfeld" bereits zu einer Firma zu werden. Ein Potsdamer Schullehrer hatte, von einem Buchhändler veranlaßt, diesen Namen, doch wohl, weil er ursprünglich einem in der militärischen Welt gut angesehenen Schriftsteller wirklich gehörte, bereits für eine Geschichte des Feldzugs von 1866 für sich angenommen. Ehe jetzt in demselben Verlage unter derselben anziehenden Autorenmaske eine Darstellung des Feldzugs von 1870 erschien, war der Name, allerdings ins bürgerliche verkleinert, für ein Werk in einem Berliner Verlage auch schon verbraucht worden. Ein als Verfasser eines italienischen Reisehandbuchs bekannter dänischer Rath ließ sich neu den Namen „Graf Hohenthal" für seine Geschichte des Feldzugs von 1870 gefallen. Die öffentlichen Einsprachen, welche die Familie von Winterfeld und der Graf Hohenthal gegen diese Zueignung ihrer Namen und die daraus entstehenden Irrungen in den Zeitungen erhoben, finden sicherlich in der literarischen Welt ihren Widerhall.

Es können die Vorzüge einzelner dieser vielen Werke hier nicht namhaft gemacht werden. Drei Autoren, auf deren Arbeiten man in Deutschland zunächst, nach Maßgabe ihrer Werke über den vorletzten Feldzug, gespannt war, sind bereits wieder vor das Publikum getreten: Rüstow, der namentlich in Süddeutschland Autorität besitzt, aber für eine gründliche, gleichmäßige Auffassung der Ereignisse seine Darstellung doch zu früh erscheinen ließ, von unlautern Quellen daher abhängig blieb, auch durch Aufnahme der politischen Seite des Kriegs sowie durch sehr weitläufigen Druck sein Buch zu großem Umfang anschwellen ließ; Blankenburg, dessen Geschichte des Krieges von 1866 durch die Umsicht und Gründlichkeit des militärischen Urtheils Aufsehen erregt hatte, und der jetzt, auf ein eigenes Werk über den letzten Feldzug noch verzichtend, nur seine in der „Schlesischen Ztg." veröffentlichten Correspondenzen gesammelt herausgab: wenn dieselben auch keine Feldzugsgeschichte bieten, so sind sie durch die Sicherheit des mitten im Gang des Krieges gefaßten Urtheils, durch die das Publikum über den strategischen Zusammenhang der Ereignisse und über die jeweilige militärische Lage aufklärenden Betrachtungen doch hoch verdienstlich und von bleibendem Werth; endlich Borbstädt, der sich wie im Jahre 1866 eine einfache, möglichst authentische, den Militär wie das große Publikum gleichermaßen befriedigende und anregende Geschichte zu schreiben befliß und in dieser Aufgabe durch seine Stellung als Redacteur des „Militär-Wochenblatts", andererseits durch einen angenehm schlichten und klaren, patriotisch warmen Stil bestens unter-

stützt wird, in dem Streben aber, gewissenhaft zu forschen und zu sammeln, leider zu langsam für die drängenden Wünsche des Publikums arbeitet. Indessen ist sein Werk immerhin durch die Beziehungen des Autors zu einer großen Anzahl der leitenden militärischen Personen und insbesondere durch seine Verbindung mit dem großen Generalstabe als ein authentisches Werk zu betrachten, bis zu der Zeit, da der Generalstab selbst sein Werk wird ausgeben können.

An diesen tritt jetzt eine in der That riesige Aufgabe. In Verfolg eines großen umfassenden Planes, die preußischen Feldzüge nach den Materialien des Kriegsarchivs zu erforschen und ihnen eine abschließende Darstellung zu geben, hatte sich die Abtheilung für Kriegsgeschichte, sogleich nach Erscheinen des Werkes über den Feldzug von 1866, dem dänischen des Jahres 1864 zugewandt und diesen ebenfalls redigirt. Das bevorstehende Erscheinen eines östreichischen Werkes über denselben Gegenstand ließ von einer Veröffentlichung für den Augenblick absehen. Nachdem eben jetzt, während die deutschen Heere im Riesenkampf gegen Frankreich standen, das östreichische Werk beinah vollständig erschienen ist, und diesem Feldzuge, dessen Verhältnisse gerade an dem unmittelbaren Vergleich zu dem gewaltigen neuen Kriege in ihrer Kleinheit sich darstellten, eine sehr eingehende, von der preußischen Auffassung desselben aber vermuthlich abweichende Darstellung gewidmet hat, möchte die Veröffentlichung auch des preußischen Berichts eine wesentliche Ergänzung für die Geschichte jener Campagne sein. — Sodann hatte der Generalstab den schleswigschen Feldzug von 1848, 1849 durchgearbeitet und eben alle Kräfte den großen Befreiungskriegen zugewendet, deren Darstellung von officieller Seite so lange schon begehrt wird, — als der neue Krieg hereinbrach. Die Interessen der Armee und des Volkes führen ihn daher dieser neuen Aufgabe zu und drängen jene anderen Pläne einstweilen zurück. Aber das Werk kann nur langsam reifen. Seine Grundlage, die Kriegsacten aller Truppentheile und Stäbe können erst mit eintretender Demobilisirung seitens der sie führenden Commando's abgeschlossen und an den Generalstab weitergegeben werden. Welche Arbeit, sie alle zu prüfen, zu vergleichen, durch Fragen und Erörterungen die Thatsachen zu constatiren. Denn so wenig wie der Einzelne, übersieht der einzelne Truppentheil den Zusammenhang auch nur einer begrenzten Action, und, sobald mehrere Truppenkörper in einander greifen, theilt er in dem Durcheinander des Gefechts sich selbst Momente und Erfolge zu, welche andere mit ebendemselben Recht sich zueignen. Welcher Arbeit bedarf es daher, für das Bild so großer Schlachten, so verwickelter und weitverzweigter Actionen, wie dieser Krieg sie in Fülle bietet, den Antheil jedes Corps nach Ort und Stunde genau einzuordnen und zu begrenzen, Zusammenhang und Entwickelung des Ganzen thatsächlich festzu-

stellen! Und erst damit wären die Vorarbeiten für ein Werk beendet, welches nun über alle diese weit schwierigeren, umfangreicheren Actionen als die von 1866 und über die höchsten Probleme der Strategie ein maßgebendes Urtheil auszusprechen hätte.

Von Belang wird dafür auch sein, wie viel die Geschichtschreibung des Gegners zur Aufklärung bietet. Ueber den Feldzug bis Sedan ist eine Reihe wichtiger Flugschriften, Tagebücher und größerer Werke schon jetzt, in Brüssel und Nordfrankreich, erschienen; wir werden für diese Hälfte des Feldzugs voraussichtlich von französischer Seite bestens unterrichtet sein; desto mangelhafter aber wahrscheinlich über die Campagne gegen die republikanischen Heere, deren Zusammensetzung, Stärke, Feldzugsplan, deren Schicksale im einzelnen zu berichten sich von französischer Seite wohl Wenige berufen oder veranlaßt sehen werden. Wie ihre Soldaten auf dem Schlachtfelde ohne sichere Führung, ohne Sorge für ihre Wunden gefallen und ihre Namen verschollen sind, so wird auch die Geschichte der ganzen Heere in Frankreich der Vergessenheit nur zu bald überliefert werden.

Offenbar wird aber erst mit dem Erscheinen dieses officiellen preußischen Werkes nicht nur ein richtiges Urtheil über den ganzen Verlauf des Riesenkampfes möglich, sondern auch die unerschöpfliche Menge wichtiger Belehrung über alle Fragen der Kriegskunst, die er in sich birgt, dann erst völlig nutzbar werden. Theodor Toeche.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Das 48. Niederrheinische Musikfest, gefeiert in Köln am 28. und 30. Mai 1871. — Ist auch der Sinn für Musik in ganz Deutschland fast gleichmäßig ausgebreitet, so hat sich doch der Niederrhein seit mehr als fünfzig Jahren durch besondere Pflege der Chormusik ausgezeichnet und, wie ich nach Erfahrung mancher Jahre hinzusetzen kann, hat dies hier nicht wenig zur Erhaltung und gedeihlichen Entwickelung des Nationalbewußtseins beigetragen. Und das geschah in dem Theile unseres Vaterlandes, der den Hauptverkehr nach Westen hin vermittelt. Durch den letzteren Umstand ist es gekommen, daß der Niederrhein eine Centralstation für Kunst und Wissenschaft überhaupt geworden ist. Diese Wacht am Rhein ist ebenso zu pflegen, als die andere, welche zum wahren Hüter Deutschlands geworden ist: auch ihr Ursprung datirt von der Zeit, wo das jugendlich kräftige Preußen die Geschicke dieser Lande zu leiten berufen wurde. Was nun diese musikalische Thätigkeit am

Rhein betrifft, so wurde sie angepflanzt, für Jedermann sichtbar, in demselben Jahre, in welchem unsere Universität Bonn gegründet ist, im Jahre 1818, als ein zartes Bäumchen, das nun mit der Zeit gar stattlich heraufgewachsen ist und seine Wurzeln immer weiter und tiefer ausdehnt. Damals waren es nämlich 100 Sänger, welche sich vereinigten zu dem ersten musikalischen Pfingstfeste. Düsseldorf war ausersehen, der Ort dieses Festes zu sein. Aus diesem Anfange bildete sich der Verein von Städten, in denen das Musikfest gefeiert werden sollte. Zu solchen Vereinsstädten wurden Düsseldorf, Elberfeld, Aachen und Köln gewählt. Elberfeld schied später aus, und so wechselt die Feier des Festes zwischen den anderen dreien. Die Geschichte dieser Musikfeste ist sehr interessant und lehrreich, denn man kann an ihr so manches erkennen, was in unserem Vaterlande auf- und abwogte, doch haben die Feste auch alle guten und schlimmen Geschicke glücklich überdauert bis zu diesem Jahre, in dem sich unsere höchsten nationalen Wünsche erfüllt haben. Daß man daher dem diesjährigen Fest, welches in Köln gefeiert wurde, den Namen „Feier des Friedens" gegeben hat und damit den patriotischen Charakter des Festes hervorhob, das war ein würdiger Abschluß einer vergangenen und Anfang einer neuen Epoche.

Die Betheiligung war diesmal von Seiten der Mitwirkenden und Zuhörenden wieder sehr zahlreich. Das Verzeichniß zählte 624 Sänger, Herren und Damen, denen man im Altchor sehr wirksam eine Anzahl Knaben hinzugefügt hatte. Aus diesem stattlichen Contingent an Sängern sehen Sie, wie fest die Liebe für große Chorwerke hier mit der Zeit sich gegründet hat. Ein solcher Chor liefert eine Klangmasse, welche nicht nur imposant ist an Stärke, sondern auch eine Rundung und Schulung zeigt, wie sie wohl kaum anderswo erzielt werden kann. Es bestätigen uns dieses jedesmal unsere vom Osten kommenden Freunde, welche die weite Reise nicht scheuen, um so gewaltige und vortreffliche Chöre hier zu hören. Die Musikdirigenten der verschiedenen Städte der Rheinlande und Westfalens rechnen es sich nämlich zur Ehre an, zu dem Feste nur solche Sänger zuzulassen, welche auf das Pünktlichste alle Proben besucht haben und daher wirklich im Stande sind, das Ihrige zu leisten, Es wird dies Verfahren mit großer Präcision gehandhabt: man kann auch nicht streng genug darin sein, denn das Gelingen des Festes hängt ja fast ausschließlich ab von der Qualität des Chors, in welchem eine Art Tradition sich fortpflanzt, die keine Unterbrechung erleiden darf. In der Continuität dieser Tradition beruht eine Hauptstärke der niederrheinischen Chöre. Anderswo, z. B. in Belgien und Holland, hat man auch solche Chormassen zusammengebracht, weil aber dies wichtige Moment der langjährigen Tradition und des allmählichen Emporwachsens eines solchen Institutes fehlte, hat man damit niemals Großes geleistet. Am

Mittelrhein haben die drei Städte Darmstadt, Mainz und Mannheim einen ähnlichen Musikfestverein gegründet, der auch klein angefangen, sich schon einer schönen Entwickelung erfreut. Ich hatte Gelegenheit, im vorigen Jahre seine Aufführungen in Mannheim zu hören, und war erstaunt über die Präcision seiner Leistungen, die sich mit dem Schwierigsten befaßten, was für Chor geschrieben ist. Dort ist es Vincenz Lachner, der den Festen das junge, kräftige Leben gibt: bei uns hier am Niederrhein ist es Ferdinand Hiller, der sich seit 1853 die weitere Entwickelung dieser Feste mit großem Eifer hat angelegen sein lassen.

Er war es auch, der das diesmalige Fest dirigirte. Wir verdanken ihm, daß er die Sitte, zu den Festen die vorzüglichsten Solokräfte im Gesange zu berufen, auch auf das Orchester ausgedehnt hat, so daß wir auch diesmal ein ganz ausgezeichnetes Orchester zu hören bekamen. An der Spitze des Streichquartetts standen die Herren v. Königslöw und Japha aus Köln, und neben ihnen sahen wir Bargheer aus Detmold und Jean Becker aus Mannheim (ersten Geiger des sogenannten Florentiner Quartetts). Vierzehn Contrabässe bildeten mit 21 Cellis die Grundlage des Streichquartetts, welches außerdem noch 19 Bratschen und 46 Geigen enthielt. Die Blasinstrumente waren ebenfalls so gut besetzt, als es nur zu erreichen möglich war. Aus der königlichen Capelle in Hannover hatte man Künstler ersten Ranges, wie Reiche (Oboe) und Güntermann (Horn) berufen. In Hannover existirt nämlich unter den Bläsern des Orchesters eine von den Zeiten der Direction Joachim's herstammende Tradition, wonach dort mit besonderem Geschmack und besonderer Accuratesse dieser für feine Klangwirkungen so wichtige Zweig der Instrumentalmusik cultivirt wird.

Die Wahl der Gesangssolisten war vortrefflich. Frau Joachim und Julius Stockhausen sind unbestritten Künstler allerersten Ranges. Mit ihnen wirkten Frau Bellingrath aus Dresden und Dr. Gunz aus Hannover, in würdiger Weise ihre Partien vertretend. Eine kleinere Partie im Oratorium des zweiten Tages war Frl. Wilhelmine Schwartzkopff aus Dessau anvertraut. Die Orgel wurde von Herrn Musikdirector Weber gespielt, dem rühmlichst bekannten Veteranen rheinischer Musik. Um der instrumentalen Seite des Festes den höchsten Glanz zu verleihen, war Joseph Joachim gekommen. Was alle diese Vorbereitungen an Vortrefflichem in Hülle und Fülle erwarten ließen, hat sich rühmlichst bestätigt. Das Programm war diesmal wegen des patriotischen Charakters des Festes etwas anders arrangirt als sonst. Während nämlich sonst am ersten Festtage ein größeres Chorwerk den Hauptinhalt der Aufführung bildet, hatte man diesmal einige Gelegenheitscompositionen und einige für diese Friedensfeier besonders geeignete Werke nicht großen Umfanges gewählt. Eröffnet wurde das Fest mit der „Frie-

densfeier" betitelten Ouverture Ihres trefflichen Gewandhaus-Directors, Karl Reinecke, in welcher auf geschickte und ansprechende Weise der Choral: „Nun danket Alle Gott" und der Siegesgesang aus „Josua" von Händel (bekannter aus dem „Judas Maccabäus", worin ihn später Händel gebrauchte) verarbeitet sind. Die Ouverture fand verdienten Beifall, der sich um so mehr steigerte, als unter dem Publikum bekannt wurde, der Componist sei im Saale anwesend. Karl Reinecke gab dann auch dem Drängen nach und zeigte sich an dem Dirigentenpulte, neuen Beifall dankbar entgegennehmend. Es folgten dann „Worte der Weihe", von Emil Rittershaus gedichtet und gesprochen. Sie hoben die durch die Ouverture erzeugte lebhafte Stimmung, indem die Rittershaus eigenthümliche, gemüthreiche Sprache manche ergreifende Erinnerung an die Ereignisse des vergangenen Jahres hervorrief. Zu erneutem Gottvertrauen ermahnend, schloß der Dichter mit den Worten Luther's: „Eine feste Burg ist unser Gott", worein die mächtigen Choralklänge der Orgel wirkungsvoll einfielen. Hieran schloß sich die herrliche Cantate Joh. Seb. Bach's an, welche derselbe 1717 über jenen Choral Martin Luther's mit dem Feuer und der vollen Kraft seiner Jugend componirt hat. Bach hat hierin gezeigt, wie die verschiedene Behandlung ein und derselben Melodie durch die Wahl und Ausschmückung der Begleitungsstimmen von außerordentlich verschiedenem Charakter sein kann. Wenn man den erhabenen und festen Zug des ersten Chors dieser Cantate vergleicht mit dem zweiten: „Und wenn die Welt voll Teufel wär" und dem gleichsam wie in Stein gehauenen Schlußchor: „Das Wort, sie sollen lassen stahn", die doch alle drei dieselbe bekannte Choralmelodie zur Grundlage haben, so muß man staunen, wie mit ein und demselben melodischen Hauptelement so sehr verschiedene Wirkungen erzielt sind. Besondere Freude hat uns der derbe Humor im zweiten Chor gemacht, in welchem das Orchester in den kühnsten Gängen und Sprüngen die Stimmung des Textes wiedergibt, während der gesammte Chor einstimmig die Choralmelodie singt. Es gehört dies zu den schönsten Contrasten, die ich musikalisch kennen gelernt habe. Dem Charakter der Cantate gemäß sind noch einige Soli eingelegt, welche jedoch nicht alle ausgeführt wurden, und so sehr man darüber streiten kann, inwiefern Auslassungen gerechtfertigt sind oder nicht, so glaube ich doch, daß man unter allen Umständen besser gethan hätte, pietätsvoll dem Bach'schen Original unbedingt zu folgen, das ja ohnehin nicht zu lange die Geduld der Zuhörer in Anspruch nimmt. Wir hörten nur die Sopran-Arie: „Komm in meines Herzens Haus" von Frau Bellingrath und das Duett für Alt und Tenor von Frau Joachim und Herrn Gunz mit Begleitung einer Solo-Clarinette und Violine vorgetragen. Dieses letztere Stück war von erhebender Wirkung, und wie ich von Leuten, denen die Musik sonst ganz ferne steht, hörte, hat

es auch auf solche Gemüther bei so ausgezeichneter Darstellung tiefen Eindruck gemacht. Damit der Uebergang zu einer so im modernsten Sinne gedachten Composition, wie der Hiller'sche „Siegesgesang Israel's" nicht zu grell sei, hatte man zur Vermittelung dazwischen die Ouverture zu „Iphigenie in Aulis" gewählt. Ich theile diese officiöse Interpretation mit — ob man den beabsichtigten Zweck damit erreicht hat, wage ich nicht zu entscheiden. Die Ouverture ging übrigens nicht in dem erwarteten Glanze vorüber, vielleicht war der Grund für diese Erscheinung in der übermäßigen Temperatur des Saales zu suchen, wenigstens waren die Orchesterleistungen an den anderen Abenden, an welchen glücklicherweise eine viel mäßigere Temperatur herrschte, von viel frischerer und mehr berauschender Klangfarbe. Die Hiller'sche Hymne ist eine wirkungsvolle Gelegenheitscomposition. Der Componist hatte sich den Text aus Worten der heiligen Schrift auf unsere jüngsten Erfolge und Geschicke bezüglich zusammengesetzt. Hiller versteht, wie wenige heutzutage, wirkungsvoll für den Chor zu schreiben, und da er den Gehalt der Worte meist kräftig und natürlich erfaßt hatte, so ist ihm mancher Theil dieses Werkes gut gelungen; wie sehr er aber auch fehl gehen kann, und trotzdem in diesen Fehler sein Publikum mitzureißen vermag, beweist die Auffassung der Worte: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." Diese Auffassung müssen wir als entschieden frivol zurückweisen, namentlich bei einem Manne, der ausgesprochen hat: „Sobald die Musik in ihrer vollständigen Wesenheit auftritt, läßt sie das Wort, das sonst omnipotente Wort, weit hinter sich zurück." Wenngleich ich mit diesem Dictum aus Gründen, deren Besprechung Sie mir für diesmal erlassen, durchaus nicht einverstanden bin, so ziehe ich doch daraus für den Mann, der es ausgesprochen hat, den Schluß, daß es sein eifrigstes Bestreben sei, diesen Ausspruch durch eigene Thätigkeit so wahrscheinlich wie möglich zu machen, und da müssen wir nach Anhörung jenes Chor's unbedenklich urtheilen, daß jenes Bibelwort, welches ihm zu Grunde liegt, entschieden omnipotenter ist und bleiben wird, als die dazu von Hiller gemachte Musik, welche sich in der sentimentalen von Mendelssohn her mißverständlich nachgeahmten Manier — einer sehr kleinen Manier — bewegt. Hat denn die edle Auffassung jener Bibelworte von Johannes Brahms Musiker, wie Ferdinand Hiller, nicht tiefer ergriffen, als es, nach der Composition Hiller's zu urtheilen, scheint? Wir wünschen und hoffen, daß dieser Schein trügt. Wenn es aber doch der Fall sein sollte, daß man die Tiefe einer Künstlerseele, wie Brahms zu ergründen verschmäht habe, so stünde es traurig um unsere musikalischen Zustände. Wundern Sie sich nicht, daß mir solche Gedanken mitten in der Festesfreude gekommen sind, ich will Ihnen offen gestehen, ich vermißte unter den Meistern, deren Werke auf dem Feste aufgeführt sind, den Gelegenheits-

componisten, welcher jüngst verstanden hat, aus voller Seele über die letzten Ereignisse Halleluja zu singen, ich vermißte darunter mit innigem Bedauern den ersten jetzt lebenden deutschen Musiker Johannes Brahms.

Die Hiller'sche Hymne wurde mit großem Beifall aufgenommen, was bei der schwungvollen, und vortrefflich klingenden Chorleistung, sowie bei der vollendeten Durchführung des darin vorkommenden Sopran-Solo's durch Frau Bellingrath nicht anders zu erwarten war. Den Beschluß des ersten Abends machte die neunte Symphonie von Beethoven, welche eingebürgert zu haben seit dem Jahre 1825, eines der vielen Verdienste dieser niederrheinischen Musikfeste ist. Wie ich schon oben erzählt, gibt man jetzt sehr viel bei diesen Festen auf eine höchst vollendete Orchestertechnik. Diese offenbarte sich auch in der sehr schwierigen Symphonie, in welcher neben dem ausgezeichneten Streichquartett die Bläser aus Hannover und Brüssel (unter ihnen der vortreffliche Flötist Léonard) hervorragende Einzel- und Ensemble-Leistungen producirten. Das Recitativ im vierten Satze wurde von Herrn Stockhausen so meisterlich vorgetragen, wie eben nur er es kann. So hervorragend die Kräfte der Solisten aber waren, das Solo-Quartett verlangt außerordentliches Detailstudium, das, wenn auch nicht ganz zu fehlen, so doch nicht hinreichend gemacht zu sein schien.

Der zweite Festabend, an welchem Händel's „Josua" aufgeführt wurde, bot Mitwirkenden und Zuhörenden eine wirkliche Steigerung für die Stimmung dar. Hier war es, wo sich die gesanglichen Kräfte in voller Pracht und in aller Schönheit entwickeln konnten. Und den ausgezeichneten Solisten ist es wesentlich zu verdanken, daß sie nicht nur in ihren eigenen Partien so Vollkommenes leistend, Alle entzückten, sondern auch ihren Einfluß als ausgezeichnete Vorbilder und begeisterte Interpreten Händel's, auf den Chor in wirksamster Weise geltend machten. Es war mitunter ganz auffallend, wie der Chor sich durch die voraufgehenden Leistungen der Solisten mitreißen und begeistern ließ. Im dritten Theil des Oratorium's, in dem man doch den Umständen nach von dem Chor die ursprüngliche Frische kaum erwarten durfte, war dies besonders bemerklich unmittelbar nach dem Gesange des Kaleb (Stockhausen) und dem des Othniel „Umgebt mich Gefahren und Stürme der Schlacht", welchen Frau Joachim wiederholen mußte. Im Josua werden an den Chor große Anforderungen gestellt, weniger in Bezug auf technische Schwierigkeiten, als in Rücksicht der von dem Chor richtig zu treffenden dramatischen Stimmung. Die Chöre sind sehr präcis und kurz, aber auch so häufig auf kürzestem Raume in der Mannichfaltigkeit und in der Entwickelung der Stimmung wechselnd, wie in keinem anderen der Oratorien Händel's. Als treffendstes Beispiel möchte ich Ihnen dafür den Chor anführen, der durch den Anruf Josua's an die Sonne und den Mond ein-

geleitet wird. Diesen Anruf sang Herr Gunz so, daß wir ihm unsere besondere Anerkennung dafür zollen.

Der Text des Händel'schen Josua ist mit besonderem Geschick und schlagfertiger Erfassung der feinsten psychologischen Motive geschrieben und insofern ein wahrer Oratorien-Text, d. h. für rein musikalische Composition geeignet, als er in Musik gesetzt ohne Rücksicht auf die Wirkung durch das Auge, nur durch Vermittlung des wirklichen Hörens auf uns Eindruck machen soll. Dieser Intention der beiden schaffenden Künstler wurden in hervorragender Weise gerecht Frau Joachim und Julius Stockhausen. Sie versetzten uns durch die große Harmonie zwischen ihrem Gesange und der Auffassung ihrer Partie so sehr in die Wirklichkeit der Situationen, welche sie verherrlichen sollten, durch treue Wiedergabe, daß man sich in ihnen vollkommen heimisch fühlte. In musikalischer Beziehung leisteten in ähnlicher Weise Vollkommenes Frau Bellingrath, welche die Achta sang und Herr Gunz (Josua). Letzterer zeichnete sich durch besonders maßvolle Behandlung seiner Stimmmittel aus, welche freilich nicht immer genügten, um die Illusion aufrecht zu erhalten.

Den thätigsten Antheil an dem Gelingen nahmen auch das Orchester und der Dirigent Ferdinand Hiller. Letzterer verwaltete besonders in bewährter Weise mit einer für sein Alter erstaunlichen Energie und Schonung sein wichtiges Amt, wofür ihm am Ende des dritten Tages verdientermaßen ein Lorbeerkranz dargebracht wurde. An diesem dritten Tage wurde in mannichfaltiger Weise von den Künstlern das beste geboten, was sie zu geben dachten. Herr Gunz sang die Arie des Florestan aus der zweiten Bearbeitung der „Leonore" von Beethoven, Herr Stockhausen eine Arie von Buononcini, dem Rivalen Händel's, und die Scene des Lysiart aus der Euryanthe von C. M. v. Weber; Frau Bellingrath die große Arie der Rezia aus Oberon; Frau Joachim hatte einfache deutsche Lieder von Schubert, Schumann und Mendelssohn gewählt. Alle diese sehr vollkommen dargebrachten Gaben wurden mit Beifall aufgenommen, der sich steigerte. Am willkommensten war an diesem Tage das Spiel Joachim's, der in dem neunten Concert von Spohr wieder alle seine hervorragenden Eigenschaften als Geiger und Musiker bekundete. Er spielte außerdem in höchster Vollendung ein Adagio von Hiller und dem begeisterten Publikum nachgebend, eine „Barcarole" von Spohr.

Auch der Chor hatte an diesem dritten Tage erneute Gelegenheit, seine Kraft und Schönheit zu beweisen durch ein Krönungs-Anthem von Händel und ein auf Verlangen des Chor's wiederholtes Stück aus der Hymne von Hiller. Das Orchester zeichnete sich durch die erste Symphonie von Gade aus, und beschloß das Fest mit der in aller Frische und Energie ausgeführten Freischütz-Ouverture.

Sie sehen, es wurde an diesem dritten Tage viel geboten. Doch es kommt ja ein solches Fest alle Jahre nur einmal vor; man freut sich dann doppelt, wenn die große Menge des Dargebotenen so ausgezeichnet gelingt.

Franz Gehring.

Kirchliche, politische und dynastische Irrungen. Aus München. Die letzten Wochen haben hier einen Umschwung gezeitigt, der trotz seiner möglichen Kurzlebigkeit eine literarische Fixirung beanspruchen dürfte. Das Ministerium Bray ist in einer Situation begriffen, aus der selbst die Gewandtheit seiner factischen Leiter, des Justiz- und Cultusministers v. Lutz, es schwerlich herausziehn wird. Die bisherige Unthätigkeit des Cabinets, die in gleichem Verhältniß mit derselben wachsenden Dreistigkeit des renitenten Clerus, endlich die für ruhige Erwägungen geeignete Gebirgseinsamkeit haben an entscheidender Stelle eine sachgemäßere Auffassung der kirchlichen Frage hervorgerufen. Der König ist über die schwächliche Haltung des Ministeriums gegenüber den flagrantesten Verfassungsverletzungen des Clerus ernstlich verstimmt und hat dieser Verstimmung wiederholt energischen Ausdruck verliehen. Auch an rein äußerlichen Symptomen des Umschwunges fehlt es nicht. Die Frohnleichnamsfeier ist, zum ersten Male seit der Thronbesteigung Sr. Majestät, ohne die Betheiligung vorübergangen, die der König sonst seiner Abneigung gegen diese eintönige und ermüdende Schaustellung abgezwungen hatte. Das Motiv des Fernbleibens, der Mangel an einer genügenden militärischen Escorte, war um so durchsichtiger, als das Allerheiligste, hinter dem Se. Majestät einherzuschreiten hat, auch diesmal von einer genügenden Truppenmacht begleitet und die unliebsame Berührung mit der Volksmasse somit zu vermeiden war. Man fühlte allgemein durch, daß der Augenblick des kirchlichen Haders an betreffender Stelle als für kirchliche Feierlichkeiten ungeeignet erkannt wurde. Und das mit vollem Recht. Der Kirchenstreit steht für den Staat so schlecht wie möglich. Das Ministerium hat sich selbst und leider auch die Staatsautorität in ein Labyrinth verwickelt, das in einen Sack münden zu müssen scheint. Die Unmöglichkeit wenigstens, auf dem bisher eingeschlagenen Wege weiter zu kommen, stellt sich immer deutlicher heraus, Herr v. Lutz scheint jetzt eine Rettung seines Portefeuille darin zu suchen, daß er diese Unmöglichkeit in der „A. A. Ztg." in einer Reihe von officiellen Artikeln nachweisen läßt. Nach diesen Ausführungen, die vermuthlich in erster Linie für einen sehr hohen Leser bestimmt sind, steht dem Staat zur Durchsetzung seiner Autorität gegenüber dem neuen Dogma factisch kein anderes Mittel zur Verfügung, als daß er die geistlichen Gegner der Infallibilität im Besitz ihrer weltlichen Ehren und Pfründen erhält, wie er es bei dem bekannten Pfarrer Renftle in Mehring seit Mo-

naten thut. Unser gewandter Justiz- und Cultusminister scheint nicht zu bemerken, daß gerade diese Ausführung die schärfste Anklage seines Systems enthält. Das bestimmte Versprechen, die Gegner der Infallibilität gegen die ultramontane Rache zu schützen, hätte vor einem Vierteljahre bedeutende Wirkungen haben und einige hundert Pfarrgeistliche bei ihrem gewissensmäßigen Widerstreben gegen den päpstlichen Absolutismus erhalten können. Jetzt kommt es zu spät. Mit schnellem Entschluß organisirte die hiesige Nuntiatur, sobald sie die Pfarrgeistlichkeit wanken sah, durch „Volksboten" und „Vaterland" eine terroristische Hetze nach Unterwerfungsadressen, die aufrichtigen Infallibilisten gingen voran, die zweifelnden folgten nach einigen Bedenken und bald verging kein Tag ohne die Veröffentlichung ganzer Stöße von Zustimmungsadressen zu dem „Hungerdogma". Mit den wenigen Geistlichen, die sich der Hetze bisher entzogen oder der Unterwerfung offen widersprochen haben, läßt sich wenigstens von Staats wegen keine oppositionelle Kirche herstellen, dazu müßten die Gemeinden vorangehn, deren Initiative man aber vom Standpunkte der Staatsautorität aus nicht wünschen kann. Auch über den „moralischen Schutz", mit dessen Entziehung der Minister dem Clerus droht, wird dieser wenigstens auf dem Lande sich zu trösten wissen. Eine Waffe ist dem Staate freilich noch geblieben, und zwar eine sehr wirksame. Es liegt in seiner Befugniß, durch einen einfachen Erlaß die Religionslehrbücher in den katholischen Schulen, deren ministerielle Approbation durch die Einschmuggelung der Infallibilitätslehre in neue Auflagen unwirksam gemacht worden ist, durch andere von der liberalsten katholischen Farbe ersetzen zu lassen, es würde dies selbst ohne die eben erwähnte geheime Manipulation in seiner Befugniß liegen. Aber dieses Mittel ist seltsam genug in der langen Reihe von Staatsbefugnissen, deren Unwirksamkeit die Artikel der „A. A. Ztg." erörtern, vollständig vergessen worden. Herr v. Lutz weiß, daß keine Maßregel den Clerus so tödtlich beleidigen würde, wie eben diese, und und er will mit demselben nicht ernstlich brechen, so lange er es irgend vermeiden kann. Aus dem gleichen Grunde wird man auch die letzte Drohung der mehrbesagten Artikel, die Ankündigung einer Regierungsvorlage wegen Aufhebung des Concordats, schwerlich ernstlich zu nehmen haben. Das Concordat ist ein integrirender Theil der Verfassung, und diese kann bekanntlich nur durch eine Zweidrittelsmehrheit beider Kammern abgeändert werden. An eine solche ist aber bei der jetzigen Zusammensetzung der zweiten Kammer nicht entfernt zu denken, und somit liefe diese ganze Aktion schließlich auf jene Kammerauflösung hinaus, die nicht zuzugeben sich Herr v. Lutz nicht nur bei der Debatte über die Reichsverfassung förmlich verpflichtet hat, sondern die auch mit seinen vitalsten persönlichen Interessen im Widerspruch steht. Eine nationalliberale Mehrheit würde das jetzige Cabinet ganz oder zum Theil zu

beseitigen suchen, und der gewandte Sohn des unterfränkischen Dorfschullehrers hängt an seinen Portefeuilles mit jener verzweifelten Hartnäckigkeit, welche zu allen Zeiten den politischen Parvenu am bezeichnendsten charakterisirte.

Freilich ist neuerdings ein schwacher Hoffnungsschimmer aufgegangen, die Möglichkeit, bei den Neuwahlen eine ministerielle Mittelpartei zu gewinnen und damit zwischen rechts und links sich aufrecht erhalten zu können. Die Wiederwahl des beanstandeten Reichstagsabgeordneten Schüttinger in Bamberg wird in manchen Kreisen als ein Zeichen angesehen, daß die Stimmung im Lande schon wieder beträchtlich umgeschlagen sei. Unseres Erachtens mit Unrecht. Es ist wahr, daß sich die Mehrheit für Schüttinger von 340 Stimmen der ersten Wahl bei der Neuwahl auf 1840 Stimmen gehoben hat, aber bei diesem Wahlkampf war der katholische Clerus mit seiner Standesautorität engagirt, welche durch die wegen geistlicher Umtriebe erfolgte Beanstandung der ersten Wahl in empfindlicher Weise angegriffen war. Immerhin liefert dieses Resultat den Beweis, daß der günstigste Augenblick für Neuwahlen schon wieder vorüber ist und daß sich der Beginn einer rückläufigen Strömung leise geltend macht. Aber von da bis zu der politischen Stimmung des Herbstes 1869, die dennoch nur mit genauer Noth zur Durchsetzung einer kleinen particularistischen Mehrheit ausreichte, ist es noch sehr weit. Erfolgt die Auflösung in diesem Herbste, so ist an der Verwandlung der jetzigen sehr starken nationalliberalen Minorität in eine schwache Mehrheit nicht zu zweifeln. Vorläufig drängt selbst in der jetzigen Kammer die Entwicklung nach links. Der Mandatsverlust des bisherigen ersten Kammerpräsidenten Dr. v. Weis ist von Hrn. Jörg zur Vorschiebung einer Persönlichkeit benutzt worden, hinter welcher er selbst die entscheidende Rolle zu spielen hofft. Er hat sich mit seinen nächsten Freunden über die Candidatur des Appellationsgerichtsdirectors Sedlmayr aus Eichstätt geeinigt, dessen dunkelschwarze Gesinnung und geistige Inferorität ihn zu einem bequemeren Präsidenten machen würden, als seinen eigenwilligen und skeptischen Vorgänger. Freilich wird aber dieses ziemlich durchsichtige Manöver die persönlichen und politischen Gegner Jörg's unter den „gemäßigten Patrioten", die Sepp, Schleich, Fugger auf die entgegengesetzte Seite drängen und somit ein neues Moment zur Auflösung der „patriotischen" Partei oder vielmehr Coalition liefern.

Eigenthümlich werden diese staatlichen und parlamentarischen Wirren durch dynastische Irrungen beeinflußt, welche neuerdings wieder zum Ausbruch gekommen sind. Es ist dem König nicht unbekannt geblieben, daß der Prinz Ludwig, ältester Sohn des Prinzen Luitpold, dem kirchlichen Conflict nicht ferne steht und die Infallibilisten in ihrer entschlossenen Renitenz unter

der Hand ermuthigt. Die gespannte Eifersucht zwischen beiden Linien ist allgemein bekannt und datirt gewissermaßen schon von der Geburt des Königs, die erst im vierten Jahre der Ehe seiner Eltern erfolgte, während dem jüngeren und später vermählten Prinzen Luitpold gleich im ersten Jahre seiner Verbindung ein Sohn geboren wurde. Bei der Eheschen König Ludwig's und dem Gesundheitszustande seines gleichfalls unverheiratheten Bruders und Thronfolgers, des Prinzen Otto, haben sich die Blicke einer gewissen Partei frühzeitig auf den Prinzen Ludwig gerichtet, der ein nicht eben reiches geistiges Naturell durch hartnäckige Lernbegierde und starken Ehrgeiz befruchtet hat und durch seine Vermählung mit einer Prinzessin von Modena zugleich ein unermeßliches Vermögen und in intime Verbindung mit allen clericalen und legitimistischen Interessen gelangt ist. Gestützt auf diese Verhältnisse hat der Prinz schon in den Anfängen des Jahres 1870 eine mehr eigenthümliche als glückliche Rolle gespielt. Damals verdarb die unkluge Vordringlichkeit, mit der er in der Reichsrathskammer um die Stimmen gegen den Fürsten Hohenlohe in einer Weise warb, die man gesehen haben muß, um sie zu würdigen, den clerical-particularistischen Plan auf Einsetzung eines direct anti-deutschen Ministeriums; jetzt scheint seine offenbare Verbindung mit den clerical-legitimistischen Intriguen der Hofburg und des bourbonistischen Lagers seinen königlichen Vetter in ein aufrichtigeres Verhältniß zu den neuen deutschen Zuständen drängen zu sollen, als ein sehr starkes dynastisches Selbstgefühl sonst vermuthlich gestatten würde. Was diese Verbindung, deren diplomatischer Vermittler der von seiner hiesigen Legationsperiode her intim befreundete Graf Blome bildet, besonders bedrohlich macht, ist die in dem Befinden des Prinzen Otto eingetretene entscheidende Wendung. Derselbe, von Natur reich begabt, hat seine schwache Gesundheit durch übertriebene Anforderungen derart zerrüttet, daß an Regierungsfähigkeit kaum, an Descendenz nicht mehr zu denken ist. Damit ist die Linie Maximilian's II. factisch auf zwei Augen gestellt und der brennende Ehrgeiz des Prinzen Ludwig seinem Ziele nahe gerückt. Glücklicherweise werden diese Verhältnisse auch an anderer Stelle richtig erwogen. Wie aus bester Quelle verlautet, ist bei dem König zur Zeit die Eheschen der Einsicht in die Pflicht einer Vermählung vollständig gewichen. Als Gegenstände der enventuellen königlichen Bewerbung wurde bekanntlich seit Jahren die einzige Tochter des Kaisers von Rußland, neuerdings auch die älteste Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen genannt. Jedenfalls ist gewiß, daß sich eine Bewerbung niemals auf ein Mitglied der Wiener Dynastie richten würde, gegen die seit dem Jahre 1866 eine entschiedene Abneigung besteht. Ohnehin liegen protestantische Vermählungen gewissermaßen in der Tradition der regierenden Linie des Hauses Birkenfeld, das bekanntlich erst vor hundert

Jahren in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt ist. Daß aber ein erneuertes Familienbündniß mit dem preußischen Königshause die nationale Partei bei Hofe erheblich stärken und die vielfach ventilirte Wiedereinsetzung des Fürsten Hohenlohe entschieden beschleunigen müßte, bedarf keiner Hervorhebung. Unwiderruflich vor die lange vermiedene Wahl gestellt, entweder durch einen rückhaltslosen Anschluß an die neuen deutschen Zustände zugleich seine persönlichen Interessen und seine liberale Auffassung der bairischen Politik zu sichern, oder bei Lebzeiten einen factischen Mitregenten neben sich und den Bestand des Königreichs durch eine sinnlose Restaurationspolitik bedroht zu sehen, wird sich König Ludwig II. sehr bald für die erstere Eventualität entscheiden.

Die Ernennung oder Bestimmung der jungen Grafen Bray und Ario-Balley zu Attachés der Reichsgesandtschaften in Constantinopel und Washington hat hier großes Aufsehen gemacht. Der erstere, einziger Sohn unseres dermaligen nominellen Premiers, schien durch seine zweifelhafte Vorbildung dieser Carriere ebenso fern gerückt als durch seine neuliche Vermählung mit einer reichen russischen Fürstin der Nothwendigkeit einer solchen entzogen. Was den jungen Grafen Ario betrifft, so hat sich derselbe bei der hiesigen Hofaristokratie durch einige Excentricitäten unliebsam gemacht und durch hervorragende Betheiligung an der altkatholischen Bewegung mit der eigenen ultramontanen Familie überworfen, gilt aber übrigens für eine Capacität und aufrichtig national gesinnt. Abgesehen von diesen persönlichen Momenten kann man sich nur darüber freuen, wenn Mitglieder unserer jungen Aristokratie in den diplomatischen Reichsdienst treten. Es ist für die Entwickelung der deutschen Dinge nicht unerheblich, ob der Adel des mächtigsten deutschen Particularstaates durch persönliche Verbindungen an das Reichsinteresse geknüpft wird oder den neuen Institutionen trotzig den Rücken kehrt. Noch erfreulicher wäre allerdings die Aufnahme unserer Officiere in das Avancement des Reichsheeres gewesen, doch ist diese Concession in der bekannten Gesinnung unseres Kriegsministers ebenso fern liegend als durch die durchweg sehr gute Stimmung des Officiercorps glücklicherweise weniger nöthig gemacht. Immerhin geht es auch hier, wenn auch langsam und oft unterbrochen, mit der nationalen Entwicklung vorwärts.

Berliner Briefe: Geldmarkt und Actienschwindel; Zurüstungen zum Einzuge. — Wer in den letzten Wochen dem öffentlichen Leben der neuen Reichshauptstadt mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, hat sich überzeugen müssen, daß die neuesten politischen Ereignisse, trotz der lähmenden Rückwirkungen des Krieges, auf den Gebieten des materiellen Verkehrs einen wahrhaft großartigen Umschwung hervorgebracht haben. Wir wissen zwar,

daß der Grundstein für die Entwickelung des neuen preußisch-norddeutschen Staatswesens, wie für die Ausbildung des deutschen Gesammtstaates nicht erst 1870, sondern schon 1866 gelegt worden ist, vermögen uns aber trotzdem die Gründe zu erklären, welche die Vortheile, die den commerciellen Kreisen aus jedem bedeutsamen Fortschritt der politischen Dinge erwachsen, nicht sogleich zu einer ungestörten Entfaltung gelangen ließen. Die kaufmännische und industrielle Welt Deutschlands bezeichnet die Epoche von 1866 bis 1870 als die einer unausgesetzten Krisis ihrer Interessen. Die Schwankungen des Geldcourses, denen die Börsen der großen Handelsplätze während des genannten Zeitraumes unterlagen, waren bei dieser Krisis ebenso betheiligt, wie die zeitweise eintretenden Stockungen der Production in sämmtlichen Fabrikzweigen, und beide hatten in der Unsicherheit der politischen Lage, die für alle Mächte Europas nach dem Tage von Königgrätz obwaltete, ihre Quelle. Das flüssige Kapital pflegt in solchen Zeiten des allgemeinen Mißtrauens seinen beweglichen Charakter zu verlieren und sich in eiserne Abgeschlossenheit zurückzuziehen. Die Unternehmungen, die von einzelnen Speculanten oder von Actienvereinen in die Oeffentlichkeit gebracht werden, stoßen auf Geldnoth, die Papiere drängen sich zum Verkauf, weil die Besitzer ihre unsicheren Werthe zu realisiren und die Kapitalien bis auf bessere Zeit festzulegen wünschen. Das Sinken der Course geht von den schlechter accredirten Obligationen aus, theilt sich allmälig den besser begründeten mit und endet schließlich in einer allgemeinen Baisse, der sich auch die besten Staatspapiere nicht entziehen können. In diesen Calamitäten, die in London oder Wien und Berlin nicht minder empfunden wurden wie am Heerde der Mißstimmung in Paris, fand der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges den europäischen Geldmarkt. Man entsinnt sich, wie die ungünstigen mercantilen Verhältnisse sogar zu einem politischen Factor hatten werden können. Mindestens in den handeltreibenden Kreisen erzeugten sie schon bei Gelegenheit der luxemburgischen Frage (März 1867) die Ansicht, daß ein offener Bruch zwischen Preußen-Deutschland und Frankreich der schwebenden Ungewißheit vorzuziehen sei. In dem Maße als der Wellenschlag des französischen Chauvinismus während der Jahre 1868 und 1869 durch die bonapartistische Regierungspresse der Girardin Duvernois und Consorten zu immer höherer Fluth gepeitscht wurde, hielten jene Ansichten in den Kreisen des Börsenpublikums weiteren Umlauf und verstärkten sich selbst. Es geschah dies mit einem gewissen Recht, denn der aufreizende Ton der Pariser Presse schärfte sich je länger, je mehr zu einer directen Kriegsdrohung, von der auch der Friedfertigste voraussehen mußte, daß sie nicht mehr in sich selbst zergehen werde. Der Krieg hat den Geldbesitz von seinem Alp befreit. Bei diesem Proceß sind nun aber Erscheinungen zu Tage getreten, welche

dem Studium des finanziellen Nationalökonomen einige höchst fragwürdige Probleme darbieten. Niemand zweifelt, daß sich in dem politischen Gleichgewicht Europas durch die Neugeburt Deutschlands eine tiefgreifende Veränderung vollzogen hat, allein auch von dem internationalen Verkehr des Geldes, der eine so charakteristische Seite unserer modernen socialen Entwickelung bildet, ist es ersichtlich, daß er im Laufe der neuesten Begebenheiten seine alten Schwerpunkte verlegt hat. Zunächst war es eine unmittelbare Folge des Krieges, daß das einflußreichste Centrum des europäischen Geldhandels, Paris, aus der Concurrenz heraustrat. Gleich im Beginn des Krieges entfernte sich die internationale Speculation von der Pariser Börse, weil sie der Zuverlässigkeit derselben nicht mehr trauen wollte; die Niederlagen der französischen Waffen bis zur Kaiserschlacht von Sedan bereiteten dem französischen Credit neue Verluste; die erste Belagerung, welche das deutsche Heer über die Weltstadt verhängte, legte dieselbe unter hermetischen Verschluß, und die zweite, dem materiellen Besitz ungleich verderblichere, welche die französischen Parteien über sich selbst verhängten, machten die Ausscheidung des französischen Geldmarktes zu einem chronischen Uebel.

Es gehört zu den gewaltigen Schlägen der rächenden Nemesis, an denen dieses Epos des Krieges von 1870 so reich ist, daß der Löwenantheil der finanziellen Hinterlassenschaft von Paris sich gerade auf den Vorort des neu erstandenen deutschen Reiches, auf Berlin übertragen hat. Die Berliner Börse, wenn sie über die logische Verbindung von Ursache und Wirkung nachdenkt, sollte zum Gedächtniß der für sie hereingebrochenen Zeit unerwarteter Blüthe in ihren Hallen unvergängliche Denkmale stiften denjenigen Strategen des Feldzuges von 1870, welche den Gedanken vertraten, daß Frankreich nur durch die Niederwerfung von Paris zu unterjochen sei; in erster Linie also, außer dem Kaiser, dem Kronprinzen, dem Grafen Moltke und dem General v. Blumenthal. Die Thatsache, von der wir hier berichten, wird nicht erst jetzt evident. Manche unserer Leser erinnern sich mit uns, wie die Berliner Course schon nach dem Siege von Wörth wieder einen raschen Aufschwung nahmen, wie sie nach Sedan fast durchgehends die Höhe erreichten, auf der sie vor dem Kriege gestanden, und wie sie dann gegen Ende des Jahres 1870, wo kaum mehr der Erfolg des Krieges, wohl aber der Zeitpunkt seines Abschlusses noch im Unbestimmten lag, sich in der Tendenz einer entschiedenen Hausse befestigten. Man würde irren, wenn man diese feste Haltung lediglich auf die Zuversicht des einheimischen Publikums zurückführen wollte: sie war zum bei weitem größeren Theile das Resultat der inzwischen eingetretenen Abwandelungen des Geldconfluxes. Die Capitalien, die sich sonst in Paris zu engagiren pflegten, nahmen, als die politische Krisis ihnen hier den Zugang verwehrte, ihre Bahn nach Berlin, —

nicht am wenigsten angelockt durch die Gesundheit des preußischen und selbst des deutschen Staatscredites, auf den schon darum die Privatspeculation besondere Rücksicht nimmt, weil seine Schuldverschreibungen, Staatsanleihen und Actien der Staatsbahnen, ein wesentliches Object des Handels bilden. An diesem Zufluß der Capitalien nach Berlin participirten nicht nur die auswärtigen Hauptplätze des europäischen Geldwechsels, die ehedem vornehmlich mit Paris arbeiteten, wie London, Amsterdam, Brüssel, sondern auch die deutschen, namentlich Frankfurt a. M. und Wien. Das Angebot des fremden Geldes glich nicht nur die durch den Krieg bedingte Zurückhaltung der deutschen Capitalien aus, sondern sie bewirkte, daß der Berliner Geldmarkt noch über erhebliche Ueberschüsse zu verfügen hatte. Daher kam es, daß die besseren Actien jederzeit Abnahme zu hohen Preisen fanden und daß auch für neue Unternehmungen die nothwendigen Summen disponibel blieben, namentlich das Geschäft der Auflegung fremder Anleihen, in welchem der Berliner Börse sich schon vor 1870 eine bedeutende Rolle angeeignet hatte, keine Unterbrechung zu erleiden brauchte. Den sichersten Maßstab für die zunehmende Prosperität des Berliner Geldverkehrs während des Kriegsjahres liefern die Abschlüsse der großen Bankvereine, welche am hiesigen Ort den Zwischenhandel der Effecten vermitteln. Die Dividenden, welche die Gesellschaften für 1870 zahlten, sind sämmtlich höher als die des voraufgegangenen Friedensjahres. Die Disconto-Commanditscheine z. B. erzielten im Jahre 1870 13 Procent gegen $9\frac{1}{2}$ Procent des Vorjahres, die Actien der Norddeutschen Bank $12\frac{1}{2}$ im Verhältniß zu $9\frac{7}{10}$, die Antheilscheine der Preußischen Bank $11\frac{3}{4}$ gegen $9\frac{1}{6}$.

Die Herstellung des Definitivfriedens mit Frankreich hat nun auch die Speculationslust der kleineren Privatcapitalien wieder belebt und dadurch einen Zufluß des Geldes erzeugt, wie er so massenhaft an der Berliner Börse noch nicht erlebt worden ist. Mit besonderer Vorliebe richtet sich die Hoffnung des Gewinns in unseren Tagen auf die Industriepapiere. So hat es geschehen können, daß in der letzten Zeit von hier aus wöchentlich im Durchschnitt wenigstens zehn bis zwölf neue Actienvereine entrirt worden sind, die sämmtlich ihre Papiere an den Mann brachten, ja sogar größtentheils Reductionen der übergezeichneten Werthe eintreten lassen mußten. Es ist wohl möglich, daß die augenblicklichen Zustände nur ephemerer Natur sein werden, und daß namentlich die Wiederaufrichtung der Ordnung in Frankreich einen Theil des Geldgeschäftes von Neuem nach Paris ableiten wird. Dennoch hat das Centrum des deutschen Reiches aus der günstigen Finanzlage der letzten Monate Vortheile gezogen, die ihm nicht wieder entrissen werden können. Die größere Zahl der neuen Unternehmungen ist localen Zwecken gewidmet. Es werden Passagen, Straßen, ja ganze Häuser-

colonien auf Actien gebaut, fünf große Berliner Brauereien verwandeln sich im Laufe weniger Tage in Actienvereine, ein Theater geht in die Hände einer Actiengesellschaft über: kaum hat der zoologische Garten seine prachtvollen auf Actien gebauten Thierpavillons vollendet und seine neuen Gartenanlagen für den Concertbesuch eröffnet, so erläßt ein neues Consortium seine Offerten, um auf dem Terrain eines an den Schloßgarten von Charlottenburg grenzenden, durch seinen alten Baumschlag berühmten Grundstückes einen Wintergarten zu schaffen, wo der von Arbeit oder Zerstreuungen ermüdete Berliner zwischen Palmen und sonstiger üppiger Vegetation umherwandeln und unter berauschenden Klängen einer wählerisch zusammengesetzten Salonmusik seine beliebten Gespräche von „Diesem" und „Dieser" behaglich ausspinnen kann. „Flora" soll diese neue Schöpfung heißen, und damit wären wir denn bei der zweiten Errungenschaft angelangt, die der märkische Sand der heiligen Metropole des Rheinthales entlehnt, nachdem die Verwandlung des zoologischen Gartens in ein Restaurations- und Concerlocal, unter Einfluß des Kölner Vorbildes, als gelungen betrachtet werden kann. Nun freilich das Panorama läßt sich nicht verpflanzen: und während der Kölner, angesichts seiner hochaufragenden Kathedrale auf schlankem Schiff den Strom hinuntergleitet bis zu den Füßen seines Gewächshauses, wird der Berliner sich des Omnibus bedienen müssen, wenn er die Charlottenburger Palmen aufsuchen will. Doch nein! Das Actiencomité ist in der glücklichen Lage, den Wallfahrern seiner Nachmittagsconcerte noch ein Vergnügen ganz besonderer Art in Aussicht zu stellen. Es wird dafür sorgen, daß die Berlin-Lehrter Eisenbahn eine Station in Charlottenburg errichtet. Ehrwürdige Idylle des Charlottenburger Kremsers, welch' trauriges Ende sinnt die fortschreitende Civilisation Dir heimtückisch zu bereiten! Der Bewohner des Stralauer oder Frankfurter Viertels braucht fortan nur die einstündige Wanderung nach dem Bahnhof am Alsenquai anzutreten, um dann per Dampf in fünf Minuten nach Charlottenburg befördert zu werden, wo nunmehr unter schützendem Glas- und Eisendach die Citrone oder wer weiß sonst was blühen wird.

Allein in solchem Umschwung liegt etwas, was dem Berliner imponirt, besonders wenn es dabei noch zu verdienen gibt. Man wird in diesen Tagen, wo wir Zehntausende von Gästen zu empfangen haben, unfehlbar als Ketzer an allem Localpatriotismus verschrieen, wenn man nicht in den Ruf mit einstimmt, daß wir für die schwellenden Lebenskräfte, die in uns wirken, viel zu spießbürgerlich und viel zu eng gebaut sind. „Berlin muß Weltstadt werden!" — Diese Parole, die zuerst in einer Localposse ausgegeben wurde, ist jetzt allgemein adoptirt. Aengstigen wir uns nicht! Die Actien werden uns auch dahin bringen. Vor einigen Tagen ist eine Gesellschaft bestätigt

worden, die ganz Berlin mit einem Netz von Pferdebahnen umlegen und diese bis zu den nächsten Ortschaften weiterführen wird. Der Contract gibt fünf bis sechs Jahre Zeit für den Bau, dann werden die ländlichen Umgebungen in das städtische Rayon hineingezogen sein. Wir werden dann statt unseres Polizeipräsidenten einen Präfecten des Spreedepartements haben, wie Paris seinen Seinepräfecten, und die Schulzen von Rixdorf oder Steglitz werden an die goldene Kette des Berliner Stadtrathes gelegt werden können. Was dem Menschen schmeichelt, das glaubt er. Das Vertrauen in die industriellen Neuerungen Berlins ist so groß, daß sich schon jetzt im Publicum die Ueberzeugung festgestellt hat, es gebe keine bessere Capitalanlage als jene Actien. Daher denn auch die beachtenswerthe Erscheinung, daß die neuen Speculationen keineswegs bloß von der eigentlichen Geschäftswelt ausgehen, sondern daß in den Stamm- oder Gründungscomité's so ziemlich alle Stände vertreten sind. Da sieht man Künstler, Gelehrte, Advocaten, Beamte, Assessoren der Regierung, des Gerichts, des Medizinalcollegiums. Wer mit den Personalien vertraut ist, kann sich bisweilen einiger ironischen Bemerkungen nur mit Mühe erwehren. Herr So und So pflegte vor wenigen Jahren noch darüber zu klagen, daß Alles in Berlin so theuer werde, und schob die ganze Schuld auf den Actienschwindel. Heute steht Herr So und So an der Spitze eines Actiencomité's; — er handelt also entweder aus „Localpatriotismus", oder auch er hat sich von dem Zuge der realen Interessen, der durch das moderne Leben geht, ergreifen lassen und nimmt die Dinge wie sie sind.

Die Vorbereitungen für den Einzug sind in vollem Gange. Schon die Zurüstungen gestalten sich bisweilen zu einem wahren Volksfeste. An den Hauptplätzen der Siegesstraße sammeln sich allabendlich nach der Feierstunde Schaaren Schaulustiger, die Zeuge sein wollen, wie die gewaltigen Fahnenmasten in die Höhe gewunden, die Brettergerüste der Siegessäulen zusammengefügt, die allegorischen Figuren, deren schon einige enthüllt sind, auf ihre Postamente gehoben werden. Die Preise der Tribünenplätze waren anfangs außerordentlich hoch: man forderte 10 bis 15 Thaler. Die große Ausdehnung des Siegesweges hat aber die Forderungen allmälig ins Gleichgewicht gebracht. Die Billette werden heute, wo anhaltender Regen die Berliner mißlaunig macht, für drei, zwei, selbst einen Thaler ausgeboten. Eine viel gelesene Berliner Zeitung gibt diesen Morgen den Rath, mit dem Ankauf bis zum 16. zu warten, wo das Billet, incl. Regenschirm, für einen halben Thaler zu erstehen sei.

Auch die Kunst rüstet sich, die Tage vom 16. bis zum 18. festlich zu begehen. Noch einmal füllen sich die Schauläden mit bildlichen Darstellungen unserer Helden und der großen Scenen des Krieges. Die Kunstvereine

eröffnen Ausstellungen, in welchen die Historienmalerei von ihren im Lager und auf dem Schlachtfelde gesammelten Studien Proben ablegen will. Andere Kunstzweige treten dagegen vorläufig in den Hintergrund. So haben die patriotischen Stimmungen dieser Wochen auch die Makart'schen Bilder verdrängt, die längere Zeit hindurch auf die hiesigen Kunstfreunde eine Anziehung ausübten, wie sie in Berlin gemalten Gegenständen nur selten zu Theil wird. L.

Weiß man's denn? Aus Oestreich. Es ließ sich bei uns Vieles voraussehen, was jetzt eingetroffen, und doch war das Wiener-Sprüchlein: „weiß man's denn?" zu allen Zeiten nirgends mehr am Platze, als bei uns. In dem ewigen Wechsel häufig mit geringem Geschick durchgeführter Experimente klammerte sich Sorge und auch wieder Hoffnung und Trost, jede von ihrer Seite, an dieses Sprüchlein. Weiß man's denn?

Weiß man, woran man sich zu halten hat? was morgen gelten wird? was Wahrheit und — Dichtung an der Sache? was Hintergedanke? und wie viel auch wieder auf Rechnung des eigenthümlichen Sterns zu bringen ist, welcher über Oestreich in guten und schlechten Tagen waltete? Denn jener rothe Faden des Unwahrscheinlichen, den zuerst Hormayr in seinen „Anemonen" aufdeckte und durch die östreichische Geschichte gehend nachwies, scheint sich durch die neuere Geschichte als Ueberlieferung fortzusetzen.

Weiß man's denn? Wir gehen in der Formation unserer Verhältnisse der Tertiär-Periode entgegen. Wahlverwandtschaften werden reagiren, Niederschläge sich abscheiden, Neptunus regiert. Noch in unserer constitutionellen Urperiode konnte man von maßgebenden Persönlichkeiten unter den Siebenbürgersachsen, Ruthenen, Rumänen und Reichsfreundlichen auch anderer Nationalitäten oft hören: wir ständen gerne zum Reiche (wie es in der Februar-Verfassung angestrebt wurde), aber wie weit kann man sich verlassen? weiß man's denn? — Wie oft hat sich die Frage seither wiederholt! Sie ist die Signatur unserer Zeit in Oestreich. Nie aber hatte das Sprüchlein mehr Berechtigung als jetzt; es ist auf seinen Höhepunkt gelangt. Nicht blos unser Organismus ist in Schwebe, auch alles Andere in Legislative und Administration, und alle Erscheinungen auf diesem Gebiete sind nur Wasserschößlinge, nicht aus dem Stamme, nur als Nebenproducte aufschießend, von denen man nicht weiß, ob sie gesund; lebensfähig, selbstbildnerisch emportreiben.

Werden, ja können die gegenwärtigen Verhältnisse zu Ungarn Bestand haben? Wir glauben nein. Das Institut der Delegationen, in seiner Stellung als bloßes Steuerbewilligungsorgan weder diesseits noch jenseits mit Augen der Liebe angesehen, wird und muß in Form und Wesen, wie es jetzt

dasteht, fallen. Also reine Personal-Union? Es drängt Vieles zu diesem Ziele. Man wird uns Cisleithanier dem Föderalismus überlassen, um jenseits ein um so strafferes magyarisches Regiment zu begründen.

Der Ausgleich vom Jahre 1867 mit seinen 70 Procent für Cisleithanien und 30 für Transleithanien an gemeinsamer Schuld und Steuer hat nicht blos als trockenes Rechenexempel, sondern auch auf politischem Gebiete bereits seine reichen Erfahrungen hinter sich.

Nicht blos, daß die magyarische Politik durch die größere Energie ihrer Führer, bessere Partei-Disciplin, nationalen Schwung, durch manche persönliche Einflüsse bei Hofe und einen gewissen noch unbestimmten Schreck vor der germanischen Siegesgröße maßgebend geworden und bei uns der Schwerpunkt längst nach Osten verrückt ist, nicht blos, daß unsere Heißsporne jenseits der Leitha an und für sich zu cavaliermäßigem Vorgang, gewagten Dingen, Krieg, wenn's drauf ankommt, und anderen Fährlichkeiten Vorliebe und Schick in sich fühlen, wobei sie mehr oder minder bis zu gewissen Grenzen auch auf die Sympathien unserer sarmatischen Helden zählen dürfen, so kommt das Verlockende dazu, daß der Kosten-Einsatz des Risiko bei derlei heikeln Dingen für unser liebes Transleithanien durch jenen famosen Ausgleich so günstig gestellt ist. Hinc illae lacrimae!

Diese Anschauungen liegen dem Verständniß so nahe und drängen sich von selbst der nüchternen Beobachtung auf. Doch hört man nicht gerne derlei Dinge aus deutschem Munde aufwärmen. Wir Deutschöstreicher haben längst angefangen, für eine gewisse Regierungsklique ein Gegenstand des Mißtrauens zu werden. Man zählt uns, wie die Polen, zu den centrifugalen Elementen, nur daß man diese kajolirt und uns die finstere Stirne zeigt, so weit nicht ein ultramontanes oder feudales Mäntelchen um unsere Schultern hängt. Ist es klarere Einsicht in die Sachlage? oder rührt sich das Gewissen? Und doch thut man Unrecht mit diesem Mißtrauen. Wir sind noch jetzt der solideste Kitt des Reichs und repräsentiren das Cultur- und ethische Moment des Zusammenhanges. Das ist zugleich ein unbestrittener staatsrechtlicher Titel. Wir betonen das ethische Moment, weil, während Slaven und Magyaren durch vitale Interessen an das Conglomerat Oestreich geknüpft sind, unser Festhalten nur eine Aufgabe der Ehre und germanischer Pflichttreue ist. Das möge man nicht vergessen. Wir werden aber unsere Schuldigkeit thun.

Der Name: Deutsch-Oestreicher selbst ist schon mißliebig. Man will nur wahres Oestreicherthum. Eine Erfindung unserer Tage. Woher soll dieses Gefühl kommen? Und was sich bisher unter diesem Schlagwort in Zeitungen, Persönlichkeiten, Vereinsprogrammen u. s. w. breit machte, ist wenig geeignet, Proselyten zu machen. Die Botschaft hör' ich wohl, allein

mir fehlt der Glaube. Ach, und wie viel geistige Misere unter diesen Emanationen des neuen Jerusalems oder triviales und berserkerhaftes Spectakuliren! Wie aber „der wahre Oestreicher“ sein und denken soll, wer kann es uns sagen? Jedenfalls ist er noch nicht geboren und der Katechismus, an was er zu glauben hat, noch nicht fertig. Was geschehen wird — weiß man's denn? ω.

Die Rückkehr der Bourbonen und der Friede. Das wichtigste politische Ereigniß der vergangenen Woche war jener Beschluß der französischen Nationalversammlung vom 8. Juni, welcher den verbannten Königsfamilien die Rückkehr, für zwei Prinzen des Hauses Orleans den Eintritt in die Versammlung freimachte. Die Zukunft Frankreichs, auch unsere Beziehungen zu den Nachbarn werden dadurch wesentlich beeinflußt. Die Rede, welche Thiers in der verhängnißvollen Sitzung hielt, vergleicht sich mit dem gewundenen Lauf des Meister Reinecke, welcher den bedrängenden Hündlein bald nach rechts bald nach links Staub in die Augen wirft. Da der französische Staatsmann gerade die Hauptsache nicht laut sagen wollte, so sei uns gestattet, aus seiner Seele die Worte herauszulesen, welche er vertraulich seinen Freunden von der rechten und linken Seite gegönnt haben kann. Einem Vertreter der Orleans, wie Casimir Perier, müßte er sagen: das erschreckte Frankreich sehnt sich jetzt nach der Festigkeit monarchischen Regiments, aber es ist nicht legitimistisch und wird es nie werden, auch das Haus Orleans ist der thatkräftigen Generation fremd geworden, viele Gemüther sind noch zur Gewaltthat aufgeregt, im Heer und in der Amts-Maschine hat unser gemeinsamer Gegner noch viele Anhänger. Jetzt in irgendwelcher Form die königliche Familie zur Regierung bringen, heißt neuen Bürgerkrieg erregen. Die Prinzen müssen vor Allem Frankreich an sich gewöhnen. Auch ist ihr eigenes höchstes Interesse, nicht jetzt in die Macht zu kommen. Sie dürfen an Ausführung des Frankfurter Friedens nicht betheiligt sein, sie dürfen durch keine persönlichen Verpflichtungen gegen das deutsche Reich beengt sein, sollen sie in Frankreich festwurzeln, so mußte sich die stille, unablässige Hoffnung auf Rache an ihre Personen hängen. Wollen sie sich Aussichten schaffen, so müssen sie die Rechte von allen Effectscenen zurückhalten, die Dinge sich ruhig entwickeln lassen.

Zu einem Bundesgenossen von der aufrichtigen Republik aber würde Herr Thiers mit derselben Aufrichtigkeit sagen dürfen: Noch ist Frankreich nicht legitimisch, nicht für die Orleans. Die Interessen beider Factionen sind in Wahrheit nicht zu versöhnen, selbst wenn die Familie sich liirt hat, ja gerade dadurch werden die Schwierigkeiten gesteigert. Die Orleans könnten sich mit der Nation und dem Heer befreunden, König Heinrich aber würde

den Franzosen immer ein Fremder bleiben. Es war nicht möglich, die Majorität der Nationalversammlung von Restauration der Person zurückzuhalten, sorgen wir dafür, unter republikanischem Regiment die Fremden fortzuschaffen, das Land zu beruhigen, den Muth zur Arbeit wieder zu beleben. Gelingt das, dann hat die Republik einen großen Erfolg für sich, sie hat ihre Lebensfähigkeit erwiesen. Der Schrecken ist überwunden, die Regierung festgestellt, dann wird Frankreich sich in Frieden entscheiden, während sie die Verwaltungsmaschine regiert. — Und indem der kluge Alte so die Parteiintriguen durch naheliegende Argumente zu bändigen bemüht ist, mag er in der Stille für sich selbst so argumentiren: Ich will den Ruhm zurücklassen, der Retter Frankreichs zu sein, indem ich mich beiden großen Parteien unentbehrlich mache, den Republikanern als einziger Schild gegen die drohende Monarchie, den Monarchisten als nothwendiger Verbündeter für ihre Hoffnungen. So lange ich beide zu leiten vermag, soll Frankreich mir gehorchen, wird der Monarchismus übermächtig, so sollen die Orleans und Frankreich in mir den Patrioten, der hohe Selbstentsagung übt, zu ehren haben. — Wenn wir Deutschen aus Reden und Thaten des Herrn Thiers solche Meinung folgern, so können wir freilich nicht vergessen, daß bisher zuweilen sein Schicksal gewesen ist, das Entgegengesetzte von dem zu bewirken, was er gewollt hat. Als Liberaler unter den Orleans hat er ein Geschichtsbuch geschrieben, das mehr als ein anderes Parteiwerk dem Regiment Napoleon III. den Weg gebahnt hat; begierig nach der Rheingrenze und als Feind der Socialisten hat er die Befestigungen von Paris betrieben, und gerade diese Befestigungen haben schwere Verluste Frankreichs am Rhein herbeigeführt und eine schmachvolle Herrschaft der Communisten möglich gemacht. Dem Kaiserreich hat er beharrlich als Orleanist opponirt, die Frucht seiner Arbeit ist die Republik geworden und er selbst in die Lage gekommen, der Rückkehr der Orleans zu widerstreben und die Heimgekehrten aus der Nationalversammlung hinaus zu complimentiren. Jetzt kämpft er als Herr der Republik für die Dauer seiner Regierung, es ist nicht unmöglich, daß er dadurch wieder gerade das schafft, was er verhindern möchte: dauerloses Regiment eines legitimen Königs, oder tyrannische Herrschaft eines Generals.

Wir haben keinerlei Ursache, die Rückkehr der Orleans zu wünschen. Von allen Prätendenten Frankreichs haben sie sich in diesem Kriege am gehässigsten und gewissenlosesten gegen uns gerührt. Wir haben Grund anzunehmen, daß sie eine Befestigung ihrer Herrschaft dadurch erstreben werden, daß sie dem Chauvinismus der Franzosen, der jetzt Rache ruft, Vorschub leisten. Gelingt es Herrn Thiers nicht, sich bis zur völligen Durchführung der Friedenspunkte im Amt zu erhalten, so haben wir neue Verwickelungen zu besorgen. Ist doch schon unter dem Regiment der Männer, welche den

Frieden geschlossen haben, eine glatte Abmachung der französischen Verpflichtungen nicht zu hoffen. Aber welche Schwierigkeiten die völlige Ausführung des Friedensschlusses auch noch finden mag, sie werden, wenn man nach den gegenwärtigen Zuständen Frankreichs urtheilen darf, nicht allein durch bösen Willen, sondern in der That durch den tiefen Nothstand Frankreichs hervorgebracht werden. Ein Bürgerkrieg, wie der des letzten Vierteljahrs ist in einer Generation nicht zu verwinden. Die zerstörten Häuser und Palläste wird man schnell wieder aufbauen, die Capitalien werden wieder zusammenfließen und die gestörte Production wird auf's Neue ihre Bedeutung für das Culturleben der Erde gewinnen, aber den heißen, grimmigen Haß des Proletariats gegen die Besitzenden vermag keine Füsilade und keine Polizeiherrschaft auszutilgen, und den ruchlosen Zerstörungstrieb, die triumphirende Freude über die einmal erlangte Herrschaft wird kein Schrecken und keine Priesterlehre aus den Massen der städtischen Bevölkerung ausrotten. Die Commune ist besiegt, nicht die Communisten. Hunderttausende leben, deren große Erinnerung ist, daß sie einmal in Waffen als Sieger umhergelungert sind, und den Gebildeten, Reichen, Ueppigen ihren derben Fuß auf den Nacken gesetzt haben. Scheucht man sie aus Paris, so werden sie in den Provinzen als Propheten und Märtyrer der neuen „Ordnung" Anhang finden und den stillen Krieg fortsetzen. Ueber alle Länder der Erde wird sich dies Geschlecht der Zerstörung verbreiten — auch wir werden unter uns die Folgen merken. Aber am ärgsten wird diese Krankheit in den französischen Städten wirthschaften. Und Frankreich wird dauernd eine halbe Million seiner Kinder, uniformirt und durch Kriegszucht gebändigt, nöthig haben, um die Millionen seiner städtischen Bevölkerung in unwilligem Gehorsam zu halten. Solcher Zustand macht eine Nation vielleicht einmal begehrlich nach auswärtigem Kampf, aber die kriegerische Tüchtigkeit, welche in einem großem Kriege mit uns Aussicht auf Erfolg gewährt, befördert er ganz und gar nicht. Und trotz den Hintergedanken, welche Herr Thiers hegen mag, und trotz der zudringlichen und unverständigen Feindseligkeit, welche Prinzen von Orleans uns in dem letzten Kriege gezeigt haben, meinen wir, daß der Friede mit Frankreich dauerhaft sein wird, wenn auch jetzt noch die Franzosen ihr Selbstgefühl durch das unablässig wiederholte Andeuten düstrer Rachepläne aufblasen. ♀

Reichstagsbericht. Aus Berlin. Es gab eine Zeit, die nun schon lange hinter uns liegt, da galt der preußische Lieutenant in einem großen Theil von Deutschland als der Typus hochmüthiger Suffisance. Alles aber, was man mit Recht oder Unrecht dem Lieutenant von damals nachsagte, leistet jetzt die preußische officiöse Presse in vollstem Maße. Dies dünkelvolle

Vonobenherab, der selbstzufriedene Schulmeisterton, die Bespiegelung in der eigenen Weisheit und vor Allem die unvergleichliche Grobheit, die jene Organe auszeichnet, steht in der europäischen Journalistik wohl einzig da. In dem Elsaßconflict bekam die officiöse Journalistik aber geradezu Anfälle wie eine hysterische alte Dame und war in dem tollsten Schreien über jene Reichstagsmehrheit begriffen, die so furchtbare Attentate auf die harmloseste Regierung betreibe, als auf einmal Fürst Bismarck abwinkte. Und Ruhe ward auf den Gewässern. Der ganze Conflictsapparat ward stillschweigend eingepackt und, wie um ihre Verlegenheit zu maskiren, fingen die officiösen Federn an, sich mit Spanien und Frankreich zu beschäftigen und hätten vielleicht am liebsten vom Wetter gesprochen. Wenn die Reichstagsmehrheit eine Genugthuung für die Impertinenzen begehrte, die ihr ein paar Tage lang an den Kopf geworfen wurden, so hat sie diese Genugthuung im reichlichsten Maße in der unwiderstehlichen Lächerlichkeit gefunden, welcher die so kurzer Hand abgeschellte, officiöse Journalistik anheimgefallen ist. Wird sie sich in Zukunft wieder allzu mausig machen, so braucht man sie wohl blos an den Elsaßconflict zu erinnern, um sie zum Bewußtsein ihrer Sterblichkeit zu bringen. Fürst Bismarck aber hat den Conflictsknoten mit derselben Leichtigkeit, mit welcher er ihn schürzte, wieder aufgelöst. Doch möge er das Experiment nicht allzu oft wiederholen. Es bleibt von solchen Dingen immer ein Rest von Bitterkeit in beiden Theilen zurück, der in schwierigen Lagen leicht einmal vergiftend auf das ganze Verhältniß zwischen Parlament und Reichsregierung wirken könnte.

Da die Session nun mit schnellen Schritten zu Ende geht, so wurde gleichsam Kassensturz bezüglich aller noch vom Reichstag zu erledigenden Geschäfte gehalten, und es fanden sich noch die Stoffe für zwei Conflicte für den Liebhaber vor. Da war einmal die bereits zum Ueberdruß breit getretene Geschichte mit den versetzten zwei Hamburger Postsecretärs, die ein Antrag aus den Reihen der Fortschrittspartei, der Nationalliberalen und der freien Reichspartei wieder aufnahm. Es war dem Reichstag allerdings schwer gemacht worden über die Sache weg zu gehen, nachdem der Erlaß eines rheinischen Postdirectors bekannt geworden war, der auf das Allerdirecteste an das Petitionsrecht seiner Untergebenen die Hand legt. Großes Behagen hatte man jedoch keinenfalls an der nochmaligen Verhandlung und die Nachricht, Delbrück würde durch eine zufriedenstellende Erklärung alle weiteren Verhandlungen abschneiden, wurde daher mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen. Was man von Delbrück erwartete, war im Grunde nicht allzuviel, man wollte ihm gern die goldene Brücke bauen helfen auf der er sammt der Postverwaltung von einer unhaltbar gewordenen Position abziehen könne. Auch klang der Anfang seiner Erklärung gar nicht übel, man achte

das Petitionsrecht und wolle es in keiner Weise verkümmern. Dann kamen aber sonderbar verschränkte und verclausulirte Sätze, in denen man kaum mit der größten Anstrengung ein Zugeständniß an die Wahrheit der Dinge und die Stellung des Reichstages erblicken konnte.

Wie leicht finden es in der Regel Minister, der Volksvertretung ein paar entgegenkommende Worte zu sagen, wenn sie weiter nichts verlangt. Bei der Rede Delbrück's aber hätte man denken können, er verlese den Entwurf eines Notariatsinstrumentes, aus welchem dem Gegner kein Klagrecht erwachsen soll. Die Fähigkeit, die Dinge nur in etwas großem Style zu behandeln, geht Delbrück, der sonst ein positiver und zuverläßiger Arbeiter ist, vollständig ab. Mit dem, was in der That an Zugeständnissen in seiner Rede lag, hätte man dem Reichstag einen ganzen constitutionellen Weihnachtsbaum ausputzen können. Als aber Delbrück geredet hatte, wußte Niemand recht, ob man damit zufrieden sein könne oder nicht, und wie es zu geschehen pflegt, redete man sich gegenseitig noch einmal von Neuem in den Eifer hinein. Windthorst-Meppen, welcher die Antragsteller mit ihrem Tadelsantrag auf dem Rückzuge sah, suchte davon das Mögliche zu retten, indem er eine motivirte Tagesordnung vorschlug, die im Wesentlichen an Schärfe dem ursprünglichen Antrag nicht nachstand. Allein der Rechten war diese Tagesordnung zu viel und der Fortschrittspartei war sie zu wenig und gegen diese vereinigten Parteien fiel sie durch. Als nun aber der ursprüngliche Antrag zur Abstimmung kam, fand sich ihrerseits die Fortschrittspartei mit einem Theile der Nationalliberalen in der Minderheit, denn eine Anzahl von Nationalliberalen fand denn doch den logischen Sprung zu kühn, einem Antrag nunmehr beizustimmen, den man einige Augenblicke zuvor in der Zustimmung zur motivirten Tagesordnung für erledigt erklärt hatte. So verschwanden denn die Postsecretäre sang- und klanglos von der politischen Bühne. Der Hauptsache nach ist jedoch der Zweck, den man bei Vorbringung der Angelegenheit hatte, wohl erreicht. Die Reichsregierung hat gesehen, daß sie sich bei einem Eingriff in das Petitionsrecht der Reichsbeamten einer scharfen und schonungslosen Kritik aussetzt und wird sich hüten, in denselben Fehler zu verfallen.

Der Berathung des Pensions- und Invalidengesetzes hatte man von allen Seiten mit einer gewissen Aengstlichkeit entgegengesehen. Der Reichstag war ja ohne allen Zweifel in eine Zwangslage gesetzt, da er das Invalidenversorgungsgesetz zu Stande bringen mußte, und die Regierung den Versuch, das Gesetz nach seinen zwei Richtungen zu trennen, auf das Entschiedenste abgewiesen hatte. Man sah im Geiste eine Menge heikliger Fragen auftauchen, zu Streitpunkten verwachsen, in das Conflictstadium übergehen und schließlich eine allgemeine Verwirrung hervorrufen. Daß diese Befürchtungen

sich nicht verwirklichten, sondern Alles noch ziemlich glimpflich ablief, ist vor Allem das Verdienst der von den freisinnigen Parteien gewählten freien Commission und ihres Vorsitzenden Wagner (Altenburg). Indem man die gefährlichsten Puncte umging, kleine Steine aus dem Wege räumte, hier etwas concedirte, dort etwas besserte, war schließlich der Weg durch die 111 Paragraphen des Entwurfes gebahnt worden und das Haus sah sich am Ende seiner Aufgabe angelangt, es wußte selbst kaum wie. Wie das Gesetz jetzt liegt, findet es nirgends weder eifrige Verfechter noch hitzige Gegner, was wohl kein ungünstiges Zeichen dafür ist, daß es die richtige Mitte getroffen hat. Der Vertretung der Reichsregierung ist aber ein besonderes Verdienst für das Zustandekommen kaum nachzurühmen. Dem Kriegsminister v. Roon kann man in Betracht seiner außerordentlichen Verdienste und seiner offenbar sehr angegriffenen Gesundheit Manches zu Gute halten. Es mag daher ununtersucht bleiben, ob er immer den richtigen Ton gegen das Haus zu treffen wußte, ob er nicht besser gethan hätte, manchmal die soldatische Schroffheit zu mäßigen und das aufrichtige Entgegenkommen des Hauses besser zu würdigen. Eine wunderliche Erscheinung aber bot ein jüngerer Regierungscommissär dar, der nach Form und Inhalt seiner Auslassungen sich nicht vergegenwärtigt zu haben schien, daß er vor dem Reichstag der deutschen Nation spreche. Die ganz unglückliche und unpassende Abschätzung dieses Militärs zwischen Ehrgefühl des Officiers und des Soldaten hat in wie außer dem Hause peinliche Sensation erregt und wird von den Gegnern der gegenwärtigen Zustände auf das Ausgiebigste ausgebeutet werden. Für diese Vorgänge kann zwar die Reichsregierung nicht direct verantwortlich gemacht werden. Wohl aber kann man ihr vorwerfen, daß sie in der Auswahl ihres Commissärs einen schweren Mangel an Umsicht bethätigte und daß die Ausschreitungen nicht alsbald energischer redressirt wurden. Herr v. Roon stellte in Aussicht, er werde gegen die Genehmigung des vom Reichstag emendirten Gesetzes durch den Bundesrath seinen ganzen Einfluß einsetzen, und zwar wegen eines verhältnißmäßig unbedeutenden Punctes in den Bestimmungen über den gerichtlichen Schutz des Pensionsanspruches. Nichtsdestoweniger zweifelt Niemand an der Publizirung des Gesetzes, die für Herrn v. Roon allerdings empfindlich sein muß. Uebrigens ist von dem Rücktritt des verdienstvollen Mannes neuerdings wieder stark die Rede und es ist nicht außer der Möglichkeit, daß das Kriegsministerium eine Abtheilung des alles verschlingenden Reichskanzleramtes werde, was allerdings in der Consequenz der Dinge liegt, aber nach und nach die sonderbarsten Zustände schafft.

Während die Stiefschwester des Reichstags, die Versailler Nationalversammlung sich die menschenmögliche Mühe gibt, die Kriegscontribution

herbeizuschaffen, ist der Reichstag selbst nicht minder in Sorge die Contribution klein zu machen. Es ist in dieser Beziehung schon Vieles geschehen, die Invalidenversorgung, der Ankauf der elsässer Eisenbahnen, die Entschädigung der Rheder und aus Frankreich Vertriebenen hat schon eine ziemliche Lücke in die Milliarden gerissen. Es wäre jedenfalls hohe Zeit, nunmehr einmal im Ganzen und Großen zu überschlagen, was mit der Contribution Alles saldirt werden soll und man kann schon heute sagen, daß nach Befriedigung der Ansprüche, welche die Militärbehörden für Neuausrüstung, Festungsbauten u. s. w. erhebt, nicht gar viel übrig bleiben wird. Es ist eine schwere Aufgabe für die Behörden, die Summen, welche für die Rheder und die aus Frankreich Vertriebenen ausgesetzt sind, nun auch angemessen zu vertheilen; namentlich die 14½ Millionen Franken, welche für die Vertriebenen bewilligt sind, werden schwer einzutheilen sein. Es ist zu viel für Almosen, zu wenig für eine auch nur annähernde Entschädigung, durchschlagende Grundsätze für die Vertheilung festzustellen ist daher Niemand im Stande. Der Reichstag schiebt diese Schwierigkeit dem Bundesrath zu, der Bundesrath den Einzelregierungen, die Einzelregierungen wohl ihren Unterbeamten und ob das Geld dann schließlich in die rechten Hände kömmt, ist eine wohl aufzuwerfende Frage. In Deutschland ist das noch nicht da gewesen, eine discretionäre Vertheilung von über 14 Millionen Franken! Und während man noch Mühe hatte sich mit diesem Gedanken auszusöhnen, tritt eine ganz ähnliche Angelegenheit an den Reichstag heran. Vier Millionen Thaler werden ihm angefordert für Beihülfen an die durch den Krieg zurückgekommenen Reserveofficiere, Reservisten und Landwehrmänner. Der Zweck ist ja ein so offenliegend vortrefflicher, daß der Reichstag ohne sich viel zu besinnen geben wird. Die Schwierigkeit liegt nur in der richtigen Anwendung des Betrages; soviel läßt sich voraussagen, daß diese Maßregel wie viele Zufriedene, so auch viele Unzufriedene machen wird. In den nächsten Wochen werden die Millionen in Deutschland gewaltig rumoren. Dann ist noch eine weitere Forderung da auf Bewilligung von vier Millionen Thaler als Dotation für verdiente Generale. Es war keine Freudenbotschaft für den Reichstag als die Nachricht von dieser Forderung an ihn kam. Geben und Verfügen ist hier gleich unangenehm. Die Sitte der Dotationen paßt nicht in unsere Anschauungen und Einrichtungen, namentlich nicht nach einem Krieg, in welchem die wunderbaren Erfolge errungen wurden durch die Verdienste aller Factoren des Heeres, von der obersten Spitze bis zum letzten Mann im Glied. Man könnte sich mit dem Gedanken versöhnen, ganz geniale Leistungen besonders zu belohnen. Allein alle Obergenerale und Kriegsminister nun für ihre Pflichterfüllung mit Hunderttausenden von Thalern zu bedenken, dafür läßt sich ein rechter Sinn nicht auffinden. Auf

der anderen Seite ist es dem Kaiser, der Nation und dem Auslande gegenüber bedenklich, auch nur den Schein der Undankbarkeit und Knauserei nach so gewaltigen Dingen auf den Reichstag zu heften. Und in dem Festjubel, in dem Berlin schon schwimmt, unmittelbar vor dem Einzug des siegreichen Heeres wird jeder Widerstand auch nur der Summe nach gegen Anmuthungen, die das Gefühl begrüßt, wenn auch der nüchterne Verstand sich zweifelhaft dagegen verhalten muß, von vornherein als unfruchtbar sich erweisen.

Literatur.

Fiori lirici tedeschi recati in Italiano da Giovanni Peruzzini con prefazione di Giacomo Zanella. Firenze. G. Barbèra. 1870. — Dies nachgelassene Werk des früh verstorbenen talentvollen Peruzzini ist ein kleiner Schatz der Uebersetzungskunst, die italienische Form ist vollkommen und die Auswahl der deutschen Lyrik, in welcher er eine neue Quelle der Poesie für Italien sah, meist sehr glücklich getroffen. Selbstverständlich sind nicht alle Uebersetzungen gleich gelungen, es giebt gewisse Lieder von so eigenthümlich nationaldeutscher Färbung, daß die Verpflanzung der lyrischen Seele in ein romanisches Idiom zur Unmöglichkeit gehört, so z. B. die Heine'sche Loreley, aber so weit die Uebersetzungskunst reicht, ist Peruzzini gedrungen. Hat er doch das Deutsche so beherrscht, daß er auch Hebel und Klaus Groth im Dialekt verstand und italienisch verdollmetschte. Wir geben hier zwei Proben, nach denen der Leser selbst urtheilen mag, Heine's „Du hast Diamanten und Perlen" und Anastasius Grün's „Alte Muhme".

Hai perle, diamanti
Quanto bramar può un cor;
I più begli occhi di fanciulla vanti,
E non ti basta ancor?

Sugli occhi tuoi vezzosi,
Di carmi tutti amor
Una ghirlanda senza fin composi
E non ti basta ancor?

M'hanno i begli occhi tui
Affascinato il cor;
L'ombra per essi io son di quel che fui,
E non ti basta ancor?

La foglia nel libro.

Ho una buona e vecchia zia:
Ella ha un vecchio libriccin. —
Una vecchia, inaridita
Fogliettina custodita
Entro il vecchio libriccin,
Ella tien con gelosia. —
Secche or son le man così
Che in april l'han colta un dì! —

Che può aver la vecchia zia?
Ogni volta che la mira,
Rompe in lacrime e sospira
La mia buona e vecchia zia!

Sehr verzeihlich ist für den Italiener ein kleiner Irrthum bei der Uebersetzung des Groth'schen „Verloren" wo De Ole, der Alte, Vater als la vecchia wiedergegeben wird, eigenthümlich aber ist es, daß er in den biographischen Notizen den Verfasser des „Grad' aus dem Wirthshaus komm ich heraus" Karl Müchler nennt und offenbar nach einem Conversationslexikon bei diesem Namen anführt, er sei 1763 geboren und 1846 gestorben. Wir wollen indeß diese einzige gelungene Leistung unseres dauerhaften Cultusministers demselben nicht entfremdet wissen.

Notiz. — In dem anziehenden Aufsatze von R. Baltzer: „Ueber die Zahlwörter und Zahlzeichen" No. 17, S. 620 findet sich die Bemerkung, daß das Wort Million, italischen Ursprungs (milione, ein großes Tausend), bekannt worden sei durch Marco Polo, der 1295 von seiner asiatischen Reise nach Venedig heimkehrte und in seinen Berichten von den Millionen so häufigen Gebrauch machen mußte, daß sein Reisebuch il Milione, er selbst Messer Marco Milioni, sein Haus corte del Milioni genannt wurde. So wenig ich in der Lage bin, meine von dieser Deutung abweichende Ansicht mit ausführlichen literarischen Nachweisungen zu belegen — ich verfüge augenblicklich nur über die erste Auflage von Fr. Diez' Grammatik der Romanischen Sprachen — so glaube ich doch, auch ohne weiteren gelehrten Apparat ein kurzes Wort über die Bezeichnung des Marco Polo'schen Reisewerkes als il Milione vorbringen zu dürfen. Zugegeben einmal, was ich nicht nachprüfen kann, daß Marco Polo in seinem Reisebuche von dem Wort Million auffällig häufigen Gebrauch gemacht habe, so ist es doch den für charakteristische Benennungen besonders begabten Italienern kaum zuzutrauen, daß sie den Beinamen oder Ehrennamen des genannten Reisewerkes aus einem so irrelevanten und wenig bezeichnenden Motive geschöpft haben sollten. Weit näher liegt es, bei der Bezeichnung eines Reisewerkes, das für seine Zeit staunenswerthe Entfernungen umfaßte, nicht an das Zahlwort mille, sondern an miglio als Grundwort für den Ausdruck milione zu denken. Darnach würde man Marco Polo's Reisebeschreibung ursprünglich il miglione das große Meilenbuch, das Buch der vielen Meilen genannt haben (Diez' Grammatik 2, S. 238 und 279), indem die Ableitungssilbe on und one recht eigentlich zur Steigerung und charakteristischen Hervorhebung des im Stammworte liegenden Begriffs dient. — Mit demselben Rechte konnte nun auch Marco Polo selbst il miglione, der Meilenmann, der Meilenheros genannt werden. — Darum hat man später Marco Polo selbst Messer Milioni und nicht Milione, sein Haus corte del (?) Milioni und nicht vielmehr Corte del Milione genannt, so wird das in einer Zeit geschehen sein, wo man den hübschen Sinn des ursprünglichen Miglione nicht mehr verstand, weil der Mann und sein Werk in Vergessenheit geriethen, und wo man das inzwischen allgemein gebräuchliche Zahlwort milione unbewußt unterschob.

Alfred Schöne, Erlangen.

Ausgegeben: 16. Juni 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Das neue Wien.

Kein müßiges Spiel mit Worten ist es, wenn man die bauliche Entwickelung Wiens seit 1858 mit dem langwierigen und schwierigen Umgestaltungsprocesse des Staates in Parallele setzt. Die verwandten Züge springen geradezu in die Augen und können doch nur bei oberflächlicher Betrachtung überraschen; im Gegentheil müßte es uns befremden, wenn ein einzelnes großes Werk frei geblieben wäre von Spuren jenes Widerstreits feindlicher Gewalten, welcher das Reich aus einer Krisis in die andere wirft und doch wieder diejenigen Lügen straft, welche baldige Auflösung für unabwendbar halten. Allerdings hört man häufig aussprechen, dies eben so kräftige als glänzende Aufblühen einer neuen Stadt in und aus der alten bilde in der That die Ausnahme, welche die Regel bestätigt, alles Talent, alle Energie, aller beharrliche Ernst habe sich auf dies eine Gebiet geworfen; und umgekehrt schöpft mancher bekümmerte Patriot Trost aus dem Anblick unserer Palast-Straßen und des bewegten Lebens, das in ihnen herrscht. Ist denn nicht dies Wien eine wahrhaft große Stadt und ist es dazu geworden durch die Gunst des Herrscherhauses, wie manche andere, oder nicht vielmehr als der natürliche Mittelpunkt eines großen Reiches? Zeigt uns eine Residenz, welche dem Hofe weniger zu danken hätte! Wien war eng und klein und dürftig in seinem Aeußeren, so lange es der Sitz eines unumschränkten Monarchen war und der Adel aller dieser weitgestreckten Länder sich um denselben schaarte; es thut kräftige Schritte auf der Bahn zur Weltstadt, seitdem ihm in jeder Provinz ein Rival großgezogen werden soll. Allen politischen Tendenzen zum Trotze übt die Stadt ihre unwiderstehliche Anziehungskraft; als Fabrik- und Handelsstadt wird sie fort und fort bedeutender, während man eben so ununterbrochen die politischen Attribute der Metropole zu beschränken sucht; das Reich erbebt bis ins Innere unter furchtbaren Schlägen, nur Wien scheint von den Erschütterungen nichts zu spüren oder dadurch in seinem Wachsthum nur gefördert zu werden; was in anderen Ländern nur durch das rücksichtslose Eingreifen der Staatsgewalt oder nicht einmal durch dies zu bewerkstelligen ist, das entsteht hier wie von selbst. Lehrt uns das alles nicht, daß der Zusammenhang zwischen den Völkern Oesterreichs viel stärker, als die Bewohner des

Landes selbst wähnen? Zeigt es nicht, daß die Kräfte, deren wir bedürfen, wohl vorhanden sind und daß man ihnen nur den Wirkungskreis und freie Entfaltung zu gewähren braucht?

Jede Begründung ist solchem Raisonnement durchaus nicht abzusprechen, nur darf man nicht zu viel daraus folgern. Die glückliche Lage an einem großen Strome und an der Grenze zwischen Deutschthum, Slaventhum und Magyarenthum, ja man könnte weiter gehen und sagen: zwischen Abend- und Morgenland wird dieser Stadt gewiß immer ihre Bedeutung wahren, selbst wenn einmal die Sprachgrenzen zu politischen werden sollten; ob aber die volkswirthschaftlichen Interessen im Stande sein werden, das Zerstörungswerk der nationalen und politischen Leidenschaften aufzuhalten, ist eine andere Frage, welche die heutigen Erfahrungen in Oesterreich eher zu verneinen als zu bejahen antreiben. Nur der blindeste Fanatismus konnte dem Wiener Organ der feudal-katholischen Partei die Phrase dictiren, Wien müsse wieder zur Provinzialstadt hinabgedrückt werden, und nichts ist alberner als die häufige Klage über die Begünstigung Wiens auf Kosten der Kronländer. Zu den zerrütteten Finanzen des Staates bildet bekanntlich die strenge Ordnung und Sparsamkeit im Hause der Habsburger den eigenthümlichsten Gegensatz. Seit Karl's VI. Tagen hat Wien die Vortheile, welche eine pracht- und kunstliebende Hofhaltung einer Residenz gewährt, vollständig entbehrt. Seit 1848 hat überdies ein großer Theil des Adels, welcher früher dem Hofe folgte, sich nach Mailand und Turin, nach Pesth, Prag u. s. w. zurückgezogen, während das Mißtrauen der regierenden Kreise gegen die revolutionär gesinnte Bevölkerung nur sehr langsam wich. Ein altes Vorurtheil hielt die Stadt innerhalb des Raumes fest, welchen sie schon mehr als hundert Jahre früher bedeckt hatte, während alle übrigen größeren Städte des Reiches sich nach ihrem Bedürfnisse ausdehnen durften. Erst zwanzig Jahre nachdem die Regulirung der Theiß in Angriff genommen worden, drang endlich der Gedanke durch, daß auch die Reichshaupt- und Residenzstadt, die wichtige Handels- und Fabrikstadt gegen Ueberschwemmungen sichergestellt werden müsse, und bei einem Haare hätte die bureaukratische Weisheit die Benutzung dieser nie wiederkehrenden Gelegenheit verhindert, gleichzeitig den Fluß der Stadt näherzurücken. Die städtischen Lasten sind unverhältnißmäßig hoch und bis auf diesen Augenblick kommt in Wien ein Landtags-Abgeordneter auf mehr als 30,000 Einwohner, in Reichenberg und Eger einer auf 2500 bis 2700. Aber so gut wie diesen offenkundigen Thatsachen Wien gegenüber, verschließt der nationale Eigensinn Auge und Ohr der Beweisführung, daß sein Wüthen gegen den Gesammtstaat ein Wüthen im eigenen Fleische ist.

Allein wir schweifen ab und müssen zu unserem Ausgange zurückkehren. Vorurtheil, alte Gewohnheit war es, was bis 1848 die natürliche Entwicke-

lung und Bethätigung der Volkskraft im Reiche und bis 1858 die natürliche Entwickelung der Stadt Wien gehemmt hatte. Von den Geschichtsschreibern der österreichischen Revolution ist bisher ein Umstand kaum genügend beachtet worden. Hier handelte es sich nicht bildlich sondern ganz eigentlich um die Sprengung von Fesseln. Der alte Staatsorganismus hatte keinen Raum für den täglich sich mehrenden Zuschuß an Kraft, an Drang nach Thätigkeit. Die Schulen und Universitäten entließen fort und fort Schaaren mehr oder weniger gebildeter junger Leute, welche für ihre Kenntnisse absolut keine Verwerthung fanden. Die Beamtencarriere war der langsame Hungertod, wenn nicht Protection sich ins Mittel legte, jede gewerbliche Thätigkeit stak in dem ärgsten Zunftzwange, lange Dienstzeit und schlechtes Avancement konnten nicht zum freiwilligen Eintritt in das Heer reizen, Wissenschaft und Kunst (mit Ausnahme der Schauspielkunst) fristeten ein kümmerliches Dasein. Alles stockte und verstockte, und der Schrei nach Freiheit in den Märztagen bedeutete zunächst Freiheit sich zu regen und zu bewegen, die man durch neue, andere Institutionen als die bisherigen zu erlangen hoffte. In der dumpfen Atmosphäre hatten politischer Dilettantismus und nationale Ueberspanntheit wohl gedeihen müssen, die dann in der Revolution das große Wort führten. Man stürzte aus dem Käfig heraus, da die Thür geöffnet worden, überstürzte alles, hatte zu keiner ernsten, überlegten Arbeit Geduld und so viel Talent, Enthusiasmus und Muth wurden fast nutzlos vergeudet.

Ein ganz ähnliches Schauspiel wiederholte sich zehn Jahre später. Die Wälle und Mauern aus der Türkenzeit, die schon gegen die Franzosen und dann gegen Windischgrätz keine Dienste mehr geleistet hatten, wurden trotzdem nicht nur conservirt, sondern noch durch neue Bastionen und Defensivkasernen verstärkt — natürlich nicht gegen äußere sondern gegen „innere Feinde". In diesen Steingürtel blieb der Kern der Stadt eingezwängt und ein mehrere hundert Schritte breites Glacis trennte ihn noch außerdem von den Vorstädten. Diese wuchsen in raschester Progression, aber der Sitz des Lebens war nach wie vor die innere Stadt, welche 1857 37 Häuser und 169 Einwohner *weniger* zählte als 1783, während die Gesammtbevölkerung in derselben Zeit von zwei- auf nahezu fünfmalhunderttausend gestiegen war und die Häuserzahl in den Vorstädten sich durchschnittlich verdreifacht hatte. Veraltete Baugesetze, bureaukratische Bevormundung, Steuerüberbürdung und schleppender Geschäftsgang kamen hinzu, um die Bauthätigkeit endlich ganz brach zu legen. Die Statistik liefert darüber unglaubliche Daten. In ganz Wien betrug in den 30 Jahren von 1826—1856 die jährliche Zunahme der Bevölkerung durchschnittlich 19, die der Wohnhäuser 7 pCt., von 1800—1856 stieg die Bevölkerung um 110, die Häuserzahl

um 40 pCt. Allerdings boten die Vorstädte in ihrem Innern wie an der Peripherie Raum genug für neue Ansiedelungen, aber theils wirkliche, theils eingebildete Bedürfnisse hielten die Mehrzahl ab, von solcher Gelegenheit Gebrauch zu machen. Mochten einzelne Vorstädte sich zusehends ausbreiten, mochten Fabriks- und Handelsthätigkeit mehreren von ihnen eine selbständige Bedeutung geben, der Sitz des Lebens blieb immer das kleine enge Centrum. Hier befanden sich fast sämmtliche Behörden und wissenschaftlichen Anstalten, hier alle Comptoirs, alle namhaften Ladengeschäfte; es ist bezeichnend, daß bis vor zehn Jahren in all' den 34 Vorstädten Wiens nicht eine Buchhandlung, nicht eine Wechselstube zu finden war. Zu Hause fühlte der Wiener sich eigentlich nur in der innern Stadt, nur da als Großstädter, und wer da eine winzige finstere Wohnung, vier oder fünf Stiegen hoch, mit der Aussicht auf einen wenige Schritte breiten Hof, innehatte, sah mitleidsvoll auf den Minderbegünstigten hinab, den seine Beschäftigung oder seine Vermögensverhältnisse nöthigten, in gesunderer Luft und bequemer zu wohnen, aber „in der Vorstadt", fast so mitleidig wie überall die Residenzler auf den „Provincialen". Es wurde wohl dann und wann darauf hingewiesen, daß diese innere Stadt vermöge ihrer Lage ganz geeignet sei, wie die Londoner City, auschließlich Comptoir und Bureau zu werden, daß aber die Wiener sehr unanständig seien, in dem Geschäftslocal auch noch wohnen zu wollen. Aber neben der gewaltigen Gewohnheit stand einer Reform im Wohnungswesen ein bedeutendes Hinderniß entgegen in dem breiten Glacisgürtel, den zu passiren in jeder Jahreszeit, bei Sonnenbrand, Wind und Schnee und Regen gleich lästig war, und in der äußersten Mangelhaftigkeit der Vorkehrungen für den Verkehr zwischen Stadt und Vorstädten. Das Lohnfuhrwerk ist in Wien jederzeit sehr gut aber auch so theuer gewesen, daß die Benutzung desselben als Luxus betrachtet werden muß. Außer den Fiacern und „Comfortables" gab es aber nur noch „Stellwagen" primitivster Art, welche von der Stadt aus nach den Dörfern der nächsten Umgebung fuhren, sich jedoch nicht eher vom Platze rührten, als wenn sie vollständig besetzt waren, und deren Unternehmer ihr Privilegium mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen das Publikum ausbeuteten. Das Verlangen nach regelmäßigen Omnibusfahrten für den Verkehr innerhalb der Stadt wurde als utopisch verlacht: dergleichen war ja in Wien nie erhört, war hier gar nicht möglich. Und als endlich der Wiener Kroll, Schwender in Fünfhaus, den Bann brach und Andere nachfolgten, währte es noch lange, bis der anständige Mensch nicht mehr seiner Würde etwas zu vergeben glaubte durch die Benutzung eines so wohlfeilen und plebejischen Verkehrsmittels.

Auch die sanitären und sittlichen Nachtheile eines Pferchsystems, welches aus der Wohnung lediglich eine Schlafstelle und zwar eine ungesunde machte,

blieben nicht unerörtert. War es doch nichts ungewöhnliches, daß wohlhabende Leute ihre Gäste in Räumen empfingen, in welchen maskirte Bettstellen das Hauptmobiliar bildeten. Von der Freude an der Wohnstätte, der behaglichen Einrichtung und Ausschmückung derselben und demgemäß von wahrer Häuslichkeit konnte nicht viel die Rede sein. Aber von derartigen Verhältnissen rückhaltlos zu sprechen, das ging bis in die Mitte der fünfziger Jahre nicht so leicht. Der Wiener war dazumal gewaltig hochmüthig. Des Rausches von 1848 schämte man sich wie eines Rausches, ein gesundes politisches Leben hatten wir nicht kennen gelernt, die papiernen Verfassungen waren vergessen. Was sollten uns auch dergleichen Spielereien, erfunden zur Belustigung anderer Völker? Oesterreich war ja der mächtigste, glücklichste Staat. Unsere Heere hatten Piemont zweimal niedergeworfen, waren, wenn auch weniger ehrenvoll, mit den Ungarn fertig geworden, hatten ohne Schwertstreich Preußen in die gebührenden Schranken zurückgewiesen, und als vollends Oesterreich, von Ost und West umbuhlt, endlich (um die christlichen Völker der Türkei ganz in die Arme Rußlands zu treiben) seine Truppen in die Donaufürstenthümer einrücken ließ und dafür von englischen und französischen Journalen gepriesen, von preußischen der eigenen Regierung als Muster aufgestellt wurde: da schienen ja die Tage Metternichs wiedergekommen zu sein, versteht sich in verbesserter Auflage. In jenen Tagen war es, als die Türkei die Auslieferung eines Flüchtlings, ich glaube des „Generals“ Türr, verweigerte und Herr Kuranda in seiner „Ostdeutschen Post“ pathetisch erklärte, nun habe die letzte Stunde des Osmanen in Europa geschlagen: wenn sie Oesterreich reizten, so könne nichts sie retten. In den „Volksstücken“ war „das neue Oesterreich“ das dritte Wort, bei welchem das Publikum eben so regelmäßig aufjubelte wie jetzt bei jeder plumpen Anspielung auf die Verlegenheiten und das Unglück des Reiches. Wer an und in diesem Lande etwas tadeln, wohl gar ausländische Einrichtungen zur Nachahmung empfehlen wollte, riskirte in den Ruf eines Landesverräthers zu kommen, und benutzte er gar die Journalistik für seine Auslassungen, so bekam er es nicht allein mit der hohen Preßpolizei, sondern auch mit der patriotischen Presse à la „Hans Jörgel von Gumpoldskirchen“ zu thun. Beide fanden damals alles unverbesserlich und traten mit gleicher Entschiedenheit für die heimischen Cigarren, Straßenbeleuchtung und Straßenpflasterung wie für die Armee und Verwaltung ein. Konnte irgend ein alter Zopf unter gar keinen Vorwande gerechtfertigt werden, so war es wenigstens unmöglich ihn abzuschaffen, z. B. die heitere Einrichtung, daß die Häusernummern nicht in jeder Gasse, sondern nur in jedem städtischen Bezirk mit 1 anhoben. Hatte eine Vorstadt dreihundert Häuser und es wurde ein neues gebaut, so erhielt es Nr. 301. So geschah es, daß drei Häuser

neben einander Nummern aus drei verschiedenen Hunderten trugen, dafür aber auch in derselben Gasse eine und dieselbe Nummer dreimal vorkommen konnte, weil jene drei „Gründe" berührte. Das war allerdings nicht ganz in der Ordnung, aber eine Aenderung würde ja zahllose „Umschreibungen" in den Grundbüchern erfordert haben, und deshalb mußte es schon so bleiben.

Doch endlich wuchs die Noth über allen Schlendrian und allen Patriotismus hinaus. Mit jedem Zinstermin (deren es vier und zwar patriarchalisch nach Heiligentagen bestimmte gab: 2. Februar, 24. April, 25. Juli, 29. September) blieben hunderte von Familien obdachlos, die Baugewerbe lagen vollständig darnieder, die Wohnungspreise und der Uebermuth der Hausbesitzer wurden unerträglich. Unleidlich war der Zustand, das gestand sich endlich Jeder ein, die Zeitungen konnten nicht umhin, die Frage in Ernst und Scherz zu ventiliren, und ein Journalist, Bernhard Friedmann, erwarb sich das Verdienst, die „Wohnungsnoth" in ihrem ganzen Zusammenhange gründlich zu erörtern. Bei alledem glaubte Niemand recht an baldige Abhülfe, das Schreiben des Kaisers an den Minister Bach, welcher die Demolirung der Wälle und die Verbauung des Glacis anordnete, überraschte am Morgen des 25. December 1857 die Bevölkerung ebenso wie die politische Bewegung in den Märztagen von 1848.

Und mit eben solcher Hast wurde ans Werk gegangen. Das Demolirungswerk konnte gar nicht geschwind genug betrieben werden, am liebsten hätte das Publikum selbst mit Hand angelegt, und neue Häuser entstanden, bevor ein Plan für die Stadterweiterung festgestellt, bevor der neue Baugrund nivellirt worden war. Das Bedürfniß zeichnete den Gang, welchen die Erweiterung zu nehmen hatte, deutlich genug vor. Zwischen der Stadt und den Hauptverkehrsadern der Vorstädte mußte die Verbindung hergestellt werden, die Wege über das Glacis mußten sich in Häuserzeilen verwandeln, in den Zwischenräumen konnten Squares erhalten, die weitere Verbauung konnte den weiteren Bedürfnisse überlassen werden; die Basteien vollständig abzutragen war durchaus nicht nothwendig, sie brauchten nur häufiger und breiter als bisher durchbrochen zu werden, die alten Wälle boten die schönste Grundlage für Terrassenanlagen, welche in Verbindung mit dem Spazierwege auf der Höhe mitten in der Stadt dem neuen Wien einen unvergleichlichen Reiz und Vorzug verliehen haben würden, und der Architect Vandermüll hatte auch das Problem der Stadterweiterung in diesem Sinne zu lösen gesucht; ein anderer, Ludwig Förster, betonte vor allem die Nothwendigkeit, die Stadt dem Strome näherzurücken, projectirte eine Regulirung des letzteren, Hafenanlage, und Ausdehnung Wiens gegen die Donau. Beide Pläne wurden prämiirt, acceptirt keiner von beiden, aus diesen und einem dritten

sollte (nach alter Unsitte) ein neuer „ämtlich" festgestellt werden, der denn auch, so viel bekannt, bis auf den heutigen Tag nicht fertig geworden ist.

Die practischen Bedürfnisse drängten auch gar nicht, auf ein systematisches Vorgehen bei dem großen Werke verzichtete man gern, das Nothwendigste war, daß Wien einen „Boulevard" erhielt, denn weiter fehlte ihm ja nichts, um Paris gleich zu sein! Kaum daß die Linie der künftigen Ringstraße ungefähr bestimmt worden war, so fingen in dem alten Festungsgraben Erdarbeiter und Maurer an zu wirthschaften an und Häusercolosse stiegen empor, welche beinah eben so viele Stockwerke unter wie über der Erde haben, architectonisch ganz auf der Höhe der alten „Zinscaserne" stehen und zur Verminderung der Wohnungsnoth gar nichts beigetragen haben, weil das kostspielige Bauen aus der Tiefe herauf alle Begünstigungen an steuerfreien Jahren u. s. w. aufzehrte. Und von der langen Reihe öffentlicher Gebäude, welche jenes kaiserliche Handschreiben in Aussicht stellte, Universität, Bibliothek, Archiv, Museen u. s. w. u. s. w., wurde vor allen das Opernhaus begonnen, dessen Bau sieben Jahre und sieben Millionen in Anspruch nahm, und das, als endlich das Niveau der Ringstraße hergestellt war, zu allgemeinem Schrecken tief unter demselben sich befand. Von höchster Bedeutung war dieser Bau freilich als eine Schule für alle Künste und Handwerke, welche zur Architektur in Beziehung stehen, und seit undenklicher Zeit fast gar keine Gelegenheit gehabt hatten, ihre Kräfte zu prüfen. Je nachdem das Abtragen und Ausfüllen fortschritt, wurden „Baugruppen" zum Kaufe ausgeboten, immer zunächst mit Berücksichtigung der Ringstraße. An den bestgelegenen Plätzen erhoben sich Paläste, darunter Bauwerke von tadelloser Schönheit und Großartigkeit, aber zwischen ihnen klafften die weiten Lücken, Räume, welche für künftige (sehr künftige!) Staatsbauten reservirt wurden, oder Gründe, welche keine Käufer lockten. Als ein Halbdutzend Jahre und länger gebaut worden war, standen auf den meisten Strecken die fertigen Häuser noch wie die Tracirungsstangen da, um sie her wüste Plätze, auf denen sich keine Hand rührte; was stand, bot eine Musterkarte aller erdenklichen Style, rein, vermischt und verdorben; die Verkaufslocale in den Erdgeschossen blieben unbenutzt oder wechselten in kurzen Fristen ihre Inhaber, denn auf der breiten Straße promenirten wohl an Winternachmittagen und Sommerabenden die Wiener wie ehemals auf den Basteien und die Omnibus nahmen dort vorgeschriebenermaßen ihren Weg, aber Leben hatte darum die Straße doch nicht, sie blieb eine Luxusstraße und schien, wie man sich melancholisch zuflüsterte, niemals fertig werden zu wollen.. Der ersehnte Boulevard zeigte deutlich, daß das große Werk der Stadterweiterung die Bevölkerung völlig unvorbereitet getroffen hatte, daß es planlos und überstürzt in Angriff genommen worden war — wie damals die Staatsreform. Aber die Gebäude

ließen sich nicht wegdecretiren wie die Verfassung von 1849, die Festungswerke sich nicht wieder herstellen, — man mußte sich wieder einmal darauf verlassen, daß „das sprüchwörtliche Glück Oesterreichs“ zum Theil gut machen werde, was die Menschen verkehrt angefangen hatten. Und es ließ den guten Glauben wieder einmal nicht im Stich.

Der Erlös aus den neuen Baugründen fließt in den „Stadterweiterungsfonds“, aus welchem die Kosten der Demolirungen, Aufschüttungen u. s. w. bestritten werden und dessen Ueberschüsse die Gelder für die projectirten Staatsbauten liefern soll. Die Verwalter dieses Fonds waren vor allem darauf bedacht, die Bauplätze hoch im Preise zu halten. Alle Vorschläge, die üblichen Häusercolosse in den neuen Stadttheilen durch Familienhäuser zu ersetzen, durch ein System von Vorgärtchen auch in Wien wie in vielen deuschen Städten, welche erst in neuerer Zeit ihre Festungswerke verbaut haben, für den anmuthigeren Aspect und zugleich für die Gesundheit zu sorgen, fanden daher an dem genannten Fonds ein unüberwindliches Hinderniß. Der Baugrund wurde so theuer berechnet, daß auch der reichste Bauherr vor dem Gedanken zurückschrecken mußte, einige Klafter davon lediglich dem Vergnügen zu opfern. Je mehr Stockwerke, desto eher konnte ein Haus sich rentiren; die Empfindung, daß nur der ein wirklicher Hausherr, der in seinem Hause keine fremden Miether hat, war ohnehin den Wienern längst so sehr abhanden gekommen, daß sogar alte hochadelige Familien neben sich in ihren Stadtwohnungen Leinwandhandlungen und Börsencomptoirs dulden; den theuren Bauplatz, die durch die neue Thätigkeit naturgemäß in die Höhe getriebenen Arbeits- und Materialienpreise, die Kosten für architectonischen Schmuck und die größere Bequemlichkeit der inneren Einrichtung — alles repartirte man auf den Miethzins. Die vermögenden Classen gewannen Geschmack an geräumigen, luxuriösen Wohnungen. Die Verbreiterung von Straßen und Plätzen in den alten Stadttheilen verringerte fortwährend die Zahl der Wohnungen, welche bescheidenen Bedürfnissen und Mitteln entsprachen, auf die in den neuen Gebäuden absolut keine Rücksicht genommen wurde. Das Zuströmen aus den Kronländern nach der Hauptstadt wurde hier durch die bedenklichen Verhältnisse in verschiedenen Provinzen, insbesondere die nationalen Wirren noch ungewöhnlich befördert. Der Aufschwung von Handel und Verkehr und das rasch sich ausbreitende Associationswesen nahmen vor allem Raum in Anspruch. Genug, anstatt die Wohnungsnoth zu beseitigen, hatte die Stadterweiterung dieselbe mittelbar noch vermehrt. Wieder erhob sich der allgemeine Ruf nach Abhülfe, und er hatte die Gründung von Baugesellschaften zur Folge, welche freilich ihren wahren Zweck bisher gänzlich unbeachtet gelassen, weder des Mittelstandes noch der Arbeiter sich angenommen, wohl aber der Bauthätigkeit einen neuen Impuls gegeben haben.

Der Beginn ihrer Thätigkeit fiel zusammen mit der schwindelreichen Epoche der Gründung von Banken und Gesellschaften für alle vorhandenen und eingebildeten öffentlichen Bedürfnisse. Tausende büßten, ungewarnt durch die Mahnungen einzelner Blätter und die Erfahrungen der Jahre 1855 und 1856 in der neuen Actienepidemie all ihr Hab und Gut ein, aber Hunderte wurden dabei reich über Nacht, und behielten Besonnenheit genug, das durch Papier Gewonnene in Grund und Boden und Stein und Mörtel sicher und rentabel anzulegen. Und so bedeckten sich wie durch ein Wunder die wüsten Strecken im Nordwesten der innern Stadt mit neuen Häuserzeilen, füllten sich die Lücken in der Umgebung der Ringstraße, und abgesehen von den für öffentliche Gebäude reservirten Plätzen ist gegenwärtig beinah der ganze durch Abbruch der Basteien, Ausfüllung der Gräben und Nivellirung des Glacis gewonnene Raum in Stadt verwandelt. Doch dem Bedarf ist mit alledem noch lange nicht genug geschehen. Fort und fort verwandeln sich in den Vorstädten alte niedrige Häuser in neue „Zinspaläste", werden die letzten Reste der einst so zahlreichen Gärten aufgezehrt, und sieht sich der kleine Beamtenstand vor die „Linie" hinausgedrängt, in die reichbevölkerten „Vororte" welche eigentlich längst Theile von Wien geworden sind und sich nur gegen die Aufnahme in den Verband der Stadt sträuben, weil sie damit auf die Mahl- und Schlachtsteuerfreiheit verzichten müßten.

Eine deutsche Pontusfrage.

Auch wir haben unsere „Pontusfrage". Rußland hat sich von einer Fessel des Pariser Friedensvertrages gelöst, die es mit seiner souveränen Würde nicht vereinbar erachtete. Sollte mit der Würde des neuen Reichs ein Zustand vereinbar sein, den es aus dem Jammer des 30jährigen Krieges überkommen hat, und den zu beseitigen es dem bisherigen Deutschland an Kraft und Muth gebrach?

Als im Sommer des vorigen Jahres die französischen Panzergeschwader ihre Odysseusfahrten bis in die Ostsee ausdehnten, wurde unter den exponirtesten Punkten in erster Linie die Wohlenberger Wiek, am Eingang zum Hafen von Wismar, genannt. Die Vorzüge der durch Sicherheit und Wassertiefe gleich ausgezeichneten Wismar'schen Bucht als eines zum Kriegshafen sowohl, als auch für eine Ausschiffung bedeutender Landungstruppen in jeder Beziehung vortrefflich geeigneten Küstenpunktes sind oft genug von Fach-

schriftstellern beleuchtet, daß wir in interessirenden Kreisen das richtige Verständniß derselben voraussetzen dürfen. Die Möglichkeit einer feindlichen Landung gerade in der Wismar'schen Bucht wurde denn auch an maßgebender Stelle gebührend gewürdigt, und schon Ende Juli v. J. begann in Wismar und Umgegend ein erhöhetes militärisches Treiben, stärker und nachhaltiger, als es die für ganz Deutschland angeordnete Mobilmachung der deutschen Heere allein hätte veranlassen können. Zug auf Zug langten die zum Schutz des bedrohten Küstenpunktes bestimmten Regimenter an, Batterie auf Batterie der schwersten Festungsgeschütze rasselte durch die sonst so stillen Straßen der alten Hansestadt dem Hohen-Wieschendorfer Ufer zu, um die benachbarte Wohlenberger Wiek gegen einen feindlichen Ueberfall zu sichern, und tausende von Arbeitern wurden in der Stadt und Umgegend aufgeboten, beim Schanzenbau mit Hand anzulegen und die Arbeit der Pioniere zu fördern. So entstanden in kürzester Frist die colossalen Strandbatterien, welche die feindlichen Panzerschiffe in gebührender Entfernung von der Küste hielten und im Stande gewesen wären, jeden Versuch einer Landung zu vereiteln, wenn eine solche überhaupt im Plan der französischen Kriegführung gelegen hätte.

Aber beim Bau dieser Schanzen waren nicht nur militärische Rücksichten zu nehmen. Die früher stipulirte Neutralität des Wismar'schen Gebiets war zu respectiren. Glücklicherweise ist dieses ringsum derart von dispositionsfreiem Gebiet umgeben, daß der militärische Zweck, trotz jener Schranken erreicht werden konnte. Selbst auf der, Wohlenberg gegenüber liegenden, einst gleich Wismar schwedischen Insel Pöl finden sich an den entsprechenden Punkten Exclaven, die niemals von der schwedischen Herrschaft ergriffen waren, sondern ehemals dem Hospital zu Lübeck gehörten und daher gleich dem an die Herrschaft Wismar angrenzenden Festlande im Interesse des deutschen Küstenschutzes in den Bereich der militärischen Anordnungen gezogen werden durften. Aber immerhin waren diese durch die von der Diplomatie vorgezeichneten Schranken genirt. Politische Abmachungen aus Olims Zeiten kamen hier unerwartet zu practischer Bedeutung, auf deren Ursprung wir kurz zurückgreifen müssen.

Im westphälischen Frieden wußte Schweden in richtiger Würdigung des politischen und wirthschaftlichen Werthes bequemer Fluß- und Hafenzugänge sich außer Bremen, Verden und Pommern auch den Besitz des ausgezeichneten Ostseehafens Wismar zu verschaffen. Alle diese Erwerbungen sind eine nach der andern für die Krone Schweden wieder verloren gegangen. Ehe sie noch Pommern aufgab, hatte sie sich im Jahre 1803 dazu verstanden, Stadt und Herrschaft Wismar, ein Gebiet von ca. drei Quadratmeilen, an Mecklenburg zu restituiren. Der neuerlich wiederholt betriebene Länderschacher wurde damals unter der Form eines Pfandvertrags verdeckt: gewiß

nicht weil Schweden moralisch Anstoß daran nahm, Stadt und Herrschaft Wismar um den wohlbehandelten Preis von mehr als einer Million Thaler pure an Mecklenburg zu verkaufen, sondern die schwedische Regierung mochte bei der nur bedingungsweise zugestandenen Abtretung Wismars an Mecklenburg von ähnlichen Motiven geleitet werden, wie sie noch in neuerer Zeit bei ihren Entschließungen wirksam wurden, indem Schweden als letzten Rest seines früheren Besitzstandes in Deutschland die Ausübung des eigenen Postregals in den Hansestädten mit äußerster Zähigkeit festhielt. Genug, statt Wismar einfach an Mecklenburg zurückzuverkaufen, verpfändete Schweden dasselbe durch einen förmlichen contractus antichreticus dem Herzog von Mecklenburg und seinen Nachfolgern auf 100 Jahre unter Hinzufügung der Clausel, daß, falls nach Ablauf derselben, also 1903 der Pfandschilling von Schweden nicht mit Zinseszins zurückgezahlt werde, der Pfandvertrag als auf fernere 100 Jahre geschlossen gelten solle. Was etwa nach Ablauf auch dieser Frist weiter aus Pfandobject und Pfandsumme werden solle, ist in dem betreffenden Malmöer Tractat von 1803 nicht gesagt und müßte also event. nach allgemeinen juristischen Regeln entschieden werden. Jedenfalls haben die Zinseszinsen des ursprünglichen Capitals aber schon im Jahre 1903 eine solche Höhe erreicht, daß Schweden niemals daran denken wird, seine verpfändete Herrschaft Wismar wieder einzulösen. In dieser Beziehung mag also „lieb Vaterland ruhig sein.“ Daß Wismar jemals wieder an die Krone Schweden zurückfallen sollte, ist nicht zu befürchten. Im Laufe der Jahre sind sogar die als Schifferzeichen am Eingang in den Wismar'schen Hafen aufgestellten Markpfähle, mit grell bemalten Brustbildern geziert und im Volksmund als Wahrzeichen der Wismar'schen Rhede „die alten Schweden“ genannt, die jeder passirende Fischer ehrerbietig salutirte, durch moderne Tonnen und Besen ersetzt und als letztes Wahrzeichen der Schwedenzeit sind höchstens noch die an einzelnen öffentlichen Gebäuden angebrachten Namenschiffern der schwedischen Könige zu erwähnen, es sei denn, daß man außer einzelnen Localbenennungen, wie Schwedenschanze, Schwedenkuhle u. s. w. noch die bei Rechtsgeschäften über fiscalische Grundstücke regelmäßig im Contract ausdrücklich „vorbehaltenen Rechte der Krone Schweden“ hierher zählen wollte.

Gleichwohl mag dem Idealpolitiker der Gedanke immerhin ein beklemmendes Gefühl verursachen, daß einer der besten deutschen Ostseehäfen, rings umschlossen von deutschen Reichslanden, dem Kaiserreich nur pfandweise angehören soll, kaum anders, als der Perlenschmuck dem Pfandleiher, der dem Eigenthümer darauf gegen Wucherzins eine Geldsumme vorstreckte.

Doch den Realpolitikern der Gegenwart mögen solche Bedenken nicht aufkommen. Sie mögen sich damit zufrieden geben, daß durch die factischen

Verhältnisse jede Möglichkeit, eine Perle des deutschen Ostseestrandes, wie Wismars Hafen, jemals dem Diadem des deutschen Kaisers zu entreißen, ausgeschlossen ist. Und damit würden auch wir uns zufrieden geben, wenn der Malmöer Vertrag nicht die leidige Clausel enthielte, die den Wismar'schen Hafen neutralisirt und in ihrer bis auf den heutigen Tag unbestrittenen Wirksamkeit wohl geeignet ist, Collisionen zwischen den Interessen des deutschen Reichs und seiner nordischen Nachbarn zu veranlassen. Verbietet diese Clausel uns doch, jene Perle in uns beliebiger Weise zu fassen.

Während der schwedischen Herrschaft wurde Wismar mit großem Aufwande in eine der stärksten Festungen damaliger Zeit umgewandelt. Wenn auch die wiederholten Belagerungen derselben regelmäßig mit einer Capitulation endigten, so bildete der feste Platz doch für die Operationen der schwedischen Kriegsmacht einen wichtigen Stützpunkt, dessen Bedeutung dem Gegner nicht entgehen konnte. Rußland benutzte daher die precäre Lage, in die Schweden durch den nordischen Krieg gerathen war, daß die nach der letzten Eroberung 1716 geschleiften Festungswerke der Stadt Wismar nicht wieder hergestellt und daß namentlich Hafen und Rhede von Wismar niemals in eine Flottenstation oder einen förmlichen Kriegshafen verwandelt werden dürften. Die Wismar'sche Bucht würde also, so weit sich die schwedische Herrschaft über dieselbe erstreckte, optima forma oder vielmehr pessima forma neutralisirt; denn die Neutralisirung war nur eine einseitige, die wohl den Besitzer des Hafens hinderte, denselben für Kriegszwecke sich nutzbar zu machen, nicht aber die offene Bucht gegen feindliche Angriffe schützte.

Durch den Vertrag von Malmöe trat 1803 der Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg in die vom König von Schweden in Stadt und Herrschaft Wismar besessenen Souveränitätsrechte, aber, nemo in alium plus juris transferre potest quam ipse habet, Mecklenburg mußte sich dieselben Beschränkungen des Dispositionsrechts über den Wismar'schen Hafen zu Kriegszwecken gefallen lassen, die Schweden auferlegt waren, und um alle Zweifel in dieser Hinsicht auszuschließen, wurde die bezügliche Clausel ausdrücklich in den Pfandcontract aufgenommen.

So lange Mecklenburg nach der Wiedererlangung Wismars noch dem im Hinscheiden begriffenen deutschen Reich angehörte, ebenso während der Zeit des Rheinbundes und später des deutschen Bundes, mochte diese Beschränkung wenig zu bedeuten haben. Aber sobald die nationalen Bestrebungen der preußischen Politik zu Tage traten und mit ihnen der Plan, eine „preußische“ Flotte zum Schutze der deutschen Küsten zu gründen, lenkte sich auch die Aufmerksamkeit auf die eigenthümliche staatsrechtliche, internationale Stellung Wismars und mehr noch mußte dieselbe in den Vordergrund treten, seitdem Mecklenburg und mit ihm Stadt und Herrschaft Wismar dem nord-

deutschen Bunde, modo deutschen Reich einverleibt worden. In vielfach bemängelter Weise wurde während des Friedens der vorsorgliche Schutz dieses wichtigen Küstenpunktes durch entsprechende Befestigungen verzögert. Verstiegen sich aber ja einmal die Hoffnungen Wismars so weit, in seinem Hafen dermaleinst eine Flottenstation errichtet zu sehen, so verwies man sie mit Recht auf die Bestimmung des Malmöer Vertrags, der die Gewährung dieser für das bürgerliche Wohl übrigens zweifelhaften Begünstigung verbot.

Und so mußten denn auch die jetzt zum Schutze der Wohlenberger Wiek vor dem Eingang zum Wismar'schen Hafen angelegten Befestigungen sich durchaus auf das an die Herrschaft Wismar angrenzende, dem Malmöer Vertrag nicht unterliegende großherzogliche Domanial- resp. ritterschaftliche Gebiet beschränken. Möglich, daß trotz dieser Respectirung und Meidung der Grenzen des schwedisch-wismarischen Territoriums den militärischen Interessen bei Anlage der Küstenbefestigungen vollständig Rechnung getragen werden konnte; möglich endlich, daß, sollte jemals die Anlage eines Kriegshafens in der Wismar'schen Bucht wünschenswerth erscheinen, die Wohlenberger Wiek vollständig genügen mag — wie denn der Abgeordnete Harkort-Hagen s. Z. in einer eigenen Denkschrift über die Vorzüge der Wismar'schen Bucht als Kriegshafen ausdrücklich den Malmöer Vertrag bei seinen Vorschlägen berücksichtigte und lediglich die Befestigung der Wohlenberger Wiek, ohne Berührung Wismar'schen Gebiets empfahl — immerhin und trotz alledem halten wir das anomale Verhältniß, daß das neue Reich die Sünden des alten Reichs büßen und in seinen militärischen Dispositionen durch Rücksichten auf irgend eine auswärtige Macht beschränkt sein soll, für beklagenswerth. Ist die internationale Zwitterstellung Wismars eine fortwährende Erinnerung an die Schmach des westphälischen Friedens, der den Fremden Thür und Thor öffnete zum Heiligthum des deutschen Reichs, so sind die auf die Neutralität Wismars und Lahmlegung seiner maritimen Bedeutung gerichteten Bestimmungen des Malmöer Vertrags die practische Consequenz der rechtlich fortdauernden Zugehörigkeit Wismars zu Schweden, eine Consequenz, die um so bedeutsamer erscheint, als die Frage der militärischen Verwerthung der Vorzüge seines Hafens auch nach dem Friedensschluß offen bleibt und ihre Erledigung doch allein im Hinblick auf die Interessen Deutschlands und seiner Küstenvertheidigung erfolgen, nicht aber durch den Einspruch Schwedens oder irgend einer anderen Macht bedingt werden darf. Wir erwarten von dem Bundeskanzler nicht, daß er das Beispiel seines Petersburger Collegen nachahme und den Malmöer Vertrag ohne Weiteres zerreiße, aber wir erwarten vom Mehrer des Reichs, daß er Gelegenheit suche und Mittel und Wege finde, die versetzte Stadt und Herrschaft Wismar als in-

tegrirendes Glied dem deutschen Reichsverband wieder einzufügen und das unnatürliche Verhältniß zu lösen, das — wahrlich auch nicht zum wirthschaftlichen Vortheil dieses von der Natur so hochbegünstigten Handelsplatzes — der willkürlichen Entwickelung der deutschen Küstenvertheidigung Schranken setzt. Daß die Diplomatie bei ernstlichem Willen solche Mittel und Wege zu finden weiß, um auf loyalem Wege einen internationalen Vertrag zu lösen, dessen thatsächliche Voraussetzungen im vorliegenden Fall ohnehin längst verschoben sind — das hat gerade die Politik des Bundeskanzlers noch neuerdings gezeigt, als es galt, Mecklenburg aus den Fesseln des französisch-mecklenburgischen Handelsvertrags zu befreien, um seinen Eintritt in den Zollverein zu ermöglichen, und dasselbe zeigte jüngst die in London in Scene gesetzte Comödie. Die deutsche Diplomatie mag vor der Hand brennendere Fragen zu erledigen haben. Aber wir erwarten, daß sie den Malmöer Vertrag darüber nicht aus den Augen verlieren und darauf Bedacht nehme, die Neutralisirung des „deutschen Pontus" zu beseitigen. D.

Zur Beurtheilung des Wiener Congresses.

I. Entscheidende Kräfte.

Bei einem Gespräche zwischen den Kaisern von Rußland und Oesterreich, welches gegen Weihnachten 1814 in Wien gehalten wurde, kamen mehr zufällig als absichtlich die Grundsätze der Länderabtretung im modernen Europa zur Erörterung. „Wir Fürsten," sagte Alexander I. mit Bezug auf Sachsen, dessen Vereinigung mit Preußen er befürwortete, „wir Fürsten müssen uns im gegenwärtigen Falle nach dem Wunsche des Volkes richten, und das sächsische will nicht getheilt sein." „Das ist eine mir unverständliche Doctrin," erwiederte Franz; „nach der meinigen kann vielmehr ein Fürst, wenn er will, einen Theil seines Landes abtreten, nur nicht sein ganzes Land und sein ganzes Volk. Wenn er abdankt, so geht sein Recht auf seine Erben über, welche desselben zu berauben er nicht die Macht, noch Europa die Befugniß hat." „Das entspricht nicht der Aufklärung des Jahrhunderts," rief Alexander. „Es ist meine Ansicht," sagte Franz, „und muß die aller Fürsten, und demgemäß auch die Ihrige sein. Meinerseits werde ich nie von ihr lassen."[1])

[1]) Privatschreiben Talleyrand's an Ludwig XVIII. dd. 24 December 1814, mitgetheilt (und S. 359 als unmittelbare eigene Aufzeichnung erwiesen) von Hrn. v. Haussonville in der Revue des deux mondes 1862, Band 39, S. 379. Talleyrand nennt seine

Man wird sagen dürfen, daß diese Aeußerungen zunächst Wirkung und Rechtfertigung der politischen Vergangenheit beider Fürsten sind. Alexander hatte die Bedeutung der Völkerwünsche, ganz abgesehen von der erbitterten Erhebung seiner Russen im Jahre 1812 gegen den napoleonischen Einbruch, noch neuerlich und gründlich bei seinen nächsten Planen kennen gelernt: er hatte im vorigen Jahre (1813) die Hoffnungen der Polen unter seiner Führung zu erfüllen gesucht[2]) und im letzten Sommer (1814) hatte er sich dem ganz entgegengesetzten Begehren der Russen anbequemen müssen[3]). Kaiser Franz seinerseits hatte in seinen Kriegen gegen Napoleon von dem Rechte der Landabtretung, wie er es faßte, weiten und wiederholten Gebrauch gemacht.

Wer wollte sich aber verhehlen, daß für den Gang des Congresses von 1814—1815 nicht bloß die beiden Gegensätze jenes Gespräches maßgebend waren. Gewiß werden die großen Völkerwünsche und fürstlichen Rechtsansprüche, wie sie hier zum Ausdrucke kamen, immer als die mächtigsten Factoren im Leben unserer europäischen Monarchien gelten müssen; aber für die Verhandlungen des ersten eigentlich europäischen Congresses gab es doch noch andere kaum weniger wirksame Elemente.

Als der vielleicht wirksamste unter den großen Factoren erschienen einem so kalten Beobachter wie dem französischen ersten Gesandten die vor dem Congresse von den Mächten eingegangenen Verpflichtungen. Die entscheidende Frage, welche er den Engländern vorlegte, als sie wenige Tage nach jenem Gespräche der beiden Kaiser zögerten, einen Vertrag mit ihm einzugehen, lautete daher: „Wollt Ihr stets die Männer von Chaumont bleiben?"

Einen Monat vor dem Ende des Kampfes, von Oesterreich, England, Preußen und Rußland gegen Napoleon I. geschlossen (1. März 1814), war der Vertrag von Chaumont in der That fortwährend in Kraft. Er bildete für die vier großen Mächte den Ausgangspunkt ihrer Verhandlungen nach errungenem Siege. Schon bei der ersten Publication von Acten des Wiener Congresses, am 8. December 1814, erschien daher das Instrument jenes

---

Quelle für jenes Gespräch nicht; vielleicht verdankt er die Mittheilung seiner Nichte, der Herzogin von Sagan, von deren Bedeutung noch zu sprechen ist. Zweifel an der Genauigkeit seiner Mittheilung dürften um so weniger am Platze sein, als die sonst bekannten persönlichen Anschauungen und die Sachlage mit derselben stimmen.

[2]) „Sie selbst müssen mir helfen, meine Plane den Russen schmackhaft zu machen und die Vorliebe für die Polen rechtfertigen, die man an mir kennt und die sich auf alle ihre Lieblingsideen erstreckt." Alexander I. an Fürst Adam Czartoryski 1. u. 3. Jan. alten Stils 1813, eigenhändig bei Bignon, hist. de France XI. 413.

[3]) Th. von Bernhardi, Gesch. Rußlands I, 10. flg.

Vertrages an ihrer Spitze[4]). Frankreich seinerseits hatte, entgegen dem Wortlaute des öffentlichen Pariser Friedensschlusses, jenem älteren Vertrage entsprechend, insgeheim auf Theilnahme an der Verfügung über die von ihm abgetretenen Gebiete im Einzelnen verzichten müssen[5]). Schon wenige Wochen später (29. Juni) schlossen dann die vier Mächte in London Zusatzconventionen zu ihrem bewährten Bunde von Chaumont ab[6]). Und trotz aller inzwischen eingetretenen Verstimmungen und aufgetauchten Plane kamen sie einfach auf denselben zurück, als Napoleon von Neuem in Frankreich gelandet war[7]): noch in einem um zwei Monate jüngeren Protocolle erklären sie dessen Inhalt für den Ausgangspunct ihrer Handlungen[8]): er durchzieht mit seinem Einflusse den ganzen Congreß.

Und auch der Pariser Friedensschluß selbst, so viel er noch unentschieden ließ, hatte doch an offenen und geheimen Bestimmungen nicht Weniges gebracht, woran sich schlechterdings nicht mehr ändern ließ. Unter jenen sicherte der sechste Artikel föderative Einigung der unabhängigen deutschen Staaten, Selbstregierung der unabhängigen Schweiz, Bildung souveräner Staaten in Italien; Oesterreichs dortiger Besitz war in den geheimen Artikeln fixirt worden; dazu war die Erwerbung Genua's durch Sardinien, die Verbindung Belgiens mit Holland und die Verwendung der Rheinlande zu Entschädigungen, namentlich Preußens, gegen Frankreichs Einsprache gewahrt und nicht minder unwiderruflich, ohne Widerspruch zu erfahren, konnte daher einmal Oesterreich durch Metternich's Mund den übrigen Unterzeichnern des Pariser Friedens erklären, den Inhalt desselben zu vervollständigen sei die eigentliche Aufgabe des Congresses[9]).

---

[4]) Und doch konnte der Herausgeber Klüber (Acten des W. C. VIII. 268) gewiß mit Recht von sich rühmen, „daß kein Hof, den Wiener ausgenommen, so viel von Congreßacten beisammen habe, als er."

[5]) Geheimer Zusatzartikel A, 1 des Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 (Neumann, recueil. Leipzig 1856. II. 474). Das hier in Aussicht genommene „wirkliche und dauerhafte Gleichgewicht", welches der Congreß „auf den von den Mächten unter sich festgesetzten Grundlagen" bringen soll, ist eben schon in der Einleitung und im 16. Artikel des Tractates von Chaumont und zwar zugleich mit der zwanzigjährigen Dauer desselben zugesagt, figurirt auch in der Einleitung des Teplitzer Vertrages vom 9. Septbr. 1813 (Neumann II. 372).

[6]) Klüber, Acten des W. C. VIII. 59.

[7]) Bei dieser Erneuerung vom 25. März 1815 spricht Wellington amtlich von der „Inconvenienz, einen gänzlich neuen Vertrag abzufassen" (ed. Gurwood 1838. XII. 272), um die ihn selbst befremdende Form zu erklären.

[8]) „um in den Consequenzen genannten Tractats von Chaumont zu bleiben", Neumann II. 520 (Protocoll vom 25. Mai 1815).

[9]) Wörtlich: „les dispositions du traité de Paris que le congrès n'est appelé

Wie aber, wenn andere nicht minder verbindliche Erklärungen vorlagen, welche allen solchen Festsetzungen widersprachen?

Am Tage der Erneuerung des Bundes von Chaumont ward die formelle Behauptung, wie es scheint von baierischer Seite, aufgestellt, der österreichische Minister habe mündliche Verpflichtungen im Gegensatze zu einem schriftlichen Abkommen über baierische Entschädigungen übernommen [10]). Und war nicht notorisch, daß Kaiser Alexander die eben feierlich hergestellte Dynastie der Bourbons neuerdings verabscheute [11])? Wiederholt hatten die Verbündeten verkündet, einen Zustand des Rechtes und des Friedens an die Stelle napoleonischer Gewalt und Soldatenwillkür zu setzen: die ebenfalls willkürliche Verfügung über italienische, deutsche, polnische, niederländische Gebiete war doch ebenfalls eine, wenn auch schlechterdings nicht zu vermeidende Klippe, weit entfernt von einer bloßen Ausführung der Pariser Friedensartikel.

Mindestens für die drei östlichen Großmächte lagen ferner in den Verabredungen des beginnenden Befreiungskrieges, in den Verträgen von Kalisch, Reichenbach und Teplitz Normen und Bindemittel unzweifelhaft ebenso zwingender Art, als jene Bestimmungen von Chaumont und Paris. Der wegen seiner Mannigfaltigkeit wichtigste von diesen dreien, der in Reichenbach am 27. Juni 1813 geschlossene geheime Tractat [12]), ist freilich noch nicht in authentischer Form bekannt geworden; doch hat ihn auch keine von den drei Vertragsmächten im Einzelnen, so viel man weiß, während der Congreß-

---

qu'à completer. (Klüber VIII. 87). Die Erklärung erfolgte bei der Sitzung vom 13. November 1814, als von spanischer Seite jene Verfügung über Genua zu Gunsten Sardiniens bestritten ward.

[10]) Depesche Wellington's (dd. Wien 25. März 1815) in der ersten Supplementarsammlung seiner Briefschaften IX., 613: Prince Metternich had in negotiating the secret treaty of Paris (gemeint ist der vom 3. Juni 1814 bei Neumann II. 480) made some verbal promises, which if admitted to exist would do away the force of his treaty.

[11]) The emperor of Russia detests and is decidedly against the Bourbons. (Ebendaselbst X. 61) dd. 11. April 1815. Aber schon im Mai 1814 bemerkt Aehnliches Lafayette Memoiren V. 387.

[12]) Alexander scheint ihn während des Congresses nur einmal (Pertz, Leben Stein's IV. 173) anerkannt zu haben, soweit er sich auf das Herzogthum Warschau bezog. Der betreffende, bei Neumann mit dem ganzen Acte fehlende Vertragsartikel von Reichenbach 27. Juni 1813 lautet in der bei Pertz, Gneisenau III., 104 gegebenen Uebersetzung: 2. Artikel. Die im vorhergehenden Artikel erwähnten Bedingungen sind folgende: 1. Die Auflösung des Herzogthums Warschau und die Theilung der Provinzen, woraus es besteht, unter Oesterreich, Rußland und Preußen nach den von diesen drei Mächten ohne irgend eine Einmischung der französischen Regierung zu treffenden Verabredungen. Castlereagh's Fassung hat: d'après des arrangements. Stein war dabei wahrscheinlich unbetheiligt. Pertz, Stein IV. 593, Anm. 37.

verhandlungen geltend gemacht. In Bezug auf den Mitbesitz Polens (des Herzogthums Warschau) hat dagegen Rußland in einer förmlichen Erklärung[13]) die durch den Kalischer Vertrag[14]) zugesicherte Besitzvermehrung Preußens von Neuem anerkannt. Dieselbe Urkunde sicherte nun aber Preußen auch in Norddeutschland eine zusammenhände und abgerundete, dem Bestande vor dem Kriege von 1806 entsprechende Ländermasse zu, nothwendig um einen neuen unabhängigen Staatskörper zu bilden[15]). Wo aber außerhalb Polens war eine solche Vermehrung zu finden? War doch die Herstellung Hannovers schon in Kalisch stipulirt, die Kurhessens nachträglich (am 2. December 1813) anerkannt, der Bestand der größeren Rheinbundstaaten durch Sonderverträge gesichert und die Möglichkeit, das eroberte Sachsen zu behaupten, so zweifelhaft, daß König Friedrich Wilhelm III. selbst die preußische Besitznahme des Landes einen voreiligen Schritt nannte und geradezu mißbilligte[16])! Die Verträge mit Oesterreich in Teplitz (9. September 1813) enthielten dann vorsichtiger als die Kalischer Zusage Rußlands nur das allgemeine Versprechen möglichster Herstellung beider Monarchien auf dem Fuße von 1805[17]). England seinerseits hatte sich auch dazu nur so weit Preußen gegenüber verpflichtet, als die Waffenerfolge es gestatten[18]).

Standen sonach Forderungen und Verpflichtungen der großen Mächte nach dem Inhalte der früheren Verträge weder mit einander, noch mit dem Gange der Ereignisse und den Specialtractaten, welche die kleineren Staaten erhalten, in erträglichem Einklange, so trat in der deutschen Frage eine vielleicht noch größere Schwierigkeit hervor. Wir haben es seit Jahresfrist zu sehr an uns selbst erfahren, wie sehr deutsche Politik nur auf dem Wege gegenseitiger Zugeständnisse gedeiht, als daß wir einfach in die herkömmliche Verurtheilung der Verträge von Ried und Fulda einstimmen werden, durch welche von Oesterreich im Namen der Verbündeten ja im ersten geheimen

---

[13]) dd. Wien 27. Nov. 1814 bei Pertz a. a. O. IV. 226.

[14]) Die entscheidenden Worte (dd. Kalisch und Breslau 28. u. 27. Februar 1813) lauten im Art. 2 des geheimen Vertrags dahin, daß dem Art. 1. d. h. der einheitlichen und abgerundeten Neugestaltung Preußens entsprechend der russische Kaiser dem Könige von Preußen garantire mit seinen jetzigen Besitzungen insbesondere Altpreußen à laquelle il sera joint un territoire qui, sous les rapports tant militaires que géographiques, lie cette province à la Silésie. (Martens nouveau recueil III. 238.) Polnisches Land erscheint doch hier mehr als Pfand arrondierter Herstellung.

[15]) l'ensemble et l'arrondissement pour constituer un corps d'etat indépendant. Art. 1 des geheimen Vertrages bei Martens a. a. O.

[16]) K. v. Nostiz, Leben und Briefwechsel (1818) S. 166.

[17]) Neumann a. a. O. II, 379: geheimer Zusatzartikel.

[18]) — si les succés des armées alliées le permettent. Reichenbacher Zusatztractat 14. Juni 1813 bei Martens III. 267 aus zweiter Hand.

Artikel den Königen von Baiern und Würtemberg, dem ersteren sogar mit ausdrücklicher Unbedingtheit in wiederholten Ausdrücken, volle Unabhängigkeit von jedem fremden Einflusse zugesichert wurde[19]). Aber deshalb ist doch nicht minder sicher, daß die so oft verkündete und wie bemerkt auch in dem Pariser Frieden (Art. 6) wiederholte föderative Einigung der unabhängigen deutschen Staaten mit jenen Versprechungen in einem Widerspruche stand, der allseitig anerkannt wurde.

Neben Völkerwünschen, Fürstenansprüchen und kaum zu vereinigenden Vertragspflichten gab es aber noch ein anderes, schwer zu fassendes, überall erscheinendes genau präcisirtes Element, das wir zunächst zu beleuchten haben. Es ist der gleichsam universalhistorische unter den für uns in Betracht kommenden Factoren der Congreßverhandlungen.

Beobachten läßt sich derselbe seit der ersten großen Gesandtenvereinigung der europäischen Nationen, seit jener Liga von Venedig (29. März 1495), in welcher Spanien, Italien und Deutschland vereinigt Frankreichs Uebergriffen entgegentraten. Denn jenseit aller Einzelinteressen gibt es doch Rücksichten gesammteuropäischen Lebens, welche im Mittelalter von den fränkischen und deutschen Kaisern, dann von den Päpsten, hierauf von den Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts gewahrt wurden — Rücksichten, denen auch in der Neuzeit kein Volk oder Staatsmann entgegen zu handeln scheinen möchte. Bei diesen Rücksichten handelt es sich um Grundsätze und Richtungen des öffentlichen Geistes, welche nach den Epochen wechseln und doch in jeder einzelnen streng zu formuliren sind. Dies vielgestaltige Element ist von jener Liga von Venedig durch den westphälischen und Utrechter Frieden bis zu den neuesten Pariser und Genfer Verabredungen unendlich wirksam gewesen, mag es als confessionelle Parität, als Sicherung des Seehandels, als Wahrung des europäischen Gleichgewichtes oder als Krankenpflege im Felde erscheinen.

Nun hat man sich wohl auch in der Wiener Zusammenkunft gelegentlich mit Negerhandel und anderer Philanthropie befaßt; aber recht ergriffen wurden doch die Geister nicht von diesen Fragen. Eindruck machte hier nur die Verkündung gewisser Grundsätze staatlicher Ordnung im Gegensatze zu

---

[19]) Neumann II. 383 und 389 dd. Rind und Fulda 8. October und 2. Nov. 1813, dort: que dégagée et placée hors de toute influence étrangère, elle jouisse de la plénitude de Sa souveraineté, hier: Wirtemberg dégagé de tout lieu constitutionel étranger jouira en consequence de toute Sa souveraineté sous la garantie des rapports politiques, welche die Folge der bei der Friedensepoche zu treffenden Anordnung im Sinne der Herstellung und Sicherung der Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands sein müssen; der letztere Zusatz zeigt bereits den rechtlich unlösbar gewordenen Widerspruch der Zusagen in dem Vertrage selbst.

eben der französischen Revolution, deren Geschöpfe und Werke man besiegt zu haben glaubte.

Aber die alten Ordnungen sollten doch nicht in alter Form als Lehrer erscheinen; das hatten die Johanniter zu erfahren, in welchen allein sich die thätige Politik des christlichen Abendlandes noch aus dem Mittelalter leibhaftig dargestellt erhalten hatte. Nur vergeblich verlangten sie in Wien ihre Herstellung, obwohl eines der vornehmsten Mitglieder ihres Ordens, der corsische persönliche Feind der Bonaparte, damals russischer Gesandter in Paris, General Pozzo di Borgo, auch voll Verständniß für die europäische Pflicht des Congresses gewesen ist und eine Zeitlang während desselben in Alexander's Nähe weilte. Aber als ob er seines Ordens Beruf mehr in einer Anpassung an diese moderne europäische Pflicht erkenne, schrieb er[20]) schon im September 1814 von der eben beginnenden Fürsten- und Diplomatenversammlung: „Europa ist in ihren Händen durch Gottes Gnade. Was werden sie daraus machen!" Auf den Gang der Verhandlungen hat er doch nur in gelegentlichen Gutachten und sehr wenig einwirken können; sein Orden erscheint schon wie eine wunderliche Reminiscenz.

Merkwürdig genug, daß das gesammteuropäische Interesse gerade von dem Manne nicht vertreten und kaum gewürdigt worden ist, dessen unvergleichlicher Geist, in der hervorragendsten politischen Wirksamkeit beschäftigt, dasselbe musterhaft hätte fassen können. Aber Wilhelm von Humboldt hielt eben alles Thun derart für ein halb verlorenes, weil er überhaupt nicht der Meinung war, daß der Gang der „Staatsangelegenheiten das Wichtigste auf der Welt sei"[21]).

Um so mehr strahlt die segensreiche Einwirkung Stein's in einsamem Glanze für das gesammteuropäische Interesse; eben er ist, dem Pozzo die erwähnten Worte schrieb und mit den Ehrenzeichen der Malteserritter die Aufforderung zukommen ließ, nach Wien zu gehen und „dort Gutes zu wirken." Seiner tiefen Verschwiegenheit ist es freilich zuzuschreiben, wenn der mächtige Anstoß, den er dem Congresse bei seinen wichtigsten Thaten gegeben hat, so lange verdeckt bleiben konnte.

Als einen der hervorragendsten „Freunde der Humanität und liberaler Ideen"[22]) hatte ihn vor mehr als zwei Jahren Alexander nach Rußland geladen und nicht nur Deutschlands, sondern fast Europas Gewissen in ihm

[20]) Pertz, Leben Stein's IV. 93.

[21]) Haym, W. v. Humboldt's Leben S. 320 flg. Nostiz schreibt (S. 143) am 15. Jan. 1815 aus Wien: „Humboldt arbeitet mit viel Tiefe und Fleiß, als ein vortrefflicher Ausführer; erfinnen kann er nichts, hat auch keine besondere Freude an dem öffentlichen Gang."

[22]) Pertz a. a. O. IV. 189, III. 51.

geehrt. In der That hat Stein bei aller Wärme und Tiefe seiner deutschen Empfindungen doch stets die Grundsätze des gesammteuropäischen[23]) Lebens hoch gehalten und verkündet. Wie zu bleibendem Zeugnisse ihrer Würdigung hielt seine freie Seele die freundschaftlichen Beziehungen zu hervorragenden Russen fest, die er in den Zeiten des Exils geschlossen hatte. „Alle die russischen Damen unserer Bekanntschaft sind hier", schreibt er seiner Frau aus Wien (8. October 1814), „ich sehe sie häufig und gern"[24]).

Nach der Leipziger Schlacht war ihm „von den Verbündeten mit uneingeschränktem Vertrauen" die Regierung der eroberten Landschaften übertragen worden. Wesentlich war es doch das durch die Zeit des Befreiungskrieges gesteigerte allgemeine Vertrauen, welches ihm auch in Wien sein Ansehen verlieh[25]): nach seinem Vorschlage sind dort Geschäftsordnung wie Arbeitstheilung, namentlich die Trennung der europäischen und deutschen Angelegenheiten, vorgenommen worden. Und immer wird diese Trennung als ein Sieg zugleich seiner Vaterlandsliebe und seines weiten politischen Blickes gerühmt werden müssen; denn von ihr an sind unsere deutschen Verfassungsfragen mehr und mehr unabhängig von den Einwirkungen des Auslandes geordnet worden.

Wie die deutschen haben die schweizerischen Verhältnisse von ihm den entscheidenden Anstoß auf dem Congresse erhalten. Als Vorsitzender des betreffenden Ausschusses hat er sich über die von seinem Todfeinde Napoleon gegebene Mediationsverfassung dahin geäußert, ihr Einfluß sei „nach dem Eingeständnisse fast der ganzen Bevölkerung wohlthätig", „der Vermittler habe sie mit Kenntniß der schweizerischen Verhältnisse abgefaßt". In der That ist die Verfassung von 1848, deren die Eidgenossenschaft sich jetzt erfreut, an die Grundzüge der Mediationsverfassung angeschlossen worden. Stein wesentlich ist die Ausgleichung der Anschauungen bei den heftigsten Anhängern des Alten mit den Bedürfnissen der neuen Cantone in der Con-

---

[23]) „Preußen muß treu festhalten an den Grundsätzen der Unterstützung des europäischen Gleichgewichtes, das ist sein wahrer Vortheil; dadurch daß es sich wieder an sie gehalten, hat es sich gerettet, daß es sie verlassen, sich zu Grunde gerichtet; und es ist bei seiner Wiederherstellung nur in der Absicht begünstigt worden, um ihm die hinreichende Macht zu schaffen, das europäische System zu stützen." Stein an Hardenberg 26. October 1814.

[24]) Pertz, IV., 157. Arndt (Wanderungen 222) bemerkt seinerseits die Häufigkeit der Besuche von Moskowitern bei Stein auf Schloß Nassau nach dem Frieden.

[25]) „Ohne andern Auftrag als seinen Namen und die Dienste, welche er der gemeinsamen Sache geleistet, spielte er zu Wien die bedeutendste Rolle." Aus Capadistria's Biographie bei Pertz IV. 105.

greßacte von 1815 zu danken, obwohl er bei ihrem formellen Abschlusse nicht mehr betheiligt war.

Auch im Fortgange der übrigen Verhandlungen hat sich sein mit der Natur der europäischen Völkerentwickelung so vertrauter und allem Bewahrenswürdigen in ihren alten Zuständen so zugeneigter Geist noch einige Male geltend gemacht. Von ihm ist die der Schlußacte zu gebende Form gerathen worden; nach seinen Ideen (19. November 1814) wurde die gemeinsame Behandlung der polnischen mit der sächsischen und selbst der Besatzungsfrage von Mainz angenommen.[26] Allmählich aber verschwand sein Einfluß gänzlich.

Zu viele Sonderinteressen, namentlich deutscher Fürsten, hatte er früher und in diesen Monaten mit Wort und That oft schwer verletzen müssen und verletzt, als daß er seine mächtige Sonderstellung hätte behaupten können. Gerade in der Schweizersache trat ihm der Verlust seiner Autorität in einem Gegenentwurfe zuerst und in so empfindlicher Weise (10. Februar 1815) entgegen, daß er auf fernere Theilnahme an derselben verzichtete. Als hierauf noch im Laufe desselben Monats sein Project der Herstellung einer österreichisch-deutschen Kaiserwürde bei den leitenden preußischen Staatsmännern entschiedenen Widerstand fand und wirklich scheiterte, da gab er „die Hoffnung auf ein Zustandekommen eines erträglichen Zustandes auf und beschloß, sich sobald als möglich zurückzuziehen." Im Gegensatze zu seinen früheren Verbindungen trat er dem Fürsten Metternich näher, dessen Güte und Wohlwollen er nun (März 1815) neben dessen Fehlern einmal betont. Als er das Großkreuz des Stefansordens erhielt, dankte er dem Kaiser Franz mit einer ungewöhnlichen Wärme und hingebenden Ehrfurcht.

In seinen edlen Ueberzeugungen und in den Erinnerungen so vieler Anderen war er zu sehr von seiner Vergangenheit berührt, als daß er den mannigfachen Staatenberührungen des Congresses mit unbefangener Biegsamkeit hätte folgen können.

Von seiner eigenen Vergangenheit war nun freilich der damals einflußreichste unter den russischen Staatsmännern der Epoche so wenig gebunden, wie von der Befangenheit eines russischen Patrioten. Aber so billig man auch des Grafen Capodistria's Anschauungen über deutsche und schweizerische Angelegenheiten — meist nach Stein's Weisungen — finden mag, so gewiß er, wie gelegentlich[27]) Kaiser Alexander selbst „Europa als eine große Familie" betrachtet hat, so unläugbar ist doch auch, daß sein wahrhaft wirk-

---

[26]) Für die Verbindung der beiden ersteren macht er die naturnothwendige Fortdauer von „Absichten des sächsischen Herrscherhauses auf die polnische Krone" (Pertz IV. 230) geltend.

[27]) Pertz IV. 434. Bernhardi, Gesch. Rußlands S. 8.

sames und begeistertes Interesse seinem griechischen Vaterlande und dessen Befreiung galt.

Auf einer viel tiefern Stufe nach Geburt, Lebenswünschen und Charakter findet man vielmehr den Mann, welcher die Sache der hergebrachten europäischen Ordnung ohne Rücksicht auf seine eigene Nation mit allem, wie er selbst meinte: mit „grimmigem" Ernste vertheidigt und sich dabei allmählich in der Gesellschaft der europäischen Fürsten und Staatsmänner eingebürgert hatte. Wenn dem Freiherrn von Stein als Frucht allgemeiner Hochachtung jene Leitung der Centralgewalt in den Eroberungen der Alliirten von selbst zufiel, so hat, seines brauchbaren Talents wie seiner Vergangenheit wegen, mit nicht geringerer Einstimmigkeit ihrer Minister Friedrich Gentz die Protocollführung in ihren Wiener Sitzungen erhalten[28]). Mit starker Selbsttäuschung und Uebertreibung hat derselbe später (1826) sich als einen Oppositionschef während der Intimität Oesterreichs mit Napoleon bezeichnet; in der That aber hatte er aus seinen, Frankreichs Revolution und Kaiserreich immer gleichmäßig feindseligen Anschauungen nie ein Geheimniß gemacht. Freilich sah schon in der Congreßzeit Stein in ihm einen Menschen „von vertrocknetem Gehirn und verfaultem Herzen" und selbst frühere Bewunderer seiner Talente nahmen Anstoß an seiner „trippelnden Weisheit", seinem Zittern an Seele und Körper in ewigem Fieberfroste"[29]). Die ökonomische Ausbeutung der Congreßregierungen durch ihn war daneben für Niemand ein Geheimniß: selbst England hat sich noch einmal von ihm 600 Pfd. St. abpressen lassen. Aber auf seine Handlungsweise hatten diese schmählichen Einnahmen aus allen Staatskassen doch keinen erkennbaren Einfluß.

Lockende Anerbietungen russischer Anstellung im Jahre 1811 und französischer im Jahre 1814 hat Gentz abgelehnt. Aber es wird ihm Niemand glauben, obwohl er sich einmal in einer Paranthese versichert, daß er für Oesterreich, dem er als Beamter diente, patriotische Empfindungen und überhaupt um seiner selbst willen Interesse gehabt habe. Doch flößte es ihm eine theoretische und wenn man will experimentelle Theilnahme ein: einen tiefen Widerwillen gegen seinen Minister Metternich überwand er als dieser (14. Febr. 1810) ihm seine Ueberzeugung aussprach, die moralische Stärke der österreichischen Monarchie liege darin, daß sie als Mittel- und Einigungspunct alter Principien, Formen und Gefühle gelte. Oesterreich hatte für ihn nur

[28]) 1814 23. Sept. Le comte Nesselrode est rentré à 10 (heures) et m'a annoncé que les ministres du Congrès m'avaient nommé par acclamation leur secrétaire. Varnhagen, Tagebücher von F. v. Gentz. Leipzig 1861. p. 317. Für das Folgende p. 263, 332 (die Geldverhandlung mit England) 334, 263 (die Parenthese), 277, 305.

[29]) Pertz, Stein IV., 263. Nostiz 152, 162.

den Werth eines moralischen Raritätenkastens und eines vornehmen Ruhebettes: dem Absterben aller dort einheimischen wirthschaftlichen Bestrebungen sah er gänzlich gleichgültig zu und von den besten lebendigen Kräften des Reiches wendete er sich ab.

Aber wie Oesterreichs, dem er diente, und in noch höherm Maße ließ ihn das Geschick der deutschen Nation, der er entsprungen war, durchaus kalt. Metternich hat ihm gelegentlich undeutsche Aeußerungen scharf verwiesen[30]); aber für die Erörterung seines reichsgräflichen Gesichtspunktes möglichster Schützung der Territorialhoheiten hatte er schon kurz vor der Leipziger Schlacht und dann wieder im September vor Eröffnung des Congresses keinen verständigern Publicisten gefunden, als eben Gentz.

Dieser, nur in literarischer Bekämpfung der Revolution und damit in Vertheidigung des alten Europa standhafte Schriftsteller trat aber in Wien mit einem Manne in Berührung, den er selbst sich eine Zeit lang durchaus überlegen glaubte.

Talleyrand erzählt uns selbst[31]), wie ihm bei seinem Eintritte in die erste Ministersitzung (30. September 1814) Gentz als der vorgestellt wurde, welcher hier „die Feder führe". Gentz seinerseits mußte in dem französischen Minister[32]) einen Politiker erkennen, der ihm seiner fürstengleichen Herkunft nach an vornehmen Verbindungen, seiner Vergangenheit nach an diplomatischer Erfahrung und dazu an Liebe für sein Vaterland weit überlegen war. Moralisch gemessen dürften Beide im Uebrigen gleich stehen, wenn auch Talleyrand Zeitlebens besser als Gentz den Anstand zu wahren gewußt hat. Was sie damals, ganz abgesehen von den Bedürfnissen des Momentes, einander nähern mußte, war, wenn ich mich nicht täusche, eine Art Bedürftigkeit Talleyrand's. Denn er suchte eben die Grundsätze der Legitimität, welche Gentz' einzige Ueberzeugung ausmachten, für die Politik der in Frankreich hergestellten Bourbonen nutzbar zu machen. Er gab damit dem speciellsten französischen Interesse das europäische Gewand, in welches Gentz seine Lebensthätigkeit längst gekleidet hatte.

So knüpfte sich das wunderliche und wenig bemerkte Band zwischen diesen Beiden aus einer Art von gegenseitiger Achtung, welche einigermaßen

---

[30]) Pertz IV. 375.

[31]) Revue des deux mondes 1862. III. 360.

[32]) Das persönlich wohlwollende Wesen desselben, vollends gegen seine alten Bekannten findet sich anschaulich geschildert in Villemain's Erinnerungen (souvenirs) I. 66 und in einem der Correspondenz des Grafen von der Mark mit Mirabeau angeschlossenen Briefe des Prinzen von Ligne an diesen Grafen vom 20. Juli 1807: il n'y a pas de Français au monde que lui (Talleyrand) vous et moi, qui ne le sommes pas, wie der Prinz schreibt (Brüsseler Ausg. 1851 I. 234).

an die bedenkliche ganz anderer Gesellschaftssphären erinnert. Dem geschäftskundigen und patriotischen französischen Magnaten konnte der weltbürgerliche deutsche Schriftsteller brauchbare politische Doctrinen, europäische Anschauungen und selbst persönliche Freundschaften zubringen.

Zunächst aber erschien Talleyrand als der durchaus überlegene. Durch sein Erscheinen in jener Conferenz des 30. September fühlte sich Gentz mit den Ministern der vier Mächte ganz aus der Fassung gebracht und empfand die gemeinsame Lage als eine persönliche Demüthigung[33]). Aber schon nach wenigen Tagen kann er sich Artigkeiten, Einladungen, lange Besprechungen mit Talleyrand notiren, deren Wirkungen erkennbar sind. Am 11. October räth er Metternich zu eventueller Annäherung an Frankreich, erhält am 12. von dem französischen Diplomaten unzweideutige Lobsprüche; am 13., zwischen 7 und 8 Uhr Abends, in Wessenberg's Gegenwart und sonach in bestem Glauben, spricht er zu Metternich mit solcher Energie, und ganz in Talleyrand's Sinne, über die Nothwendigkeit Sachsen zu erhalten, daß er sich in sein Tagebuch notirt „der Tag sei vielleicht der schönste seines Lebens." Da aber sein gebietender Minister, auf welchen inzwischen andere Einflüsse gewirkt haben, ihm am 15. October bestimmt erklärt, Sachsen aufgeben zu wollen, so läßt sich Gentz ohne Arg die betreffende Mittheilung an die Vertreter Preußens und Englands auftragen. Talleyrand läßt sich durch dies erste Fehlschlagen nicht beirren, sieht den deutschen Publicisten oft bei sich, belobt ihn, macht ihm zu Weihnachten „überaus angenehme Eröffnungen", die am 30. December in Gestalt eines Douceurs von 24,000 fl. eingetragen werden: es ist die Anerkennung der Hilfe für das erste Bündniß Oesterreichs mit den Westmächten, welches am 3. Januar 1815 unterzeichnet wurde.

Aber der Zauber der Superiorität war für Gentz, der sein Geld mit erbaulichen Rückblicken einstrich, Talleyrand gegenüber nunmehr dahin. Ohne den französischen Gönner auszunehmen, urtheilt er bei Jahresschlusse völlig wegwerfend über „die Mittelmäßigkeit und Albernheit" fast aller Politiker des Congresses.

Erst aus seinem Zusammenhange mit Talleyrand wird aber erklärlich, weshalb Gentz der Bruch von Metternich's intimen Beziehungen zu dessen Nichte, der Herzogin von Sagan (24. October 1814), als „ein Ereigniß ersten Ranges" erscheinen konnte. Doch deren Schwester Dorothea von Perigord fesselte den Minister schon bald darauf (6. November) und die Verbindung mit dem französischen Botschafter blieb angeknüpft.

Aber einleuchten muß doch auch, wie das europäische Interesse in den

[33]) Le prince (Metternich) ne sent pas comme moi ce qu'il y a d'embarassant et même d'affreux dans notre position. Tagebücher 320.

Aeußerungen jener Beiden meist anderen Absichten untergeschoben wurde und auf dem Congresse nur ausnahmsweise von ihnen wirklich vertreten werden konnte.

Seiner Natur nach hatte es keine ausschließliche und nicht einmal eine dauernde Vertretung, da ihm auch Steins sittliche und geistige Macht allmählich, wie wir sahen, entzogen ward. Dennoch muß man hier neben den geschlossenen Verträgen, dem Verlangen der einzelnen Völker und den Ansprüchen der Fürsten ein viertes, wenn auch das am schwersten in Formeln zu bringende Element der Wiener Verhandlungen erkennen.

Wie diese Elemente neben und wider einander die großen Wendungen in dem Gange des Congresses herbeiführten, suchen wir in zeitlicher Ordnung zu fassen. Max Büdinger.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die erste Versammlung des hansischen Geschichtsvereins. Aus Bremen. — Es war ein Tag ruhmreicher Erinnerung für den Norden Deutschlands, welcher am 24. Mai 1870 in einigen zu Stralsund versammelten Vertretern städtischer Geschichtsvereine den Gedanken erweckte, einen neuen wissenschaftlicher Forschung gewidmeten Hansabund zu stiften. Man feierte damals den fünfhundertjährigen Gedenktag des glänzenden Friedens, welchen die vereinigten Hansestädte nach schwerem Kriege dem König Waldemar III. von Dänemark abgezwungen hatten, einen der erfolgreichsten Siege des deutschen Bürgerthums. Da war es eine glückliche Idee, jener Feier eine bleibende Bedeutung zu verleihen durch die Schöpfung eines „Hansischen Geschichtsvereines“, welcher die Erforschung der hansischen Geschichte und die Verbreitung ihrer Kenntniß sich zur Aufgabe machen sollte. Denn so wichtig für die Erkenntniß der historischen Entwickelung Deutschlands die Bekanntschaft mit der städtischen Geschichte ist, noch lebt in weiten Kreisen kaum eine Ahnung davon, wie sehr die Städte die Ausbildung des modernen Staates gefördert, wie sie unter dem Zerfall der Reichsgewalten die Erhaltung des nationalen Bandes gefördert haben, wie von ihnen bessere Verwaltung, bessere Rechtspflege, bessere Gesittung ausgegangen ist. Und die Geschichte der einstigen nordischen Großmacht, des großen Bundes der norddeutschen Städte, darf nicht am wenigsten das Interesse der Geschichtsfreunde beanspruchen. Die willenskräftigen Kaufherren der Hansa sind es gewesen, welche die erneuten Versuche der dänischen Könige zur Beherrschung unserer Ostseeküste vereitel-

ten, den Einfluß Deutschlands auf die nordischen Länder befestigten, die Germanisirung des Ostens förderten; sie haben zu einer Zeit, wo der Kaiser fast nie sein Auge auf Norddeutschland richtete, hier für Sicherheit der Landstraßen, für die Befriedung der See und damit für die Theilnahme unseres Landes am Weltverkehr Sorge getragen.

Zwar ist durch die „Urkundliche Geschichte der Hansa" von Sartorius und Lappenberg, durch das Urkundenbuch der Stadt Lübeck, durch die jüngst begonnene Publikation der Hanserecesse und durch manches andere Werk unsere Kunde von dem Ursprunge und dem Fortgange des Hansabundes, von den wechselnden Beziehungen seiner einzelnen Mitglieder zu einander und zu den auswärtigen Mächten, von seiner politischen Stellung und seiner commerciellen Thätigkeit fortdauernd bedeutend gewachsen, aber noch ruht in den Archiven eine Fülle von Actenstücken, welche der Veröffentlichung harren, um unsere Kenntniß zu erweitern und zu vertiefen. Dieser Arbeit sich zu widmen wird zunächst die vornehmste Aufgabe des Hansischen Geschichtsvereins sein, der unter den glücklichen Auspicien des Frankfurter Friedens in der Pfingstwoche sich in den Mauern Lübecks, des alten Hansahauptes constituirt hat. Von etwa neunzig Männern, die bisher aus allen Theilen des alten Bundesgebietes dem neuen Vereine beigetreten sind, waren fünfzig in Lübeck versammelt, von denen just die Hälfte von auswärts herbeigekommen war, unter ihnen wissenschaftliche Celebritäten wie Georg Waitz aus Göttingen und Professor Usinger aus Kiel. Die rheinisch-westfälischen und die preußischen Städte, wie auch die livländischen, welche letzteren mit besonderer Freude die Aufforderung zur Theilnahme an dem Vereine aufgenommen hatten, waren leider nicht vertreten. Dagegen wurde dem jungen Vereine gleich bei seiner Geburt eine freundliche Pathengabe vom deutschen Kaiser zu Theil, der durch seinen Vorleser, den Hofrath Schneider, als erstes Geschenk die Monumenta Zollerana mit einem Gruße überreichen ließ.

Die Verhandlungen waren vorzugsweise der Festsetzung des Vereinszweckes und der Regulirung desselben durch Statuten gewidmet, und es war dabei ein neues hervorragendes Verdienst von Waitz, daß er energisch einerseits die Nothwendigkeit einer kräftigen Leitung des Vereins durch einen permanenten Vorstand betonte, welcher eine gewisse Verantwortlichkeit für die Leistungen desselben in sich fühle, andererseits die Pflicht der freien Hansestädte insbesondere, aber auch der übrigen alten Städte des Bundes, die Mittel herbeizuschaffen, um eine gedeihliche Wirksamkeit zur Erforschung ihrer Geschichte entfalten zu können, indem er auf den beschämenden Umstand hinwies, daß jetzt der König von Baiern die wichtigsten Actenstücke der hansischen Geschichte herausgeben lasse. Beides fand den ungetheilten Beifall der Versammlung und wurde demgemäß Lübeck zum ständigen Sitze des Vereins

erkoren und die Wahl eines Vorstandes von sieben Mitgliedern zunächst auf fünf Jahre beschlossen. Ihm wird zunächst die Aufgabe zufallen, die zum Hansabunde gehörigen Städte um Beihilfe zu ersuchen, eine Beihilfe, welche nach den Erklärungen einzelner Mitglieder der Senate schon jetzt als gesichert betrachtet werden darf; der Vorstand hat die ganze Leitung der Arbeiten des Vereins und die Uebertragung derselben an einzelne Mitglieder in Händen, sowie die Wahl eines Redactionsausschusses für eine Zeitschrift, durch welche die Thätigkeit des Vereins in weiteren Kreisen bekannt werden soll. Alljährlich wird um Pfingsten eine Versammlung des Vereins an wechselnden Orten stattfinden, wozu für das nächste Jahr Hamburg erwählt wurde.

Den Verhandlungen schloß sich am ersten Tage ein Vortrag des Lübischen Staatsarchivars Wehrmann über das Lübecker Archiv an, der in gedrängter Uebersicht ein Bild von der außerordentlichen Reichhaltigkeit und Wichtigkeit jenes Archives gab; den Schluß der Verhandlungen des zweiten Tages bildete ein Vortrag von Professor Mantels, dem verdienten Erforscher Lübeckischer Geschichte, über Johann Wittenborg, den Lübischen Bürgermeister und hansischen Flottenführer, welcher nach dem unglücklichen Ausgange des ersten Krieges gegen Waldemar III. im Jahre 1363 wahrscheinlich als das Opfer einer Parteiintrigue zu Lübeck hingerichtet wurde.

Die Besichtigung des Archivs, in welchem die merkwürdigsten Urkunden älteren und neueren Datums zur Ansicht ausgelegt waren, sowie der großen Baudenkmale des alten Lübeck trug wesentlich bei, die Erinnerung an die Zeiten der hansischen Macht zu beleben, und die Versammlung durfte sich trennen in der sicheren Hoffnung, einen festen Grundstein gelegt zu haben, auf dem das Gebäude des alten Bundes wieder erstehen könne in neuen Formen und zu neuen Zwecken, aber in seiner Sphäre nicht minder wirksam, als es die alte Hansa in der ihrigen gewesen ist.

Denn nicht verkehrt wird der Glaube sein, daß wieder, wie so oft in der Geschichte, der hohe politische Aufschwung, den unser Vaterland genommen hat, beitragen werde, das Interesse an der geschichtlichen Entwickelung unseres Volkes zu erhöhen, neue Kräfte dem Studium derselben zuzuführen und eine geläuterte Erkenntniß des merkwürdigen Prozesses zu verbreiten, durch den wir Deutschen auf verschlungenen Wegen von fast vollendeter Einheit im zehnten Jahrhundert zu außerordentlicher Zersplitterung gekommen, aber dann mit urwüchsiger Kraft aus heillos erscheinender Zerrüttung seit zwei Jahrhunderten stetig fortgeschritten sind zu der glänzenden Wiedergeburt des deutschen Reiches, in dessen Sonne jetzt alle Aeußerungen unseres practischen und ideellen Lebens zu erhöhter Energie angespannt werden sollen.

Bp.

Reichstagsbericht. Aus Berlin. Auf die letzten nicht gerade erquicklichen Tage der Reichstagssession ist die großartige Einzugsfeier gefolgt und hat den etwas erhitzten parlamentarischen Gemüthern Gelegenheit gegeben, sich anderen und erhebenderen Gefühlen zuzuwenden. Dem gewissenhaften Chronisten bleibt aber nichts übrig, als wieder über diesen Festabschluß hinüber zurückzugreifen, dahin, wo er nur von Verstimmung, Zweifel und Sorge, von Verdrießlichkeiten aller Art, und schließlich von unerquicklichem Streit und Hader zu berichten vermag. Ueber die Entstehungsgeschichte des Gesetzvorschlages auf Bewilligung von vier Millionen Thalern für hervorragende Heerführer laufen die verschiedensten Versionen um, sie sind jedoch zu wenig verbürgt, als daß ich Ihre Leser damit behelligen dürfte. Den Reichstagsabgeordneten aber warf sich naturgemäß die Frage auf: wie kömmt es, daß diese Vorlage in den allerletzten Tagen der Session erscheint, eingebracht wird mitten unter den Festvorbereitungen zum Einzuge der Truppen, da die Straßen von Berlin sich schon schmückten, die Fremdenmassen herbeiströmten und die Festgedanken alles Andere dominirten? Mißtrauische Gemüther fragten sich, ob nicht durch Zeit und Art der Einbringung ein Druck auf die Abstimmung ausgeübt werden solle und auch die weniger pessimistisch Gesinnten waren in Verlegenheit, sachliche Gründe aufzufinden, welche diese Einbringungsart zu erklären vermochten. Bei der Einführung des Gesetzes in erster Lesung ging Fürst Bismarck mit vollständigem Schweigen über diesen Punkt hinweg; im Privatgespräch soll er jedoch mittheilsamer gewesen und das Zustandekommen des Pensionsgesetzes als den Ausgangspunkt für die Fassung des Beschlusses zur Vorlage bezeichnet haben. Die Begründung der Vorlage durch den Reichskanzler war keinenfalls dessen hervorragendste rednerische Leistung in der Session; sie konnte den Eindruck machen, als gelte es darum, sich eines keineswegs angenehmen Geschäftes auf die möglichst sichere Weise zu entledigen. Die Situation des Fürsten Bismarck war jedenfalls schon deshalb eine eigenthümliche, weil auch er zu den Dotirenden, deren Sache er vertrat, gehörte, — wenn auch seine Dotation nicht aus den vier Millionen genommen werden soll. Vielleicht erklärt es sich hieraus, daß in der Begründung das Verdienst der zu Dotirenden in den Hintergrund gestellt und der ganzen Angelegenheit der Charakter einer persönlichen Huldigung gegen den Kaiser gegeben wurde. Nachdem die Vorlage eingebracht war, mußte sie wohl durchgehen und ihre Verwerfung hätte das Verhältniß zwischen Kaiser und Reichstag ernstlich compromittirt: Fürst Bismarck griff daher zu ganz ungewöhnlichen Mitteln, wie er selbst ganz offen anerkannte. Die Frage war hauptsächlich für die Mehrheit nur noch die: war es gut, die Vorlage wie geschehen einzubringen; also eine rein theoretische, und wenn hierüber abgestimmt worden wäre, so ist sehr zu bezweifeln, daß die Mehrheit

des Hauses sie bejaht hätte. Die finanzielle Seite der Sache ist nicht die überwiegende, obgleich eine gewissenhafte Volksvertretung eine Ausgabe von vier Millionen Thalern nicht unterschätzen wird. Freilich werden dieselben aus den französischen Milliarden gedeckt und den Heerführern wird nur etwas von dem gegeben, was ohne ihr Verdienst die deutsche Nation vielleicht gar nicht oder nicht in diesem Maße zu vertheilen gehabt hätte. Allein wenn nicht mit Nüchternheit und Besonnenheit auch bei Verwaltung der Kriegscontribution verfahren wird, so könnte in unsere Finanzgebahrung leicht ein Zug kommen, der einen dauernden Schaden einem vorübergehenden Nutzen gegenüber stellt. Es ist schon sehr stark auf die Milliarden tressirt worden, während die Hauptausgaben, die daraus bestritten werden müssen, noch nicht einmal oberflächlich zu überschlagen sind. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß die Milliarden und die daraus zu leistenden Ausgaben sich nicht decken, sondern noch ein Zipfel von den letzteren überragt und mit Steuern ausgeglichen werden muß. Hierbei muß aber der Gedanke frappiren, daß unter solchen Verhältnissen die Armee selbst, die ja aus Steuerzahlern besteht, zu dem Ehrengeschenk für ihre Führer herangezogen würde, was den Vertretern der Dotationsidee gewiß zu wollen fern lag. Es ist sonderbar, daß in der glänzenden Rede, womit Abgeordneter v. Benningsen Namens der Commission das Dotationsproject zur Annahme empfahl, die Gründe gegen überall mit einer inneren Gewalt durchbrachen, mit besonderer Kraft und Schärfe der Darstellung ausgestattet wurden, während die Gründe für manchmal mit einer gewissen Unscheinbarkeit sich begnügen mußten. Die principiellen Bedenken sind allerdings schwer zu überwinden, und der Hauptgrund, der dem ganzen Widerstand innerlichst zu Grunde lag, wurde nicht einmal in der Verhandlung klar ausgesprochen. Seit den Zeiten Karl's V. oder Napoleon's I. hat in Europa keine so colossale Macht existirt, wie sie jetzt das deutsche Reich darstellt. Die Stellung Deutschlands wird aber nicht nur durch seine eigenen Kraftelemente so zur herrschenden, sondern auch durch die Schwäche der besiegten Nachbarn; diese in den schwersten Zuckungen liegenden Nachbarstaaten Oestreich und Frankreich haben verhältnißmäßig noch mehr eingebüßt, als das Reich gewonnen hat. Drei glückliche Kriege haben es auf die Höhe dieser Machtstellung gebracht, die Gefahr ist vorhanden und sie kann nicht geleugnet werden, daß Deutschland auf den Weg kriegerischer Unternehmungen über das Ziel hinausgerissen werde, das es sich mit Recht stecken durfte. Wir haben glücklicherweise noch keine ausgesprochene Kriegspartei und werden gut thun, Alles zu vermeiden, was eine solche künstlich groß ziehen könnte. Wenn aber ein erfolgreicher Krieg die gesammte Reihe der oberen Führer mit Ruhm, mit Würden und Ehrenstellen überhäuft und noch dazu das Füllhorn materieller Güter über sie ausgeleert wird, so ist

selbst in der solidest constituirten Armee zu fürchten, daß eine Schule von Officieren sich bildet, welche in der Eventualität eines Krieges die Begründung jeder Art von persönlichen Vortheilen erblickt, und ein solcher Geist könnte leicht gefährlich werden. Wir sind eben nicht allzu geneigt, Exempel und Warnungen aus Frankreich zu entnehmen, wir halten uns mit Recht über viele Schwächen unserer Nachbarnation erhaben. Aber allzu sicher soll man sich solchen Mahnungen gegenüber nicht dünken, diese Sicherheit könnte uns leicht verderblich werden. Mit dem kostbaren Material, welches die allgemeine Wehrpflicht liefert, soll man sich in keiner Weise in Experimente wagen. Die Dotation, wie sie im Unterschied von denen im Jahre 1813 und 1866 diesmal vollzogen wird, erscheint Vielen als ein Schritt auf einer gefährlichen Bahn; möge er ohne alle Consequenzen bleiben! Die Gegner der Dotationsbewilligung setzten sich demgemäß nicht nur aus solchen zusammen, die grundsätzlich den jetzigen Zustand bekämpfen oder es für angemessen halten, im Bewußtsein, doch nur Minorität zu sein, die Politik einer verantwortungslosen Negation zu treiben, es waren auch ergebene und bewährte Freunde unserer Staats- und Heeresverfassung darunter, die ihre Bedenken gegen die Folgen der vorgeschlagenen Neuerung nicht überwinden konnten.

Aber wie gesagt, diese Bedenken herrschten auf allen Seiten und gerade der Umstand, daß äußerliche Gegengründe sie besiegen mußten, rief in den von den verschiedensten Empfindungen hin und her getriebenen Gemüthern eine Bitterkeit hervor, die am ersten Tage der Debatte noch mit Mühe zurückgedrückt, am folgenden Tage zum unaufhaltsamen Ausdruck kam. Es waren am ersten Tage gerade zwei Redner, die später für die Vorlage stimmten, welche zuerst in einen gereizten Ton verfielen, Bölck, der in sarkastischer Weise die vier Millionen für Unterstützung der gesammten Armee mit der gleichen Summe für die Führer in Parallele stellte und Kiefer, der eine rückschauende Kritik des Verhaltens der Fortschrittspartei in der Conflictsepoche und seit 1866 für angezeigt hielt. Auf des Letzteren Rede schnitt das Haus durch Annahme des Schlusses weitere Discussionen ab. Allein damit war das Aufeinanderplatzen der Geister nur vertagt, und wie es sich in der nächsten Verhandlung zeigte, hatte die dazwischenliegende Nacht die Gemüther nicht abzukühlen vermocht. Mit schrankenloser Heftigkeit wies Schulze-Delitzsch die Angriffe Kiefers zurück, die Replik desselben führte Löwe-Calbe, der seine sonstige Mäßigung bei Seite setzend, mit einer Herbigkeit auftrat, die er wohl der Erste sein wird zu bedauern. Das war die richtige Temperatur, um die Redner des Centrums herbeizurufen, die nun eine Lücke in der liberalen Aufstellung erblickten, in die sie sich einschieben zu können vermeinten und schließlich kam auch noch der alte Fortschrittler Ziegler vor und kanzelte die süddeutschen Nationalliberalen wegen

ihres Verhaltens im Jahre 1866 in der verkehrtesten und thörichtsten Weise ab. Umsonst suchte Lasker in einer nach Form und Inhalt gleich vorzüglichen Rede den schlimmen Geist zu bannen, der den letzten Tag der Session zum Ausbruch gekommen war, kaum waren seine Worte verklungen, so stritt und haderte es weiter bis die Abstimmung ein Ende bereitete.

Einige Stunden später wurde der Reichstag im weißen Saale geschlossen, die Reue über die Benutzung der letzten Stunden kam zu spät. Die Feierlichkeit selbst war einfach und nüchtern und stach von der Eröffnung des Reichstages erheblich ab. Der Kaiser war wohl vorherrschend mit der Heeresfeier beschäftigt, die in ihren Vorbereitungen bereits begonnen hatte, auf den Abgeordneten lasteten sichtlich die Vorgänge der letzten Tage und Stunden, der sympathische Einklang zwischen den kaiserlichen Sprecher und seinem Auditorium, wie er so erhebend bei der Eröffnung geherrscht hatte, ließ sich nicht herstellen. Nur einmal, als der Kaiser die Stelle ablas, welche bei aller Verschiedenheit der Meinungen ein gleiches Wohlwollen aller Betheiligten gegen das Elsaß constatirte, ging ein schwaches Bravo durch die Versammlung. — Einen Rückblick auf die Thätigkeit des Reichstages während dieser Session gestatten Sie mir ein andermal.

Der Einzug der Sieger in Berlin. — Feste sollte man nur mitmachen, nicht beschreiben; zumal wo Alles auf Glanz und Schau berechnet ist, nimmt sich das erzählende Wort nachher gar dürftig aus gegen die nachschimmernde Erinnerung. Diesmal aber mögen unsere Leser nicht zürnen, wenn wir der großen Siegesfeier von Berlin rühmend gedenken: galt sie doch nicht für diese Stadt allein, sondern vorbildlich für das Reich überhaupt; ja die fremden Nationen, wie sie dem Gange des Krieges in theilnehmender Spannung gefolgt, so waren sie nun zahlreich herbeigekommen, um unseren Siegesdank, unsere Friedensfreude mit anzuschauen, soweit sich solche Gefühle dem äußeren Auge darzustellen vermögen. —

Es war ein buntes Treiben auf den Eisenbahnen die vorige Woche hindurch; mancher Fahrgast zwar sah mit trüber Besorgniß, wie noch am Dienstag und Mittwoch der Regen hie und da sprühend an die Glasscheiben des Wagens schlug, und gedachte mit erzwungenem Humor des schwer errungenen, kostbaren Nachtquartiers; der echte Berliner aber, so naturwissenschaftlich auch durch jahrelange Lectüre der Witterungsdepeschen in seiner Zeitung allmählich seine Ansicht vom Wetter geworden, hielt doch nicht minder den Glauben aufrecht an „das Glück Kaiser Wilhelm's", dem von der ersten Fahnenweihe an zu allen seinen Festtagen unter freiem Himmel eine freundliche Sonne geleuchtet. Auch diesmal trog die heitere Zuversicht nicht. Gegen den fernen Horizont der märkischen Ebenen zogen die Wolken abregnend hinunter, von den Eichen und Linden zwischen Roggen- und Haferfeldstreifen troff es noch eine Weile in den immer dürstenden Sandboden herab, doch die Nachmittagssonne drang schon kräftig in die Kiefernhaiden, die röthlichen Stämme tief einwärts eintönig überglänzend. Endlich nahte das Ziel, man brach die Räuber- und Wundergeschichten von unerschwinglichen Preisen der Aussichtsfenster und Hotelbetten, von Tausenden herübergekommener Amerikaner, von allerhand seltsamer Festindustrie und Bauernfängerei ab und warf sich in's Gedränge des Bahnhofs, um die ungewohnte

Fußwanderung durch die wimmelnde Stadt anzutreten, wenn man nicht zeitig telegraphisch eine müdschleichende Droschke belegt hatte.

Aber diese Wanderung lohnte reichlich der Mühe: gerade die Tage letzter Vorbereitung boten die anziehendsten Bilder bewegten und doch gehaltenen Volkslebens dar. Eine fröhliche Menge schob sich plaudernd und staunend durch einander. Soldaten und Officiere aller Waffengattungen, viele mit dem Kreuze geschmückt, leider auch Mancher am Stabe hinkend, von den Ihrigen umgeben, Familien aus Stadt und Land, der fremde Tourist, den Operngucker umgeschnallt, am lautesten jubelnd und ausgelassen die liebe Schuljugend, der zu allem Guten noch obenein ein paar freie Tage bevorstanden. Auf jedem Rohre der zahllosen Kanonen, über deren Laffetten man mühsam hinwegstieg, ritten die Jungen, nicht anders, als wären sie selber die stolzen Eroberer. An dem Mechanismus der Mitrailleusen versuchte sich noch halb ängstlich die Neugier. Ueber den wandelnden Massen, auf Leitern und Gerüsten, hingen und standen die Arbeiter, Hammer und Schlägel pochten, an den Masten zog man die Wimpel empor, die gewaltigen Tribünen wurden mit prächtigem Roth ausgeschlagen, die Laubgewinde von Pfeiler zu Pfeiler hinübergeschlungen, kurz Alles in frischer und emsiger Thätigkeit, da man erst die letzten, hellen Tage über hatte ernstlich arbeiten können.

Wie sie aber fertig dastand, diese Triumphbahn von nahezu einer Meile Länge, erschien sie doch unvergleichlich in ihrem sinnvollen Gepränge. Schon die Hügelstraße vom Kreuzberg herunter lief die Reihe der Flaggenstangen, die sich bis zu den Linden fortsetzte; oben die preußischen Banner, in der Mitte, von bunten Fahnen umgeben, die vielartigen Wappen der Länder, Provinzen und Städte. Am Belleallianceplatze wies die mit goldener Mauerkrone gezierte Kolossalstatue der Berolina den einziehenden Truppen den Weg in die Königgrätzerstraße; mit den Gedanken an die neuen Siege vermählte sich da unwillkürlich das Andenken der alten. Eine fast endlose Reihe von großen und kleinen Tribünen belebte die Königgrätzerstraße, an den Plätzen wichen sie auseinander, zu hohen Amphitheatern aufsteigend. Der askanische war mit Altären besetzt, die im Schmucke ihrer Trophäen die Erinnerung an die ersten frischen Siege von Weißenburg und Wörth erweckten. Den großartigsten Eindruck machte der Platz am Potsdamer Thore. Zur Seite der antiken Wachtgebäude saßen die riesigen Gestalten der mühsam bezwungenen Städte Straßburg und Metz, jene mit niedergesenkter Fackel, diese den Arm in die Seite gestemmt in düsterem Trotze dreinschauend, ein ergreifender Anblick. Zwischen ihnen aber auf ragendem Pfeiler, fast über den Häuptern der hohen Linden, die mit ernstem Grün den Hintergrund erfüllten, die heiter daherschwebende Gestalt der Siegesgöttin von Sedan, zu ihren Füßen im Kreise treppenartig über einander gereiht die endlich schweigenden Geschütze, darüber die goldene Pracht der gefallenen Imperatorenadler mit den grellgefärbten Tüchern der blauweißrothen Tricoloren. Vom Potsdamer bis zum Brandenburger Thore führte der Siegesweg wie zur Erholung zwischen den Baummassen des Thiergartens und der vornehmen Parkgärten der Wilhelmsstraße hindurch; hier waren die Tribünen von den schirmenden Dächern der Kastanien und Silberpappeln überschattet. Der Platz vor'm Brandenburger Thore gemahnte mit seinen Altären, Tafeln und hängenden Farbenteppichen an die ruhmwürdigen An-

strengungen der zweiten Kriegsperiode, an Paris und die Kämpfe in den Landschaften. Zugleich bereiteten hier schildhaltende Bären, die angekettet mit possierlichem Ernste Ehrenwacht um die Trophäen hielten, als Wappenthiere Berlins, auf den Eintritt in die innere Stadt vor, wo das mächtige Thor nun zum anderen Male Besieger Frankreichs und der Napoleone zu seinen ernsten dorischen Pforten einziehen sah. Der weite Pariser Platz bot mit seinen elliptisch umlaufenden Tribünen wiederum das Bild einer antiken Arena. Durch einen hochrothen, mit Golde reich bestickten Baldachin betrat man die freundliche Straße unter den Linden, hier reihten sich die Geschütze zu dichter Gasse zusammen, zwischen ihnen Candelaber und dreiseitige Pfeiler, die auf Dreifüßen Feuerbecken trugen; um die Pfeiler herum die orangefarbenen Kriegsdepeschen, an größeren Vasen Embleme der Feldpost und der Krankenpflege. An allen Kreuzwegen schauten von hohen Säulen Victorien den Einziehenden entgegen; zwischen ihnen hingen Velarien mit eindringlichen malerischen Darstellungen hernieder, Treue, Eintracht, Tapferkeit und Friedensliebe predigend wie die Sinnsprüche und Verse neben und unter ihnen. Das Academiegebäude hatte die Pfeiler seines Obergeschosses mit den Bildnissen der Feldherren und Corpsführer geschmückt, in der Mitte stand über den Statuen der einander grüßenden Germania und Borussia die Kolossalbüste des Kaisers. Zu Seiten der Schloßbrücke wehten von den Masten der Schiffe bunte Wimpel und Flaggen, unter den Gewinden zwischen den Marmorgruppen aus Krieg und Sieg hindurch ging der Weg vor's Schloß, wo eine kolossale Germania thronte, Elsaß und Lothringen mütterlich umfangend. Am Postament gab ein Fries lebensvolle und herzlich wahre Scenen der Rüstung, des Abschiedes und des Auszuges von friedlich deutscher Volksarbeit hinweg zum heiligen Kampfe.

Es war ein Sommertag ohne Tadel, an dem der Einzug geschah, mancher Soldat hat ihn für den heißesten und anstrengendsten des Feldzugs erklärt, und doch, wer hätte nicht stolz und froh diese letzte Mühe erduldet? Unter Glockengeläut und Musik kamen sie herein, die Tribünen wogten und brausten mit Tücherschwenken und Hochrufen wie ein unruhiges Meer, von allen Seiten flogen Lorbeerkränze und Laubgewinde herab. Voran die lange Cavalcade der Führer, abtheilungsweise geordnet. Hier ersah man sich einen der Generalstabschefs, der stillen Lenker der Schlachten, zu jubelnder Begrüßung aus, dort traf der jauchzende Zuruf einen Corpsführer. Vor allen aber genossen neben einander reitend die drei Schöpfer unserer Erfolge in Rath und That, Bismarck, Moltke und Roon unermeßlicher Ehren; nur der Kaiser und die beiden Prinzen, die feierlich ihre neuerworbenen Marschallsstäbe trugen, erregten, wo es möglich war, noch lautere Begeisterung. Es gefiel, daß der Kaiser, der sehr stattlich zu Rosse saß, gleich von den Jungfrauen zu den verwundeten Officieren hinüber ritt, ihnen die Hand zu drücken. Nach der Anrede der städtischen Behörden unterm Baldachin ging es rasch und frisch, aller Ermattung spottend, die Linden hinunter, die Reiter, wenn Lücken im Zuge entstanden waren, nicht selten im Galopp. Zu den Füßen Friedrich's des Großen ordneten sich die Bataillone zu breitem Aufmarsch, zu den Helden der Freiheitskriege blickten sie empor, als sie beim Kaiser vorüberzogen. Wahrhaft erschütternd war es zu sehen, wie sie die erbeuteten Adler dahintrugen, in langer Doppelreihe, mehr als achtzig an

der Zahl, den ganzen Stolz des Feindes, den ganzen Ertrag jahrelanger Arbeit einer großen, aber von den Göttern verblendeten Nation! Und bei jeder Schaar gab es zu denken und zu danken: das sind die Garden von St. Privat, da ziehen die tapferen Schützen, die fast all ihre Führer verloren, hier kommen die Pfleger der Verwundeten, die Bestatter der lieben Todten, das sind die Postillione, die durch gährendes Feindesland die sehnliche Kunde aus und nach der Heimat gerettet; wie munter wehen die Fähnchen der Ulanen, das Entsetzen der Dörfer und Städte! Hurrah den Baiern und den anderen deutschen Brüdern, und hoch vor allen den Siebenern, den Erstürmern der Berge von Weißenburg und Wörth! Mit geschwungenem Säbel traben die Dragoner von Mars la tour vorbei. Und nun rasseln die Batterien heran, die Pferde stürzen auf dem glatten Boden, aber im vollsten Lauf holen die Geschütze die Säumniß wieder ein; vor ihnen brach bei Sedan das Kaiserreich zusammen, ihnen thaten die Festen gedemüthigt ihre Thore auf! Die Gesichter glühen, die Pferde schnaufen und nicken, die Waffen blitzen in der Sonne, der Staub quillt unter den Rädern auf, aber vom ersten bis zum letzten Manne fester Schritt und gerade Haltung; sie sind heimgekehrt, wie sie ausgezogen, die Kraft unseres Volkes, der Schirm unseres Reiches, die Bürgschaft unserer Zukunft!

Was soll ich noch vom Abende sagen? Der leise Wind, der tagesüber mit den Fahnen gespielt, hatte sich gelegt und ruhig ergoß sich ein Meer von Licht über die breiten, geschmückten Plätze und Straßen, durch die in musterhafter Ordnung und Haltung Hunderttausende genießender Menschen dahinwallten. Wie tropischer Mondschein, silbern aber von blendender Helle, strömte der Glanz des electrischen Feuers vom Brandenburger Thor herab, das Blau des dämmerigen Himmels, das Grün der regungslosen Baumkronen und das prächtige Roth und Gold des Baldachins zu milder Eintracht verschmelzend. Die Säulen erglühten in bengalischen Roth, hoch oben in den Lüften schütteten die Raketen ihre bunten, sanftfallenden Garben aus. Die farbigen Kaiserkronen um das Friedrichsdenkmal schienen zu schweben; die edlen Profile der jonischen Säulen am Museum stachen von den geisterhaft beleuchteten Schinkel'schen Fresken dunkel ab; auf dem Dache erschienen die Dioskuren in röthlichem Licht, mit flammendem Stern auf dem Haupte, wie sie einst rettend zu den Schlachten der Alten herniedergestiegen. Wie im Märchen, hoch über dem Dunkel, erglühten Kuppeln und Thürme. Es war ein Schauspiel einzig wie die Thaten, die es verherrlichte; es waren Tage gedankenvoller Lust und ernster Freude, eine große und blutige Zeit verklärend, im Herzen der feiernden Menschen aber riefen sie das Bewußtsein unseres Werthes wach, unseres Werthes und unserer Pflicht.

Alfred Dove.

Literatur.

Tacitus' Geschichte der Regierung des Kaisers Tiberius. (Annalen, Buch I—VI.) Uebersetzt und erklärt von Adolf Stahr. Berlin 1871. J. Guttentag. — Daß ein Uebersetzer sich bei der Wahl des Autors, dem

er seine Dienste widmen will, durch eine unverhüllt ausgesprochene, oft zu weit getriebene Vorliebe leiten läßt, ist eine häufige und natürliche Erscheinung; Adolf Stahr lehrt hier durch sein Beispiel, daß man auch aus Haß sich einen großen Autor zur Uebersetzung erkiesen kann. Tacitus muß es sich hier gefallen lassen, daß zu Gunsten des Tiberius seine schwerwiegenden Worte in das leichte, bequem verständliche Deutsch unserer Tage umgesetzt werden.

Man weiß, und hätte man es vergessen, so wird es auf vielen Seiten dieses Buches vorsorglich immer wieder in Erinnerung gebracht, daß Stahr schon vor zehn Jahren sich eifrig bemüht gezeigt, das Andenken des Claudiers von allem schweren Unglimpf zu befreien, mit welchem eine feindselige, ja böswillig entstellende Geschichtschreibung es belastet haben sollte. Man weiß vielleicht nicht so genau, daß ihm in diesem Bemühen ein deutscher Forscher, Sievers, und ein englischer Darsteller der römischen Kaisergeschichte, Merivale, erfolgreich vorangegangen waren. Den scharfsinnig durchgeführten Untersuchungen des Einen, den umständlichen Schilderungen und Betrachtungen des Andern verdankte er so ziemlich alles, was an den Argumenten, mit denen er Tacitus bestritt und Tiberius schützte, als haltbar erscheint. Jedoch, wenn auch nicht der gründlichste, so ist Stahr ohne Zweifel bisher der lauteste unter allen Vertheidigern des Tiberius gewesen. Wenn der Ausgang einer verwickelten Rechtssache von der Vehemenz und der reichlich aufgewandten Gefühlswärme des Advocaten abhinge, so wäre die Sache des Tiberius vor dem Richterstuhle einer unbefangenen Nachwelt längst gewonnen.

Aber der erregte Vertheidiger selbst schien sie noch nicht für völlig gewonnen zu halten. Sollte dem Tiberius die so lange schmählich vorenthaltene Anerkennung endgiltig gesichert werden, so mußte zuvörderst der mächtige Kläger, der sich nur allzu gläubiges Gehör verschafft hatte, mit jeder seiner Beschuldigungen für immer abgewiesen sein. Das Bild des heuchlerisch in sich zurückgezogenen, in langer düsterer Verschlossenheit über ungeheuren Verbrechen brütenden Kaisers, — dies unheimlich fesselnde Bild hatte Tacitus mit großartig schaffender Kraft entworfen und mit einer allseitig vollendeten, die Anschauungen der nachfolgenden Menschengeschlechter gewaltsam beherrschenden Kunst bis in die kleinsten Züge übereinstimmend ausgeführt. Dies Bild mußte Zug für Zug vernichtet werden. Der Vertheidiger mußte den Beweis führen, daß Tacitus sich engherzig den ihm überlieferten Gesinnungen und Vorurtheilen eines Standes angeschlossen, daß er sich der berückenden Macht der Parteileidenschaft fast gewissenlos hingegeben; der Vertheidiger mußte beweisen, daß Tacitus hier nirgends als zuverlässiger, von strengem Wahrheitssinn geleiteter Forscher, sondern meist als gehässiger Verfälscher der Wahrheit erscheine, daß er, mit einem Worte, nicht der Geschichtschreiber, sondern der Verleumder des Tiberius sei.

Zu diesem Behufe übersetzt Stahr die erste Hälfte der Annalen. Er will sich in keinen stilistischen Wettkampf mit seinem Autor einlassen; er verzichtet auf die Nachbildung der hervorstechenden Eigenthümlichkeiten, aus welchen der scharfe Reiz und die geheimnißvoll anziehende Macht der Taciteischen Darstellungsweise entspringt: es ist also nicht eigentlich die Persönlichkeit des Autors, die er den deutschen Lesern vorführt; diese sollen durch Vermittelung des Uebersetzers nur erfahren, was, nicht wie Tacitus er-

zählt; und sie sollen es erfahren, damit ihnen jegliches Vertrauen zu dem „großen Geschichtsmaler" für immer gründlich ausgetrieben werde. Denn keinen geringeren Erfolg verspricht sich Herr Stahr von den Anmerkungen, die er seinem deutschen Tacitus berichtigend, anklagend und scheltend zur Seite gehen läßt. Diese Anmerkungen gelten ihm als das eigentliche Hauptstück seiner Arbeit.

Der deutsche Leser jedoch, zu dessen Bequemlichkeit sich ja Herr Stahr dem Amt des Dolmetschers unterzieht, ist zunächst auf die Uebersetzung angewiesen; es kann daher nicht gleichgültig sein, in welcher Gestalt hier der Autor erscheint. Allerdings muß die Eigenthümlichkeit des Tacitus, wie sie in Wortgebrauch und Satzbildung oft nur allzu streng hervortritt, sich manche Milderung gefallen lassen, ehe sie dem Blicke des deutschen Lesers sich aussetzen darf. Gerade die ehrenwerthen Bemühungen derjenigen Uebersetzer, die auch der Form des Tacitus durchweg treu bleiben wollten, haben auf das deutlichste dargethan, daß zwischen der unveräußerlichen Eigenart unserer Sprache, die überall eine freiere, reichere Entfaltung liebt, und der inhaltsschweren, gedankenvollen Kürze, in welche der römische Geschichtschreiber seinen Ausdruck zwingt, ein unversöhnbarer Gegensatz waltet. Was dort gedrungene Kraft ist, wird in deutscher Rede ängstliche Beklommenheit. Aber diese richtige Erwägung, darf sie den Uebersetzer verleiten, die stark ausgeprägte Form der Urschrift gänzlich zu mißachten und aus dem historischen Kunstwerk, das er unter seine Hände gebracht hat, das geistige Abbild des Autors, das in allen Theilen desselben sichtbar ist, gewaltthätig zu verjagen? Auch ein deutschredender Tacitus darf doch seine Abstammung von dem römischen nicht gänzlich verleugnen; es giebt, wie mancher unserer älteren Prosaiker und unter den neueren z. B. Dahlmann beweisen kann, es giebt eine nachdrückliche, maß- und würdevolle Kürze, welche, noch immer der knapp zusammengedrängten Redeweise des Römers nicht vergleichbar, der angeborenen Art unserer vaterländischen Sprache wohl zu Statten kommt. Aber dieser Tacitus, über den Herr Stahr ein so schweres Gericht verhängt, hat jede Erinnerung seiner selbst verloren. Wie durch einen bösen Spruch ist ihm alle Kraft aus den Gliedern hinausgebannt worden. In nachlässiger Breite und unbehilflicher Weitschweifigkeit schleppt sich seine Rede dahin. Eingebüßt hat er die Fähigkeit, das scharf bezeichnende, das treffende Wort zu finden, das dem Leser, wie mit einem Schlage, ein ergreifendes Bild deutlich vor Augen bringt. Dagegen wird, um seiner Bedürftigkeit zu Hilfe zu kommen, der ganze aus trüben Sprachquellen geschöpfte Vorrath neuester politischer Phraseologie mit übler Freigebigkeit ihm aufgebürdet. Und während seine Rede jeder wahrhaft eindringlichen Kraft verlustig geht, wird sie durch nutzlose Erweiterungen und Umschreibungen bis zum Aufgedunsenen angeschwellt, so daß wir 6, 39 für ein unschuldiges haec „alle diese entsetzlichen Dinge" erhalten. Man möchte glauben, der Stahr'sche Tacitus sei geflissentlich so zubereitet, damit jeder Leser von einigem Geschmack gegen ihn gestimmt und in dieser Stimmung um so eher geneigt werde, ihm all das Böse zuzutrauen, was der Uebersetzer mit entbranntem Eifer in den Anmerkungen ihm nachsagt.

Ein Historiker kann, wie Herr Stahr an dem Beispiel des Tacitus nachzuweisen sich abmüht, durch einseitige Tendenz so rettungslos mißleitet

werden, daß er die geschichtliche Wahrheit in ihr Gegentheil verkehrt; und ein tendenziöser Uebersetzer kann, wie an dem Beispiel des Herrn Stahr selbst mit leichter Mühe nachzuweisen wäre, seiner Pflichten so weit vergessen, daß er den arglos vertrauenden Leser gefährlich in die Irre führt. Der Leser wird getäuscht, nicht nur da, wo die Worte des Originals, wie z. B. im siebenundsechzigsten Capitel des zweiten Buches, eine entschieden falsche Deutung erdulden müssen; nein, die Täuschung droht überall; denn Herr Stahr begnügt sich nicht, seine Ansicht vom Wesen und Zweck der Taciteischen Geschichtsschreibung in Vorwort und Noten dem Leser aufzudringen; ohne Scheu trägt er sie gleichsam unmittelbar in die Uebersetzung hinein, und es entsteht unter seinen Händen ein historisches Gemälde, dem er, aus eigenem reichem Vorrath, die grellsten und schreiendsten Farben geliehen hat.

Jedem Kenner der Annalen sind die Kapitel des dritten Buches gegenwärtig, in denen der Geschichtschreiber, den Gang der Erzählung unterbrechend, auf die Anfänge des Rechts und den Ursprung der verschiedenartigen, bis zu ungemessener Zahl anwachsenden Gesetze zurückblickt. An diesen Capiteln büßt Herr Stahr seine Uebersetzerlust aus dem Grunde. Er läßt den Tacitus sagen, daß, nachdem im italischen und bürgerlichen Kriege viel widerstreitende Volksbeschlüsse zu Stande gekommen, „endlich der Dictator Lucius Sulla unter Abschaffung oder Umwandlung des Früheren und Hinzufügung vieler neuer Bestimmungen eine Pause in jener wühlerischen Thätigkeit bewirkte, welche freilich nicht lange anhielt, da unmittelbar darauf die Wühlerei durch Lepidus' Anträge aufs Neue losging." — (S. 213). Welche Sprache! Wer zweifelt nun noch an der engherzigen, leidenschaftlich gereizten, einen niedrigen Ausdruck mit Vorliebe wählenden Parteigesinnung des Tacitus? — Glücklicherweise kann uns ein Blick in die Urschrift belehren, daß der Historiker anders spricht, als ihn Herr Stahr sprechen lassen möchte. Wo Herr Stahr von „wühlerischer Thätigkeit", von einer „aufs Neue losgehenden Wühlerei" redet, sagt Tacitus einfach und gemessen: otium eius rei haud in longum paravit statim turbidis Lepidi rogationibus. Aber wie kann sich Herr Stahr an einem so gemessenen Ausdruck genügen lassen? Er muß ja seinem deutschen Leser unwidersprechlich beweisen, daß Tacitus, wie es die Note 94 (S. 212) vorausverkündigt, „in dieser ganzen Darstellung sich in seiner wesentlichen Eigenschaft als eingefleischter Aristokrat und Junkerfreund zeigt." Gleicherweise muß im 2. Capitel des sechsten Buches ein Mann von geringer Herkunft, der einen lächerlichen Antrag vorbringt und im Original überhaupt keine weitere Bezeichnung erhält, vom Stahr'schen Tacitus ein „Tropf" gescholten werden (S. 362), damit der Erklärer mit um so größerer Berechtigung „auch hier wieder den bekannten junkerlich-aristokratischen Tic" finde, „dem jeder nicht zur Kaste gehörige ein Gegenstand des Widerwillens ist." So muß der Uebersetzer meist dem Erklärer die Wege bereiten; jener beginnt das Werk der Entstellung, das dieser dann zuversichtlich fortführt.

Wie diese Zuversicht in ihm entstanden und gewachsen, darüber ertheilt uns Herr Stahr selbst die erforderlichen Nachweisungen und Aufschlüsse. Bis zu seinem vierzigsten Jahre — er selbst giebt uns diesen chronologischen Wink — bis zu seinem vierzigsten Jahr gehörte er zu den unbedingt gläubigen Lesern des Tacitus; „längjährige Studien" haben bewirkt, daß diese

gläubige Ueberzeugung in ihr Gegentheil umgeschlagen; und jetzt, in seinem fünfundsechzigsten Jahre — auch dies Datum verdanken wir seiner eigenen Angabe — fühlt er sich berufen, mit der leidenschaftlichen Hast der Neubekehrten seinen mühselig errungenen Unglauben auch denen zu predigen, die so unglücklich sind, seiner Uebersetzerdienste nicht entrathen zu können.

Es läßt sich nicht erwarten, daß ein vielgeschäftiger Schriftsteller noch in seinem fünfundsechzigsten Jahre neue, bisher verdeckte Seiten seines Wesens uns enthüllen sollte. Herr Stahr zeigt sich denn auch hier, wie er sich stets gezeigt hat, seitdem er die, an sich gewiß höchst verdienstliche, Rolle eines Vermittlers zwischen der Gelehrtenwelt und dem großen Publikum zu spielen begonnen. Mit vielseitig entwickeltem Fassungsvermögen ausgerüstet vermag er die Ergebnisse, die Andere als Frucht strenger Arbeit gewonnen, leicht sich anzueignen; indem er aber die Gedanken selbstthätiger Forscher einem weitern Leserkreise mittheilt, mag er sie wohl durch abenteuerliche Uebertreibung verzerren; und so stempelt er sie allerdings zu seinem unbestrittenen Eigenthum.

Lange genug hatte Tacitus durch die ehrfurchtgebietende Macht seiner darstellenden Kunst die historische Kritik gleichsam von sich abgewehrt. Diese überwindet endlich die leicht erklärliche Scheu, und unterwirft auch ihn ihren Gesetzen. Vor einer scharfen Prüfung kann die Schilderung, die er von der Regierungszeit des Tiberius, die er von der Thätigkeit und dem Charakter des Herrschers selbst entwirft, nicht in allen ihren Einzelheiten bestehen. Indem man sich die Lage und das Treiben der Parteien im römischen Staats- und Gesellschaftsleben vergegenwärtigt, gewahrt man, daß der große Historiker sein Urtheil und seine Darstellung nicht immer von den Einflüssen der Parteileidenschaft frei gehalten hat; man erkennt, daß die lautere geschichtliche Wahrheit nicht immer nur allein aus seinem Zeugnisse zu gewinnen ist; er muß hinfort, gleich allen übrigen Historikern, seinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit, im Ganzen, wie in jedem einzelnen Falle, vor einer unbefangenen Kritik erst endgültig bewähren. Ein gewissenhafter Forscher, der die Arbeit dieser Kritik über sich nimmt, wird hier nur mit sorgsam abgemessenen Schritten vorwärts gehen. Herr Stahr aber fährt stürmisch daher. Ihm ist jedes Bedenken geschwunden. Er hat seine entscheidende Wahl getroffen. Er preist in Tiberius das beleuchtende Musterbild eines Regenten, den lebendigen Inbegriff aller Herrschertugenden; nicht blos unserer uneingeschränkten Bewunderung empfiehlt er ihn: auch unser Mitleid sucht er für ihn aufzurühren, indem er uns auf S. 366 einen „tiefen Weheschrei des unglücklichen greisen Kaisers" zu hören giebt, vor welchem nur der in „starrer Voreingenommenheit" beharrende Tacitus sein Ohr verstopfen kann. Als Rächer historischer Wahrheit verurtheilt Herr Stahr denn auch im Tacitus den Genossen der aristokratischen Senatspartei, deren Interessen und Bestrebungen, deren kleinliche Leidenschaften und enge Anschauungen der Historiker unbedingt zu den seinigen gemacht habe; ja, Herr Stahr zweifelt, ob überhaupt Name und Ansehen eines Historikers diesem „eingefleischten Junker" (S. 139) zukommen, der sich bald im „reinen historischen Romanstil" (S. 90) bald auch nur „im reinen Romanstil" (S. 114. 141) ergeht, und der, wo es nöthig scheint, eine „ächt pfäffische Erklärungsphrase, die nichts erklärt" (S. 265) in Bereitschaft hat. Auf S. 277 glaubt der Kri-

tiker „die blinde Parteilichkeit der Quellen, denen Tacitus folgt, fast mit Händen zu greifen", und im zehnten Capitel des sechsten Buches „verräth sich der Effekthaschende Rhetor so offenkundig, daß man sich fast schämt, über die hier berührte Absurdität etwas weiter zu sagen."

Auch über die kritische That des Herrn Stahr soll hier nichts weiteres gesagt werden. Und was wäre denn auch zu sagen? Derselbe Mann, der im Vertrauen auf ein eilig zusammengerafftes Wissen die Kunstwelt des Alterthums dem deutschen Volk darstellen wollte, derselbe Mann, welcher den kostbaren Stoff, den Danzels Fleiß gewonnen, zu einer täuschend einseitigen Schilderung des Lessing'schen Lebens und Wesens mißbrauchte, derselbe, der uns noch vor kurzem die schlechte Novelle von Minna Herzlieb erzählt hat, derselbe Mann vermißt sich hier, eins der schwierigsten Probleme der historischen Kritik durch seinen kräftig vorgetragenen Spruch für immer abzuthun. Ueberall die gleiche Unfähigkeit zu eigener Forschung und die gleiche Sucht, die Ergebnisse fremden Forschens mit lärmender Uebertreibung zu verkündigen! Ueberall die gleiche Verwegenheit eines mit leicht entzündlicher Begeisterung prunkenden Dilettantismus!

Unter allen Formen und Hüllen, in welche der Dilettantismus sich zu kleiden liebt, möchte diejenige Gestalt, die er in den Stahr'schen Schriften angenommen hat, wohl vorzüglich eine sorgfältige Zergliederung verdienen. Aber auch ohne eine solche vorzunehmen, darf man, im Hinblick auf diese Bearbeitung des römischen Historikers, Herrn Stahr die Befugniß absprechen, in der Rechtssache zwischen Tacitus und Tiberius das richtende Urtheil zu fällen. Der mißfällige Anblick seines kritischen Bestrebens kann nur das Verlangen schärfen nach jener Darstellung der römischen Kaiserzeit, die uns der große Geschichtsschreiber der römischen Republik hoffentlich nicht auf immer vorenthält.

Michael Bernays.

H. Berghaus, Chart of the World. 6. Aufl. Gotha, Justus Perthes, 1871. — Der Welthandel kehrt wieder in seine Bahnen zurück; wie gerufen erscheint da die überaus inhaltvolle und doch klare, ja elegante Weltkarte von Berghaus in neuer, durchweg vervollkommneter Auflage. In großem Maßstabe stellt sie die Länder, vornehmlich aber die Meere dar in ihrer Naturbeschaffenheit, soweit sie auf den Verkehr wirkt, — und dann eben diesen Verkehr in allen seinen Linien, die realen Verbindungen durch die Dampfkraft, wie die idealen der Telegraphie. In kleinen Cartons kommt die Localität der Welthäfen und der durchstochenen oder zu durchstechenden Landengen, die Richtung herrschender Winde wie die Größe der örtlichen magnetischen Abweichung zur Anschauung. Das Werk deutschen Fleißes erscheint in englischer Sprache, weil es an allen Küsten der Erde sein Publikum hat, auch gewinnt es dadurch an Kürze und Deutlichkeit. Wenn die Karte dem Kaufmann unentbehrlich ist, wird sie dem Gebildeten überhaupt eine lehrreiche und zugleich ästhetische Zierde der Zimmerwand abgeben.

a/D.

Ausgegeben: 23. Juni 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die lutherische Kirche des Elsasses.

In der Reichstagsdebatte über das elsaß-lothringische Gesetz rief der Abgeordnete Windthorst der Regierung zu: „Für die kirchlichen Verhältnisse des Elsasses wird es das Beste sein, wenn Sie sich gar nicht darum kümmern!" Was die lutherischen Kirchenverhältnisse und das Verhalten der Regierung zu ihnen betrifft, so könnte man in Versuchung kommen, zu glauben, daß die Regierung in der That am besten gethan hätte, wenn sie dem Windthorst'schen Rathe von Anfang an gefolgt wäre. Es ist leider nur zu wahr, daß es der Regierung gelungen ist, die lutherische Kirche des Elsasses in große Aufregung zu bringen, alten Parteihader neu zu entflammen und die eine Partei mit vielleicht allzu großen Befürchtungen, die andere mit hoffentlich allzu überschwänglichen Erwartungen zu erfüllen. Und zwar nicht sowohl durch das, was bisher geschehen ist, als durch die Art und Weise, in welcher das Haupt der bisherigen Verwaltung sich um die kirchlichen Verhältnisse gekümmert, und durch die Personen, mit welchen es sich zur Berathung der kirchlichen Dinge umgeben hat. Es thut dringend noth, daß diese Befürchtungen zerstreut und diese Hoffnungen auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden, soll nicht eine kirchlich-politische Opposition festen Fuß fassen, die der deutschen Sache die besten Kräfte zu entführen droht.

Die Protestanten im Elsaß, insbesondere die Lutheraner, waren unter französischer Herrschaft die einzigen Elemente, die nicht blos an der deutschen Sprache, sondern auch an deutscher Bildung und Gesittung festhielten. Auch ein Theil des katholischen Clerus hat vorzüglich in den letzten fünf Jahren sich eifrig bemüht, der deutschen Sprache ein Plätzchen in den Schulen zu retten; aber alle diese Bestrebungen gingen eingestandener Maßen allein aus der Ueberzeugung hervor, daß eine Wirkung der Geistlichkeit von der Kanzel oder im Beichtstuhl, bei politischen Umtrieben oder bei der Seelsorge nur in der Muttersprache des Volkes, d. h. in der deutschen, möglich sei. Die Protestanten allein waren es, die nicht nur deutsche Sprache, sondern auch deutsche Bildung und Wissenschaft im Elsasse zu pflegen suchten. Nur sie standen in regem Verkehr mit dem deutschen Geistesleben und verfolgten das Ziel, wenn auch politisch Franzosen, doch geistig Deutsche zu sein. Die Unmöglichkeit, beides zu vereinigen, wurde ihnen häufig genug vorgehalten, und

vor und nach dem Kriege mußten sie von fanatischen Franzosenfreunden den Vorwurf hören, geheime Verbündete „der Preußen“ zu sein. Hat doch noch vor Kurzem ein vielgenannter elsässischer Baron, der in der Nähe Straßburgs angesessen ist, den Straßburger Protestanten die Beschuldigung oder, wie wir wohl auch in einer deutschen Zeitschrift sagen dürfen, die ehrenrührige Verleumdung in's Gesicht geschleudert, sie hätten während der Belagerung den Preußen Spiondienste geleistet. Sind wir recht unterrichtet, so war gerade dieser Baron einer der ersten, der nach der Capitulation der Stadt von der deutschen Regierung Vortheile und Begünstigungen erbat.*) Gerade diese von gewissen Seiten mit Vorliebe ausgestreuten Verdächtigungen veranlaßten die liberale Partei der Protestanten in den ersten Zeiten nach der Occupation des Elsasses zu einem sehr vorsichtigen und zurückhaltenden Benehmen. Sie wußten, daß die Augen ihrer Feinde auf sie gerichtet seien, nur Wenige trotzten dem Terrorismus der öffentlichen Meinung und bekannten sich frei und offen zur deutschen Sache. Alle aber, auch diejenigen, die vom politischen Standpunkte aus die Trennung des Elsasses von Frankreich auf das Schmerzlichste beklagten und durchaus von französischen Sympathien erfüllt waren, hofften für ihre Kirche unter deutscher Regierung nicht nur größeren Schutz und Pflege zu erhalten, als ihr früher zu Theil geworden war, sondern vor Allem auch größere Selbständigkeit und Freiheit der inneren und äußeren Entwickelung der Kirche. Nicht als ob die bisherigen Zustände unerträglich oder auch nur schwer drückend gewesen wären. Die protestantische Kirche des Elsasses unter französischer Herrschaft als ecclesia pressa zu schildern, würde ganz falsch sein. Die Verfassung entsprach nach keiner Seite hin den Wünschen der einen oder der anderen Partei, sie wurde und wird von Niemandem als Ideal angesehen, aber das practische Leben hatte viele ihrer Mißstände ausgeglichen, und eine gemäßigte und billige Verwaltung wahrte im Großen und Ganzen den Frieden in der Kirche. In dem Verhältniß zur katholischen Kirche kam es zwar immer wieder zu confessionellen Streitigkeiten aller Art, und die Befürchtungen, die man von Intoleranz und allzu großem Glaubenseifer der katholischen Geistlichkeit hegte, waren nicht ganz ohne Grund. Wenn der Bischof für die Pfarrconferenzen als Thema der Besprechung die principielle Rechtfertigung des Kreuzzugs gegen die Albigenser angab, so lag es sehr nahe, eine Nutzanwendung auf die Gegenwart zu machen, und wenn die Protestanten Schutz suchend nach Paris blickten, so bot ihnen der Hof Napoleon's III., an dem die Ultramontanen so großen Einfluß gewonnen hatten, wenig Zuversicht dar. Aber

*) Le Siège et le Bombardement de Strasbourg. Journal d'un habitant de la Campagne. Gand 1870 (p. 7).

ein unparteiischer Kenner der kirchlichen Verhältnisse im Elsaß wird doch zugeben müssen, daß wirkliche Beeinträchtigung der Protestanten äußerst selten vorkam. Es war mehr das Bewußtsein, in einer schwachen Minorität zu sein und unter einer Regierung zu stehen, die solidarisch mit der ultramontanen Partei verbunden war, was in der protestantischen Kirche ein gedrücktes Gefühl und zum Theil ganz phantastische Befürchtungen hervorrief. Von diesen Beängstigungen, von dieser unbehaglichen Lage, hervorgerufen durch das Bewußtsein der numerischen Schwäche, glaubte der Protestantismus in Folge der Vereinigung mit Deutschland befreit zu werden. Freund und Feind hofften und fürchteten, daß für die protestantische Kirche der Uebergang in die neuen Verhältnisse am leichtesten vor sich gehen werde, und auf diesem Gebiete am schnellsten ein befriedigendes Resultat sich herstellen lasse. Innere Parteiungen in der Kirche und das Auftreten der deutschen Regierung vereitelten diese Erwartung und drohen einen Conflict herbeizuführen, der weder der protestantischen Kirche noch den deutschen Interessen von Vortheil sein kann. — Schon seit Jahren sind bekanntlich die protestantischen Kirchen Frankreichs (reformirte und lutherische) in zwei Lager getheilt, das orthodoxe und das liberale. Die orthodoxe Partei hat ihren Hauptsitz in Paris und herrscht in den nördlichen und westlichen Provinzen Frankreichs durchaus vor. Sie hat einen strengen Confessionalismus auf ihre Fahne geschrieben, sie fordert einen von jedem Zweifel freien Buchstabenglauben und verwirft Freiheit der Lehre wie der Forschung. Ihr steht die liberale Partei in ihren verschiedenen Schattirungen gegenüber. Montpellier und Straßburg, die südlichen und östlichen Provinzen gehören ihr an. Das protestantische Elsaß, in dem von den 286,000 französischen Lutheranern 201,000 und von den 516,000 französischen Reformirten 30,000 wohnen, gehört in seiner großen Majorität der freien Richtung an. In den obersten Kirchenbehörden, dem Directorium und Oberconsistorium der lutherischen, den Consistorien der reformirten Kirche ist diese Richtung fast allein vertreten. In der theologischen Facultät und dem protestantischen Seminare zu Straßburg sind die wissenschaftlichen Größen der freien theologischen Wissenschaft thätig, Reuß, Bruch, Baum u. s. w. Von den 229 protestantischen Geistlichen der beiden elsässischen Departements können sicherlich drei viertel dieser freieren Richtung zugezählt werden. Obgleich hiernach die liberale Partei in der Verwaltung der Kirche das Uebergewicht hatte, so konnte sich die kleine Minorität der Orthodoxen durchaus nicht über Beeinträchtigung oder Parteilichkeit beklagen. An der Facultät war erst vor wenigen Jahren der Lehrstuhl der Dogmatik einem streng orthodoxen Professor (Sabatien) übertragen worden. Wohl keine Gemeinde dürfte existiren, die, wenn die Majorität ihrer Mitglieder der orthodoxen Richtung huldigt, nicht auch einen orthodoxen Pfarrer hätte.

Und nach der bestehenden Verfassung erfolgen die Ernennungen der Pfarrer durch das Directorium, ohne Mitwirkung der Gemeinde. Aber je kleiner diese orthodoxe Partei ist, um so rühriger ist sie und um so eifriger und energischer tritt sie auf. Sie erkennt die herrschende Richtung der freien wissenschaftlichen Theologie keineswegs als gleichberechtigt an. Sie betrachtet die liberalen Theologen als unberechtigte Eindringlinge in der Kirche, in der sie allein zu herrschen das Recht habe. Sie fühlt aber sich selbst zu schwach, um den Sieg über ihre Gegner davon zu tragen; deshalb sucht sie vor Allem den weltlichen Arm zu gewinnen, um mit dessen Hilfe den Tempel von den Liberalen zu reinigen. In der französischen Zeit bestürmte sie Napoleon III. mit Petitionen, um durch seine Hilfe das angeblich untergrabene Lutherthum wieder herzustellen. Sie will vor Allem den strengen Confessionalismus zur Herrschaft bringen, die Verpflichtung der kirchlichen Behörden und der Geistlichen auf die Bekenntnißschriften war und ist ihre Hauptforderung. Die orthodoxe Partei, die in sich wieder in die beiden Schattirungen der streng orthodoxen und der pietistisch gefärbten Richtung zerfällt, sieht sich als die einzige Vertreterin der Kirche an und verlangt mit Ungestüm auch vom Staate als solche anerkannt zu werden. Während die Führer dieser Partei in französischer Zeit zu den correcten Imperialisten und unwandelbaren Anhängern der kaiserlichen Regierung gehörten und ihre theologischen Gegner als Revolutionäre verdächtigten, sie als Prussiens verschrieen, waren sie die ersten, die nach der Capitulation den obersten deutschen Behörden sich näherten. Verwandtschaftliche Beziehungen zu einem oder dem anderen Feldgeistlichen in der Umgebung des Generalgouverneurs, Grafen Bismarck-Bohlen, mochten dabei mitwirken. Die rasche Bekehrung war jedenfalls auffallend. Die ihnen dargebotene Gelegenheit, in persönliche Berührung mit der Spitze der Verwaltung zu treten, wußten die Herren vortrefflich zu nutzen. Die bestehende oberste Behörde der lutherischen Kirche, das Directorium, wurde bald in wenig rücksichtsvoller Weise bei Seite geschoben, während der directe und indirecte Einfluß der orthodoxen Partei von Tag zu Tag wuchs. Graf Bismarck-Bohlen, der sich durch seine Humanität, seine Leutseligkeit, sein wahrhaft gebildetes und edles Wesen die Achtung der Bevölkerung, die Liebe aller Derer gewonnen hat, die mit ihm in Berührung kamen, gehört seiner religiösen Ueberzeugung nach der streng orthodoxen Partei an, und so wenig, wer ihn kennt, an der Aufrichtigkeit dieser seiner Ueberzeugung zu zweifeln vermag, so sehr ist doch zu bedauern, daß er sich berufen glaubte, sofort nach der Besitznahme des Landes im Sinne seiner kirchlichen Partei in die kirchlichen Verhältnisse einzugreifen. Gegen Ende des Jahres 1870 berief er Dr. Fabri aus Barmen nach Straßburg mit dem Auftrage, daß er die Verhältnisse der evangelischen Kirche des Elsasses in-

spicire, um nach gewonnener Einsicht einen Plan für die Reorganisation der Kirchenverfassung zu entwerfen. Schon diese Berufung und dieser Auftrag erweckten in den Kreisen des liberalen Protestantismus lebhaftes Mißtrauen und große Besorgniß. Fabri hat bekanntlich im J. 1867 ein ausführliches Programm über die Verfassungsreform der evangelischen Kirche veröffentlicht,*) das unbedingt den bedeutendsten Erscheinungen unserer kirchenpolitischen Literatur beigezählt werden muß. Er zeigte sich darin in Uebereinstimmung mit zweien der wichtigsten Grundsätze der freisinnigen Partei in Bezug auf Verfassungsfragen. Auch er will Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staate und Ausbildung des Gemeindeprincips. Die von ihm vorgeschlagene Reform ist ebenso geistreich in der Conception, wie durchdacht in den Einzelheiten. Aber gerade an den Punkten, die für die lutherische Kirche des Elsasses augenblicklich die wichtigsten sind, zeigte Fabri in der erwähnten Schrift entweder Unbestimmtheit oder aber Ansichten, die für die freisinnige Partei unannehmbar sein müssen. Die Bekenntnißfrage ist diejenige, die gegenwärtig in der protestantischen Kirche des Elsasses die Parteien am schärfsten scheidet. Und gerade in Bezug auf sie enthält die Schrift Fabri's sich widersprechende Sätze. Während er einerseits eine weitgehende Bekenntniß- und Lehrfreiheit principiell vertheidigt (p. 92), während er an anderem Orte sich direct gegen die confessionelle Orthodoxie ausspricht, verlangt er doch, daß die neu zu bildende Synode „eine unantastbare Bekenntnißgrundlage bezeuge“ und eine feierliche Erklärung zu Gunsten der Augsburgischen Confession mache. Den Traditionen der elsässischen Kirche völlig widersprechend ist ferner das Ueberwiegen des geistlichen Elements in allen kirchlichen Behörden und Vertretungskörpern, da im Elsaß überall das Laienelement in der Majorität ist. Vor Allem Besorgniß erregen mußte aber der Modus, nach dem, laut Fabri's Vorschlag, die neue Verfassung eingeführt werden soll (p. 86 u. fl.). Hiernach soll in die Kirchenprovinz ein dazu befähigter Mann geschickt werden mit dem Auftrag, die Lage der Kirche zu prüfen und Vorschläge über die Neubildung der Verfassung zu machen. Sind seine Vorschläge gebilligt, so sollen Consistorien gebildet und an die Spitze jedes Consistoriums ein Bischof gesetzt werden. Diese Consistorien nehmen sofort die Verwaltung der Kirche nach den bestehenden Gesetzen in die Hand und gehen nach und nach mit der Bildung der Presbyteralräthe, der Kreis- und Provinzialsynoden vor. Der Verdacht mußte entstehen, als sei die Sendung Fabri's der Anfang zur Ausführung jenes Planes. Ja es verlautete bald, daß der Generalgouverneur und seine theologische Umgebung sehr bedenkliche Ansichten über den ferneren

*) Die politische Lage und die Zukunft der evangelischen Kirchen in Deutschland. 1867.

Rechtsbestand der Verfassung der lutherischen Kirche geäußert hätten. Danach würde dieser geradezu der Rechtsboden entzogen und sie der Willkür des Eroberers anheimgegeben sein. Die Gründe, auf welche sich solche Ansichten stützen könnten, wären etwa folgende: Die höchsten Kirchenbehörden der Augsburgischen Confession in Frankreich (nicht blos im Elsaß) bildeten das Oberconsistorium und das Directorium, die beide ihren Sitz in Straßburg haben. Das erstere ist der Vertretungskörper und entspricht den deutschen Generalsynoden, das Directorium ist der Kirchenrath, dem die laufende Verwaltung der Kirche anvertraut ist. Das Oberconsistorium besteht aus 27 Mitgliedern, nämlich aus den acht von der Regierung ernannten geistlichen Inspectoren, aus je zwei gewählten Laieninspectoren für eine jede der acht Inspectionen, aus einem Professor des Seminars, dem Präsidenten des Directoriums und dem von der Regierung ernannten Laienmitgliede desselben. Das Directorium, die eigentliche Verwaltungsbehörde, ist aus fünf Mitgliedern zusammengesetzt; einem Präsidenten, der ein Laie sein muß, einem Laienmitglied und einem geistlichen Inspector — diese drei werden von der Regierung ernannt — und zwei von dem Oberconsistorium aus seiner Mitte gewählten Mitgliedern. Von diesen fünf Mitgliedern nahm Ende 1870 der Präsident, der durchaus französisch gesinnt war, seinen Abschied; das von der Regierung ernannte Laienmitglied war unmittelbar vor Ausbruch des Krieges in den Cassationshof nach Paris berufen worden und hatte in Folge dessen seine Stelle im Directorium aufgegeben. Von den drei übrigen Mitgliedern ist das eine Mitglied des Oberconsistoriums für die Inspection Mömpelgard und als solches in das Directorium gewählt worden. Nach der Argumentation des Generalgouverneurs wären nun beide Behörden nicht elsässische, sondern französische Reichskirchenbehörden, die nur zufällig ihren Sitz in Straßburg hätten und in so enger Verbindung mit der französischen Staatsverfassung ständen, daß sie durch die Lostrennung des Elsasses von Frankreich ihren Rechtsboden verloren und ebenso wenig wie die französischen Staatsbehörden fortzufunctioniren das Recht hätten. Mit anderen Worten: in Folge der Annexion sei die Kirchenverfassung ebenso wie die Staatsverfassung aufgehoben und für neue Verfassungsbildungen tabula rasa gemacht. Indeß wird sich hiergegen doch manche Einwendung erheben lassen. Von den 286,000 Lutheranern Frankreichs wohnen 201,000 in Elsaß, von den acht Inspectionsbezirken sind sechs im Ober- und Niederrhein (die beiden anderen in Paris und Mömpelgard), von den 44 Localconsistorien 38 in Elsaß und Lothringen. Hiernach ist es einleuchtend, daß nicht aus Zufall die obersten Behörden der lutherischen Kirche ihren Sitz im Elsaß hatten, sondern daß dies der Fall sein mußte, weil die ganze Kirche ihre Grundlage im Elsaß hat, und die in den übrigen Theilen Frankreichs liegenden lutherischen Ge-

meinden nur als Außenposten der im Elsaß vorhandenen Hauptmasse angesehen werden können. Die lutherische Kirche Frankreichs war wesentlich eine elsässische, das Elsaß bildet das Hauptland, die beiden anderen Inspectionen zwei entlegene Provinzen. Die Verfassung der Kirche stand mit der französischen Staatsverfassung in keinem weiteren Zusammenhange, als daß Ernennungen und Genehmigungen der wichtigsten Beschlüsse der Behörden durch die Staatsregierung geschehen mußten, und diese Functionen kann eben jede Regierung, mag die Staatsverfassung beschaffen sein, wie sie will, ausüben. Ebenso wenig wie die Gemeindeverfassung durch die Annexion vernichtet wurde, ebenso wenig traf dies Schicksal die Verfassung der lutherischen Kirche. Auch soll, wie man hört, innerhalb der höchsten deutschen Behörden selbst der Rechtsauffassung des Generalgouvernements auf das Entschiedenste entgegen getreten worden sein. Thatsache ist es, daß durch den Civilcommissar, Herrn von Kühlwetter, dem Directorium der Auftrag ertheilt ward, die Geschäfte fortzuführen. Doch sollte sich bald Gelegenheit ergeben, die practischen Folgen der von dem Generalgouvernement adoptirten Ansicht in's Leben treten zu sehen. Einige Pfarrstellen waren seit längerer Zeit erledigt; nach der bestehenden Verfassung steht die Ernennung der Pfarrer dem Directorium zu, doch bedarf dieselbe zu ihrer Giltigkeit der Genehmigung durch das Staatsoberhaupt. Das Directorium hatte für die vacanten Stellen Männer ernannt, die durchaus der gemäßigten Richtung angehören, zum Theil sogar ihrer persönlichen Ueberzeugung nach zur Orthodoxie neigen, ohne aber allerdings der altlutheranischen Partei sich angeschlossen zu haben. Die eifrigen Führer dieser letzteren Partei glaubten die Zeit ihrer Herrschaft gekommen, sie machten sofort alle Anstrengungen, um die Bestätigung der ernannten Pfarrer zu hintertreiben, und in der That erreichten sie ihren Zweck. Der Generalgouverneur verneinte einerseits dem Directorium das Recht, Ernennungen noch vorzunehmen, andererseits erklärte er, nicht die Befugniß zu haben, das dem Staatsoberhaupte zustehende Recht der Bestätigung auszuüben. Auf wie schwachen Füßen dieser letztere Grund steht, geht daraus hervor, daß der Generalgouverneur die wichtigsten Functionen des Souveräns auf allen Gebieten des Staatslebens ausgeübt hat. Er hat kraft der ihm übertragenen Machtvollkommenheit das Gesetzgebungsrecht im weitesten Umfang ausgeübt, den Schulzwang eingeführt, Wechselmoratorien gegeben, gemeine Vergehen und Verbrechen, wie Diebstahl, Tödtung u. dgl. m., dem Kriegsgericht zur Aburtheilung überwiesen u. s. w. Maires und Lehrer sind ein- und abgesetzt worden. Und die rein formelle Bestätigung einer Pfarrernennung sollte nicht in der Befugniß des Generalgouverneurs liegen? Auch die Unvollständigkeit des Directoriums kann für die verweigerte Bestätigung keinen Grund abgeben, da die Ernennungen aus einer Zeit her-

rühren, in der der Präsident sein Amt noch nicht niedergelegt hatte, also von den fünf Mitgliedern vier noch thätig waren. Um die Mißstimmung der freisinnigen Partei zu vermehren, kam noch hinzu, daß, wie man in unterrichteten Kreisen wissen wollte, ein Plan einer neuen Kirchenverfassung unter Zuziehung einzelner der orthodoxen Partei angehörenden Geistlichen Straßburgs bei dem Generalgouverneur berathen und nach seiner Feststellung nach Berlin geschickt worden sei. Eine Reise Fabri's nach Berlin wurde hiermit in Verbindung gebracht. Zu gleicher Zeit hatte die orthodoxe Partei eine von einem Schreiben begleitete Adresse an den Reichskanzler abgesandt. Dieselbe war von 30 Geistlichen unterschrieben und verlangte, wie die früheren Adressen an Napoleon, daß der Reichskanzler die lutherische Kirche im Elsaß in ihrer Reinheit wieder herstelle und die Ketzer austreibe. Die lutherische Kirche im Elsasse sei zu jeder Zeit eine confessionelle gewesen; das deutsche Reich solle ihr die Unabhängigkeit wiedergeben. Die Unabhängigkeit der Kirche aber bedeute, daß sie das Recht habe, ihren Glauben zu bekennen, und daß sie nach dem Buchstaben und dem Geiste ihrer Bekenntnißbücher verwaltet werde. Die Gemeinschaft mit denen, die ihren Glauben nicht theilen, der Kirche zumuthen — hieße ihr wahres Leben vernichten. Schon geberden sich die orthodoxen Pfarrer und ihre Parteigenossen, als hätten sie das Heft in der Hand; überall zeigt sich Unbotmäßigkeit gegen die bestehenden Kirchenbehörden, selbst in die weltliche Verwaltung suchen sich die Herren einzumischen.

Unter diesen Verhältnissen mußten es die gesetzlichen Vertreter der lutherischen Kirche als ihre Pflicht erkennen, alle Schritte zu thun, um die Kirche vor der Octroirung einer im Geheimen geplanten Verfassung und eines starren Confessionalismus zu wahren. Zwar hatte Staatsminister Delbrück dem Directorium in einem Schreiben schon die formelle Zusicherung ertheilt, daß die elsässische Kirche über die in die Verfassung einzuführenden Modificationen gehört werde. Aber bei der obwaltenden Sachlage konnte eine derartige Zusicherung offenbar nicht genügen. Die alljährlich im Sommer stattfindende Pfarrerconferenz wurde deshalb auf den 1. Juni nach Straßburg einberufen und derselben eine Adresse an den Reichskanzler vorgelegt. Die Annahme derselben erfolgte mit geringen Modificationen, und die Adresse wurde, mit zahlreichen Unterschriften bedeckt, nach Berlin abgesandt. Sie spricht das Programm der freisinnigen elsässischen Kirche in folgenden Sätzen aus: (die Unterschriebenen wünschen:)

1. Daß in der bisher noch zu Recht bestehenden Verfassung ihrer Kirche nichts verändert werden möge, bevor dieselbe in den Stand werde gesetzt worden sein, über die beabsichtigten Modificationen durch eine aus freier Wahl hervorgegangene Repräsentation ihr Gutachten abzugeben.

2. Daß bei allen vorzunehmenden Veränderungen das Recht der vollkommenen Autonomie der Kirche in Allem, was ihre inneren Angelegenheiten betrifft, gebührend berücksichtigt werde.

3. Daß die Organisation der evangelischen Kirche des neuen Reichslandes von der evangelischen Gemeinde ihren Ausgang nehme und sich als eine presbyterale und synodale entwickele und vollende.

4. In der innigen Ueberzeugung, daß einer der wesentlichsten Vorzüge, durch welche sich die protestantische Kirche vor der katholischen auszeichnet, der ist, daß in ihr die Geistlichen Diener der Kirche und nicht ihre Herren sind, wünschen sie, daß das in ihrer gegenwärtigen Verfassung eingehaltene Princip der numerischen Präponderanz der Laien über die Geistlichen in allen kirchlichen Behörden auch fernerhin möge beibehalten werden.

5. In Anbetracht der seit langen Jahren unter der französischen Regierung unbehelligt genossenen Freiheit von allem Symbol- und Agendenzwang, bei welcher jede berechtigte theologische Meinungsrichtung sich ungehindert entwickeln, geltend machen und bestehen konnte, so daß der Grundsatz aufrichtiger und wahrer Verträglichkeit tief in dem Bewußtsein der elsässisch-protestantischen Kirche wurzelt und lebt, drücken die Unterschriebenen den innigsten Wunsch und die feste Zuversicht aus, daß ihre Kirche auf dem Grunde des Evangeliums im Besitze dieser angestammten Freiheit beschützt und erhalten bleiben möge.

6. Sie wünschen endlich, daß, wie bisher so auch fernerhin, Straßburg der Sitz der oberen Verwaltungsbehörde ihrer Kirche bleiben möge. —

Nur in Bezug auf Satz 5 fand in der Conferenz eine längere Discussion statt; von großer Wichtigkeit war namentlich die Rede von Professor Reuß über die Unmöglichkeit, in die elsässische Kirche den Bekenntnißzwang einzuführen, und über die Unhaltbarkeit des von der orthodoxen Partei eingenommenen Standpunktes.

Die Adresse verschließt sich keineswegs gegen die Nothwendigkeit mancher Verfassungsveränderungen; von Niemandem wird verkannt, daß die bestehenden Einrichtungen vielfacher Verbesserungen bedürftig sind, größere Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, größere Selbständigkeit der Gemeinden und Localkirchenbehörden von den obersten Kirchenbehörden, veränderte Zusammensetzung dieser Kirchenbehörden und ein neues Wahlsystem für die Vertretungskörper, Betheiligung der Gemeinden an der Besetzung der Pfarrstellen und Hebung des kirchlichen Gemeindelebens — dies sind Wünsche, die allseitig als berechtigt anerkannt werden. Aber nicht will die Kirche Verbesserungen in der Verfassung gegen einen geist- und freiheittödtenden Zwang des Bekenntnisses eintauschen. Sie will die geistige Freiheit, vermöge deren es ihr unter zweihundertjähriger französischer Herrschaft gelungen ist, den wahren

Principien der Reformation treu zu bleiben und den mächtigsten Einfluß auf das Geistesleben des Elsasses auszuüben, nicht aufgeben, um sich in das Joch der im 16. Jahrhundert aufgestellten Formeln zu fügen. Sie will aber auch selbst ein Wort mitreden über die zukünftige Gestaltung und nicht als Opfer gewagter völkerrechtlicher Theorien sich zum Object von Experimenten machen lassen, die, so geistreich sie erdacht sein mögen, keine Bürgschaft des Gelingens in sich tragen. Die evangelische Kirche des Elsasses stand bisher schon im engsten Verkehr mit der deutschen evangelischen Kirche, sie will dies Band nicht lösen, sondern ist bereit es enger zu knüpfen, aber sie will nicht als unmündiges Kind behandelt sein, dem man einen Vormund setzen muß, um es nach den Grundsätzen eines pietistisch angehauchten Confessionalismus zu erziehen. Die bisherige Verfassung gab dem Staate das Recht zu einer sehr weitgehenden Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Kirche, aber niemals mißbrauchte irgend eine französische Regierung dies Recht, um das selbständige geistige Leben der Kirche zu unterdrücken. Der großen Errungenschaft der Revolution von 1789, der religiösen Freiheit war auch die lutherische Kirche theilhaftig, und was auch kommen mag, sie wird wissen, dieses ihr theuerstes Kleinod, die geistige Freiheit, zu vertheidigen und zu wahren. M.

Der Seekrieg von 1870/71 und die deutsche Flotte.

O. Livonius, Corvettencapitän: Unsere Flotte während des deutsch-französischen Krieges. Berlin 1871, E. S. Mittler und Sohn. — René de Pont-Jest: Die Campagne von 1870 in der Nord- und Ostsee. Aus dem Französischen übersetzt mit Berichtigungen und Zusätzen von einem deutschen Seeofficier (Capitän Zembsch) und einer Nordseekarte. Bremen 1871, H. Schaffert. —

Den Landkrieg haben wir durch allseitig erschöpfende Berichte auf dem Fuße begleiten können, — den Seekrieg lernen wir jetzt erst kennen, denn er hat keine Zuschauer gehabt außer den Theilnehmern, und diese sind durch kein übermächtiges Interesse an seinen Vorgängen gezwungen worden, früher als jetzt oder eingehender als durch gelegentliche Privatmittheilungen davon zu berichten. Ja man sagt, der oberste Vorgesetzte unserer Flotte habe selbst nach Beendigung des Krieges noch gezögert, die Ermächtigung zur Herausgabe einer Schrift wie derjenigen des Capitän Livonius zu geben; und doch trägt dieselbe durchweg einen apologischen Charakter, beweist also ihre Nothwendigkeit durch die Klagen und Vorwürfe, auf welche sie antwortet. Viel-

leicht hat erst das Bekanntwerden der Schrift von René de Pont-Jest über das Thun und Lassen des französischen Flottenfeldherrn Viceadmiral Bouet-Willaumez, dem er als literarischer Adjutant beigegeben war, die Abneigung des General v. Roon oder seiner bureaukratisch-militärischen Umgebungen gegen eine officiöse Publication überwunden, da sie in der That durch zahlreiche Entstellungen, Uebertreibungen und selbst Erfindungen dazu herausfordert. Sie war anfänglich erst in Zeitungen, dann auch gesondert übersetzt worden, aber ziemlich mangelhaft und ohne Widerlegung ihrer Irrthümer und Einbildungen. Diese hat nachträglich Capitän Zembsch geliefert; und nachdem er dafür Indemnität erhalten hatte, ließ sich wohl auch die Livonius'sche Broschüre nicht füglich mehr in dem Bann bloßer Manuscript-Circulation festhalten.

Der gute Monsieur de Pont-Jest wird schwerlich geträumt haben, als er am 24. Juli mit seinem Admiral unter den Augen der Kaiserin Eugenie von Cherbourg aus in See stach, zu welchem Dienste er vom Kriegsgeschick bestimmt sei. Er hatte ohne Zweifel seine Feder gespitzt, um die Zerstörung Kiel's und Wilhelmshafens, den Brand oder die Versenkung der gesammten deutschen Flotte, vielleicht auch eine gemüthliche kleine Brandschatzung Hamburgs von der Elbe her à la Thiers zu schildern. Statt dessen muß er alle Kunst aufbieten, um den ruhm- und erfolglosesten aller Feldzüge nicht ganz so unehrenvoll erscheinen zu lassen wie er ist, wenigstens für den Befehlshaber, mit welchem er sich eingeschifft hatte. Er erreichte seinen Zweck denn auch nur auf Kosten des früheren französischen Marineministers Admiral Rigault de Genouilly (der als bonapartistischer Exminister ja Niemandem mehr schaden kann), der noch ungefährlicheren Vorgänger desselben und des Prinzen Napoleon, der bekanntlich ebensowenig fürchterlich ist. Die landesüblichen Lügen auf Kosten des Feindes reichen allein dafür nicht hin. Aber diese Beflissenheit, den eigenen Herrn durch Verkleinerung und Anschwärzung anderer Landsleute weißzubrennen, während seine persönliche Unentschlossenheit zwischen den Zeilen doch kläglich genug hervorgrinst, ist eben nur ein Zug mehr zu dem längst feststehenden Bilde des moralischen Verfalls dieser Nation. Mangel an Fleiß, ernster Hingebung und wahrhaft patriotischem Bewußtsein in den zum Handeln berufenen Einzelnen, verbunden mit der Abwesenheit alles wohlgeordneten, eifrigen, uneigennützigen Zusammenwirkens der verschiedenen auf einander angewiesenen Organe ist es, was die ungeheure Ueberlegenheit der französischen Flotte über die deutsche in diesem langen Kriege ohne jedes Ergebniß von eigentlich militärischem Belang gelassen hat. Ihre Trophäen bestehen in neunzig unglücklichen Kauffahrteischiffen, die sie gecapert haben wie der Wolf das wehrlose Lamm. In den wenigen und unbedeutenden Zusammenstößen mit einem bewaffneten Gegner haben sie fast allemal ihrer-

seits den Kürzeren gezogen; so gegen Capitän Weikhmann's „Augusta" an der Westküste Frankreichs, gegen Capitänlieutenant Knorr's „Meteor" in den Gewässern von Havana.

Konnten sie denn aber, da es der doppelt und dreifach so schwachen deutschen Kriegsflotte natürlich nicht einfiel, ihnen auf offener See zu bieten, etwas weiteres als die Aufbringung von Prisen und die Blockirung der deutschen Nord- und Ostseehäfen unternehmen? Hinderte sie daran nicht unbedingt die Natur der Küsten, mit welchen sie es hier zu thun hatten?

Es ist wahr: was leichte und sichere natürliche Zugänglichkeit anbetrifft, ist der deutsche Strand einer der unwirthlichsten, an den man verschlagen werden kann. Fast allenthalben in seiner fast zweihundertmeiligen Erstreckung verläuft er flach, allmählich ins Meer, so daß nur schmale Rinnen tiefgehenden Seeschiffen Fahrwasser genug zum Heransegeln gewähren, und zur Ebbezeit diese Möglichkeit noch eingeschränkter ist als zur Fluthzeit. Eine Commission von höheren Marineofficieren, welche Admiral Bouet-Willaumez am 12. August über die zu wählenden Angriffspunkte in der Ostsee berathen ließ, bezeichnete nur Eckernförde, Colberg und Danzig als überhaupt für die Tragkraft der Flottengeschütze erreichbar, Eckernförde aber als nicht der Mühe werth, die anderen beiden Plätze nur dann, wenn man Landungstruppen zur Verfolgung des errungenen Vortheils hätte. Indessen scheint der Admiral selbst doch wenigstens die Angreifbarkeit von Colberg günstiger beurtheilt zu haben auch ohne Landungstruppen, über deren Nachsendung aber der nationale Unstern waltete. Er ging zwei- oder dreimal allen Ernstes mit einer Beschießung der patriotischen Stadt um, welche einst die Wiege von Gneisenau's Ruhme geworden war. Aber das eine Mal waren ihm die Frauen und Kinder im Wege, welche am Strande badeten, und er beschloß daher nach der geschmackvollen und bescheidenen Versicherung seines Leibjournalisten, „Herrn von Bismarck eine Lehre der Menschlichkeit und des wahren Muthes zu ertheilen", — zumal er auch den „Rochambeau" noch nicht bei sich hatte, ein verhältnißmäßig flachgehendes Ungethüm von einem Panzerschiff, dessen Anwesenheit (wie derselbe gedankenlose Schreiber eine Seite früher bemerkt) ihn vielleicht doch zu einer „ernstlichen Demonstration" gegen die Stadt hingerissen haben würde. Das andere Mal vereitelte ein Sturm die Ausführung der Idee.

Was ferner Kiel angeht, so hinterläßt Pont-Jest's Darstellung im Verein mit Capitän Zembsch' Anmerkungen den unabweislichen Eindruck, daß es von den Franzosen sehr wohl hätte forcirt werden können. Die Landforts würden zwar denkbarer Weise das eine oder andere Schiff in Grund gebohrt haben; vielleicht wäre bei solcher außerordentlichen Veranlassung ausnahmsweise selbst ein Torpedo einmal den Franzosen verderblich geworden, statt lediglich seinen deutschen Handhabern: aber man muß es nach den

hier vorliegenden Angaben immerhin für wahrscheinlich halten, daß Admiral Bouet um diesen Preis den Grund der tiefen und geräumigen Kieler Bucht hätte erreichen, die Marine-Etablissements daselbst zerstören, und je nach Belieben die Stadt beschießen und brandschatzen können.

Gleiches gilt offenbar nach Livonius von der Jade. Zwar lag hier die deutsche Panzerflotte, wohlbewehrt und kampfgerüstet, an einem so gut gewählten Punkte, daß sie ihr Feuer auf die herankommenden feindlichen Schiffe einzeln concentriren konnte. Sie hatte sich nämlich gleich vom ersten Erscheinen des Feindes an da aufgestellt, wo das Fahrwasser der Jade-Mündung mit demjenigen der Weser-Mündung zusammentrifft, beinah in der Mitte zwischen Wilhelmshafen und Helgoland, oder von West nach Ost zwischen Wangeroog und dem Leuchthurm in der Wesermündung. Auf sie zu führt ein so schmales Fahrwasser, daß die feindlichen Panzer einzeln in langer Linie auf sie hätten losdampfen müssen. Die Seezeichen, Tonnen und Baken, waren selbstverständlich entfernt; ein Schiff ohne vollkundigen Lootsen konnte daher leicht die hinlänglich tiefe Rille verfehlen und seitab auf den Sand laufen. Aber dennoch ist Livonius der Meinung, daß ein unternehmender Feldherr den Versuch des Hindurchdringens gemacht haben würde, und daß der Versuch auch nicht ohne Chancen des Gelingens gewesen wäre. Warum landeten die Franzosen nicht auf Wangeroog und suchten Inselbewohner zum Lootsendienst zu pressen? Warum setzten sie nicht einige alte Holzschiffe geflissentlich auf den Strand, um den Lauf des engen Fahrwassers in einer nicht leicht so geschwind wieder auszutilgenden Weise zu bezeichnen? Und wenn ihnen die vermutheten Torpedos soviel Schrecken einflößten, warum versuchten sie nicht denselben durch directe Gegenthätigkeit den Stachel zu nehmen? Von dem allem haben sie schlechterdings nichts unternommen. Minister Rigault de Genouilly scheint den Angriff auf die Jade einmal bestimmt befohlen zu haben; Admiral Jachmann erhielt wenigstens am 25. August die Nachricht, daß es geschehen sei. Sein Nachfolger Fourichon aber, dem selbst dieser Befehl als damaligem Befehlshaber in der Nordsee zugegangen war und der ihn nicht ausgeführt hatte, wird vermuthlich durch ausdrückliches Verbot verhütet haben, daß ein Anderer die Lorbeeren zu pflücken trachte, welche ihm zu hoch hingen. So blieben wir vor der Gefahr einer Zerstörung jener kostspieligen Kriegshafenanlagen bewahrt, an denen zwei Jahrzehnte gebaut haben.

Der Seekrieg von 1870/71 ist übrigens auf beiden Seiten wiederum ein Beweis, wie während eines länger dauernden aufreibenden Kampfes anfangs gehegte hochherzige Gesinnungen erschlaffen und in ihr Gegentheil umschlagen. Auf deutscher Seite wurde im Juli 1870 die Unverletzlichkeit des feindlichen Privateigenthums zur See ohne Vorbehalt der Gegenseitigkeit ver-

kündigt, im Februar 1871 aber wieder aufgehoben, wenn auch unter lautem und lebhaftem Protest der meistbetheiligten nationalen Kreise. Aehnlich erließ der französische Marineminister im Juli und August wiederholt die Weisung, offene Städte zu schonen; allein im September erging ein entgegengesetzter telegraphischer Befehl. Pont-Jest versucht zwar mit dem seinesgleichen charakterisirenden Gemisch von Frechheit und Beschränktheit diesen letztern Befehl auf deutsche Rechnung zu setzen, als bestimmt um unseren vermeintlichen Erpressungen in Frankreich auf Kosten blühender deutscher Handelsplätze eine Folie zu geben, — indessen es verlohnt kaum, einen so handgreiflichen Abwälzungsversuch auch nur zu erwähnen. Vielmehr wird die französische Rechtfertigungsschrift immer als Quelle für die Thatsache dieses unlöblichen, wiewohl glücklicher Weise nicht in Wirksamkeit getretenen Gesinnungswechsels gelten müssen.

Wenn es hiernach feststeht, daß die Natur unserer Küsten einem feindlichen Angriff überlegener Kräfte von der See zwar Schwierigkeiten bereitet, aber keine unüberwindlichen, so wird desto mehr darauf ankommen, daß wir unsere Vertheidigungsanstalten allseitig in den vollkommensten Stand setzen. Es fehlt viel, daß sie im vorigen Sommer so beschaffen gewesen wären. Die Marine war im Gegentheil fast ebenso unfertig, wie die Armee nach jeder Richtung hin gerüstet und vorbereitet. Der Jade-Hafen war nicht allein nicht vollendet, ungeachtet König Wilhelm ihn bereits vor länger als Jahresfrist (Juni 1869) feierlich eröffnet und der Chef des Marineministeriums seine Vollendung auf den 1. Juli 1870 dem Reichstage bestimmt in Aussicht gestellt hatte: vielmehr wurden gerade in diesem kritischen Augenblick die Arbeiten an den Docks auf viele Wochen unterbrochen und erst unmittelbar vor dem Eisgang im December hatten dieselben hinlängliche Wassertiefe, um den „König Wilhelm“ aufzunehmen, der andernfalls hätte nach Norwegen ins Dock flüchten müssen, bei fortdauerndem Kriege! Ferner waren die sämmtlichen schnellen ungepanzerten Dampfcorvetten, deren mannigfaltige Bedeutung für den Krieg im voraus klar war und durch die Ereignisse bestätigt worden ist, in einem so unfertigen Zustand, daß Monate über ihrer Bereitstellung verflossen. Von Avisos, den Adjutanten und Ordonnanzen des Seekriegs, hatten wir eigentlich nur die „Grille“; der weitere Bedarf mußte aus der Handelsmarine wohl und übel miethweise gedeckt werden. Weil aber die Häfen nicht im Stande waren, konnte es auch nicht helfen, die Panzerflotte noch durch Ankäufe schnell zu vermehren, wie Capitän Livonius betont. Weniger wird man ihm beipflichten können, wenn er die Nichtbefestigung und Nichtarmirung ausgesetzter Strandorte durch die noch immer fortdauernden Geschützversuche entschuldigt. Der Fortschrittseifer darf nicht auf Kosten der gegenwärtigen Sicherheit leben.

Fragen wir aber nach der Ursache aller dieser Versäumnisse und Mängel, so liegt sie in der ganzen bisherigen Behandlung der Marine. Sie war in Preußen ein bloßes Nebenwerk der Armee. Ihr früherer Oberbefehl suchte die Selbständigkeit der Flotte in leeren und meist sogar zweckwidrigen Aeußerlichkeiten; ihre Verwaltung war allzu bureaukratisch und militärisch zugeschnitten, mit Salzwasser und Fachkunde zu wenig getränkt. Ein eigner, selbständiger Marineminister, eine stärkere Besetzung des Ministeriums mit practischen Seeleuten statt mit den heute überwiegenden Intendanturräthen u. dgl., größere Unabhängigkeit der ihm untergebenen besonderen Verwaltungen, und vor allem Bruch mit der alten preußischen Kargheits-Maxime, bei welcher aus der Flotte niemals etwas rechtes werden kann, die daher bei Lichte besehen die ärgste Verschwendung ist und dem geeinigten Deutschland nicht mehr ziemt — das ist worauf es ankommt, wenn wir einer zukünftigen Gefahr sicherer entgegentreten wollen als wir thatsächlich im vorigen Spätsommer waren. Die anfängliche übertriebene Furcht vor Beschießungen und Landungen von der Seeseite hat nachher einer ebenso schlechtbegründeten Sorglosigkeit Platz gemacht. Aus dieser müssen uns die Aufschlüsse der beiden vorliegenden halbamtlichen Berichte endlich herausreißen. Von einer einsichtigen Vorsorglichkeit erfüllt, sollte der Reichstag statt der freien und deshalb Niemandem und für nichts verantwortlichen Marine-Commission, die sich in seinem Schooße gebildet hat, einer kleinen erwählten Commission intelligenter und energischer Männer den Auftrag ertheilen, daß sie den Zustand und die Bedürfnisse der Marine einmal gründlich prüfe, damit er, auf ihre Berichterstattung gestützt, einigermaßen zuversichtlich die fernere Entwickelung bestimmen könne. So lange das nicht geschieht, liegt alle wahre Sachkunde auf diesem Gebiet unter dem Siegel eines engherzig und interessirt behandelten Amtsgeheimnisses.

Historische Schichtenbildung in Rom.

Ausgrabungen unter S. Clemente.

Wer in Rom das Forum und Colosseum verläßt und seinen Weg nimmt auf der Straße, die zwischen den Höhen des Esquilin und Cölius zum Lateran hinanführt, gewahrt bald zu seiner Linken die Kirche San Clemente. Sie hat ihren Namen nach dem Papste Clemens, welcher als der letzte und berühmteste in der Reihe der unmittelbaren Schüler von Petrus gilt und, nachdem er den römischen Bischofstuhl bis zum Ende des ersten Jahrhun-

derts innegehabt, in der Krim zum Märtyrer geworden sein soll. Die wenigen Stufen des an der Straße liegenden Seiteneinganges zur Kirche hinabsteigend erhält man den Eindruck, daß die innere Einrichtung mit den dichtstehenden Marmorsäulen, dem in altem Stile ornamentirten Fußboden, den Chorschranken und Ambonen, der mosaikgeschmückten Tribüne im Ganzen von alterthümlichem Gepräge ist. Auch unter denjenigen Landsleuten, welchen noch nicht beschieden war, Rom zu sehen, wird diese Basilika Manchem nicht unbekannt sein, da König Friedrich Wilhelm IV. sie für die Friedenskirche in Sanssouci zum Muster erwählte. Lange hat sie als eine uralt christliche Kirche gegolten. Dies Urtheil hat sich indessen etwas modificirt, seitdem man die unter ihr befindlichen Bauten, von deren Existenz jede Nachricht verschollen war, näher kennen gelernt hat. Slavische Katholiken, welche der Grabstätte des hier bestatteten Slavenapostels Cyrill genauer nachforschen ließen und mehr noch die jetzigen Eigenthümer der Kirche, irländische Dominikaner, sind in den letzten Jahren bemüht gewesen, diese Bauten wieder aufzudecken und haben sich dadurch ein großes Verdienst um die Alterthümer Roms erworben. Denn die Resultate ihrer Grabungen gehören zu den wichtigsten und anziehendsten Monumenten, welche die ewige Stadt denen bietet, die ihrer Geschichte ein reges Interesse widmen. Es sei dem Unterzeichneten erlaubt, in ähnlicher Weise, wie er es hinsichtlich anderer kürzlich wieder erstandener Denkmäler der alten Weltstadt versucht hat, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auch auf die Gruppe von Gebäuden zu lenken, welche so lange von der Basilika verdeckt waren.*)

Von einem nördlichen Nebenraume der Kirche führt eine Treppe in eine ungefähr fünf Meter unter der jetzigen liegende ältere von gleicher Basilikenform aber größerem Grundrisse. In ihr sieht man noch manche Säulen von Granit oder kostbarem Marmor, während andere durch Mauern, welche sie stützen sollen, verkleidet sind. An diesen Mauern sowie an einzelnen Stellen der Wände sind mittelalterliche Fresken erhalten. Hat man das nördliche Seitenschiff der unteren Kirche durchschritten, so führt eine zweite Treppe im rechten Winkel tiefer abwärts zu einem schmalen Gange, der sich ungefähr unterhalb der den Haupttheil der Basilika von ihrer Apsis schei-

*) Eingehendere Schilderungen über die meisten der hier beschriebenen Bauten enthält das Buch des verdienten Priors der Dominikaner J. Mullooly, Saint Clement pope and martyr and his basilica in Rome. Auch Giovan Battista de Rossi hat in seinem Bullettino di archeologia cristiana mehrfach dieselben besprochen, und wie Alle, welche die Arbeiten dieses großen Gelehrten kennen, fühlt auch der Verfasser dieser Zeilen sich ihm zu lebhaftem Danke verpflichtet. Freunden mittelalterlicher Fresken dürfte vielleicht von Interesse sein, zu erfahren, daß von einigen der in der älteren Basilika vorhandenen Fresken neuerdings Originalphotographien genommen sind.

denden Linie entlang zieht. Rechts wird er von einer sorgfältig gebauten Backsteinmauer eingefaßt, links von vier Schichten mächtiger Quadern. Letztere gehören offenbar einem weit älteren Bau an. Die oberste Schicht bilden Kalksteine von Tivoli, sie springen über die unteren aus Tuff vom Cölius bestehenden ein wenig vor wie ein Gesims, sind aber ohne jegliches Ornament. Auf einer gleichen Quadermauer ruht die nördliche Seitenwand der Basilika, und wie es scheint auch die südliche. In welche Tiefe die Schichten hinabreichen, hat sich bisher nicht feststellen lassen, da sich beim Weitergraben Wasser sammelte, so daß die Arbeiten unterbrochen werden mußten. In der ersten freudigen Ueberraschung über die Auffindung der imposanten Mauern waren Manche geneigt, sie mit dem Palaste des Königs Tarquinius in Verbindung zu setzen oder für einen Theil der Befestigungswerke zu halten, mit denen König Servius Rom umgab. Besser ist es, von diesen volltönenden Namen abzusehen, zumal da die Constructionsweise nicht eben derjenigen der allerältesten Zeit entspricht. Bis einmal Form und Art sich genauer erkennen lassen, muß die allgemeine Bezeichnung ausreichen, daß hier ein Bau vorliegt von der Republik in großartiger Einfachheit und gewaltigen Dimensionen aufgeführt.

Wenden wir uns nun auch zu der anderen Mauer zur Rechten. Man hat in ihre sauber gefügten Backsteine eine Oeffnung gemacht und dadurch einen Zugang gewonnen zu drei hinter einander liegenden Räumen. Der erste von ihnen liegt noch unter der Apsis der Basilika und ist ungefähr von gleicher Länge wie diese, jedoch schmäler. Der zweite ist weit kleiner und nur ein Vorgemach für den dritten, der sich als eine künstlich hergestellte lange Grotte bezeichnen läßt, welche für den Geheimdienst des Gottes Mithras bestimmt war. Als die Ausgrabung dieser Räume vollendet war, ist in Folge der großen Ueberschwemmung dieses Winters das Wasser auch hier eingedrungen und bedeckt selbst jetzt noch einen beträchtlichen Theil namentlich der etwas tiefer liegenden Grotte. Doch haben neuerdings die Mönche die Besichtigung durch Herstellung hölzerner Gerüste wieder ermöglicht. Auf ihnen vorsichtig vorschreitend giebt sich der Besucher zunächst nur dem allgemeinen Eindrucke der eigenthümlichen Scenerie beim Scheine der im stillen Wasser wiederglänzenden Lichter hin, bald aber sucht er auch über die Einzelheiten Aufschluß zu erhalten. Eine allerdings nur zu geringem Theile erhaltene Stuckverzierung an der Decke des ersten Zimmers läßt ihres feinen künstlerischen Charakters wegen vermuthen, daß sie aus der Blüthezeit römischer Kunstthätigkeit herrührt. Dem entspricht, daß die Hauptwände sämmtlicher Räume in der sorgfältigsten Ziegelconstruction der frühen Kaiserzeit aufgeführt sind. Gehört demnach die ursprüngliche Anlage derselben etwa noch dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an, so ergiebt sich

andererseits, daß bald darauf hier nicht geringe bauliche Veränderungen vorgenommen sind. Man sieht mehrere Thüren zugemauert und durch neue Eingänge ersetzt. Am stärksten war die Umgestaltung im dritten Raume und es tritt deutlich hervor, daß ihm das Gepräge eines Mithrasheiligthums erst durch einen Umbau gegeben ist. Kurz einzelne Theile eines älteren Privathauses sind ungefähr im zweiten Jahrhundert zu einer Cultusstätte des orientalischen Lichtgottes umgeschaffen worden. So ist der obere Theil jenes dritten Raumes in künstlicher Weise mit kleinen porösen Steinen unregelmäßiger Form bekleidet, welche ihm den Anschein einer natürlichen Felsengrotte geben. In die Rückwand ist eine Nische eingebrochen, die mit Mosaik verziert wurde, unter ihr hat man einen größeren Altar aufgemauert mit Stufen an den Seiten, und zwei kleinere Altäre davorgestellt. Hier hatten die Symbole des Cultus ihre Plätze: die bekannte Darstellung des den Stier in schnellem Laufe ereilenden und tödtenden Gottes, das Hauptbild seiner siegreichen Macht, umgeben von den Personificationen des aufgehenden und untergehenden Lichtes, zweien Jünglingen mit erhobener und gesenkter Fackel, dann Steine, aus denen die halbe Gestalt des Gottes hervorragt, um ihn als den zu bezeichnen, der wie ein Funken aus dem Steine entsprang u. s. w. An den Langseiten des Raumes ziehen sich aufgemauerte Podien hin, zu denen am Eingange Stufen hinaufführen. Die leise gegen die Wand hin geneigte obere Fläche dieser Podien läßt glauben, daß man sich auf ihnen wie auf den Speisebetten beim Triclinium gelagert hat; eine etwas niedrigere Bank, welche vor dem anderen Rande der Podien entlang läuft und in letzterer stellenweise auch mit halbkreisförmigen Einschnitten eingreift, würde Raum geboten haben für die Becher und Schüssel der Speisenden. Die Kirchenväter klagen mehrfach darüber, daß Nachahmungen sowohl der Taufe als des Abendmahls der Christen von den Heiden in ihre Cultusgebräuche aufgenommen sind, und es fehlt nicht an Andeutungen, daß die Feier eines gemeinsamen Mahles auch von den Verehrern des Mithrasdienstes in späterer Zeit eingeführt worden ist.

Die Mithrasreligion ist in manchen Einzelheiten ihrer Lehre und ihrer Geschichte noch wenig aufgeklärt; sie verdient die Aufmerksamkeit, welche ihr neuerdings von der Alterthumswissenschaft gewidmet wird, weil sich immer mehr herausstellt, daß sie die bedeutendste Gegnerin des Christenthums in der antiken Welt gewesen ist. Sie entwickelte sich gewissermaßen im Wetteifer mit unserer Religion, wußte mit auffallender Leichtigkeit die Elemente fast aller übrigen Religionsanschauungen des Orients sich zu assimiliren und fand im weiten Reiche überall ihre Anhänger. Christenthum und Mithrasdienst standen einander im dritten und vierten Jahrhundert in fast gleicher Macht gegenüber: selbst nachdem Constantin sich dem ersteren zugeneigt und

sein Friedensedikt erlassen hatte, konnte Mithras viele Jahrzehnte hindurch in Rom öffentlich verehrt werden. Auch hat man bereits eine nicht geringe Zahl seiner Heiligthümer innerhalb der Stadt wieder gefunden. Das Nebeneinanderbestehen und der Kampf beider Religionen manifestirt sich in sehr merkwürdiger Weise in den Bauten, in denen wir uns befinden. Die Anhänger des Gottes haben seine Grotte in einem bereits früher vorhandenen Gebäude errichtet. Aber welches war dieses ältere Gebäude? Die Tradition der Kirche erzählt, daß die Basilika San Clemente an der Stätte gebaut wurde, wo das elterliche Haus des Papstes Clemens sich befand. Man legt einer solchen Tradition in manchen Fällen mit Recht geringen Werth bei, hier aber scheint sie durchaus nicht unbegründet zu sein. Es giebt ganz unverdächtige Zeugnisse dafür, daß die nach Clemens benannte Basilika aus den ersten Jahren nach Erlaß des constantinischen Friedensedicts stammt und sorgfältige Untersuchungen haben dargethan, daß die Christen jener Zeit einer Kirche den Namen eines Heiligen nur in dem Falle gaben, wenn ihre Stätte eine unmittelbare Erinnerung an ihn enthielt. Daß das Grabmal des Papstes hier war, ist unmöglich anzunehmen, da im Inneren der Stadt nicht begraben werden durfte, wohl aber mag das antike Haus, in dessen Räumen wir uns befinden, von Clemens selber oder von einem seiner Anhänger bewohnt und für seine Predigten benutzt worden sein. Auch nach seinem Tode wird die christliche Gemeinde sich im Andenken an ihn hier versammelt haben. Aber man sieht, die Christen blieben nicht im Besitze des Hauses, in den Zeiten der Verfolgungen wurden sie verdrängt, Verehrer von Mithras erwarben die Räume und gestalteten sie den Bedingungen seines Cultus gemäß um. Später aber fand eine Bestimmung des constantinischen Friedensedictes hier Anwendung zu Gunsten der Christen, insofern die Räume als ein früheres Besitzthum der Kirche dieser von den Heiden wieder zurückgegeben werden mußten. Die Christen ihrerseits konnten die Mithrasgrotte nicht dulden, sie zertrümmerten die ganze Einrichtung derselben, so daß nicht viel Anderes als die fest aufgemauerten Theile erhalten sind, dann schütteten sie Erde und Steine hinein und vermauerten die Eingänge sorgfältig. Die beiden anderen Zimmer konnten ihnen als weniger entweiht gelten. Auch knüpfte sich an das vorderste offenbar in vorzüglichem Grade die Erinnerung an Clemens, denn es liegt, wie bemerkt, gerade unterhalb des Altarraumes der Basilika an heiligster Stelle und eine in der letzten Zeit wieder aufgefundene bequeme Treppe von zwanzig Stufen vermittelt die Verbindung zwischen beiden. Im Uebrigen ist das Zimmer durch einige Pfeiler, welche nöthig waren, um die Last der Apsis der Basilica zu stützen, ziemlich verbaut und unansehnlich geworden. Von kirchlichem Schmuck fand sich hier nur eine Statuette des guten Hirten vor. Dieselbe ist, obwohl nicht ganz

unversehrt und in Hinsicht der Arbeit von geringer Bedeutung, doch geeignet das Interesse in Anspruch zu nehmen, insofern sie von dem starren, steifen Typus, in welchem dies altchristliche Symbol in der Regel dargestellt ward, in erfreulicher Weise abweicht. Der Hirt eilt nämlich in schneller Bewegung vorwärts, um das verlorene Thier auf seinen Schultern wieder zur Heerde zurückzubringen. Die Statuette ist ein den Sinn des schönen evangelischen Gleichnisses unmittelbar aussprechendes Denkmal der ältesten christlichen Kunst.

Steigen wir jetzt wieder zu der älteren der beiden Basiliken empor. Sie ist in der während des vierten Jahrhunderts beginnenden Bauweise mit abwechselnden Lagen von Tuffsteinen und Backsteinen errichtet, ihr Haupttheil ruht auf dem Quaderbau der republikanischen Zeit, ihre Tribüne auf dem eben verlassenen Zimmer. Von ihrem Schmucke hat das Meiste seine Verwendung in der oberen Kirche gefunden, geblieben sind ihr nur die Säulen sowie einige Fresken. Den stilistischen Charakter der letzteren und ihre nicht geringe kunstgeschichtliche Wichtigkeit zu schildern, würde zu weit führen. Aber eine kurze Angabe der hauptsächlichsten Darstellungen in derjenigen chronologischen Reihenfolge, welche durch die neuesten Untersuchungen wahrscheinlich gemacht ist, dürfte hier am Platze sein, weil dadurch zugleich die Baugeschichte der Kirche erläutert wird. Die ältesten Darstellungen, Scenen aus der Passionsgeschichte befinden sich im Vorraume und gehören etwa dem achten Jahrhundert an. Sie wurden zum Theil verdeckt durch eine Stützmauer, die dann ihrerseits unter der Regierung des Papstes Leo des Vierten in der Mitte des neunten Jahrhunderts bemalt wurde. Ein wenig jünger sind die Scenen aus dem Leben des Slavenapostels Cyrill, der kurz nach Leo starb. Endlich giebt es Darstellungen aus der Legende des Papstes Clemens; die Wände, auf welche man sie im elften Jahrhundert malte, sind errichtet, um mehrere Säulen des Hauptschiffes sowie des Vorraumes zu stützen. Man war also seit dem neunten Jahrhundert verschiedentlich gezwungen, Stützen anzubringen, wohl um dem Drucke, mit welchem das außerhalb der Kirche allmählich steigende Terrain auf dieselbe mehr und mehr einwirkte, zu begegnen. Das späteste datirbare Monument, welches die Arbeiter beim Ausgraben dieser unteren Kirche gefunden haben, ist eine Grabinschrift aus der Mitte des elften Jahrhunderts, der Bischofstuhl der oberen gehört dagegen bereits dem Beginne des zwölften an und es ist höchst wahrscheinlich, daß in der Zwischenzeit die ältere Basilika verlassen, die neuere gebaut ist. In denselben Zeitraum fallen die Kriege Robert Guiscard's und seiner Normannen und der durch sie verschuldete furchtbare Brand, welcher vielleicht mehr als irgend ein anderes der vielen Leiden, die Rom im Mittelalter trafen, zerstört und verwüstet hat. Die bis dahin bevölkertsten und

ansehnlichsten Quartiere der Stadt vom Capitol bis zum Lateran wurden in der Folge öde und einsam, da sich die Bevölkerung von den wüsten Trümmerhaufen zu dem minder verheerten Marsfelde wandte. In jener Zeit vollzog sich die merkwürdige im Wesentlichen noch heute dauernde Scheidung Roms in eine antike und eine moderne Hälfte, die einander beim Capitol berühren.

Bei der durch den Normannenbrand rings um die Kirche erzeugten bedeutenden Erhöhung des Niveaus konnten die früher aufgeführten Stützmauern und andere Aushülfen nicht mehr schützen; wie die Außenwände der Basilika vom Schutte begraben waren, ward auch das Innere zugeschüttet. Dem neuen Niveau entsprechend baute man eine neue Kirche über die untere, ohne von dieser selbst nur einen Theil als Krypta beizubehalten. Die Säulen und Wände des neuen Baues ruhen, weil derselbe von kleineren Verhältnissen ist, nicht überall auf den entsprechenden Theilen der älteren Basilika; um die fehlenden Fundamente zu gewinnen hat man letztere mit roh aufgeführten Mauern aus formlosen Marmorstücken durchzogen und in entsprechender Weise den ganzen übrigen Raum mit Schutt und Erde ausgefüllt, die den Fußboden der Oberkirche tragen sollte.

Auch die jüngere Basilika hat insofern bereits eine Vergangenheit, als manche Theile ihrer inneren Einrichtung ursprünglich anderen Zwecken dienten. Im rechten Seitenschiff liest man noch jetzt antike Grabinschriften auf Marmorstücken, die zur Herstellung des Fußbodens benutzt sind, ohne daß selbst die auf heidnischen Cultus bezüglichen Wörter ausgemerzt wurden. Auch der Marmorschmuck der älteren Basilika ist vielfach mit geringer Schonung und Rücksicht auf seine frühere Bestimmung verwandt worden, so ist der Bischofsstuhl aus Platten zusammengesetzt, die anfänglich einer Marmoreinfassung des Presbyteriums angehörten und Theile eines älteren Altars und seines Tabernakels finden sich an ganz verschiedenen Stellen der Kirche versteckt. Nimmt man hierzu die Mosaiken an der Tribüne und den Ambonen, die Grabmäler und Gemälde, die nach der Neugründung der Kirche gestiftet sind, endlich die häufigen zum Theil beträchtlichen Reparaturen, so ist fast jedes Jahrhundert in der Basilika vertreten.

Dies Alles beschreiben zu wollen, liegt außerhalb des Zweckes unserer Zeilen, welche nur die Hauptepochen der ganzen mit der Basilika verbundenen Gruppe von Gebäuden hervorzuheben suchen. Siebenhundert Jahre hindurch ist die ältere Basilika benutzt worden, ihre Nachfolgerin jetzt bereits fast ebenso lange und kaum geringere Zeit mag der alte Bau der Republik, der ihr als Fundament dient, das Tageslicht gesehen haben. Man hat im letztvergangenen Jahrzehnt bei den Thermen des Caracalla und in Trastevere antike Gebäude aus der Kaiserzeit in einer unerwarteten Tiefe unter

der heutigen Oberfläche wieder aufgefunden und dadurch feststellen können, wie sehr das Niveau der Stadt seit dem Mittelalter an verschiedenen Stellen sich gehoben hat. Aber wie die hier beschriebenen Bauten wegen ihrer Lage am Abhange des esquilinischen Hügels der Verschüttung in stärkerem Maße ausgesetzt waren, als jene in ebener Fläche liegenden, so ist andererseits bisher noch keine Stätte in Rom bekannt geworden, welche in gleicher Deutlichkeit und gleichem Reichthume die monumentalen Schichten zeigt, die im Laufe zweier Jahrtausende über einander entstanden sind. Und wie bezeichnend ist die Folge dieser Bauten für Rom: an das antike Rom schließt sich eng das christliche an, das zuerst zeitweilig vom Mithrasdienst verdrängt wird, dann aber auf dem imposanten Bau einer älteren Zeit sich seine reiche Basilika errichtet und nicht von dannen weicht, selbst als Schutt schon ringsum hoch aufwächst, die neue Kirche endlich von Anfang an nur eine ärmere und wenig pietätsvolle Reproduktion der älteren, gegenwärtig erhalten und zu neuer Berühmtheit gelangt durch die Mittel und Thätigkeit Fremder. Welch' eine Continuität und zugleich welch ein Wechsel herrscht in dieser Stadt, die sich die ewige nennt!

Rom im Frühling 1871. A. Klügmann.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Schleifung der Festungswerke. Aus Luxemburg. Als durch die Londoner Conferenz das Großherzogthum Luxemburg neutral erklärt wurde, Preußen seine Besatzung zurückziehen und der König von Holland sich verpflichten mußte, die Festungswerke schleifen zu lassen, und als dem kauflustigen Frankreich das Zusehen blieb, da jubelten bei uns die wirklichen Patrioten; die Fransquillons aber setzten Himmel und Erde in Bewegung, um uns trotzdem für eine Annexion an Frankreich reif zu machen. Von diesem Tage datirt bei uns der erbitterte Kampf zwischen den Gallophilen und Germanophilen; und dieser Kampf dauert noch heute.

Wer einen Begriff von unseren Festungswerken hat, wird einsehen, daß für die Schleifung derselben kein fester, noch weniger ein naher Termin gestellt werden konnte. Wir hätten unser Land verkaufen müssen, um die Mittel dazu aufzubringen. Was man mit Fug und Recht von uns verlangen konnte, das war, wir sollten unser Bestes thun. Es handelt sich also nur darum, ob unsere Regierung wirklich ihr Bestes gethan habe. Von den vier Vertheidigungsfronten: der Neuthor-, Thionviller-, Trierer- und Grunen-

walder-Front, wovon die beiden ersten gegen Frankreich, resp. Belgien, die beiden letzten gegen Deutschland hin liegen, ist bis jetzt nur die Neuthor-Front, die sogenannte Front der Ebene, zum größten Theile abgetragen. Zwar sind nach allen Seiten die Zugbrücken entfernt, die Fallgräben verschüttet, die Thorzugänge erweitert, und, so viel dieses in der Eile geschehen konnte, die Stadt offen gelegt; indeß würde dies wohl schwerlich den einrückenden Feind verhindern, die Befestigung nach fast allen Seiten hin in wenigen Tagen wieder in vertheidigungsfähigen Zustand zu versetzen. Drei Vertheidigungsfronten stehen fast noch unberührt. Nur an der Thionviller-Front hat man einige Steine verrückt, aber nur an den innern Werken. Die Werke dieser Fronten flankiren hoch zu beiden Seiten die tiefen Felsenthäler des Petrus-Baches und der Alzette, und somit die Unterstädte Grund, Clausen und Pfaffenthal. Bastionen, Cavaliers, Courtinen, Redouten ꝛc. liegen hier größtentheils auf hohen, meistens senkrecht aufsteigenden Felsen, alles Terrain ringsherum ist steinigt und unfruchtbar, folglich ohne Werth. Nach der Erklärung unsrer Regierung ist deshalb mit der Demolition der Neuthor-Front begonnen worden. Das Geld fehlte und mußte durch den Verkauf des Terrains, und zwar in dem Maße, wie die einzelnen Werke demolirt wurden, beschafft werden. Hiernach lag es ganz in der Natur der Sache, mit der Schleifung der Neuthor-Front zu beginnen. In Wahrheit ist dies der Grund und nicht Gunst für eine benachbarte Großmacht. Die ganze Neuthor-Front, vom Pfaffenthal bis zum Petrusthal ist bis auf einige unbedeutende Werke dem Erdboden gleich gemacht. Vier ganz neue Passagen sind vollendet, das Terrain dazwischen geebnet. Die erste dieser Passagen führt zwischen Bastion und Cavalier Marie und Camus nach der Arlonerstraße und dem Rollingergrund; die zweite zwischen Cavalier und Bastion Camus und Jost nach der Longwyerstraße; die dritte, durch die Bastion Jost und das Fort Rheinsheim, nach der Bettemburgerstraße; die vierte, durch das Neuthor, in gerader Linie nach dem Limpertsberge. Eine fünfte Passage ist bereits in Angriff genommen, welche sich an dem steilen, felsigen Bergrücken hinter dem Pfaffenthal hinziehen und unterhalb des Crispinusfelsen in die Eicherbergstraße münden soll. Man ist grade mit Abtragen der hohen Wälle an beiden Seiten des Neuthors beschäftigt, und gleichzeitig wird wohl auch Bastion nebst Cavalier Marie demolirt werden. Die weiten und tiefen Gräben vor dem Neuthor sind zur Hälfte aufgeschüttet, und da man gegenwärtig mit etwas mehr Energie vorgeht und auch Hr. v. Scherff, der die Forts Berlaimont und Charles vor dem Neuthor für die Stiftung Pescatore erstand, um das neue Hospital hier anzulegen, tüchtig demoliren läßt, so darf man hoffen, daß schon in nächster Zeit alle Werke nach dieser Seite dem Erdboden gleich gemacht sein werden. Die Kasematten, alle sonstigen

unterirdischen Angriffs- und Vertheidigungswerke, bleiben unberührt, und sollte je wieder von einer Festung Luxemburg die Rede sein, würden die Festungs-Ingenieure ihre Arbeit immer noch in der Hauptsache gethan finden. Das Fort Rheinsheim ist von Hrn. Adames, unserm apostolischen Vicar, zur Anlegung seines Convictes erstanden, zur Deckung der Kosten wurde bei Priestern und Laien im ganzen Lande herumgebettelt. Der majestätische Bau, welcher sich weit über die Hälfte fertig auf dem Terrain von Rheinsheim erhebt, trägt aber keineswegs das Aussehen, als sei er von unserem zusammengeworbenen Gelde errichtet. Hrn. Adames müssen noch andere Bezugsquellen zu Gebote stehen, als die milden Beiträge der gläubigen Menge, weil sein Convict sonst nicht so großartig ausgefallen wäre. Dieses Convict soll eine höhere katholische Lehranstalt werden, wo die Jesuiten, deren gehorsamster Anhänger Hr. Adames sein soll, walten werden. Man will, wie es scheint, unserm Athenäum Concurrenz machen, d. h., sich das Monopol des höheren Unterrichtes zusichern.

Grade jüngst sind der Regierung von der Kammer wieder 100,000 Frcs. zur Verfügung gestellt worden, um auch bei den übrigen drei Angriffsfronten die Demolirung energisch in Angriff zu nehmen. Die Kammer wird, nach den Erfahrungen der letzten Zeit, vielleicht nicht mehr so sehr für die Erhaltung unserer Festung eifern, wie ehemals, und zwar weder für die eine noch die andere Angriffsfronte, und die Regierung ebenfalls nicht. Wir haben unsere Festung lange für ein militärisch unwichtiges, für Luxemburg verhängnißvolles Schaustück gehalten. Was hätte unser Loos sein müssen, wenn wirklich Frankreich seinen beabsichtigten Einfall in unser Land ausgeführt und unsere Festung wieder besetzt hätte? Schon war in und außerhalb der Festung Quartier bestellt für die einrückenden Franzosen, und nur dem energischen Proteste unserer Regierung, oder besser, der französischen Furcht vor den Garantiemächten, haben wir es zu verdanken, wenn heute unsere gute Stadt kein Schutthaufen und nicht das Elend in seine reizende und fruchtbare Umgebung eingezogen ist. Wir begreifen freilich nicht recht, wie uns nun plötzlich die Mittel zur Demolirung zu Gebote stehen, die noch vor Kurzem versagt waren. Aber die Hauptsache ist doch, daß wir rasch von unserer Festung erlöst werden. Dieselbe ist, nachdem Deutschland im Besitz von Metz und Thionville ist, zwecklos selbst für Deutschland, um so mehr, als höchstens 8000 bis 10,000 Mann Besatzung in derselben Platz hatten. Möge bald von diesen angestaunten Riesenbollwerken kein Stein mehr auf dem andern sein, denn sie waren eine ewige Gefahr für die Bürgerschaft Luxemburgs.

Deutsche Friedensfeier. Aus Chicago. — Nehmen Sie freundlich den Gruß eines Landsmannes auf, von den Ufern des Michigansees, aus der wunderbar anwachsenden Stadt, die, wo noch vor drei Jahren ein außenliegender Kirchhof war, heut Enten und Schwäne auf den Teichen des von Häusermassen umringten Lincolnparks dahingleiten sieht! Welch ein Wettrennen des Lebens, welch athemlose Hast des Erwerbs! Da bleibt, so sehr alles auf Genuß berechnet scheint, für den Genuß selber wenig Raum und Zeit übrig. Doch haben auch wir unser deutsches Friedens- und Siegesfest gehabt, freilich mit originell amerikanischem Anstrich — lassen Sie sich ein paar Worte darüber gefallen! Schon Mitte April feierten hier einige Vereine den Frieden ziemlich dürftig im Opernhause, da kam die Kunde von dem großartigen Newyorker Fest und sofort erwachte der Trieb, der all unser Leben beherrscht: die andern zu „bieten", wie wir in Amerikanischdeutsch mit einem Anklange an to beat für „überbieten" sagen. Sind in Newyork 50,000 Personen im Festzuge marschirt, so müssen es bei uns 75,000 sein, in Wahrheit sind's hernach doch nur 25,000 gewesen, was im Verhältniß der Bevölkerungszahlen immerhin sehr bedeutend ist. Alles was Gewerk und Verein heißt, that sich mit großartigen Vorbereitungen auf, Schuster und Schneider, vor allem die Brauer hatten Arbeit vollauf; für Festanzüge allein haben sie tausend Dollar ausgeworfen. Leider war der berühmte „Gambrinus" nicht mehr unter den Lebenden, ein alter, feister, gutmüthiger Deutscher, der bei den vielen deutschen Festen in der Rolle des Bierkönigs auftrat, von Ort zu Ort bestellt, wie bei Ihnen irgend ein großer Sänger, fester Preis pro Tag, Bier frei nach Belieben. Doch ist seine Art unter uns keineswegs ausgestorben. Als echter Yankeetrick ward schon vor der Feier in den Zeitungen annoncirt: „Zwölf Pferde ziehen einen auffallend decorirten Wagen, ebensoviel Musikbanden — deutsche Musikanten — spielen alles, was zwischen Yankeedoodle und „Wacht am Rhein" liegt. Große Buchstaben auf Fahnen besagen, daß Mr. Eden endlich das köstliche Mittel entdeckt hat, Haare wachsen zu machen. Der Entdecker kommt nun in elegantem, offenem Wagen — ganz schwarz außer der weißen Weste, hoher Cylinder in der Glacéhand — lächelnd nach allen Seiten grüßend. Zwölf andere Pferde ziehen einen dritten auffallend decorirten Wagen, darin 24 weißgekleidete Damen mit langen, fliegenden Haaren, kleine gedruckte Annoncen unter die Leute werfend." Man wundert sich bei uns kaum über dergleichen Streiche: Mr. E., bisher als gewöhnlicher Barbier bekannt, wird bald sein großes „Laboratorium", 7 Stock hoch — in Wirklichkeit vielleicht nur ein Kellerraum —, in allen Blättern abgebildet sehen. Glückt's, so kommt's Geld in Haufen: Millionen sind auf diese Weise gemacht worden.

Den 29. Mai, am zweiten Pfingsttag, ging die Feier vor sich, bei

fürchterlicher Hitze; nur auf kurze Zeit ward der vierstundenlange Zug durch einen heftigen Platzregen unterbrochen. Man war übereingekommen, den Amerikanern ein vollständiges Bild deutscher Entwicklung zu geben. So ritten denn ziemlich an der Spitze Hermann und Thusnelda, dann kamen alte Deutsche mit Büffelhörnern, Reisige mit Keulen und Morgensternen, die eisenumpanzerten Ritter der Kreuzzüge, unter ihnen Barbarossa zu Pferde mit mächtigem Bart, und so ging's fort durch die ganze deutsche Geschichte bis auf die Uhlanen des letzten Krieges, unter denen sich die Yankees bisher nur undeutlich ein Mittelding von berittenem Indianer und Attilahunnen vorgestellt hatten. Auch Poesie, Musik und bildende Künste waren durch schöne Vertreterinnen symbolisirt. Der Eindruck des Ganzen war doch recht erhebend, wenn auch dazwischen bisweilen, schon mitten im vorüberwandelnden 12. oder 13. Jahrhundert, die Vorsteher moderner Lebens- und sonstiger Versicherungsgesellschaften in offenem Wagen paradirten, durch große Schilder sich dem Publikum empfehlend. Den Schluß des Zuges bildete dann eine endlose Reihe von Wagen, mit Artikeln hiesiger deutscher und amerikanischer Geschäfte beladen, billigen und billigsten Thee u. s. w. anpreisend — ländlich, sittlich! Am Ende strömte Alles auf die Nordseite der Stadt, wo auf dem Rasen unter Bäumen Tanzböden und Schießstände mit Bierschank wechselten — die unvermeidlichen Reden hervorragender Bürger nicht zu vergessen. Da war's eine Freude, die jubelnden, singenden, tanzenden Massen zu sehen, die lachenden Gesichter und das Händedrücken. Manch altes Pärchen schaute zu, verklärten Ausdrucks; Jahre mochten drüber hingegangen sein, daß sie im kleinen Stadthäuschen heut wie gestern eingezogen gearbeitet, feiertagslos, abgehärmt ums liebe Leben — nun blickten sie in dies jauchzende Getümmel, auch einmal der Sorge enthoben, und es war Pfingsttag dazu! Wie manche Erinnerung an die Volksfeste der Heimat mag da wach geworden sein! Und so ging's bis zum Schlusse, die Luft ward erschüttert von dem „Lieb Vaterland, magst ruhig sein". Vergebens hatte ein amerikanischer „Mäßigkeitsverein" den Bürgermeister ersucht, alle Wirthschaften während des Festes zu schließen, um der Gelegenheit zur Trunksucht vorzubeugen. Wo Deutsche zahlreich sind, haben diese „Mäßigen" keine Macht, sonst regieren sie hier drüben ganze Staaten. Den Amerikanern erschien unser Fest anfangs fast unerklärlich, wie ein Stück aus dem Feenreiche, doch ließen es die englischen Blätter nicht an Belehrung über die Bedeutung fehlen. Alles in allem war unser Erfolg vollständig und wir Deutschen sind stolzer, als je.

G. L.

Das deutsche Reich als Großmacht. Die deutsche Nation hat als letzte unter den großen Völkern Europas sich zu einigem Staatswesen zusammenge-

schlossen, nachdem ihr früherer Staatsbau durch den Separatismus seiner Theile in Schwäche zerfallen war. Auch das neue Reich bietet durch seine Verfassung noch keine Bürgschaft für Kraft und Dauer. Jede zeitweise Lähmung der preußischen Energie, welche durch Schwäche der Regierenden oder durch innere Entwickelungskrankheiten hervorgebracht werden mag, könnte in die Verträge mit den deutschen Königreichen einen Riß machen, und die Staaten, denen Militärhoheit und diplomatischer Verkehr mit dem Ausland bewahrt worden ist, in gefährliche Versuchung setzen, das eigene Heil im Anschluß an andere Mächte zu suchen. Auch wäre es ein Irrthum zu meinen, daß die Gemeinsamkeit großer Verkehrsinteressen und der Gesetzgebung in wenig Jahren ein sicherndes Gegengewicht gegen die Territorialpolitik aufsetzen wird, der Zollverein hat in der Sturmzeit 1866 nicht zusammengehalten, und die festesten Verbindungen des Privatverkehrs pflegen in Zeiten politischer Erregung schwächer zu sein, als die aufgeregte Leidenschaft der Parteien oder der Erhaltungstrieb der Herrschenden. Dazu kommt, daß die ganze Organisation des deutschen Reiches bis jetzt durchaus nach den Bedürfnissen einer einzelnen thatkräftigen Persönlichkeit zugeschnitten ist, welche hier gewinnend und übersehend, dort gewaltsam durchgreifend Alle in persönlicher Scheu und Abhängigkeit zu binden weiß, die Kronen durch den Reichstag, die Volksvertreter durch den Bundesrath im Schach hält, und sich selbst größte Freiheit für Dispositionen nach dem Bedürfniß der Stunde vorzubehalten versteht. Aber bei aller Unfertigkeit hat das neue Reich der Deutschen vor jenem früheren, welches während seiner Hilflosigkeit heilig genannt wurde, eine besondere Bürgschaft der Dauer voraus. Es ist gegründet auf das Uebergewicht eines einzelnen, straff organisirten, einheitlich verbundenen Staates, welcher nach seinem Machtgewicht der Gesammtheit aller kleineren Staaten, die er sich durch Bündniß und Verträge angeschnürt hat, beträchtlich überlegen ist. Auf der Gewalt Preußens beruht das Reich, seine Macht und Dauer. Und deshalb sind gerade jetzt die Verhältnisse im preußischen Staat für deutsche Patrioten in ganz neuem Sinn eine Herzensangelegenheit geworden: die Parteien des Landtags, die Charaktere der leitenden Beamten, die Majestät und verfassungsmäßige Gewalt des Königthums. Daß dort der strenge, pflichtvolle, arbeitskräftige Sinn im Beamtenthum dauere, die nöthigen Reformen in Verwaltung, Kirche, Schule völlig durchgeführt, die gesetzliche Autorität der Krone in den Collisionen mit der Reichsgewalt nicht beeinträchtigt werde, das muß jetzt gerade den liberalen Deutschen eine ernste Forderung sein. Denn nur wenn uns Preußen fest bleibt, bewahrt unser Reich festen Grund.

Aber die Stellung einer Nation unter den Staaten der Erde wird nicht nur durch die Regierenden und ihre Maßnahmen, noch mehr durch den Charakter des Volkes und durch feste Culturbedingungen gerichtet, denn diese

Besonderheiten üben unablässig während Jahrhunderten, Jahrtausenden ihren Einfluß. Darum sei hier an die Eigenschaft der Deutschen gemahnt, welche auf die Dauer mehr als irgend etwas anderes auf unser Verhältniß zum Auslande und unsere Politik einwirken muß. Wir sind das Colonistenvolk der Erde. Wir sind es vom ersten Auftreten der Germanen in der Geschichte bis zur Gegenwart, von dem Kimbrerzuge bis zu unseren deutschen Contoren in China und Japan auf eine eigenthümliche Weise und in ganz riesigem Umfange geblieben. Es sei erlaubt, an Vergangenes zu denken.

Um das Jahr 600 hatten deutsche Auswanderer fast das ganze römische Kaiserreich vom Rhein bis zum Tajo besiedelt. Schleswig'sche Angeln und Sachsen waren auf ihren hochbordigen Seerossen an der Küste des Brittenlandes gelandet und verwandelten das römische Colonialgebiet in die stärkste Veste germanischen Lebens. Die Oberschlesier und ein Theil der Mittelschlesier — Hasdinge und Silinge — waren aus ihrem befestigten Grenzwald südwärts gezogen, hatten sich mit Altmärkern, dem Suebenstamm, der schon früher in das jetzige Schwaben gewandert war, zu großem Siedlerzuge verbündet; sie nahmen die pyrenäische Halbinsel ein und gaben — neben den Westgothen — trotz allem Völkermord und Raub den Einwohnern soviel Kampfsmuth, Zeugungskraft und Bauernfleiß, daß die Enkel das Land dem europäischen Wesen gegen die fremden Araber zu retten vermochten. Colonisten aus Niederschlesien und der Neumark zogen als Burgunder über den Oberrhein und besetzten einen Theil der Schweiz und das Land jenseit der Vogesen, während die Niederrheinischen Franken das nordöstliche Gallien occupirten und als Gebieter fast über das gesammte Land zwischen Rhein und Pyrenäen schalteten. Aus Altmark und Uckermark wanderte ein Theil der Winiler nach Oberitalien, dort besetzten die „Langbärte" verwüstetes Gothenland und wurden die Stammväter norditalischer Barone und lombardischer Patricier. Ueberall sind die ausgewanderten Deutschen die Begründer der neuen Völker Europas geworden. Und man meine nicht, daß seitdem das Colonistenwerk der Deutschen aufgehört hat. Zunächst freilich war der Osten Deutschlands selbst, zumal der jenseits der Saale, durch den Abzug von vielen Hunderttausenden allzu menschenarm geworden; von der unteren Donau drangen die Avaren an den Lech, von der Weichsel kamen die Slaven, setzten sich herrisch über die Zurückgebliebenen und verwuchsen mit ihnen zu Wendenvölkern, aber schon im 7. Jahrhundert breiteten sich die Franken wieder gegen Osten, im 8. wurde Salzburg und Oesterreich von den Baiern besiedelt, im 9. die Slaven von den Sachsen über die Saale zurückgedrängt, im 10. ward Mähren und das Elbgebiet unterworfen. Das 11. wurde durch eine großartige Binnencolonisation in Anspruch genommen, denn überall erhoben sich die Thürme deutscher Städte und die rührige Kraft der

Anbauer arbeitete im Mauerbereich der Burgen mit emsigem Bürgerfleiß, der jetzt in besserem Schutz und Recht und mit mannigfacher Kunst das Leben des Arbeiters festigte. Im 12. Jahrhundert richteten die Päpste den Wanderdrang der Nation auf das Morgenland, sehr starker Abfluß überschüssiger Kraft fand in den Kreuzzügen statt nach ungünstiger Richtung. Es war ein großer Menschenverlust, aber diese Zeit eröffnete doch dem deutschen Wanderer den fernen Osten, sie gab die Anregung zu der großartigen Colonisation des 13. Jahrhunderts. Denn in diesem wurde alles früher deutsche Landgebiet bis östlich von der Oder den Slaven durch unsere Colonisten abgewonnen, Preußen erobert, Liefland, Kurland und Esthland mit deutschen Burgen und Städten besetzt, auf czechischem, polnischem und ungarischem Boden hunderte deutscher Städte gegründet, bis nach Siebenbürgen weite Landstrecken mit deutschen Bauern besiedelt. Diese großartige Ausbreitung deutscher Arbeiter wurde um 1350 plötzlich durch eine fürchterliche Pest unterbrochen, welche die Dörfer und Städte Mitteleuropas entleerte. Mehrere Generationen waren trotz der starken Lebenskraft unseres Volkes nöthig, die Verluste an Menschen zu ergänzen. Dazu kamen im 15. Jahrhundert die Hussitenkriege, welche das mittlere Deutschland gräulich verwüsteten, und die strengere Ausbildung der Grundherrlichkeit und Landeshoheit, welche nicht nur in Deutschland, auch in Scandinavien, Polen, Ungarn den Auszug und die Einwanderung dem unfreien Landmann erschwerte. So geschah es, daß die Bewegung des 16. Jahrhunderts vorzugsweise nach den Städten ging, und daß die Auswanderung nach dem Osten fast nur durch zahlreiche Einzelne, zumeist durch Handwerker geschah. Aber die deutschen Städte vergrößerten sich schnell, die bessere Sicherheit des Lebens, eine höhere Ausbildung kunstvoller Arbeiten, größere Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, das gemeinsame Gefühl rasch zunehmenden Wohlstandes gaben im Lande selbst einer größeren Menschenzahl Nahrung und Gedeihen. Deutschland fühlte sich wieder menschenvoll. — Da brachte das 17. Jhrh. den furchtbaren Krieg. Er brach die Volkskraft, verminderte die Menschenzahl um mehr als ein Drittel, zerstörte Handel, Industrie, Wohlstand fast des ganzen Binnenlandes. Fast 200 Jahre rang und mühte sich das arme und muthlose Volk, um diese Verluste an Menschenkraft und Capital wieder zu erwerben, um 200 Jahre wurden wir gegen Engländer, Holländer, Franzosen in unserem Wohlstand zurückgeworfen. Eben war in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts unter dem Bürgerthum wieder Industrie, Unternehmungslust, ein fröhliches Aufstreben erkennbar, so tilgten die Kriege Napoleon's das junge Gedeihen. In dieser ganzen Zeit stockte die Auswanderung, nur die Seestädte der Nordsee bewahrten die Wanderlust und die Fahrten kleiner Handwerker gingen fort. Doch merkwürdig, kaum waren die Schäden jener furchtbaren Zerstörung von 1618—48 überwunden

— so weit sich aus statistischen Vergleichen der Menschenzahl und des Vieh- und Besitzstandes erkennen läßt, etwa um das Jahr 1830, zur Zeit der ersten deutschen Eisenbahnen — so begann auch sofort die uralte Ansiedlerlust sich kräftig zu regen. Und jetzt, nach 40 Jahren betrachten wir staunend die Resultate. Die großen Binnenstaaten Nordamerikas, Dörfer am Kap, weite Flächen in Australien, zahlreiche Colonien in Südrußland, sind mit deutschen Ackerbauern gefüllt, kein größerer Handelshafen öffnet sich an irgend einem gastlichen Gestade der bewohnten Welt, in welchem nicht deutsche Häuser unter den ersten stehen, deutsche Barkschiffe fahren Frachtgüter von Hinterindien, in den Meeren von China und Japan, von Chili und Peru, deutsche Wallfischfänger segeln auf Fang von den Sandwichinseln wie von Bremen und Hamburg, kaum eine Stadt der Erde, welche Fremden überhaupt zugänglich wird, wo nicht deutsche Handwerker ihre Lieder singen, kaum eine deutsche Familie in den bescheidensten Verhältnissen, die nicht Verwandte und Bekannte in mehr als einem fremden Welttheil weiß. Mit wundergleicher Schnelligkeit wächst der Verkehr und die Bedeutung der Interessen, welche wir in der Fremde haben. Auch gegenüber den Culturländern Europas sind wir es, welche den andern weit mehr von unserer Volkskraft abgeben, als wir im friedlichen Austausch dagegen erhalten. Wir haben vor Kurzem Veranlassung gehabt, um die Zahl unserer Landsleute in Frankreich zu sorgen. Vollends im Osten. In Congreßpolen lebt jetzt eine halbe Million Deutscher, meist auf unserer Seite der Weichsel, ein großer Theil der Güter längs der Grenze ist in deutschen Händen, ein weit größerer in Abhängigkeit von dem Capital unserer Kaufleute zu Breslau, Posen, Danzig. Man darf im Ganzen annehmen, daß jedes Jahr mehr als 300,000 Deutsche zur Arbeit in die Fremde ziehen, in 10 Jahren also 3 Millionen, in hundert Jahren 30 Millionen, von denen allerdings ein gutes Theil wieder heimkehrt. Die Heimkehrenden und die, welche in der Fremde bleiben, welche Bedeutung müssen sie im Lauf der Zeit für uns gewinnen!

Längst erkannte der Kaufmann die Wichtigkeit dieser nationalen Wanderung. Und doch ist unseren Landsleuten erst seit der jüngsten Zeit das Gefühl vergönnt, auf die Größe und Bedeutung ihres Heimathstaates stolz zu sein. Wer fortan in die Fremde zieht, der wird in seinem Herzen einen stärkeren Schutz gegen die Einwirkung fremder Nationalitäten bewahren; und das treue Festhalten am Vaterland wird ihm auch vortheilhaft werden, sobald er sein Recht in der Fremde durch die Vertreter des Reiches und die Kanonen unserer Kriegsschiffe kräftig vertreten sieht. Jetzt erst werden die Wanderer und wir daheim den vollen Gewinn aus ihrer Thätigkeit empfangen. Vor Allem für unsere Politik unter den Großmächten der Erde.

Wir sind durch unsere Angehörigen aufs stärkste betheiligt an allem

friedlichen Verkehr der Völker. Wir haben nie Colonien gehabt, wir begehren kein Privilegium des Besitzes um andere Völker auszubeuten, unsere Landsleute haben fast schutzlos, auf eigene Umsicht angewiesen, uns stattlich und ehrenwerth gemacht unter den Fremden, bevor wir mächtig genug waren, um ihnen ein Rückhalt zu sein. Daran denken wir treu, wir merken, daß wir ihrem mannhaften Kampf gegen übermächtige Concurrenz die Gesundheit und jugendliche Kraft unseres Verkehrslebens verdanken. Wir sind deshalb vor anderen Nationen darauf angewiesen die Freiheit des internationalen Verkehrs zu vertreten, niedrige Zolltarife, offene Häfen, gerechte und gleichmäßige Behandlung der Fremden, Achtung des Privateigenthums zur See. Unseren Agenten im Ausland wird vor Anderen die edle Pflicht obliegen, die Interessen ihrer Schutzbefohlenen energisch gegen jede territoriale Engherzigkeit zu vertreten, und unsere junge Marine wird mehr als die älterer Seemächte veranlaßt sein, die dreifarbige Flagge der Deutschen an den Küsten zu zeigen, wo man die Macht merken muß, um daran zu glauben.

Wir sind dazu bestimmt, Vertreter und Vorkämpfer jedes Fortschritts zu sein, durch welchen die Cultur des Menschengeschlechts von einem Volk zum anderen übergeleitet wird. Unsere Wissenschaft hat zuerst davon Nutzen gezogen, daß wir das größte Colonistenvolk der Erde sind. Die scharfsinnige Erforschung jeder Lebensäußerung fremder Völker, die neidlose und liebevolle Würdigung aller Funde, welche jemals irgendwo gemacht wurden, diese schönste Gabe, welche dem deutschen Volksthum bei seinem Entstehen in die Wiege gelegt wurde, sie ist durch unsere Wanderlust unablässig gesteigert worden. Wir dürfen ohne Ueberhebung sagen, daß wir alle Völker besser kennen, als sie uns, und daß viele für uns weit mehr Werth und Bedeutung haben, als wir für sie. Darin liegt zum großen Theil das Geheimniß unserer Kraft und Stärke. Deshalb sind wir auch mehr als andere Völker befähigt, die Eigenthümlichkeit und die Lebensbedürfnisse anderer Nationen zu ehren. Wir vermögen leichter gerecht gegen sie zu sein. Auch deshalb wird unsere Politik eine friedliche.

Wir sind völlig auf friedliche Entwicklung angewiesen. Wir senden die Schaaren unserer jungen Männer in jedes Culturland der Erde, wir hausen daheim als ein continentales Volk zwischen mächtigen Nachbarn mit mäßiger Ausdehnung unserer Seeküste. Es kann uns nie einfallen, durch Heere und Flotten in der Fremde zu erobern. Aber wir sind als Nation nicht mehr getheilt und schwach, wir fühlen lebhaft, daß wir unsere Ehre vor der Welt zu behaupten haben, und wir vermögen nicht mehr, Bedrückung und Ungerechtigkeit der Fremden duldend zu ertragen. Wir haben in sieben Jahren drei Kriege führen müssen, um die ungerechten Uebergriffe fremder Mächte in die Interessen deutschen Volksthums abzuwehren. Wir werden auch in Zukunft

unſere Landsleute in der Fremde und die Intereſſen Deutſchlands gegen unleidlichen Druck, den eine fremde Macht auflegt, zu vertreten wiſſen.

G. Freytag.

Politiſche Ueberſicht: Bis zur Jahresmitte.

Als wir am 10. März zum letzten Mal in d. Bl. die politiſchen Ereigniſſe in eine Ueberſicht zuſammenzufaſſen verſuchten, waren die Friedensverhandlungen in Verſailles zu vorläufigem Abſchluſſe gediehen, Kaiſer Wilhelm und ſeine Umgebung ſchickten ſich zur Heimfahrt an, in Deutſchland waren die Wahlen zum Reichstage vollzogen, die franzöſiſche Nationalverſammlung berieth ihre Ueberſiedlung von Bordeaux nach Verſailles — Alles ließ ſich an, als wollte die Welt in ihre alten Friedensgeleiſe zurückkehren. Dennoch blickten wir mißtrauiſch in eine ungewiſſe Zukunft hinaus; drüben beunruhigte uns „die Frage nach dem Verhältniß der Pariſer Lärmpolitik zu der Aufgabe der Conſtituante", daheim aber erwarteten wir „Kampf gegen die geiſtliche Natur deſſelben Romanismus, deſſen weltliche Entartung wir in Paris bezwungen". Es gehörte nicht eben viel Scharfblick dazu, dieſe Dinge vorauszuſehen, aber die Wahrheit iſt doch, daß ſich um beides ſeitdem die Geſchicke Mitteleuropas hauptſächlich gedreht haben, um die innere Zerrüttung der franzöſiſchen Geſellſchaft, die in der Revolution vom 18. März und den Unthaten der Commune ſo gräßlich an den Tag gekommen, und um die ultramontan katholiſchen Tendenzen, die im Reichstage ungeſtüm hervorgetreten, aber entſchieden zurückgewieſen worden, in Baiern mit der tapferen Ueberzeugung Einzelner, wie mit der vorſichtigen Zurückhaltung der Staatsgewalt in Zwiſt gerathen ſind, in Italien den Andrang der nationalen Politik machtlos aber furchtlos zu beſtreiten fortfahren, in Frankreich endlich auf den Trümmern alter Ordnung und neuer Unordnung ihr Weſen zu treiben beginnen. Beides nun, die ſociale Revolution von Paris ſowohl wie die kirchliche Bewegung, ſind mit nichten in dieſer Zeit neu ins Daſein getreten, ſie waren nur die letzten unmittelbaren Nachwirkungen der großen Thatſachen von 1870. So ziemlich ein Jahr iſt nun umgelaufen, ſeit vom Miniſtertiſch im geſetzgebenden Körper des Kaiſerreichs aus der Krieg in die Welt gerufen, ſeit vom Biſchofsſtuhl vor den berathenden Vertretern der römiſch-imperatoriſchen Kirche das entzweiende Dogma unfehlbarer Einherrſchaft verkündet ward. Der weltliche Krieg iſt zu Ende, der Beſieger des unglückſeligen Frankreichs triumphirend in ſeine Hauptſtadt eingezogen, mit ernſter Zuverſicht blicken wir im neugegründeten Reiche Jahren ruhigen Gedeihens

entgegen, mit menschlicher Theilnahme betrachten wir das Bestreben unserer noch kaum versöhnten Gegner, sich wieder zu sammeln und innerlich zu befrieden; der geistliche Kampf aber ist nicht ausgefochten und erscheint für lange Zukunft unausfechtbar; in den Kammern seines Palastes, sein Selbstbewußtsein an dem Märtyrergefühl eingebildeter Gefangenschaft weidend, seiner Lande beraubt, hat Pius IX. die Jahre Petri erlebt, unbeugsam sieht er in ferneren Streit hinaus, seinen Feinden kann er nimmermehr die Hand reichen. Doch ist es nicht unseres Amtes, im Anschauen weltgeschichtlicher Contraste zu verweilen, die ganz und rein nur mit den Farben Byron'scher Poësie dargestellt werden könnten; kehren wir zu den Begebenheiten der jüngsten Monate zurück.

Die Revolution vom 18. März war die unausbleibliche Folge der Belagerung, zuletzt also der Befestigung von Paris. Die aufgeregten Massen, der Arbeit entwöhnt, vom Staat ernährt und bewaffnet, durch Schmeichelei der Machthaber noch zu höheren Anmaßungen getrieben, weigern sich zunächst in den friedlichen Zustand beherrschten Elends zurückzukehren. Die alten unausrottbaren Lehren des Communismus wagen sich hervor, an den praktisch communistischen Zustand der Belagerungszeit anknüpfend. Der schwachen, ihrer geringen Truppenmacht nicht trauenden Regierung von Versailles gegenüber wächst den Aufständischen der Muth; Anfang April sind sie es, die den Kampf beginnen, bis in den Mai hinein setzen sie ihn gegen die sehr langsam wachsende Defensive der Versailler ohne sichtlichen Nachtheil fort. Mittlerweile befestigen sie sich in ihren wirren Gedanken und Ansprüchen, es kommt Methode in den Wahnsinn, verwegene Führer, darunter internationale Parteigänger des Umsturzes, die nur auf der Barricade — gleichgiltig unter welchem Himmelsstrich — eine Art Heimatsgefühl überkommt, tauchen aus der Masse hervor, rohe Anfänge einer Nothverfassung werden gemacht, kläglich zusammengesetzt aus Erinnerungen an die nicht minder wilde, aber größere Zeit der neunziger Jahre, aus der Negation bisheriger Staatsformen und doch auch wieder aus der Erbschaft einiger ihrer Einrichtungen und vor allem ihrer Hülfsmittel. Indessen ist es nur der Zwang des Kampfes selber, was die Kämpfer nothdürftig einigt; daß sie eine Zeit über an Erfolg geglaubt haben, muß man wohl annehmen, daß sie ihn hernach selbst zu nichte gemacht hätten, ist unzweifelhaft. Seit um Mitte Mai die Regierungstruppen zum Angriff übergehen, seit die Südforts in ihre Hände gefallen, lösen sich die Reste einer Lebensordnung in der Commune vollends auf, bald erscheint nur eine Ordnung des Untergangs und der Vernichtung noch möglich. Mit einer Energie der Verzweiflung, wie sie nur Besiegte der Vorzeit, denen Tod oder Sclaverei gewiß war, bewiesen haben, mit einer Phantasie der

Ruchlosigkeit, die so colossal nie dagewesen, versuchen sie ihr eigenes Verderben durch die Zerstörung ihrer Weltstadt denkwürdig zu machen. Am 29. Mai, nach zehnwöchentlichem Aufruhr, achtwöchentlichem Bürgerkrieg, achttägiger Straßenschlacht ist die französische Nation ihrer Hauptstadt wieder Meister; mit der elementaren Vernichtungswuth der Besiegten wetteifert eine Zeitlang die schonungslose Erbitterung der Sieger. Und das alles angesichts des Landesfeindes, wie der Selbstmordsversuch des ruinirten Spielers vor den Augen des Gewinners!

Uns selber erwuchs aus diesen traurigen Vorgängen nur die eine Genugthuung, daß in den Völkern allmählich ein gerechteres Urtheil über unsere eigenen Thaten wieder erwachte. Wie lange war es her, daß die dankbare Feier unserer ungesuchten Erfolge, die in Amerika ehrfürchtigem Anstande begegnete, von der kindischen Roheit des Zürcher und Bukarester Pöbels boshaft unterbrochen worden? Nun ging ein Schrei des Abscheus vor den Pariser Scheußlichkeiten durch die tugendstolzen Kammern Europas, selbst die Spanier — man verhalte das Lachen! — genossen eines Augenblicks ruhiger Bürgerfreude. Unsere realen Interessen jedoch wurden durch die Selbstzerfleischung unserer besiegten Feinde arg geschädigt. Wir greifen hier nicht auf das zurück, was bei Gelegenheit des Frankfurter Friedens vom 10. Mai und sonst häufig in d. Bl. gesagt worden, wie sehr wir die Polizistenrolle beklagen, die unser Heer so lange im fremden Lande zu spielen verurtheilt ward. Zu guterletzt haben wir damit doch erreicht, was unsere Führer sich vorgesetzt. Wie die passive Anwesenheit deutscher Truppen in den Forts der Nordostfront den Versaillern überhaupt erst die Niederwerfung von Paris möglich gemacht hat, so ist die Regierung Thiers durch nichts so sehr gestützt worden, als durch das Abkommen, das sie mit uns in Frankfurt getroffen. Die Restaurationsgelüste der alten Königsfamilien bleiben zunächst ein Schattenspiel an der Wand, die Anleihe gelingt nun wirklich 30 Tage nach der Eroberung der Hauptstadt, die erfreuliche Beschränkung unserer Occupation auf die östlichen Grenzlande steht in naher Aussicht und es hat den Anschein, als werde Frankreich mindestens zwei Jahre hindurch unter dem Provisorium einer freilich mit Vorbehalt aufrichtigen Republik an der Wiederherstellung seiner Kräfte und der schnellen Befriedigung unserer Forderungen arbeiten können, die wir mit beschämender Vorsicht zu überwachen gezwungen sind. Was weiter hinausliegt, wollen wir fürerst den Propheten auszudenken anheimstellen.

Was nun die innere Geschichte des Reiches und seiner Bundesstaaten angeht, so werden wir die Ergebnisse der Session des Reichstags, den wir auf seinem Gange regelmäßig begleitet haben, alsbald in einer eigenen Ueberschau zusammenfassen; hier sei nur daran erinnert, daß die vielfachen Irrun-

gen, in die zuletzt seine Verhandlungen ausliefen, eigentlich außerhalb aller Parteikämpfe lagen. Vielmehr gerieth fast die ganze Körperschaft als solche mit der Regierung in Hader theils über technische, theils über principielle Fragen. Am Ende ist denn der Streit durch beiderseitiges Nachgeben noch leidlich beglichen worden, so daß der Pflicht der Dankbarkeit gegen das Heer, oder wer sonst unterm Kriege gelitten, reichlich genügt, ein paar wichtige Reichsgesetze gegeben und Elsaß-Lothringen versuchsweise eine provisorische Organisation verliehen werden konnte, von der wir nur wünschen, daß ihren Mängeln überall praktisches Geschick und guter Wille zu Hülfe käme. Die großen Gegensätze der Reichsfreunde und -Feinde stießen sonst nach den aufregenden Kirchendebatten der ersten Wochen kaum mehr zusammen; in den Einzelstaaten aber kämpfen nach wie vor diese Gegensätze mit einander. Wenn da die mit Hessen abgeschlossene Militärconvention — weit mehr, als die kaum bessernde aber doch sühnende Entlassung Dalwigk's — als ein Sieg der Einheitssache bezeichnet werden darf, so erregten andererseits unheimliche Gerüchte über welfische Umtriebe in Betreff der braunschweigischen Erbfolge die gerechte Besorgniß aller Nationalgesinnten. Im übrigen muß besonders auf den kirchlichen Kampf hingedeutet werden, der in Baiern ausgebrochen und bis zu dieser Stunde durch die scheu zögernde Regierung noch immer nicht energisch zu Ende geführt worden ist; auch dieser Kampf interessirt uns vornehmlich, insoweit er mit der nationalen Sache zusammenhängt, denn ihr würde eine Veränderung des Ministeriums nach der freisinnigen Seite hin nothwendig zugute kommen. Beugt die bairische Regierung den Trotz der durch Döllinger's muthiges Gebahren aufgeregten Klerisei, so erleidet in der Coalition der Bischöfe zugleich der ganze deutsche Ultramontanismus eine Niederlage. Was in Rheinland und anderwärts verabsäumt worden, kann zum Theil von München aus wieder gut gemacht werden. Nur freilich — wer kann zu einem Regiment der Impulse anstatt der Grundsätze rechtes und dauerhaftes Vertrauen hegen?

Unser Nachbarreich Oestreich-Ungarn, mit dem wir endlich ernsthaft in freundliches Verhältniß getreten sind, hat wieder einmal ein paar Monate lang an alter, schwerverwüstlicher Lebenskraft zehrend sein rathloses Dasein weitergefristet. Das Februarministerium, mit Haß und Hohn empfangen wie keins zuvor, hat durch seine schüchtern unbedeutenden Pläne und Versuche bewiesen, daß es nur dazu da ist, um Zeit zu gewinnen zur Auffindung und Vorbereitung wirksamer politischer Maßregeln, mit deren Ausführung dereinst kräftigere, vielleicht militärische Gestalten betraut werden mögen. Die Opposition, baar an eigenen positiven politischen Gedanken, hat sich mit ihrem thörichten Sturmlauf gegen das Ministerium die verdiente Abweisung geholt und sich schließlich doch in die Weiterführung des aussichtslosen Provisoriums

gefunden. Mit den verständigen Polen gelingt der Regierung vielleicht sich abzufinden, die czechischen Ansprüche zu befriedigen wird ihr ebensowenig glücken, wie ihren Vorgängerinnen; darüber wird auch sie wohl am Ende fallen; was dann — wer weiß Jemanden, der das wüßte?

Gewisse Krankheiten scheinen jetzt in unserer europäischen Völkergesellschaft epidemisch: politische Schwäche und Finanznoth in Frankreich, Spanien, Italien, Oesterreich-Ungarn und den Staaten der niederen Donau; ja England sogar leidet an der ersteren und mußte, um dem Uebel nach zwei unzweifelhaften Niederlagen, in der Pontus- und Alabamafrage, endlich zu wehren, widerwillig zur Erhöhung der Einkommensteuer schreiten. Wie unbedeutend ist doch übrigens die Session des Parlaments bisher verlaufen: lahme Versuche der aus Entkräftung weisen Regierung, ihre diplomatischen Rückschritte zu verbergen, Parteiangriffe der Opposition ganz im alten Stile, eben nur um der Partei willen — da sie schwerlich besser regiert haben würde — lässige oder doch zaudernde Behandlung der wichtigen Armeereorganisation. Allenthalben zeigt sich auch sonst die Nachwirkung des großen Krieges, Frankreich und Italien täuschen sich mit Entwürfen zur Einführung allgemeiner Wehrpflicht, die schließlich doch keine sein wird; Schweden hat sich vergeblich mit der Ausbesserung seiner verrotteten Heereseinrichtungen abgemüht, Rußland arbeitet daran ganz in der Stille und wird vermuthlich schneller als alle anderen zum Ziele kommen. Die Friedenaussichten stehen bei diesem allgemeinen Reformbedürfniß günstiger als je. Rußland läßt sich an seinen wohlfeilen diplomatischen Erfolgen genügen, kokettirt mit der Türkei und läßt selbst in Asien den gegen Chiwa aufgehobenen Arm vorläufig wieder sinken. Der häusliche Zwist zwischen Sultan und Khedive ist wieder einmal mit orientalischer Liebe vertragen, in Rumänien hat die Drohung des Fürsten, nicht mehr mitspielen zu wollen, die Ausgelassenheit des politischen Kinderspiels etwas gedämpft. Italien blickt mit ängstlicher Artigkeit auf das zur Kirchlichkeit zurücktaumelnde Frankreich und böte gerne dem Papste noch obendrein eine Garantie für die Garantien, wenn er nur einschlagen wollte. In Spanien lärmt die Demagogie gegen Monarchie und Kirche, man prügelt sich im Cortessaale und tobt auf den Straßen. Schweden und Norwegen, durch Natur und Geschichte gleichsam Rücken an Rücken gebunden, verweigern hartnäckig in engerer Union sich die Gesichter zuzukehren. Amerika endlich hat zwar England volle Genugthuung abgerungen, leidet aber an tiefen, mühsam zu verwindenden Schäden vom Bürgerkriege her. Die Zustände in den Sclavenstaaten sind unerträglich und der Präsident unfähig im Sinne Lincoln's oder selbst nur Johnson's die innere Herstellung zu vollenden. Kurz: sie sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir errungen haben und unablässig zu behaupten bemüht sein müssen.

Alfred Dove.

Literatur.

Hermann Reuchlin, Geschichte Italiens. 3. Theil. Leipzig, S. Hirzel 1870. — Den italienischen Dingen kommt lange nicht mehr dieselbe warme Sympathie von uns Deutschen entgegen, die wir ihnen noch vor ein paar Jahren schenkten. Zum Theil sind die Italiener selbst daran Schuld. Es scheint fast, daß ihnen an unserm Wohlwollen nicht eben viel gelegen war. Zwar über den abenteuerlichen Kreuzzug, den Garibaldi für den wohlklingenden Namen der Republik unternahm, werden sich nur Wenige unter uns ernsthaft geärgert haben. „Ein Herz von Gold und ein Büffelkopf", wie ihn Massimo d'Azeglio einmal nennt, hat Garibaldi längst das Privilegium, daß ihm bei allen Streichen mildernde Umstände zugeschrieben werden, wenn er auch nachgerade auf dieses Privileg sehr rücksichtslos hineinsündigt. Schlimmer ist, daß im Allgemeinen während des Kriegs das Herz der Italiener dem Lande gehörte, das vor Kurzem noch ihr Feind nicht minder war als der unsere. Sie hatten in ihren Unabhängigkeitskriegen das einemal der französischen, das andremal unserer Hilfe sich bedient, seitdem hatten sie Gelegenheit, über den Unterschied beider Allianzen, über ihren verhältnißmäßigen Preis, über die Verbindlichkeiten, welche dieselben auferlegten, nachzudenken. Ja sie müssen sich sagen, daß die französische Fahne heute noch, und wer weiß wie lange, von der Engelsburg wehte, wenn nicht die Schlachten von Weißenburg und Wörth gewesen wären. Und es ist sogar die Frage, ob nicht erst durch diese Schlachten die weise Neutralität entschieden worden ist, deren sich seitdem Herr Visconti-Venosta befleißigt hat. Nun wäre es von uns allzu empfindlich, wenn wir uns über Undank gegen die im Jahre 1866 geleisteten Dienste beschweren wollten, und die Italiener müssen selber am besten wissen, welches ihre Interessen sind; aber seit jenen mißgelaunten Angriffen, die Lamarmora nachträglich gegen das preußische Bündniß richtete, bis zu den Kammerdebatten dieses Frühjahrs in Florenz, wo Einer der conservativen Partei in die Wehklage ausbrach: „Wenn Frankreich fällt, so dünkt mich, die Sonne erlösche am Firmament," hat sich manches jenseits der Berge ereignet, was erklärlich macht, wenn wir mit dem Ausdruck unsrer Freundschaft etwas vorsichtig geworden sind, um nicht zudringlich zu erscheinen.

Doch auch wir tragen Schuld, wenn die Beziehungen von Volk zu Volk etwas kühler geworden sind. Wir haben, kurz gesagt, die Zeit nicht mehr, uns viel mit fremden Angelegenheiten zu beschäftigen. Und geraume Zeit ist uns ja der Antheil, mit welchem wir das Werden der Einheit in Italien begleiteten, fast ein tröstender Ersatz gewesen für die Empfindungen, die wir so gern dem eigenen Vaterland gewidmet hätten. Dort fanden wir, was wir bei uns vergeblich suchten. In Hoffnung blickten wir nach Italien als einem glänzenden Vorbilde, und es kam uns die Versuchung, das glücklichere Volk um seinen Cavour, seinen Garibaldi zu beneiden. Wir studirten die Geschichte der Italiener, um zu lernen, wie man es anfangen müsse, selber Geschichte zu machen. Je aussichtsloser bei uns die Proklamationen des Nationalvereins wurden, um so mehr interessirte uns, was der dortige Verein gleichen Namens für die Einheit seines Vaterlandes leisten durfte. Wir vertieften uns in das Wesen der dortigen Parteien mit beständigem

Seitenblick auf die unsrigen. Das Alles war gar nicht ohne Nutzen, aber es verlor an Nutzen wie an Reiz, als wir eines Tages zu unsrer eigenen Ueberraschung inne wurden, daß wir selbst auf dem besten Weg zur Einheit begriffen waren, ja ein erkleckliches Stück dazu bereits zurückgelegt hatten. Seitdem wurde der eigene Weg uns mit jedem Schritt werther. Neben den Parallelen fingen wir an, zugleich der tiefen Unterschiede in der Geschichte beider Länder uns bewußt zu werden. Dazu kam, daß die italienische Erhebung, sobald das Ziel der staatlichen Einheit erreicht war, viel von ihrem bewundernswerthen Glanze verlor. Die Empfindung des Neids kam uns von Jahr zu Jahr mehr abhanden. Gegen einen Lobbia schienen doch selbst die Liebknecht und Bebel erträgliche Gesellen, und wenn wir die ewigen Ministerveränderungen in Florenz bedachten, wurden wir sogar geneigt, über die Dauerhaftigkeit eines Hrn. v. Mühler milder zu urtheilen. Im Ganzen zeigte sich der Hauptunterschied: wir waren offenbar im Begriff, das Material zuvor solid und gründlich durchzuarbeiten, bevor wir uns erlaubten, den Bau fertig bis zum Gipfel aufzurichten; umgekehrt, die Italiener hatten rasch diesen Bau gezimmert, und erst nachträglich zeigte sich, wie mühsam sie von den ersten Grundlagen an nachzubessern haben.

Es war also gewissermaßen ein stoffliches Interesse, das uns angetrieben hatte, fleißig mit der neueren Geschichte von Italien uns zu beschäftigen. Aber die wahre Kritik ist bekanntlich erst dann möglich, wenn jedes Nebeninteresse beseitigt ist. Auch die italienische Geschichte werden wir unbefangener verstehen, seitdem unsre Stimmung gleicherweise frei von Liebe und von Haß geworden, seitdem unsre Rechnung mit Italien ausgeglichen ist. Sind wir dann erst mit der dringlichsten Arbeit im eigenen Hause fertig, ist diese selbst in gewissem Sinn in die Geschichte zurückgetreten, so wird es immer eine anziehende Beschäftigung sein, den aufwärts gerichteten Gang, den ein noch tiefer darniederliegendes Volk genommen, und der bei so vielen Aehnlichkeiten doch wieder so grundverschieden gewesen ist, auch in seinen Einzelnheiten theilnehmend zu verfolgen. Auf jeden Fall gehört die Erhebung Italiens nicht minder als die unsrige zu den großen Phänomenen, welche unsre Epoche charakterisiren. Und im Grunde ist es nicht einmal richtig, daß unsre Rechnung mit dem hesperischen Lande schon völlig beglichen ist. Denn offenbar lebt das Papstthum noch der Hoffnung, den Einfluß, den es in Italien verliert, sich in Deutschland wieder zu erobern, und so scheint es fast, als ob es uns auch jetzt noch nicht gelingen solle, uns ganz von dem Verhängniß zu befreien, das seit langen Jahrhunderten unsere Geschichte mit der Italiens zusammenkettet.

An Hermann Reuchlin's Geschichte des neueren Italiens besitzen wir ein Werk, das längst als zuverlässiger Führer geschätzt ist und das nicht zu günstigerer Zeit uns Deutschen hätte dargeboten werden können. Der erste Band wurde im Frühjahr 1859 veröffentlicht, also zu einer Zeit, da alle Blicke dem Lande sich zuwandten, dessen eben vergangenes Jahrzehnt mit seiner stillen vorbereitenden Arbeit von uns wenig beachtet und gekannt war; daher die Verblüfftheit, mit welcher im ersten Augenblick die öffentliche Meinung in Deutschland dem plötzlichen Ausbruch jenes Kriegs gegenüberstand. Reuchlin trug nicht wenig dazu bei, die Einsicht zu verbreiten, daß es sich doch nicht blos um einen frevelhaften Bruch des Weltfriedens von Seiten

Napoleon's handle, sondern zugleich um eine gerechte Erhebung des italienischen Volkes, der es nicht an reiflicher innerer Vorbereitung fehlte, ja die schon eine ganze Geschichte hinter sich hatte. Nun erschien der dritte Band dieser Geschichte in einem kaum minder bedeutsamen Augenblick, da, was damals begonnen wurde, glücklich erfüllt, „der Pol der italienischen Sehnsucht, das Capitol, erreicht ist". Mit Novara, mit dem Scheitern der Erhebung von 1848 hatte der zweite Band geendet. Piemont war nach dem zweimal verunglückten Anlaufe tief erschöpft und gedemüthigt. Allein eben jetzt stieg rasch seine moralische Geltung in Italien, fester klammerten sich an diesen Staat die nationalen Hoffnungen, denn Piemont hatte, die Dynastie voran, die eigene Existenz an die Befreiung der Nation gesetzt, und es hielt jetzt, wiederum der König voran, während ringsum eine verhaßte Reaction hereinbrach, mit fester Treue an der Verfassung fest. Im tiefsten Falle waren bereits die Elemente der baldigen Erhebung sichtbar, und nicht ohne tröstliche Aussicht konnte der Verfasser damals die Leser entlassen. Nun führt der dritte Band die Geschichte Italiens um ein volles Jahrzehnt weiter, um jenes denkwürdige Jahrzehnt reich an innerer Arbeit, voll freudiger Werdelust, das die Aufschrift Cavour führt. Er erzählt, nachdem im ersten Kapitel die Ereignisse in Rom bis zur vollendeten Restauration des Kirchenstaats geschildert sind, die Wiederaufrichtung Piemonts, die Sammlung zu neuem Verlauf, die Theilnahme am orientalischen Krieg, die Vorgeschichte, den Anlauf und die nächsten Folgen des Kriegs von 1859, bis zu dem Punkte, da mit dem letzten Ministerium Cavour im Januar 1860 eine neue entscheidende Krisis eintritt.

Man kennt die Eigenthümlichkeiten und wenn man will, die Eigenheiten von Reuchlin's Geschichtserzählung. Zunächst das wohlwollende, doch freie, unbestochene Urtheil, das unerbittlich ist, wo es sich um falsche aufgedunsene Größen handelt. Dem sinnlosen Radicalismus ist er ebenso abhold, wie den Greueln der Priesterherrschaft. Dabei ist aber der Eifer gegen das Schlechte, das z. B. Emil Ruth's verdienstvoller Geschichte einen einseitigen und fast schwarzgalligen Charakter gibt, bei Reuchlin durch Humor gemildert; er weiß, daß der Ruf des Geschichtsschreibers ist, zu erzählen, nicht zu schelten. Und seine Erzählung ruht auf einem überaus reichen Material, das mit seltener Belesenheit zusammengetragen und verarbeitet ist. Die Unterhandlungen der Diplomatie und die Schlachtberichte, die Parlamentsverhandlungen, die Pamphlete der Parteien, die Memoiren, selbst die Carricaturen des Tages, Alles ist mit Fleiß durchforscht und in sachgemäßen Auszügen in die Darstellung verwoben. Dazu kommt ein öfters wiederholter Aufenthalt des Verfassers in Italien, der ihm die persönliche Bekanntschaft vieler Notabilitäten und die Kenntniß mancher intimer Beziehungen erschlossen hat. Mit diesem Reichthum des Details hält nun allerdings die Kunst der Darstellung nicht gleichen Schritt. Sie entbehrt des Ebenmaßes und des leichten Flusses. Der Verfasser liebt es abzuspringen; geistreiche Gedanken, die ihm dazwischen kommen, weiß er nicht recht im Zaume zu halten. Der Leser findet sich belehrt und immer lebhaft angeregt, aber er kommt nicht recht zum ungestörten Genusse.

Nun ist der neueste Band um Vieles gereifter als seine Vorgänger; gereifter in jeder Beziehung. Einmal ist im letzten Jahrzehnt eine Fülle

von geschichtlichen Quellen ans Tageslicht getreten, die bei kritischem Gebrauch eine viel vollständigere Erzählung gestatten, als dies in den früheren Bänden der Fall war. Wie vieles ist aus den Archiven der gestürzten Höfe an die Oeffentlichkeit gezogen worden, und wie reich ist die Literatur der Memoiren, der Gelegenheitsschriften, der Briefsammlungen, während allerdings die eigentliche Geschichtsschreibung noch immer gänzlich zu ruhen scheint. Aus der neueren Zeit besitzen die Italiener nichts, was sie der umfassenden Arbeit Reuchlin's an die Seite setzen können. Diesem kam bei dem weiteren Fortgang seines Werkes noch ein Weiteres zu Gute. Dem Deutschen, der vor dem Jahre 1859 oder während desselben schrieb, ist nicht zu verdenken, wenn sein Urtheil über das Ziel der italienischen Bewegung bei allen unverkennbaren Sympathieen unsicher oder wenigstens zurückhaltend blieb. In viel günstigerer Lage ist der Geschichtsschreiber, wenn das, was er zu erzählen hat, im Wesentlichen vollendet und abgeschlossen vor ihm liegt, wenn er im Voraus übersehen kann, welches die wirksamen Hebel, die zukunftreichen Elemente waren, und was dagegen nur ein vielleicht glänzendes oder lärmendes Eintagsleben genoß. Von dem erreichten Ziele aus läßt sich nicht nur das Ganze mit Sicherheit überblicken, sondern auch dem Einzelnen erst die richtige Stelle anweisen. Kurz, an Personen, wie Ereignisse läßt sich, obwohl sie unserem Zeitalter angehören, ein wirklich historischer Maßstab anlegen. Daß nun Reuchlin auf diesem festen Boden sich wußte, als er das Emporkommen des piemontesischen Staates erst unter Azeglio, dann unter Cavour's sicherer Leitung zu schildern hatte, spürt man gleichsam bei jedem Schritt. Bringt der Historiker nicht ganz absonderliche Neigungen mit, so ist ihm ja auch ein Fehlurtheil kaum möglich, denn die Leistung des Staatsmannes liegt vor, die Meinungen der Diplomatie müssen sich gefallen lassen, ihren Werth nach dem Erfolge bemessen zu sehen, die Parteiprogramme sind durch die Geschichte gerichtet. Und diese Sicherheit des Urtheils scheint nun auch die Feder des Verfassers zu beflügeln, seine Darstellung ist entschieden flüssiger und abgerundeter. In Manchem hat Reuchlin sich diesmal kürzer gefaßt, so sind mit Recht die militärischen Beschreibungen kürzer gehalten, auch die diplomatischen Schachzüge übersichtlicher behandelt. Um so größere Aufmerksamkeit ist dem Gang der öffentlichen Meinung, und besonders der inneren Geschichte des piemontesischen Staates unter Cavour gewidmet, wodurch erst ein genaueres Verständniß der späteren, mehr in ihren Umrissen als in ihrem Zusammenhang bekannten Ereignisse erschlossen wird. Napoleon wird sehr glimpflich behandelt. Seine italienische Politik ist auch in der That, was die Thätigkeit nach außen betrifft, der Glanzpunkt des zweiten Kaiserreichs. Selbstverständlich ist aber der Antheil, den der berechnende Egoismus an dieser Politik hatte, nicht verschwiegen, so wenig als die Schwankungen und Verlegenheiten, die sich die unitarische Partei mit so viel Glück zu Nutzen machte.

Zu den interessantesten, durchgearbeitetsten Capiteln dieses Bandes gehört das 36., „Toscana im Jahre 1859." Die Geschicke dieses Mittelstaates bildeten gewissermaßen den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der Einheitsbewegung. Daß die Landschaften nördlich vom Appennin, die Lombardei, Parma, Modena, auch die Romagna mit dem subalpinischen Staat unmittelbar vereinigt würden, war beim Ausbruch des Krieges von 1859

so zu sagen selbstverständlich. Die Cavour'sche Politik war darin vollkommen einverstanden mit der Nationalpartei. Mit der Arrondirung dieses norditalienischen Königreiches, wie sie längst das Augenmerk der piemontesischen Politik gewesen, war aber der italienische Einheitsstaat noch mit nichten gegeben oder nur auch als Ziel aufgestellt. Auch für den Bundesstaat blieb jene Arrondirung eine nothwendige Voraussetzung. Erst wenn die unitarische Bewegung den Appennin überschritt, wenn sie auch Toscana ergriff, war die Annexion der übrigen Halbinsel unaufhaltsam. Man erinnert sich, wie Lorenzo de Medici Toscana zum Schwerpunct für ein Balancirsystem der italienischen Staaten zu machen versuchte. Jetzt zeigte es sich in der That als das Zünglein an der Wage; neigte es sich auf die Seite der Annexion, so waren auch Neapel und Rom verloren. Nun war aber gerade Toscana derjenige Staat, der am meisten die Berechtigung zu einer selbständigen Existenz zu haben schien. Die Toscaner allein waren in der Lage etwas zu verlieren; stolz auf ihre Vergangenheit und ihre milden josefinischen Einrichtungen, ein Volk von gemäßigtem, weichem Charakter, feinerer Sitte und Bildung vor den anderen sich rühmend, standen sie unter einem Regiment, das wohl schwach aber keineswegs tyrannisch war, das weniger als alle anderen eine Mißregierung genannt werden konnte. Hier fand denn auch ein Proceß, eine wirkliche Auseinandersetzung zwischen den nationalgesinnten Anhängern des Einzelstaates und dem Einheitsprogramm statt, das allerdings als die unerbittliche ultima ratio drohend hinter jedem Fehler und Versäumniß stand. Der Nationalverein hatte es seit mehreren Jahren proclamirt, und seine Stärke besaß es eben in seiner rücksichtslosen Klarheit; aber damals fehlte noch viel, daß die Nationalen in Toscana dieses Programm mit allen seinen Consequenzen als das ihrige betrachteten. Nichts wäre irriger als die Meinung, daß diese nur ein Spiel mit der Dynastie getrieben und von Anfang an auf deren Sturz losgesteuert hätten. Vielmehr wie Cavour durch seine Agenten vor einem Aufstand warnte und von der lothringischen Dynastie nur die Allianz, den Eintritt in den Nationalkrieg verlangte, und bis zum letzten Augenblick zu verlangen nicht müde wurde, so war dies auch die Forderung der tonangebenden Partei unter den Nationalen, der „Aristonationalen", wie Reuchlin die Partei Ricasoli nennt, ein treffender Ausdruck, wenn man das zweisprachige Mischwort gelten lassen will. Erst als der Großherzog, von Oestreich berathen, zögerte, bis es zu spät war, kamen diese Aristonationalen mit ihrem gemäßigten Programm ins Gedränge, und es es bedurfte auch dann noch der napoleonischen Intriguen, die auf ein Königreich Etrurien für den Prinzen Plonplon abzielten, und des erschütternden Schlages von Villafranca, um sie alle in rücksichtslose Unitarier umzuwandeln. Die eigenartige Gestalt des Barons Ricasoli, die sich hoch inmitten dieser Krisis von Mittelitalien aufrichtet, ist mit besonderem Glück von Reuchlin gezeichnet.

Man weiß, wie der Friede von Villafranca auf die Italiener wirkte. Cavour war niedergeschmettert und nahm seine Entlassung. Buoncompagni, der sardinische Gesandte in Florenz, trauerte wie über ein Familienleid. Ricasoli wollte im ersten Augenblick vom Ministerrath zurücktreten, weil er nichts mehr für Italien thun könne. Aber nach wenigen Tagen stand ein Jeder wieder aufrecht auf seinem Posten. Durch ganz Italien blitzte der

Gedanke, daß der Weg nach Venetien über Mittelitalien gehe, und keine Phase der italienischen Erhebung verdient größere Bewunderung als diejenige, die sich unmittelbar an Villafranca anschloß; denn hier zeigten die Italiener erstaunliche Klugheit und Mäßigung, Zähigkeit und Disciplin. Hier durfte kein Fehltritt gemacht werden, und es wurde keiner gemacht; dieser Friede, sobald nur der erste Schreck vorüber war, schien jeden einzelnen Italiener zur höchsten Leistung, zur Einsetzung seiner besten Kraft herauszufordern, und zuletzt half ihnen denn allerdings Napoleon, der für Mittelitalien sich den Preis bezahlen ließ, der ihm für die Befreiung Oberitaliens bis zur Adria zugesagt war.

Ricasoli war für seine Person schon in Folge der Hartnäckigkeit des Großherzogs zu den Unitariern gegangen, wohin ihm seine Freunde nur zögernd folgten. Aber nach Villafranca, war seine Meinung, könne es überhaupt keine Anhänger der Einzelstaaten mehr geben. Er schrieb in diesen Tagen: „So lange der Krieg währte, so lange man noch die Hoffnung nähren durfte, daß nach völliger Vertreibung der Oesterreicher aus ganz Italien das oberitalienische Königreich seine Kraft durch Venetien verstärkt sähe, hatte die Autonomie Toskanas noch ihre Vertheidiger. Jetzt aber sind sie verschwunden. Und weshalb? Weil in Toskana alle anderen Gedanken durch die italienische Nationalidee verdrängt werden. Nachdem Toskana, wie die anderen italienischen Staaten, die schmerzliche Erfahrung gemacht hat, wie wenig Sicherheit auch guten Institutionen in kleinen Staaten innewohnt, und wie unfruchtbar sie in denselben sind, hat es jetzt in seiner Kleinheit eine beständige Bedrohung seiner Civilisation erkannt; und so hat sich das, was man bisher Liebe zu seiner Autonomie nannte, in ein Verlangen nach Vergrößerung verwandelt, um sich zur Selbstvertheidigung zu stärken." Die Art, wie Villafranca auf die Italiener wirkte und wie die Deutschen z. B. den Prager Frieden aufnahmen, wird immer charakteristisch bleiben für das politische Temperament beider Nationen.

Während der Anschlußbewegung in Mittelitalien hatte Cavour als aufmerksamer Beobachter zurückgezogen auf seinem Landgute gelebt; er hatte die Einheitspartei in der Stille ermuntert und an Rattazzi's steigender Unfähigkeit sich geärgert. Endlich schienen ihm die Dinge reif, im Januar 1860 hielt er es an der Zeit, selbst wieder das Steuer zu ergreifen. Auf dem Punkt, da er neugestählt und voll kühnen Selbstvertrauens sein letztes Ministerium antritt, um die Annexionen in das öffentliche Recht Europas einzuführen und zu neuen Gängen sich zu rüsten, bricht die Erzählung Reuchlin's für jetzt ab. Im nächsten Band des trefflichen Werks, zu dessen Vollendung wir dem Verfasser eine glückliche Muße wünschen, soll die Geschichte Neapels von 1850 an nachgeholt und die Geschichte des Königreichs Italien bis zum Herbst 1866 dargestellt werden. W. Lang.

Berichtigungen. Zu Heft 24, p. 899 ist zu bemerken, daß H. Blankenburg eine Herausgabe seiner in der Schles. Ztg. während des Krieges veröffentlichten strategischen Aufsätze nicht beabsichtigt. —

Heft 25, p. 967, Z. 15 v. u. lies leuchtende statt beleuchtende.

Ausgegeben: 30. Juni 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig. — Druck von G. Reusche in Leipzig.